Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1830.
Erster Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

K. K. HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1830

der

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. a) Aristotelis Ethic. Nicomacheorum libr. X. ed. Cardwell.
   b) Aristotelis Ethic. Nicomach. libr. X. ed. Michelet. — Jan. S. 148. — Michelet.
2. E. Reinhold. Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie. I. Thl. u. II. Thl. I. Hälfte. — März S. 407. — Rötscher.
3. J. N. Fichte, Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie. — Mai. S. 707. — Michelet.
4. Kapp. Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts nach d. Mosaischen Genesis. — Mai. S. 772. — Rosenkranz.
5. Ph. Damiron. Essai sur l'histoire de la Philosophie en France au 19. siècle. — August. S. 270 — Carové.
6. H. Azaïs. Explication universelle. 4 Tom. — Oct. S. 559. — Michelet.
7. Doctrine de St. Simon. Exposition. Première année. 1829. — Decemb. S. 913. — Carové.

II. Theologie.

1. a) Denkschrift für die Aufhebung des den kathol. Geistlichen vorgeschriebenen Cölibats.
   b) Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i a.
   c) J. A. Theiner u. A. Theiner. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christl. Geistlichen. Dritter Artikel. — Jan. S. 36. — Carové.
2. A. Tholuck. Commentar zu dem Evangelio Johannis. 2te Aufl. — Jan. S. 91. u. 105. — Lehnerdt.
3. a) Hahn. Lehrbuch des christlichen Glaubens.
   b) Baumgarten-Crusius. Grundzüge der biblischen Theologie.
   c) Knapp, Christliche Glaubenslehre.
   d) Bretschneider. Handbuch der Dogmatik.
   e) Schleiermacher über seine Glaubenslehre. Erster Art. — Febr. S. 182 u. 201. — Rust.
4. Caillau et Guillon, Collectio S. S. Ecclesiae Patrum. Tom. I – X. — März. S. 412. — Marheineke.
5. Oegger. Le vrai Messie. — März. S. 427. — v. Meyer.
6. Eylert. Ueber den Werth und die Wirkung der für die evang. Kirche in den königl. Preufs. Staaten bestimmten Liturgie und Agende. — Mai. S. 729. — Marheineke.
7. Chr. Fr. Ammon. Handbuch der christl. Sittenlehre. Erster Artikel. — Jul. S. 1. Zweit. Art. Oct. S. 614. — Marheineke.
8. Kaiseri Commentar. in priora Geneseos capita. — Jul. S. 44. — J. F. v. Meyer.
9. I. A. Möhler. Athanasius der Grofse und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus. — Aug. S. 183. — L. Pelt.
10. A. F. Kleinert. Ueber die Echtheit sämmtlicher in dem Buche Jesaia enthaltenen Weissagungen. — Sept. S. 422. — J. F. v. Meyer.
11. a) Kopp. Die kathol. Kirche im 19. Jahrhundert.
    b) Der „katholischen Kirche" zweiter Theil oder Paragraphen zu einer neuen Verfassungs-Urkunde derselben. — Nov. S. 641. — Carové.
12. Fleck. De regno divino liber exegeticus historicus. — Nov. S. 673. — Pelt.
13. Pelt. Epistolae Pauli apostoli ad Thessalonicenses. — Nov. S. 768. — Vatke.
14. Schleiermacher. Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche. II. Ausg. I. Band. — Decemb. S. 841. u. 865. — Rosenkranz.
15. Sartorius. Apologie des ersten Artikels der Augsburger Confession. — December. S. 956. — Marheineke.

III. Jurisprudenz und Staatswissenschaft.

1. Mittermaier. Das Deutsche Strafverfahren. — Februar. S. 208. — Spangenberg.
2. Bresson. Histoire financiere de la France. 2 Vol. — Febr. S. 233. u. 251. — v. Malchus.
3. Lelewel. Geschichtliche Darstellung der Polnischen Civil- und Criminal-Gesetzgebung. — März. S. 383. — Hube.
4. R. v. Sydow. Darstellung des Erbrechts nach dem Sachsenspiegel. — April. S. 502. — Albrecht.
5. Jac. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. — April. S. 515. u. 544. — Homeyer.
6. Lerminier. Introduction génerale à l'histoire du droit. — April. S. 629. — Gans.

Digitized by Google

7. F. Donandt. Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. I. Theil. — Juni. S. 823. Phillips.
8. J. L. Bernhard. Ueber die Restauration des Deutschen Rechts. — Juni S. 838. — Gans.
9. H. Richter. Das philosophische Strafrecht, begründet auf die Idee der Gerechtigkeit. — Juni. S. 881. — Abegg.
10. J. Salvador. Histoire des Institutions de Moise et du peuple Hebreu. 3 Vol. — Jun. S. 941. — Gans.
11. J. F. H. Abegg. Untersuchungen aus dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft. — Aug. S. 213. — J. F. H. Abegg.
12. Reeves. History of the English Law. Vol. V. October S. 524. — Phillips.
13. v. Savigny. Geschichte des Röm. Rechts im Mittel-Alter. V. Band. — Nov. S. 718. — Witte.

IV. Geschichte und Kriegswissenschaft.

1. Pabel. Rufsland in der neuesten Zeit. — Jan. S. 6 — Varnhagen von Ense.
2. De Skra van Nougarden, übersetzt von H. Behrmann. — Jan. S. 36. — Lappenberg.
3. v. Ledebur. Kritische Beleuchtung einiger Puncte in den Feldzügen Karls des Grofsen gegen die Sachsen. — Februar. S. 197. — Phillips.
4. Johannsen. Historia Jemanae. — Februar. S. 252. — Kosegarten.
5. de Vaudoncourt. Histoire politique et militaire du prince Eugène Napoleon. — Febr. S. 295. — v. Griesheim.
6. Pfister. Geschichte der Deutschen. IIter Band. — März. S. 451. — Homeyer.
7. Weiske. De septem clypeis militaribus. — März. S. 459. — Homeyer.
8. Mémoires de M. de Bourrienne. 10 Vol. — Apr. S. 481. — Varnhagen von Ense.
9. Joh. Petersens Chronica oder Zeitbuch der Lande zu Holstein u. s. w. Herausgegeben von Kruse. — Apr. S. 564. — Mohnike.
10. a) Ssanang Ssetsen. Geschichte der Ost-Mongolen. Uebersetzt von J. J. Schmidt.
b) Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religions-Systemen des Orients u. s. w. von Demselben. Zweiter Artikel. — April. S. 584. — C. F. Neumann.
11. Menzel. Neuere Geschichte der Deutschen. III. Bd. — Apr. S. 596. u. 616. — Marheineke.
12. G. A. H. Stenzel. Geschichte Deutschlands unter den Fränkischen Kaisern. 2 Bände. — Juni. S. 809. — Varnhagen von Ense.
13. Schlosser. Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. I. Thl. III. Abth. u. II. Thl. I. Abth. — Juni S. 859. — Drumann.
14. M. Simon. Die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers. — Jun. S. 878. — v. Ledebur.
15. Wallensteins Briefe aus den Jahren 1627 bis 1634. Herausgegeben von Fr. Förster. II. u. III. Thl. — Jun. S. 913. — v. Griesheim.
16. Mémoires sur la guerre de 1809 en Allemagne, par le General Pelet. — Jul. S. 70. — Rühle v. Lilienstern.
17. Clement XIV. et Carlo Bertinazzi. Correspondance inédite. — Jul S. 84. — W. Neumann.
18. Konr. Mannert. Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken. — Jul. S 131. — L. Kufahl.
19. (Gagern.) Mein Antheil an der Politik, III. Der Bundestag. — Aug. S. 161. — Varnhagen von Ense.
20. J. Voigt. Geschichte Preufsens. II. Bd. — Aug. S. 241. — Lucas.
21. J. D. v. Braunschweig. Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthume. I. Thl. — Aug. S. 294. — Rühle v. Lilienstern.
22. Niebuhr. Römische Geschichte. I. Thl. III. verm. u. verb. Aufl. — Aug. S 302 — Goettling.
23. Histoire du Congrès de Vienne. Par l'Auteur de l'histoire de la diplomatie française. (Flassan) — Sept S. 391. — Varnhagen v. Ense.
24. C. D. Hüllmann. Städtewesen des Mittel-Alters. Thl. II. III. u. IV. — Sept. S. 473. — Lappenberg.
25. Des Doctor Elisäus Geschichte Wartans und der Schlacht der Armenier. — Oct. S. 494. — C. F. Neumann.
26. Suea Rikes Hafder af Erik Gustav Geijer. (Geschichte Schwedens) I. Thl. — Oct. S. 259. — Schubert.
27. Guizot. Cours d'histoire moderne. — Novbr. S. 725. — Leo.
28. Die Lübeckschen Chroniken in Niederdeutscher Sprache. I. und II. Thl. Herausgegeben von Grautoff. — November S. 754. — Lappenberg.
29. a) F. v. Rumohr. Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neuern Toscana.
b) C. Stüve. Ueber die Lasten des Grundeigenthums und Verminderung derselben.
c) J. Ch. Hundeshagen. Die Waldweide und die Waldstreu u. s. w.
d) Lüntzel. Die bäuerlichen Lasten im Fürstenthume Hildesheim. Erster Artikel. — Decemb. S. 801. — Zweiter Artikel. — Decemb. S. 925. — Leo.
30. J. O'Driscol, history of Ireland. — December S. 822. — Kufahl.

V. Philologie und Kunstkritik.

1. Ulphilae gothica versio epistolae div. Pauli ad Corinthios, sec. ed. C. O. Castillionäus. — Jan. S. 1. u. 9. — Graff.
2. E. v. Schenk. Schauspiele. I. Thl. — Jan. S. 29. und 41. — Robert.
3. Han koong tsew, a chinese tragedy, translated from the original by Davis. — Jan. S. 101. — C. F. Neumann.
4. a) Runor af K. A. Nicander.
b) Dikter af Nicander.
c) Nya Dikter af Nicander. — Jan. S. 118. — Mohnike.
5. H. E. Fofs. De Gorgia Leontino commentatio. — Januar S. 134. — Wendt.
6. Fragmentos de hum cancioneiro inedito, que se acha na livraria dos nobres de Lisboa. Impr. a custa de Carlos Stuart. — Febr. S. 161. — Diez.
7. Sallustii Opera, ed. Fr. Kritzius. Vol. I. — Februar. S. 172. — Ellendt.
8. A. de Laborde. Collection des vases grecqs d. M. L. Comte de Lamberg. — Febr. S. 284. — Hirt.
9. W. Grimm. Die Deutsche Heldensage. — Febr. S. 311. — Rosenkranz.
10. Goethe. Wilh. Meisters Wanderjahre. Zweit. Artikel. — März. S. 321. 327. u. 361. — Hotho.
11. Lied der Liebe, übers. u. ästhetisch erklärt v. Umbreit. Zweite Ausgabe. — März. S. 333. — v. Meyer.
12. F. Handii Tursellinus, seu de particulis latinis commentarius. Vol. I. — März. S. 399. — Bonnell.
13. Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. I. Jahrg. — März. S. 457. — Goethe.
14. Shakspeare's Schauspiele, von J. H. Vofs und dessen Söhnen H. Vofs u. A. Vofs. — April. S. 488. — A. Wagner.
15. Theater der Hindoos. Aus der englischen Uebertragung des Sanscritoriginals von Wilson, metr. übers. I. Thl. — Apr. 558. u. 569. — v. Bohlen.

Digitized by Google

16. Silvestre de Sacy, correspondance des Samaritains de Naplouse. — Mai. S. 641. — Gesenius.

17. Lobeck. Aglaophamus. Tom. I. — Mai. S. 655. — Bernhardy.

18. Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe. III. bis VI. Thl. — Mai. S. 681. u. 697. — Varnhagen von Ense.

19. Schmidt. Quaestiones grammaticae de praepositionibus graecis. — Mai. S. 753. — A. Benary.

20. Delbrück. Vertheidigung Platos und Xenophons gegen Niebuhr. — Mai S. 785. — Roetscher.

21. Egeria. Sammlung Italien. Volkslieder. Von W. Müller und O. L. B. Wolff. — Jun. S. 846. — W. Neumann.

22. Lobeck. Aglaophamus. II. Vol. (Zweiter Artikel) — Jun. S. 895. — Bernhardy.

23. Franz Toldy. (Dr. Schedel.) Blumenlese aus Ungrischen Dichtern mit einer einleit. Geschichte der Ungr. Poesie. — Jun. S. 921. — Hotho.

24. Thomas Moore. Letters and Journals of Lord Byron. — Jun. S. 932. u. S. 945. — G. v. Meyer.

25. v. Holtei. Schlesische Gedichte. — Jun. S. 959. — W. Neumann.

26. Oeuvres complètes de P. L. Courier. 4 Vol. — Jul. S. 17. — W. Neumann.

27. Quintiliani de Institutione oratoria libri XII. Editionis Spaldingianae Vol. V. Supplement. continens, cur. C. Timoth. Zumptius. — Jul. S. 38. — Bonnell.

28. a) Fornmanna Sögur. (Saga's der Vorfahren nach alten Handschriften, herausgegeben auf Veranstaltung der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde.)
b) Oldnordiske Sagaer.
c) Scripta historica Islandorum de reb. gest. veter. Borealium. — Jul. S. 99. — Mohnike.

29. G. Bernhardy. Wissenschaftliche Syntax der Griechischen Sprache. — Jul. S. 111. — Lobeck.

30. Wilh. Zahn. Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompei, Herculanum und Stabiae. — Jul. S. 118. — Hirt.

31. G. T. A. Krüger. Untersuchungen aus dem Gebiet der Lateinischen Sprachlehre. III. Heft. — Aug. S. 167. Ellendt.

32. Sculptured metopes discovered amongst the ruins of the temples of the ancient city of Selinus in Sicily; by William Harris and Samuel Angell in the year 1823, described by Samuel Angell and Thomas Evans. — Aug. S. 173. — Hirt.

33. J. G. L. Kosegartenii Chrestomathia Arabica. — August. S. 205. — Rückert.

34. Meng Tseu vel Mencium inter Sinenses philosophos ingenio et et. Confucio proximum, ed. Stanislaus Julien. — Aug. S. 255. — H. Kurz.

35. Dorow et Klaproth. Collection d'antiquités égyptiennes recueillies par M. Le Chevalier Palin. — Sept. S. 332. — J. G. L. Kosegarten.

36. Der Singerkriec uf Wartburc. Herausgegeben von L. Ettmüller. — Sept. S. 341. — Wackernagel.

37. Goethe's Werke. 29. Band. — Sept. S. 353. — W. von Humboldt.

38. Heliand oder die Altsächsische Evangelien-Harmonie. Herausgegeben von J. Andr. Schmeller. — Sept. S. 374. — Graff.

39. Lodovicos Ariostos Rasender Roland, übersetzt von J. D. Gries. II. Aufl. Neue Bearbeit. — Sept. S. 403. — A. Wagner.

40. Geschichte der Slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, von Paul Jos. Schaffarik. — Sept. S. 431. — Purkinje.

41. Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentar. Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828. u. 1829. München 1830. 2 Thle. — Septemb. S. 446. — K. A. Varnhagen v. Ense. — Sept. S. 468. (Zweite Anzeige.) — Goethe.

42. L. Börne. Gesammelte Schriften. I—VII. Thl. — Oct. S. 481. — W. Neumann.

43. a) Kleine lyrische Werke von Leop. Schefer. 2te Ausg.
b) Novellen von Leopold Schefer. I.—V. Bd. — Octob. S. 513. — Wendt.

44. Schauspiele von Elsholz. I. Bd. — Octob. S. 553. — W. Neumann.

45. Pindari Carmina, ed. L. Dissenius. Sect. I. u. II. — Oct. S. 569. u. 599. — Boeckh.

46. H. Stieglitz. Bilder des Orients. I. Bd. — Oct. S. 586. — Hotho.

47. Horatius Episteln, erklärt von Fr. Theod. Schmid. — Nov. S. 660. — Rötscher.

48. Das Leben Christian Nagels, durch Fr. v. Ammon und Theod. Herold. — Nov. S. 683. — Lange.

49. a) Rafn Fornaldar Sögur Nordrlanda.
b) Desselben Nordiske Fortids-Sagaer u. s. w. — Nov. S. 692. — Mohnike.

50. Hirt. Kunstbemerkungen auf einer Reise nach Dresden und Prag. — Nov. S. 699. — Hotho.

51. Jäckel. Der Germanische Ursprung der Lateinischen Sprache und des Römischen Volks. — Nov. S. 785. — Bopp.

52. Wolff. Sammlung Deutscher Volkslieder. — Nov. S. 795. — Rosenkranz.

53. Vitruvii Architectura ed. Stratico. Vol. I. II. III. — Dec. S. 897. — Hirt.

54. Rosen. Rigvedae specimen. — Dec. S. 948. — Bopp.

VI. Reine und angewandte Mathematik.

1. a) Gaufs. Theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae.
b) Gaufs. Supplement. theoriae combinationis etc. — Febr. S. 269. — v. Riese.

2. Opérations géodésiques et astronomiques pour la mesure d'un arc du parallèle moyen, executées en Piemont et en Savoye. — Nov. S. 741. — Oltmanns.

VII. Geographie, Physik und Chemie.

1. Ch. E. Schreiber. Ithaka. — Januar. S. 81. — Reinganum.

2. P. Katancsich. Orbis antiquus ex tabula itineraria quae Theodosii Imp. et Peutingeri audit. 2 Vol. — März. S. 356. — Ukert.

3. Clapperton. Journal of a second expedition into the Interior of Africa. — März. S. 424. — Walter.

4. Mannert. Geographie von Indien und der Persischen Monarchie bis zum Euphrat. Zweite Ausg. — März. S. 445. — C. F. Neumann.

5. Martius et Spix. Carte générale de l'Amerique meridionale. Zweit. Blatt. — Apr. S. 609. — Oltmanns.

6. Boué. Geognostisches Gemälde von Deutschland. — Mai. S. 750. — Link.

7. Duden. Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nord-Americas. — Jun. S. 902. — Leo.

8. Wutzke. Bemerkungen über die Gewässer, Ostseeküste und Beschaffenheit des Bodens im Königreich Preufsen. — Jul. S. 54. — Klöden.

9. Crawfurd. Journal of an Embassy to the Court of Ava. — Oct. S. 625. — Walter.

Digitized by Google

10. Ebner. Reisen nach Süd-Afrika. — Octob. S. 640. — Walter.
11. Link. Handbuch der physikalischen Erdbeschreibung. II. Thl. I. Abthl. — Nov. S. 721. — Nöggerath.
12. E. Osann. Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's. — Decemb. S. 887. — Matthaei.

VIII. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Mohl. Ueber die Poren des Pflanzen-Zellgewebes. — Febr. S. 318. — Schultz.
2. Wiegmann. Ueber die Bastarderzeugung im Pflanzenreiche. — Mai. S. 692. — Schultz.
3. Nova acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae. Vol. IX — XIV. — Jun. S. 801. — Nees von Esenbeck.
4. Cuvier. Le règne animal, distribué d'apres son organisation. Nouvell. edit., revue et augmentée. Tom. I. II. IV. und V. — Jul. S. 142. — Wiegmann.
5. a) Uebersicht über die Versteinerungen Würtembergs. (Aus dem Correspondenzblatt des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins.)
   b) G. F. Jaeger. De Ichtyosauri sive Proteosauri fossilis speciminibus in agro Bollensi in Würtembergia repertis.
   c) Derselb. Ueber die fossile Reptilien, welche in Würtemberg aufgefunden worden sind. — August S. 227. — Krüger.
6. F. J. F. Meyen. Phytotomie. — Aug. S. 236. — Schultz.
7. Skandinavisk Fauna. En Handbok för Jägare och Zoologer af Sv. Nilsson. — Sept. S. 321. — v. Nordmann.
8. Principes de philosophie zoologique. Discutés en Mars 1830 au sein de l'académie royale des sciences par Mr. Geoffroy de St. Hilaire. — Sept. S. 413. — Goethe.
9. Mirbel. Nouvelles recherches sur la structure de l'ovule végétal. — Decemb. S. 859. — Schultz.

IX. Physiologie und Medicin.

1. J. R. Burkhard. Ueber das Blut und das Athmen. — Jan. S. 19. — Schultz.
2. Clarus. Beiträge zur Erkenntnifs und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände. — Jan. S. 128. und 145. — Hufeland.
3. Damerow. Die Elemente der nächsten Zukunft der Medicin. — Febr. S. 217. — Schultz.
4. Friedreich. Skizze einer allgemeinen Diagnostik der psychischen Krankheiten. — Apr. S. 533. — Damerow.
5. Justinus Kerner. Die Seherin von Prevorst. 2 Thle. — Jun. S. 816. 825. u. 841. — Lüders.
6. Rust. Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie. I. Bd. — Decemb. S. 907. — Schultz.

Digitized by Google

Nro. 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

I.

Ulphilae gothica versio epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae quam ex ambrosianae bibliothecae palimpsestis depromptam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani MDCCCXXIX.

Der Weg, den Grimm und seine, wenn auch spärlich, so doch schon bemerkbar sich mehrenden Anhänger für das Studium der deutschen Sprache eingeschlagen haben, hat nicht nur bereits zu den überraschendsten Resultaten in der Laut-, Form- und Wortbildungslehre der deutschen sowohl als griechischen und lateinischen Sprache geführt, sondern auch zu einer endlichen Entsiegelung des Geheimnisses, worin die Begattung zwischen Gedanke und Laut und das Leben und der Bildungstrieb des daraus erzeugten Wortes noch verhüllt liegt, die Aussicht eröffnet. Mit dieser Befriedigung eines wissenschaftlichen ist zugleich die eines rein menschlichen und nationalen Interesses gewonnen worden, die Wiederbelebung des abgestorbenen Sinnes unsrer jetzigen, willkührliche Zeichen scheinenden, Wörter und die daraus hervorgehende Auffassung der in der Sprache sich abspiegelnden Lebensansichten und Gesinnungen unsrer Vorfahren *).

Dieser Weg war kein andrer als der, der, zur Seite liegen lassend alle Satzungen der Grammatiker, Lexikographen und Etymologen, sich gerade zu zu der Sprache selbst hinwandte. Aber die Sprache in ihrem heutigen Zustande, verändert in ihren Lauten, abgeschwächt in ihren Formen, verarmt an ihren Wurzeln und Bildungen, abgestorben in ihren sinnlichen, ursprünglichen Bedeutungen, war nicht geeignet, Aufschlüsse über ihr wahres Wesen zu geben, sondern diese mufsten in den ältesten Sprachdenkmälern, in denen unsre Sprache noch ihrem Ursprunge näher, in unverdorbener Jugend, in voller Lebenskraft dasteht, gesucht werden. In je ältere Zeit diese Denkmäler hineinreichten, desto reichere und sicherere Resultate mufsten sie liefern. Leider sind aber erst aus dem 8. Jahrhundert uns (hoch- und nieder-) deutsche Sprachdenkmäler aufbehalten worden; desto unschätzbarer erschienen die Ueberreste einer Bibelübersetzung im *cod. argent.*, die in einem dem hochdeutschen nahe verwandten Dialekte, dem gothischen, im 4. Jahrhundert von Ulphilas angefertigt war. Dieses Denkmal gab die Grundlage aller Untersuchungen über unsere Sprache ab, alles was die spätere Sprache darbot, mufste aus ihm erklärt, nach ihm beurtheilt werden. Aber wie wenig reichten diese Bruchstücke für alle anzustellenden Untersuchungen hin? Es war daher die Auffindung noch andrer Ueberreste dieser gothischen Bibelübersetzung in der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand für das Studium der deutschen Sprache ein höchst wichtiges Ereignifs. Zwei Jahre nach der ersten Nachricht von dieser Entdeckung erschien: *Ulphilae partium ineditarum in ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen conjunctis curis ejusdem Maji et Caroli Octavii Castillionaei editum. Mediolani MDCCCXIX*, enthaltend *Esdra II.* 28—42. *Nehemia V*, 13—18. *VI*, 14—19. *VII*, 1—3. *Matth. XXV*, 38—46. *XXVI*, 1—3. 65—75. *XXVII*, 1 *ep. Pauli ad Philipp. II.* 22—30. *III.* 1—16. *ad Tit. I.* 1—16. *II*, 1. *ad Philem. V*, 11—23. Bruchstücke einer gothischen Homilie und eines gothischen Kalenders. Mit

*) In einem althochdeutschen Sprachschatze, nach den Wortwurzeln aufgestellt, hoffte der unterzeichnete Recensent diese Resultate zu einem Gemeingut der deutschen Nation und aller ihrer Stammverwandten zu machen; aber leider hemmen äufsere Umstände die Vollendung und Herausgabe dieses Werkes so sehr, dafs er, bei seinem kränklichen Körper und zunehmenden Alter, es unvollendet zu hinterlassen fürchtet, wenn nicht bald eine rettende, fördernde Hand ihm gereicht wird.

Digitized by Google

Ungeduld warteten wir 10 Jahre lang auf die Herausgabe der übrigen Fragmente, der Briefe Pauli an die Korinther, Galater, Epheser, Kolosser, Timotheus, (alle diese doppelt in 2 verschiedenen Handschriften) an die Römer und Thessalonicher; jetzt endlich liegt denn ein Theil derselben, der 2. Brief an die Korinther, vor uns, herausgegeben vom Grafen Castiglioni, demselben, der auf dem Titel des vorhin erwähnten specimen als Mitherausgeber genannt war. Mit der Herausgabe dieses gothischen Sprachdenkmals ist der deutschen Sprachforschung nun ein neuer reicher Schatz aufgethan worden, sowohl für die Formlehre, als auch für Wortbildung und Etymologie. Für die Formlehre hebt Recensent hier nur eine wichtige Berichtigung heraus, die das irreguläre Verbum *gadaursan, audere*, betrifft. Die Grammatik hat nach Analogie des deutschen *gaturran* im Gothischen den Infinitiv *gadauran* und hiernach das irreguläre präs. *gadar* angenommen. Aus *X*, 2 ergiebt sich aber die richtige Form *gadaursan*, die zugleich das doppelte *r* im deutschen *gaturran* erklärt, und *XI*, 21 zeigt die richtige Form des präs. *gadars* (welches nicht, wie der Herausgeber meint, auf *gadarsan* als eine Nebenform von *gadaursan* führt); hieraus folgt denn auch für die 1. p. pl. prät. statt der vermutheten Form *gadaurum* die richtige *gadaursum* (die auch in *X*, 12 durch ein Beispiel belegt wird), und die Wurzelhaftigkeit des *h* im schwachen praet. *gadaursta*. (Beiläufig werde hier noch für das Althochdeutsche bemerkt, dafs eine Glosse zum Virgil das starke part. praet. dieses Wortes darbietet: *ungitorranes, inausi.*) Aber die bisher unbekannten gothischen Wortbildungen und Wörter, die dieses Sprachdenkmal aufweiset, will Recensent, wie sie ihm der Reihe nach bei der Lektüre aufgestofsen sind, als einen interessanteren Gegenstand hier mittheilen. Zunächst die neuen Wortbildungen und Compositionen:

vaurstveigs I, 6. *unveis. I*, 8. *andahafts* (oder *andahaft?* ἀπόκριμα) *I*, 9. *veitvodli I*, 12. *leikeins I*, 12. *usmitan I*, 12. *hvofluli*, καύχησις, von *hvopan*, das VII, 14 als starkes, reduplicirendes Verbum erscheint, *hvaihvop*, κεκαύχημαι; *alis I*, 13. *anakunnan I*, 13 und *anakunnains III*, 14. *trauains I*, 15. *gasandjan I*, 16. *fauragasardjan IX*, 3. *mithsandjan VIII*, 18. *mithinsandjan XII*, 18. *mithgasinda* (nach *cod. A* und dem griechischen Text entsprechend) *VIII*, 19. *brukjan I*, 17, *anahaitan I*, 23. *fauragahaitan IX*, 5. *andahait IX*, 13. *bthait XII*, 20. *gastanjan II*, 1. *aggvitha II*, 4. *gaagyvjan IV*, 8. *anakaurjan II*, 5. *kaurei* (wohl nicht *kaureins*; es kommt nur der *acc. kaurein* vor, der zu beiden Formen stimmt, aber das *adj. kauris* spricht für *kaurei*) *IV*, 17. *kauris X*, 10. *unkaureinom*, (ἀβαρῆ. Ist es eine Adverbialform oder *d. pl.* von *unkaureina*; die Adverbialform stimmt auch zum Althochdeutschen, wo sie aber auch als aus einem Dativ entsprungen angesehen werden kann) *XI*, 9. *andabeit II*, 6. *andaneitho II*. 7. *kustus II*, 9. *gakusts IX*, 13. *ungakusans XIII*. 5. *gakausjan VIII*, 22. *galiginon II*, 11. *unvilands II*, 11. *muns II*, 11. *gahveilains II*, 13. *anahveilan VII*, 13. *fralusnan II*, 15. *innagameljan III*, 3. und *dumeljan IX*, 1. *svartiza (svartizaai* ist wohl Schreibfehler in der Handschrift für *svartizai) III*, 3. *staineins III*, 3. *vairthida III*, 5. *gaqvinjan III*, 6. und das aus *ep. I. ad cor. XV*, 22. im Glossar angeführte *gagviunan-gafrischtjan III*, 7. *gataurnan III*, 7, *gataurths* (und wohl nicht *gataurtha) X*, 4. *balthei III*, 12. *kulistr III*, 13. und *unanahuliths III*, 14. *afdaubnon III*, 14. *gablindnon III*, 14, nach der Marginal Glosse in *cod. A. thaichsaihvan III*, 18. *ungasaihvans IV*, 4. *ingaleikon III*, 18 und *gagaleikon XI*, 13. wodurch die Form *gagamainjan Marc. VII*, 23 in Schutz genommen wird; so auch *gagavairthean V*, 20. *varei IV*, 2. *liuhadeins IV*, 4. *airtheins IV*, 7. *afslauthjan IV*, 8. *dautheins IV*, 10. *fauragasaljan IV*, 14. *managnon IV*, 15. *managjan IX*, 10. *usmanagnon VII*, 2. *managduths VIII*, 2. (sollte es *managauths* seyn?) *ufarassjan IV*, 15. *anancusan IV*, 16. *andvairths IV*, 17. *galimrjo V*, 1. *galimreins XII*, 19. *svogatjan V*, 2. *afhaimis V*, 6 und *anahaimis V*, 8. *lev V*, 12. *uskannjan V*, 12. *fullaveisjan V*, 12. *fullafrathjan V*, 13. *gafrithon* und *gafrithons V*, 18. *airinon*. (Zu diesem und dem schon bekannten *airus*, Bote, gehört auch das nordische *eyrindi*, Auftrag, (nicht *erindi*, welches Pause bedeutet, also nicht widerstreitend dem langen *a* im althochdeutschen *arunti*); Stamm ist *sanscr, ir*, gehen, senden; wozu auch ἔρο; gehört?) *V*, 20. *gahilpan VI*, 2. *bistughos* (wie *sangos*, oder ist es neutr. *bistugho?* die Form *bistiugghvei* in *cod. B.* ist wohl Schreibfehler im Manuscript; es folgt die *conj. ei* gleich darauf) *VI*, 3. *anavammjan VI*, 3. *nauths VI*, 4 und *naudithaursts IX*, 5. *unsuti VI*, 5. *arbaiths VI*, 5. *vokains VI*, 5, *lausqvithrei VI*, 5. *sviknitha V*, 6. und *sviknei XI*, 3. *laggamodei VI*, 6 und *mukamodei X*, 1. *selei VI*, 6. *unhindarveis VI*, 6 und *hindarvais XI*, 13. *hindar-*

Digitized by Google

veisei XII, 16. *kleidums VI*, 7. *unsverei VI*, 8. *unsveriths XI*, 21. *vailamerei VI*, 8. *disniman VI*, 10. *gakigjan VI*, 10. *urrumnan VI*, 11. *andalauni VI*, 13. *ungaraihtei VI*, 14. *gamainauths VI*, 14, *gamainei VIII*, 4. *samagviss VI*, 15. *vailaquss IX*, 5. *galings VI*, 16. *galingaopaustaulus XI*, 13. *galiugabrothar XI*, 26. *allvaldands VI*, 18. *hrainjan VII*, 1. *unhrainitha XII*, 21. *bisauleins* (oder *bisaulei*? oder giebts *feminina* auf — *lina*; es kommt nur der *g. pl. bisauleino* vor, und diese Gen. Form der schwachen 3. Dekl. fem. zeigt sich öfters, wo man einen nom. — *eins* annehmen muſs.) *VII*, 1. *veihitha VII*, 1. *mithgasvilian VII*, 3. *samanaliban VII*, 3. *ufarfulljan VII*, 4. *qvuma VII*, 6. *gaunotha VII*, 7. *gairnei VII*, 7. *ganists VII*, 10. *unverei VII*, 11. *surjo VII*, 11. *velauds VII*. 11. *usdaudei VII*, 11. *usdauds VIII*, 22. *ufhauseins VII*, 15. *ufarhauseins (g. pl. ufarhauseino) X*, 6. *ainfalthei VIII*, 2. *silbaviljos VIII*, 3. *silbaviljands VIII*, 17. *usbloteins VIII*, 4. *unledi VIII*, 9. *gaunledjan VIII*, 9. *in gagreintai* (*in gagreiptai?*) *in promtu VIII*, 12. *tharba VIII*, 13. *ibnassus VIII*, 13. *favizo VIII*, 15. *bivandjan VIII*, 20. *fairinon VIII*, 20. *ufjo IX*, 1. *rahton IX*, 1. *usvagjan IX*, 2, *halba IX*, 3. *unmanvis IX*, 4. *manvuba X*, 6. *fauragamanvjan IX*, 5. *thiutheins IX*, 6. *usgathagkja*, *IX*, 6. *fauragahugjan IX*, 7. *ufarhugjan XII*, 7. *ganauha IX*, 8. *usvauchts IX*, 9. *andstaldan IX*, 10. *vandus IX*, 25. *aljarvisan X*, 1. *andaugi X*, 1. *drauhtinon X*, 3. *drauhtinassus X*, 4. *tulgitha X*, 4. *frahinthan X*, 5, *thlaksjon X*, 9. *ufthanjan X*, 14. *gasniumjan X*, 14. *ufarjaina X*, 16. *usthulan XI*, 1. *dausgaban XI*, 2. *aljanon XI*, 2. *andavizn XI*, 8, *usbuton XI*, 13. *unfroths XI*, 16. *azetaba XI*, 19. *gathivan XI*, 20. *fraitan XI*, 20. *usfartho XI*, 25. *bireikei XI*, 26. *vratodus XI*, 26. *gredus XI*, 27. *thaurstei XI*, 27. *naqvada XI*, 27. *augadaura XI*, 33. *unthathlinkan. XI*, 33. *binah. XII*. 1. *fidvortaihune XII*, 2. *unqvethis XII*, 4. *filusns XII*, 7. *ufarhafnan XII*, 7. *ufarhleithrjan XII*, 9. *anamahts. XII*, 10. *vrekei XII*, 10. *threihslo XII*, 10. *skath. XII*, 13. *lathaleiko XII*, 15. *laists. XII*, 16. *drobna XII*, 20. *hafsts XII*, 20. *hardaba XIII*, 10. *frijons XIII*, 12. *fadar*, *gloss.* 79. Recensent läſst jetzt diejenigen Wörter folgen, die zum Theil als gothische, zum Theil überhaupt als deutsche Wörter bisher unbekannt waren:

afsvaggvjan I, 8. Der cod. A. übersetzt ὥστε ἐξαπορηθῆναι ἡμᾶς καὶ τοῦ ζῆν mit *svasve afsvaggvidai veseima jalliban* (d. h. *jah liban*) und hat dabei die Glosse *skamaidedeima*, die im cod. B. in den Text aufgenommen ist: *svasve skamaidedeima uns* (daſs wir uns schämten; die *vulgata* hat: *ita ut taederet nos*). Das Wort gehört zum Stamm *sviggan*, schwingen; in dem deutschglossirten cod. des Virgil zu München wird *invergit* (*vina frouti sacerdos. Aen. VI*, 244.) durch *anasuant* übersetzt; also liegt in *afsvaggvjan* der Begriff des Wegwendens, wie auch Luther diese Stelle durch: daſs wir uns des Lebens erwegten übersetzt. *hlutrei I*, 12. und *hlutritha II*, 17. εἰλικρινεία, *hlutrs*, ἁγνὸς VII, 11; althochd. *hlutar*, lauter. *leihtis*, *I*, 17 fordert, so weit uns die goth. Deklinationsweise bekannt ist, einen *nom. leihts* (ἐλαφρία) oder *leiht*; nach dem althd. *lihti* sollte man aber ein femininum in dem Worte vermuthen; cf. d. folg. aiviskjis; oder ist es der g. s. n. vom adj. *leihts*? — *vadi*, ἀῤῥαβὼν, Pfand, althd. *wetti*, *I*, 22 und *gavadjon*, ἁρμόζεσθαι, XI, 2. — *gailjan*, ἐυφραίνειν, erfreuen II, 2. wodurch der Begriff froh, hoch — und wohlgemuth, den das Wort *geil* im Altdeutschen hat, schon im Gothischen belegt wird. — *tvisstandan*, ἀποτάσσεσθαι, sich absondern II, 13. und das im Glossar aus Gal. V, 20. angeführte *tvisstasseis*, διχοστασίαι. — *hro*, *theigs*, II. 14. adj. von *hroths*; nord. *hrodr*, ἐγκώμιον. — *vothi*.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Rufsland in der neuesten Zeit. Eine Skizze, von E. Pabel. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. 169 S. 8.

Einer Schrift, welche dreist auftritt, und schon dadurch bei einem Theile des Publikums Ansehn gewinnen möchte, dabei einen Gegenstand betrifft, von welchem die gehörige Kunde und Ansicht zu haben, dem Gelehrten wie dem Geschäftsmanne wichtig seyn muſs, einer solchen Schrift, gleich der vorliegenden über Rufsland, darf wohl ein kurzes Wort, welches sie auf ihre wahre Geltung zurücksetzt, in diesen Blättern gewidmet seyn.

Der Verfasser will unsern Blicken Rufsland in seiner neuesten Gestalt und in deren bedeutendsten Haupttheilen kürzlich vorzeigen. Er hat, seiner Versicherung nach, lange Jahre in Rufsland gelebt, und ohne Zweifel vieles dort näher kennen gelernt, was dem Fernstehenden entweder gar nicht, oder doch nur unsicher kund wird. Soll indeſs dieser Umstand den Vortheil, welchen er für den bestimmten Zweck wohl verheiſsen kann, auch wirklich leisten, so müssen noch viel höhere Bedingungen eingeräumt und erfüllt werden. Eine Schilderung Rufs-

Digitized by Google

lands! Wen dürfte diese Aufgabe nicht erschrecken, in welcher so unermefslicher Stoff der seltensten Auffassung und der schwierigsten Erforschung sich zusammenhäuft! Die Masse von Ländern und Völkerschaften, von Einrichtungen und Zuständen, von Staats- und Volksleben, von altem Geschichtsboden und neuen Willenskräften, wodurch das Russische Reich die mannigfachsten und äufsersten Gegensätze, wie sie bei andern Nationen nur in der Aufeinanderfolge vieler Jahrhunderte wiederzufinden sind, als gleichzeitige darstellt, diese Fülle von Beziehungen, welche hier sich durchkreuzen, in einen Gesammtabrifs zu fassen, erfordert einen Mann, der mit gründlicher Geschichtskunde und heller Einsicht in die Getriebe alles Volks- und Staatslebens, mit dem geläuterten Wissen so vieles unentbehrlichen Einzelnen, zugleich hochragenden Geist und grofsartigen Ueberblick vereinigt, und bei solchen Eigenschaften auch allenfalls nur kürzere Zeit an Ort und Stelle gewesen seyn dürfte. Der Verfasser verräth die Lust, auf alles dies Anspruch zu machen, so bestimmt und fertig bespricht er seinen Gegenstand nach allen Rubriken, als würden diese durch seine Nachrichten und Behauptungen wirklich erledigt, da er doch im Grunde nichts liefert, als was jedem Fremden von nur nicht verschlossenem Sinn ein gelegentliches Sehen und Hören auch bei kürzerem Aufenthalte von selber zuspielt. Nur solche zufällige Ergebnisse, und zum Theil schon ganz allgemein bekannte, zum Theil einseitige und mangelhafte, sind hier zu finden, nicht die eines gründlichen, auf eine vollständige Durchdringung gerichteten Studiums, noch die eines genialen Wahrnehmungssinnes.

Die geschichtliche Einleitung ist dürftig. Der Verfasser sieht in dem Geschehenen nur das Aeufsere; die grofse Folge von Gräueln, welche in der Russischen Geschichte freilich nicht fehlen, läfst ihn diese als eine barbarische tief herabsetzen, wobei er nicht bedenken mag, dafs auch die höchstgebildeten Völker, Franzosen, Engländer und Italiäner, und selbst Griechen und Römer, hierin den Russen ziemlich gleichstehen, und dafs also der Werth und der Gehalt der Geschichte wohl in andern Bezügen müsse zu suchen seyn, als in diesen. Was der Verfasser behauptet, dafs „das Russische Volk mit seiner eigenen Geschichte bekannt zu machen bisher den Absichten seiner Herrscher gradezu entgegen gewesen", wird ihm niemand glauben, der aus der grofsen Reihe forschender, von der Regierung veranlafster und unterstützter Arbeiten über die Russische Geschichte auch nur die von Schlözer und Ewers kennt. Der Ausspruch, Karamsin's Werk sey mehr ein historischer Roman, ist dadurch noch nicht begründet, dafs in demselben einige politische Rücksichten beobachtet worden, von welchen, auch ohne den Einflufs einer nöthigenden Behörde, selbst ein Hume und Johannes Müller nicht frei sind, deren Schriften unter die Romane defshalb zu versetzen niemand berechtigt ist.

Die absprechend rauhe Behandlungsart, welche in dieser ersten Abtheilung auffällt, schimmert auch in den folgenden durch, wo die innere Staatsverwaltung, die verschiedenen Stände, der Adel, der Bürger, die Geistlichkeit, der Bauer, darauf die Juden, dann noch insbesondre Esthland und Liefland, und seltsam genug auch die Moldau und Wallachei, durch allerlei Aussprüche und beispielartige Histörchen beleuchtet werden sollen. Ueber das Heer werden die einseitigsten Aeufserungen vorgebracht. Manches über neuere Ereignisse Gesagte ist durch die Zeitungen bekannt, andres entschieden falsch, z. B. dafs der Kaiser Alexander dem Grafen Rostopschin die Vernichtung Moskau's anbefohlen habe. Einiger Vorgänge und Verhältnisse, die allerdings für den Geschichtforscher des Stoffes und Reizes überviel haben, gedenkt der Verfasser auf eine Weise, die freimüthig seyn soll, bei der aber in Ermanglung hinreichender Aufschlüsse doch nichts herauskommt, als bei dem ernsten Leser etwa die Meinung, dafs es besser gewesen wäre, die Sachen lieber gar nicht, als so zu berühren.

Im Verfolge der Schrift mufs der Verfasser denn doch mit gerechtem Sinne die vielen Segnungen, welche aus der Regierung des Kaisers Alexander und besonders seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus über das Russische Reich ausgegangen sind, huldigend anerkennen. Er thut es mit ausdrucksvollem Eifer, der aber doch gegen den andern Inhalt in einem unangenehmen Mifsklange bleibt, so dafs man zweierlei Richtungen zu sehen glaubt, die getrennt nebeneinander laufen, und sich nicht vereinigen wollen, weil der höhere Standpunkt fehlt, in welchem die Widersprüche sich lösen könnten.

Die Darstellung des Russischen Reichs in seinen vielgestalteten inneren und äufseren Beziehungen harrt eines Schriftstellers von stärkerem Beruf, eines Werkes von andrer Gestalt. Die wahre Würdigung des kolossalen Stoffes, der sich dorten aufthut, und der eben so kolossalen Kulturbewegung, zu welcher ihn mehr und mehr die Zeit emporhebt, müfste, wir sind es überzeugt, grade jetzt für Europa von höchstem Interesse seyn, und statt der so oft mit aller Uebertreibung vorgespiegelten Gefahr vielmehr die gröfsten und herrlichsten Erwartungen dorther verkünden, welchen in der That, unter des jetzigen Kaisers preisvoller Regierung, in nicht geahndeten Mafsen die Erfüllung stets nur mächtiger entgegenkommt! Solche Massen und Kräfte, dem Strome der Bildung, des Völkerwohls, des Rechtes und der Ordnung unwiderruflich zugeführt, haben nur selten sich der Weltgeschichte in solch bündigem Werkzeuge zum gedeihlichen Dienste dargeboten, als wie in diesem jetzigen, so glücklichbeseelten Fortschreiten des Russischen Reichs. —

K. A. Varnhagen von Ense.

Digitized by Google

Nro. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Ulphilae gothica versio epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae quam ex ambrosianae bibliothecae palimpsestis depromptam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani MDCCCXXIX.

(Fortsetzung).

Beide codd. haben *christaus dauns sijum vothi gutha* für χριστῷ εὐωδία ἐσμὲν τῷ θεῷ; der Herausgeber bemerkt die Variante des griech. Textes ἐν τῷ θεῷ und hält daher *vothi* für Uebersetzung von ἐν; Recensent glaubt, dafs das nordische *vid* (*apud*) die Meinung des Herausgebers bestätigte — *freihals*; ἐλευτερία, Freiheit III, 17. — *aiviskjis*, αἰσχύνης setzt einen nom. masc. *aiviskis* oder *aiviskjis* oder neutr. *aiviski* voraus; sollte hier etwa auch der nom. fem. *aiviski* vermuthet und, man vergleiche das vorige *leihtis*, die decl. fem. mit *i*, die ohne dies im Althochd. vom Gothischen auffallend abweicht, einer neuen Untersuchung unterworfen werden müssen? — *riuris*, θνητὸς, IV, 11. πρόσκαιρος, IV, 18. — *kveihts* ἐλαφρὸς, leicht IV, 17. — *ufarhamon* V, 2. *anahamon* V, 4. ἐπενδύσασθαι und *afhamon*, ἐκδύσασθαι, V, 4. zum Stamme *himan* gehörig, von welchem sowohl das hochdeutsche *hemidi*, Hemde, als *himil*, Himmel, gebildet ist — *divans*, θνητὸς, V, 4. liefert uns die Wurzel des hochdeutschen *tot*. — *fraslinthan*, althochdeutsch *farslindan*, im Neudeutschen zu: verschlingen entstellt. — *stiviti*, ὑπομονὴ, das Ertragen, die Geduld VI, 4. — *frasts*, (oder *frast*?), τέκνον; schwerlich unser Fratz, das nicht blofs, Kind, sondern zugleich etwas Entstelltes anzeigt; wenn *pra* in *prasuti*, (des Brahmanen Klage, 2, 31.) und *prasava* (Ardschuna's Himmelreise 4, 10), beides Nachkommenschaft bedeutend, nicht die Partikel *pra* ist, so könnte man in diesen sanskrit. Wörtern das gothische *frast* wiederfinden wollen. — *bifaihon* VII, 2 und *gafeihon* II, 11. πλεονεκτεῖν, *bifaih* XII, 20. und *bifaiho* IX, 5. πλεονεξία, dessen Stamm *faih* auch unser altes Hochdeutsch in *feihan*, Betrug, *feihanon*, betrügen noch aufbewahrt hat. — *anapraggan*, θλίβειν, VII, 5. ein starkes Verbum, das mit *bringan* gar nicht zusammenhängt, sondern (goth. *p*. ist althochd. *f* (*ph*)) das deutsche *frangan* ist und noch im Bairischen lebt (s. Schnellers baier. Wörterb.: die Schuh pfrengen (drücken) mich), die abgezogene Bedeutung *vexare* zeigt sich z. B. noch in Aventins Chronik; Fabius pfrengt den Hannibal. — *vaihjo*, μαχὴ, VII, 5. das althochd. *wîg*, zum starken Verb. *weigan*, althochd. *wigan* (wovon unser *wigant*, Krieger) gehörig, das im Hochdeutschen verloren, aber in dem goth. praet. *vaih*, das Cast. im Glossar aus *ep*. 1. *ad cor*. XV. 32. mittheilt, uns aufbehalten ist; hiernach wäre, wenn nicht neben *veigan* die auffallende Form *vigan* statuirt wird, in Luc. XIV, 31. *du veiganna* statt *du viganna* zu lesen. — *gasmithon*, κατεργάζεσθαι, VII, 10. althochd. *gasmidon*, *fabricari*, *cudere*. — *airknitha*, γνήσιον, VIII, 8. ist nicht, wie der Herausgeber meint, ein compositum von *air* und einem unbekannten *knitha*, sondern eine Ableitung von *airkns*, althochd. *erchan*, *genuinus*, welches nicht nur in vielen deutschen Namen, als *erchanrat*, *erchanbert*, *erchanfrid*, *erchansind*, sondern auch in *erchanpruoder*, *germanus* als erste Hälfte des comp. vorkommt, aber auch in der althochd. Uebersetzung des isidorischen Traktats *de nativ. christi* (*der erchno sangheri*, *egregius psaltes*, *ercna euua*, *certa lege*) und den noch ungedruckten Uebersetzungen des Boethius und Aristoteles (z. B. *diu erchenosta scundida*, *summa causa*. *Boeth. tiu erchenostin genera*, *generalissima*. *Org*.) alleinstehend sich vorfindet; so auch im Isländischen *iarknastein*, im Angelsächs. *eorcnanstan*, Edelstein. — *iusila*, ἀνεσις VIII, 13. Sollte dies Wort auf ein starkes Verb. *iusan* schliefsen lassen, von dessen Ablaut das althochdeutsche *osjan*, *devastare* gebildet ist? — *gatevjan*, χειροτονεῖν, VIII, 19. gehört nicht, wie

Digitized by Google

der Herausg. meint, zu *gathivan*, sondern zum Stamm *tev*, althochd. *zaw*, wovon *gizawa*, *suppellex*. — *digrei*, ἀδρότης VIII, 20. — *garedan*, προνοῦν VIII, 21. nicht zu *raid* gehörig, sondern zu dem Stamme *red*, von dem unser *reda*, Redē, gebildet ist, ursprünglich das latein. *ratio* bedeutend; redlich, *redilih*, heifst ursprünglich nichts anders als vernünftig, verständig. Heil deutschem Sinne, dem der Begriff des Verständigen in den des Redlichen überging! — *stoma*, ὑπόστασις IX, 4. giebt das *simplex* zu unserm *ungistuomi*, Ungestüm, *intemperantia*, *insolentia* — *trigo*, λύπη IX, 7. den Stamm *trigan* uns vorführend, aus dessen Ablaut das nordische *tregi*, *moeror*, *impedimentum* und unser *tragi*, träge, gebildet ist. — *gaidv*, ὑστερήμα *IX*, 12. In *Philipp. II*, 30. steht dafür *gahiv*. Sollte das althochdeutsche *keti* in *ketilosi*, welches *luxuria* und auch *petulantia* bedeutet, mit diesem Worte zusammenhängen? — *qvairrei*, πραότης, Sanftmuth, *X*, 1. ist wohl das nordische Subst. *kyrd*, Adj. *kyrr*, unser kirr. — *hauns*, ταπεινὸς, *X*, 1. *haunjan*, *XI*, 7. und *gahaunjan XII*, 21, ταπεινοῦν, ganz unser *hon* und *honjan*. — *lasivs*, ἀσθενὴς, *X*, 10. In einem Tegernseer *cod.* befindet sich unter mehreren Glossen zur Bibel auch *lasse*, *confectae*, doch wohl von *laz*, lafs, goth. *lat* (*piger*) verschieden — *vainei*, ὤφελον, *utinam*, findet sich nach des Herausgebers Anzeige auch in *Gal. V*, 12.; hat mit *hvan*, wenn, nichts gemein. — *filudeisei*, πανουργία, *XI*, 3, steht auch, wie der Herausgeber bemerkt in *Ephes. IV*, 14.; sollte es mit dem althochd. *tisic*, *stultus* zusammenhängen? — *ushaists*, ὑστερήθεις, Nothdurft leidend *XI*, 8. — *faurdammjan*, φράσσειν. *XI*, 10; im Althochd. noch *pitemmjan* (in einer Emmeran. Handschrift des Prudentius). — *frius*, ψύχος, *XI*, 27. noch althochd. *friusan* statt des heutigen: frieren, von dem durch den Ablaut *o* das Substantiv Frost herkommt. — *seiteins*, ὁ καθ' ἡμέραν. *XI*, 28. Der Zusammenhang mit dem deutschen *sid*, seit, ist zweifelhaft, da dieses zu dem gothischen *seithu*, spät, nordisch *sid*, gehört, doch findet sich auch die Schreibung *sith*. — *tundvjan*, πυροῦσθαι. *XI*, 29. ist das deutsche *zundjan*. — *snorjo*, σαργάνη, *XI*, 33. Sollte es das deutsche *snûr*, *snuor*, (nord. *snura*, Land, *snäri*, Seil) seyn? Die *vulgata* nimmt σαργάνη in der Bedeutung von *canistrum*. — *vaggs*, παράδεισος. *XII*, 4. lebt noch in vielen auf — wangen sich endenden Ortsnamen; in den *gl. emmer.* steht *holzuuanga* als Uebersetzung von *campis nemoreis* und eine Zürcher Handschrift übersetzt *vogesus* mit *uuango*. — *freidjan*, φείδεσθαι. *XII*, 6, hängt mit dem deutschen *frithu*, Friede, nicht zusammen, sondern wohl mit dem nordischen *fridr*, sicher und unserm Fridhof, Freithof, Kirchhof. — *gairu*, σκόλοψ, in einer Randglosse des *cod. A.* bei *XII*, 7. *knutho* (*cod. B. hnuto*), σκόλοψ. *XII*, 7. Ist es mit *pihniutit*, *excutit*, *gl. Ker.* zusammenzubringen? mit *hautten*, *vibrare* und *hnotot*, *quassat. gl. K.* 3. hängt es mit *chnuttil* zusammen, welches auch als *chinuttil* vorkommt? Castiglioni erinnert an die russische Knute; nordisch heifst *knioda*, hammern. — *aihts*, *res*, *substantia*, *opes*, althochd. *eht*. In *XII*, 14. ist τὰ ὑμῶν übersetzt: *izvaros aihtins*. — *listeigs* πανοῦργος. *XII*, 16.; der frühere Begriff von List ist *ars*. — *jiuks* (oder *jiuka*; es kommt nur der *ac. pl. jiukos* vor), θύμος, *animositas*; ist nord. *jögun* Zank, und das deutsche *iucchan* darauf zu beziehen?

Wie nun Castiglioni für die Bekanntmachung dieses gothischen Sprachdenkmals den Dank aller deutschen Sprachforscher verdient, so mufs auch die Sorgfalt, die er auf den richtigen Abdruck desselben verwandt hat, mit allem Lobe anerkannt werden. Schon als Palimpsesten sind die Handschriften schwer zu lesen; aber aufserdem sind sehr viele Stellen, theils so verrottet, theils durch besonders dicke Tinte und dichte Zeilen des darübergeschriebenen lateinischen Textes so verdeckt, dafs man, um sie zu entziffern, nicht allein mit der gothischen Sprache vertraut seyn, sondern auch, wie Castiglioni mit Verlust seines Gesichts gethan hat, ganz und gar in die Lesung dieser Codices sich eingeübt haben mufs. Bei der Erscheinung des oben erwähnten *specimen* glaubte Rec. mit vielen Andern, dafs der eigentliche Herausgeber desselben Mai sey, neben dessen Namen Castiglioni als Graf nur figuriere. Jetzt zeigt nicht nur diese Ausgabe des Briefes an die Korinther, dafs C. thätigen Antheil an der Ausgabe des *specimen* habe nehmen können, sondern Rec. mufs auch nach den von ihm eingesehenen Abschriften und Vorarbeiten Castiglioni's bemerken, dafs die Ausgabe des *specimen* wohl allein C.'s Werk sey und Mai kein anderes Verdienst dabei habe, als das, diese gothischen Bruchstücke entdeckt zu haben, das übrigens weniger ihm zur Ehre, als denen, die vor ihm die Palimpsesten in Händen gehabt haben, und selbst wenn ein Muratori darunter gewesen seyn sollte, zur Schande gereicht; denn jeder, der nur in diese Codices hinein-

Digitized by Google

blickte, mufste nicht nur die durch den lateinischen Text hervorscheinende gothische Schrift, sondern auch am Rande die freistehenden gothischen Wörter (Varianten und Titel) sehen. Wie wenig man aber auf *cod. rescript.* aufmerksam ist, hat Rec. in Paris erfahren, wo er auf der königl. Bibliothek mehrere derselben fand, deren im *catalogue raisonné* der Manuskripte mit keiner Sylbe erwähnt war. — Dieselbe Sorgfalt, mit der Castiglioni jene frühere Ausgabe besorgt hat *), ist auch auf diese Ausgabe der Epistel an die Korinther verwandt und von einer mehr als oberflächlichen Kenntnifs des Gothischen geleitet worden, ohne welche es dem Herausgeber, zumal als Italiener, der von der deutschen Sprache sehr wenig versteht, fast unmöglich gewesen wäre, überall so richtig zu lesen, wie er gelesen hat. — Der *dat. gutha IV*, 15. statt des *gen. guthis* und der *dat. anahaimjaim V*, 8. statt des *nom. anahaimjei* sind auffallend, lassen sich aber deuten; *frisath III*, 18. statt *frisaht* mag (in althochdeutschen Manuskripten wechselt *th* mit *ht* sehr oft) im *cod.* stehen und *airteina V*, 1. statt *airtheina* ist, da im Glossar das richtige steht, Druckfehler. Nur *hautrein I*, 12., *hautrithai II*, 17., *hautrans VII*, 11. ist, wohl, da das gothische *l* leicht mit goth. *a* verwechselt werden kann, falsch gelesen statt *hlutkrein*, *hlutrithai*, *hlutrans*. Da der Herausgeber das deutsche *hlutar*, lauter, wahrscheinlich nicht kannte, so liefs er sich vielleicht durch ein andres ihm bekannte Wort, *heitar*, an einen Wechsel zwischen *au* und *ei* glaubend, verleiten, ein gothisches *hautrs* anzunehmen und, wie es sich aus seiner Bemerkung im Glossar ergiebt, in dieser Annahme durch das *hotr* der Deutschen in der *sette e tredici comuni* bestärken. Allein diese Aussprache beweist nichts, weil diese Leute zwar auch *ai* (*ei*) in vielen Wörtern deutlich, oft aber auch statt dessen, *o*, *oa* hören lassen, wie z. B. *oa* st. Ey, *os* oder *ons* st. eins, *stoan* st. Stein, *goas* st. Geis, *sol* st. Seil. Ueberhaupt müssen Belege aus der Sprache dieses Volkes mit vieler Vorsicht angeführt werden, theils, weil sie sehr korrumpirt und mit Italienischem gemischt ist, theils weil ihre Töne sehr schwer aufzufassen sind; hiezu kommt noch, dafs die Hauptverzeichnisse ihrer Wörter von Italienern angefertigt sind, die weder deutsch verstanden, noch deutsche Töne zu schreiben wufsten. Die unbestimmten Vorstellungen, die man von dieser Sprache hat, veranlassen den Rec. hier folgende Bemerkungen mitzutheilen *). Schon in italienischen Schriften des 14ten Jahrhunderts heifst die Gebirgsgegend zwischen der Etsch und Brenta, nördlich von Verona und Vicenza bis gegen Trento hinauf *paese cimbrico*, und auf Maffei's Autorität gestützt, nennen noch jetzt die mehrsten Italiener die Bewohner dieser Gegend *cimbri*. Wenn nun auch nicht, wie Castiglioni (s. Glossar S. 78) glaubt, dieser Name ihnen des Holzhandels wegen beigelegt ist, (dies ist bei weitem nicht ihr Hauptgewerb, sie beschäftigen sich auch mit Viehzucht und Ackerbau, weben Leinwand, flechten Strohhüte und treiben damit, wie mit Wolle und andern Erzeugnissen, Handel), so ist doch gewifs, dafs sie nicht von einer Niederlassung der alten Cimbern ihren Ursprung haben. Zwar nennen sie sich auch wohl selbst Cimmern, wahrscheinlich aber nur, weil ihre italienischen Nach-

*) Der Herr Graf hatte die Gefälligkeit, mit dem Rec. gemeinschaftlich die Stellen, die in dem *specimen* fehlerhaft abgedruckt zu seyn schienen, mit dem *cod.* zu collationiren; bei dieser Collation fand es sich, dafs fast alles, was anstöfsig war, im *cod.* selbst so geschrieben steht; nur *Nehem. VI*, 16. ist *usfulliths*, *Philem. V*, 22. *bijands uthhan*, *Philipp. II.* 25. *meinaizos*, *Math. XXV*, 40. *meinaize* und *Neh. VI*, 19. *ogjan* zu lesen (*otjan* im Abdruck ist aber Druckfehler; C.'s Abschrift für den Druck hat richtig *ogjan*); das fehlerhafte *vanan* ist, wie C. auch in dem vorliegenden Glossar berichtet, so unleserlich, dafs das richtige *vanats* nur gerathen werden kann; die Richtigkeit des, ohnedies deutlichen, *hairthra* wird auch durch *VI*, 13. der vorliegenden Epistel bestätigt, wie denn auch dieses Wort sich im Althochdeutschen findet: *in kerderen uuizegoton* (in der ungedruckten Uebersetzung des *Mart. Capella* zu St. Gallen) und *smalaherder*, *inniherder*.

*) Unserm verehrten Herrn Mitarbeiter scheinen die schätzbaren Nachrichten unbekannt geblieben zu seyn, welche Hormayr in der Geschichte von Tyrol Th. I. S. 134 ff. über Geschichte und Sprache dieser Gemeinden giebt. Sie erhalten durch gegenwärtige Notizen eine interessante Bestätigung und Vervollständigung. Aus dem reichen Wörterverzeichnifs, das er von den Orten Roncegno, Lavarone, Pergine und den *sette communi* mittheilt, mag hier für die Abstammung des Völkchens bemerkt werden, dafs der Dienstag übereinstimmend in ihnen *Eörtä*, *Oerta*, *Orttä*, *Eörtäg*, wie im Baierischen und Oesterreichischen benannt wird.

Die Red.

Digitized by Google

barn sie so benannt haben. Welchen Ursprung sie aber auch haben mögen *), Deutsche sind es und bewunderungswürdig haben sie, rund umgeben von Italienern, deutsche Sprache und Sitte bewahrt. Leider verlieren sich jetzt beide immer mehr und nur ein kleiner Theil spricht noch deutsch. Ihre Sprache ist hoch oder oberdeutsch und hat noch manche alterthümliche Formen und Wörter aufbewahrt z. B. *hiar*, hier, *gruan* grün, *prvader*, Bruder, *puosomo*, Busen, *tutte*, [*tut*, *prusten* Horm.] Zütze, Brust, *rusten*, (rüsten) kleiden, *hungran*, hungern, *hanuf*, Hanf, *zornac*, zornig, *liehtfaz*, Leuchter, *manoth*, Monath, *ram*, Rabe, *flek*, Flick, *strahal*, [*strääl* Horm.] Kamm, *nasa*, Nase, *ochso*, Ochse, *gliz*, [*glizigete* Horm.] Blitz, *zant*, Zahn, *lamp*, [*lämp*, *lemple* Horm.] Lamm, *langez*, Lenz, *for-*, ver-; statt *â* gilt *au*, statt *ei ai*, die Vorsylben ge- und be- lauten oft *go-* und *bo*. Aehnlich dem italienischen Wechsel zwischen *w* und *b*, der sich auch in mittelhochdeutschen Dialekten findet (z. B. *wer got traut by bol* (wie wohl) *er traut*, auch in Bern-Verona, lautet ihr *w* fast wie *b*; Wasser klingt in ihrem Munde wie *baszer*, [*bässer* Horm.] Wald wie *bald*, warm wie *barm*, Winter wie *binter*, Wetter wie *better*, Wurm wie *burm*, [*birsch* schlimmer Horm.] *b* dagegen behält in der Regel seinen Laut, ja es wird sogar oft als *p* gesprochen. In manchen Tönen ist ihre Sprache so undeutlich, dafs es für einen Fremden unmöglich ist, sie aufzufassen. So wollte Rec. wissen, wie das Wort Kinder bei ihnen laute, er hörte immer nur *haiger* und als ein Bauer es aufschreiben sollte, schrieb er *chiagri*. [Horm. Kind *kint*]. Daher kamen den auch in dem Wortverzeichnis des *Marco Bezzo* viele entstellte Wörter vor. Nicht alle Bewohner dieser Gegenden (es sind 40 und mehr Ortschaften) haben dieselben Ausdrücke. So wufsten Einige nicht, was Rec. mit dem Worte Hosen meinte, sondern erst als er das *brucken* nannte, verstanden sie ihn und verbesserten es in *bruch*; Andere verstanden nicht das Wort Schinken, sondern *huff*; die Wörter Freund und Feind, selbs als *friunt* und *fiant* gesprochen, waren denen, mit denen Rec. sprach, unbekannt; für Freund hatten sie den Ausdruck *guter man*, für Feind, *leihter man*, [Horm. *mächen tshuun* Freundschaft schliefsen].

Doch wieder zu unserm Werke! — Der Herausgeber hat dem Texte eine lateinische Uebersetzung und ein Glossar mitgegeben. Beide sind unnütz, denn sie können den Leser doch nicht der Mühe entheben, den griechischen Text nachzulesen. Die hin und wieder im Glossar mitgetheilten Belege aus den noch umgedruckten Theilen der gothischen Bibelübersetzung hätten an den betreffenden Stellen dem Texte in den Noten beigefügt werden können; die übrigen Sprachbemerkungen und Sprachvergleichungen, mit denen das Glossar angefüllt ist, hätten ganz fortbleiben sollen, da sie bei der Menge von Unrichtigkeiten, die neben dem Richtigen vorkommen, den Unkundigen, der beides nicht unterscheiden kann, nur irre führen müssen. Einige Irrthümer sind schon in dem Vorhergehenden zur Sprache gekommen; aber, theils um die Verbreitung des Falschen zu verhindern, theils um den Herausgeber zu überzeugen, dafs ihm vom Rec. nicht Unrecht gethan wird, mufs hier noch Einiges herausgehoben werden.

*) Im 14. Theile von Macca's *storia del territorio vicentino* (Caldogno 1816), welcher die Geschichte der *sette communi* enthält, findet man alle die wunderlichen Meinungen über ihre Herkunft zusammengestellt; auch die neueste Behauptung Giovanelli's, in seiner Abhandlung *dell'origine dei sette e tredeci comuni. Trento* 1826, dafs sie Abkömmlinge von Alamannen sind, die vor Chlodwich flohen und von Theodorich hier neuen Wohnsitz erhielten, wird durch die von ihm angeführten Stellen aus *Ennodius* und *Cassiodorus* nicht gerechtfertigt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Ulphilae gothica versio epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae quam ex ambrosianae bibliothecae palimpsestis depromptam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit Carolus Octavius Castillionaeus. Mediolani MDCCCXXIX.

(Schluſs.)

Bei *andbahti* und *gavairthi* wird bemerkt, daſs man wegen des doppelten Genitivs auf *-jis* und *-eis* auch zwei verschiedene Formen und Deklinationen, von *ambathi* und *ambahtei*, und von *gavairthi* und *gavairthei* annehmen müsse und deshalb auch in der Vorrede Grimm über seine Vereinfachung der gothischen Deklinationen getadelt; allein der doppelte Genitiv der genannten Wörter auf *jis* und *eis* zeigt nur, daſs bei den langstämmigen Substantiven *gen. neut.* der 2ten Deklination derselbe Wechsel zwischen *jis* und *eis* statt findet, wie bei den Substantiven *gen. masc.* dieser Deklination; nur für *aglaiti*, von welchem der *cod. A.* den Dativ *aglaitja* und der *cod. B.* den *gen. pl. aglaiteino* liefert, ist eine zwiefache Form, (nicht aber eine neue Deklination), *aglaiti* und *aglaitei* vielleicht anzunehmen. — *brukjaima III*, 12. ist nicht Imperativ sondern Conjunktiv. — *andahait* ist keinesweges das angelsächsische *andeting*; das gothische Wort ist aus *anda* und *hait* (zu *haitan*, heiſsen, gehörig) zusammengesetzt, gleich dem althochdeutschen *ant-heiz*, das angelsächsische aber aus dem *verbo andetan* abgeleitet, welches durch *-etan* (althochdeutsch *-azan*) von der Partikel *and* gemacht ist; gothisch *haitan* ist angelsächsisch *hâtan* und nicht *etan*. — Statt toben hätte taub auf den Stamm von *afdaubnon* bezogen werden sollen. — *nichan* ist kein deutsches Wort, sondern steht in den *gl. nons.* fehlerhaft statt *ni chan*, welches mit *ganah* in gar keiner Verbindung steht; statt dessen hätte das das deutsche *ginah*, *sufficit* angeführt werden können. — *Praggan* ist nicht das deutsche *bringan*, sondern das deutsche *frangan*. — *raid* ist, welcher Buchstabe auch in *gagrei-tai* fehlen mag, nie der Stamm dieses Wortes, so wenig wie Kero's *kekarater* dazu gehört; *raid* ist das hochdeutsche *reit* und *kekarater* gehört zu *karo* (das heutige gar.) — *gathvastjan* soll, ungeachtet Grimm's Widerlegung, zu *fastan* gehören, weil aus *thvahan* auch das deutsche waschen entspringt, also auch *thv* in *v* übergeht; aber keinesweges ist waschen aus *thvahan* entstanden, sondern beide Wörter sind ganz verschiedenen Stammes. — *-kausjan* ist buchstäblich das deutsche *choron* und nicht kosten, beides aus *kiusan* durch den Ablaut *au* (*o*) gebildet. — *gaman* gehört zu *man* und nicht zu *main*. — *hlas* will der Herausgeber nicht, wie Grimm will, vom Stamme *hlahan* abgesondert wissen und glaubt im gothischen *leikan* einen neuen Beweis für seine Meinung zu finden; allein *leikan* hat mit beiden Wörtern gar nichts gemein und den Buchstaben nach stimmt *hlas* eher zu *clar* als zu *hlahan*. — *kleidums* ist nicht das deutsche *leid*; in den Glossen, die der Herausgeber aus der Diutiska anführt, ist *sinister* in der abgezogenen Bedeutung von widrig, widerwärtig genommen. — *kauris* ist das deutsche *gorac*, aber nicht mit *karren* zusammenzubringen. — *kustus* ist nicht das hochdeutsche *costunga*, obgleich es auch zu derselben Wurzel gehört, sondern das hochdeutsche *chust*. — *luton* ist das deutsche *luzon*; aber der Herausgeber bezweifelt diese schon von Grimm ausgesprochene Behauptung und bringt es fälschlich mit *los*, *loter* und Luder zusammen. — *geseil*, welches aus *Diut. I.* 73. angeführt und durch *perpetuo* erklärt wird, ist die gewöhnliche mittelhochdeutsche Form für *gesaget*; die Stelle in der *Diut.* heiſst: *lopunde ere sy dir geseit* (gesagt). — *gaquivjan* hängt weder mit *keinan* noch mit *cacingi* (von *ziuhan*) zusammen und eben so unrichtig ist *gaidv* mit *houwan*, *gart* mit *ger*, *gaunon*, mit weinen, *garedan* mit *raid*, *gatevjan* — mit *gathi-*

Digitized by Google

van, *Drauhtinon* mit *drut* und *triwi*, *hrotheins* mit rufen, *muka* mit Gemach, *jiuks* mit jagen, *unsuti* mit unsacht, *unvits* mit unweise, *rahton* mit richten, *riurs* mit *ruoran* (*hruoran*), *seiteins* mit Zeit, *sunja* mit *suona*, *stoma* mit *staba*, *vagg* mit *fahan*, *vigan*, mit *fehtan*, *vainei* mit *havn*, *varei* mit *fara*, *wisan* mit *gewis*, *frasts* mit *frisking* und *antfriston*, *freidjan* mit Friede, *hveihts* mit *vaiht* zusammengestellt. —

Welchen Fleifs der Herausgeber auf die Anfertigung dieses Glossars verwandt hat, kann man aus der Menge der Citate (fast aus allen deutschen Dialekten) abnehmen; wie mühsam und zeitraubend mufs ihm bei seiner Unbekanntschaft mit allen Zweigen des deutschen Sprachstammes, das gothische ausgenommen, diese Arbeit gewesen seyn! Hätte er doch diese Zeit und Mühe auf die Herausgabe der noch übrigen Bruchstücke der gothischen Bibelübersetzung verwandt! der ganze reiche Schatz wäre dann bereits in unsern Händen. Rec. wiederholt daher, im Namen Aller, die den Werth dieses Schatzes zu beurtheilen wissen, die schon vor beinahe 3 Jahren mündlich an den Hrn. Herausgeber gerichtete Bitte, die Mittheilung des noch rückständigen Manuskripts nicht durch die Ausarbeitung von Glossarien zu verzögern, sondern nur den reinen Text mit derselben Treue und Sorgfalt, mit der die bisherigen Ausgaben besorgt sind, unter Beifügung der Varianten abdrucken zu lassen. Bei der reinen, aufopfernden, seltnen Liebe, die der Herr Herausgeber für die Wissenschaften hegt, hofft Rec. keine Fehlbitte zu thun.

Graff.

III.

Ueber das Blut und das Athmen in physiologischer und allgemein pathologischer Hinsicht. Von Joh. Rudolf Burkhard, Doctor der Arzneikunde. Basel 1828.

Das bildende Leben im menschlichen und thierischen Körper zeigt eine Menge von Erscheinungen, die in ihrer vollendeten Ausbildung, in ihren Productionen und Resultaten zwar hinreichend bekannt; aber in ihrer Entstehung und Entwickelung von der Physiologie immer noch nicht genug verfolgt und gehörig ins Licht gestellt sind. Die Phänomene des Wachsthums und der Ernährung vorhandener Gebilde, der Heilungsprocefs der Wunden, die Wiedererzeugung verloren gegangener Theile u. s. w. sind in Bezug auf den inneren Verlauf der Thätigkeiten, wodurch sie zu Stande kommen, nicht nur unvollkommen erkannt, sondern auch die Schwierigkeit des Gegenstandes scheint die Forschung der Physiologen von dem tieferen Eindringen in denselben abgehalten zu haben, so dafs diese Erscheinungen selbst in den besseren physiologischen Werken entweder umgangen oder auf eine sehr unbefriedigende und äufserliche Weise behandelt worden sind. Wir halten es daher für ein verdienstliches Unternehmen, wenn der Vf. obiger Schrift in derselben seine gelehrten Forschungen auf diesen Gegenstand richtet, erlauben uns nur, bevor wir auf den Inhalt eingehen, noch eine historische Bemerkung.

Die mechanischen und chemischen Erklärungen der Bildungsprocesse von van Helmont und später von Boerhaave, nach denen die Stoffe aus dem Blute entweder durch mechanische Sonderung, wie durch Siebe und Colatorien, in den Sekretionsorganen und feinsten Gefäfsen abgeschieden, oder nach den Gesetzen chemischer Verwandschaft in den verschiedenen Organen abgelagert werden sollten, genügten nur so lange, bis man die von Stahl ausgesprochene und entwickelte Wahrheit allgemeiner einsehen lernte, dafs die organischen Bildungsprocesse durch einen Verein lebendiger Kräfte nach höheren Gesetzen innerer Zweckmäfsigkeit vor sich gehen, welche sich von den chemischen und mechanischen durchaus unterscheiden. Das Bild vernünftiger Entwickelung, welches Stahl in diesem Gange des Bildungsprocesses erblickte, veranlafste ihn diese Einheit organischer Kräfte als von der Seele geleitet zu betrachten, und somit alle diese Processe als Wirkungen der Seele anzusehen.

Wie sehr diese Ansicht auch vollendeter Ausbildung bedurfte, um sich gegen Widersprüche völlig aufrecht zu erhalten, so liegt doch die Grundlage der Erkenntnifs darin, dafs die lebendigen Bildungsprocesse keine chemischen und mechanischen sind, und es haben sich auf dieser Grundlage die späteren sogenannten dynamischen Vorstellungen eigenthümlicher, organischer, Lebens und Bildungskräfte entwickelt.

Unstreitig hat Caspar Friedr. Wolff die Existenz einer dem bildenden Leben, besonders der Blutbewegung, zum Grunde liegenden organischen Kraft (*vis essentialis*) am umständlichsten zu beweisen sich bemüht, und die Wirksamkeit dieser Kraft zur Erklärung organischer

Digitized by Google

Entwickelungen bei Pflanzen und Thieren, freilich wieder auf eine nur äufserliche Weise, zu benutzen gewufst. *(Theoria generationis Halae* 1774) Aber demselben tiefsinnigen und unermüdeten Forscher genügte es nach reiflicher Ueberlegung nicht diese organischen Phänomene aus einer dahinterliegenden unbekannten Kraft abzuleiten, sondern er fühlte selbst, noch in seinem späteren Alter, das Bedürfnifs die Natur dieser Kraft weiter zergliedert und erklärt zu sehen und veranlafste die Petersburger Academie der Wissenschaften die Preisfrage aufzugeben: Da viele Erscheinungen lehren, dafs die Nahrungssäfte zwar zuerst mittelst des Herzens durch die Gefäfse, hernach aber durch eine vom Herzen unabhängige eigenthümliche Kraft weiter bewegt würden um den Körper zu ernähren, und auch bei den Pflanzen wo keine mechanische Ursache einer Säftebewegung vorhanden sey, dennoch die Ernährung und das Wachsthum durch dieselbe Kraft vor sich gehe: so frage man welches die Natur dieser Kraft sey und vorzüglich, ob es die allgemeine Attraktivkraft der Körper überhaupt oder, wie es wahrscheinlich sey, eine hiervon verschiedene und blofs der lebendigen thierischen und Pflanzensubstanz eigene u. s. w.? Die Abhandlungen hierüber, welche die Academie des Preises würdig erklärte, genügten aber C. F. Wolff nicht und er schrieb selbst zur Erläuterung der Sache: von der eigenthümlichen und wesentlichen Kraft der vegetabilischen sowohl als der animalischen Substanz (Petersburg 1789. 94 S. 4.) vielleicht das vollendeteste Erzeugnifs seines reiferen Alters.

Hierin spricht er sich auf eine sehr gründliche, vielfach überlegte Weise dahin aus: dafs jene bildenden *und bewegenden* Kräfte der Säfte des thierischen und *pflanzlichen* Körpers keine andere seyen als eigenthümliche von den allgemeinen verschiedene, Attraktiv- und Repulsivkräfte und zwar der Flüssigkeiten gegen die festen Theile, und der festen Theile gegen die Flüssigkeiten. Diesen gegenseitigen Attraktionen gleichartiger und Repulsionen ungleichartiger organischer Theile liege aber dieselbe Ursache zum Grunde und die Einheit beider sey also die wesentliche Kraft. Hierauf lassen sich alle Phänomene und Wirkungen des Thierischen- und Pflanzenlebens zurückführen.

Die ganze Abhandlung hat jedoch einen fast rein metaphysischen Inhalt und schliefst sich nur indirekt an die Erscheinungen des organischen Lebens, oder vielmehr es fehlen die nöthigen empirischen Beweise für die Folgerungen und Schlüsse, zu denen Wolff durch seine Untersuchung gelangt. Daher bleibt er auch immer nur bei allgemeinen Vergleichungen stehen und gelangt nicht zur durch und durch gehenden Verfolgung aller besonderen qualitativen Bestimmungen einer concreten Erscheinung, und es fällt z. E. in seiner Erklärung der Digestion: dafs hier die gleichartigen Theile blofs attrahirt, die ungleichartigen aber repellirt würden, der Mangel besonderer Bestimmung bei dieser allgemeinen Attraktion leicht auf. Aehnlich auch bei seinen Erklärungen der Sekretionen und Bildungen anderer Art, die aus dem Blute entstehen, wo nur im Allgemeinen auf Attraktion und Repulsion zwischen Blut und Gefäfsen hingewiesen ist.

Nichts destoweniger halten wir diese Arbeit hier einer besonders ehrenvollen Erwähnung werth, als gerade dieses höchste Resultat lebenslanger Bemühungen in einer und derselben Sache, von allen neueren Schriftstellern durchaus ignorirt erscheint, und sehr viele sich noch auf den Standpunkt vor Wolff befinden, wo man nämlich alles gethan zu haben glaubt wenn man eine Lebenserscheinung von einer dahinterliegenden unbekannten und nicht zu ergründenden Kraft ableitet und wenig bemüht ist die Erscheinungen und Kräfte, besonders des bildenden Lebens, in die lebendigen Gegensätze zu zergliedern, um auf den Grund der Kräfte zu gelangen.

Des Verfassers Absicht ist nun der Hauptsache nach eben die innere Thätigkeit des Blutes und die Art wie die Bildungen aus dem Blute entstehen und das Blut selbst durch das Athmen sich neu belebt, auf eigenthümliche Weise und nach eigenen Beobachtungen darzustellen. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, wenn der Verf. dabei seinen Hauptgesichtspunkt strenger festgehalten und nicht in Bezug auf den Gegenstand selbst, mancherlei Nebensachen in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hätte, welche zuweilen das tiefere Eingehen in die Hauptpunkte stören. Doch ist im Allgemeinen das lebendige Interesse für die Sache, der Fleifs und die Fähigkeit des Verfassers nicht zu verkennen.

Sehr richtig zeigt der Verfasser zuerst die Irrthümer und Vorurtheile in den gangbaren Vorstellungen über die sogenannten Blutkügelchen, zu denen man durch die älteren Beobachtungen von Leuwenhoek, Hal-

Digitized by Google

ler gelangte. Er zeigt wie neuere Beobachter z. E.: Sir Everhard Home, Prevost und Dumas, um ähnliche Formen, als nach den alten Vorurtheilen das Blut zusammensetzen sollen, zu entdecken, mit dem lebendigen Blut so lange experimentiren, bis es geronnen und abgestorben ist und nun die so herausgebrachten Wunderdinge dennoch als lebendige Theile des Bluts ansehen und deren todte Formen bedeutungsvoll beschreiben! So gehen denn die Irrthümer weiter dafs z. E. Prevost und Dumas eine galvanische Kraft annehmen, welche die Blutkügelchen erst bilde. Die sonst übliche Methode das Blut mit Speichel und anderen zähen Flüssigkeiten zu vermischen, um die Kügelchen herauszubringen, gehört ebenfalls zu denen, durch welche mit Gewalt der Beweis für eingebildete lebendige Formen im Tode gefunden werden soll.

Die besseren neueren Physiologen haben auch andererseits längst eingesehen und beifällig anerkannt, wie unzulänglich zur Erklärung physiologischer Thätigkeiten, und ihnen widersprechend jene alten Vorstellungen sind.

Der Verf. führt die Erscheinungen der abgesonderten und passiv-leblos sich verhaltenden Blutkügelchen auf den Procefs der Gerinnung zurück und erklärt sie für Blutkuchentheile, welche sich nicht zu einer gemeinschaftlichen Masse vereinigt haben. Wir geben diefs für alle diejenigen Fälle zu, wo man sich aus dem ausgeflossenen Blute der Säugethiere und Vögel auf die angezeigte Art die Blutkügelchen aus dem gerinnenden Blute darstellt; dagegen giebt es auch Erscheinungen von Blutkügelchen oder vielmehr von Blutblasen in dem noch in den Adern lebendig strömenden Blute der Amphibien, Fische, Mollusken und Insekten, welche zwar mit den Blutkügelchen aus dem Blutgeriesel der Säugethiere immer für einerlei gehalten und mit ihnen verwechselt worden sind; aber einen ganz verschiedenen Ursprung haben. Diefs sind nämlich gröfsere oder kleinere Luftblasen, wie wir auch bereits anderswo schon gezeigt haben, und wie schon Poli und Hewson angedeutet hatten.

Weiter setzt der Verf. die selbstständige lebendige innere Gestaltung und Bewegung des Bluts, welche wir „Oscillation" genannt haben, auseinander. Sie wird von der strömenden Bewegung sehr wohl unterschieden, und der Verf. nennt diese Bewegung mit Dutrochet „das Zittern". Es wird genügend gezeigt, dafs das lebendige Blut nicht aus Serum und Blutkügelchen, als Producten der Gerinnung, sondern aus durchaus gleichartigen Theilen bestehe, deren gegenseitige Lebensbewegungen die Oscillation hervorbringen. Der Verf. betrachtet diese Oscillation als einen schnell wechselnden Zustand von Expansion und Contraktion der Blattheile, und bemerkt dafs diefs dieselbe Bewegung sey, welche Ref. als Vereinigungen und Trennungen, (Anziehung und Abstofsung) der Blattheile dargestellt hat. Wir geben dem Verfasser zu, dafs die Contraktion und Expansion der Blattheile ein wesentliches Moment in dem lebendigen Procefs der Attraktion und Repulsion derselben sey, indem nämlich Attraktion und Contraktion, wie Repulsion und Expansion zusammenfallen, doch wird sich durch das Moment der Contraktion und Expansion allein die wahre Bedeutung der Oscillation nicht erschöpfend bezeichnen lassen. Man sieht aber, dafs der Verfasser die Eigenthümlichkeiten dieser elementaren lebendigen Bewegung tief und von anderer Seite her aufzufassen bemüht gewesen ist.

Hätte C. F. Wolff diese Beobachtungen gekannt, so würde er darin den unumstöfslichen Beweis für seine oben genannten Ideen gefunden haben und Ref. gesteht, dafs er bei näherer Betrachtung der Wolffschen Ansichten des Bildungsprocefses und Vergleichung mit den Beobachtungen der Oscillation der lebendigen Blutsubstanz, (welches ihm früher entgangen war) einen leichten Uebergang von dem empirisch sinnlich zu beobachtenden Gange des Blutlebens zu dem mehr speculativen Resultate Wolff's findet; wenn er die concrete substantielle Entwickelung der Elementarformen des Blutlebens bis zu dem lebendigen Produkte der Ernährung und Bildung aus demselben Schritt für Schritt verfolgt.

Diesen Hauptpunkt der Ernährung und Bildung des lebendigen Körpers aus dem Blute hat auch unser Verfasser sorgfältig ins Auge gefafst, wenn gleich zu bekennen ist, dafs ihm die wahre Darstellung desselben nur theilweise gelungen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Ueber das Blut und das Athmen in physiologischer und allgemein pathologischer Hinsicht. Von Joh. Rudolf Burkhard, Doctor der Arzneikunde.

(Schluſs.)

Der Verf. nimmt, zu allgemein, an, daſs das Blut in der Substanz der zu ernährenden Organe, (in dem Theile, welchen wir das peripherische Blutsystem im Gegensatz des centralen genannt haben) in Gängen ströme, welche durchaus von keinen Gefäſsen mehr umschlossen werden. Diese Ansicht hatte auch C. F. Wolff von der ursprünglichen Bildung der Gefäſse; aber sie ist nur für die erste und ursprüngliche Entstehung der Blutströme (im bebrüteten Hühnchen, oder in neu reproduzirten Theilen) gültig. Später entwickelt sich sogleich der Gegensatz von Gefäſs und Blut und zwar bildet sich dieses System in den verschiedenen Organen zu ganz eigenthümlichen und leicht zu unterscheidenden Formen, ähnlich als auch in den Pflanzen, aus, so daſs man z. E. im bebrüteten Hühnchen vor und während der Bildung des *Sinus terminalis*, dieses Gefäſssystem in der weichen embryonischen Masse deutlich, wie auch an vielen anderen Theilen, wo sich das peripherische System von dem centralen gesondert hat, erkennen kann, wenn es gleich richtig ist, daſs auch bei der fortgehenden Bildung häufig in der Substanz der Organe sich Ströme bilden, welche sich erst später zu Gefäſsen entwickeln. Wir empfehlen dem Verf. dieses Gefäſssystem in der Leber z. E. der Fisch und Froschembryonen, der Lunge und anderen verschiedenen Theilen zu untersuchen.

Richtig läugnet der Verf. die Existenz besonderer aushauchender, secernirender und anderer Gefäſse und beschränkt alle Bildungen aus dem Blute auf die genannten Gänge oder das peripherische Gefäſssystem, in welchem sich das Blut auf eine relativ vom Herzen unabhängige Weise bewegt.

Die nähere Erklärung der Bildungen aus dem Blute wird nun dem Verf. in so fern leicht als er meint, daſs sie vorzüglich durch Ansatz von nährenden oder bildenden Stoffen aus dem Blute an die Gränzen der (wandlosen) Gänge geschehen, oder daſs die zu excernirenden Stoffe an die Sekretionsorgane abgelagert würden. Diese Ablagerung geschieht nicht allein durch das Blut sondern zugleich durch Mitwirkung der von den Nerven belebten und gereizten Masse der absondernden oder zu ernährenden Organe, und darin liegt der Grund der eigenthümlichen Bildungen und Absonderungen in den verschiedenen Organen, welche das Blut zur bestimmten Richtung seiner absondernden und bildenden Thätigkeit bestimmen.

Wolff drückte dieſs bestimmter dadurch aus, daſs eine gegenseitige Attraktion der gleichartigen Theile des Bluts und der Organe Statt finde, während sich die ungleichartigen repelliren. Unser Verf. würde dieses naturgemäſs viel weiter haben entwickeln können, wenn er die Vereinigungen und Trennungen der Bluttheilchen durch die Oscillation und nicht bloſs das Moment der Contraktion und Expansion im Auge behalten, und die Verhältnisse der oscillirenden Blutsubstanz zu den Gefäſsen und dem Parenchym der Organe aufmerksamer verfolgt hätte.

Insofern der Verf. zu diesen Erklärungen der Bildung aus dem Blute immer schon die Existenz der Organe bedarf, in welchen secernirt wird, gelangt er zu der sich von selbst aufdringenden Frage, wie denn die ursprüngliche Bildung geschehe, bevor die Organe vorhanden seyen und wodurch sie selbst erst gebildet werden sollen. Wolff hatte diese Frage im Allgemeinen sehr schön beantwortet, indem er aus den Erscheinungen der ersten Gefäſsbildung in der Peripherie des bebrüteten Hühnchens schloſs, daſs das Blut in sich selbst eine Repulsionskraft besitze; er hat bei der Erklärung der Absonderungen im Besondern diesen Gesichtspunkt

Digitized by Google

wieder aus den Augen verloren und beschränkte diese Thätigkeiten allein auf gegenseitige Anziehungen zwischen dem Blut und den Organen. Die wahre Bedeutung liegt freilich auch im Sinne seiner Darstellungen, indem er erkannte, dafs jede Attraktion von einer gegenüberstehenden Repulsion begleitet sey. Der Verf. drückt diefs dadurch aus, dafs entweder im Akte der Zeugung schon zu jedem Theil des Körpers ein Keim gebildet werde, oder, was wahrscheinlicher sey, dafs die Lebenskraft sich in die besonderen Richtungen zersplittere, die im vollkommenen menschlichen Geschöpf die verschiedenen (lebendigen) Bestandtheile bedingen.

Die Wahrheit ist allerdings, dafs jede fortgehende Bildung und Ernährung eine Wiederholung des Zeugungsprocesses ist. Aus der identischen embryonischen Substanz entwickeln sich durch innere lebendige Repulsion die organischen Gegensätze in ihren eigenthümlichen Formen, wie aus dem Blute im Fortgange des Lebens sich die verschiedenen Theile bilden. Diesen Procefs lebendiger Entwickelung der differenten Organe aus der identischen Einheit, wodurch sie auch weiter zu einem Ganzen zusammengehalten werden, hätte der Verf. mehr hervorheben sollen, wozu die Vergleichung des Zeugungs - und Bildungsprocesses hinreichenden Stoff dargeboten hätte.

Als empirischen Beweis für die Erzeugung verschiedener Stoffe aus der identischen Blutsubstanz selbst, führt der Verf. die Bildung des Harnstoffes im Blute der Thiere, denen die Nieren ausgeschnitten worden, an, und es hätte die Zahl ähnlicher Phänomene durch die Beobachtungen der Gallenbildung in den verschiedenartigsten Theilen bei den mancherlei Leberkrankheiten vermehrt werden können. Diese lebendige Richtung der Blutsubstanz selbst, zu bestimmten Bildungen und Absonderungen zeigt sich auch an den verschiedenen Produktionen verschiedenartiger Gefäfse in einem und demselben Organ z. E. der Lunge oder der Leber, nur ist die gewöhnliche chemische Erklärung dieser Erscheinungen, nach welchen hier die chemische Wirksamkeit für das Ursprüngliche und Ursächliche derselben betrachtet wird, durchaus falsch, indem die chemische Natur der Stoffbildung, da wo sie hervortritt, umgekehrt erst Resultat der lebendigen Repulsion und Entwickelung in der Blutsubstanz ist.

Diese Entwickelung der Blutsubstanz zu lebendigen Differenzen macht die Wirksamkeit der bildenden Organe bei Ausübung ihrer Funktionen nicht überflüssig. Im harmonischen Gange des Lebensprocesses ist diefs blofs eine Seite und Richtung der Funktion (die Repulsion); die andere Seite ist die eigenthümliche Verarbeitung des vom Blute repellirten Stoffes (des Materials) zum vollendeten Produkte (Seite der Attraktion) so dafs die Einheit beider erst die Funktion im Ganzen constituirt. Diese Einheit ist die wesentliche Kraft des Organs, welche also aus dem Gegensatze attraktiver und repulsiver Thätigkeit zusammengesetzt ist, freilich mit besonderen lebendigen Eigenthümlichkeiten (der Form und Qualität nach) in den verschiedenen Organen.

Weiter geht der Verf. zu den Unterschieden zwischen Bilden und Absondern über, welche Thätigkeiten er in ihren ausschliefsenden Gegensätzen betrachtet. Eine dieser Thätigkeiten verdrängt oft die andere und beide zugleich können im Normalzustande nicht an derselben Stelle Statt finden. In der Regel werden die Analogieen beider Thätigkeiten zu sehr herausgehoben und es ist nicht unzweckmäfsig, sie auch in ihren Differenzen zu betrachten. Im Innern des Körpers findet in der Regel nur ein Bilden (Wachsen und Wiedererzeugen), an den äufseren und inneren Oberflächen des Körpers in der Regel Absonderung (Ausscheidung des fremdartigen) statt. Durch den Procefs der Entzündung und Eiterung kann der Bildungsprocefs in einen krankhaften Absonderungsprocefs (des Eiters) übergehen. Wo sich absondernde Flächen berühren, bleiben sie getrennt, wo sich bildende Flächen berühren (und nur hier, wie der Verf. meint) entsteht Verwachsung. Der Verf. läugnet, dafs irgendwo eine Verwachsung durch Erzeugung und Ablagerung (z. E. der sogenannten plastischen Lymphe) als einer Vermittelung getrennter Theile vor sich gehe; und hält die Substanzzunahme, die bei solchen Verwachsungen zuweilen Statt findet, für eine blofse Ausdehnung der vorhandenen Theile. Wir geben zu, dafs die Vorstellungen von der plastischen Lymphe, wodurch dergleichen Theile verwachsen sollen, sehr unbestimmt und unzureichend sind, und dafs in vielen Fällen unmittelbare Vereinigung bildender getrennter Theile Statt finde, wie bei den frischen Schnittwunden. Aber es ist auch gewifs, dafs ähnlich als bei den Pflanzen durch Erzeugung einer neuen embryonischen Cambiumschicht sich jährlich ein neuer Holz- und Rindenring hinzubildet, und wie durch Erguſs von Cambium, welches sich zu neuer Holz- und Rindensub-

Digitized by Google

stanz entwickelt, eine Verwachsung des Pfropfreises mit dem Stamme erzeugt wird; auch im thierischen Körper durch Erzeugung einer ähnlichen embryonischen Substanz, welche wir: thierisches Cambium, anstatt plastische Lymphe, nennen möchten, eine Vereinigung getrennter Theile Statt findet, wie diefs namentlich bei der Zusammenheilung gebrochener Knochen entschieden der Fall ist und auch in sehr vielen anderen Fällen, wo eiternde Flächen verwachsen, vorzukommen scheint.

Was der Verf. zwischendurch über die Wirkung des Herzens bei der Blutbewegung, über den Puls und zuletzt über das Athmen gesagt, ist eine sinnige kritische Auswahl des Bessern, was man hierin kennt. Diefs mag blofs angedeutet seyn, da es zu dem Hauptzweck des Werkes in keiner unmittelbaren Beziehung steht.

Wir wünschen, dafs der Verf. fortfahren möge, in diesem eben so schwierigen als anziehenden Theil der Physiologie weiter zu arbeiten, indem sich von seinem Interesse für die Sache ebenso wie von seinen Fähigkeiten zu dergleichen Arbeiten recht viel erwarten läfst. In dem über das Werk hier Gesagten möge derselbe nur die Aufmerksamkeit erkennen, welche wir dem Werke und der Sache gewidmet haben.

Dr. C. H. Schultz.

IV.

Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar, romantisches Trauerspiel und Kaiser Ludwigs Traum, Festspiel. Stuttgardt und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung und für die K. K. Oester. Staaten bei J. B. Wallishausser in Wien. 1829. 8.

Das Geringste — so wird gewöhnlich behauptet — das Geringste, was man von jedem Kritiker fordern darf: es ist Unpersönlichkeit. Diese unbedingte Anforderung des Publikums hat zwar den Schein ethischer Unerlasslichkeit, verlangt aber, selbst von dem unbefangensten Kunstrichter, eine fast unmögliche Abstraktion. — Weiser zugleich und billiger hat der Staat für die kollegialische Verfassung seiner Gerichtshöfe, ja, für mehrere Instanzen gesorgt: er traut kaum einer Gesammtheit, viel weniger aber dem Einzelnen, ein absolut-unpersönliches Urtheil zu. Sollte nun das, was von dem wirklichen Richter nur bedingt verlangt wird, sollte man es von dem Kunstrichter unbedingt fordern dürfen? — Der Unterzeichnete protestirt um so mehr gegen diese Zumuthung, als er hier, bei Beurtheilung obbenannter Schauspiele, nicht einmal die bedingte, die mögliche Unpersönlichkeit eines Richters versprechen kann. Subjektiv-unpersönlich kann er defshalb nicht seyn, weil kein Codex der dramatischen Kunst ihm vorliegt, nach dessen gesetzkräftigen Paragraphen er ein allgemein gültiges Urtheil fällen könnte; er vermag nur seine eigenen ästhetischen Pandekten zu benutzen, und diese tragen sicherlich, da sie von einem ausübenden Künstler gesammelt wurden, den Stempel seiner Individualität. Aber selbst objektive Unpersönlichkeit, so gewifs sie der Autor auch fordert, kann man dem hohen verehrten Staatsbeamten nicht versprechen. Denn in einer Zeit, wo der Geschmack so vieler Höfe, das Interesse der höheren Kreise und der Sinn der immer nachfolgenden Menge sich mehr und mehr von allem Ernst der Bühne abwenden, so dafs selbst das tiefsinnigere Lustspiel kaum hervortreten darf, und nur die Oper behaglich genossen wird, nur die Oper Theilnahme findet und Gunst — in einer solchen Zeit ist es eine allzutröstende, eine allzuerfreuliche Erscheinung, wenn ein Mann, der einem Throne so nahe steht wie der Herr von Schenk, wenn ein Minister, dessen ganze Sorgfalt gewichtige Staatsgeschäfte in Anspruch nehmen, die Stunden seiner Mufse der Kunst widmet, und nicht nur ein sehr artiges Festspiel schreibt, sondern mit einer grofsen, für die Bühne bestimmten Tragödie auftritt. Hat uns die Fama einmal berichtet, wer des Drama's Autor ist, so sind dem Stücke schon die Bahnen der Theilnahme und des Wohlwollens geöffnet, so erwarten den gewissen Sieger auch die Kränze des Danks. Und nicht die Gemüther nur sind es, die ihm entgegenwallen und Werk und Autor huldigen, und Beide nicht von einander zu scheiden vermögen; auch die Besonnenheit enthält sich dieser Trennung, wohl erwägend, wie es der Kunst zu gute kommt, wenn ihr die thätige Liebe eines so hochgestellten Freundes zu Theil und diese Liebe freudig anerkannt wird. — So geschah es auch. Nicht nur in Baiern, auch auf andern deutschen Bühnen wurde Belisar mehr als freundlich, mit Enthusiasmus, aufgenommen, und in den Tagesschriften übereinstimmend gepriesen. — Eine so prägnante Erscheinung können diese Blätter nicht übergehen; nun die Tragödie gedruckt ist, mufs ihre parthei-

Digitized by Google

lose Beurtheilung hier Raum finden; der damit Beauftragte aber zeigte bereits auf die Schwierigkeit hin, die sich ihm bei dieser Aufgabe entgegenstellt. Es ist jener allgemeine Enthusiasmus, der ihn mit fortreifst, es ist jene Besonnenheit, die ihm gebietet, einzustimmen in die laute und freudige Anerkennung des Gefeierten. Er kann es thun, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, und deshalb thut er es auch, und gern! Aber indem er die Stimme zu Preis und Lob erhebt, befällt ihn Zweifel an der objektiven Unpersönlichkeit seines Urtheils. Er fürchtet, wann er des Staatsmanns gedenkt, der nur Zwischenstunden der Mufse, und nicht sein ganzes thätiges Leben, der Kunst weihen darf; er fürchtet alsdann, dem Künstler nicht genug zu thun, der ja mit vollem Rechte fordern kann, und sicherlich es will, dafs man sich nicht herausnehme, sein Werk, wie die Arbeit eines talentvollen Liebhabers, mit nachsichtig-stolzer Schonung zu betrachten, sondern, dafs man es scharf und streng, wie das eines Meisters, beurtheile. — In dieser Voraussetzung schlägt nun der Unterzeichnete — obgleich bedrängt von eigenem inneren Widerspruch — den entgegengesetzten Weg ein. Das gerechte Lob, welches sich diese Tragödie erwarb, er wiederholt es nicht; im Gegentheil! er spürt nach Unvollkommenheiten, sucht Mängel auf und glaubt, dem edelen Verfasser eben dadurch seine wahrhaftige Hochachtung zu bezeigen, dafs er den, ihm möglich, strengsten Maafsstab an dessen Werk legt. —

Belisar, romantisches Trauerspiel. Ein glücklich gewählter Stoff, nicht allzufest und unbeugsam, nicht allzu luftig und nebelhaft; denn Geschichte und Sage, die strenge und die gefällige Muse, Beide erzählen von den Schicksalen des Helden. Daher hat der Dichter Anhalt zugleich und Freiheit, befindet sich auf dem Boden historischer Wirklichkeit, und in der Sphäre poetischer Erfindung, und kann hier Wahrheit und Phantasie, Charakter und Ideal zu harmonischer Schönheit vereinen. Ein so geeigneter Stoff konnte nicht unbeachtet bleiben; er ward früher schon mehrfach bearbeitet. Ohne auf diese Werke hinzublicken, um zu untersuchen, wie sie unser Autor vielleicht benutzt hat, sey hier die Fabel der Tragödie, nicht etwa erzählt, wodurch dem Dramatiker immer Abbruch geschieht, sondern, Akt für Akt, ausgezogen. Die erste Scene ist im Hause Belisars. Ein Chor tanzender und singender Jungfrauen verkündet die Rückkehr des Helden und ruft Irene, dessen einzige Tochter, herbei. Sie kommt. Der Zuschauer erfährt in ihren Aeufserungen, mit wie kindlicher Zärtlichkeit sie sich nach dem Vater sehnte, und aus den Gegenreden einer der Jungfrauen, dafs Belisar aus Afrika siegreich und beutebeladen zurückkehrt. Irene will ihr Glück mit der Mutter theilen, „sie erscheint" Irene fragt „was sie beschwert?", und, nach einigen Wendungen und Räthselworten, die mit Irene's lyrischen Ergüssen einen Dialog bilden, erfährt man von Antonina selbst, dafs sie Mutter eines Knaben war, den man „von ihrer Brust gerissen und des Unthiers Zähnen ausgesetzt hat „und ich soll nicht klagen, fährt sie fort, ich soll noch Zeugin des Triumphes seyn, den des Sohnes Blut bezahlte!" Die Tochter will Erklärung dieses Räthsels; die Mutter fafst sich — Vergifs was Du hörtest, sagt sie; aber Eins merke Dir: „Rächend leben noch die Todten, und des Helden Ruhm und Sieg, wenn sein Glück am höchsten stieg, sind oft seines Falles Boten." Jetzt tritt Eudora, eine andere Jungfrau ein, und in einer blumenreichen Erzählung, von beinah vier Seiten, die nur ein Mal durch Irene's Ruf „Mein Vater!" unterbrochen wird, stattet sie Bericht ab, von der Ankunft der Flotte, von dem Jubel des Volks bei dem Erscheinen Belisar's, von den Vorbereitungen seines Triumphs u. a. — Nicht unbemerkt bleibe hier, dafs solche Prachterzählungen in der Beengung des französischen Trauerspiels ihren nothwendigen Grund hatten; dort geschieht das Meiste hinter der Scene, auf derselben mufs wenigstens davon gesprochen werden — wozu aber hier diese Ausführlichkeit? da der Zuschauer nicht nur später den Triumphzug Belisars mit leiblichen Augen sehn wird, sondern überdies Nicanor in der 7. Scene diese Begebenheit zum zweiten Male erzählt; nicht zu gedenken, dafs der Dramatiker sich hüten mufs, einer Nebenperson eine Rede zu geben, die nur, durch Meisterschaft des Vortrags, ihre rhetorische Wirkung erzielen kann. —

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar, romantisches Trauerspiel und Kaiser Ludwigs Traum, Festspiel.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Erzählung eilen Irene und der Chor der Jungfrauen, dem Helden entgegen. Antonina bleibt allein zurück, und sagt in einem Monologe, „dafs sie sich stählen müsse zu dem dunkeln Werke, Frohsinn erheucheln, um den Schatten ihres Kindes zu versöhnen. — Eutropius Oberstkämmer und Rufinus Oberster der Kaiserl. Leibwache, Neider und Feinde Belisars, treten zu ihr ein. Sie sind mit ihr gegen den Helden verschworen; und dennoch sagt Rufinus (jetzt erst): „Nimmer konnten wir es fassen, was Dich verband mit denen, die Ihn hassen." Antonina verspricht hierüber Aufklärung, will aber erst wissen, ob auch Alles zu Belisar's Verderben vorbereitet sey und so erfährt der Zuschauer folgendes: die Briefe Belisars an seine Gattin — sie hatte sie schon früher den Verschwornen überliefert — sind von diesen so verfälscht worden, dafs sie einen trügerischen Beweis von Hochverrath enthalten.

Der Triumph Belisars soll nur erst abgewartet werden, damit der schon mifstrauisch gemachte Kaiser, *Zeuge* von dem Jubel des Volks und dadurch um so *besorglicher* werde. Am nächsten Tage wolle man dann offen mit der Klage, den Beweisen und Zeugen hervortreten. Antonina ist damit zufrieden, und nun fragen sie die Verschwornen wiederholt, wefshalb sie sich mit ihnen verbunden? ob etwa Belisar die am Altare beschworene Treue verletzt habe? „Die Mutter ist es, ruft sie, die Gattin nicht, die hier um Rache schreit!" — und nun erzählt sie die Vorfabel: aus welcher sich alle tragischen Begebenheiten des Drama's entwickeln. Das erste Kind, welches Antonina ihrem Gatten brachte, war ein Knabe. Sie sinkt, den Säugling an der Brust, „plötzlich in ein tiefes Schlafen"; erwacht am Morgen und findet von dem Knaben keine Spur mehr. Ein Sklave gesteht ihr endlich, dafs während ihres Schlummers ihr Kind plötzlich gestorben sey, und dafs ihr Gemahl die Leiche rasch entfernt habe, um ihren Schmerz nicht zu vermehren. Sie will das todte Kind nur noch ein Mal sehen, und „Mitleid heuchelnd" wird es ihr verweigert. — Später wird ihr eine Tochter (Irene, die man bereits, eine blühende Jungfrau, geschaut hat) und Belisars früherer Tiefsinn schwindet, die Schwingen seines Geistes und Muthes entfalten sich wieder, er steigt von Würde zu Würde und wird jener Held, von dem die Geschichte berichtet. Antonina war glücklich, und, selbst die Erinnerung an ihren Knaben, ihr „schmerzlich süfs." Da — während ihr heut von Afrika zurückkehrender Gatte dort siegreich focht — liefs jener Sklave, aus dessen Munde sie einst den Tod ihres Knaben vernahm, sie an sein Sterbelager rufen; und, von seinem Gewissen gepeinigt, gesteht er, dafs ihr Kind nicht einer Krankheit erlag. Belisar habe einst geträumt, „als ob aus ihrem Bette, mit fremden Helmbusch ein gewappnet Haupt sich drohend gegen ihn erhoben hätte. Er sah's, sprang auf und fafst es mit Gewalt, und fand nun, statt des Hauptes — eine Kette." — Ein Astrolog deutet ihm den Traum, dafs seine Gattin einen Sohn gebähren würde, der gegen ihn und Rom die Waffen tragen und niedersinken würde zum Sklavenstand." Als nun seine Gattin wirklich einen Sohn gebahr, da, entbrannt von altem Römersinne, befahl er dem Sklaven, das Kind zu tödten, dieser aber, mit „grausamen Erbarmen" legte den Knaben an's Meerufer, und weifs nun nicht, ob ihn die Fluth hinweggespült, ob wilde Thiere ihn zerrissen. — Jetzt wifst ihr, fährt Antonina zu den Verschworenen fort, was mich bewogen in Euern Bund zu treten, Männer können es nicht, nur Mütter nachempfinden. Ich habe Rache geschworen und will nicht ruhen bis sein Glück zerstäubt, sein Ruhm

Digitized by Google

vernichtet ist. Er naht! hört Ihr des Volkes Jubel? Ich muſs zu ihm, muſs Haſs und Abscheu niederkämpfen; doch erwarte ich Euch vor dem Kaiser, um ihn des Hochverraths anzuklagen. So verläſst sie die Bühne, und später entfernen sich auch die beiden Verschworenen, nachdem sie sich zu rascher Thätigkeit ermahnt haben. — Der Dichter hat uns nun in die Geburtsstätte seiner tragischen Konflikte geführt, und, bevor wir zu diesen fortschreiten, sey es erlaubt, hier umzuschauen. — Belisars Traum und Entschluſs, des Sklaven spätes Bekenntniſs kurz vor seinem Tode, sein Mitleid mit dem Kinde, und die Aussetzung des Säuglings — diese Begebenheiten deſshalb zu tadeln, weil sie nicht neu sind, wäre eine Ungerechtigkeit, eine moderne Ungerechtigkeit. Die weiseren und kunstsinnigen Alten, waren keinesweges, so wie unser heutiges Parterre, nur auf Neuigkeiten versessen; sie wuſsten, daſs es im Menschenleben immer wiederkehrende Normal-Ereignisse giebt, daſs es gerade diese sind, die sich vorzugsweise zu künstlerischer Darstellung eignen, und daſs vorzugsweise in ihrem Konflikt sich die Charaktere entfalten. Wie ist es aber mit diesen beschaffen? wie mit dem Charakter, der das Ganze in Bewegung setzt, mit Antonina? Gesetzt, der Zuschauer fühlte ihre leidenschaftliche Mutterliebe nicht in solchem Grade mit, daſs er ihren glühenden Rachedurst begriffe, so würde ihm auch das weitere Fortwogen der Begebenheiten ein Räthsel, ein Strom ohne Quell seyn und verbleiben. Wie könnte er aber diese Leidenschaft der reinsten, der mütterlichen Liebe mitempfinden, da in einer Reihe von neunzehn Jahren die alles bewältigende Zeit den Schmerz um ein verlohrenes Kind zu lindern pflegt? Wie soll er den Rachedurst gegen einen Gatten begreifen, der, nichts weniger als bösartig, sondern selbst ein Opfer seines Vorurtheils und also viel eher zu bedauern als zu hassen ist? Der Dichter antwortet auf diese Fragen; er läſst die Bewegerin seines Drama's sagen: „Das könnt, ihr Männer, nicht, das können Mütter nur mir nachempfinden!" Der Zuschauer, der diesen Ausruf hört, kann sich für den Moment beschwichtigen, kann glauben, daſs er, als Mann, nicht den ganzen Umfang, die ganze Tiefe mütterlicher Zärtlichkeit nachempfinden kann — als Mensch aber kann er nicht umhin zu fordern, daſs man ihm Einsicht gestatte, in die Möglichkeit eines so leidenschaftlichen Rachgefühls.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

De Skra van Nougarden d. i. die Handels-Gerichts- und Polizei-Ordnung des deutschen Handels-Hofes zu Nowgorod in uralten Zeiten, in's jetzige Deutsche übertragen, nebst einer einleitenden Vorerinnerung, einer Vergleichung derselben mit dem Lübschen Recht, und erläuternden Anmerkungen von Heinrich Behrmann, Archivarius und Canzleirath, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Copenhagen 1828. 157 S. 8.

Der historische Forschungsgeist und die Kindesfreude an Wunderbaren sind, jener durch die Schwierigkeiten der Untersuchung, diese im müſsigen Umherschweifen nach dem Abentheuerlichen, zu den fernsten Grenzpuncten der Wissenschaft und der Cultur stets angezogen worden und haben sich daselbst oft so nahe verwandt gefunden, daſs sie nicht selten ihre Rollen mit einander vertauschten. So geschah es, daſs neben manchem Aehnlichen im Museum des Gelehrten eine Fabelwelt geschaffen wurde, in welcher Thule, Wisby, Wineta und Nowgorod gar herrlich prangten, während in der anstoſsenden Wiegenstube so manches verrufene Märchen den Sinn für Wahrheit und Geschichte weckte und wichtige Sagen enthielt. Jenem schaffenden Triebe, welcher mit einem kleinen Ansatze von Pegasusflügelchen den pedantischen Fesseln ruhiger Untersuchung und gründlicher Kenntnisse sich zu entreiſsen strebt, verdanken wir auch die vorliegende, in ihrer Art sich sehr hervorthuende Schrift, in welcher Hr. Behrmann den Statuten der deutschen Kaufleute zu Nowgorod ein höheres Alter als das bisher gewöhnlich angenommene aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts anzuweisen, und zur Begründung dieser Ansicht, die Quelle eines Theiles des lübschen Rechtes aus jener Skra herzuleiten sich bemüht. Beide Ansichten sind wichtig und müssen um so mehr berücksichtigt werden, da der Verfasser durch seine kühn gepriesenen Kenntnisse (S. 70.) und die verdrehte Darstellung der, von dem um dieses Fach geschichtlicher Forschungen sehr verdienten Sartorius, nach besonnener Prüfung aufgestellten Ansichten, einen bedeutenden Rückschritt in dem Felde dieser Untersuchungen befördern könnte. Es wird uns dadurch Pflicht näher zu betrachten, was der Verfasser zur Begründung seiner eigenthümlichen Ansichten geleistet, wobei wir für jetzt so weit möglich bei Seite setzen werden, was er aus anderen Schriftstellern ohne kritische Prüfung excerpirt hat.

Der Verfasser behauptet S. 86. einen buchstäblich abgedruckten Text der fraglichen Skra nach einer Kopenhagener Handschrift zu liefern, deren Alter er jedoch nicht näher zu bestimmen versucht, was freilich um so nothwendiger erscheint, da er aus einzelnen in jener vorkommenden Wörtern, als da sind *Bok*, *Koplüde*, *Skra* u. a. das Alter der Skra zu erweisen vermeint. Die Vergleichung mit einer von Sartorius genomme-

Digitized by Google

nen Abschrift desselben Manuscriptes, so wie auch mit anderen in Lübeck vorhandenen besseren Handschriften dieser Skra ergiebt jedoch, dafs diese Behauptung eben nicht genau zu nehmen ist. Abgesehen von den zahllosen kleinen Fehlern, deren sich fast in jedem Artikel mehrere finden, drängen sich uns folgende besonders auf: §. 14. *mit bederuen mannen* l. *mit twen bederuen mannen*. §. 31. *ofte engelske in cumpanie* l. *ofte der engelsce got in cumpanie*. §. 50. *also ofte he ene scalk* (wobei in der Uebersetzung supplirt wird: gescholten) l. *also ofte he ene kete scalk*. §. 59. *houene*, übersetzt Höfe l. *hauene*, als Bestimmungsort der Schiffe.

Ueber den Werth der Interpretation und der Uebersetzung mögen folgende Proben zeugen. §. 2. wird: „*Desse olderman des houes de heuet vort vrien wilcore to kesende. ver man eme to helpende* (*l. helpe*). *dhe eme rechtes* (*l rechtest*) *sin*." so übersetzt: „Diese Aelterleute des Hofes u. s. w." während hier nur von einem Altermann die Rede ist. §. 58. *Also vere* (so fern, so weit) soll ein Abschreibefehler, und in *a. vele* zu verwandeln seyn. Eben so soll §. 63. die richtige Form *dar* (d. i. getrauet sich, von *durren*, engl. *to dare*) fehlerhaft statt *darf* stehn. §. 52. *So welic man brok aftich wert eder den anderen sloge an der gremeten*, etc. wird übersetzt: Schlägt jemand dem anderen einen Bruch oder an dem Gemächte u. s. w. Vergebens wird man in den Anmerkungen nach Belehrung über diese Bedeutung des Wortes *brokaftich*, die von der bekannten: bruchfällig, straffällig, so sehr abweicht, suchen und eben so über das räthselhafte Wort *gremeten* und dessen angenommene Bedeutung. Wir halten das letzte für ein verdorbenes, aber noch kenntliches russisches Wort, womit ein Ort bezeichnet wird, der, wie die folgenden verständlichen Worte zeigen, mehr als andere durch die höhere Strafe des gestörten Marktfriedens geschützt seyn soll. S. 74. wird zu §. 71. u. 74. viel Aufhebens über den Unterschied der *biderben* und der *guden* Leute gemacht; von denen jene 50 Mark Gold, diese nur 10 Mark Silber an Brüchen bezahlten: die angezogenen Artikel aber setzen diesen Unterschied fest in Beziehung, nicht auf den verschiedenen Stand der Straffälligen, sondern auf die Qualität des Friedensbruches, welcher viel gröfser war, wenn Altermann und *Rathleute* unter Strafe des Halses und 50 Mark Gold, als wenn nur zwei Meistermänner bei der höchsten Geldstrafe, zu welcher sie befugt waren, den Frieden geboten hatten. Vgl. auch das Lübsche Recht v. J. 1240 Art. 122. welcher beide Fälle berücksichtigt und wo jedem einzelnen Rathmann die Befugnifs ertheilt ist, welche in der Factorey zu Nowgorod zwei Meistermännern gegeben war. Wir enthalten uns fernerer Anführungen, da theils der Leser hier selbst urtheilen kann, theils der Verfasser zuweilen durch die Verdorbenheit seines Textes entschuldigt scheint, wodurch er aber der bittern Anklage blofsgestellt wird, dafs er diese gar nicht bemerkt habe.

Der Verfasser stellt als eine Thatsache auf, dafs die vorliegende Skra, weil in derselben die gothischen Kaufleute zu Nowgorod, deren in einer Urkunde v. J. 1231. gedacht wird, nicht aufgeführt werden, älter sey als jene Niederlage der Gothen und jene also wenigstens in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts fallen müsse (S. 5.). Einen Beweis suchen wir vergeblich, denn dasjenige, was über den älteren Handel nordischer Kaufleute mit Rufsland angeführt wird, wird niemand auf die Deutschen beziehen wollen, sondern kann nur auf die Gothen mitgedeutet werden, so wie auch von einzelnen Spuren eines Verkehres nicht auf eine Handelsniederlage gefolgert werden kann, welche selbst für die Gothen nicht über die Zeit des Fürsten Constantin (+ 1229) hinaus bisher ist urkundlich erwiesen worden. Die Schiffarth, welcher nach Adam von Bremen II, 12. von dem wendischen Jumneta nach Ostrogard (nicht Nowgorod) in 14 Tagen (so liest die Wiener Handschrift statt 43) getrieben ist, spricht gerade dafür, dafs von den deutschen Städten damals kein unmittelbarer Handel nach Rufsland geführt wurde. Nicht minder erhellt dieses aus demjenigen, was wir über den durch Privilegien des Kaiser Lothar begünstigten Handel der Gothen und über die später den Russen zu Lübeck ertheilten Privilegien wissen. Dagegen spricht die Nachricht, dafs im Jahr 1158 die Bremer zuerst die Fahrt nach der Düna entdeckt haben, deutlich aus, dafs die deutschen Handelsschiffe sich früher noch nicht weiter und nach Rufsland gewagt hatten. Diesen frühen directen Handel des deutschen Comtoirs zu Nowgorod aber, meint unser Verfasser, sollen mehrere niedersächsische Städte geführt haben, worunter genannt werden: Erteneborg, welches nur durch seine Elbfähre bekannt ist, Bardewyk und Soest, worüber der Beweis erwartet wird, — und besonders die s. g. wendischen Städte an der Ostsee, welche bekanntlich erst mehrere Jahrzehnde nach der durch Heinrich den Löwen vollbrachten Besiegung der Wenden angelegt sind. Der Verfasser nimmt nun freilich auch an, dafs die Bewohner mancher Städte des alten Wendenlandes, Arcona, Julin, Carentin u. a. durch ihre christlichen Nachbaren beunruhigt, ihren Handel nach dem um das Jahr 1158 zum Asyl jeder deutschen Nation gemachten, christlichem Lübeck verpflanzt haben; ohne sich indessen auf den Beweis einzulassen, ob jene Städte noch, oder ob sie schon vorhanden waren. Der für jene Emigration angeführte Beleg, die Lübecker Rathsliste v. J. 1158 wird jedem verdächtig seyn, der berücksichtigt, dafs der Hafs gegen die Wenden eine Grundlage des Bürgerthums in den sächsischen Städten bildet, der weifs, dafs dergleichen Listen und Genealogieen für Adel und Bürger unserer Gegenden, wenn sie über das dreizehnte Jahrhundert hinausgehen, selten die Stammbäume der irischen Herrscher an Glaubwürdigkeit übertreffen und der nun gar bei dem angeblich aus Julin (die deutschen Schriftsteller sagen Jumneta) stammenden Bürgermeister den aus zwei sächsischen Wörtern gebildeten Geschlechtsnamen von Scotthorpe findet. Neben diesen innern Gründen läfst sich auch noch anführen, dafs zufolge der Nachforschungen des Hrn. von Rumohr (Samml. f. Kunst u. Hist. I. S. 79.) auf dem Lübecker Archive, jene Rathslisten mit den hinzugefügten wendischen Städtenamen unächt sind. Wenn nun auch die Handelsbeziehungen der dänischen Stadt Hetheby oder Schleswig zu Rufsland dem Adam von Bremen schon bekannt waren, so ist dennoch eine Theilnahme ihrer Kaufleute an dem Vereine der Deutschen zu Nowgorod durchaus unerwiesen, so wie aus einem

Digitized by Google

Handel der Deutschen nach Polokz und Smolensk noch nicht auf gleichzeitige Wasserfahrten und gar Niederlagen derselben zu Nowgorod zu folgern ist. Denn dafs, wie der Verfasser sagt, ums Jahr 1060 in Nowgorod oder doch der nächsten Grenzstadt Ladoga eine christlich-catholische Kirche vorhanden war, ist in der von ihm desfalls citirten Abhandlung des Hrn. Rasmussen (Havniae 1825) keineswegs erwiesen, ja nicht einmal behauptet, da letzterer nur von einer in Gardarige gegründeten Kirche spricht; Adam von Bremen aber, der Cap. 223, die eigentliche Quelle dieser Nachricht bildet, sagt, dafs jene Kirche in der den Schweden unterworfenen Insel Curland (vermuthlich Oesel) gegründet sey. Doch die von Hrn. B. abgedruckte Skra überhebt uns fernerer Beweise zur Widerlegung des von ihm angegebenen Alters. §. 58. wird Riga genannt, welche Stadt bekanntlich erst in den letzten Jahren des zwölften Jahrhunderts angelegt ist — und es wird sogar §. 6. der livländischen Pfunde gedacht, welche eine Ausbildung des dortigen Verkehres und Städtewesens voraussetzen.

Der sprechendste Beweis für das Zeitalter der vorliegenden Skra wird freilich jedem Unbefangenen darin liegen, dafs sehr viele Artikel derselben mit dem Inhalte, oft auch den Worten der Redaction des Lübschen Rechtes vom Jahr 1240 übereinstimmen, was nicht auffallen kann, da bekanntlich das Lübsche Recht in den Ostseestädten sehr allgemein recipirt war, und wir wissen, dafs schon im dreizehnten Jahrhunderte von den Deutschen zu Nowgorod an den Rath zu Lübeck appellirt wurde. Herr B. aber zeigt sich in seiner, dem Grafen Romanzow dedicirten Schrift, in der originellen Ansicht befangen, dafs die gedachten Artikel des Lübschen Rechtes aus Nowgorod entlehnt, dem Herzoge Heinrich dem Löwen vorgelegt und von demselben als *Justitia Lubicensis* confirmirt seyen. Freilich erkennt er, dafs die Gildeskra der deutschen Kaufleute deshalb nicht russischen Ursprungs sey und meint selbst S. 151. dafs durch die Holländischen Colonisten zu Oldenburg im nördlichen Holstein holländische Idiome in die Skra gerathen wären. Doch kamen jene Colonisten erst in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in die gedachte Gegend und die Stadt Oldenburg erhielt 1232 ihr Recht von Lübeck. Schwerlich wird derjenige jener wunderlichen Hypothese beipflichten, der in den correspondirenden Rechtssätzen häufig allgemeine Grundzüge des Privatrechts, nicht lediglich specielles Schiffrecht und Kaufmannsgewohnheiten erkennt. Unbegreiflich ist es, wie der Verfasser übersieht, dafs Lübeck die gedachten Artikel, da sich deren in den lateinischen, nur wenige Jahre älteren Handschriften des Lübschen Rechts nur sehr wenige finden, von dem Nowgoroder Kaufhofe nicht vor dem Jahre 1240 entlehnt haben könnte, dafs mithin der beabsichtigte Beweis für das Alter der Skra ganz und gar verfehlt ist.

Möge das Vorstehende zur Würdigung der vielverheifsenden Arbeit genügen, um so mehr, da wir für die Entwicklung einer mit der unsrigen übereinstimmenden Ansicht auf einen neuerlich im staatsbürgerlichen Magazine Bd. IX. abgedruckten Aufsatz des gründlichsten Kenners der Geschichte des Lübschen Rechtes, Herrn Oberappellationsrathes Dr. Hach zu Lübeck, dessen gediegene Bearbeitung desselben wir baldigst zu erhalten hoffen, verweisen können. Nur noch Folgendes für die Freunde dieser Studien sey hinzuzufügen hier gestattet.

Eine Ansicht, wenn sie gleich einem eifrigen Begründer des Alterthumes der Skra sehr nahe zu liegen scheint, ist Hrn. B. fremd geblieben, dafs nämlich ein Theil derselben älter seyn könne, als der mit dem Lübschen Rechte so sehr correspondirende. Wirklich bemerkt man; dafs in den dem 30sten vorangehenden Artikeln der Skra kein Lübsches Recht sich nachweisen läfst; da der 16te Artikel, welcher Competenzbestimmungen enthält, nicht, wie Herr B. will, mit dem Artikel 165. des Lübschen Rechtes v. J. 1240, welcher vom Beweis und Strafe handelt, zusammengestellt werden darf. In diesen Artikeln kommen ferner allein Marderköpfe und Honig als Zahlungsmittel vor (§. 65. werden jene nur als Geschenk gestattet, wie im Lübschen Rechte der Wein), in den späteren nur Silbergeld. Doch grade in diesem älteren Theile der Skra finden wir schon die oben erwähnten Livländischen Pfunde, welche ihr kein höheres Alter als den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts anzuweisen berechtigen. Dafs nun dieser Theil der Skra, der sich durch den Inhalt als eine autonomische Gildeskra, welche nicht wie Herr B. meint, dem Handelscomtoire von irgend jemand verliehen worden, zu erkennen giebt, wirklich älter ist als der folgende, welcher erst zu einer Zeit abgefafst seyn kann, als das Lübsche Recht schon bedeutenden Eingang in den Städten der an dem Nowgoroder Hofe theilhabenden Deutschen gefunden hat, kann auch urkundlich dargethan werden — durch eine Entdeckung, welche wir den rastlosen und glücklichen Nachforschungen des verstorbenen Sartorius verdanken. Die Texte von drei verschiedenen Handschriften der ältesten Skra, so wie Text und Varianten der neueren sind mit etwa 400 bisher unbekannten Urkunden v. J. 1154—1370 in dem unter der Presse befindlichen Urkundenbuche mitgetheilt, welches die Belege zu seiner neubearbeiteten Geschichte des Ursprunges der Hanse enthält. Recensent, welcher sich der letzten Bearbeitung und Herausgabe dieses literarischen Nachlasses unterzogen hat, wird sich für dieses mühsame Geschäft reich belohnt finden, wenn die Geschichtsforscher des nördlichen Europas seine Meinung theilen sollten, dafs der Handels- und Städte-Geschichte des Nordens ein so werthvoller Urkundenschatz in einer Hand noch nie dargereicht sey.

J. M. Lappenberg.

Digitized by Google

Nro. 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar, romantisches Trauerspiel und Kaiser Ludwigs Traum, Festspiel.

(Fortsetzung).

Der Dichter hat diese Anforderung keinesweges übersehn; und, um ihr zu genügen, folgende Anordnung getroffen: Wohl ist geraume Zeit verflossen, in welcher die Mutter ihr Kind als todt beweinte; aber sie hat die Wahrheit, den Raub, die Unthat erst kürzlich erfahren, und sie handelt auf rasche Eingebung eben entbrannter Leidenschaft. Der Kritiker sieht diese Intention; indessen bleibt es bei der Intention; denn abgesehn davon, dafs die Rache an dem sonst geliebten und nur bethörten Gatten immer noch psychologischem Zweifel unterworfen bleibt, so hat der Dichter für das Nachempfinden dieser Leidenschaft, wenn auch als Epiker genug, doch als Dramatiker zu wenig gethan. Indem nehmlich Antonina die Bekenntnisse des sterbenden Sklaven erzählt, so ist deren Inhalt für den Zuschauer ein vergangenes, ein jenseits der Darstellung liegendes Ereignifs. Wie jüngst, wie längst vergangen es ist, davon wird ihm kein lebendiger Eindruck, er bekommt nur den der absoluten Vergangenheit. Ja diese absolute Vergangenheit wird sogar dadurch zu einer längst vergangenen, dafs Antonina nicht so eben von dem Sterbelager des Sklaven kommt, und dafs selbst die Verschwörung, die doch Zeit bedurfte, schon vor dem Beginn des Stückes statt gefunden hat. Daher staunet der Zuschauer ob der Leidenschaftlichkeit Antonina's, und vermag nicht zu begreifen, dafs die keinesweges bösartige Frau auf so grausamen Umtrieben beharren kann. Sollte diese Behauptung eines Beweises bedürfen, so denke man sich das Stück mit einer Scene beginnend, wo der sterbende Sklave seine Gebietherin enttäuscht, und ihr das Bekenntnifs seiner Schuld ablegt, wie ihr Schmerz um den Sohn neu erwacht, und sich bis zur höchsten Leidenschaft steigert; wie sie den Gatten anklagt, plötzlich der Gedanke der Rache sie überfällt, dieser gleich zur That wird, und sie sich mit den Feinden des eben Ersehnten und Erwarteten verbündet — man denke sich dieses, und sehe dann, ob Antonina's Charakter nicht verständlicher, nicht lebendiger hervortreten, ob man ihre That nicht einigermafsen ihr nachempfinden könnte? Der Epiker hat nur zu erzählen, sein Gebieth ist die Vergangenheit; der Dramatiker soll darstellen, die Gegenwart, die mächtige Göttin, wie sie Goethe nennt, ist seine Muse. So weit mir Unterzeichnetem beachtungswerthe Urtheile über dieses Drama bekannt wurden, so stimmten sie darin überein, dafs der Charakter und die Handlungsweise Antonina's der angreifbarste Punkt des ganzen Werks sey; und, da er nun auch dessen Quellpunkt ist, so durfte er, ohne scharfe Beleuchtung, nicht überschritten werden. Jetzt ist rascheres Vordringen möglich; denn, ist jener Rachedurst einmal zugestanden, so führt uns der Dichter freundlich und oft auf schönen Kunstpfaden, ohne Hindernisse, fort. Wir folgen ihm! Nachdem die Verschworenen von der Bühne sind, verwandelt sich die Scene und wir sehen den Hippodromus zu Byzanz. Justinian erscheint in der festlich geschmückten Rennbahn, mit seinem Kaiserlichen Gefolge, in welchem sich, aufser den beiden Verschworenen, auch Nicanor und Leo (zwei rechtliche Leute: Obersten der Leibwache und Verehrer Belisar's) befinden. Den Kaiser beunruhigt der Triumphzug seines Feldherrn; Nicanor, durch Erzählung, wie die Menge den Sieger jubelnd umflutet, und wie er doch keinen Zug von Stolz in seinem Antlitz las, beschwichtigt die mifstrauische Laune des Kaisers. — Jetzt, unter Musik und Tanz erscheint der vollständige Triumphzug und Belisar auf dem Siegeswagen, der von gefangenen vandalischen Jünglingen gezogen wird, unter denen sich Alamir befindet.

Digitized by Google

Der Zuschauer lernt hier den Belisar sogleich als einen edlen, bescheidenen Helden und treuen Unterthan kennen: Er legt erröthend „die Lorbeerkrone zu des Kaisers Füfsen," dem sie allein gebührt. „Gott, Rom und Kaiser führten uns zum Sieg;" er übergiebt ihm den Königsschmuck des überwundenen Gelimers, die Schlüssel der eroberten Städte, die heiligen Gefäfse aus dem Tempel zu Jerusalem, und die gefangenen Jünglinge, die seinen Wagen zogen, und die er, ob ihres Heldenmuthes, der Kaiserl. Gnade empfiehlt. Justinian lobt seine Bescheidenheit, bekleidet ihn mit der Würde des Konsulats, schenkt ihm die gefangenen Jünglinge „als Sklaven und zum Eigenthum," und weiht die heiligen Gefäfse dem Dienste des ewigen Gottes. Er entfernt sich mit seinem Gefolge. — Belisar giebt den gefangenen Jünglingen sämtlich die Freiheit. Alamir, aus Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe, sagt, dafs Knechtschaft in Belisar's Hause ihm leichter seyn würde, als Freiheit fern von ihm. Der Sieger nimmt dieses Erbiethen an. Ersetzen soll ihm Alamir „den Sohn, der mir als Kind schon ward entrissen." Antonina, die indessen mit Irene nahte, tritt hervor und sagt: „Wohl mag der Fremdling Dir den Sohn, doch nicht der Mutter kann er ihn ersetzen." Irene umarmt den Vater, dieser seine Gattin; dann befragt er sie, warum sie so bleich? Ob sie ein Unglück betroffen? Sie erwiedert, dafs er sein Haus so reich und auch so arm wiederfände, als er es verlassen, und dafs nur der alte treue Sklave Proclus verschieden sey. Nachdem nun Belisar bei Seite gesagt hat: „Er ruhe sanft! der tiefe Schoofs des Grabes deckt mit ihm auch mein Verbrechen," kehrt er mit dem Seinen zu seinem Heerde, und der erste Akt schliefst. — Die Exposition eines Drama's erfordert die tiefste künstlerische Ueberlegung, sie ist die Basis aller künftigen Konstruktion, defshalb auch wurde hier der erste Akt, Scene für Scene, wiedergegeben, und bedarf bei den nächsten, nur ihr materieller Inhalt erzählt zu werden. — Der zweite Akt hat zwei Abtheilungen: In der ersten, im Hause Belisars, kommt dieser mit Alamir zusammen, für den sich die Natur des Vaters regt; auch erfährt er von dem Jüngling, dafs er kein Vandale ist, dafs kartagische Schiffer ihn vor neunzehn Jahren am Meeresstrande, am Bosporus, als neugebohrenes Kind, gefunden und nach Afrika übergeführt haben, wo er bei einem Vandalenfürsten erzogen wurde. Belisar, obgleich Ort und Zeit zustimmen, obgleich heftig bewegt, glaubt dennoch, dafs der Sklave gehorsam gewesen, und das Kind getödtet habe. Vielleicht würde er noch andern Sinnes werden, vielleicht würde ihm Alamir das Kreutz zeigen, das als Kind an seinem Halse hing, und das er noch trägt . . . aber das Gespräch wird durch die herbeieilende Irene unterbrochen. Auch der Kritiker unterbricht die Erzählung hier mit folgender Bemerkung: Dafs der Zuschauer sogleich vermuthet, dafs Alamir das ausgesetzte Kind sey, ist nicht nur kein Mangel, sondern ein Vorzug des Stücks; es wäre so gar richtig, wenn er es ganz bestimmt wüfste; denn ein grofsartiges Drama soll nicht auf den, bei kleinern Stücken geduldeten, Nothbehelf der Ueberraschung gegründet seyn: ein grofser Unbekannter geht in einem grofsen Drama immer kleinlich umher uud erregt die Empfindung eines Spuks. Also der Zuschauer soll es wissen, dafs Alamir des Hauses Sohn ist; aber da es die handelnden Personen nicht wissen sollen, so mufs in ihrem Nicht-Wissen auch absolute Nothwendigkeit liegen; es darf nicht vom Ungefähr erhalten werden, nicht durch eine nicht angestellte Frage, durch Auslassung eines einzelnen Umstandes in der Berichterstattung, durch Unterbrechung eines Gesprächs oder durch sonstige Zufälligkeiten. Der Zufall ist das bewegende Prinzip des Lustspiels; das der Tragödie ist die Nothwendigkeit. — Indessen hat es der Dichter hier doch so geschickt eingerichtet, dafs der Zuschauer über diesen Einwand der Kritik rasch hinweg gehoben wird. Irene hat Wichtiges zu berichten: die Berufung Belisar's vor Kaiser und Senat. Sie ist ängstlich, ihr Vater unbefangen und sorglos. Er geht. Irene und Alamir bleiben. Grofsartig verschmäht hier der Dichter die Liebe als beliebte Bewegkraft des modernen Drama's zu benutzen; beide Personen scheinen nur in der Verehrung Belisar's zu leben, und, in dieser Empfindung zusammentreffend, entsteht ein schönes Verhältnifs schwesterlicher und brüderlicher Neigung, die ihren höchsten Gipfelpunkt in einem Bunde erreicht, den sie zu etwaiger nöthiger Rettung Belisar's beschwören. Wenn Irene ihr Mifstrauen gegen die Mutter vor dem Vater verschwieg, und doch dem neuen Freunde verräth, so ist dies zwar eine gewagte, aber doch auch eine zarte Farbengebung des kindlichen Gemüths. — Die zweite Abtheilung des zweiten Akts (im Kaiserl. Pallaste und vor versammel-

Digitized by Google

ten Senate) enthält die Anklage. Erst ermahnt Justinian die Richter zu Gerechtigkeit, und spricht auch später mit fürstlich-erhabener Unpartheilichkeit. Es scheint, als ob der Dichter dem Darsteller Raum lassen will, dem Charakter Justinian's, durch Betonung und Mimik, leise Züge von Mifsgunst, Tyrannenfurcht und Wankelmuth zu geben oder nicht zu geben; und dieses ist, bei einem für die Bühne bestimmten Stücke, immer eine richtige, und, wenn die Rolle für einen wahrhaften Küntler bestimmt ist, sogar eine lohnende Enthaltsamkeit des Autors. Belisar steht so rein da, dafs er zu Anfang nicht einmal die Anklage versteht; dann mit innerem Hohn sie ironisirt, später seine Ankläger mit Verachtung und Mitleid betrachtet, und nur, zu dem Senat gewendet, sich fest und ruhig vertheidigt. Doch als nun auch die Gattin erscheint und ihn des Hochverraths anklagt, da überwältigen ihn Schmerz und Zorn, da schwindet ihm jeder Ausblick vor der Unbegreiflichkeit seines Schicksals. Bis hieher reifst die lebendige Wahrheit dieser Scene den Zuschauer unaufhaltsam fort. Nun aber sagt Antonina klar und deutlich, dafs Rache sie antreibt, Rache für den gemordeten Sohn. Würde sie dieses später dem Gatten heimlich zurufen, es würde mit ihrem Charakter versöhnen, und Belisar könnte schweigen und die That der Gattin als Strafe seiner Schuld still hinnehmen, aber sie sagt dies laut, Kaiser und versammelter Senat hören es, und man fragt sich: Durchschauen sie denn jetzt das Truggewebe nicht? Oder warum, da doch der gefangenen Jünglinge schon ausführlich gedacht wurde, warum erzählt Belisar nicht, was er von Alamir weifs? — Doch nein, er klagt sich des Mordes an, und entschuldigt ihn dann mit dem schönen Gleichnifs, dafs er, wie der Pelikan, seine Jungen, mit dem eigenen Blute das Vaterland getränkt habe; er legt es dem Senat an's Herz ihn zu richten und geht zum Kerker. — Im dritten Akt, nachdem der Kaiser den Todesausspruch des Senats vernommen hat, erscheint er in der vollen Erhabenheit seiner Würde, grofsartig-muthig. Der Aufruhr des Volks und des Heers — sie verlangen Belisars Freiheit — unterbricht seine ernste Ueberlegung. Er läfst die Häupter vorfordern, bändigt sie durch ruhige Festigkeit, und sie erflehen nun, was sie eben noch ungestüm forderten. Jetzt gewährt der Kaiser, zerreifst das Todesurtheil, spricht über Belisar Verbannung aus, und trägt es seinen Anklägern auf, ihm diese Bothschaft zu bringen, und dafür zu sorgen „dafs Belisar sein Antlitz nimmer schauen kann." In diesen Worten findet Rufinus ein Mittel seinen Hafs zu befriedigen. Die Verschworenen eilen des Kaisers Befehl „buchstäblich" zu erfüllen und den Helden zu blenden. Der Dichter wollte hier den berühmten Hersteller der Gesetze gerecht, die Majestät gnadenreich zeigen, er mufste also den unschönen Charakter des geschichtlichen Justinians verschleiern; und fand für das hiezu angewandte Mittel einen hohen Gewährsmann: Schiller, der ähnlicherweise den Charakter der englischen Elisabeth mildert. — In Belisar's Haus versetzt, sieht man darauf Antonina durch die nächtlichen Hallen irren, Schlaf und Friede sind von ihr gewichen; auch Irene läfst die Mutter allein. Sie hat Eudora ausgesendet sie zu suchen; diese will ihr sagen, was sie von Belisars Schicksal vernommen; aber aus Angst will sie von nichts wissen, sie treibt sie fort, sie soll die Tochter zurück an ihr Herz bringen, eh' es bricht. — Jetzt ruft sie den Schatten ihres Kindes an, sie zu stärken, und den letzten Funken der Liebe zu tödten, die sie für den Mörder ihres Sohnes noch fühlt. „Komm Alexis!" ruft sie, da tritt Alamir ein. — Er verkündet ihr Belisars Verbannung, überhäuft sie mit Vorwürfen, und sie kann ihm nicht zürnen, mufs entrinnen, um ihre Thränen zu verbergen. Alamir verkündet den Entschlufs Belisar zu rächen; zu den Vandalen will er, und an ihre Spitze hofft er, dafs der Held selbst sich stellen und seine Feinde besiegen werde. — Die Bühne verwandelt, und in einem Hofraume vor Belisars Kerker freuen wir uns nun jener Scenen, die man den Lichtpunkt des bewegten Gemäldes nennen könnte, und die ihre Wirkung nie verfehlen. Irene, in Knabenkleidung, stellt sich dem Gefangenwärter als Führer Belisars vor; dieser geht ihn zu holen, und Irene beklagt, nicht in leidenschaftlichen, aber in weichen elegischen Tönen, das Unheil ihres Vaters. Ihr späteres Erbieten dem Blinden als Führer zu dienen, des Unglücklichen Bitte ihn noch ein Mal zur geliebten Tochter zu leiten, die Erkennung, seine Weigerung, die zarte Jungfrau mit auf so rauhe Lebenspfade zu reifsen; kurz alles was trockne Worte nicht wieder erzählen, mufs man darstellen sehn, um die Wirkung dieser rührenden Scene, die eben so erhaben als naïv ist, ganz kennen zu lernen. Unter vielen Schönheiten wenigstens Eine anzuführen, kann ich mir nicht versagen. Belisar

Digitized by Google

sagt zu dem vermeintlichen Knaben: Sieh, ich habe eine Tochter, die ich doch, eh wir noch von hinnen gehen, eh sich endet meine Qual, ein Mal noch, zum letzten Mal segnen möcht und wiedersehen... Ach was red ich denn von sehen? Nicht entwöhnt hat sich die Sprache noch des Sinns, den ich entbehre." Wie rührend, wie erhaben; und wie wahrhaft hier, wie unleugbar-natürlich ist das erschütternde Spiel mit dem Worte! — Der vierte Akt spielt zwei Monathe später. Nachdem wir den Kaiser, den seit dieser Zeit Ungewifsheit und Zweifel quälten, erfreut sehn, bei der Nachricht, dafs die Vandalen nördlich in das Reich dringen, Alamir an ihrer Spitze, erfreut dafs dieses wahrscheinlich auf Belisars Anstiften geschehn sey, und nachdem der Kaiser den Berichterstatter, den verschwornen Rufinus, mit Kriegsvolk dem Feinde entgegensendet, verwandelt die Bühne. In waldiger Gebirgsschlucht tritt, von Irene geführt, Belisar auf, und später das Heer der Alanen, geführt von Alamir und Oktar. Mit dem Feldgeschrei: „Belisar und Rache!" wollen sie vorwärts dringen. Dieser stellt sich ihnen entgegen und nennt sich. Alle seine Versuche jedoch, Alamir zurückzuhalten, würden vergeblich seyn, wenn die Erkennungs-Scene zwischen Vater und Sohn, Bruder und Schwester nicht, durch das bereits erwähnte Kreuz, herbeigeführt würde. Oktar selbst, der Alanenführer, von Erbarmen über Belisar's Schicksal, von Bewunderung seiner Grofsmuth ergriffen, entbindet Alamir seines Schwures, läfst den Sohn bei dem Vater zurück, und setzt mit dem Heere seinen Weg nach Byzanz fort. So lebendig diese Scenen sind, so schön hier Belisar's grofsmüthige Liebe zum Vaterlande, Irene's Pietät, und Alamirs kühner Jünglingsmuth hervortreten; so wird doch hier gerade recht deutlich, so mufs der Dichter selbst doch hier seine Personen es entschuldigen lassen, dafs sie so manches verschwiegen, was früher gesagt, eine andere Entwickelung der Begebenheiten herbeigeführt hätte. Indessen bleibt dieser Akt von bedeutend-dramatischer Wirkung und hat, vor allen andern, das richtigste Zeitmaafs für die Darstellung, das nicht zu überschreiten so schwierig ist. — Im letzten Akt ist Rufinus, der geschlagene Heerführer, bei dem Kaiser zurück. Vor Beiden erscheint die von Gewissensangst gefolterte Antonina und bekennt ihr Verbrechen. Rufinus giebt sie für wahnsinnig aus. Der Kaiser aber läfst Eutropius rufen, sagt diesem, dafs sein Mitverschworener bereits alles gestanden habe, entlarvt so die Verräther, die er in Fesseln schlagen läfst, und sendet Nicanor aus, um Belisar „an sein Herz" zurückzubringen. Diesen mit Sohn und Tochter finden wir unter Landleuten, die vor den siegreichen Alanen fliehen. Nicanor und Leo nahen mit dem kaiserlichen Heere. Belisar, der die Entdeckung seiner Unschuld, die Todesstrafe seiner Verleumder erfährt, nimmt es an, der Führer des Heeres zu werden; obgleich leiblich blind, ist das Licht seines Geistes nicht erloschen, Leo will „sein Auge seyn;" und er wird von den Kriegern zur Schlacht getragen. Alamir folgt ihm; Irene bleibt bei den Landleuten zurück. Der Kaiser selbst erscheint mit seiner Leibwache. Irene giebt sich ihm als die Tochter Belisars zu erkennen; er erfährt aus ihrem Munde, dafs der Held für ihn streitet; ihr berichtet der Kaiser den Tod ihrer Mutter, deren Schicksal sie zwar beklagt, aber doch nur des Vaters in reiner Liebe gedenken kann. Nicanor eilt herbei, verkündet Sieg, und zögernd... Belisars schwere Verwundung. Irene eilt ihm entgegen, kommt aber bald mit dem Bruder und dem sterbenden Vater zurück. Belisar verzeiht dem Kaiser sein Unrecht, bittet ihn für seine Kinder zu sorgen, preiset sich glücklich, Rom durch seinen Tod errettet zu haben, vergiebt der Gattin, so wie sie ihm seine Schuld vergab, und stirbt. —

Dies die Fabel und die Konstruktion des Trauerspiels, sammt den Ausstellungen, die ich, bei einer mir möglich scharfen Beleuchtung, nachzuweisen versuchte. Die Tragödie im Ganzen betrachtet, wäre vielleicht noch folgendes nöthig zu bemerken. Die Grundidee — angenommen, dafs eine solche unerläfslich gefunden werden soll — scheint die zu seyn, die sich am schönsten ausspricht in Calderons: das Leben ein Traum, minder klar in der Braut von Messina, in der Tragödie unsers Autors aber viel einfacher und erhabener, als in Müllners Familien-Unthat: die Schuld; die Vernichtung nehmlich der blinden Schicksalsmacht und zwar auf folgende Weise: —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Schauspiele von Eduard von Schenk. Erster Theil. Belisar, romantisches Trauerspiel und Kaiser Ludwigs Traum, Festspiel.

(Schlufs.)

Der Wahnglaube, an ein unvernünftiges und unbezwingliches Fatum und der Widerspruch, der darin liegt, dafs man solcher unbezwinglichen Allgewalt dennoch zu entgehn sucht, verwirklichen diese gespenstische Macht. In dem Leben ein Traum zeigt sie sich ganz als solche, sie entflieht spurlos vor dem einbrechenden Sonnenlichte der Vernunft. In der Braut von Messina und dem Belisar verschwindet sie zwar auch, aber nicht spurlos, und so ist der Anschein ihrer Realität nicht durchaus vernichtet, und die Apotheose der Freiheit, die höhere poetische Gerechtigkeit, fehlt.— Die Charaktere im ganzen, und als Gruppe genommen, bieten die erfreuliche Erscheinung dar, dafs die Hauptpersonen sämtlich edele Naturen sind, und dafs kein tiefbeschatteter Bösewicht hingestellt wurde, um die Tugend anderer Personen hell hervorspringen zu machen; dabei sind alle geschichtlich-herbe Farben abgedämpft, und das Ganze hat einen richtigen und nicht gesuchten Lokalton. Auch hat der Dichter es kunstsinnig gefühlt und richtig erwogen, dafs neben Vaterlandes- und Kindes-Liebe, eine geschlechtliche Neigung nicht konnte hingestellt werden, da sie in dieser Umgebung entweder zu matter Empfindsamkeit hinabsinken, oder bei stärkerem Accent das Interesse theilen und schwächen würde.— Was nun die äufseren Sprachformen betrift, so sind sie, abstrakt betrachtet, durchaus lobenswerth: der Vers ist fliefsend, das Metrum korrekt, die Sprache edel. Aber konkret betrachtet, als Formen eines Dramas, und zwar dieses bestimmten Trauerspiels, liefsen sich hier wohl allgemein-wichtige Bemerkungen über die, für die Bühne bestimmte, dramatische Verskunst anknüpfen. Wegen Mangel an Raum können sie nur angedeutet werden; ihre Ausführung behalte ich mir an einer andern Stelle vor. Belisar ist durchaus in gereimten und nur hie und da in assonirenden Versen geschrieben. Die Assonanz ist ein zu zarter Farbenton für die Fernmahlerei der Bühne, man gewahrt ihn nicht; der Reim aber verliert, fortwährend gebraucht, die Macht seines dramatischen Accents; er tritt nun, bei prägnanten Stellen, nicht mehr hervor; gleichwie in einem grofsen Tongemälde die stete Anwendung der Blasinstrumente vorweg jedes Verstärkungsmittel raubt. Fühlbarer noch wird die reiche und nur allzu schöne Verschwendung des Dichters dadurch, dafs nicht etwa eine und dieselbe Reimform für das Drama gewählt wurde, sondern dafs die freiesten und künstlichsten Reimketten und Stanzen im bunten Reigentanz der Töne sich einander zu überbieten scheinen... und sogar zuweilen da, wo wir einen solchen Tonreigen nicht vermuthen z. B. im dritten Akte, wenn der Kaiser mit seinem Gewissen überlegend sich berathet, oder da wo minder wichtige Personen das minder Wichtige zu sagen haben. Unser gereimter sieben- und achtsylbiger Trochäus kann, je nachdem er behandelt wird, die schmelzenden Töne der Flöte, oder die mächtigen der Tuba wiedergeben, defshalb eben dürfte er aber auch im Drama nur bei geeigneten Stellen eintreten, nicht fortdauernd gebraucht werden. Schiller, der der Musik der Sprache so mächtig war, der in die Eigenthümlichkeit deutscher prosodischer Kunst so tief eindrang, ist (man erinnere sich des Monologs der Jungfrau von Orleans) Gewährsmann dieser Behauptung. Sie läfst sich aufserdem auch theoretisch darthun. Erstlich ist der Jambus das eingeborene Maafs der deutschen Sprache; sein Gegensatz, der Trochäus, mufs daher einen fremdartigen Anklang haben, das Fremdartige kann aber nicht Grundform des Einheimischen werden. Dann ist der vierfüfsige Trochäus zu kurz für die dramatische Sprachform; er giebt an sich betrach-

Digitized by Google

tet folgenden allzu kleinen Gegensatz – ⏑ – || ⏑ – ⏑ – ⏑; in seinen Verschlingungen aber unharmonische Rhythmen, die überdies so kurz und abgebrochen sind, dafs sie nur selten und nur bei sehr bewegten Stellen im Drama anwendbar sind. Reimen nun die Trochäen, so hebt das Enjambement entweder den Reim auf, oder es tönen immer fort vier und vier Trochäen, welche den Vortragenden unwillkührlich zu einer deklamatorischen Monotonie zwingen. Der Jambus der Bühne aber giebt, an sich betrachtet, schon folgenden geräumigen Gegensatz ⏑ – ⏑ – ⏑ || – ⏑ – ⏑ – ⏑, der auch das richtige Verhältnifs von 5 zu 6 Sylben hat. In seinen Verschlingungen entstehen viel leichter viel schönere Rhythmen, weil (wenn durch sie der Jambus zerstört wird, Trochäen ertönen, und dann wieder das ursprüngliche Metrum) wir von dem Ungewohnten und Fremden zu dem Gewohnten und heimischen zurückgeführt und so beruhigt werden; bei den Verschlingungen des Trochäus ergiebt sich aber gerade das Entgegengesetzte: unvermeidlich entstehen unschöne Rythmen. Zur Prüfung des hier nur Angedeuteten sey nun eine Stelle aus den trefflichen Uebersetzungen des Calderon von Gries, dem Meister der Verskunst, hier angeführt. Die Locken Absalons liegen vor mir, und gleich zu Anfang (p. 14.) wo die Trochäen beginnen, heifst es:

Amnon

Herr Du hier?

David

So wenig frommet
Dir dein Glück, so schwache Neigung
Hat sich meine Lieb erworben,
Dafs du säumst mich zu umarmen?

Spricht der Schauspieler diese Zeilen metrisch, so entsteht eine, gegen den Sinn ankämpfende, Skansion; folgt er dem Sinne, so entstehen folgende Rhythmen

– ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – || ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

bei welchen der Uebergang vom Jambus zum Trochäus dem deutschen Ohre nicht wohl thut, eben weil uns der fremdartige trochäische Grundton zu eindringlich ist, zu sehr Vers, könnte man sagen, um ihn so schnell zu entbehren und wiederzufinden. Mit dem Jambus hat es eine ganz andere Bewandnifs; diesen Grundton unserer Sprache vernehmen wir schon in der Prosa, und sind von Haus aus gewöhnt ihn mit trochäischem, daktylischem und anapästischem Gange abwechseln zu sehn; er ist uns weniger Vers als der Trochäus. — Es wurden überdies hier nur vier Zeilen angeführt; bei ganzen trochäischen Scenen, wird man sich von dem Gesagten noch deutlicher überzeugen. — Um so mehr aber gereicht es dem Dichter des Belisar zum Lobe, und zeigt von seiner verskünstlerischen Gewandtheit, dafs nicht wenige trochäische Stellen sein Werk zieren, schön wie die folgende, wo Belisar den Verrath seiner Gattin erfährt, und schmerzvoll und heftig ausruft:

Stürzet ein, ihr festen Mauern!
Erde, schlinge mich hinunter!
Löst in Staub euch auf, ihr Säulen,
Und verweht in wildem Sturme!
Denn was ist noch fest und sicher,
Wenn verjährte Treue untreu,
Wahrheit Lüge, Liebe Hafs wird? u. s. w.

Diese Verse sind nicht nur musikalisch schön, sie sind es zugleich dramatisch, d. h.: sie sind der Situation und der Gemüthsstimmung vollkommen angemessen; sie sind nicht nur ein Tonspiel, sie sind auch ein charakteristisches Tonbild. Indessen sey es mir erlaubt diese Beurtheilung mit einer Frage zu schliefsen. So trefflich diese Rede Belisars an sich ist, würde sie nicht noch weit wirksamer hervortreten, wenn der Zuschauer nicht schon seit mehreren Scenen immer nur den Gang des Trochäus vernommen hätte? würde nicht, wenn wir bis jetzt den heimischen Jambus gehört hätten, würde nicht das trochäische: „Stürzet ein ihr festen Mauern" wirklich mahlerisch einfallen, wie Tuba- und Posaunenklänge?

Nachdem nun das gröfsere Werk in diesem ersten Theile so ausführlich, als es der Raum hier gestattet, beurtheilt wurde, kann von dem Festspiel: „Kaiser Ludwigs Traum," nur gesagt werden, dafs es, in Form und Inhalt, seiner feierlichen Bestimmung vollkommen entspricht. Jedes Gedicht soll, nach dem Ausspruche eines weisen Meisters, ein Gelegenheitsgedicht seyn; und wo es, wie hier, dargethan ist, dafs die äufsere Gelegenheit zu einer inneren begeisterten werden kann, da hat der Autor sich selbst und der Kunst genug gethan.

Ludwig Robert.

Digitized by Google

VI.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Mit 3 Aktenstücken. Freiburg und Breisgau 1828. 8. 152 S.

II. Beleuchtung der Denkschrift für u. s. w. von P. i. a. mit einem Aktenstücke. Heidelb. und Leipz. 1828. 8. 94 S.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen u. s. w. von Dr. J. A. Theiner und A. Theiner. Altenburg 1828. *1. Bd.* 580 S. 2. *Bd.* 1039 S.

Dritter Artikel.

„Die Abwägung der Hauptmomente für die Abschaffung und Beibehaltung des Priester-Cölibates" — nimmt in No. 1. die S. 62—86, und die „Beleuchtung" derselben in No. 2. die S. 42—75 ein. Sie sind unter folgende Gesichtspunkte gestellt:

1) „Die nächste Frage," meint No. 1. S. 64, werde seyn, ob der Pr. Cölibat nothwendig sey; denn „nur die Nachweisung der strengsten Nothwendigkeit könne uns mit einer Maafsregel versöhnen, gegen die sich das natürliche Gefühl und der natürliche Verstand sträube." Es darf auffallend genannt werden, dafs die Hrn. Verfasser von No. 1. nicht den Widerspruch wahrgenommen haben, welcher in dieser Stelle enthalten. Als nothwendig wird Etwas erwiesen, wenn es an bereits anerkannte Grundsätze angeknüpft, wenn der Zusammenhang mit denselben zur Evidenz gebracht wird. Ref. kennt aber nur zwei Vorrathskammern solcher Grundsätze: Natur und Offenbarung. Gefühl und Verstand (worunter hier auch Vernunft begriffen seyn mag) sind die Organe der ersteren; — nur die Kirche ist für den r. Katholiken das Organ der letzteren, und zwar in der Weise, dafs die Anderen jedesmal verstummen müssen, wo dieses gesprochen hat. Ihr Ausspruch will als unbedingte Autorität angesehen werden und implizirt für den Rechtgläubigen die strengste Nothwendigkeit. Da nun die r. k. Kirche durch ökumenische Synodalbeschlüsse die Nothwendigkeit des Cölibates ausgesprochen hat, so ist der Erweis derselben für Katholiken bereits auf das strengste durch Anführung jener Beschlüsse geführt. Soll sie also noch auf andere Weise dargethan werden, so kann dies nur durch Gründe geschehen, welche sich zuletzt auf die Aussprüche des natürlichen Gefühles und Verstandes stützen. Da nun die letzteren nur durch den etwaigen unbedingten Glauben an die unbedingte Autorität der Kirche zum Schweigen gebracht werden können, so leuchtet ein, dafs ein etwaiger Beweis gegen diese Autorität selbst — nur an das natürliche Gefühl und den natürlichen Verstand appelliren, und dafs auf keine Weise, wie oben geschieht, angenommen werden kann, dafs sich Etwas als nothwendig demonstriren lasse, wogegen Gefühl und Verstand sich sträuben. Dafs aber die Hrn. Verfasser von No. 1. nur diese beiden Letzteren als Schiedsrichter anerkennen, geben sie wohl hinlänglich S. 67. zu erkennen, wo es heifst, dafs „weder die Autorität des Alten, noch der Reiz des Neuen, sondern zuletzt das Gute entscheiden soll." —

Die Gründe, aus welchen sich nun ergeben soll, dafs der Cölibat nicht nothwendig sey, sind nach No. 1. folgende:

a) absolut nothwendig sey das Cölibat-Gesetz nicht, weil es zu den disziplinarischen Anordnungen gehöre. Dieser Grund zerfällt aber vor der Thatsache, dafs die Kirche dasselbe nun schon fast tausend Jahre lang als ein Grundgesetz ihrer Verfassung gegen alle Angriffe behauptet hat und noch behauptet. No. 2. leitet zwar S. 44. 45. „die absol. Nothwendigkeit des Cöl. Gesetzes" daraus her, dafs die Geistlichen „Christi Soldaten seyen; — ihnen bleibe nur der Charakter der Missionäre, von stets zum Kampfe fertigen Soldaten, die keine Familie und sonderliche Bagage berücksichtigen könnten;" — es leuchtet aber ohne Weiteres ein, dafs die letztere Floskel nur auf die wirklichen, unter heidnische Völker ziehenden Missionäre anwendbar sey, und auch für diese die Zweckmäfsigkeit des Cölibats sich nur auf die Zeiten gefahrdrohender Sendungen beschränken könne. —

Aber auch keine relative Nothwendigkeit habe jenes Gesetz, meint No. 1. S. 65, — „namentlich in Bezug auf unsere Zeit und unser Vaterland;" denn:

b) „nach kathol. Lehre sey die Ehelosigkeit kein we-

Digitized by Google

sentliches Attribut der priesterlichen Würde;" — wogegen aber schon bemerkt, dafs die Kirche nun schon so lange das Gegentheil lehrt, so dafs sogar ein ökum. Synodalbeschlufs jene Würde zum unbedingten Ehehindernifs gemacht hat.

c) „Die Ehe selbst habe die Heiligkeit eines Sakraments." — Dies läugnet die Kirche nicht; sie behauptet aber, die Virginität habe noch eine gröfsere Heiligkeit und der Klerus, als der auserwählte, vorbildliche Stand müsse auch in dieser Hinsicht die höhere Vollkommenheit anstreben. — Wir führen dies jedoch nicht an, als räumten wir der Ehelosigkeit, für sich genommen, einen Vorzug vor dem heil. Ehebunde ein; sondern nur, um zu zeigen, dafs kein Katholik, als solcher, jenen Grund gegen den Cölibat geltend machen könne.

d) „Ein grofser Theil der Katholiken, meint ferner No. 1. S. 66., wünsche die Priesterehe; der übrige werde sie sich gefallen lassen." — Dieser Umstand, selbst wenn er, was nicht geschehen, erwiesen wäre, (No. 2. stellt S. 47. mit gleichem Rechte die entgegengesetzte Behauptung auf) kann doch hier keinesfalls als ein Grund gelten; denn hier ist doch wohl nur von den Laien die Rede, — welche aber stimmlos sind; und selbst wenn die Mehrzahl der Priester die Ehe wünschte, so würde doch, wie zu Gregor's VII. Zeiten, der Cölibat so lange dem römischen Katholiken als nothwendig gelten müssen, als die Muster- und Meisterkirche zu Rom ihn so anzusehen geböte.

e) Dafs auch auf andere Weise jetzt für die Erhaltung des Kirchengutes und die Unabhängigkeit des geistlichen Standes und der Kirche gesorgt sey, wie No. 1. S. 66. meint, kann zugegeben werden, ohne dafs hierdurch etwas entschieden würde, da der Hauptgrund des Cöl. Gesetzes nicht hierin besteht, sondern im Glauben an die Unvereinbarkeit des ehelichen Lebens mit der Verwaltung der Sakramente und namentlich mit der Darbringung und Berührung des Opfers.

f) Wenn aber schliefslich No. 1. behauptet: „der Verband des Klerus mit dem päbstlichen Stuhle — würde bis zu dem Grade und in der Weise, wie er für das Wohl der Kirche und des Staates wünschenswerth sey, sehr gut bestehen können, auch ohne Cölibat," — so erhält diese vieldeutige Stelle ihre Verständlichkeit erst im 3ten Abschnitt, wo dem päbstlichen Stuhle in der That nur noch einige unwirksame Ehren-Rechte belassen werden. Denn allerdings könnte das, von dem Hrn. Verfasser von No. 1. beabsichtigte Episcopalsystem vielleicht auch ohne Cölibat sich einige Zeit erhalten; es bildet dieses aber an sich selbst nur eine unhaltbare Mitte. Schon Hr. G. H. Zachariä hat (a. a. O.) ganz richtig bemerkt, dafs eine Hierarchie, oder sog. Theokratie, — auch eine röm.-katholische, — nur durch Kasteneintheilung oder durch einen Stand erhalten werden könne, welcher durch Ehelosigkeit von der Weltlichkeit gesondert und über sie erhoben, durch Aufstufung in einem Monarchen vereinigt und durch ein partikulares Interesse zu einer soliden Corporation gebildet wäre. Anderseits ist gewifs, dafs ebenso das Episcopalsystem, als ein blofses Zerfallen des Einen Pabstthums in viele kleine Pabsteien, — abwärts wieder gar bald in das Presbyterialsystem übergehen würde, wenn die Geistlichen, durch ihre selbstgegründete Familie in das Volk und den Staat eingewurzelt, und nicht mehr äufserlich von den Laien geschieden, mit diesen sich fortentwickeln, und dann auch, von diesen gehalten, ihre abweichenden Meinungen in Glaubens- und Disziplinsachen geltend machen und durchführen könnten. Wenn also No. 1. oben die Priesterehe mit „dem Wohl der Kirche" vereinbar hält, so kann dies wohl in Beziehung auf andere Kirchen, keineswegs aber hinsichtlich der römisch-katholischen zugestanden werden, und No. 2. hat Recht, wenn es S. 49. den Cölibat als zum allgemeinen kirchlichen Verbande nothwendig und als „längst schon tiefer in das Wesen der Kirche gedrungen" ansieht; — verräth dagegen zum Wenigsten Kurzsichtigkeit, wenn es „nicht wissen will, was für Wunderdinge man sich vorstellt, wenn man von einer besonderen Abhängigkeit spricht, in der uns (Priester) der Cölibat erhalten soll." —

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen von J. A. und A. Theiner.

(Fortsetzung.)

g) Den Grund endlich, den man für den Cölibat „von der Nothwendigkeit der Einheit in den äufseren Einrichtungen der kath. Kirche, so wie von der nothwendigen Beharrlichkeit bei den ein mal bestehenden und von der Kirche sanctionirten Anordnungen hergenommen," glaubt No. 1. (S. 67.) dadurch zu beseitigen, dafs es diese Grundsätze für unanwendbar erklärt, wenn in einem einzelnen Punkte der Disciplin eine Veränderung vorgenommen werde, welche durch die Sitten und den Geist eines Volkes oder eines Zeitalters gefordert werde." Es wird dabei an die Veränderungen in der Kirchenzucht und Kirchenstrafen erinnert. — Es ist aber hiergegen zu wiederholen, dafs der Cölibat von der lehrenden wirklichen Kirche nicht als ein solcher veränderlicher Disciplinarpunkt angesehen wird, wie denn noch von Trient aus dem deutschen Kaiser, auf dessen Ansuchen um Abschaffung des Cölibats, geantwortet wurde: „es könne davon gar nicht die Rede seyn; da aus der blofsen Proposition desselben auf der Synode — ein grofses Skandal bei allen frommen und Katholischen in der ganzen Welt erregt würde." *) Es ist ferner zu bemerken, dafs die Nothwendigkeit der Enthaltung der Priester von ehlicher Beiwohnung von der römisch-katholischen Kirche von ihrem Anfang, — nämlich von Siricius (385) an, und zwar „um Gott bei den täglichen Opfern zu gefallen" und diese mit völlig reinen Händen berühren zu können, — behauptet worden ist. Da nun einerseits schon damals die Ehe als Sakrament angesehen wurde, und anderseits noch heute das Mefsopfer als wirkliches Fleisch und Blut des Gottmenschen verehrt wird, so hat hinsichtlich jener Nothwendigkeit im Wesentlichen und Entscheidenden sich Nichts verändert. Was übrigens die Kirchenstrafen betrifft, so hat auch hierin die Kirche keinen der strengeren Canons eigentlich abgeschafft, und der capitolinische Zeus blitzt noch nach wievor seine Bannstrahlen über die Erde, und nicht seine Schuld ist, wenn sie fast nirgends mehr zünden. — Endlich hat No. 2. S. 50. völlig Recht, dafs „es eben darum sich hier „wieder drehe, wer zu erkennen habe, ob Aen„derungen heilsam und nöthig seyen." —

Nach Allem diesem, sofern wir uns auf den röm. kath. Standpunkt versetzen, können wir No. 1. nicht beistimmen, wenn S. 68. als Resultat ausgesprochen wird: „da nun die frühern Gründe einer solchen Nothwendigkeit fast gänzlich erloschen und keine neue an ihre Stelle getreten sind, so läfst sich die Nothwendigkeit des Fortbestehens des vorgeschriebenen Priester-Cölibates in unserer vaterländischen katholischen Kirche nicht darthun." Es geben übrigens die zuletzt angeführten Worte deutlich zu erkennen, wie auch bei den Hrn. Verfassern von No. 1. die Grundbegriffe der röm. kath. Kirchenlehre gänzlich verkommen sind, da mit denselben eine deutsch-katholische Kirche eben so unvereinbar ist, als die eigentlich gallikanisch-katholische Kirche, die als solche niemals von Rom anerkannt worden.

2) Zu den „wirklichen Nachtheilen" des Cölibatgesetzes übergehend, bezeichnet No. 1. als solche folgende:

a) S. 68. Die durch Uebertretung desselben verur-

*) *Resp. ad petit. à Ferd. Imp. orator. syn. Trid. propos. in Schelhornii Amoenit. Hist. etc. T. II. p.* 585.

Digitized by Google

sachten Aergernisse, von welchen es nicht umständlich reden wolle, hätten „einen allgemeinen Zweifel an der wirklichen Beobachtung des Cölibates erzeugt, der dem Ansehen und der Wirksamkeit des kathol. geistl. Standes schade. — Dagegen meint No. 2. (S. 51) „gerade in Beziehung auf die angebl. Aergernisse hätten wir Vieles zu berücksichtigen, und wenn wir uns mit Unbefangenheit und einigem Ernste umsehen wollten, so würden wir so viele Entschuldigungsgründe — auffinden, dafs wir uns — leicht überzeugen könnten, nicht der Cölibat an und für sich, sondern die leidigen Zeitumstände seyen bisher die Hauptursache der fragl. Aergernisse gewesen, an denen das Cöl. Gesetz nur einen entfernten und ganz indirekten Antheil haben könne." — Wenn es aber hier auffallen kann, dafs No. 1. nicht die zahllosen Aergernisse an und für sich, noch ihren nachtheiligen Einflufs auf die Moralität der Gemeinden, sondern nur die Verminderung des Ansehens der Geistlichen berücksichtigt, so mufs doch die sehr neue Behauptung von No. 2. noch mehr Befremden erregen, da wohl in keiner Sache der Causalnexus so klar vor Augen liegt, als eben in der vorliegenden. Sobald nämlich die Kirche darauf zu dringen anfing, dafs die Geistlichen nach der Ordination nicht mehr heirathen dürften, wurden Verfügungen gegen *subintroductas* (*επεισακτους*) nothwendig, und in demselben Mafse, als die Cöl. Gesetze strenger wurden, vermehrten sich auch die Klagen über das Allgemeinerwerden des Concubinats und die Synodalbeschlüsse gegen dasselbe und gegen mit Beichtkindern verübte Unzucht. —

b) „Wie manche," heifst es No. 1. S. 69. weiter, „und gewifs nicht die schlechtesten Individuen dieses Standes, müssen sich unzufrieden und unglücklich fühlen durch die Entbehrung aller der edlen Freuden und sittlichen Verbindungen, welche durch das Familienleben uns gegeben sind," und zwar müsse dies „nothwendigerweise in unserer Zeit weit mehr, als ehemals statt finden," — da ihnen jetzt überall Ansichten entgegentreten, welche die Ehelosigkeit ihres Standes als etwas Unnöthiges, ja sogar Unrechtes und Nachtheiliges ihnen darstellen." — Dieser Nachtheil wird von No. 2. nicht geradezu in Abrede gestellt; es meint aber S. 52. f. „jeder Stand habe seine eigene Entbehrungen" und „mit dem Berufe des Priesters vertrügen sich nun einmal die Vater- und Familienfreuden nicht, weil der Priester schon geistlicher Vater von vielen hundert Kindern sey, die ihm keine Zeit liefsen, für das Wohl leiblicher Kinder zu sorgen;" — als wenn zu jenen vielen hundert fremden Kindern nicht noch einige eigene hinzukommen dürften, und man nicht um so leichter und kräftiger für Andere sorgen könnte, je glücklicher und zufriedener man für sich selbst sey? — In Beziehung auf die zweite Hälfte der obigen Behauptung meint No. 2. „die Ansichten von der höheren Vollkommenheit eines entsagenden Lebens, seyen durchaus keine Modeansichten, — sie gehörten zu den eingebornen Ideen der Menschheit, und wir fänden sie in allen Zeiten und bei allen Menschengeschlechtern wieder." Es bezeugt aber die Geschichte die Unrichtigkeit der ersteren Einwendung, und was das Letztere betrifft, so ist gar manches angeboren, und findet sich immer und überall wieder, was darum doch einer vernünftigen Bildung weichen mufs. Entsagung an und für sich, hat, als etwas blos Negatives, gar keinen Werth, und die dazu etwa nöthige Anstrengung, und die aus dieser etwa hervorgehende Krafterhöhung erhalten einen Werth erst durch die Absicht des Entsagenden und durch den wirklichen Nutzen, der daraus für das Allgemeine entspringt. Wer, wie Hundert-Tausende von Indischen Fakirs und christlichen Mönchen, nur jenseits eine höhere Himmelsstufe, oder wie abermals hundert Tausende vollends nur hier höheres Ansehen dadurch erringen, oder etwa auch den Mühen des Ehestandes und der Arbeit des Weltlebens entfliehen will, dessen Entsagung bezeichnet auf keine Weise eine höhere Vollkommenheit. Jedenfalls aber mufs die Entsagung, um eine solche zu bezeichnen oder zu geben, eine freiwillige seyn, was sie jedoch bei den kathol. Geistlichen nur in der Stunde der Ordination ist, da sie nachher durch die Strenge der Gesetze abgenöthigt wird. Nicht zu übersehen ist endlich, dafs die Ansichten über den Werth des entsagenden Lebens durchaus abhängig sind von den herrschenden Glaubensmeinungen von Gott, wie diese rückwärts von der speciellen Bildungsstufe und Lage jedes einzelnen Volkes. Ohne uns hier auf das Nähere einlassen zu können, glauben wir jedoch noch bemerken zu dürfen, dafs, wenn von Gott, dem Vater (hier vielmehr dem Despoten der Welt), geglaubt wird, seinem Zorn habe der stellvertretende Tod seines unschuldigen Sohnes genugthun müssen, — dafs alsdann

Digitized by Google

auch die lebenlange Selbstquälungen eines Trappisten als solchem Gotte wohlgefällig und als Beweise hoher Vollkommenheit für den Selbstquäler angesehen werden können; dafs hingegen da, wo Gott als eben so gerechter als liebevoller Vater vorgestellt wird, und die Bildung eine allgemeinere Gedankeneintracht herbeigeführt hat, auch Entsagungen nur da gefordert und gebilligt werden, wo sie von der gesammten Weltordnung als für den Einzelnen wie für das Ganze wahrhaft förderlich sich erweisen. Mit Recht bemerkt No. 1. bei dieser Gelegenheit (S. 70) „man könne nicht mit Ernst hier einwenden, dafs ja Niemand gezwungen werde den Geistl. Beruf zu ergreifen; — jeder solle daher vor dem Eintritt in diesen Stand sich prüfen." Diese Einwendung wird nun zwar von fast allen Cölibatsvertheidigern im Ernste vorgebracht; doch ist No. 2. noch billig oder besonnen genug, um „nicht läugnen zu wollen," dafs „hie und da" der Eintritt weder „unbedingt frei" noch von gehöriger Selbstprüfung begleitet sey. Es findet diesen Umstand sogar „einer ernsteren Beachtung" werth, und schwingt sich S. 57 u. 58. bis zu dem kühnen, aber gewifs für ächtkatholische Ohren anstöfsigen, Vorschlage auf: „der Pabst sollte ausnahmsweise für eine bestimmte Frist die Thüre der Dispensation aufmachen, damit Jeder, der es bereue, Priester geworden zu seyn, ungestört zum Laienstande zurückkehren könne. — Für die folgende Zeit sollte jeder Bischoff die Befugnifs haben, dem Ungeschlachten (!) eine Hinterthüre zum Austritt zu öffnen, jedoch dürfte dieses Oeffnen nur als ein Straferkenntnifs in Anwendung kommen für denjenigen, der nach fruchtlosen Correktionen (!) in wiederholten Ermahnungen sich selbst unfähig gemacht hätte." Wir bemerken hierüber nur, dafs einerseits das „Herauslassen" sich nicht weder mit dem in der kathol. Disciplin herrschenden Rigorismus, und ihrem *compelle intrare* noch mit dem unauslöschlichen Charakter des Priesters verträgt; denn ihr zu Folge gehört ein solcher „Ungeschlachter" in — die Löwengrube; — dafs anderseits aber die vorgeschlagenen Bedingungen der natürlichen Billigkeit widerstreiten. —

c) Als dritter Nachtheil wird No. 1. S. 71. angegeben: dafs „der Cölibat als ein Hindernifs erscheine, das sehr viele und oft gerade vorzüglich geeignete Subjekte vom geistlichen Stande abhalte," weil sie theils „von der Ehe eine höhere sittliche Ansicht gewonnen," theils durch den Cölibat ihr Rechtsgefühl verletzt fühlen, u. s. w. No. 2. hat im Wesentlichen hierauf S. 59. nichts zu erwiedern, als: „wer keinen Beruf habe, soll wegbleiben." Nicht völlig eben so scheinen aber die Häupter und Beschützer der Kirche zu denken; denn schon seit vielen Jahrhunderten, und noch jüngstens in Frankreich sucht man durch mancherlei Privilegien, Jmmunitäten und zeitliche Vortheile die Canditaten zum geistlichen Stande herbei zu locken, und den Gelockten bis zur Ordination durch strenge Absonderung von dem Verkehr mit der Welt jede Gelegenheit, eines etwaigen anderen Berufes inne zu werden, abzuschneiden. —

d) Endlich, bemerkt No. 1. S. 71., nimmt der Cölibat dem Geistlichen die Möglichkeit, „durch sein Beispiel in der Ausübung allgemeiner menschlichen Pflichten voranzugehen." Gegen diese höchstwichtige, (auch 1. Tim. 3, 5. 7. begründbare) Bemerkung weifs No. 2. S. 59. nur auf die Weise Etwas vorzubringen, dafs er einmal sich selbst, das andre Mal der Geschichte widerspricht; sich selbst, indem er behauptet, durch Verehlichung des Priesters würde „die Summe der Obliegenheiten desselben noch bedeutend vermehrt," und müsse man alsdann „mit den Forderungen an ihn noch viel weiter gehen wollen, als man bereits gegangen; — denn in diesem Falle wäre dem verheiratheten, seine Schuldigkeit thuenden Priester eine höhere Vollkommenheit zuzuerkennen, als dem unverheiratheten; — der Geschichte, — indem es meint, bei verheiratheten Priestern würden eben so viele schlimme Ausnahmen statt finden, als bei dem Cölibate; denn das Gegentheil hiervon fand bei der altchristlichen statt und ist sowohl bei der protestantischen als bei der griechischen Geistlichkeit wahrzunehmen. —

In dieser Aufzählung der wirklichen Nachtheile des Cölibats vermissen wir die Bezugnahme auf die nachtheiligen Folgen, welche, den allgemeinen Naturgesetzen nach, in der Regel aus gewaltsamer Unterdrückung der sowohl animalischen, als reinmenschlichen Bedürfnisse hervorgehen, und wäre hier der Ort gewesen, den Cölibat sowohl vom ärztlichen, als vom psychologischen Standpunkte aus zu würdigen. — Von Angabe der wirklichen Nachtheile des Cölibats geht No. 1. über:

3) zur Beseitigung der kirchlichen Einwendungen gegen Aufhebung desselben, und zwar zunächst:

Digitized by Google

a) zu dem Einwand, welcher aus der vorgeblichen gröfseren Reinheit und Heiligkeit der Virginität geschöpft wird. No. 1. glaubt S. 72. „diese Einwendung sey sehr leicht zu lösen" — durch die Bemerkungen, „dafs die Kirche die Ehelosigkeit nicht als ein unabänderliches wesentliches Attribut der Priesterwürde erkläre, und dafs das Sakrament der Ehe nicht in wesentlicher Unvereinbarkeit mit dem Sakrament der Priesterweihe stehe." — Abgesehen davon, dafs diese beweislos hingeworfene Behauptungen jene Einwendung gar nicht berühren, — hat hier No. 2. völlig Recht, wenn es klagt: dafs „auf solche Art man mit No. 1. niemals fertig werden könne; die Aussprüche des Allg. Conciliums, die doch für den Katholiken Geltung haben müfsten, lägen deutlich vor, u. s. w." — Dafs aber No. 2. von seinem Standpunkte mit Grund gegen No. 1. Klage führe, zeigt sich noch augenscheinlicher, wenn dieses S. 73. seine Meinung deutlich genug dahin zu erkennen giebt, dafs „diejenige Lebensweise die höchste und heiligste sey, welche die meisten und schwersten sittlichen Pflichten zu erfüllen habe;" der wahrhafte Ehemann komme aber dieser Lebensweise näher, als derjenige, „welcher das eheliche Lebenwie eine Bürde meidet," d. h. als der Ehelose. Diese Behauptung widerspricht nämlich auf das Entschiedenste dem schon angeführten Canon des Tridentinums. Wenn nun gleich auch Ref. nicht umhin kann diesen Canon für vernunftwidrig anzusehen, so kann er doch einerseits keinem wirklichen Katholiken eine solche canonwidrige Behauptung für erlaubt, anderseits auch die Art und Weise des obigen Widerspruchs nicht für geeignet halten, da es durchaus von den Umständen abhängt, ob ein Geistlicher oder ein Ehemann mehr und schwerere Pflichten habe. Uebrigens wäre hier der Ort gewesen, wo No. 1. die sehr gewichtige Bemerkung Trefurt's *) hätte aufnehmen sollen, dafs, nach kathol. Kirchenrecht nächst dem vor dem Pfarrer und zwei Zeugen erklärten Consens, erst durch die eheliche Beiwohnung das Sakrament der Ehe vollzogen, die Ehe unauflöslich wird: dafs mithin dasjenige nicht als verunheiligend angesehen werden kann, was als nothwendiges Moment eines Sakramentes gilt. —

b) Auch die zweite kirchliche Einwendung scheint No. 1. (S. 73.) ungegründet, wenn nämlich „jetzt das ehelose Leben als Mittel genannt wird, den Mitgliedern desselben eine höhere geistige Richtung, einen höhern Schwung zu geben; sie ganz ungetheilt dem Ueberirdischen und Allgemeinen zuzuwenden, wovon die häuslichen Sorgen abziehen sollen;" denn „der hohen Geistlichkeit seyen noch ganz andere Mittel und Veranlassungen gegeben, sich — in das Irdische und Weltliche zu verirren;" — Wir Laien würden durch die Ehe nicht abgehalten, an der Cultur der Wissenschaften, an allgemeinern Ideen und an höherer Richtung Theil zu nehmen; — die Geistlichen dagegen seyen nicht nur ebenso wie wir, sondern zum Theil noch mehr mit ihrem Hauswesen u. s. w. beschäftigt. — No. 2. setzt, als Katholik, mit Recht, dieser (faktisch gegründeten) Kritik Nichts als den Ausspruch Pauli, 1 Cor. 7, 32 ff. entgegen, — welcher allerdings in dem, von der Kirche allein gebilligten, Sinne genommen, keinesolche Gegenrede gestattet, und wäre sie auf hunderttausende von Thatsachen gegründet.

c) Die dritte und letzte Einwendung, dafs „die Priesterehe sich nicht wohl mit der Bewahrung des Beichtgeheimnisses und dem Besuche der Kranken vereinigen lasse," — meint No. 1. S. 75., — „bedürfe wohl keiner genauern Widerlegung," da „die Pflicht der Verschwiegenheit und der Nichtachtung des Todes auch noch anderen Ständen aufgegeben sey, ohne dafs jemand daran denke, ihnen darum die Ehe zu verbieten." No. 2. will (S. 61) diese Einwendungen übergehen, „da hierüber in gar zu vielen Schriften das Nöthige gesagt und bewiesen sey." Eine solche unbestimmte Hinweisung dürfte jedoch wohl Vielen als leere Ausflucht, gewifs aber Allen hier als unpassend erscheinen. Ref. zum wenigsten kann nicht nur sich nicht vorstellen, wie das Gegentheil der Bemerkung von No. 1. „bewiesen" werden könne; sondern er mufs sogar den verheiratheten Priester für weit geeigneter zur wirksamen Verwaltung des Sakramentes sowohl der Beichte, als der Krankentröstung halten, als den ehelosen, da er tiefer in die Mysterien des Lebens und seiner Schmerzen eingeweiht zu sein Gelegenheit hat, und somit vernünftiger rathen und warnen, sachkundiger richten, und mitleidiger und eindringlicher trösten, daher auch allgemeineres, gerechteres Vertrauen einflöfsen kann.

*) „Der Cölibat aus dem Gesichtspunkte der Moral, des Rechts und der Politik betrachtet. Von C. Trefurt, Grofsh. Bad. Amtsassessor. Heidelberg und Leipzig 1826. 75 S.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen von J. A. und A. Theiner.

(Fortsetzung.)

Wenn freilich, wie dies grofsentheils geschieht, der Beichtiger sich damit begnügt, nach Vorbringung einiger Gemeinplätze, einige Gebete (!) zur Bufse aufzugeben, so können auch ganz unerfahrene Kleriker dieses Sakrament verwalten. Wie dem aber auch sey, so ist darin, wie in so vielen anderen Dingen, die Inconsequenz der kath. Cölibatsvertheidiger nicht zu verkennen, dafs sie einerseits der Lehre ihrer Kirche zufolge behaupten müssen, das Sakrament der Priesterweihe verleihe den zur gehörigen Amts-Verwaltung erforderlichen h. Geist, und doch anderseits durch das Verbot für die Priester, das Sakrament der Ehe, (das doch als Sakrament, auch Gnade des heil. Geistes verleiht), einzugehen, Befürchtungen zu erkennen giebt, welche dem kath. Begriffe beider Sakramente geradezu widersprechen. Giebt die Priesterweihe den zu den Priesterfunktionen nöthigen Geist, so kann keinesfalls ein anderes Sakrament diese Befähigung bedrohen. —

Nach diesen Erörterungen geht No. 1. S. 75. —

4) zur Angabe der Nachtheile über, welche aus dem Cölibatgesetz für den Staat hervorgehen sollen, und zur Widerlegung derGründe, welche man vorbringt, um die Aufhebung dieses Gesetzes als dem Staate Nachtheil bringend darzustellen. Mit Recht wird —

a) auf die blos numerische Verminderung der Bevölkerung kein besonderes Gewicht gelegt; sondern darauf, dafs gerade diejenigen ehelos bleiben sollen, welche Familien gründen könnten, die „für ihre äufseren Lebensbedürfnisse gesichert, dabei noch durch Sittlichkeit, Bildung und gute Kindererziehung sich auszeichnen würden." — Wer die Macht des lebendigen Beispiels kennt und erwägt, dafs auf so vielen Dörfern nur der Geistliche der Gemeinde als Muster dienen kann, und gerade hier der ehelose Pfarrer am häufigsten in Versuchung kommen mufs, die Trauer seiner Einsamkeit durch gröfsere Vertraulichkeit mit seiner weiblichen Hausgenossin zu mindern, der wird gewifs in den seichten, fast frivolen Gegenbemerkungen von No. 2. nur das matte Gegenstreben eines verblendeten, vielleicht selbst eines die Augen dem Tageslicht verschliefsenden Partheimannes erkennen. — Dafs, —

b) wie No. 1. S. 76. u. 77. bemerkt, der Cölibat den Klerus isolire und, ihn enger an den römischen Stuhl befestigend, seine und Rom's Herrschaft über die weltliche Macht zu befestigen geholfen, und vielfach die „ungestörte Entwickelung der Staaten und der Individuen, der Bildung und Wissenschaft" gehindert, — ist schon im früheren erwähnt. So befremdlich dann eine solche Bemerkung in dem Munde eines Katholiken erscheinen darf, der doch nothwendig wünschen mufs, dafs die Kirche und ihr unfehlbares, allein Christi Stelle vertretendes, Oberhaupt zur unbedingten Herrschaft über alles Weltliche gelange, eben so unhaltbar wird dagegen jedem Unbefangenen dasjenige erscheinen, was No. 2. von S. 63—66 zur Beseitigung jener Besorgnisse vorbringt. Wenn z. B. S. 64. gefragt wird: „wer hat denn Europa aus der Knechtschaft und Finsternifs erhoben und befreit?" — und wenn in der neuesten Zeit so mancher gesellschaftliche Zustand in Europa bis in seinen Grundfesten erschüttert worden, war daran Rom schuld?" — mufs da nicht die Geschichte darauf antworten: der zuerst wieder öffentlich heirathende Priester war es, welcher der Befreiung Europa's von der schmäh-

Digitized by Google

lichsten Tyranney des ehelosen röm. kath. Klerus den kräftigsten Anstofs gegeben, und nicht von diesem Klerus, sondern von den Laien ist das Licht ausgegangen, welches in die klerikalische Finsternifs geschienen und von Rom und seiner Hierarchie nicht begriffen worden ist. Von wider-römischen Völkern ist die gesetzliche Feststellung der heiligsten Menschenrechte, von diesen die Aufhebung der Sklaverey ausgegangen, und wenn noch jetzt Spanien, Portugal, und selbst zum Theil Frankreich in Knechtschaft und Finsternifs schmachten, so ist es, weil der Bleimantel eines kastenartigen ehelosen Klerus auf ihnen lastet; die Revolutionen aber in diesen Ländern waren grofsentheils nur gewaltsam herausgeforderte Reaktionen der — vom r. k. Klerus so lange und so tief — verletzten Majestät der bessern menschlichen Natur. —

Wir übergehen, was *c*) von No. 1. S. 78 zu Gunsten einer durch Aufhebung des Priestercölibates zu bewirkenden Annäherung der verschiedenen christlichen Confessionen, und von No. 2. S. 66. dagegen vorgebracht wird, da wir hierüber bereits im Eingang des ersten Artikels das hier Nöthige erwähnt haben. Zuletzt gedenkt dann noch No. 1. S. 79.

d) der Bedenklichkeiten, welche gegen die Aufhebung des Cölibats erhoben werden einerseits hinsichtlich der neuen Lasten, welche dem Staat durch verheirathete kathol. Priester und ihre Familien zufallen würden," — anderseits wegen des neuen Zuwachses von Priestersöhnen, welche alle in der Regel den (jetzt schon lästigen) Zudrang zu den Staatsämtern vermehren würden." No. 1. erinnert aber in Bezug auf das Erste an die Anstalten, durch welche auch für die Wittwen und Weisen der Staatsdiener und protest. Geistlichen gesorgt wird, und in Bezug auf das Andere, dafs alsdann Viele, die sich von Ackerbau und Gewerben zu den gelehrten Studien wenden, zu jenen zurückkehren würden; dafs aber überhaupt solcherley Bedenken in so wichtigem Falle die Entscheidung nicht bedingen können. — No. 2. protestirt nun zwar hiergegen, nimmt (S. 67—69) recht ausführlich in dieser Beziehung die Parthey des Staates, und der Bauern- und Gewerbsleutsöhne, als der „unverdorbenen Masse des Volkes," und spricht zarte Besorgnisse für das Schicksal der Priesterwittwen aus; — Ref. glaubt aber auch über diese Bedenklichkeiten hinausgehen zu dürfen, nicht, wie No. 1., aus dem unbestimmten Grunde, weil die Aufhebung des Cölibat Gesetzes „durch so wichtige und umfassende Interessen gefordert werde;" sondern weil der Staat mit der Kirche oder auch gegen sie, (wenn sie hinter der Rechts-Entwicklung zurückgeblieben, wie die r. katholische), — die unbedingte Pflicht hat, seine Bürger im Genusse ihrer unveräufserlichen rechtlichen und sittlichen Freiheit zu beschützen, das Cölibatgesetz aber sowohl rechts-, als moral-widrig ist. Recht und Sittlichkeit sind nicht um des Staates, noch weniger um des Vortheiles Einzelner willen da, und ihnen als Momenten der schlechthin allgemeinen Religion darf kein Kirchengesetz widersprechen. Was aber das Recht betrifft, so hat Hr. Trefurt, (a. a. O. S. 37.) wenn auch den Ausdrücken nach nicht ganz genau, doch im Grunde richtig bemerkt; der Kastrat und der Priester leiden die nämliche Gewaltthat; dem ersteren werde eine unveräufserliche Eigenschaft, dem letzteren das unveräufserliche Recht auf den Gebrauch dieser Eigenschaft geraubt." Ebensogewifs ist denn auch der Moral zuwider, ein Versprechen von einem Menschen abzunehmen, wodurch derselbe auf Lebenslang auf Ausübung von heiligen Rechten verzichtet, ohne zum Voraus mit Bestimmtheit wissen zu können, theils, worin sie bestehen, theils ob er es vermögen wird, ihnen zu entsagen, ohne sich selbst zu Grund zu richten. —

Diese zwei Capitalpunkte hätten von No. 1. nicht übergangen werden dürfen, so wie auch nicht einzusehen ist, warum es, — vorzugsweise an die Staatsregierung gerichtet, — „die etwa aus dieser Sache zwischen Staat und Kirche entstehenden Differenzen" — als aufserhalb des Kreises liegend bezeichnet, in welchem „die Behandlung dieses Gegenstandes sich hier zu bewegen habe." — Die Rechte, welche die r. k. Kirche auspricht, sind bekannt und in offen daliegenden Gesetzsammlungen ausgesprochen. Die Grenze hingegen zwischen der alten Kirche und dem neuen, vernünftig constituirten Staat ist noch keineswegs genau bestimmt; wer daher die Mitwirkung des letztern gegen jene in Anspruch nimmt, hätte füglich auch sich deutlich über das Verhältnifs beider zu einander zu erklären. — Statt dessen geht No. 1 S. 81:

5) zu dem „Gedanken" über, der ihm in dieser Angelegenheit „bei weitem der wesentlichste und wichtigste zu seyn scheine;" indem Alles für Aufhebung des Cöl. Ges. gesagte „zuletzt seine sicherste Begrün-

Digitized by Google

dung und Evidenz (!?) in dem Satze finde: der Pr. Cölibat der k. Kirche kann aufgehoben werden, weil er nicht dem Gebiet der Dogmen, noch den Grundgesetzen der Verfassung, angehört; und er soll aufgehoben werden, weil er theils ganz aufserhalb unserer jetzigen Stimmung, Denkart und Bildungsweise, theils in strengem Gegensatze gegen dieselbe steht, und weil es darum in einigen Beziehungen als wirkungsles, in andern als nachtheilig wirkend sich zeigt." Zur Rechtfertigung dieser Behauptung will es nach S. 82., nicht auf die mexikanischen Beschlüsse gegen den Cölibat, noch auf die „öffentlichen Aeufserungen vor den Schranken einiger französ. Gerichte," noch auf „die unübersehbare Reihe von Büchern und Zeitschriften" worin Klagen und Vorschläge gegen das Cöl. Gesetz enthalten, sich berufen; sondern „nur auf die Stimmung und Ueberzeugungen eines jeden einzelnen und auf die Kenntnifs, die ein jeder von der Stimmung und Ueberzeugung seiner Umgebungen hat," — bei welcher Berufung jedoch eigentlich nur Deutschland und „namentlich der Hrn. Verf. „badisches Vaterland," — gemeint ist, alle rein katholischen Länder hingegen ausdrücklich ausgeschlossen werden. — Ref. glaubt im Vorhergehenden bereits hinlänglich dargethan zu haben, dafs No. 2., vom kathol. Standpunkte aus, völlig Recht hat, wenn es S. 70 ff. einestheils die Voraussetzung jenes Schlusses durch die Gegenbehauptung entkräftet, dafs „das Cöl. Gesetz (von der kathol. Kirche) als Grundgesetz für die Verfassung des Priesterthums betrachtet und gehandhabt werde;" anderntheils die Hrn. Verf. von No. 1. von Berücksichtigung des sog. Zeitgeistes auf die Aussprüche des (sog.) h. Geistes verweifst, „von welchem die Katholiken, nach der Ordnung des Heils, ihr Heil zu erwarten oder durch ihn zu erlangen haben." Dieser Geist spricht aber, wie schon öfter bemerkt, zu den Rechtgläubigen nur durch die von Rom anerkannten Concilien, und — in deren Ermangelung durch den Pabst, und in dieser Beziehung hätte No. 2. noch darauf aufmerksam machen können, dafs — seit der Reformation — noch jeder Pabst, sogar noch der jetzt lebende, bei Gelegenheit, die ihm untergebenen Schaafe und Lämmer vor dem jedesmaligen s. g. Zeitgeiste, als vor einem Wolfe, der umgehe, suchend, wen er verschlinge, gewarnt, und die von diesem Geiste gegen die Einrichtungen der Kirche vorgebrachten Projekte verworfen hat. Auch hätte bemerkt werden müssen, dafs, wenn z. B. nur in Deutschland das Cöl. Gesetz aufgehoben wäre, kein fremder Katholik hier Messe hören oder die Sakramente empfangen, kein deutscher Priester anderswo Bischof, keiner Cardinal oder Pabst werden könnte, u. s. w. — No. 1. beschliefst den zweiten Abschnitt S. 84. u. 85., mit folgenden Bemerkungen, „die gesetzgebende Gewalt der kath. Kirche scheine auch durch ihr eigenes wohlverstandenes Interesse" zur Abänderung des Cöl. Ges. „aufgefordert zu werden," da es „unbestrittene Thatsache sey, dafs ein grofser Theil der Katholiken in Deutschland theils ganz theilnahmlos, theils ungünstig, ja sogar feindselig gegen die Kirche gestimmt sey." „Wer bürge dafür, dafs nicht einst aus dieser Stimmung eine wirkliche Entgegensetzung sich bilde?— „Um so rathsamer erscheine es daher, in aufserwesentlichen Dingen den individuellen Begriffen und Ansichten etwas zuzugestehen." So wenig aber die hier behauptete Thatsache in Abrede gestellt, so wenig kann die Weise gebilligt werden, wie derselben hier Erwähnung geschieht; denn einerseits wird die gesetzgebende Gewalt der Kirche zu einer durch Eigen-Interessen bestimmbaren, (als welche sie sich zwar oft gezeigt, als welche sie aber im Glauben der Katholiken nicht angesehen werden soll), herabgesetzt; anderseits ist damit, gegen die S. 84. vorausgeschickte Verwahrung eine Drohung ausgesprochen, welche keinem Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten, am wenigsten aber kath. Laien gegen die Organe des h. Geistes geziemen kann. Uebrigens sind jene Bemerkungen auch insofern unpassend, als sie der Hierarchie anrathen, dasjenige Gesetz abzuschaffen, welches im Vorhergehenden als eine ihrer mächtigsten Stützen bezeichnet wurde, und unrichtig, insofern jene Stimmung der kath. Laien gegen die Kirche in der neuesten Zeit wohl am wenigsten durch das Cöl. Gesetz erzeugt worden ist, sondern am meisten durch die allgemeinen Fortschritte zur vernünftigen Freiheit, welche zum Wenigsten eben so entschieden gegen die gesetzgebende Gewalt selbst, als gegen diese oder jene Verordnung derselben, gerichtet ist. Dafs nun diese Kirchengewalt nach und nach unausbleiblich jenen Fortschritten erliegen werde, davon ist auch Refer. völlig überzeugt; keinesfalls ist es ihr aber zuzumuthen, durch Accommodation an den sog. Zeitgeist sich selbst die Todeswunde beizubringen, da sie durch festes Beharren

Digitized by Google

bei dem Bestehenden, und im Beharren selbst doch nur die, auch ohne dies, schon abtrünnigen verliert, durch Aufgeben dieses ihres eigentlichen Princips aber auch noch diejenigen von sich scheuchen würde, welche, aus irgend einem Grunde, des freien Denkens und Forschens in Religionssachen sich begebend, nur in der scheinbaren Unveränderlichkeit der r. k. Kirche einen festen Haltpunkt für ihr mattes oder müdes Gemüth zu finden wähnen.

Im dritten Abschnitt erörtert No. 1. zum Schlufs die Frage: „wo die Katholiken ihre Blicke hinzuwenden haben, die in dieser Sache Abhülfe suchen?" — Wir bemerken aber vor allem Weiteren, dafs ein wirklicher Katholik gar nicht eine solche Frage stellen kann. Zuerst wird er gegen ein Grundgesetz seiner Kirche keine Abhülfe suchen; sollte er aber das Cöl. Gesetz nicht als solches ansehen, so wird er jedenfalls sein Bedenken — seinem Seelsorger vortragen, dieser etwa seinem Bischof, dieser dem Erzbischof, — dieser endlich dem Pabste. Nur von diesem kann, in den Zeiten, in welchen kein ökum. Concilium versammelt ist, eine gesetzgebende, oder gesetzaufhebende Entscheidung ausgehen, welcher, schon dem allgemeinen Glaubensbekenntnifs zufolge, unbedingt zu gehorsamen ist. Der wirkliche Katholik kann dies Alles aus seinem Katechismus, seinem Kanisius, oder nöthigenfalls aus einem, von der kirchenrechtlichen Behörde genehmigten, Lehrbuche des Kirchenrechts ersehen. Aber auch, wer dem Tridentinum und allen jenen Vorschriften zuwider, die bezeichnete Hierarchie und ihre unverbrüchliche Autorität nicht anerkennt, auch dieser wird die obige Frage nicht stellen. Ein solcher hat aufgehört, ein Katholik zu seyn; für ihn haben mit der gesetzgebenden Gewalt, — auch ihre Gesetze ihr Ansehen verloren; er braucht nicht mehr Abhülfe gegen sie zu suchen. Indessen giebt es, und namentlich seit der von Rom wiederholt improbirten und cassirten*) Deklaration der s. g. gallikanischen Kirche, eine immer zahlreicher werdende Klasse von s. g. Katholiken, welche zwar jedes sie drückende Gesetz oder Dogma der r. k. Kirche derselben abzusprechen sich bemühen, — aber nicht wagen, ihr Verhältnifs zur Kirche scharf ins Auge zu fassen und diesem gemäfs sich zu benehmen. Diese Klasse hat sich allmählig ein eigenes Kirchenrecht und eine eigene Dogmatik gebildet, und ob auch beide immer von Neuem von dem römischen Oberbischoff als unkatholisch verworfen werden, so gebehrden doch die Angehörigen jener Klasse sich, als ignorirten sie die allerhöchsten Richtersprüche, und so ist auch in Deutschland allmählig das Gerede von einer deutsch-katholischen Kirche aufgekommen, womit etwas eben so sehr sich selbst Widersprechendes bezeichnet wird, als mit den Worten „katholischer Protestant." — Zu dieser Klasse gehören offenbar auch die Hrn. Verf. von No. 1. und wir haben nur in der Kürze über ihre Meinung in Betreff der oben aufgestellten Frage zu berichten.

Zunächst wird, von S. 86 bis 90 durch Stellen aus dem N. Testament und aus den Kirchenvätern, welche hier zu prüfen der Raum uns nicht gestattet, die (anti-florentinische und anti-tridentinische) Lehre jener sog. deutsch-kathol. Kirche zu begründen gesucht, welche „dem röm. Episkopate (nur) diejenigen Vorrechte zugesteht, welche die Erhaltung der Einheit fördern, ohne die Gleichheit der Bischöfe in ihrer Amtsgewalt zu benachtheiligen." Als solches Vorrecht wird aber (S. 93.) nur das eine erwähnt: „dafs der h. Vater in Kenntnifs gesetzt werde von jedem Ereignifs, bei welchem seine Mitwirkung zur Erhaltung der Einheit ersprieflich seyn kann, auch sonach diese Mitwirkung von ihm erbeten werde." — (Erst S. 107. werden noch nachträglich als wesentliche Vorrechte des röm. Episkopats" angeführt: 1) das „Recht des Vorschlags" und 2) das „Recht der Erinnerung an die bestehenden Gesetze," — dann S. 108 u. 109. noch bemerkt: „die deutsche k. Kirche gestehe zwar dem röm. Hofe, noch mehrere andere sehr bedeutende Vorzüge zu, unter diesen aber durchaus nicht das Recht, gesetzgebende Gewalt in deutschen Diözesen zu üben, oder jene unserer Bischöfe zu schmälern.") —

*) Breve Innocenz des eilften vom 11. April 1682. Constitution „*inter multiplices*" Alexanders VIII. vom 4. Aug. 1690 und Constit. Pius des 6. vom 28. Aug. 1794.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

I. Denkschrift für die Aufhebung des den katholischen Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates u. s. w.

II. Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung u. s. w. von P. i. a.

III. Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen von J. A. und A. Theiner.

(Schluſs.)

Diesemnach, heiſst es weiter S. 94., dürfte, so weit nicht Staatsverbote entgegenstehen, — solche Anzeige und Bitte — der Pabst von dem deutschen Bischofe erwarten, der die Aufhebung des Cölibatsgesetzes für seine Diöcese als nothwendig erkannt hätte." Wenn aber dieser Schritt „bei dem römischen Hofe keinen anderen als den gewöhnlichen (d. h. keinen) Erfolg hätte." — dann „gehörte es, — festhaltend an den Principien der deutschen kathol. Kirche, — unter die Amtsrechte des Bischofs, falls derselbe sich der Beistimmung der Diöcesangeistlichkeit und der übrigen Diöcesangehörigen hinreichend versichert hat, (nach erhaltenem *placitum regium*), die jetzt bestehenden Kirchengesetze, *die* den Cölibat der Priester gebieten, aufzuheben und die — Priesterehe wieder herzustellen." Daſs aber einerseits alle Bischöfe mit dem römischen im Wesentlichen gleiche Amtsgewalt hätten, darin stimmten, heiſst es No. 1. S. 93., „alle bewährten Lehrer des Kirchenrechts überein," und werden als solche Riegger, Pehem, Rechberger, Sauter und Boll genannt. Daſs anderseits die Bischöfe Nichts ohne Zustimmung der Diöcesangeistlichkeit und Laienschaft verfügen können, dafür werden S. 96 ff. einige Stellen aus Cyprian und Hieronymus, und dann eine Stelle aus einem Briefe des P. Cölestin, und die Aeuſserung eines Bischofs auf der Synode zu Chalcedon beigebracht, von welchen die zwei letzteren (der ausdrücklichen Bestimmung des Tridentinums zuwider *) beweisen sollen, daſs die Geistlichkeit und Laiengemeinde die Bischofswahl gemeinschaftlich vorzunehmen hätten. „Auf solchen Grundfesten," wird nun S. 101 u. 104 geschlossen, „steht das Prinzip der kath. Kirche: alle Kirchengewalt sey eine eingeschränkte, in dem Sinne, daſs der Vorsteher seine Ansichten nicht — gegen den entschiedenen Willen seines Presbyteriums und der übrigen Diöces-Angehörigen durchsetzen dürfe," — daher denn auch: „die fehlende Beistimmung auch nur eines einzigen Bischofs die Gesetzeskraft der Beschlüsse aller übrigen und des allgemeinen Conciliums für seine Diöcese hindert oder aufhebt," wie es dann auch „in den Amtsbefugnissen eines jeden Bischofs liegen soll, gegen Kirchengesetze, die in seiner Diöcese angenommen sind, was sie immer für einen Ursprung haben mögen, in den geeigneten Fällen Dispensationen zu ertheilen." Bekräftigt werden diese Schlüsse durch Anführungen aus den schon genannten Kirchenrechtslehrern, und aus Brendel, Fr. Roye, Fleury und van Espen, und nun S. 107. aus dem Vorhergehenden gefolgert: „Kein Zweifel demnach, daſs es in den Amtsbefugnissen des Hrn. Bischofs v. Freiburg liege, die Freiheit der Priesterehe wiederherzustellen, oder wenigstens, — (wie Herr Trefurt a. a. O. S. 63. schon vorgeschlagen) — „nachdem die Staatsregierung den Grundsatz angenommen hätte, keinem kath. Priester, um seines Standes willen, die Heirathserlaubniſs zu verweigern, so oft diese ertheilt wäre, „den Beweis als geführt anzusehen, daſs die Sittlichkeit und das Gemeinwohl eine Dispensation fordere, und solche ohne Umschweife zu geben."" — Zuletzt wird noch S. 118 gemeint: „auch das

*) *Sess. XXIII. C. IV. de sacr. ord.*

Digitized by Google

oberste Schutzrecht des Staates werde man anrufen können, um unterstützendes Einschreiten bei den kirchlichen Autoritäten, ja, diese Hoheitsrechte sicherten uns für den äufsersten Nothfall und für beharrliche Weigerung aller kirchlichen Behörden in einer so heiligen und hochwichtigen Sache — erhabenen Schirm, wo die Verlassenen williges Gehör und einen hülfreichen Arm zu finden hoffen dürfen, bereit, wie es zuletzt die Rechte Joseph's II. war, den gesunkenen Verein zu erheben, und den Willen des göttl. Lehrers gegen alle andern menschlichen Hindernisse auszuführen."

Diesemnach wird nun in den beigefügten Bittschriften

1) der Grofsherzog von Baden gebeten: seine K. H. möge geruhen: „die Aufhebung des, durch ein kirchliches Disciplinargesetz vorgeschriebenen, Cölibates der kath. Geistlichkeit eintreten zu lassen;" (S. 123. 124)

2) Die zweite Kammer der Landstände: sie möge sich bei der Regierung „vorwortlich dafür verwenden, dafs die Vorschrift des Cölibats in dem Grofsherzogthum Baden auf gesetzmäfsigem Wege aufgehoben werde." (S. 138.)

3) der Erzbischof: dafs er „die Aufhebung des — Cölibats — auf kirchengesetzlichem Wege bewirken wolle." (S. 151.)

In der Bittschrift an die Kammer wird jedoch (S. 147.) die Behauptung ausgesprochen: „Sollte von der Kirchenbehörde einem, die Aufhebung des Cölibats bezweckenden Antrag der obersten Staatsbehörde keine Folge gegeben werden, dann würde wohl unbestreitbar der Staatsgewalt das Recht zugestehen, durch ihr Einschreiten diese durch das Staatswohl gebotene Maasregel nöthigenfalls für sich allein zu treffen." — Ref. glaubte das Wesentliche des dritten Abschnittes von No. 1. im Zusammenhange geben zu müssen, da hierdurch die Beurtheilung desselben um Vieles abgekürzt wird. Auf jede Einzelnheit hier eingehen zu wollen, wäre überflüssig, da das Unhaltbare der ganzen zu Grund liegenden Ansicht Jedem auffallen mufs, welcher dieselbe mit dem Lichte des gemeinen Menschenverstandes, des ersten, besten Handbuchs der Kirchengeschichte und des allgemein angenommenen Tridentinischen Glaubensbekenntnisses beleuchtet; daher wir auch die einzelnen von No. 2. dagegen vorgebrachten Bemerkungen hier nicht weiter zu berücksichtigen haben, — und zwar um so Weniger, da dieselben die wichtigsten Einwendungen gar nicht berühren. Es wird vielmehr genügen, hier nur folgendes zu bemerken:

1) Die von No. 1. im 3. Abschnitt aufgestellte Lehre enthält offenbar eine Protestation gegen das Princip der kath. Kirchenverfassung, indem sie die gesammte Hierarchie dieser Kirche über den Haufen wirft. Die Bischöfe werden von ihrem bei der Weihung dem Pabste geleisteten Gehorsams-Eid *), die Priester und Laien von dem (allg. Trident.) Glaubensbekenntnifs entbunden, worin sie die römische Kirche als die Mutter und Meisterin aller Kirchen anerkennen," und „dem röm. Pabste — dem Stellvertreter Jesu, wahren Gehorsam schwören — und Alles zweifellos bekennen, was von den h. Canones und ökum. Concilien — überliefert, bestimmt und erklärt worden **). Den Laien endlich wird zugestanden, anderer Meinung seyn zu dürfen, als ihre Lehrer, „die doch vom h. Geiste gesetzt sind, dafs sie die Kirche regieren;" es wird ihnen erlaubt, den Bischöfen in Disciplinarsachen nicht beizustimmen, da doch den Katechismen zufolge diejenigen „ein grofses Verbrechen begehen, welche den geistlichen Obrigkeiten das Ansehen und den Gehorsam nicht beweisen." ***) Ueberhaupt aber wird die ächtkatholische Gesetzordnung völlig intervertirt, indem nach No. 1. (S. 102) die Gesetze von unten herauf, statt von oben herab ihre Kraft erhalten sollen, nicht durch die Autorität des sog. Stellvertreters Christi und seiner, ihm anhängenden, ihm gehorsamen, bischöflichen Stellvertreter, sondern durch die Beistimmung aller Geistlichen und aller Laien. Es wird hierbei das so leicht Wahrnehmbare übersehen, dafs auf diese Weise gar kein eigentliches Gesetz zu Stande kommen kann, und dafs auch die dem Pabste von No. 1. noch belassenen sog. Vorrechte — Rechte zu seyn aufhören, indem ihnen von Seiten der Untergeordneten keine Verpflichtung mehr entspricht. Zu behaupten aber, es gehörten diese Dinge nur zur Disciplin und nicht zum Glauben, würde un-

*) S. „Was heifst röm. kath. Kirche?" v. F. W. Carové, S. 93—95.

**) Ebend. S. 90 ff. u. 158.

***) S. ebend. S. 89. 90. und den Canon: *„duo sunt genera Christianorum,"* in *Decr. P. II. causa* 12. 9. 1. *c.* 7. damit zu verbinden *causa* 6. 9. 1. *c.* 5. 8. 9.

Digitized by Google

redlich, — in jedem Falle aber nutzlos seyn, da man nur das obenerwähnte Glaubensbekenntniſs anzusehen hätte, um sich zu überzeugen, daſs es *de fide*, daſs es allgemeine Glaubenssache für den röm. Katholiken ist, den römischen Bischof als einzigen Stellvertreter Christi, als Oberhaupt der Christenheit, und die römische Kirche als Muster- und Meisterkirche anzuerkennen. —

Wir bemerken: —

2) Daſs die Kirchenrechtslehrer, auf welche No. 1. seinen dritten Abschnitt gründet, entweder bereits im Index stehen, wie van Espen, Fleury, Roye und Brendel, oder durch Uebereinstimmung mit bereits indicirten und durch offenbare Verwerfung oder Miſsachtung ökumenischer Concilienbeschlüsse und Mangel kirchlich vorgeschriebener Genehmigung jeden Ansehens für rechtgläubige Katholiken entbehren. Daſs aber Riegger, Pehem und Rechberger von der österreichischen Regierung als „Vorlesbücher vorgeschrieben," kann eben so wenig deren Katholicität beweisen als der Gebrauch von Kastraten in der päbstlichen Kapelle die kirchliche Gestattung der Kastration. Würde aber dem röm. Oberhirten das Recht bestritten, seine Schaafe von solcher Weide abzuhalten, welche dem ewigen Leben der Gläubigen und der Einheit der Kirche Gefahr drohen, so müſste die röm. kath. Kirche aufhören, den Gläubigen als eine Sicherungsanstalt zur Erwerbung des ewigen Heiles zu gelten. Finden aber jene Kirchenrechtslehrer viele Anhänger in Deutschland, wie die Deklaration von 1682 und der Jansenismus in Frankreich, so haben das Tridentinum und de Maistre und de la Mennais hier und dort doch auch sehr zahlreiche Anhänger, so ist das schon viermal aufgelegte Kirchenrecht von Ferd. Walter doch auch auf mehreren Universitäten als Lehrbuch des kath. Kirchenrechts aufgenommen, Kanisius in Baiern als Katechismus genehmigt, und von Wien aus das streng römische Werk des jetzigen Bischofs von Tyniez (das kathol. Glaubens-Princip u. s. w. 1823), so wie noch in diesem Jahre die 2. Auflage einer Abhandlung über die Anständigkeit des Cölibatgesetzes (von Janitsch) ausgegangen, und in Belgien die ächt römisch katholische Parthey fast überwiegend.

Wir bemerken 3) daſs die im 3. Abschnitt von No. 1. ausgesprochenen Grundsätze nicht nur den röm. katholischen, sondern auch den vernunftrechtlichen Bestimmungen hinsichtlich der Abgrenzung der kirchlichen und staatlichen Gewalten zuwider sind. Denn nach beiden kann dem Staate auf keine Weise das Recht zugestanden werden, Gesetze aufzuheben, die er nicht gegeben hat. Wohl muſs, dem Vernunftrecht zufolge, der gesetzgebenden Gewalt des Staates, als der, von der göttlichen Weltordnung, zur Feststellung und Sicherung der unveräuſserlichen Menschenrechte eingesetzten providenziellen Macht die Pflicht und das ihr entsprechende Recht zuerkannt werden, jede, jene Menschenrechte verletzende, kirchliche Verordnung auſserhalb der Kirche als gar nicht vorhanden anzusehen, und somit ihr jegliche Einwirkung auf den Rechtszustand der Bürger zu versagen; es kann ihr aber auf keinen Fall die Befugniſs zugestanden werden, Vorschriften und Gebote aufzuheben, welche ihrer Natur nach nur inherlich verpflichten, und für jeden Menschen von dem Augenblicke an gar nicht mehr existiren in welchem er sie, wie dies bei dem Cölibatgesetz der Fall ist, für widerrechtlich und widersittlich zu halten im Gewissen sich genöthigt findet.

Diese allgemeinen Bemerkungen, die hier weiter auszuführen der ohnehin schon weit überschrittene Raum uns nicht gestattet, dürften nun wohl als genügend angesehen werden, um ein Urtheil über den dritten Abschnitt von No. 1. und die demselben angefügten Beilagen fällen zu können, und wir haben nur noch anzuführen, daſs das dem 3. Abschnitt von No. 2. beigeschlossene Votum des Hrn. Schippel, welches derselbe am 13. May 1828 in der 2. Kammer des Groſsherzogthums Baden über diesen Gegenstand abgegeben, zwar mit Recht behauptet, das Cölibatgesetz stehe mit dem System der röm. k. Kirche „im stärksten Zusammenhange," die gesetzgebende Gewalt des Staates sey incompetent, dasselbe aufzuheben, und die Entscheidung von 63 katholischen Ständemitgliedern würde jedenfalls von keiner Bedeutung seyn, wo es auf die Ueberzeugung von wenigstens 700,000 kathol. Staatsbürgern ankomme. Auffallend aber muſs es erscheinen, daſs Hr. Schippel, als Protestant und als zum Repräsentanten erwählter Bürger einer konstitutionellen Monarchie in dieser Sache nur die kirchliche, nicht aber die bürgerliche Freiheit seiner Committenten berücksichtigt hat; denn, wenn auch der an die Kammer gelangte Antrag in der Art, wie er abgefaſst war, in mehr als einer Hinsicht unbeachtet bleiben muſste, so hätte er doch jedenfalls zur Veranlassung dienen sollen, den Landes-

Digitized by Google

herrn um einen Gesetzvorschlag zu bitten, durch welchen jedem katholischen Geistlichen, welcher sich verehlichen möchte, das bürgerliche Recht hierzu gestattet würde, ohne dafs er gerade hierzu nöthig habe, vorerst zu einer anderen Kirche überzugehen, — da, der Priesterweihe die Kraft zuzugestehen oder zu lassen, einen Staatsbürger auf Lebenslang zum Leibeigenen der Kirche zu machen und ihn eines der heiligsten Naturrechte auch im bürgerlichen Vereine zu berauben, — nicht viel besser ist, als Sklavenhandel zu gestatten; indem, wie die Neger dem Colonisten, so auch sehr häufig die unerfahrenen Jünglinge der Hierarchie übergeben werden, um sie, willig oder unwillig, zu ihren Zwecken zu verwenden. —

* * *

Sollte nun nach Allem diesem Ref. seine Ansicht über die in den drei vorliegenden Schriften verhandelte Angelegenheit auszusprechen haben, so würde er sie in folgenden Sätzen zusammenzufassen versuchen:

1) Die Geschichte des Cölibatgesetzes erweist, dafs dasselbe ein Grundgesetz der r. k. Kirchenverfassung ist, und dafs, wie es durch ökumenische Conzilien zu einem allgemeinen Gesetze dieser Kirche geworden, es auf keine Weise von einzelnen Bischöfen oder sog. Landeskirchen aufgehoben werden kann.

2) Das Cölibatgesetz hängt auf das Innigste mit den spezifisch-katholischen Glaubenslehren vom Mefsopfer, von der Verdienstlichkeit der Virginität, von dem Priesterthume, von dem Ansehen des Pabstes und der Conzilien, von der Hierarchie überhaupt zusammen, daher seine Aufhebung von Seiten des Pabstes und eines ökum. Conziliums — dem ganzen Kirchengebäude eine lebensgefährliche Wunde beibringen, von Seiten eines Bischofs oder einer sog. Landeskirche aber diese zunächst zu einer schismatischen, demnächst unausweichlich zu einer häretischen qualifiziren würde.

3) Das Cölibatgesetz, als Gesetz, als Gesetz für alle Geistlichen der höheren Weihen, als Gesetz auf Lebenslang, — ist dem Buchstaben und dem Geiste der h. Schrift und besonders des N. Testamentes, dann auch der Kirchensitte der ersten Jahrhunderte zuwider, und hat von seiner Einführung an bis auf den heutigen Tag immer und überall zahllose, durch die Natur der Dinge nothwendig herbeigeführte, Nachtheile zur Folge gehabt.

4) Es steht aber auch in Widerspruch nicht nur mit der von Gott dem Menschen als solchem, anerschaffenen Natur, und mit der ihm durch dieselbe vorgezeichneten Bestimmung, daher mit seinen Rechten und seinen Pflichten, — sondern auch mit den bereits bei den polizirtesten Nationen Europa's bestehenden Gesetzen gegen Leibeigenschaft, gegen lebenlängliche Gelübde und gegen Rechtsverpflichtungen zu lebenlänglicher Dienstbarkeit, — ja sogar mit röm. kathol. Kirchenlehren selbst, nämlich einerseits mit der Heiligung der Ehe zum Sakrament, anderseits mit der Lehre, dafs die Priester-Würde und Wirksamkeit unabhängig sey von der übrigen Beschaffenheit des Priesters, endlich auch mit der Ansicht von der Verdienstlichkeit der Ehelosigkeit, welche durch das Gesetz auf ein Minimum, nämlich auf den einen Augenblick der Ordination zusammengedrängt wird.

5) So nothwendig und wünschenswerth also auch an und für sich die Aufhebung jenes Gesetzes erscheinen mag, so wenig ist sie vom unveränderlichen Rom oder von seinen Legaten, den streng ihm vereideten Bischöfen zu fordern und zu erwarten, so wenig endlich kömmt es katholischen Laien zu, gegen dieses Kirchengesetz zu reden oder gar zu schreiben. — *sit, ut est, aut non sit.*

F. W. Carové. Dr.

Digitized by Google

Nro. 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

VII.

Ithaka oder Versuch einer geographisch-antiquarischen Darstellung der Insel Ithaka nach Homer und den neueren Reisenden von Carl Christian Ernst Schreiber. Mit einer Kupfertafel. Leipzig 1829. *XIV und* 184 S.

Die Insel Ithaka ist ein der sorgfältigen Betrachtung und genauen Untersuchung, welcher der Verf. sie unterwirft, vollkommen würdiger Gegenstand. Wiewohl ohne eigentliche welthistorische Bedeutung, wiewohl ihrer Lage nach keiner jener Uebergangspunkte für orientalische Culturelemente, wie wir sie in Kreta, Kypros, Samothrake und andern Eilanden erblicken, noch später der Schauplatz einflufsreicher Begebenheiten, gewährt sie doch als die in den homerischen Gesängen vielgefeierte Heimath des Odysseus, als der Boden, an den die Sage so mannigfache Erinnerungen knüpft, ein ganz besonderes Interesse. Als solche hat sie unzählige Reisende der letzteren Jahrhunderte angelockt, und bereits vor dem Verf. vorliegender Schrift Alterthumsforscher, wie Vofs, Mannert, Ukert u. A., zu Untersuchungen angeregt, durch welche das Verständnifs vieler Theile der Odyssee nicht wenig gefördert worden ist. Die Beobachtungen der Reisenden sowohl als die Forschungen gedachter Männer, an welche sich eine in der „Hellas" von Kruse befindliche Beschreibung der Insel anschliefst, hat nun der Verf. sorgfältig benutzt und geprüft. Wir vermissen dabei nur die nöthige Bündigkeit und eine anziehende Darstellung. Der Verf. stellt ziemlich nach Art des Meursius seine Materialien zusammen, und läfst, anstatt die bei den einzelnen Schriftstellern gefundenen Data in ein Ganzes zu verweben, jeden Schriftsteller, alten wie neuen, in seiner Sprache reden, welche Methode, so sehr sie für die Genauigkeit des Verf. zeugt, doch das Lesen des Buchs sehr erschwert. Wie alle früheren Untersuchungen über das Eiland mufste sich auch die seinige auf die homerische Zeit beschränken, indem aus der nachhomerischen, wo die Blüthe der Insel abgestreift war, nur höchst spärliche und dürftige Nachrichten über dieselbe auf uns gekommen sind.

Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste (S. 1—51) die mathematische und physische Geographie der Insel umfafst. Dieser beginnt mit der Mittheilung der verschiedenen Ableitungen des Namens *Ἰθάκη*, den übrigens noch eine am Euphrat gelegene Stadt geführt haben soll. In gleichem Grade unstatthaft wie die Ableitung des als abenteuerlicher Etymolog längst bekannten Bochart (עיתקא — *Ithaca, quasi duram dixeris et asperam insulam; nam* עתק *Hebraeis durum sonat*) ist die, welcher der Verf. nicht abhold zu sein scheint, nämlich von dem Heros Ithakos. Letztres dürfte indefs gerade umzukehren sein, indem bekanntlich die Sage an Lokalitäten aller Art gern Individuen mit verwandtem Namen knüpft, und diese in Betreff von Gründungen, Ansiedlungen, Besitznahme und Aehnlichem mit jenen in Verbindung bringt. Eben so verhält es sich mit dem Berge Neritos und dem Orte Polyktorion, auf welche die beiden Brüder des Ithakos, Neritos und Polyktor bezogen werden, und in denen der Verf. sonderbar genug eine Bestätigung der auf einer Angabe von Eustathios beruhenden Notiz von der Besitznahme der Insel durch Ithakos und die genannten Brüder sehen will. Den Namen abzuleiten, dürfte um so schwieriger sein, als uns für die Bildung desselben fast alle Analogie verläfst.

Gleich den übrigen Inseln um Kephallenia wurde auch Ithaka schon frühzeitig als Kephallenisches Eiland bezeichnet. Heutigentags führt sie, zur ionischen Insel-Republik gehörend, den etwas veränderten Namen Theaki. Aber nicht alle Reisenden und Alterthumsforscher haben in diesem Theaki das alte Ithaka wiederfinden wollen. So suchten Bondelmont, Spon, Whelers

Digitized by Google

Reisegefährte, (dessen Namen übrigens der Verf. im ganzen Buche irrig, wie den des unlängst verstorbenen Leipziger Professors, Spohn schreibt), und Andre in ihm das in der Odyssee mehrmals erwähnte Dulichion. Hierzu gab die bei spätern, besonders römischen Dichtern vorkommende Bezeichnung Ithaka Dulichia Veranlassung, keineswegs aber, wie Voſs (zu Virg. Ecl. VI, 76) meint, ein heutiger Hafen Dulichia auf Theaki, wo, wie der Verf. (S. 4.) aus Dodwells und Andrer Berichten erweist, ein Ort dieses Namens gar nicht vorkommt. An die wörtlich mitgetheilten Berichte des eben genannten Reisenden knüpfen sich (S. 7.) die von Gell, der mit diesem Ithaka vertheidigt, das übrigens, wie wir gleich darauf erfahren, im siebzehnten Jahrhundert auch Klein-Kephalonien genannt wurde, und bei den Türken Phiachi heiſst. Die einfachste Vertheidigung dürfte sich indeſs nach des Rec. Ansicht auf Homer selbst gründen lassen, der Odyss. IX, 22—24. Dulichion ausdrücklich von Ithaka trennt, indem er jenes wie Same und Zakynthos als Ithakas Nachbarinsel beschreibt. Der Verf. wendet sich nun (S. 8.) zur Lage der Insel, und theilt hier die bekannten astronomischen Bestimmungen von Gauttier, so wie Ukerts Untersuchungen über die anscheinend schwierige homerische Stelle (Od. IX. 25 und 26) mit, wo es von Ithakas Lage heiſst;

αὐτὴ δὲ χθαμαλὴ πανυπερτάτη εἰν ἁλὶ κεῖται
πρὸς ζόφον (αἱ δὲ τ' ἄνευθε πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε)

Der Verf. tritt hier im Wesentlichen der, auf Ukerts gründlicher Untersuchung beruhenden, unstreitig richtigsten Feststellung der Bedeutung von *πρὸς ζόφον* und *πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε* bei, in welchen Ausdrücken nämlich nicht Norden und Süden, sondern Westen und Osten, Dunkel und Helle zu suchen sind, in so fern man überall mit Osten, als der Quelle des Lichts, den Begriff der Helle, mit Westen, Abend, hingegen, wo die leuchtende Sonne in Finsterniſs hinabsank, den Begriff des Dunkels verband. Letzteres wird auch durch die von Ukert nicht angeführten Scholien zu obiger Stelle bestätigt (*ζόφον, δύσιν, ἠῶ, ἀνατολήν — πρὸς ζόφον, πρὸς τὰ δυτικὰ μέρη*). Die Lösung der bekannten Schwierigkeit, welche sich in den Worten *χθαμαλὴ πανυπερτάτη* der oben angeführten Verse zeigt, beschäftigt dann den Verf. (S. 12—16), der die Vossische Uebersetzung:

Selber sie liegt im Meer am höchsten hinauf an die Veste

mit Recht zu frei nennt, und, Palmer folgend, welcher dem *η* des Wortes *χθ.* ein Jota subscript. unterschreibt, so überträgt: „Sie selbst aber hochgelegen liegt gegen Westen im hochgehenden Meere." Dabei nimmt er eine Erklärung des Etym. Magn. (s. v. *Ἄσθμα*) zu Hülfe, wornach *χθαμαλός* dem *κοιλότατον* entspricht, welches letztre nach den von Passow gesammelten Stellen in der Zusammenstellung mit *θάλασσα* oder *ἅλς* das hochgehende, angeschwollene Meer bedeutet; *πανυπερτάτη* nimmt Eustathios selbst für hochgelegen. Den Widerspruch, der hinsichtlich der Lage Ithakas gegen die übrigen Kephallenischen Inseln durch das gleich darauf folgende *πρὸς ζόφον* entsteht, da doch mehrere von ihnen süd- und nordwestlich von Ithaka liegen, will der Verf. dadurch heben, daſs er obgedachte Ausdrücke *πρὸς Ἠῶ τ' Ἠέλιόν τε* nicht so allgemein wie Ukert für Osten, sondern sie trennend nur den erstern für Osten, diesen hingegen für Süden nimmt, und sich dabei auf die im Homer (Od. X, 190—192) einmal vorkommende Scheidung stützt:

ὅπῃ ζόφος, οὐδ' ὅπῃ Ἠώς,
οὐδ' ὅπῃ Ἠέλιος φαεσίμβροτος εἶσ' ὑπὸ γαῖαν,
οὐδ' ὅπῃ ἀνεῖται·

Hierbei hat Rec. zu bemerken, daſs durch den zweiten der eben angeführten Verse eben so wenig gegen die oben erwähnte Ansicht Ukerts als für die vom Verf. gegebene Modification bewiesen wird. Denn Vers 191 „nicht wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter die Erde" weist ja einzig und allein auf den Westen hin, so wie ja auch Vers 192 „noch wo sie wiederkehrt" nichts anders als den Morgen andeutet. Wenn Homer auf diese Weise Ithaka etwas westlich von den übrigen Inseln legt, so müssen wir uns darauf beschränken, dies für eine nicht ganz genaue Angabe zu halten, über welche wir uns um so mehr beruhigen können, als der Dichter Od. IX, 22. ganz richtig das Eiland rings umher (*ἀμφὶ δὲ νῆσοι κ. τ. λ.*) von Inseln, wie Dulichion, Same (Kephallenia) und Zakynthos umgeben schildert, und so nicht etwa der Vermuthung Raum gegeben werden kann, Homers Ithaka sei nicht das heutige, sondern eine westlich von den eben genannten Eilanden gelegene Insel; denn die nächste westliche (vielmehr südwestliche) ist das sehr entfernte Sicilien.

Es beschäftigt nun den Verf. (S. 18 ff.) Ithakas Entfernung von den benachbarten Inseln, so wie dessen Umfang. Von Kephallenia, welches übrigens Plinius (*Hist. nat. IV*, 12) irriger Weise als eine

Digitized by Google

von Same verschiedene Insel aufführt, war I. nach Homer durch einen (noch bei den heutigen Bewohnern so genannten) πορθμός getrennt, dessen breitester Theil nach Dodwell acht, dessen schmalster hingegen nicht über zwei engl. Meilen mifst. Durch gedachten Reisenden werden noch manche andre Angaben des Plinius berichtigt, deren Mittheilung hier zu weit führen würde. Für die Gröfse und den Umfang der Insel findet sich bei Homer keine bestimmte Angabe, bei Späteren sehr verschiedene und unzuverläfsige. Nachdem der Verf. alle kritisch beleuchtet hat, folgt derselbe der von Gell, nach welcher die Länge der Insel ungefähr funfzehn, die Breite ½ bis 4 engl. Meilen beträgt. Die von neuern Geographen (Cannabich, Blanc) angegebene Gröfse ist dem Verf. etwas ungenau.

Hieran knüpft sich die Betrachtung der physischen Beschaffenheit der Insel (S. 23—51), deren Schilderung bei Homer den Berichten neuerer Reisenden im Wesentlichen entspricht, keineswegs aber vollkommen, wie der Verf. meint, der zur Rechtfertigung seines Ausspruchs unter andern in Bezug auf den heutigen Getreidemangel der Insel Homers Worte ἐν μὲν γὰρ οἶ σῖτος ἀθέσφατος sonderbar genug nicht in der strengsten Bedeutung nehmen, und dies nur im Vergleich zu den übrigen Inseln und dem benachbarten Festland gesagt wissen will. Mag auch Eustathios, der den Verf. geleitet, bei Homer oft in solchen Prädikaten eine Uebertreibung suchen, so ist doch gedachtes Epitheton zu gewichtvoll, als dafs man nicht umgekehrt annehmen sollte, Ithakas frühere Bewohner hätten, wie es ja der Beispiele nicht wenige giebt, auf den Getreidebau gröfsere Sorgfalt als die heutigen verwendet. Sonst gebricht es dem, nach allen Seiten von Kreidefelsen durchzogenen, einen grofsen Theil des Jahrs hindurch rauhen Eilande nicht an mannigfaltigen Erzeugnissen der Thier- und Pflanzenwelt. Woran es demselben, wie heute, so auch im Alterthum vornehmlich fehlte, sagt Homer:

Aber in Ithaka fehlts an geräumigem Plan und an Grasflur:
Ziegenweid' ist jene, doch werth vor Weiden der Rosse.
Keines der Meereiland' ist muthigen Rossen zur Rennbahn
Oder zur Weide bequem; und Ithaka minder denn alle.

Der Verf. wendet sich nun (S. 31) zu den Haupterhebungen der Insel und nennt hier zuerst den hohen und waldigen Neritos, dessen Gleichnamigkeit mit einer Stadt der Leukadischen Halbinsel häufig zu Irrungen Anlafs gab, und besonders denen willkommen war, welche in dem heutigen Ithaka nicht das homerische suchen wollten. Die den letzten Punkt betreffenden Untersuchungen (bis S. 37.) verdienen in gleichem Grade Beachtung wie die über den zweiten Bergzug Neïos (Stephano Bouno) angestellten. Der Verf. hat hier zur Genüge dargethan, dafs Neïos, angeblich von der gefahrlosen Annäherung der Schiffe so benannt, weder als mit Neritos identisch noch als ein Theil desselben betrachtet werden dürfe. Nordöstlich von jenem liegt dem Verf. der durch einen Arethusenquell bekannte Rabenfelsen (Κόραχος πέτρη). Der Ursprung dieses Namens bedarf nach des Rec. Ansicht eben so wenig wie der des später erwähnten Ἀετός, Αἰετός (Adlerhügel) einer weitern Ermittelung, indem, wie heutigentags, so auch im Alterthum unzählige Erhebungen nach Thieren benannt wurden, die man entweder in grofser Anzahl auf ihnen bemerkte, oder mit welchen sie, sey es auch nur entfernte, Aehnlichkeit haben. So finden wir im Alterthum Hundsköpfe (wie wir einen Hundsrück haben), Hundsschwanz (Kynosura), Graniehenberge u. a. m. Der Häfen, deren es heutigentags mehrere auf der Insel giebt, nennt Homer blos zwei, Rheitron und Phorkys, von welchen der erstre (heute Pt. Vathi, nicht, wie Gell meint, Port Frichies oder Polis) am Abfall des Neïos, der zweite (heute Dexia) in der Nähe der alten Stadt Ithaka an einer durch hohe steile Felsen gebildeten Bucht lag, den der Verf. gegen Heyne mit Recht von Virgil (Aen. I, 159—169) ziemlich treu nach Homer beschrieben sein läfst. Die Lage der Phorkynischen Bucht wird durch die nach Homer sich hier befindende, von neuern Reisenden bei Dexia wieder aufgefundene Grotte der Nymphen vollends aufser Zweifel gesetzt. Eine genaue Beschreibung dieser sechzig Fufs langen und dreifsig Fufs breiten, von Strabo übrigens nicht gekannten Grotte ist von S. 51 bis 54 gegeben.

Der zweite „Politische Geographie im Allgemeinen" überschriebene Abschnitt (S. 55—78) betrachtet die älteste Geschichte, den Göttercultus und die Staatsverfassung des Eilands. Mit Uebergehung des oben schon besprochenen Verhältnisses der durchaus mythischen Personen, Ithakos und dessen Brüder, zur

Digitized by Google

Benennung der Insel und einiger andern Lokalitäten bemerken wir, dafs der Verf., der vom Etym. Magn. gegebenen, den Sprachgesetzen nach schon unstatthaften Ableitung des Worts Ἰθαγενής von Ἴθακος folgend, in Letzterm eine Andeutung der Ureinwohner (Ἰθαγενής nämlich nach dem Etym. mit αὐτόχθων gleichbedeutend) zu suchen geneigt ist. Da die Tradition den Pelasger Taphios, den Bevölkerer der akarnanischen Inseln, auch mit unserm Eilande in Verbindung bringt, und auch noch heutigentags Ueberreste kyklopischer Mauern wahrgenommen werden, so ist Rec. der Ansicht des Verfs. nicht abhold, dafs wohl die erste Bevölkerung Pelasgischen Stamms gewesen, nach welchem dann der hellenische sich ansiedelte. Die Andeutung des Letztern enthalten die Mythen von Amphitryo und Kephalos, des Deïon Sohn, welcher den Aeolos zum Grofsvater, und den Keleus, Arkesios, Laërtes, Odysseus und Telemachos zu Nachkommen in gerade absteigender Linie hat. Späterhin hat Ithaka zu verschiedenen Zeiten, namentlich von den Korinthern, neue Kolonien erhalten. Als Besitzung des Odysseus bezeichnet die Sage einen grossen Theil der benachbarten Inseln und die Küste des festen Landes von Akarnanien bis Leukas.

Der Verf. wendet sich nun (S. 63) zu den Bewohnern selbst, von welchen sich nichts Erhebliches sagen läfst, und dann (S. 65) zu dem Göttercultus, der uns die besondere Verehrung des Hausbeschützers Zeus (ἑρκεῖος), des Apoll, dessen Heiligthum auf dem Berge Neritos stand, und dem zu Ehren Spiele im Bogenschiefsen veranstaltet wurden, in welchen der Verf., ohne es jedoch gehörig begründen zu können, eine Hindeutung auf bereits vor den Pythischen Spielen zu Delphi angestellte Wettkämpfe sehen möchte, ferner des Feld- und Heerdenbeschützers Hermes, dessen Altar auf dem unweit Ithaka gelegenen Hermeshügel (ἑρμαῖος λόφος) sich befand, und dessen Statue die Gestalt des Priapen gehabt haben soll, der Athene, der beständigen Rathgeberin des Odysseus, und endlich die besondere Verehrung der Najaden zeigt, die als Quellbewohnerinnen Segen und Fruchtbarkeit der Insel beförderten, und deshalb auch einen heiligen Hain nebst Altar hatten, auf welchem jeder Fremdling ihnen opfern mufste.

Was über Ithakas Verfassung im Allgemeinen gesagt wird, beschränkt sich darauf, dafs sie „wie in allen Staaten des alten Griechenlands eine aristokratische war, doch mit der Modification, dafs ein König an der Spitze derselben stand, und die Edlen des Volks nur bei gemeinschaftlichen Berathschlagungen gegenwärtig waren." Es liefse sich dies indefs besser umkehren und sagen: Ithaka war in den ältesten Zeiten ein Königthum, in welchem die Macht des Herrschers durch die ihm zur Seite stehenden Rathgeber (γέροντες) und durch die Vornehmen des Volks beschränkt war. So mit der Herrschaft des Odysseus. Dem Könige mag wohl nach des Verf. Ansicht auch die Besorgung der Opfer übertragen worden sein, indem Homer nie der ἱερεῖς auf dem Eilande gedenkt, und nach altem Brauche oft die Fürsten des Volks oder die Edlen, oder ein Familienhaupt, wie Eumäos, in Gegenwart des Volks oder der Familie die heiligen Geschäfte verrichten läfst.

Eine Angabe der Einwohnerzahl der Insel wird bei Homer wie bei den übrigen alten Schriftstellern vermifst. Ein einziges Mal nennt dieser sie κουροτρόφος, welches aber weiter nichts sagt, als dafs sich ein guter Menschenschlag auf derselben befinde, oder genauer, dafs die Insel reich an rüstigen Jünglingen sei. Aus den vorhandenen von einigen neueren Schriftstellern, wie Vincent, St. Sauveur und Blanc fälschlich auf Ithaka vermifsten Ruinen will der Verf. (warum gerade deswegen, sieht Rec. nicht ein) für die Zeiten der Römer auf eine gröfsere Bevölkerung, als die heutige (gegen 8000 Seelen) ist, schliefsen.

Es folgt nun der die Topographie behandelnde dritte Abschnitt (S. 80—117). Er beginnt mit der Berichtigung der bei Steph. Byz. befindlichen Bemerkung des Herakleon, nach welcher die Insel in vier Theile, Neritos, Neïos, Krokylion und Aegilips (Aegireus) eingetheilt worden sei. Die beiden letztern werden nämlich weder bei Homer noch bei spätern Schriftstellern als Theile oder auch nur als Ortschaften von Ithaka, sondern überhaupt nur in Verbindung mit demselben genannt. Der Verf. hält, von Strabo und Thukydides geleitet, die Il. II. 633. zugleich mit Ithaka erwähnten Namen Κροκύλεια und Αἰγίλιψ für Städtenamen des benachbarten Festlands.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Ithaka oder Versuch einer geographisch-antiquarischen Darstellung der Insel Ithaka nach Homer und den neueren Reisenden von Carl Christian Ernst Schreiber.

(Schluſs.)

Die im Homer erwähnten *σταθμοί* oder Höhlenställe des Eumäos will Gell in der Nähe des Koraxhügels wieder gefunden haben; in den von demselben Reisenden bei Vathi entdeckten alten Gräbern und Sarkophagen sieht der Verf. die Nekropolis der Einwohner von Marathia. Aehnliche Ueberreste fand Gell am Fusse des Stephanobergs beim Dorfe Perachora (S. 88). Der Verf. wendet sich nun zur jetzigen Hauptstadt der Insel, Vathi (Bathi) an der von Homer genannten Rheitrischen Bucht. Dort befinden sich Ruinen eines alten Gebäudes, welche auf der Insel selbst fälschlich für die eines Demetertempels gehalten werden. Wir gelangen von hier zu dem als Theil des Neïos-Bergzugs zu betrachtenden Aitoshügel, über dessen Benennung oben schon das Nöthige gesagt worden ist, und auf welchem der alte Hauptort des Eilands, Ithaka, lag, von dem indeſs Homer keine Beschreibung giebt. Die vorhandenen Ruinen des Orts sind zu unbedeutend, als daſs sich ein auch nur einigermaſsen befriedigendes Bild von demselben entwerfen lieſse. Der Münzen von Ithaka (S. 102), welche übrigens Winkelmann ohne Ausnahme in die Zeit Alexanders des Groſsen setzt, will Gell drei gesehen haben, die in der Kupferbeilage zu vorliegender Schrift sich abgebildet finden. „Sie haben alle drei den Kopf des Odysseus mit dem bezeichnenden Hute oder der spitzen Kappe. Die erste hat auf dem Revers einen Hahn mit der Umschrift *ΙΘΑΚΩΝ*; die andre hat auf ihrer Kehrseite einen behelmten Kopf, vielleicht den der Minerva; die dritte zwei Seekrebse oder Seespinnen in einem etwas undeutlichen Kranze von Schilf, oder Lorbeer." Dodwell kennt vier, worunter eine den behelmten Athenekopf und einen mit der Linken auf einen Speer oder Stab gestützten nackten Mann zeigt, worin allerdings eine Beziehung auf die Erscheinung des Odysseus an der Küste der Phäaken gesucht werden dürfte. Die oben erwähnten Seekrebse oder Seespinnen möchte der Verf. auf die glücklich überstandene Seefahrt des Helden deuten. Das Vorkommen der Athene auf den Münzen von Ithaka bedarf keiner weitern Erklärung. In der Umgebung des Dorfes Leuka, zu welchem der Verf. nun übergeht (S. 105), sieht derselbe mit Gell die Gärten des Laërtes, so wie in der des heutigen Hafens Polis das alte Polyktorion, in dessen Nähe ihm auch der von Homer nicht erwähnte, unstreitig späterer Zeit angehörende Ort Alalkomenä (Kastro) lag. Was über die beiden letztgenannten Städte, namentlich über das Alter von Alalkomenä gesagt wird, dürfte zu weit hergeholt sein. Den topographischen Abschnitt beschlieſsen kein besondres Interesse gewährende Erörterungen über den die homerische Schule genannten Felsen, der mit dem gleichnamigen auf Chios Aehnlichkeit hat, die Erwähnung einer Stadt Gerusalem, welche sich im Mittelalter auf Ithaka befunden haben soll, aber wahrscheinlich ein zu der Zeit aufgekommener andrer Name des häufig heilige Stadt genannten alten Ithaka ist, und endlich die Aufführung einiger aus der christlichen Zeit herrührenden unbedeutenden Inschriften.

Der vierte und letzte Abschnitt der Schrift (S. 118 ff.) enthält die Beschreibung des Hauses des Odysseus, welche sich aus den wenn auch zerstreuten Stellen der Odyssee leicht entwerfen läſst. Von diesem Abschnitt auch nur das Wesentlichste mitzutheilen, dürfte hier zu weit führen, und schon um deſswillen überflüssig sein, als die Darstellung auſser auf Homer gröſstentheils auf die bereits von Gell gegebene gegründet ist. An den von Voſs und Hirt entworfenen Grundrissen des Palastes hat der Verf. einige, jedoch im Ganzen

Digitized by Google

nicht erhebliche Ausstellungen gemacht. Der Abschnitt ist mit grofser Sorgfalt und Umsicht ausgearbeitet; nur wünscht man, wie bei den vorigen Abschnitten, auch hier die den Leser wahrhaft erdrückende Breite weg. Wie weit der Verf. in seinen Untersuchungen, namentlich in der Supplirung einzelner Theile gedachten Palastes geht, erhellt genugsam daraus, dafs er bemüht ist, den „wahrscheinlichen Aufenthaltsort für den Hofhund" und Aehnliches nachzuweisen.

Das Ganze beschliefst ein sehr vollständiges Register, so wie ein Verzeichnifs der angeführten und erläuterten homerischen Stellen. Dem Buche beigefügt ist eine Kupfertafel, auf welcher die Insel Ithaka, der Aitoshügel mit den Ruinen des alten Hauptorts, drei Münzen und der Palast des Odysseus im Grundrifs, sämmtlich nach Gell, sauber dargestellt sind.

H. Reinganum.

VIII.

Commentar zu dem Evangelio Johannis, von A. Tholuck, Dr. d. Theol. u. Philos., d. Theol. ord. Professor an der Universität zu Halle. Hamburg bei Fr. Perthes (I. Aufl. 1827.) II. Aufl. 1828. 8.

Die biblisch exegetische Literatur, in Sonderheit die des N. T., empfängt seit einiger Zeit einen so mächtigen Zuwachs theils durch vollständige Erläuterungsschriften über ganze biblische Bücher, theils durch besondere Abhandlungen über einzelne exegetische Materien, dafs es einerseits nicht leicht ist, aus den gegenseitig sich drängenden und treibenden Massen das Gewichtigere und Bedeutsamere unbefangen herauszuerkennen und zu würdigen, und andererseits bei dem gegenwärtigen Stande der theologischen Dinge kaum möglich, in der Beurtheilung einer exegetischen Schrift, wie der vorliegenden, die sich über eines der schwierigsten und wichtigsten Bücher des N. T. verbreitet, nicht ungerecht zu erscheinen, sondern dieselbe so einzurichten, dafs, indem das Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit mit aller Strenge behauptet wird, zugleich dem Vorwurfe der Partheilichkeit gründlich begegnet werde. Wir wollen hiemit nicht Klage führen über die Gährungen und Wirrnisse überhaupt, von denen dermalen die Theologie und insbesondere die Schriftauslegung umgetrieben wird; denn durch Klagen (— wie gegentheils auch durch Schimpfen —) wird auf dem Felde der Wissenschaft nichts besser, und Streit und Widerstreit bedingen überdefs die Ausmittelung der wissenschaftlichen Wahrheit eben so wesentlich, wie Sturm und Wetter das Werden heiterer Tage. Wer in der Wissenschaft den Streit scheuet, oder gar gegen den Streit streitet, und doch die Wahrheit will, der weifs nicht, was er will. Freilich aber ob immer recht und würdig gestritten werde, das ist eine andere Frage. Indem Ref. zum Voraus bemerkt, dafs er, wie sich im Verlaufe der Relation selbst ergeben wird, in vielen und sehr wesentlichen Stücken den exegetischen Ansichten und Entwickelungen des verehrten Hr. Verf. nicht beipflichten kann, sey ihm nur noch, mit Bezug auf die Vorrede zur zweiten Auflage des Buches, dieses zu wünschen vergönnt, dafs in seiner Beurtheilung das Streben nach der rechten und würdigen Art zu streiten nicht vermifst werden möge.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage, die dieser Commentar zum Evangelium Johannis binnen Jahresfrist erlebt hat, läfst schliefsen, dafs derselbe sein Publikum bereits gefunden habe; und wenn die günstige Aufnahme, die eine literärische Erscheinung bei einem Theile der Zeitgenossen findet, allemal ein untrügliches Zeichen ihres inneren Werthes wäre, so könnte unsere Anzeige, da sie bei solcher Präsumption nichts als ein müfsiges Nachurtheil enthalten würde, füglich unterbleiben. Indessen eine sorgsame Durchsicht der Schrift, besonders in ihrer zweiten Auflage, hat uns zu dem Glauben geneigt gemacht, es möge jener günstigen Aufnahme nicht überall diejenige Unbefangenheit des Urtheils vorangegangen seyn, die ihr nothwendig vorangehen mufs, damit die Gunst in sich wohl begründet und hinreichend gerechtfertigt erscheine; ja Ref. hat bei dem besten Willen, womit er die Arbeit des Verf. in Beziehung zur Specialgeschichte der Auslegung des Ev. Johannis gesetzt hat, nicht das Urtheil gewinnen können, es sey von dem Verfasser, nach D. Lücke's nächstem Vorgange, die Auslegung dieses Evangeliums so geübt worden, dafs die exegetische Literatur durch seinen Commentar eine reelle Bereicherung erfahren habe. Wir haben dieses Urtheil in Kurzem thatsächlich zu begründen, und wollen zu diesem Zwecke zuerst die allgemeinen physiognomischen Grundzüge dieses Commentars nach Form und Inhalt kenntlich zu

Digitized by Google

machen suchen, und sodann zu einzelnen Bemerkungen über einzelne exegetische Entwicklungen des Verfassers übergehen.

Was zuvörderst diese zweite Auflage, wenn wir sie mit der ersten vergleichen, angeht, so unterscheiden sich beide sowohl in Betreff des äufseren Umfanges als der inneren Beschaffenheit nur wenig von einander. Durch die hin und wieder eingestreuten Zusätze und vorgenommenen Veränderungen hat sich zwar der Text der zweiten Auflage um sieben Seiten vermehrt; allein die Zusätze und Veränderungen selbst sind nicht von grofsem Belange: es ist Manches stehen geblieben, was, nach des Ref. Dafürhalten, entweder wirklich hätte gestrichen werden können, oder was doch einer neuen, recht gründlichen Durcharbeitung bedurft hätte, und an nicht wenigen Stellen sind Lücken nicht ausgefüllt und Blöfsen nicht gedeckt worden, die sich schon in der ersten Auflage, ohne dafs eben nöthig gewesen wäre, den Blick besonders zu schärfen, nicht spärlich zu erkennen gaben. Wir werden weiter unten Gelegenheit haben, dieses Urtheil durch wiederholte Rückweisung auf die erste Auflage zu bestätigen. Bemerkt mag nur noch vorläufig werden, dafs dem Commentare selbst eine Einleitung (S. 1—34) voraufgeht, die in 7 §. alle diejenigen Gegenstände bespricht, durch deren Kenntnifsnahme von historisch-kritischer Seite die erste wissenschaftliche Bekanntschaft mit einem biblischen Buche angeknüpft zu werden pflegt.

Wir fragen, wenn uns eine neue exegetische Schrift dargeboten wird, vor allen Dingen nach der Natur und Beschaffenheit der Auslegungsgrundsätze, die der Verfasser derselben in Anwendung gebracht habe. Fester hermeneutischer Principien ist bei Auslegung der heiligen Schriften nicht zu entrathen, wenn das Verfahren nicht taktlos und der Erfolg nicht höchst unsicher und schwankend seyn soll. Daher leidet es keinen Zweifel, dafs es einen sogenannten exegetischen Takt gebe, und man fordert mit Recht von dem Ausleger, dafs er sich denselben aneigne. Man würde aber doch sehr irren, wenn man dabei, wie nicht selten geschehen, an eine blos instinktartige, durch das glückliche Ungefähr geleitete Form der auslegenden Thätigkeit denken wollte. Der wahre exegetische Takt, den jene Anforderung allein gelten kann, ist vielmehr die Frucht einerseits der gründlichsten Einsicht in die eigenthümliche Beschaffenheit der unterschiedlichen einzelnen Erfordernisse und Hülfen der Schriftauslegung, andererseits der nicht durch ein willkührliches, sondern durch ein gesetzmäfsiges, logisches Uebergreifen an dem Gegenstande der Auslegung vollbrachten Wechselbeziehung jener Interpretationsmittel zu einander; geschieht das erstere nicht wirklich, so ist das andere nicht möglich, und wird gleichwohl die Auslegung versucht, so ist sie der Willkühr preisgegeben, ihre Operationen sind unsicher, ihr Charakter ist unwissenschaftlich und ihr Erfolg rein zufällig. Kurz: der wissenschaftliche Exeget mufs sich selbst und Jedem, der ihn darnach befragt, von der Nothwendigkeit und Rechtmäfsigkeit gerade dieses und keines anderen Verfahrens wenigstens genügende Rechenschaft zu geben im Stande seyn. Diese würde nun auch wohl der Verf. des vorliegenden Commentar's, wenn sie von ihm noch besonders geheischt werden müfste, zu geben vermögen; und darum läfst sich, wie man ihm wohl vorgeworfen hat, ohne ungerecht zu seyn, eigentlich nicht behaupten, dafs er völlig taktlos exegesire. Vielmehr herrscht durch die ganze Schrift von Anfang bis zu Ende eine gewisse Gleichmäfsigkeit der Bewegung, die, was auch sonst gegen sie einzuwenden seyn möge, doch insofern Anerkennung verdient, als sie Zeugnifs davon giebt, dafs der Verf., so zu sagen, einer in ihrer Weise sehr bestimmten exegetischen Gesinnung folge. Vornehmlich offenbart sich diese in dem sachlichen Theile seiner Erklärungen, wo es sich darum handelt, Verhältnisse des christlichen Glaubens oder des christlichen Lebens dem exegetischen Verständnisse näher zu bringen; und wenn dieselbe auch nicht oft an der objektiv erkannten Wahrheit, sondern fast ausschliefslich nur an der subjectiven Ueberzeugungsweise des Verfassers ihren Träger hat, so sollte man ihr doch in so weit die Anerkennung nicht versagen, als der Commentare über einzelne biblische Bücher so viele vorhanden sind und fortwährend erscheinen, von denen schwer zu sagen ist, wefs Geistes Kinder sie seyen, deren Verfasser gerade in den schwierigsten Fällen, wo man ihres Rathes am meisten bedürfte, selten recht zu wissen scheinen, was sie wollen, und die dadurch sich nur zu sehr in den Verdacht bringen, dafs sie vielleicht auch nicht wollen, was sie wissen. Aber dieses im Allgemeinen zugestanden, so fragt sich doch, ob der exegetische Takt des Verf. auf haltbaren hermeneutischen Grundsätzen ruhe oder, in anderen Worten, ob die Prinzipien seiner Auslegungsweise

Digitized by Google

das Gepräge begriffener Wahrheit d. i. wissenschaftlicher Nothwendigkeit und Allgemeinheit tragen, oder, noch anders und zwar in unmittelbarster Beziehung zur Sache, ob in vorliegendem Commentare das Organon der Auslegung an sich selbst so beschaffen und geartet, und zugleich zu dem Gegenstande der Auslegung in ein solches Verhältniſs gesetzt sey, daſs Dasjenige, was in diesen Gegenstand ursprünglich durch den Act schriftstellerischer Production hineingelegt worden, aus eben demselben mittelst jenes Organons durch den Act exegetischer Reproduction wirklich und wahrhaft herausgelegt sey, und so der gegebene Gegenstand der Auslegung als die wiedergegebene Auslegung des Gegenstandes erscheine. Und hier können wir nicht umhin, bedeutende Zweifel zu erheben. Bevor wir aber dieselben darlegen können, müssen wir erst noch eine kurze einleitende Bemerkung voranschicken.

Ueber den eben ausgesprochenen Begriff und Zweck der Exegese kann eigentlich unter den Auslegern kein Streit seyn; der Streit betrifft nur die Methode oder den Weg, der einzuschlagen sey, um jenen Zweck zu erreichen. Aber von allen Vorurtheilen und Nachurtheilen abgesehen, die über diesen Gegenstand in alter und neuer Zeit theoretisch und praktisch zum Vorschein gekommen sind, so kann auch eigentlich, wenn man den Begriff und Zweck der Auslegung nur scharf ins Auge faſst, die Methode nicht einmal streitig seyn. Denn hält man nur fest (was Niemand in Abrede stellen wird, sofern er noch überhaupt nur einen theologischen Standpunkt einnimmt) *) einerseits, daſs die Bibel (wie jedes andere Buch auch) ein irgendwann und unter irgend welchen geschichtlichen Beziehungen Entstandenes, und andererseits, daſs eben sie (wie jedes andere Buch nicht) ein Gegebenes ist, das genommen werden kann und soll von Jedermann und jeder Zeit, weil es Jedermann und jeder Zeit eignet: so ist ja hiemit schon der Weg, wie zu ihr d. h. zu Demjenigen, was sie enthält, zu gelangen sey, gezeichnet. Als ein Entstandenes wird sie erkannt, wenn einerseits in die Verhältnisse der Zeit und Geschichte, aus denen sie menschlicher Weise hervorgegangen ist, zurückgegangen, und andererseits wenn die eigenthümliche Form der Sprache, in welcher sie entstanden und überliefert worden, zum Gegenstande der Forschung gemacht wird: Kenntniſs der geschichtlichen Beziehungen, unter welchen, und der Sprachform, in welcher die h. Schrift, als Produkt einer sehr vereinzelten schriftstellerischen Thätigkeit, ins Daseyn getreten ist, bedingen also wesentlich das Verständniſs derselben. So erscheint sie als alterthümliche Reliquie, und es hieſse sie nach der Seite ihres sprachlichen und geschichtlichen Entstehens hin durchaus verkennen, wenn man, sey es aus welchem Vorurtheile immer, behaupten wollte, schon als bloſses Buch *(scriptura)* habe die Bibel etwas voraus vor jedem andern geschriebenen Denkmale, das aus alter Zeit überliefert worden, und ein Gegenstand historischer und linguistischer Untersuchung wird. Hieraus ergiebt sich: Das Verständniſs eines biblischen Buches heischt ein Zurückgehen aus der Gegenwart in diejenige Vergangenheit, von welcher her sich das Entstehen desselben datirt, und ein Eingehen in alle die mehr oder weniger verwickelten Erscheinungen, Umstände und Bedingungen, die, in der Gesammtheit aufgefaſst, als das äuſserlich Thatsächliche überhaupt, und, in ihrem ursachlichen Verhältnisse zur Entstehung des Buches begriffen, als die constitutiven Grössen oder geschichtlichen Träger desselben bezeichnet werden können.

*) Darum ist auch in dieser Hinsicht mit Männern, wie Hr. Dr. Schmid gar nicht zu rechten, der in der „Oppositionsschrift für Theol. u. Phil. I. Bd. 3. Heft. S. 152" also urtheilt: „Eine Gattung von Götzendienst —— (ist) der gegen das geschriebene Wort der Bibel, oder gegen das Evangelium und die Person Christi; denn abgöttisch darf man doch wahrhaftig eine Sinnesart nennen, die die ewige Wahrheit in einem Buch eingeschlossen, das unendliche Wesen Gottes in einem historischen Factum, im Evangelio geoffenbart und in einem seiner Geschöpfe, Christo, zu Fleisch geworden glaubt, denn sie verehrt das Endliche, Geschaffene, wie den unendlichen Schöpfer selbst." — Das soll wahrscheinlich für ein recht eigentlich und echt protestantisches Urtheil gelten; was aber wohl Luther auf dem Reichstage zu Worms mit einem solchen Gedanken ausgerichtet hätte?! —

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Commentar zu dem Evangelio Johannis, von A. Tholuck, Dr. d. Theol. u. Philos., d. Theol. ord. Professor a. d. Universität zu Halle.

(Fortsetzung.)

So nothwendig es daher überhaupt ist, dafs, damit nur der Anfang zur Einsicht in irgend ein gegebenes Verhältnifs von Thatsachen oder Ideen gemacht werde, man an dasselbe mit der Beobachtung oder Reflexion herangehe, eben so nothwendig ist es im Besonderen, *dafs*, damit das Verständnifs irgend einer neutestamentlichen Schrift eingeleitet werde, der Interpret den historisch-philologischen Weg betrete, und sich durch Studium in den Kreis von geschichtlichen und sprachlichen Verhältnissen hineinlebe, als deren Produkt sich die Schrift, was sie als ein Entstandenes betrifft, selbst ausweiset. Summa: die wahre Schriftauslegung hat nothwendig eine historisch-linguistische *) Basis.

Aber das Fundament ist nicht schon der Bau selbst. Das Fundament wird gelegt, damit es den Bau trage; jenes dienet diesem, ist seine Unterlage. Der Bau selbst kann nur durch die ordnende Macht des erkennenden Geistes, durch die logische Kraft des Denkens zu Stande kommen. Wird dieser *spiritus rector* entweder *nicht* eingelassen oder verscheucht, so gebricht den dienenden Interpretationsmitteln das unentbehrliche *temperamentum*, sie werden ohne Gesetz und Regel gehandhabt, und was bei solcher Behandlung der heil. Schriften herauskommt, es mag ein entweder wirklich von gediegener Gelehrsamkeit oder auch nur von leicht auflesbarem Citatenkrame strotzendes Historienbuch, oder ein philologisches Schatzkästlein seyn, — Auslegung ist es nicht. Denn die Bibel ist nicht nur ein in einer gewissen Zeit Entstandenes, sondern ein für alle Zeiten, also auch für die gegenwärtige, Gegebenes. Was ist also, um sie nach dieser ihrer Seite hin zu verstehen (es ist diejenige, welche ihr eigentlich den Charakter der *sacra scriptura* verleiht), nothwendiger, als dafs der Ausleger, der auf historisch-linguistischem Wege an die Geburtsstätte des Buches zurückging, nunmehr umkehre, und sich in der Gegenwart, der er angehört, sammle, und Dasjenige, was das ewig Gegenwärtige in dem Buche ist, durch die logische Thätigkeit des erkennenden Geistes, die jene zeitlichen Formen der Geschichte und Sprache weislich und gesetzmäfsig beherrscht, damit sie nicht, unbeherrscht, ins Maafslose auswachsen, aus demselben herauslege? Wäre die h. Schrift ein Buch, das nicht auf eine daurende Geltung in der christl. Menschheit Anspruch machen dürfte, sondern dessen Recht zu existiren nur in einem gewissen Zeitraume der Vergangenheit begründet wäre, so wäre nicht abzusehen, wie sie berechtigt seyn sollte, mehr zu fordern, als blos historisch-philologische Interpretation. Ist sie aber mehr als ein blofses Historienbuch, ist sie zugleich ein Codex voll ewiger Glaubens- und Lebenswahrheiten, die nicht allein dieser und jener, sondern aller und jeder Zeit eignen (die Grundveste des Protestantismus und der protestantischen Theologie!): so hat der wissenschaftliche Exeget hiermit die Verpflichtung, in das Innere, ewig Gegenwärtige der nun nicht mehr blos alterthümlichen, sondern heiligen Reliquie einzudringen, die Schätze ewiger Weisheit aus den irdischen Gefäfsen der Geschichte und Sprache herauszunehmen, und in der wissenschaftlichen Form der Lehrbarkeit darzulegen: was aber nicht anders möglich ist, als so, dafs, damit nicht auf halbem Wege stehen geblieben werde, zu dem philologisch-historischen Grund-

*) Wir sagen lieber „linguistisch" als „grammatisch"; denn der letztere Ausdruck sagt weniger als gemeint wird, wenn man damit ein Grundelement der Interpretation bezeichnet. Das Lexikalische, was doch einen sehr wichtigen Theil der neutestamentischen Sprachforschung bildet, liegt aufserhalb der Begriffssphäre des eigentlich Grammatischen.

Digitized by Google

elemente der Interpretation die reproducirende Thätigkeit des logischen Denkens sich geselle, und dafs diese jenes durchdringe und mäfsige. Summa: Die wahre Schriftauslegung, welche nothwendig auf einer historisch-linguistischen Basis ruht, vollendet sich nur unter beständiger Mitwirkung der logischen Idee. Als das Produkt aus beiden Factoren ist die Auslegung die theologische.

Auch der Verf. geht, und mit unbestreitbarem Rechte, von dem historisch-linguistischen Princip aus; aber auch er fühlt, und das nicht mit geringerem Rechte, das Unzureichende der lediglich und allein historisch-philosophischen Interpretationsweise. Ihm ist die Bibel nicht blos *scriptura*, sondern *sacra scriptura*. Aber ehe daran gedacht werden darf, der Unzureichenheit der blos historisch-philologischen Exegese abzuhelfen, mufs der Exeget factisch darthun, wie weit sie als solche wirklich reiche, und wieviel die ihr als solcher einwohnenden energischen Kräfte und Anlagen zur Erzeugung des Verständnisses der Schrift wirklich vermögen, d. h. überall mufs es sich in der Auslegung zu Tage geben, dafs eine gediegene Kenntnifs der geschichtlichen und sprachlichen Verhältnisse den Boden derselben wurzelhaft durchziehe, was, nach dem vorhin Gesagten, nicht so viel heifsen kann als, der Commentar solle alle auf dem Wege der Schriftforschung erworbenen historischen und philologischen Güter aufgespeichert wiedergeben, sondern vielmehr, man solle es ihm gleich bei der ersten Bekanntschaft anmerken, er ruhe auf einer festen geschichtlich-sprachlichen Grundlage. Aber gerade was dieses Erste betrifft, so bleibt, nach des Ref. Ansicht, bei der vorliegenden Schrift Vieles zu wünschen übrig. Hatte sich der Verf. „vorgesetzt, durch Concentration des Stoffes mehr ein Handbuch für angehende Theologen zu liefern" (S. Vorr. z. I. Aufl. p. VIII.), so hätte er, um dieses besonderen Zweckes willen, seine Sorgfalt ganz besonders der Verarbeitung des auf dem Wege der Auslegung liegenden reichen geschichtlichen und sprachlichen Materiales widmen, und durch die ganze Behandlungsart desselben den angehenden Exegeten zeigen sollen, wie dasselbe dem Endzwecke der wissenschaftlichen Einsicht in den Totalgehalt des Buches dienstbar zu machen sey. Aber das vermissen wir: der Verf. hat die geschichtlichen und linguistischen Elemente nicht in die Gewalt der logischen Idee zu bringen gewufst, sie sind nicht in die Grundlegung verarbeitet worden, so dafs sie die Auslegung wirklich trügen, sondern sie liegen zerstreut, abgerissen und bisweilen wirklich splitterhaft umher. Dahin rechnen wir in Beziehung auf das Geschichtliche, wenn z. B. die historische Entwicklung der Logosidee (zu Cp. I, 1 sqq.) fast ausschliefslich in der Sphäre des Judenthumes gehalten, dagegen an den anderen orientalischen Religionssystemen kaum vorbeigestreift, und des logischen Charakters der hellenischen Philosopheme, besonders bei Plato, auch nicht einmal obenhin gedacht wird (manches Vortreffliche, freilich auch mit nicht wenigem Haltlosen untermischt, hat in dieser Beziehung schon der Lücke'sche Commentar); ferner wenn S. 41. die Philonische Logoslehre in fünf Zeilen abgethan, und sodann dabei auf D. Neander's Einleit. z. Entw. d. gnostischen Syst. S. 12. und Keil's *Opusc. II. p.* 513 *sqq.* verwiesen wird. Die Neander'sche Schrift über den Gnosticism ist allerdings, wie längst erprobt worden, eine sehr verdienstvolle Schrift; aber es ist doch nicht aufser Acht zu lassen, dafs die vom Verf. citirte Einleitung zu derselben unmittelbar keinen andern Zweck hat noch haben kann, als den, in die gnostischen Systeme einzuführen; in die Johanneische Idee vom Logos einzuleiten, dazu ist sie nicht bestimmt, und dazu reicht sie auch (was aber gar kein Vorwurf ist) nicht aus: der Verf. hätte selbst aus dem Philo das für diesen Zweck Erforderliche beibringen sollen. Oder meint er wirklich, die hierher bezüglichen Elemente der Philonischen Gnosis seyen von ihm in fünf Zeilen concentrirt worden? Wir setzen sie her: „Endlich finden wir bei dem Alexandriner Philo die Lehre, dafs der höchste Gott sein Wesen in Lebenskräfte oder *δυνάμεις* entfalten mufste, und sie in seinem höchsten Offenbarer, dem Logos, zusammenfafste, welcher die *μητροπόλις* aller göttlichen Kräfte ist, *τὸ ὄνομα καὶ ἡ σκιὰ τοῦ θεοῦ*" *). Viel Gründlicheres findet sich schon in dem Commentar des H. Dr. Paulus, wenn auch nicht rein aus dem harmlosen Standpunkte objectiver Geschichtsforschung gezeichnet, sondern durch vorgefafste Ansicht merklich getrübt. — In sprachlicher Hinsicht rechnen

*) Wir müssen dem H. Verf. hierbei gelegentlich den Wunsch vortragen, dafs er in der nächsten Auflage, die etwa erscheinen dürfte, die Setzung der Accente nicht unterlasse. Wir haben bisher immer nur die Perispomene angetroffen, ohne den Grund davon einzusehen, wie dieses Accentzeichen zu dem Vorzuge komme.

Digitized by Google

wir hieher philologische Bemerkungen wie folgende, die uns gerade, indem wir das Buch durchblättern, in die Augen springen: Cp. I, 34.: „μεμαρτύρηκα scheint ein Präteritum zu seyn, das sich in die Gegenwart erstreckt, wie III, 26.;" Cp. II, 4.: „ἥκει für das Präteritum, auch VIII, 42. So wird ἥκω, ἀκούω u. s. w. gebraucht;" Cp. II, 10.: „μεθύσκω" (davon μεθυσθῶσι?) „nicht blos trunken werden" (?), sondern „sich satt trinken, genug getrunken haben;" Cp. III, 3.: „ἰδεῖν eben so wie γεύεσθαι drückt überhaupt den Begriff der Theilnahme aus;" Cp. III, 7.: „πνεῦμα heifst hier Wind. Jesus sprach aramäisch, in welcher Sprache er dasselbe Wort, welches Geist heifst (רוּחָא), auch in der Bedeutung Wind nehmen konnte;" Cp. III, 20.: „φαῦλα πράσσειν wie ἁμαρτ. ποιεῖν 1. Joh. III, 9., in der Sünde leben, bezeichnet etwas Fortdauerndes;" Cp. V, 21.: „θέλειν ist hier nicht das Wollen der Willkür, sondern einer heiligen Intelligenz;" dagegen V, 35.: „θέλειν ist nicht bedeutungslos, es bedeutet die leichtsinnige, knabenhafte Willkür;" Cp. VIII, 40.: „In ἐποίησεν steht der Indic. statt des Conjunct., um jeden Zweifel auszuschliefsen," u. a. m.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.

Han koong tsew, or the Sorrows of Han, a chinese tragedy; translated from the original, with notes, by J. F. Davis. London; printed for the Oriental Translation Found; 1829, 4to. mit einer lithographirten Beilage, den chinesischen Text des Prologs enthaltend.

Der Ursprung der dramatischen Poesie ist doppelter Art; sie entwickelte sich entweder aus possenhaften, zur Belustigung des gemeinen Volkes berechneten Schaustücken, oder aus der mimischen Begleitung einer ursprünglich blofs im Liede berichteten Begebenheit. Anfänglich mochte es wohl den Hörern anziehend und ergötzlich genug gewesen seyn, den Verlauf eines Ereignisses mit einfacher Musikbegleitung in einem Liede zu vernehmen; später erst, als das Lied allein die Aufmerksamkeit der Hörer nicht mehr fesseln konnte, kam es erfinderischen Menschen in den Sinn, die im Liede berichtete Begebenheit, wie sie leibte und wie sie lebte, darzustellen. Die Spuren des Liedes blieben aber lange noch sichtbar; so im griechischen Drama die Chorgesänge, so im chinesischen die lyrischen, in gemessener Sprache abgefafsten Ergüsse der dramatischen Personen. Dieser metrische Theil des chinesischen Drama's ist wegen seiner mannigfachen poetischen Freiheiten, wegen seiner gehäuften, zum Theil höchst sonderbaren Tropen, äufserst schwierig und selbst die gröfsten Kenner der chinesischen Sprache und Sitten wagten es nicht aus diesem labyrinthischen Gewebe von Anspielungen und Spitzfindigkeiten einen Ausweg zu suchen. Weislich folgte Herr Davis hierin seinem gelehrten Vorgänger, dem P. Prémare, und es ist zu wünschen, dafs dieser fleifsige Franzose auch in Beziehung auf Gelehrsamkeit und Genauigkeit dem Engländer zum Muster gedient hätte. Leider ist dies nicht der Fall, wie Ref. schon in einer Abhandlung im Augustheft des Auslands, aus der eigenen lithographirten Beilage des Herrn D. dargethan hat Ref. war sehr erstaunt mehrere Stellen, in dem geringen ihm zugänglichen Theile des chinesischen Textes, von der englischen Uebersetzung durchaus abweichend zu finden; er glaubte aber seiner jungen Kenntnifs dieses schwierigen Idioms, einem Manne gegenüber, der viele Jahre in Canton und Macao gelebt hat, nicht allzuviel vertrauen zu dürfen. Er berichtigte deshalb nur einige von Davis handgreiflich verfehlte Stellen und berief sich auf die Entscheidung der Pariser Sinologen. Die fleifsigen, auf jede literarische Erscheinung in ihrem Gebiete des Wissens, höchst aufmerksamen Herrn, warteten aber nicht bis ihnen von Deutschland aus eine Auffoderung ward zur Prüfung der Arbeit des englischen Uebersetzers. Man verglich in Paris, wo man die grofse zur Zeit der Mongolenherrschaft in China angelegte Sammlung von Theaterstücken besitzt (F. XXXIV.), den Text mit der vorliegenden Uebersetzung und sie scheint in keiner Beziehung die Probe bestanden zu haben; würde Rémusat sonst wohl ein schon übersetztes Werk nochmals übersetzen wollen (*Journal asiatique, Juillet* 1829. S. 21.)? Klaproth hat vorläufig, wahrscheinlich auf Rémusats Veranlassung, in dem angeführten Hefte des asiatischen Journals mehrere, in der That ganz unverzeihliche Fehler des englischen Sinologen gerügt und zu jeder Stelle den chinesischen Text mit abdrucken lassen. Wir können deshalb den Lesern hier Manches mittheilen, was uns, zur Zeit als wir die oben erwähnte Abhandlung schrieben, in Ermangelung des chinesischen Textes, unbekannt bleiben mufste.

Sollte man wohl denken, dafs ein Uebersetzer den Namen des Verfassers ganz verschweigen und den Titel des übersetzten Werkes verstümmeln würde? Und doch hat Herr Davis sich beides zu Schulden kommen lassen! Der Verfasser des vorliegenden Dramas heifst Ma tschi juan und er hat seinem Trauerspiele drei verschiedene Titel gegeben: „das Aufschrecken aus dem tiefen Traume, oder die einsame Gans, oder der Kummer in dem Hause Han's." Der mittlere Titel klingt uns freilich etwas wunderlich; man bedenke aber, dafs die Meinungen der verschiedenen Völker über den Werth und die Eigenschaften mancher Thiere sehr verschieden sind. Die Gans ist uns ein Symbol der Dummheit, dem Chinesen gilt sie aber als ein Sinnbild der Einsamkeit und eines zurückgezogenen Stillllebens. So sagt der Verfasser des lyrischen Gedichtes, „Blumenblätter" (*hoa tsien*) überschrieben, von seinem Helden Leang, „einsam war er (im Hause seiner Eltern) ohne Bruder, nach der Weise der Gänse" (*Chinese courtship. In verse. By Thoms. Macao* 1824

Digitized by Google

S. 3. l. 5. des Textes.) Der Dichter Tschijuan zeigte bei der Benutzung einer in China sehr gewöhnlichen historischen Begebenheit (23 v. Ch.) viele Einsicht und grofses dramatisches Talent. „Der Kummer in dem Hause Han's" ist ein erhabenes und zugleich den strengsten Anforderungen der sogenannten Aristotelischen Poetik Genüge leistendes Drama.

Die Heirathen der Grofsen sind in Asien wie in Europa gar häufig ein blofses Ergebnifs der Staatsklugheit. Die Häuptlinge der westlich und östlich China umwohnenden Barbarenschwärme bemüheten sich ebenso eiferig um eine Princessin aus dem chinesischen Fürstengeschlechte, als ehemals die deutschen Reichsfürsten um eine römische Kaiserstochter; beide wollten dadurch blofs ihre Macht oder ihr Ansehen vermehren. „Hat der Kaiser nicht irgend ein Mädchen in seinem Harem", läfst der Dichter des vorliegenden Drama's den Tschen iu der Hiong nu sagen, das er mir senden könnte, mir ist jede gleich. Um das Land gegen die kriegerischen Einfälle dieser Barbaren zu sichern, mufsten die Kaiser sich gar häufig, gegen ihren Willen, von den theuersten Verwandten, den lieben Töchtern und innigen Geliebten trennen, und manche feinfühlende chinesische Fürstentochter ward hingesendet zu den uncivilisirten tungusischen und türkischen Horden, — ein Sühnopfer für die Ruhe ihres Vaterlandes. Manche Edele konnte den Schmerz der Trennung von ihrer Heimath und ihren Geliebten nicht überleben, und warf sich lieber dem Tode in die Arme, als ihrem barbarischen Bräutigam. Die Geschichte des Mittelreiches berichtet uns mehrere Beispiele dieser Art; solch eine Aufopferung wird dann von den Romanschreibern und Dichtern als ein Sinnbild der Treue und Beharrlichkeit hingestellt. In dem oben schon erwähnten lyrischen Gedichte bricht Jaousien, als sie ihren geliebten Leang treulos wähnt, in folgender Klage aus; sie nimmt sich vor in ihrem Schmerz so beharrlich zu seyn, wie die unglückliche Princessin Ju kuan.

„Als Jaousien," heifst es daselbst, „die Rede der Magd gehört hatte, verwischten neue Thränen die Spuren der früher vergossenen. So lang ich lebe, sagte sie, wird mir keine freudige Stunde mehr werden, denn in meiner Jugend stahl mir der Bösewicht die Ruhe."

„Ich weifs, dafs ich künftig diese Schminkkästchen nicht mehr brauche, ich weifs, dafs es mir nicht mehr in den Sinn kommen wird, das dichte Haar an der Toilette zu schmücken. Dies Alles wird, wie ich glaube, niemals gebraucht werden, deshalb mögen die Flammen diesen Schmuck verzehren."

„Alle Schminke und alles Roth will ich in's Wasser werfen, denn gibt es wohl einen andern, der meine Schönheit preisen könnte? Ach die Hoffnungen auf Freude und Glück sind vergangen und zerronnen und mein Weg führt mich zur gelben Quelle unermefslicher Fluthen!"

Ich zerbreche meinen Spiegel und zerschmettere mein Instrument *), denn wer auf der Welt ist mir nahe, der meine Töne vernehmen könnte! Glänzt auch mein Gesicht im Spiegel, wer kümmert sich drum? Einsam wie die Schwalbe und allein wie der Vogel Luan *) will ich mein Leben hinbringen.

„Meine mit Edelstein besetzte Flöte lege ich bei Seiten und vernichte meine Pipa **); wie Ju kuan will ich klagen und unaufhörlich Thränen vergiefsen, selbst die Bewerbungen eines Longiu verschmähen und urplötzlich die gelbe Erde mir zur Wohnung erkiesen" (Die Blumenblätter S. 139.).

Longiu soll sehr schön und ein vortrefflicher Flötenspieler gewesen seyn, der selbst dem Vogel Fong nachahmen konnte, ein chinesischer Apollo; Jukuan aber war eine solche der Staatsklugheit geopferte chinesische Fürstentochter, die der Kummer tödtete, als sie China verlassen und zu den barbarischen Horden in der Tartarei wandern mufste. Eine andere Ju kuan ist die Heldin unseres Stückes, die feinfühlende Tschao kiun.

Iten wi, der neunte Kaiser der Dynastie Han, hatte seinem Minister Mao ien scheou aufgetragen, die schönsten Mädchen zu versammeln, sie mahlen zu lassen und ihm ihre Porträte zu zeigen, damit er sich die Schönste wählen könnte. Der Minister ist ein Geizhals ersten Ranges, die armen Eltern der Tschao kium konnten seine Habsucht nicht befriedigen und er rächte sich durch die Verfälschung des Porträtes ihrer Tochter. Ein Zufall entdeckte seiner Majestät die liebenswürdige Tschao kiun und den schändlichen Verrath des ersten Dieners. Mao ien scheou entfloh der gerechten Strafe seines Gebieters und wufste den Tschen iu (Fürsten) der Hiong nu zu bewegen, Tschao kiun als Gemahlin zu verlangen.

Die Liebe des Kaisers mufste der Staatsklugheit weichen; Tschao kiun ward den Tartaren übergeben und erscheint an der Gränze beider Reiche, am Flusse des schwarzen Drachen, vor dem Tschen iu der Hiong nu. Hier in Gegenwart dieses Fürsten weihet sie ein Glas Wein dem Vaterlande gen Süden und stürzt sich in den Flufs mit den Worten: „Kaiser der Han, dies Leben ist für mich zu Ende, ich erwarte dich in dem andern"!

Im letzten Acte erscheint Tschao kiun dem Kaiser in einem Traumgesicht; von dem Fantome eines Tartaren in kriegerischer Rüstung aufgeschreckt, erwacht der betrübte Herrscher und findet eine Bothschaft des Tschen iu vor. Der Fürst der Hiong nu erbietet sich, ohne alle weitere Entschädigung den Frieden aufrecht zu erhalten, und überliefert den treulosen Minister Mao ien scheou dem gerechten Zorn seines Herrn. Die rächende Nemesis wird gesühnt durch den Tod des treulosen Verräthers.

Wir schliefsen hiermit unsere Anzeige und verweisen auf unsere erwähnte ausführliche Abhandlung im Ausland und auf Klaproth's Bemerkungen im Juliheft des *Journal asiatique* vorigen Jahrs.

C. F. Neumann.

*) Im chinesischen Original steht Kin (6346 nach dem tonischen Lexicon von Morrison), eine Gattung musikalischer Instrumente, die mit den Fingerspitzen gespielt wird.

*) Luan (7462 M.) und Fong sind zwei fabelhafte Vögel, die häufig in den chinesischen Romanen und Gedichten vorkommen.

**) Pi-pa ist eine Art musikalischer Instrumente, die mit unserer Guitarre manches Aehnliche hat.

Digitized by Google

Nro. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Commentar zu dem Evangelio Johannis, von A. Tholuck, Dr. d. Theol. u. Philos., d. Theol. ord. Professor a. d. Universität zu Halle.

(Fortsetzung).

Bemerkungen dieser Art, deren sich, wenn es darauf ankäme, eine recht ansehnliche Auslese veranstalten liefse, sind entweder wirklich falsch, oder doch schief, oder auch zu trivial, als dafs sie in einen Commentar zum Ev. Johannis, der den exegetischen Stoff concentrirt befassen soll, aufgenommen zu werden verdienten. Dagegen sind oft wieder sprachlich wichtige Dinge unerörtert geblieben, oder es ist doch über Stellen, bei denen entweder überhaupt Manches zu bemerken gewesen wäre (z. B. VI, 49 — 53. u. a.), oder deren genauere philologische Würdigung unmittelbarer und sicherer in das Verständnifs eingeleitet, und allgemeinen Räsonnements vorgebeugt haben würde (z. B. I, 5. IX, 39. u. a.) nur oberflächlich hinweggegangen worden. Ferner kehrt zu oft die Erklärung eines und desselben Ausdruckes oder einer und derselben rhetorischen Wendung wieder: die einmalige aber recht gründliche Entwicklung eines Begriffes in seiner einfachen Totalität hätte genügt, denn sie würde auch die *Einsicht* in die Gesetzmäfsigkeit seiner, durch den *jedesmaligen* Context bedingten Modificationen verschafft haben. So hätte sich, um nur an Eines zu erinnern, der Verf. die zum Ermüden oft wiederkehrenden Bemerkungen, dafs hier das Wort πιστεύειν einen schwächeren, dort einen stärkeren Grad des Glaubens u. d. gl. bezeichne, ersparen können, wenn es ihm gefallen hätte, den einfachen Johanneischen Begriff von πιστεύειν nur ein einziges mal recht klar und scharf nach seinem Inhalte und Umfange zu bestimmen und zu entwickeln; davon hat er sich aber durchaus ferne gehalten, und das hat ihn in den Uebelstand versetzt, immer ungründlich wiederholen zu müssen, was er ein für allemal gründlich hätte abmachen können. — Endlich müssen wir zu den Kennzeichen einer sehr dürftigen geschichtlich-sprachlichen Grundlegung auch noch die dem Verf. sehr geläufige Manier rechnen, sich über schwierige und streitige Gegenstände durch ein „Scheint" oder „Mögte" oder „Dürfte" u. dgl. hinwegzuhelfen: strengere philologische und sachliche Kritik würde in vielen Fällen das Willkührliche einer durch ein blofses „Dürfte" oder „Mögte" gestützten Auffassung aufgewiesen haben. Es ist überflüssig, auf Entwicklungen, die an dieser formellen Haltlosigkeit kranken, besonders aufmerksam zu machen, sie sind in hinreichender Zahl vorhanden. Nur ein Beispiel von recht entschiedener Unentschiedenheit in der Deduction wollen wir anführen. Die Anmerkung zu I, 29. lautet folgendermafsen: „Kann man sich entschliefsen, V. 27. als nach der Taufe gesprochen anzusehen, und mithin V. 19 — 29. nach derselben zu setzen, so kann man ἐπαύριον im gewöhnlichen Sinne nehmen. Glaubt man indefs genöthigt zu seyn, V. 27. vor die Taufe Jesu zu setzen und mithin auch alles Vorhergehende, wofür auch spricht, dafs nach V. 33. Johannes so redet, als ob zwischen der Taufe und dieser Rede schon längere Zeit verflossen sey, so mufs ἐπαύριον in der weiteren Bedeutung genommen werden, die das hebr. מָחָר hat Jos. 4, 6. 22, 24. 1. Mos. 30, 33. „in der Zukunft", gleich μετὰ ταῦτα. Da sich diese Bedeutung indefs durch den neutestam. Sprachgebrauch nicht erweisen läfst, so kann noch Zweifel dagegen erhoben werden. Nur scheint es doch fast, als ob eben das öftere ἐπαύριον des Johannes V. 35. u. 44. für die weitere Bedeutung desselben spreche". — Und so können wir denn nicht umhin, uns unumwunden dahin auszusprechen, dafs in historisch-linguistischer Hinsicht nicht gründlich genug zu Werke gegangen sey, und dafs die in dieser Beziehung beigebrachten Bemerkungen mehr nur als ein rein äufserlich aufgelesener Notizenvorrath, denn als Ergebnisse gediegener Forschung erscheinen.

Digitized by Google

Ist aber in dem Commentare schon der Grundseite der Auslegung eine nur so dürftig entsprechende Behandlung zu Theil geworden, so läfst sich kaum erwarten, dafs das andere Element derselben, die logische Durchdringung des in den zeitlichen Formen der Geschichte und Sprache gegebenen reinen Gedankeninhalts, mit gutem Erfolge und zur Befriedigung werde gehandhabt seyn. Den Ansatz dazu macht der Verf. allerdings, und das ist rühmend anzuerkennen, zumal wenn man bedenkt, wie sehr gerade diese Seite in den meisten neueren exegetischen Schriften noch immer vernachläfsigt zu werden pflegt. Man scheint zwar jetzt dafür auf andere Weise entschädigen zu wollen, sey es dadurch, dafs man das, was schon sonst irgendwann von ausgezeichneten Männern, besonders von den älteren Auslegern, zur Aufhellung schwerer und wichtiger Stellen eines biblischen Buches gesagt worden ist, sammelt und in die Auslegung einflicht, oder dafs man weitläuftige Diatriben über sprachliche und geschichtliche Materien in die Commentare einrückt. Wir können solche Verfahrungsweise aber nur für eine Verirrung halten: was an sich gut ist und heilsam, kann doch dadurch, dafs es an ungehörigem Orte und zu unrechter Zeit geschieht, schädlich werden; und so scheint es sich uns mit dieser in neuerer Zeit besonders gangbar gewordenen Manier, die Commentare zu den neutestamentlichen Schriften in gedachter Weise mit Inhalt anzufüllen, zu verhalten. Nur was nothwendig ist in dieser Beziehung, das ist auch gut, und das werde aufs gründlichste und sorgfältigste erwogen und dargelegt; was aber darüber ist, das ist vom Uebel. Der Begriff und Zweck der Auslegung wird völlig verkannt, wenn die Commentare entweder in Catenen aus den KVv. oder in Magazine für neutestament. Sprachforschung ausarten. Es wird dadurch der Raum, den die gedankenmäfsige, an die Gesetze der Sprache und Geschichte anknüpfende Entwicklung des sachlichen Gehaltes einnehmen sollte, verbaut, und um das Verständnifs mehr herum-, als in dasselbe hineingegangen. Das Gefühl dieses Uebelstandes scheint der Verf. des vorliegenden Comment. gehabt zu haben; denn er versucht wirklich selbst einzudringen in solche Gegenstände, die der ledigen Geschichts- und Sprachforschung nicht mehr zugänglich sind. Allein die Art, in der er es versucht, scheint uns nicht die rechte zu seyn; denn das Organon des Eindringens ist bei ihm nicht die innerhalb der Sphäre des Gegenstandes selbst sich bewegende und entfaltende logische Kraft des Denkens, als wodurch doch der Gegenstand allein zum Inhalte oder verstanden wird, sondern die äufsere Reflexion der praktischen Frömmigkeit, die aber ihrer Natur nach nie weiter kommt als dahin, dafs sie sagen kann: diefs liegt für mich in der Stelle! nimmer aber dahin, dafs sie sagen dürfte, was sie in der Eigenschaft der Auslegerinn (*quod probe notandum*) doch müfste sagen können: diefs liegt an sich darin! — Doch wir werden Gelegenheit haben, durch Betrachtung einzelner Stellen, wozu wir nun übergehen, das methodische Verfahren des Verf. nach dieser Seite hin in noch helleres Licht zu setzen.

Die Gegenstände der Einleitung (S. 1 — 34.) sind in einer Ordnung abgehandelt, deren Grund wir nicht wohl haben einsehen können. Es will uns z. B. nicht einleuchten, warum die Untersuchung über die Echtheit des Evangeliums erst geführt wird, nachdem bereits von dem Orte und der Zeit seiner Abfassung u. s. w. die Rede gewesen; warum das Biographische und das Charakteristische des Evangelisten an zwei besondere Abschnitte vertheilt worden, da doch beides in einander hätte verwebt werden können, ja eigentlich müssen; warum ferner das §. 3. über die Sprache Gesagte ganz abgerissen ist von dem, was §. 4. über den eigenthümlichen Charakter und die Schreibart des Evang. gelesen wird u. s. w. Bequem und einfach ist wenigstens die von dem Verf. bestimmte Abfolge der einleitenden Materien nicht. Was nun aber über dieselben vorgebracht wird, ist doch auch nur dürftig, und trägt schwerlich die Merkmale einer recht gründlichen und selbstständigen Forschung. Am meisten mögte noch §. 6. befriedigen. Mit der Exposition über das Leben und den Charakter des Evangelisten hätte die Einleitung nicht eröffnet werden sollen; denn da doch, aus dem Gesichtspunkte des Einleitungszweckes angesehen, das Biographische und Charakteristische über den Johannes nur insofern Interesse haben kann, als sich darthun läfst, dafs er und kein anderer der Verf. des ihm zugeschriebenen Evang. sey, so hätte nothwendig die Frage nach der Authentie desselben zuvor beantwortet werden müssen. Uebrigens enthält die Psychographie des Evangelisten §. 2. nichts, das gerade von tiefem Eindringen zeugte; der Verf. hält sich zu sehr im Allgemeinen, die Umrisse des Charakterbildes sind nicht scharf und fest, was theils daher kommt, dafs der Verf.

Digitized by Google

bei der Entwerfung desselben zu wenig das rein psychologische Interesse verfolgt, theils auch daher, dafs er die Briefe des Johannes nach ihrer psychologisch-individuellen Beschaffenheit nicht hinlänglich untersucht zu haben scheint. Auch ist nicht wohl abzusehen, wie für den Zweck der „Concentration des (exegetischen) Stoffes" Sorge getragen werde, wenn die bekannte Erzählung von Johannes und dem Räuberjünglinge nach Clemens Alex. (*quis div. salv. c.* 42.) durchaus unabgekürzt wieder gegeben wird, so dafs sie beinahe volle zwei Seiten füllt; oder wenn Räsonnements eingeschoben werden wie dieses S. 2.: „Es war die göttliche Lehrweisheit des Erlösers, dafs er nie den Gemüthern mehr zutheilte, als sie eben zu tragen vermogten. Er warf einen Keim in ihre Seele, und liefs diesen sich allmählig entwickeln." (So weit gut; ganz ungehörig aber und schief, wenn es weiter heifst:) „Auch diefs unterscheidet Christum so sehr von einem nur menschlich begeisterten Lehrer, der mit der Saat auch immer gleich die Ernte vor sich sehen mögte, und dadurch dem natürlichen Entwicklungsgange des Menschen vorgreift." — Dafs, wenn man es für nöthig hält, die beiden Abbildungen der Socratischen Individualität durch Platon und Xenophon als geschichtliche Analoga in die Untersuchung über den charakteristischen Unterschied der Johanneischen Auffassungs- und Darstellungsweise der Persönlichkeit Jesu von der der drei anderen Evangelisten hineinspielen zu lassen, — dafs dann Johannes schicklicher mit Platon, wie der Verf. will §. 3., als mit Xenophon, wie D. Wegscheider (Einl. i. d. Ev. Joh. S. 286.) annehmlich zu machen sucht, verglichen werden könne, leuchtet ein; indessen nützt diese Analogie doch nicht sehr viel zur genauen Erklärung der *unterscheidenden* Darstellungsform des Johannes und des *Verhältnisses* derselben zu den drei anderen evangelischen Relationen, und wir haben auch nicht finden können, dafs der Verf. von ihr einen sonderlichen Gewinn gezogen hätte. Jeder Unbefangene wird ihm gerne zugeben, was er S. 14. sagt, dafs „ein polemischer Endzweck des Apostels gegen die anderen Evangelisten" unstatthaft sey; aber über die ebendas. vorgetragene Behauptung, dafs zwischen „beiden evangelischen Relationen" ein solches Verhältnifs obwalte, „wie zwischen dem Briefe Jacobi und den paulinischen Schriften," liefse sich wohl noch rechten. — §. 4. „von dem eigenthüml. Charakter und der Schreibart des Ev.," enthält nichts, wodurch dieser Gegenstand wirklich weiter gebracht wäre; besonders unzureichend ist uns vorgekommen, was S. 18 sq. über die „besonderen Eigenthümlichkeiten der Johanneischen Erzählungsweise" gesagt wird. — Zu §. 6., worin die Echtheit des Ev. untersucht wird, bemerken wir nur, dafs wir im Verlaufe des Commentars selbst ungern die durchgängige Berücksichtigung derjenigen Einwürfe, die aus einzelnen Stellen des Ev. selbst gegen die Authentie desselben entnommen worden sind, vermifst haben. — Die literärische Zugabe §. 7. ist für den Zweck vollständig zu nennen. Die meisten der namhaft gemachten Schriften sind mit kurzen Urtheilen über ihren Werth begleitet, die wir im Allgemeinen nicht ungerecht und sehr gemäfsigt gefunden haben. Nur hätten wir gewünscht, dafs Tittmann's Meletemata in die Reihe der wichtigeren Erläuterungsschriften aufgenommen worden wären, denn unter diesen verdienen sie ihren Platz.

Von der zu beschränkten Haltung der geschichtlichen Untersuchung über den Logos im Prolog des Ev. haben wir oben schon im Allgemeinen gesprochen. Hier müssen wir in dieser Beziehung noch hinzusetzen, dafs Festbestimmtes und Gedankenklares über die Bedeutung des Johanneischen Logos von dem Verf. nicht dargelegt worden ist. Er sagt S. 36: „Da sich wirklich nachweisen läfst, dafs in jener Zeit das Wort ὁ λόγος τοῦ θεοῦ einen bestimmten dogmatischen Begriff ausdrückte, und zwar einen solchen, der dem Johanneischen ähnlich ist, so ist es ziemlich gewifs, dafs Johannes das Wort in dem in seiner Zeit üblichen bestimmten, dogmatischen Sinne nahm;" und nun am Schlusse der Untersuchung: „Es wird als das Wahrscheinlichste erscheinen müssen, dafs Johannes sich überhaupt nicht an fremde Religionsideen anschlofs, sondern an die jüdische, auf das A. T. gegründete Dogmatik seiner Zeit, und auf diese Weise zu erkennen gab, dafs in Christo wirklich jener im A. T. angedeutete Offenbarer Gottes, derselbe, welcher die alttestamentl. Oekonomie leitete, erschienen sey." Wie kann man die Untersuchung über diejenige Idee, welche der eigentliche Schlüssel des ganzen Prologs ist, in dem Stande ziemlicher Gewifsheit und Wahrscheinlichkeit belassen, und sodann auf den Grund der Ungewifsheit (denn ziemliche Gewifsheit sagt nicht viel mehr) und Wahrscheinlichkeit die Auslegung des Prologs bauen, deren Bestimmung doch wohl keine geringere ist, als das Wahre

Digitized by Google

und Gewisse vorzulegen. Endigte die geschichtliche Untersuchung über die Johanneische Logosidee (wie sie es ihrer Natur nach nicht anders kann) mit einem problematischen Resultate, so hätte nun umgekehrt die Untersuchung von neuem und zwar so eingeleitet werden sollen, dafs von etwas ganz Gewissem und Ausgemachtem ausgegangen wurde: die vorhin angestellte historische Erörterung wäre hierdurch keineswegs überflüssig, sondern nun erst eben so wahrhaft nothwendig als vollständig geworden, denn dieser neue Untersuchungsgang würde die Nöthigung auferlegt haben, zu den sich aus einander entwickelnden logischen Ideenkreisen die entsprechenden geschichtlichen Folien aufzusuchen; und so würde sich in Folge gesetzmäfsiger Entwickelung am Ende wohl ergeben haben, dafs der Logos bei Johannes etwas so Gewisses ist, dafs von ihm aus jede andere logische Erscheinung in der Geschichte Licht empfangen kann, und dafs eben darum der Evangelist mit göttlichem Wahrheitsrechte die, in sich selbst wahrhaft universal-religionsgeschichtlich gegliederte Entwicklung dieser Idee I, 1—18 zur Basis seines Evangeliums machen konnte. — Cap. I, 4. sind die symbolischen Ausdrücke φῶς und ζωή nicht genügend erläutert worden, wenn blos gesagt wird: „φῶς bezeichnet im N. T., eben so wie ζωή das göttliche Leben im Menschen, aber besonders von der Seite des Bewufstseyns, was in demselben liegt (?), betrachtet. Mithin (?) bezeichnet es das religiös-sittliche Erkennen, welches uns durch jenes innere Bewufstseyn zu Theil wird." Ref. mufs bekennen, dafs er sich von dem, was der Verf. in diesen Worten eigentlich will, keine klare Rechenschaft geben kann. Unmittelbar darauf heifst es: „Schon hier ist also darauf aufmerksam zu machen, dafs man, wenn im N. T. vom religiösen Erkennen die Rede ist, nicht blos an jenes logische Erkennen durch Verstandesbegriffe zu denken hat, welches freilich nicht ausgeschlossen ist, aber doch immer nur der Reflex von jenem unmittelbaren Erkennen des Bewufstseyns ist." Ganz der nämliche, nur hin und wieder durch die Verwandlung des „nicht blofs" in ein blofses „nicht" veränderte Gedanke kehrt aufserordentlich oft wieder, cf. I, 14. VIII, 30—32. X, 14. 15. XIV, 17. XVII, 3, 7. 8. XVIII, 37. al. Um Religion zu haben, ist's freilich nicht nothwendig, dafs man Logik inne habe; aber um sagen zu können, worin die Religion ihren Grund und ihr Wesen habe, darf man sich des logischen Denkens nicht entschlagen. Da wir es nun hier mit dem Verf. nicht als frommem Manne allein, sondern zugleich und vornehmlich als gewissenhaftem Ausleger zu thun haben, so wäre es seine Pflicht gewesen, bestimmt zu entwickeln, was „jenes unmittelbare Erkennen des Bewufstseyns" sey, und um dieser Pflicht zu genügen, hätte er sich unmafsgeblich zu dem mittelbaren Erkennen, wovon er immer mit so vieler Geringschätzung spricht, verstehen müssen. Hätte er das nur einmal recht gründlich gethan, so hätte er ein und dasselbe nicht eben so oft als ungründlich wiederholen brauchen. — Bei Cap. I, 5. hätte billigerweise die andere Auffassung von κατέλαβεν „hat bewältigt," nicht unberücksichtigt bleiben sollen, obschon wir dafür halten, dafs der Verf. die richtige Bedeutung gewählt hat; denn mit der Stelle XII, 35., die mehr für die andere Auffassung zu sprechen scheint, hat es doch, wenn man sie genauer besieht, eine andere Bewandtnifs, sie ist keine wirkliche Parallele zu unserer Stelle. — Sehr auffallend ist uns die Anmerkung zu I, 14. gewesen: „Die Bedeutung von χάρις ist klar, schwankend kann man über die von ἀλήθεια an dieser Stelle seyn; vergleicht man v. 17., so mögte die Bedeutung „Liebe, Gnade" (ἀλήθεια!) zu erwählen seyn, indefs mag wohl auch (!) die andere nicht auszuschliefsen seyn „die wahre Religionserkenntnifs," wobei aber zu erinnern ist, dafs Johannes beim Gebrauch des ἀλήθεια, eben so wenig als bei dem des φῶς an eine blos logische Reflexionserkenntnifs denkt, sondern vielmehr an die unmittelbar durch das Bewufstseyn oder das innere Leben in der Sache" u. s. w. Und dann zu v. 17: „ἀλήθεια wie אֱמֶת „Huld, Gnade," wie der Gegensatz zu νόμος zeigt (?), vielleicht (!) aber auch „Realität, wahre Erkenntnifs." Was für eine entsetzliche Willkür und Schwanken in dieser Auslegung! Denn was wird erklärt, wenn gesagt wird, die Bedeutung von χάρις sey „klar?" Und wie kommt das Wort ἀλήθεια ohne weiteres zu dem Begriffe „Liebe, Huld, Gnade?" Und wie ist alles auf Schrauben gestellt durch das Wörtlein „Vielleicht!" Wir erfahren hiemit über diese ganze gewichtige Stelle nichts, ja sogar noch weniger als nichts d. h. Falsches.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Commentar zu dem Evangelio Johannis, von A. Tholuck, Dr. d. Theol. u. Philos., d. Theol. ord. Professor a. d. Universität zu Halle.

(Schluſs.)

Hätte hier nur der Verfasser seine Scheu vor der „blos logischen und mittelbaren Reflexionserkenntniſs" in etwas verleugnet, so hätte er dem Verständnisse, das übrigens der ganze Context nahe genug legt, nothwendig auf die Spur kommen müssen. Uebrigens *hat* erst in dieser zweiten Auflage die Anm. zu I, 14. eine so unphilologische und unlogische Ausbildung erhalten: in der 1. Aufl. ist doch wenigstens angedeutet, was *χάρις* bedeuten möge, und das hinkende „Vielleicht" lieset man doch auch dort nicht. — Bei dem *τεθέαμαι τὸ πνεῦμα καταβαῖνον ὡς περιστερὰν κ. τ. λ.* I, 32. sucht der Verf. die Auslegung des Origenes und Theodorus Mops. zu vertheidigen, die das Herabschweben des Geistes u. s. w. von einer rein inneren, visionären Erscheinung erklären; allein hält man sämmtliche evang. Relationen über dieses Faktum unbefangen gegen einander, so läſst sich nur sehr gewaltsam behaupten, daſs Alles, was erzählt wird, sich nur auf dem Grunde und Boden der innern Welt des Geistes, und daſs sich nichts in der Sinnenwelt ereignet habe, das *σωματικὸν εἶδος* bei Lucas läſst sich nicht so leicht beseitigen, wie der Verf. zu glauben scheint. — Zu Cap. I, 33 bemerkt der Verf.: „Die Johannestaufe stellt bildlich die Mittheilung der göttlichen Kraft dar, Christus giebt diese selbst, was kein Mensch kann." Hierin ist aber der Gegensatz des *βαπτίζειν ἐν ὕδατι* zu dem *βαπτ. ἐν πνεύματι* nicht getroffen; der reine Gegensatz ist nicht der des Bildes zum Wesen (denn auch die Christustaufe wie die Johannestaufe bildet nur etwas ab, — „Wasser thut's freilich nicht," wie Luther sagt —), sondern der des Anfanges zum Fortgange und zur Vollendung, der *μετάνοια* (und des sie bedingenden Bewuſstseyns der Unseligkeit) zu der *πίστις* (und des sie bedingenden Bewuſstseyns der Seligkeit). — Daſs der Täufer Cap. I, 36. „noch mehr als allein die hier angegebenen Worte," nämlich das sinnschwere *ἴδε ὁ ἀμνὸς τοῦ θεοῦ*, gesprochen haben soll, ist eine recht willkührliche Bemerkung. — Daſs der Erzählung von den Vorgängen auf dem Hochzeitsfeste zu Kana Cap. II, 1. sqq. durch die Auslegung des Verfs. nicht das einfache Colorit der Wunderbarkeit genommen wird, ist billigungswerth. Da er aber bei v. 11. die rein natürliche Auffassung dieses Faktums rügt, so hätte er sich durchweg auf eine Kritik der physikalischen Auslegung selbst einlassen und den Vertheidigern derselben thatsächlich Rechenschaft geben müssen von der Nothwendigkeit seines Verfahrens. Ueberhaupt scheint der Verf. nicht umsichtig und behutsam genug in der Auslegung der Wundererzählungen zu Werke zu gehen; sie können in der Exegese nur kritisch behandelt werden d. h. der Ausleger kann weiter nichts thun, als daſs er, mit steter Berücksichtigung der physikalischen Erklärungen, die im Texte liegenden wirklich physischen Elemente, so weit sie der kritischen Beobachtung zugänglich sind, verfolgt, dann aber, wenn sie verschwinden wollen, an der Grenze des Physischen und des Geistigen, dem willkührlichen Einlegen und Unterschieben von allerlei selbstgemachten physischen oder psychischen Möglichkeiten in die Urkunde, entschieden steuert. Mehr kann von ihm, als Exegeten, nicht verlangt werden: es müſste denn seyn — was besonders oft bei Johannes der Fall ist — daſs noch sonst Andeutungen über die Bedingungen des Wunderthuns, oder über den Zweck einer Wunderthat im Texte lägen; dann sind auch diese sorgfältig aufzunehmen und so weit zu entwickeln, daſs sie von dem wissenschaftlichen Dogmatiker in der Theorie des Wunders weiter verarbeitet werden können. Hierauf aber scheint der Verf. nicht sonderlich Bedacht genommen zu haben, er ist zu einseitig dem Interesse des prakti-

Digitized by Google

schen Geistes nachgegangen; so hat er z. B. bei einer Hauptstelle, welche über die Grundbedingung, unter der allein, in subjectiver Hinsicht, die That Wunderthat ist und der Thäter als Wunderthäter das Recht hat zu fordern, dafs an ihn als solchen geglaubt werde, nicht das Geringste bemerkt: es ist die Stelle XI, 42, eine Stelle, die in der Theorie des Wunders vorzugsweise berücksichtigt zu werden verdient. — Was die redende Person in den beiden Stellen Cap. III, 16 sqq. und Cap. III, 31 sqq. betrifft, so hat der Verf. in der zweiten Auflage seine Ansicht dahin geändert, dafs er, was in der ersten Aufl. von ihm bestritten wurde, nunmehr behauptet. Ueber die erstere Stelle sind wir mit ihm einverstanden, es scheinen nicht Worte des Evangelisten, sondern Jesu zu seyn; die andere Stelle aber ist doch der Art, dafs der Täufer völlig aus seinem Charakter (ἐγὼ φωνὴ βοῶντος ἐν τῇ ἐρήμῳ) fällt, wenn man annehmen will, er rede, und nicht der Evangelist. — Hätte doch der Verf. recht viele solche Bemerkungen gemacht wie diese (zu den Worten Cap. III, 33: ὁ λαβὼν αὐτοῦ τὴν μαρτυρίαν, ἐσφράγισεν ὅτι ὁ θεὸς ἀληθής ἐστιν): „Also, insofern sie Christi Worte, die göttlich sind, für wahr anerkennen, erkennen sie Gott selbst für wahr an; ἀληθής aber ist hier nicht zu verstehen von der Zuverlässigkeit der göttlichen Aussprüche, sondern von der Uebereinstimmung desselben mit der Norm der Wahrheit, die wir in uns tragen." (= Vernunft). Wie weit ist also die heil. Schrift über den Zwist zwischen sogenanntem Rationalismus und Supernaturalismus hinaus! — Die Stelle Cap. IV, 43—45, erklärt sich einfacher in der schon von Erasmus vorgeschlagenen und von Heumann befolgten Weise, wenn man πατρίς in der Bedeutung „Vaterstadt" nimmt, und hinter ἀπῆλθεν εἰς τὴν Γαλιλαίαν etwa καὶ οὐκ εἰς τὴν ἰδίαν πατρίδα ergänzt. Diese Ergänzung ist weder gewaltsam noch willkührlich, denn sie liegt in dem parenthetisch zu fassenden Satze v. 44 ganz blofs da, so dafs sie nur genommen zu werden braucht; die Partikeln γάρ und ὅτε οὖν v. 45. kommen bei dieser Verbindungsweise zu ihrem vollen Rechte, denn γάρ behält dann ganz seine causative Kraft, und mit ὅτε οὖν ἦλθεν κ. τ. λ. wird jenes ἀπῆλθεν κ. τ. λ. v. 43. durchaus sprachgerecht und sinngemäfs, nach dem eingeschobenen Satze v. 44, wieder aufgenommen. Die vom Verf. vorgezogene Erklärung läfst sich sprachlich nicht so gut begründen. — Zu den Worten Cap. V, 30: οὐ δύναμαι ἐγὼ ποιεῖν ἀπ' ἐμαυτοῦ οὐδέν — — ὅτι οὐ ζητῶ τὸ θέλημα τὸ ἐμὸν ἀλλὰ τὸ θέλημα τοῦ πέμψαντός με, macht der Verf. diese, aufs lindeste gesagt, sehr zweideutige Bemerkung: „Alle jene seine grofsen Wirkungen werden nur dadurch möglich, dafs er eben blofs als willenloses (!) Organ, als Repräsentant Gottes wirkt." Das käme beinahe so heraus, als wenn Willenlosigkeit die Grundeigenschaft des göttlichen Repräsentanten in der Menschheit wäre. Gerade das Willenvolle liegt in dem οὐκ ἀπ' ἐμαυτοῦ. — Wenn zu Cap. VI, 32. angemerkt wird, „εὐχαριστήσαντος (τοῦ κυρίου) scheine sich darauf zu beziehen, dafs man die Vervielfältigung dieser Speise von dem Gebete ableitete," so scheint dieses nur von dem Verf. in den Text hineingetragen zu werden; uns kommt dieser Zusatz vielmehr wie eine ganz absichtslose Nebenbemerkung vor, die, ganz dem einfachen Johanneischen Erzählungsstyle gemäfs, aus v. 11. eingeflossen ist. — Da der Verf. unter der ἑορτὴ τῶν Ἰουδαίων Cap. V, 1. nicht das Pascha —, sondern, worin wir ihm beipflichten, das Purimfest versteht, so wundern wir uns, dafs die irrthümliche Angabe bei VII, 21: „Der Hafs dieser (pharisäischen) Partei war seit der Heilung des Gelähmten am vorigen Paschafeste ausgebrochen," sich aus der ersten auch in die zweite Auflage übertragen hat. — Bei der Stelle Cap. VII, 28. findet sich die ganz richtige Bemerkung: „ἀληθινός heifst immer das, was seiner Idee entspricht" u. s. w. (cf. IV, 23. VI, 32.). Warum soll nun hier von dieser Regel eine Ausnahme, und ἀληθινός soviel als ἀληθής seyn? Der Context nöthigt dazu nicht, sondern vielmehr zur Festhaltung der ursprünglichen Bedeutung; ἔστιν ἀληθινὸς ὁ πέμψας με mufs aus seinem Gegensatze ἀπ' ἐμαυτοῦ οὐκ ἐλήλυθα erklärt werden. Es bezeichnet somit die Negation des selbstischen Ursprunges; aber aller Selbstsucht Negation ist Gott, er also der wahre Sender des Christ. So bleibt die Johanneische Bedeutung des Wortes gewahrt, und es wird nichts Fremdartiges in den Zusammenhang eingeschoben. Der Satz: ἀλλ' ἔστιν ἀληθινὸς ὁ πέμψας με bezeichnet demnach nicht mehr und nicht weniger, als das geläufigere ἀλλ' ἀπὸ (τοῦ θεοῦ) τοῦ πατρὸς μοῦ, denn dieser und kein anderer ist der ἀληθινὸς πέμψας τὸν υἱόν, und der υἱός ist also nicht ἀφ' ἑαυτοῦ gekommen. — Neben den über die Perikope von der Ehebrecherin Cap. VII, 53. — VIII. 11. nahmhaft gemachten beiden Stäudlin'schen Dissertationen hätte noch die unläugbar scharfsinnige, aber

Digitized by Google

zugleich durch eine höchst unwürdige polemische Manier sich auszeichnende Abhandlung von Schulthefs (N. theol. Journ. v. Winer und Engelh. V. Bd. 3 Heft) angezeigt werden können. Schulthefs mögte übrigens schwerlich durch seine hyperkritische Revision des Textes diejenigen unter den Exegeten, welche die Perikope bisher für ein Interpolat gehalten haben, von der Echtheit derselben überzeugt haben. — Anstatt die tiefklaren Worte Jesu Cap. VIII, 32: καὶ γνώσεσθε τὴν ἀλήθειαν καὶ ἡ ἀλήθεια ἐλευθερώσει ὑμᾶς, wirklich auszulegen, d. h. mit strenger Berücksichtigung des Textzusammenhanges die inhaltsreichen biblischen Begriffe des γινώσκειν, der ἀλήθεια und der ἐλευθερία einzeln und in ihrer organischen Verknüpfung unter einander logisch, und ihre reale Gegenwart in dem bewufstvollen Leben des echten μαθητης τοῦ Ιησοῦ anthropologisch zu durchdringen, giebt der Verfasser nichts weiter, als diese die Sache als Gegenstand der Auslegung eigentlich kaum berührende Bemerkung: „Jene Treue gegen die schon erlangte Ueberzeugung" (Ueberzeugungstreue = Glaube?) „werde aber auch erst dahin führen, wahrhaft das Wesen der göttlichen Wahrheit zu erkennen; denn durch das Leben im Göttlichen wird erst das Göttliche erkennbar; und diese tiefere Erkenntnifs werde dann Befreiung von der Herrschaft der Sünde herbeiführen. Da nämlich das Erkennen des Uebersinnlichen kein logisches Erkennen durch die urtheilende und schliefsende Verstandesthätigkeit ist, sondern eine höhere Art des Erkennens, ein Innewerden des Gemüthes, so kann ein solches Erkennen nicht seyn ohne eine von dem Bösen im Inneren erlösende Wirksamkeit." Es wäre nur Alles darauf angekommen, die „höhere Art des Erkennens," die der Verf. hier und so vieler Orten im Buche proponirt, selbst zu erkennen, und diese Erkenntnifs von jener „höheren Erkenntnifs" erkennbar zu machen, dann wäre wirklich ausgelegt worden; so aber ist's nicht geschehen, sondern es sind, genau genommen, blos Worte gemacht worden. — Ein Beispiel von der Wortkritik und der danach veranstalteten Interpretation des Verfs. giebt Cp. VIII, 34.: πᾶς ὁ ποιῶν τὴν ἁμαρτίαν, δοῦλός ἐςι = τῆς ἁμαρτίας." Hierbei wird Folgendes bemerkt: „Im cod. D., bei Clem. Alex. und (in) einigen lat. codd. fehlen die Worte τῆς ἁμαρτίας. Die schwerere Lesart ist allerdings die, welche recipirt ist, daher man sie nach dem Kanon, dafs die schwerere Lesart beizubehalten, aufnehmen müfste. Allein auf der anderen (?) Seite kann man sich sehr leicht erklären, wie diese (schwereren?) Worte als Glossem in den Text kommen konnten; daher scheint es richtiger, sie zu entfernen." Was für ein ungefügiges kritisches Räsonnement! Doch kaum ist gesagt worden, „es scheine richtiger, diese Worte (τῆς ἁμαρτίας) zu entfernen," so wird doch ganz nach dem recipirten Texte ausgelegt; denn es heifst sogleich: „ἁμαρτία das erste mal ist actuelle Sünde, das zweite mal die habituelle. Der Verf. handelt also im nächsten Augenblicke schnurgerade gegen das, was er so eben für das richtigere erklärt hat.

Wir hatten die Absicht, noch eine ansehnliche Zahl bereits gesammelter Gegenbemerkungen gegen einzelne Stellen, als gegen VIII, 44. 51. 58. IX, 2. 6. u. 7. 40. u. 41. X, 29. 30. XI, 38. 43. 51. 52. al. vorzubringen. Indefs der Raum gebietet, davon abzustehen. Möge der Verf. seine Schrift vor ihrem abermaligen Erscheinen erst noch einer recht genauen Durchsicht, und einzelne Theile derselben, wenn es möglich ist, einer völlig neuen Durcharbeitung würdigen! Dann wird sie unfehlbar brauchbarer werden. Wie sie jetzt ist, vermag sie das wissenschaftlich-exegetische Studium des Ev. Johannis nicht wahrhaft zu fördern.

Carl Lehnerdt.

X.

Runor af Karl August Nicander. Med Teckningar af Hugo Hamilton. Stockholm 1825. 46 S. *gr.* 4.

Dikter af K. A. Nicander. Första Häftet 1825. *Andra Häftet* 1826. *Stockholm* 56 *u.* 60 S. 8.

Nya Dikter af K. A. Nicander. Första Häftet. Konung Enzio. Andra Häftet. Tassos Död och smärre Dikter. Stockholm 1827. 69 *u.* 56 S. *gr.* 8.

„Schweden ist", schreibt Tegnér an den Verfasser dieser Anzeige, „vielleicht mehr als man sich im Auslande vorstellt, ein Land von grofsen Anlagen beides für Wissenschaft und Kunst." Dafs dieser Ausspruch hinsichtlich seiner erstern Hälfte wahr ist, beweist anerkanntermafsen die Geschichte mehrerer Zweige der Wissenschaft auf das Glänzendste; aber auch

Digitized by Google

hinsichtlich der zweiten Hälfte findet er seine Bestätigung, wenn gleich bis auf die neuesten Zeiten dieses im Auslande, und selbst bei uns Deutschen, weniger anerkannt worden ist. Den geschichtlichen Rückblick auf den Gang, den die schwedische Poesie genommen hat, so wie die besondere Erwähnung mancher Eigenthümlichkeit in ihr, behalte ich mir jedoch für die Anzeige der *Smärre samlade Dikter af Esaias Tegnér* vor.

Zu den schwedischen Dichtern unserer Tage aber, deren Namen mit grofser Achtung genannt werden müssen, gehört nun auch Karl August Nicander, den der Verfasser dieser Zeilen durch die Nachbildung der Runen, des Königs Enzio und einiger andern einzelnen Stücke bereits in Deutschland eingeführt hat. Unser Dichter ist, wie auch bereits anderswo von mir gesagt worden, ein Mann von einigen dreifsig Jahren; er ist einer der Secretäre seines Königs und von der vor etwa zwei Jahren zur Stärkung seiner Gesundheit unternommenen Reise nach Italien im September dieses Jahrs in sein Vaterland heimgekehrt.

Dafs Nicander von der Natur zum Dichter geschaffen ist, geht aus seinen Gedichten auf das Deutlichste hervor, sowie dafs es das Gebiet der speciell sogenannten idealen Poesie ist, auf welchem er seine Heimath hat. Alles, was er besingt, erblickt er aus dem idealen Gesichtspuncte, mögen es Personen der Geschichte oder Gegenstände und Scenen der Natur seyn, denn auf dem Idealen ruht seine ganze Denk- und Gefühlsweise. Kein Wunder also, dafs ihn besonders solche historische Personen anziehen, deren eigentliches Wesen schon an sich ein poetisches war, wie das des liebenswürdigen, geistreichen Enzio und des tieffühlenden, melancholischen Tasso; von Naturgegenständen und Naturscenen aber wählt er ausschliefslich solche, deren innere Bedeutung hervorspringt, und die von selbst in das Gebiet des Idealen hinübergehen. Das Innere des Dichters selbst ist es daher auch, welches sich in allen seinen Gedichten abspiegelt, und in so fern haben diese mehr oder weniger einen subjectiven Charakter; ich möchte sagen, dafs ich wenige Dichter kenne, bei welchen dieses sich mir so klar gezeigt hätte. Aber seine Poesie ist die eines zarten, frommen und reinen Gemüths, das in hohem Grade reizbar ist — nur die edelsten Gefühle der Menschenbrust, Frömmigkeit und Treue, Freundschaft und Vaterlandsliebe, Sehnsucht nach Licht und Wahrheit treten hervor; ein höchst anmuthiger Hauch der reinsten Sittlichkeit, in der höchsten Bedeutung des Worts, weht überall. Das Heftige und Wilde ist dem Dichter fremd; mit dem Gemeinen steht er in der feindlichsten Beziehung; selbst die Polemik gegen seine Zeit, die hier und da, jedoch nur selten, sich findet, ist frei von humoristischer Laune und von satirischer Bitterkeit; am liebsten lebt er in den Erinnerungen der grofsen mythischen und poetischen Vorzeit seines Volks und der Helden, welche auch noch die spätere Geschichte desselben aufstellt; der gröfste von den letztern ist ihm Gustav Adolph. Natürlich, dafs das Menschenleben so wie die Natur zu ihm in ein lyrisches Verhältnifs tritt, das sich nicht selten zu einem geheimnifsvollen mystischen steigert, mitunter auch wohl den Gränzen des allzu Weichen und Sentimentalen nahe kommt; wo fände sich überhaupt ein ausgezeichneter Dichter des skandinavischen Nordens, dessen Tendenz nicht besonders die lyrische wäre! Die Darstellungen des Wunderbaren und Schauerlichen gelingen unserm Dichter vorzüglich; dieses beweisen sein Erich XIV. und der Brand von Moskau, der sich übrigens in keiner der hier genannten Sammlungen findet *); oft sind es auch tiefe, elegische Töne, die aus dem Innern des Dichters hervorkommen, selbst seine Darstellungen der Liebe haben diesen Charakter; eigentlich erotische Schilderungen finden sich so wenig wie überhaupt das muntere Lied, obgleich in einigen Romanzen das Heitere und Naive vorherrscht. Dafs die Muse des Dichters auch im Stande ist, die heftigsten Leidenschaften der Heldenbrust und die tiefste Menschenverachtung zu idealisiren, beweist sein Monolog Napoleon's, mit dessen Schlufs man jedoch Ursache hat weniger zufrieden zu seyn als mit dem Uebrigen. Bei Naturschilderungen weilt unser Dichter gern, und viele derselben sind blühende, reich ausgestattete Gemälde, wie namentlich die in Ringereichs Pforten (*Ringerikes Portar*) und in Tycho Brahes Gesicht (*Tycho Brahes Syn*). Vielleicht malt er mitunter mehr als Noth wäre, auch macht sich zu Zeiten wohl die Reflexion zu stark geltend.

*) Auch nicht in der Zeitschrift Iduna, wie hier zur Berichtigung von S. 88. der Stimmen aus dem Norden und Süden bemerkt werden mag. Das Gedicht findet sich unter diesen Stimmen schwedisch und deutsch.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Runor af Karl August Nicander. Med Teckningar af Hugo Hamilton.

Dikter af K. A. Nicander. Första Häftet. 1825. *Andra Häftet* 1826.

Nya Dikter af K. A. Nicander. Första Häftet. Konung Enzio. Andra Häftet. Tassos Död och smärre Dikter.

(Schluſs.)

Sehen wir auf die äuſsere Form, so zeigt er hierin eine ausgezeichnete Meisterschaft. Mit der gröſsten Leichtigkeit bewegt er sich in den verschiedenartigsten Formen, wobei ihm freilich seine bildsame, kurze und wohllautende Sprache sehr zur Hülfe kommt; manche Metra mit ihren künstlichen Reimverschlingungen erinnern an die Gedichte berühmter Meister des Südens, ich nenne hier nur das liebliche Gespräch zwischen Silvio und Asinelli im König Enzio und den dritten Gesang des unglücklichen Königs im Kerker an seinen Sohn Bentivoglio. Mehrere einzelne Gedichte sind von so wohllautender Versification, daſs man sie musicalische Compositionen nennen möchte. Mehrere Stücke in allen drei Sammlungen sind in dialogischer Form; eines in der ersten Sammlung, Thorkel Knutson's Todesfest (*Thorkel Knutsons Dödsfest*) ist ein dramatischer Prolog.

Es ist eine bekannte, man kann sagen, durch die die Weltgeschichte im Groſsen beurkundete Erscheinung, daſs der Skandinavier bei aller Liebe zu seinem Norden, eine groſse Sehnsucht nach dem Süden hat, gleich als würde er durch die Aufnahme des Gegensatzes in sich erst vollständig und als fühlte er noch einen Zug nach jener Weltgegend hin, wo einst seine ursprüngliche Heimath war. Leicht eignet er sich daher, wie in manchem Andern, so auch in seiner Poesie, die Weisen des Südens an. Auch bei unserm Dichter, der schon vor seiner Reise mit besonderer Vorliebe, auſser den Alten, die Werke der groſsen italienischen Dichter aus der frühern und spätern Zeit studirt haben muſs, finden wir diesen Zug, und er paſst trefflich zu dem lyrisch-elegischen Charakter seiner Gedichte. Viele derselben haben ein völlig südliches Kolorit. Dieses gilt besonders vom König Enzio und von Tasso's Tod.

Die Runen, sind sechszehn in keinem inneren Zusammenhange stehende Lieder und Gesänge, deren Inhalt sich allein auf den skandinavischen Norden bezieht; man kann sie Verherrlichungen der nordischen Natur und Geschichte nennen. Einem jeden einzelnen Gedichte ist eine Rune vorangesetzt, mit einer Ausnahme bei dem neunten und zehnten, nach der Folge des Runenalphabets; die Verbindung der jedesmaligen Rune mit dem Liede beruht auf der gröſsern oder geringern Aehnlichkeit des Namens der Rune mit dem Namen der Person oder der Naturscene, die den Inhalt des Gedichts ausmacht; bei einigen ist es eine andere, etwas entfernter liegende Beziehung, die zu der gegenseitigen Verbindung Veranlassung gegeben hat. Der Dichter selbst nennt diese Sammlung von Gemälden seiner vaterländischen Natur und Geschichte eine Art von nordischem Panorama, und wer möchte ihm verargen, daſs er, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „den Kranz der alten vaterländischen Runen als den gemeinsamen, altmodischen aber kostbaren Rahmen für seine Gemälde" benutzt hat. Unbedeutend ist kein einziges dieser Gedichte, viele sind in hohem Grade sinnvoll, mehrere vortrefflich. Zu den gelungensten zähle ich unter den mythischen die dritte, achte, neunte und zehnte Rune, Thorgny, Norna Gest als Jüngling, Islands Andenken und Arnliot Gellina unter den historischen die Erik Wasas Rune, ein Meisterstück in jeder Beziehung; voll tiefen Sinn's und von entzückendem Wohllaut der Verse sind die beiden Naturrunen: die Sonne in Lappland und des Lögars (Mä-

Digitized by Google

lars) Stille (Lögarens Lugn), die letztere ist im eigentlichen Sinn des Worts ein Idyll zu nennen; Russengrab und Kungshatt sind in heiterm naiven Stil gedichtete Romanzen; das am wenigsten gelungene Stück möchte das vorletzte (der Mann im Rosengarten) seyn, so trefflich auch einzelne Strophen sind. Es möge hier eine historische und eine Naturrune folgen:

Tyrann mir, was er konnte, nahm,
Ich eine Dornenkron' bekam.

Erich Wasas Rune.

*„Halt! Wer da? Hu! Der See *) ist grün, die Wolken zieh'n und jagen.*
Herr Erich, leg' dich hin und schlaf; die Glock' hat eilf geschlagen."
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

Doch Erich ging so manchen Schritt, als schlug das Herze sein;
Auf Gripsholm kam in's heiße Aug' ihm Ruh noch nicht hinein.
Schwer ist's zu sein ein König ohne Krone.

„Tritt vor, ich will betrachten dich jetzt bei des Mondes Scheine;
Einen Mantel will ich geben dir; dich frieret, wie ich meine".
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

Und Erich trat an's Gitter vor; da lacht der Krieger hart;
Er spricht: „Seit König Erich starb, ward groß dir ja der Bart,
Und weben kannst du draus dir einen Mantel".

Und horch! nun schlug die Glocke zwölf auf hoher Thurmeshalle,
Zwölfmal der Feuerwächter blies in's Horn mit lautem Schalle.
Der Krieger ging — die Wacht bezog ein andrer.

Doch Erich ging so manchen Schritt, als schlug das Herze sein,
Am Boden stehn die Spuren noch, die tief er trat hinein;
Doch Gott sei Dank! nun ist sein Herz in Ruhe.

„König Erich, schließ dein Auge zu, die Glock' hat zwölf geschlagen;
König Erich, schlaf, ist gleich die Kron' hinweg, die du getragen".
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

Doch Erich nahm, daß zwölf die Uhr geschlagen, nicht in Acht;
Still blieb auf wurmzernagtem Brett er stehn beim Ruf der Wacht;
König Erich klang so lieblich seinem Ohre.

„König Erich, tritt an's Gitter vor; der Mond er schreitet fern,
Bist du's, so beuge du dich fromm im Sturm vor Gott dem Herrn"!
So sprach der Leibtrabant zu König Erich.

König Erich neigt das Haupt und schließt das Auge matt vom Weinen,
Schön lacht der Leibtrabant, um's Haar die Silberstrahlen scheinen.
Doch Erich fleht im Sturm zu Gott dem Herren.

Der Leibtrabant nun einen Kranz um Erichs Scheitel wand,
Drin unter Dornenzweigen sich ein herrlich Blümchen fand;
Und Frieden gab der Kranz ihm unterm Sturme.

König Erich sank auf's Bett und schlief bei'm Klange hoher Psalmen,
Nils Sture kam, so träumt' ihm jetzt, und trug des Friedens Palmen;
Den König mit der Dornenkrone küßt' er.

König Hansens Aug' in dieser Nacht, erzählt man, stand in Glut
So auf, wie's Thor ihm war gesperrt, und sah sein eigen Blut;
Doch wie's geschah, mag Gott allein nur wissen.

*) Der Mälar.

Solen i Lappland.	Die Sonne in Lappland.
Högt uppe i Nord	*Hoch nordlich wir sehn*
Bland klipporna blommar	*In blumigen Thalen*
Den skönaste sommar,	*Den Sommer sich malen,*
Som finnes på jord.	*Wie nirgend so schön.*
Hvad jag skulle sjunga	*Wie wollt' ich dich singen,*
Dig, Sol, om jag stod	*Ständ', Sonne, ich dort*
På Luppio klippa	*Auf Luppio Klippe,*
Vid Tengeli flod!	*An Tengelis Bord!*
En dag är förbi:	*Ein Tag ist dahin;*
Du mildare blänker,	*Nun milder du blinkest,*
Mot bergen dig sänker.	*Hernieder du sinkest.*
Det veta ju vi,	*Es weiß ja der Sinn,*
Att Solen begrafves	*Du gehest zu Grabe,*
När dagen är all,	*Wann Stunden sind um,*
Och Natten är grafven,	*Die Nacht dir das Grab ist,*
Så dunkel och kall.	*Kalt, dunkel und stumm.*
Hon står på ett fjell —	*Auf dem Fjell sie steht —*
Tyst! — Solen står stilla:	*Still steht sie und stiller;*
Ej foglarna drilla	*Nicht Vogelgetriller*
J rodnande qväll.	*Im Abendgeröth.*
Hon skulle gå neder	*Sie müßte verlassen*
Från thronen, den blå.	*Das himmlische Blau,*
Hon skulle ju sjunka,	*Sie müßte ja sinken,*
Men stiger ändå.	*Doch steigt sie — o schau!*
Du evige Gud!	*Du ewige Macht!*
Sol'n skulle gå neder,	*Gehn sollte sie nieder;*
Och morgonen breder	*Der Morgen doch wieder*
Kring jorden sin skrud.	*Erscheinet in Pracht.*
Nu frojdas all verlden:	*Die Welt nun sich freuet,*
Hvad lifvet är gladt!	*Es jubelt der Sinn.*
Välkommen, o morgon!	*Willkommen, o Morgen!*
Det blef ingen natt.	*Die Nacht ist dahin.*
Ur blommornas doft	*Aus blumigem Duft*
Din skål vi nu dricke.	*Trink dir ich zur Ehre;*
Ack! vore jag icke	*Ach, daß ich nicht wäre*
En mull och en stoft,	*Ein Erbe der Gruft!*
Så bad jag Allfader	*So bät' ich Allfader*
Med brinnande ord:	*Mit brennendem Wort:*
„O låt mig få vara	*„Laß Sonne mich werden*
En soll up i Nord"!	*Hoch oben im Nord"!*
Lycksaliga lott!	*Glückseliges Loos!*
Att lysa för jorden,	*Wär', herrlich im Norden,*
Och klarast i Norden,	*Durch mich dann geworden*
En midsommar blott:	*Ein Mittsommer bloß.*
Att sitta på thronen,	*Besäß' ich, o Sonne,*
O Sol, der du satt,	*Den Thron deiner Macht,*
Och gifva en morgon	*Und schenkte den Morgen*
J stället för natt!	*An Stelle der Nacht!*

Einer besondern Erwähnung verdienen noch die lithographirten Blätter, mit welchen der Freiherr Hugo von Hamilton die Runen seines Freundes ausgestattet hat. Die Ausgabe selbst ist ein Prachtdruck und nur in wenigen Exemplaren abgezogen; der erste Abdruck erschien im zehnten Stück der Stockholmer Zeitschrift Iduna; die neue Ausgabe weicht in einigen Puncten ab.

Die zwei Hefte Dikter (Gedichte) enthalten au-

Digitized by Google

ser einer Sammlung von zehn Wanderliedern (*Pilgrim-Sånger*) sechszehn Stücke, unter welchen sich auch der oben genannte dramatische Prolog findet, wie denn unser Dichter, aufser einer metrischen Uebersetzung von Shakespears Othello, auch ein Drama: das Runenschwert geschrieben hat. Unter den gedachten sechszehn Stücken sind einige Gelegenheitsgedichte; eines, Tassos Klage, ist nach Byron. Ich zeichne unter allen aus: die Hoffnung (*Hoppet*) den Monolog Napoleon's, den Vaterlandstrieb (*Fosterlandskänslan*) und die Wanderlieder. In dem ersten: An die Natur (*Till Naturen*) spricht sich die Naturansicht des Dichters aus; zwei beziehen sich auf die auch in der alten norwegischen Geschichte berühmte, durch ihre grofsartige Naturschönheit ausgezeichnete Gegend in Norwegen, das Ringereich (*Ringerike*, norwegisch *Ringerige*); Tycho Brahes Gesicht ermahnt mit ernsten Worten zur Demuth bei der Beschränktheit unsers Wissens; der Wasserfall Trollhätta wird in epigrammatischer Weise besungen. Die Hoffnung und das kürzere von den Ringeriks-Liedern mögen hier in der Nachbildung eines Freundes folgen, welche in Rücksicht auf das zweite Gedicht von mir in etwas veränderter Gestalt erscheint. —

A.

„Suchst den Grund du zu des Lebens Plagen,
Traurig, dafs die Hoffnung dich betrog,
Dafs auf des Gefühles warme Fragen
Kalte Antwort das Geschick dir wog:
Spähen mufst du in dem eignen Herzen,
An der Quelle deiner Schmerzen,
Suche eifrig, lösche dort mit Kraft
Jenes Feuer, das dein Unglück schafft.
Wie ein weichlich auferzogner Knabe
Schaut die Hoffnung nassen Blicks umher,
Wirft in Unmuth fort der Mutter Gabe,
Achtet nichts, und weint doch stets nach mehr.
Züchtige die Hoffnung. Deine Ehre
Ist das Maafs, nicht der Gefühle Schwall.
Weniger Genufs, o Mensch, begehre,
Und der Schmerz ist dein Vasall."

B.

„Dornen eher, als die Rose, standen,
So auch, als das Leiden schon vorhanden,
Kam die Hoffnung, vom Olymp gesandt.
Schuldlos an des Daseins herben Stunden
Giefst sie Balsam selbst in Todeswunden,
Weckt die Kraft zu muth'gem Widerstand.
Denn, wenn auf empörtem Meere schwebet
In der Sturmesnacht des Lebens Schiff,
Wenn sein Führer, der Gedanke, bebet,
Und Verzweiflung steuert hin zum Riff —
Raset, Winde! Schlagt empor, ihr Wogen — —
Schön und ruhig, Rosen im Gesicht,
Hält die Hoffnung wach im Schiffesbogen,
Fürchtet beide, Sturm und Welle nicht.
*Treu erspähend die verborgnen Riffe *)*
Wirft sie Anker auf der hellen Tiefe,
Rettet stark das Schiff vom Untergang,
Und das Leben aus der Wogen Drang.
Mag die Brandung dann mich immer zwingen,
Ueber Bord zu werfen Gut und Geld,
Wenn der Hoffnung Segel nur mich bringen
Zu des schönern Glückes neuer Welt.
Nur den Kämpfer lohnen Siegesfreuden:
Mittelmäfsigkeit ist Sündenfall.
Such das Höchste: fürchte nicht zu leiden,
Und das Glück ist dein Vasall."

Ringereichs Jäger.

„Was fiel vor deinem Bogen, mein Sohn, im Morgenschein?
Ein Adler in den Lüften, eine Taub' im grünen Hain?"
„„Ich schofs kein Leben, Mutter! mein Sinnen flog so weit;
Ich sah in Ringreichs Pforten der Erde Herrlichkeit.

Mir war's, als hielt den Scepter der Welt ich in der Hand;
Der Tyrifjord erglänzte, in ihm die Sonne stand.
Sie machte kühnen Holmgang zu König Halldans Oe:
Da schien mir süfs das Leben und bitter Todesweh.

Von Halldan Swartes Grabe flog auf ein zarter Schwan;
Hell klangs in jeder Feder; er stieg zur Sonnenbahn.
Die Flügel waren Silber, die Brust so weifs wie Schnee —
Nun schien nicht süfs das Leben, nicht bitter Todesweh." "

So sprach der Jüngling Sverre. Eh noch der Abend naht,
Ein Schiff des Wikings landet; nun wandte sich das Blatt.
Seekönig stieg ans Ufer, das Schlachtschwert in der Hand;
Noch vor dem Abendsterne stand Sundevold in Brand.

Und eh der Thau sich senkte, das Wikingschiff fuhr ab,
Da safs gefesselt Sverre, sah seines Glückes Grab.
Sein Seufzer fuhr zur Woge und starb an Halldans Oe:
„Nun scheint das Leben bitter und süfs mir Todesweh."

Das ganze erste Heft der neuen Gedichte (*Nya Dikter*) füllt das romantische Epos König Enzio, das der Dichter selbst am treffendsten bezeichnet, wenn er es ein lyrisches Gedicht in Romanzen nennt. In dieser anmuthigen Romanzensammlung hat unser Dichter sein lyrisches Talent vorzüglich entfaltet. Was ich über sie hier zu sagen haben würde, habe ich schon bei der jüngst erschienenen Nachbildung derselben ausgesprochen.

Auf südlichen Boden führt uns der Anfang des zweiten Hefts durch das Gedicht Tassos Tod (*Tassos Död*) welches im Jahr 1826 von der schwedischen Akademie mit dem grofsen Preise belohnt worden ist. Alle einzelnen Theile desselben sind gleich ausgezeichnet, sowohl die Stanzen, welche Tasso singt als die Beschreibung der Vorbereitungen zu seinem Triumphzuge, der Sendung des Papstes an ihn und seines Todes.

*) Auch Riefe möchte man sagen können, in Gemäfsheit der Etymologie des Worts.

Digitized by Google

Der Dichter schlieſst das ganze schöne Gedicht mit folgenden Versen:

Von Gottfried heiſst's, des Kreuzes Rittersmann,
Als er mit Sturm das heil'ge Grab gewann,
Daſs in Jerusalem die Königskrone
Dem Helden ward gereicht zum schönsten Lohne.
Doch Gottfried sprach: „Ihr Freunde, zürnet nicht!
Mit dieser Pracht ein jeder mich verschone;
Ich will sie nicht, mich drücket ihr Gewicht."
Im Tod' empfing er erst die rechte Krone.
So bliebst auch du auf Erden ungeschmückt,
Du Sänger, dessen Lied uns hoch entzückt,
Das Löwenherzen singt und Ritterzeiten,
Vom heil'gen Grab, von Gottfried, seinen Streiten.
Er nahm Jerusalem mit seinem Schwert,
Du mit dem Geist — sein Loos ward dir beschert.
Und wardst dem Erdenfest du auch entrücket,
Der Ehre Stempel erst auf's Grab gedrücket,
Dein Name flieget durch der Sekeln Lauf,
Dein Fest, o Sänger! höret nimmer auf.
So lang in Latiums Thälern Blumen blühen
Und Wasserfälle streun ihr Silber dort,
Und Purpurtrauben auf den Bergen glühen,
Blüht deiner Ehre Fest auch fort und fort.
Wann schön im Ost des Frührothe Strahlen flimmen,
Still, wie der Dichtung Quell, die Woge steht,
Verschmilzt dein Lied mit anmuthreichen Stimmen;
Von Strand zu Strand es lieblich klingend geht.
Und wann das Abendroth erglüht im Westen,
Versammeln sie sich zu denselben Festen.
Der Dichtung Zauber, jeden Tag erneut,
Mit Himmelsglück uns jeden Tag erfreut.
Und wann der Fremdling aus dem Nord erscheinet,
Auf hoher Klippe sitzt und hört — und weinet
Und ruft in des entzückten Herzens Drang:
„Ein Engel wohl singt dieses Lied der Lieder"
Dann ruft der Hirten Schaar mit frohem Klang:
„Nein, edler Fremdling, das ist Tassos Sang."
Und lorberreiche Hügel rufen wieder
Mit lautem Echo: „Das ist Tassos Sang!"

Die unter der Aufschrift Pantheon zusammengefaſste Gallerie von Schilderungen mehrerer im Leben, in der Kunst und Poesie ausgezeichneter Männer der Vergangenheit enthält manches Treffliche, möchte aber im Ganzen auf keine besondere Auszeichnung Anspruch machen. Die Form ist die des alten griechischen Epigramms; doch auf die Bildung des Hexameters und Pentameters verwenden die schwedischen Dichter bis jetzt überhaupt noch zu wenig Sorgfalt. Seinem vaterländischen Dichter Bellmann, den Thomas Thorild einen Skalden der Urwelt in unsern Tagen nennt und hinsichtlich dessen ich die, welche ihn nicht kennen, auf E. M. Arndts Reise durch Schweden Th. 4. S. 99. u. s. w., verweise, hat Nicander das letzte dieser Epigramme gewidmet. Das Vaterland Bellman's hat ihm im Laufe dieses Jahrs dasjenige Denkmal errichtet, auf welches unser Dichter hindeutet.

Mohnike.

XI.

Beiträge zur Erkenntniſs und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände, von Dr. Joh. Christ. Aug. Clarus, Königl. Sächs. Hof- und Medicinalrathe u. s. w. Leipzig bei G. Fleischer 1828. XVIII. u. 332 S. in 8.

Wenn einen Menschen die durch das Gesetz bestimmten Folgen einer gesetzwidrigen Handlung treffen sollen, muſs er zurechnungsfähig seyn, d. h. es muſs in seiner Macht stehen, eine Handlung nach ihrem Zweck, ihren Mitteln und Folgen, ihrem Verhältniſs zum Gesetz zu berechnen und sich selbstständig für die Unternehmung oder Unterlassung derselben zu bestimmen. Ob über die Zurechnungsfähigkeit, in so fern sie sich auf den normalen Seelenzustand bezieht, zu entscheiden, jeder Mensch von gesundem Verstande, der Menschenkenntniſs und das Vermögen besitzt, den Seelenzustand anderer richtig zu beurtheilen, oder (wie ein neuerer Rechtslehrer meint) vorzüglich der Richter selbst, weil er aus Erfahrung die verbrecherischen Gemüthszustände zurechnungsfähiger Personen am besten kennen müsse, geeignet, oder ob hierüber vorzugsweise der Psycholog zu befragen und, nach Kants Meinung, die Entscheidung, nicht der medicinischen, sondern der philosophischen Facultät zu überlassen sei; diese Fragen verdienten wohl eine genauere Erörterung, welche aber dem Zweck dieser Anzeige nicht entsprechen würde, da sie mit dem Inhalt der anzuzeigenden Schrift nicht in unmittelbarer Beziehung stehen und das Herkommen über sie entschieden hat, indem es allgemein eingeführt ist, die Beurtheilung des Seelenzustandes in Rücksicht der Zurechnungsfähigkeit den Aerzten zu überlassen, in der Voraussetzung, daſs diese, wegen ihrer Kenntniſs der (freilich nicht immer vorhandenen oder zu entdekkenden) somatischen Ursachen psychischer Krankheiten und ihrer durch häufigen Umgang mit Geisteskranken erworbenen Fertigkeit in Untersuchung derselben, hierzu am geschicktesten seyen. An den gerichtlichen Arzt wendet sich also der Richter in zweifelhaften Fällen und legt ihm die Frage vor, ob der Seelenzustand eines Menschen ihn zurechnungsfähig mache oder nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Beiträge zur Erkenntniſs u. Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände, von Dr. Joh. Christ. Aug. Clarus, Königl. Sächs. Hof- und Medicinalrath u. s. w.

(Fortsetzung.)

Diese Frage soll er mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten, eine Aufgabe, deren Lösung nicht selten mit groſsen Schwierigkeiten verbunden ist und den Arzt in Verlegenheit setzt, weil der Zustand, der die Zurechnungsfähigkeit aufhebt, sich nicht immer auf eine so unzweideutige Weise äuſsert, daſs über sein Vorhandenseyn, auch nach der sorgfältigsten ärztlichen Untersuchung, kein Zweifel statt finden könnte, und zwischen Gesundheit und Krankheit nicht nur überhaupt, sondern insbesondere auch in Beziehung auf psychische Krankheiten, in concreten Fällen eine scharfe Grenzlinie oft schwer zu ziehen ist. Wenn unter diesen Umständen der gerichtliche Arzt die auf eine entscheidende Antwort dringende Behörde befriedigen soll, kann er leicht zu Misgriffen in der Wahl der Mittel, sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, verleitet werden und, von einer einseitigen Ansicht von dem zu beurtheilenden Fall befangen, bei seiner Entscheidung auf Abwege gerathen. *Mitleidige*, zartfühlende Aerzte, die sich schwer entschlieſsen können, einen Menschen unglücklich zu machen oder gar auf das Schaffot zu bringen, suchen in solchen Fällen gewöhnlich den Seelenzustand des Inquisiten auf eine ihn möglichst entschuldigende Weise darzustellen, dem Defensor vorzuarbeiten und ihm sein Geschäft zu erleichtern; andere, denen das Wohl des Staats und die Sicherheit der Staatsbürger mehr am Herzen liegt, als das Schicksal Einzelner, setzen sich leicht über die Bedenklichkeiten hinaus, die über die vollkommene Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers vielleicht erhoben werden könnten, wenn sich ihnen, bei Untersuchung desselben, nicht gerade die deutlichsten Zeichen des Blödsinns, der Raserei oder einer anderen Krankheit, welcher die Nosologen einen bestimmten Namen beigelegt haben, auf den ersten Blick zu erkennen geben. Daſs in beiden Fällen durch die Antwort des Arztes auf die ihm vorgelegte Frage der Zweck, weshalb der Richter sich an ihn wendet, nicht erfüllt werden könne, bedarf keines Beweises. Jeder Versuch, über diesen schwierigen Punkt der gerichtlichen Medicin, der in neuern Zeiten ein Gegenstand mancher Controversen gewesen ist, Licht zu verbreiten, ist daher verdienstlich und, da der Zweck aller Untersuchungen über die Zurechnungsfähigkeit ein rein praktischer ist und darin besteht, ein allgemeines praktisch anwendbares Princip zu finden, nach welchem der Zustand der Seele, der Zurechnungsfähigkeit begründet oder aufhebt, zu beurtheilen ist, so erweckt schon der Umstand ein günstiges Vorurtheil für die gegenwärtige Schrift, daſs sie von einem Manne herrührt, der durch eine achtzehnjährige Erfahrung sich eine vertraute Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten seines Geschäfts und den Mitteln, sie zu besiegen und die Wahrheit zu ergründen, erworben hat, und diese Meinung wird durch den Inhalt derselben vollkommen gerechtfertigt. Sie enthält eine treffliche, durch lehrreiche Beispiele erläuterte Anleitung, wie der gerichtliche Arzt, unter Umständen, welche die Entscheidung über den Seelenzustand eines Menschen mehr oder weniger erschweren, sich zu verhalten habe, um dem Richter, dem er als berathender Gehülfe zur Seite steht, den richtigen Gesichtspunkt zu zeigen, aus welchem er die Handlungen eines Menschen, dessen Zurechnungsfähigkeit zweifelhaft ist, zu betrachten habe.

Die Eigenschaften, welche einen Menschen zurechnungsfähig machen, unter einen bestimmten allgemeinen Begriff zusammenzufassen, der den Richter, bei seinen Fragen, den Arzt bei seinen Antworten, als vermittelndes Princip zwischen beiden, sicher zu leiten vermöge,

Digitized by Google

und diesen Begriff mit einem Wort, das nicht durch vielseitige Bedeutung irre führen könnte, zu bezeichnen, ist dringend nothwendig, weil hierdurch allein ein Verständniſs zwischen dem Richter und Arzt möglich wird. Denn daſs diese Forderung durch den von Nasse (Zeitschrift f. d. Anthropologie 1826) vorgeschlagenen Ausweg, daſs der Richter den Arzt immer nach dem Vorhandenseyn einer bestimmten Krankheit, nämlich Blödsinn, Wahnsinn oder Tobsucht, fragen solle, umgangen werden könne, muſs Rec. mit dem Verf. bezweifeln, um so mehr, da über die Eintheilung, den Begriff und die Benennung der psychischen Krankheiten eine so groſse Verschiedenheit der Meinungen herrscht, daſs die subjektive Ansicht des Arztes oder die Schule, in welcher er gebildet wurde, einen groſsen Einfluſs auf die Beantwortung der ihm vorgelegten Frage haben werden, überdieſs es jedem Arzt, dem daran gelegen wäre, einen Inquisiten der gesetzlichen Strafe zu entziehen, wenn es nur darauf ankäme, den angeblich krankhaften Seelenzustand desselben mit einem bestimmten Namen zu bezeichnen, leicht seyn würde, den Richter durch eine willkührlich erfundene Terminologie zu täuschen, z. B. eine *mania occulta* oder die berüchtigte *manie sans delire* als Entschuldigungsgrund aufzustellen.

Zweckmäſsig beginnt daher der Verf. seine Schrift mit einer Erörterung die Frage, ob die von neueren Schriftstellern gebrauchten Ausdrücke: Freiheit und Unfreiheit den obersten Grund, der die Anwendung der Strafgesetze auf einen vorliegenden Fall zuläſst oder aufhebt, richtig bezeichnen. Er bestreitet die Zweckmäſsigkeit dieser Benennungen und glaubt, daſs es passender sey, Vernunft oder vernunftmäſsigen Gebrauch des Verstandes und Willens als die Eigenschaft zu betrachten, deren Daseyn oder Nichtdaseyn nachgewiesen werden müsse, so oft über die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen Zweifel entstehen. Da bei der Würdigung einer wissenschaftlichen Untersuchung billiger Weise die Worte in dem Sinne gebraucht werden müssen, welchen der Verfasser mit ihnen verbindet und es so mancherlei sehr von einander abweichende Begriffe von der Vernunft giebt, so will Rec. zuerst die zwei nicht ganz mit einander übereinstimmenden Definitionen anführen, welche hier von der Vernunft gegeben werden. S. 17. nennt sie der Verf. den Inbegriff aller Eigenschaften der menschlichen Seele, die den Menschen zum Menschen machen und ihn vom Thiere unterscheiden, die Grundeigenschaft, deren Wesen in dem Bedürfniſs und Streben nach Harmonie (d. i. nach Zusammenhang, Ordnung, Zweckmäſsigkeit, Wahrheit, Recht, Licht und Einheit) im Erkennen und Handeln besteht. Nach S. 41. ist sie das Vermögen, Vorstellungen in sich zu erwecken, zu verbinden und wirksam zu machen, Zwecke, Mittel und Folgen im Zusammenhange zu erkennen und die Kräfte des Geistes und Körpers selbstständig auf die Hervorbringung oder Unterlassung einer Wirkung in oder auſser sich zu richten. Sie hat eine doppelte Richtung: eine subjektive, den Verstand, der sich aufs Vorstellen und Erkennen, und eine objective, den Willen, der sich aufs Bestreben und Handeln bezieht. Diesen Begriffen gemäſs, betrachtet der Verf. die Freiheit als eine Aeuſserung der Vernunft oder des durch die Vernunft geleiteten Willens und meint, sie sei nicht die höchste Ursache oder Bedingung des zweckmäſsigen Handelns und der Mensch gelange zum Besitz derselben allein durch die Vernunft, das Freiheitsprincip sei daher nicht nur unzureichend, sondern auch zu den von seinen Vertheidigern angeführten Zwecken entbehrlich, denn Freiheit im juridischen Sinn und Zurechnungsfähigkeit seien gleichbedeutend, wenn man einen allgemeinen Ausdruck verlange, in dem sich die Bedingungen der Zurechnung vereinigen, so reiche das verständlichere und keinem Doppelsinne unterworfene Wort: Zurechnungsfähigkeit vollkommen hin. Gegen diese Gründe, durch welche der Verf. die Identität der Zurechnungfähigkeit mit dem, was man Freiheit im juridischen Sinn nennt (von der moralischen Freiheit oder Freiheit des Willens kann hier nicht die Rede seyn) beweiset, möchte sich schwerlich etwas einwenden lassen und, wenn man dem Verf. zugiebt, daſs die Aufgabe des gerichtlichen Arztes darin bestehe, die Gründe der Zurechnung anzugeben oder zu zeigen, in wie fern der Verstand des Handelnden Zweck, Mittel und Folgen der Handlung einzusehen und sein Wille die Kräfte der Seele und des Körpers auf die Vollbringung oder Unterlassung der Handlung zu richten vermögend sey, so ist wohl eben so wenig in Abrede zu stellen, daſs durch den Satz, der Mensch habe frei gehandelt, jene Aufgabe nicht genügend gelöset werde und daſs der Begriff der Freiheit zu Bezeichnung des Seelenzustandes, welcher die Zurechnungsfähigkeit begründet, nicht erschöpfend sei und die Frage, worin das Wesen dieses Zustandes bestehe, nicht befriedigend beantworte,

Digitized by Google

sondern die Beantwortung derselben nur weiter hinausschiebe. Ein anderer vom Verf. nicht angeführter Grund gegen den Gebrauch des Wortes Freiheit in gerichtlich-ärztlichen Verhandlungen möchte vielleicht in der Vieldeutigkeit dieses Wortes liegen. Denn, wenn gleich zwischen Freiheit im juridischen Sinn und moralischer Freiheit oder Freiheit des Willens überhaupt ein so wesentlicher Unterschied statt findet, daſs nicht wohl angenommen werden kann, ein Arzt werde beide Begriffe mit einander verwechseln oder in dem Grade Determinist seyn, daſs er ein Verbrechen bloſs aus dem Grunde zu entschuldigen suchen werde, weil der Mensch bloſs das willenlose Werkzeug einer höhern Macht oder eines unabänderlichen Verhängnisses sei; so glaubt Rec. doch nicht zu irren, wenn er vermuthet, daſs manche, die Begriffe weniger scharf unterscheidende Aerzte, indem ihnen die dunkle Idee von dem Unvermögen des menschlichen Willens, gewaltsamen äuſseren Antrieben zu gewissen Handlungen zu widerstehen, vorschwebt, wenn ihnen die Frage, ob ein Mensch frei oder unfrei gehandelt habe, vorgelegt wird, verleitet werden könnten, die Möglichkeit einer Beschränkung der Freiheit im juridischen Sinne, z. B. durch Leidenschaften oder andere auf das Gemüth heftig wirkende Einflüsse, durch Krankheitsgefühle und andere körperliche Verhältnisse, zu weit auszudehnen, und diese Vermuthung scheint durch manche Gutachten gerichtlicher Aerzte und die auf denselben gegründeten Urtheile einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu erhalten.*

Wenn aber die Vieldeutigkeit des Wortes Freiheit als ein Grund angesehen werden kann, der es nicht rathsam macht, die Zurechnungsfähigkeit von ihr abzuleiten, so ist nicht zu leugnen, daſs dieser Einwurf auch den Vorschlag des Verf. trifft, den normalen Vernunftgebrauch als Merkmal der Zurechnungsfähigkeit zu betrachten. Denn es giebt wohl keinen Begriff in der Philosophie, über dessen Bestimmung so wenig Uebereinstimmung herrschte, als der Begriff der Vernunft; ein allgemeiner Gebrauch desselben zur Verständigung zwischen dem Richter und Arzt würde also schon aus diesem Grunde mit Schwierigkeiten verbunden und nicht geeignet seyn, alles Schwankende aus dem Begriff der Zurechnungsfähigkeit zu entfernen und, halten wir uns streng an die oben angeführten Definitionen des Verfs. von der Vernunft, so möchte leicht zu erweisen seyn, daſs es Zustände giebt, die, wenn sie gleich keine Zurechnungsfähigkeit gestatten, doch den Gebrauch der Vernunft, in dem vom Verf. gegebenen Sinn, keinesweges ausschlieſsen. Wenn z. B. ein an religiösem Wahnsinn leidender Mensch einen Todtschlag begeht, indem er von der fixen Idee beherrscht wird, ein höheres Wesen nöthige ihn, einen Menschen zu tödten, weil dessen Seelenheil oder sein eigenes davon abhänge, oder irgend ein wichtiger, religiöser oder sittlicher Zweck dadurch erfüllt werde, so würde kein billiger Richter einen solchen Menschen für zurechnungsfähig halten. Daſs aber die Vorstellung, die ihn zu dieser That verleitete, eine vernunftwidrige gewesen sei, würde wenigstens aus dem von dem Verf. aufgestellten Begriff von Vernunft keinesweges folgen. Denn gerade durch die Möglichkeit, in einen solchen Wahn zu verfallen, nicht durch die Freiheit vor demselben im gesunden Zustande, unterscheidet sich der Mensch vom Thiere. Auch würde sich einem solchen Menschen ein Bedürfniſs und Streben nach den Eigenschaften, welche der Verf. S. 12. mit dem Ausdruck Harmonie bezeichnet, nicht absprechen lassen; denn dieses Streben liegt eben den Handlungen des vom religiösen Wahnsinn Ergriffenen zum Grunde und eben so wenig fehlt ihm das Vermögen, Vorstellungen in sich zu erwecken, zu verbinden und wirksam zu machen, Zweck, Mittel und Folgen im Zusammenhange zu erkennen und die Kräfte des Geistes und Körpers selbstständig auf die Hervorbringung oder Unterlassung einer Wirkung in oder auſser sich zu richten, welches der Verf. S. 41. als ein Merkmal der Vernunft angiebt; denn Menschen dieser Art handeln keinesweges planlos, sie erkennen die Zwecke, Mittel und Folgen ihrer Handlungen, auch die durch das Gesetz bestimmten Folgen derselben, die sie aber nicht fürchten, weil sie das göttliche oder Sittengesetz, dessen sie sich allerdings bewuſst sind, durch ihre That erfüllen zu müssen glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

XII.

Henrici Eduardi Foſs Ph. D. de Gorgia Leontino Commentatio. Interpositus est Aristotelis de Gorgia liber, emendatius editus. Hal. Sax. 1828. 8. 186 S.

Eine eben so fleiſsige, und philologischen Scharfsinn entwickelnde, als mit jugendlicher Bescheidenheit dargebotene Monographie über den berühmten Redner und Sophisten. Der Verf. der in derselben seine erste literarische Arbeit dem Publikum

Digitized by Google

vorlegt, hat nichts Interessantes unberührt gelassen, was seinen Gegenstand betrifft, und was er vorfand fleiſsig benutzt, um denselben in ein helleres Licht zu stellen. Er häuft nicht auf eine nutzlose und nur scheinbar gelehrte Weise seine Citate, sondern wählt sie mit Einsicht aus; kann aber doch dem Vorwurf nicht entgehen, theils manche Nebensachen zu ausführlich behandelt zu haben (wie z. B. was über Empedokles bei Gelegenheit des Verhältnisses zwischen diesem und Gorgias zu sagen war) theils auch seine nächsten Vorgänger in dieser Untersuchung nicht gehörig berücksichtigt zu haben. Letzteres ist der Fall mit der Abhandlung von Grel in den *Nov. Actis litterar. societat. Rheno-Traject.* 1823, welche unser Verf. nur nach andern citirt.

Herr F. verbreitet sich zuerst über die Lebensumstände des Gorgias, und sucht gestützt auf eine Stelle des Xenophon (*de expedit. Cyri II*, 6, 16. in welcher erzählt wird, daſs der Böoter Proxenus, bevor er sich zum Cyrus nach Asien begeben, des Gorgias Unterricht und Umgang benutzt habe, in Verbindung mit einer Stelle des Quinctilian über die Lebensdauer des Gorgias zu erweisen, daſs er Ol. 71, 1. geboren und um 98 Ol. 1. gestorben sey. Sonach ist es auch nicht wahrscheinlich, daſs G. Schüler des Empedokles, das Wort im strengern Sinne genommen, gewesen, da dieser ein jüngerer Zeitgenosse des Anaxagoras war (die Stelle des Simplicius, die hierbei der Verf. anführt, scheint aus *Arist. metaph. I*, 3. geflossen zu seyn) — wenn gleich die Zeugnisse der Alten darauf hinweisen, daſs Gorgias viel von ihm angenommen habe. Auch über das Verhältniſs des G. zum Tisias urtheilt der Verf. sehr richtig. Schwankender ist sein Urtheil über Platon, dem er S. 27. u. 28. bald eine *invidia* gegen G. beilegt, bald sie wieder in einen edlen Wetteifer verwandelt. Daſs aber diese *invidia* auch durch die Schätze, welche G. durch Ausübung seiner Kunst sich erworben, erregt worden sey, ist durch kein Zeugniſs der Alten zu erweisen. Zu ausführlich wird der Verf. indem er den Einfall Süvern's, daſs Gorgias und Polus unter der Rolle des Euelpides und Pisthetaerus in den Vögeln des Aristophanes gemeint seyen, bekämpft.

Der zweite Abschnitt des Schriftchens handelt (von S. 39.) von der Sophistik und Beredsamkeit des Gorgias. Der Grund, aus welchem G. den Namen Sophist verschmäht haben soll, weil ihn nehmlich schon Protagoras sich angemaſst (S. 41.) ist nicht haltbar; den bessern Grund hat der Verf. auf derselben Seite aus Plato (*Gorg. p.* 456. *A.*) angeführt, welcher von der Rednerkunst sagt: *ἁπασας τας δυναμεις συλλαβουσα ἀφ' αυτη εχει*, wobei man zugleich die italische Abstammung dieser Kunst (*Cic. Brut. XII. de invent. I*, 5.) mit in Betracht ziehen kann, wie dieses der Verf. an einer andern Stelle (S. 45.) gethan hat. Wäre aber Obiges der Grund, warum G. den Namen Sophist nicht tragen wollte, so wäre ja die Rivalität, welche Tennemann (S. 375. alte Ausgabe) ihm vorwarf, und wobei er vielleicht auf die dem Protagoras zuerst beigelegten *locos communes* (*Cic. Brut. XII.*) und auf die auch von Hrn. F. angeführte Stelle des Plato (*Protag. p.* 334. *E.*) sah, nicht ungegründet. Was übrigens den Unterschied zwischen G. und andern Sophisten betrifft, so muſs doch auch Herr F. annehmen, daſs G. von einem andern Punkte aus als Protagoras und die ihm zur Seite stehenden Sophisten denselben Zweck verfolgt habe, der in dem allgemeinen Begriffe der Sophistik liegt. Eben deshalb konnte ihn auch der spätere Philostratus Vater der Sophistik nennen, worauf der Verf. übrigens zu viel Gewicht legt. — Aus einigen von den Alten angeführten Aussprüchen des G. über weibliche Tugend, über die Freundschaft u. s. w. glaubt ferner der Verf. schlieſsen zu können (S. 58.), *acute et subtile Gorgiae fuisse ingenium, et facile inde arrogantiae, qua omnium rerum scientiam ex cognitionem profitebatur, excusationem inveniri.* Nachher sagt der Verf. sogar ausdrücklich: *saepe, ubi voluntatem* (*sic*) *facultas deerat, sententiae erant tritae et vulgares frigidaeque.* Weit mehr wird des Gorgias Scharfsinn durch die später von dem Verf. ausführlicher behandelte Schrift *περι φυσεως* bezeugt; die aus jenem Scharfsinn zu ziehende Entschuldigung können wir jedoch nicht anerkennen, wohl aber müssen wir in seinem dialectischen Scharfsinn dieselbe Ausartung, wie in seiner Redekunst erblikken, womit wir auch ein festeres Urtheil über den Charakter des G., als jenes des Verfs., gewinnen.

Nachdem der Verf. ferner von der Art der Beredtsamkeit des G., von seinen Erfindungen in der Rhetorik (von S. 50.) von seinen Schülern in der Redekunst gesprochen; handelt er von seinen Schriften (von S. 62.); zuerst von den Ueberresten der Reden mit manchem Blick in die Geschichte der Rhetorik — die Vertheidigung des Palamedes wird mit guten Gründen für unächt erklärt, das Lob der Helena bleibt zweifelhaft. —

Der gröſsere Theil des Buchs nun beschäftigt sich mit der genannten philosophischen Schrift, der man den Titel gibt *περι φυσεως ἠ του μη οντος*. Der Verf. gibt nehmlich erst einen verbesserten Text der beiden Capitel, welche in der aristotelischen Schrift, die sonst den Titel führte *de Xenophane, Zenone et Gorgia* von dem letztern theils auszugsweise, theils beurtheilend handeln; dann folgen Anmerkungen zu denselben (S. 115—170.) dann ein Commentar dazu, der weit bequemer mit den Anmerkungen selbst hätte verbunden werden können. In diesem Theile zeigt sich der kritische Scharfsinn des Verfs. am meisten, im Suppliren und Emendiren des verdorbnen Textes; doch wünschten wir sehr, daſs er sich C. D. Beck's *var. lectiones libelli Aristotel. de Xenoph. Z. et G. e Cod. Lips. Lips.* 1793. 4. zu verschaffen gesucht hätte, bevor er an die kritische Bearbeitung dieser Capitel gegangen wäre, da dieses Programm eine genaue Collation der wichtigen Leipziger Handschrift über jene Abhandlung des Aristoteles enthält. Auch würde es zweckmäſsig gewesen seyn, wenn der Verf. das, was uns Sextus aus jener Schrift mittheilt, zur schnellen Vergleichung hätte neben Aristoteles Bericht abdrucken lassen. Dabei würde auch der Leser sich noch mehr überzeugt haben, daſs das Zeugniſs der aristotel. Schrift hier vorzuziehen ist, obgleich man darum den Sextus nicht so sehr geringschätzen darf, wie der Verf. zu thun scheint.

A. Wendt.

Digitized by Google

Nro. 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Beiträge zur Erkenntniſs u. Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände, von Dr. Joh. Christ. Aug. Clarus, Königl. Sächs. Hof- und Medicinalrathe u. s. w.

(Fortsetzung).

Wenn der Verfasser diesem Einwurf dadurch zu begegnen sucht, daſs er behauptet, bei dem fixen Wahnsinn sei der Vernunftgebrauch in so fern aufgehoben, als den, der Form nach, vernünftigen Aeuſserungen der Seelenthätigkeiten eine unvernünftige Vorstellung, als Stoff, zum Grunde liege, so möchte zuvörderst wohl überhaupt die Frage seyn, ob von einem blos formellen Gebrauch der Vernunft die Rede seyn kann und überdieſs glaubt Rec. so eben erwiesen zu haben, daſs unter den Attributen, die der Verf. der Vernunft beilegt, keines zu finden sei, das in dem vorhin angeführten Beispiel die Handlung des Wahnsinnigen, auch dem Stoff nach, als vernunftwidrig charakterisire. Der Verf. könnte zwar dagegen einwenden, daſs solchen Kranken (was allerdings bei ihrem Mangel an Besonnenheit nicht geläugnet werden kann) doch der gehörige Gebrauch des Verstandes fehle und daſs, nach seiner S. 13. aufgestellten Meinung, der Verstand nichts *anderes*, als eine Richtung der Vernunft sei, folglich *ein unverständiges* Handeln nothwendig zugleich ein vernunftloses seyn müsse. Rec. zweifelt indeſs, ob diese Ansicht von dem Verhältniſs des Verstandes zu der Vernunft die richtige sey, überläſst aber den Psychologen, hierüber zu entscheiden.

Es möchte also wohl das Problem, die subjectiven Bedingungen der Zurechnungsfähigkeit unter einen abstracten Begriff zusammen zu fassen, durch die Bemühungen des Verfs. so wenig, als durch frühere Versuche, vollständig gelöset seyn, und bei diesem Mangel an einem allgemein angenommenen Grundprincip für die Beurtheilung des Seelenzustandes, welcher einen Menschen zurechnungsfähig macht, kann es nicht auffallend seyn, wenn die Acten der Criminalprocesse so häufig Beispiele von Miſsgriffen enthalten, die sich die Juristen bei ihren Fragen und die Aerzte bei Ausstellung ihrer Gutachten zu Schulden kommen lieſsen und daſs über die auf den Seelenzustand eines und eben desselben Verbrechers gegründete Schuld und Bestrafung desselben bisweilen ganz entgegengesetzte Urtheile gefällt werden, wovon auch in dieser Schrift ein merkwürdiges Beispiel enthalten ist. Mit Recht macht aber der Verf. darauf aufmerksam, daſs nicht der Mangel an einem allgemeinen vermittelnden Princip allein die oft schwankenden Urtheile der Aerzte über die Zurechnungsfähigkeit veranlaſst, sondern nicht selten andere Ursachen, die zum Theil in einer fehlerhaften Abfassung der dem Arzte vorgelegten Fragen gegründet sind, ein bestimmtes Urtheil erschweren oder unmöglich machen. Besonders ist Rec. ganz mit dem Verf. einverstanden, wenn er, gegen die Meinung der meisten Juristen, behauptet, daſs bloſse Unterredungen mit dem Inquisiten, besonders wenn sie unter ungünstigen Umständen, z. B. in Gegenwart von Gerichtspersonen, welche die Minuten bis zur Beendigung dieses ihnen lästigen Geschäfts zählen, vorgenommen werden, zu einer richtigen Erforschung seines Seelenzustandes nicht hinreichen, daſs vielmehr oft Umstände und Thatsachen, zu deren Erforschung der Richter allein die nöthigen Mittel in den Händen hat, und worüber die Angaben des Exploranden selbst unzuverlässig sind, auf das ärztliche Urtheil den wichtigsten Einfluſs haben, z. B. erbliche Anlage, angeborne Temperamentsfehler, Verstandesschwäche, unverschuldete Unwissenheit, frühe Gewohnheiten und Laster, schwere Krankheiten, Unglücksfälle. Besonders glaubt Rec. daſs eine solche Beschränkung der Untersuchung des Inquisiten auf blosse Unterredungen mit demselben in den Fällen unzureichend ist, wenn Verdacht eines periodischen oder solchen Wahnsinns vor-

Digitized by Google

handen ist, bei welchem der Kranke von Einer fixen Idee beherrscht wird, welche ihn nicht hindert, in Beziehung auf andere Gegenstände vollkommen logisch richtig zu urtheilen und zu schlieſsen; denn in solchen Fällen kann man oft lange mit einem Kranken dieser Art sprechen, ohne von seiner Verrücktheit etwas gewahr zu werden, bis man etwa zufällig die miſsgestimmte Saite berührt, die seine Krankheit offenbart. Aber auch die sorgfältigste Untersuchung und Berücksichtigung aller Umstände wird nicht hindern, daſs nicht der gerichtliche Arzt, bei Anwendung des allgemeinen Begriffs, in welchem er die Bedingungen der Zurechnungsfähigkeit als Freiheit, ungestörten Vernunftgebrauch oder unter einem anderen Namen zusammenfaſst, auf einzelne Individuen, bisweilen in Verlegenheit gerathen sollte und nur Männer, die den Scharfsinn, die Erfahrung, Gewandtheit und überhaupt ein so entschiedenes Talent für ihren Beruf besitzen, wie der Verf., sind im Stande, in Fällen, in welchen die Unzulänglichkeit der vorhandenen Thatsachen ein entscheidendes Urtheil erschwert, sich diesen Schwierigkeiten geschickt zu entwinden, sich mit dem Richter zu verständigen, und ihn, so gut als es auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft möglich ist, zu befriedigen, vorausgesetzt, daſs der letztere ihm sein volles Zutrauen schenkt und wissenschaftliche Bildung und Geistesfähigkeiten genug besitzt, um seine Entscheidungsgründe gehörig fassen und würdigen zu können. Daſs der Verf. sich eines solchen günstigen Verhältnisses zu seiner Behörde erfreue, beweisen die Gerechtigkeit mit Milde vereinigenden Strafurtheile derselben, welche in dieser Schrift angeführt sind.

Rec. wendet sich nun von diesen allgemeinen Untersuchungen zu den einzelnen hier erzählten, gröſstentheils sehr interessanten und reichen Stoff zum Nachdenken liefernden Rechtsfällen und den lehrreichen Bemerkungen, welche der Verf. an dieselben anknüpft. In dem ersten der hier mitgetheilten Gutachten wuſste der Verf. durch eine zwar willkürliche, aber doch dem Zweck, den die Richter vor Augen hatten, ohne Zweifel vollkommen entsprechende Deutung der ihm vorgelegten Frage sich der Verlegenheit zu entziehen, in welche ihn eine Beantwortung derselben, wenn er sich streng an die Worte gehalten hätte, versetzt haben würde. Ein nicht ungebildeter Mensch, der in der Kindheit die Krätze, dann Epilepsie, später verschiedene andere Krankheiten gehabt, sich dem Trunk ergeben und ein unstätes, herumschweifendes Leben geführt hatte, hierdurch in einen Zustand von Erniedrigung herabgesunken war, den sein reizbares Gemüth tief empfand und dessen Glaube an Bedeutung der Träume durch mancherlei Lesereien, besonders eine Schrift von Jung-Stilling, genährt worden war, wurde Visionär, glaubte mancherlei Stimmen zu hören, wodurch er bewogen wurde, durch einen Schnitt in den Hals einen Versuch zum Selbstmord zu machen, dessen Vollführung ihm jedoch nicht gelang. Endlich legte er Feuer an, angeblich in der Absicht, sich als Sträfling in einer Straf- oder Zuchthausanstalt eine Versorgung zu verschaffen. Es wurde nun dem Verf. die Frage vorgelegt: ob Inquisit, zur Zeit der von ihm verübten That, durch körperliche oder geistige Krankheit völlig verhindert gewesen sei, mit Willensfreiheit zu handeln. Bei der Beantwortung dieser Frage nimmt der Verf. an, es sei der Zweck derselben auf Bestimmung des Grades der Willensfreiheit oder des Vernunftgebrauchs gerichtet, weil sie, im buchstäblichen Sinn genommen, alle die zahllosen Mittelstufen, welche zwischen den Grenzen des naturgemäſsen Gebrauchs des Verstandes und Willens und der völligen Aufhebung desselben in der Mitte liegen, auszuschlieſsen scheine, und urtheilt, mit Rücksicht auf den körperlichen und Seelenzustand des Inquisiten und seine Handlungen vor, bei und nach der That, daſs keinesweges angenommen werden könne, daſs derselbe bei der Brandstiftung durch körperliche oder geistige Krankheit völlig verhindert gewesen, mit Willensfreiheit zu handeln, daſs sich jedoch, mit der in strafrechtlichen Fällen erforderlichen Gewiſsheit, nicht in Abrede stellen lasse, daſs er, bei der Brandstiftung, durch geistige oder körperliche Krankheit verhindert gewesen sei, mit völliger Willensfreiheit zu handeln. Dieses letztere Urtheil gründet der Verf. vorzüglich auf den nachtheiligen Einfluſs, den der Misbrauch geistiger Getränke auf den Seelenzustand des Inquisiten gehabt haben müsse. Hier gelang es also dem umsichtigen und gewandten Verf. blos durch die veränderte Stellung, die er dem in der Frage gebrauchten Wort völlig gab, den wahren Seelenzustand des Inquisiten, über welchen er urtheilen sollte, richtig zu bezeichnen; denn offenbar sucht er hierdurch den Richtern einen Wink zu geben, seine Meinung sei keinesweges, die Zurechnungsfähigkeit des Inquisiten ganz unbedingt und auf eine ihn aller Strafe entziehende Weise zu läugnen.

Digitized by Google

Um die Leser in Stand zu setzen, zu beurtheilen, ob der Verf. bei diesem Ausspruch ganz consequent und seinen weiter unten aufgestellten Grundsätzen gemäſs verfahren sei, will Rec. sogleich die geschichtliche Darstellung eines anderen Rechtsfalles einschalten, welcher den Verf. zu einer Erörterung der Frage veranlaſst, ob die Annahme eines somatisch-psychischen Mittelzustandes, der die Zurechnung zwar nicht vollkommen gestattet, aber auch nicht vollkommen aufhebt, praktisch nützlich und nothwendig sei. Ein Handarbeiter L. von unbescholtenem Lebenswandel, der lange in den Ruf gestanden hatte, daſs er schwachsinnig, zu Zeiten nicht recht gescheut im Kopfe sei, oder manchmal fixe Ideen habe, weil er oft mit groſser Sorgfalt am Elbufer Steine aufsuchte, in der Meinung, sie wären Steine von Werth, auch ein Paarmal durch Sinnestäuschung und aufgeregte Phantasie zu unverständigen, Aufsehen erregenden Reden verleitet worden war, lebte mit einem anderen Handarbeiter P. zusammen, der als ein Mann von wildem, abschreckenden Ansehen und überaus heftiger, jähzorniger und boshafter Gemüthsart beschrieben wird und von welchem er manche Kränkungen erdulden muſste. Eines Abends fuhr P. den schon im Bette liegenden L. mit drohenden Worten an, worauf dieser, aus Furcht vor den zu erwartenden Thätlichkeiten, aufsprang, ein Messer ergriff und dem P. einen Stich in die Brust versetzte, angeblich in der Absicht, ihn zu schrecken und abzuhalten, daſs er nicht zu nahe an das Bett komme. Am folgenden Tage wurde P. todt im Bette gefunden und L. gestand die That unumwunden ein. Die Richter der ersten Instanz hielten das Gutachten des Physicus, daſs der Inquisit nicht vollkommen zurechnungsfähig sei, für nicht hinreichend begründet, weil seine aufgeregte Phantasie im Augenblicke der That ihn nicht in den Zustand gänzlicher Sinnlosigkeit, Bewuſstlosigkeit und Unfähigkeit des Vernunftgebrauches versetzt habe, auch mit Gewiſsheit behauptet werden könne, daſs bei ihm weder Wahnsinn, noch Blödsinn, noch Melancholie statt finde, und erkannten (weil sie, nach ihren beschränkten Ansichten, dem Seelenzustand des Inquisiten keine bestimmte Stelle in dem nosologischen System der psychischen Krankheiten anzuweisen wuſsten) auf die Todesstrafe. Das zweite Spruchcollegium legte hierauf der medicinischen Facultät zu Leipzig die Frage vor, ob L. mit unumstöſslicher Gewiſsheit für geistesgesund und also für vollkommen zurechnungsfähig, oder für gemüthskrank und folglich imputationsunfähig zu erklären, oder ob es nicht vielmehr, nach den durch die Natur- und Heilkunde gemachten Erfahrungen, ein somatisch-psychischer Mittelzustand, bei dessen Daseyn man genöthigt werde, eine zwar nicht vollkommene, aber auch nicht ganz ausgeschlossene Zurechnungsfähigkeit unterzustellen, theils überhaupt sich rechtfertigen lasse, theils und insbesondere in Beziehung auf den Inquisit L. anzunehmen sei. Hierauf stellte der Verf. das Gutachten aus: es könne mit der in criminalrechtlichen Fällen erforderlichen Gewiſsheit nicht behauptet werden, daſs L. geistesgesund und also zurechnungsfähig sei, der in der Frage beschriebene Mittelzustand könne aber nicht angenommen werden. Die Gründe, welche der Verf. für die letztere Behauptungen anführt, bestehen wesentlich in folgendem: in Fällen, in welchen die Zurechnungsfähigkeit zweifelhaft ist, kann ärztlicher Seits kein Ausspruch erfolgen, als daſs entweder überhaupt oder bis nach gehöriger Erörterung der dazu nöthigen Umstände, mit Gewiſsheit sich nicht bestimmen lasse, ob die in Frage stehende Person ihrer Vernunft mächtig sei, oder nicht; gerichtliche Aerzte und Medicinalcollegien seien, bei Beurtheilung des Seelenzustandes, in dem eine That begangen worden, nicht blos befugt, sondern auch verpflichtet, alle Entschuldigungsgründe, in so fern sie durch medicinische Einsichten erkannt werden, auch ungefragt geltend zu machen; jede Abnormität der Seele und des Körpers sei Krankheit, folglich müsse jeder Mittelzustand, der weder Gesundheit, noch Krankheit sei, geläugnet werden; eine Bestimmung der Grade der Zurechnung oder der Zurechnungsfähigkeit sei auf ärztlich-psychologischem Wege nicht möglich, weil jeder Seelenzustand, der als fortdauernde Seelenstörung erkannt wird, ohne Rücksicht auf das Mehr oder Minder der Störung, die Zurechnung ganz und vollkommen aufhebe und es nicht möglich sei, abzumessen, wie weit die Verirrung gehen könne und wie viel oder wenig Kraft zur Selbstbestimmung, für die einzelnen Grade dieser Störungen, wie sie sich in der äuſseren Erscheinung darstellen, und für jeden einzelnen Zeitpunct derselben übrig bleibe, und dasselbe von den körperlichen Zuständen gelte, welche, ohne Seelenkrankheiten zu seyn, dennoch, für die Zeit ihrer Dauer, einen normalen Gebrauch der Seelenthätigkeiten nicht zulassen, z. B. von den Entwicklungsperioden.

Digitized by Google

Rec. gesteht, diese Beweisführung des Vfs. dafs es unzulässig sey, Grade der Zurechnungsfähigkeit anzunehmen, mit dem eben angeführten ersten Gutachten des Vfs. nicht ganz in Uebereinstimmung bringen zu können. Denn, indem der Vf. in diesem Gutachten voraussetzt, dafs der Zweck der ihm vorgelegten Frage auf Bestimmung des Grades des Vernunftgebrauchs gerichtet sey, weil die Frage, im buchstäblichen Sinn genommen, alle die Mittelstufen zwischen den Grenzen des naturgemäfsen Gebrauchs des Verstandes und Willens und der völligen Aufhebung desselben ausschliefse, und dann urtheilt, es sey mit Gewifsheit nicht in Abrede zu stellen, dafs der Inquisit durch geistige und körperliche Krankheit verhindert gewesen sey, mit völliger Willensfreiheit d. i. mit vollem Gebrauche seiner Vernunft zu handeln, hat er offenbar andeuten wollen, der Inquisit habe doch einigermafsen oder in einem gewissen Grade den Gebrauch der Vernunft gehabt. Da nun, nach der oben mitgetheilten Erörterung des Begriffs der Zurechnungsfähigkeit, dieselbe, nach des Vfs. Meinung, von dem ungestörten Vernunftgebrauch abhängt, sich zu diesem verhält, wie Wirkung zur Ursache und der Vf. bei Darlegung der sein Urtheil motivirenden Gründe, mit klaren Worten von Graden des Vernunftgebrauchs spricht, so giebt er dadurch offenbar stillschweigend auch Grade der Zurechnungsfähigkeit zu. Rec. ist jedoch weit entfernt, den Vf. deshalb zu tadeln, dafs er in diesem Gutachten von seiner im allgemeinen ausgesprochenen Meinung, dafs die Annahme solcher Grade fehlerhaft sey, um des praktischen Zwecks willen abgewichen ist. Denn, wenn gleich mit dem Vf. die meisten Rechtslehrer und Schriftsteller über gerichtliche Medicin den Grundsatz festhalten, dafs es keine Grade der Zurechnungsfähigkeit, wohl aber Grade der Schuld gebe, welche zu bestimmen und als Milderungsgründe der Strafe zu benutzen, allein dem Richter zukomme, so ist doch nicht zu läugnen, dafs dieser die in dem Seelenzustande des Verbrechers liegenden Gründe, welche die Schuld vermindern (von andern kann hier nicht die Rede seyn) allein von dem Arzte, welchem herkömmlich die Untersuchung des Verbrechers in dieser Hinsicht übertragen wird, erfahren kann und wenn der Richter durch das Gutachten desselben bewogen wird, den Verbrecher für weniger schuldig zu halten und die auf sein Verbrechen gesetzte Strafe zu mildern, so kann er es nur deswegen thun, weil er überzeugt wurde, dafs der Verbrecher nicht vollkommen zurechnungsfähig oder, mit andern Worten, ein geringeren Grad der Zurechnungsfähigkeit vorhanden war. Wenn daher die richterlichen Behörden darauf bestehen, dafs der Arzt sich immer nur auf die einfache und unbedingte Beantwortung der Frage, ob ein Mensch in Rücksicht seines Seelenzustandes zurechnungsfähig sey, oder nicht, beschränken solle und es für einen Eingriff in ihr Gebiet halten, wenn er sich damit nicht begnügt, sondern, um den Grad der Schuld des Verbrechers zu bestimmen, den psychischen Zustand desselben genauer analysirt und die Entstehung des Verbrechens aus ihm zu entwickeln sucht, so ist es nicht die Schuld des Arztes, sondern die ihrige, wenn sie bei ihren Urtheilen von einem falschen Gesichtspunkt ausgehen. Auf eine überzeugende Art beweiset dieses die Geschichte des Todtschlägers L. der, auf den oberflächlichen Bericht des Physicus, der ihn zuerst untersuchte, zum Tode, von einer andern Behörde aber, mit Berücksichtigung des vom Vf. ausgestellten gründlichern und ausführlichern Gutachtens, nur zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde.

Die zuerst erzählte Geschichte eines Brandstifters veranlafst den Vf. über die Epilepsie, die Trunkenheit und die Sinnestäuschungen, in Beziehung auf die gerichtliche Medicin, einige Reflexionen einzuschalten, in welchen er diese Gegenstände mit einer musterhaften, von ungemeinem Scharfsinn und richtiger Beobachtung zeugenden Gründlichkeit erörtert und manche irrige Ansichten berichtigt. Den Einflufs der Epilepsie auf die Zurechnungsfähigkeit, welchen Platner viel zu weit ausdehnte, sucht der Vf. in seine gehörigen Schranken und auf fest bestimmte Grundsätze zurückzuführen. Nicht blos, wie sich von selbst versteht, während des Paroxysmus, sondern auch in dem Zustand von Manie oder Blödsinn, welcher bisweilen nach dem Anfall eintritt, so wie bei der Betäubung, Schwere des Kopfs, Gedankenlosigkeit, Schwäche des Gedächtnisses, welche dem Anfall der Krankheit vorhergehen oder folgen, sind die Handlungen und Unterlassungen weder zurechnungsfähig, noch rechtsgültig.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

Beiträge zur Erkenntniſs und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzustände, von Dr. Joh. Christ. Aug. Clarus, Königl. Sächs. Hof- und Medicinalrathe u. s. w.

(Schluſs.)

Fortdauernde Spuren von Bosheit und Stumpfsinn auſser dem Anfalle heben die Zurechnungsfähigkeit auf bei Handlungen, welche die Kranken in einer Aufwallung von Zorn oder einer anderen Leidenschaft begangen haben oder bei denen sich Mangel an richtigem Urtheil zeigt; bei andern Verbrechen, welche Vorbedacht und Ueberlegung voraussetzen, kann die Krankheit als ein Milderungsgrund betrachtet werden. Fehlen vor und nach den Anfällen alle Zeichen einer krankhaft veränderten Gemüthsart, so bleibt dennoch die Möglichkeit übrig, daſs diese Zeichen, wegen ihres geringeren Grades, unbemerkt geblieben seyn können und daſs dergleichen Kranke den plötzlichen Antrieben zu leidenschaftlichen Handlungen weniger Widerstand entgegen zu setzen vermögend sind, als Gesunde. Dieſs hebt die Zurechnungsfähigkeit nicht auf, dient aber als Milderungsgrund der ordentlichen Strafe. Wenn epileptische Personen in den Zwischenräumen ihrer Anfälle frei von allen Spuren einer durch die Krankheit veränderten Seelenthätigkeit oder Seelenstimmung sind, oder wenn einzelne, in früheren Zeiträumen des Lebens, auf nicht mehr fortdauernde Veranlassungen eingetretene epileptische Anfälle durchaus weder körperliche, noch geistige Wirkungen zurückgelassen haben, wird die Zurechnungsfähigkeit nicht aufgehoben.

Durch eine ähnliche scharfe Bestimmung und Unterscheidung der Begriffe, ist es dem Vf. gelungen, die oft zweifelhafte Beantwortung der Frage, in wie fern in Rechtsfällen auf die Trunkenheit Rücksicht zu nehmen sey, auf fest bestimmte Regeln zurückzuführen. Bei Beurtheilung eines im Zustande der Trunkenheit begangenen Verbrechens muſs unterschieden werden zwischen der Zurechnung der Trunkenheit und der Zurechnung des Verbrechens und es sind hiernach drei Fälle möglich: 1) es findet volle Zurechnung beider statt, wenn sich ein Mensch in der Absicht, die Stimme der Vernunft zu übertäuben oder sich zu einem vorbedachten Verbrechen anzureizen oder zu Vollziehung seiner Pflicht unfähig zu machen, berauscht, 2) die Zurechnung, sowohl in Beziehung auf die Trunkenheit, als die in derselben begangenen Handlungen, wird gänzlich aufgehoben, wenn ein dem Trunke nicht ergebener Mensch durch eine dem Getränk ohne sein Wissen beigemischte berauschende Substanz oder durch unverschuldete ihm nicht bekannte Nebenumstände in den Zustand der Trunkenheit versetzt worden ist, 3) es bleibt blos volle Zurechnung des Vergehens der Trunkenheit übrig, die Schuld der in derselben begangenen Handlungen oder Unterlassungen aber wird in dem Grade vermindert, als der Vernunftgebrauch durch die Trunkenheit mehr oder weniger aufgehoben, die Verletzung des Rechtsgebietes gröſser oder geringer, die Anreizung zu einem Verbrechen gröſser oder geringer gewesen ist. Die ferneren lehrreichen Bemerkungen über die Berücksichtigung der anhaltenden Wirkungen des fortgesetzten Genusses hitziger Getränke in Beziehung auf das Seelenleben (Trunkfälligkeit, *ebriositas*) und des krankhaften, unwiderstehlichen Bedürfnisses nach denselben (Trunksucht, *dipsomania*) bei Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit übergeht Rec. um diese Anzeige nicht ungebührlich zu verlängern und beschränkt sich auf eine kurze Angabe der Ideen des Vfs. über Sinnestäuschungen und Sinnenwahn, welche in der Trunkenheit, aber auch sonst, häufig vorkommen. Die Sinnestäuschungen leitet er von einer Veränderung der Reizempfänglichkeit in den zur Aufnahme sinnlicher Eindrücke bestimmten Organen und im Gehirne selbst und von ungewöhnlichen, im Uebermaſs vermehrten oder entzogenen Reizen ab. Eine

Digitized by Google

der gewöhnlichsten Ursachen ist vermehrte Turgescenz der Hirngefäſse, besonders der Venen, wobei der Druck der Gefäſse auf die Hirnmasse die normale Auffassung der auf die Sinne wirkenden Objekte hindert und dafür einen ungewöhnlichen und übermäſsigen Reiz auf die Ursprünge der Nerven substituirt, der entweder die Vorstellung von den äuſsern sinnlichen Objekten blos verändert, oder auch sinnliche Vorstellungen erzeugt, die gar kein äuſseres Objekt haben. In psychologischer Hinsicht unterscheidet der Vf. zwischen Irrthum der Sinne, wenn das auf Sinneseindrücken beruhende Urtheil durch Beihülfe der übrigen Sinne, durch Erfahrung, Uebung, Verstand und Nachdenken nicht gehörig berichtigt wird, Sinnestäuschungen, welche eine krankhafte Reizung der Sinne selbst voraussetzen, vermöge deren durch äuſsere Eindrücke unrichtige, oder ohne alle äuſsere Eindrücke, scheinbare Sinnesvorstellungen erzeugt werden, wobei aber das scheinbare Bild von dem Verstande, als solches, erkannt wird, Sinnenwahn, wenn das den Sinnen vorgespiegelte Bild sich der Einbildungskraft dergestalt bemächtigt, daſs sie sich dasselbe als einen Gegenstand der wirklichen Welt vorstellt, und Wahnsinn, welcher von der krankhaft erregten Phantasie ausgeht, welche, in Folge einer innern Störung der Gesetze des Seelenlebens selbst, ein krankhaftes Produkt erzeugt, welches sich aller übrigen Vorstellungen bemeistert. Hieraus ergiebt sich, daſs zwar Sinnesirrthümer, Sinnestäuschungen und Sinnenwahn in der Zurechnungsfähigkeit und Rechtsgültigkeit der Handlungen im allgemeinen nichts ändern, weil die Möglichkeit, den Irrthum zu berichtigen und, bei Täuschungen, die Täuschung zu erkennen, übrig bleibt und beim Sinnenwahn der Phantasie blos einzelne falsche Bilder vorgeführt werden, ohne daſs sie selbst an deren Erzeugung Theil nimmt; wenn dagegen die unmittelbare Abhängigkeit einer Handlung oder Unterlassung von einem unverschuldeten Irrthum oder einer krankhaften Täuschung der Sinne, oder vom Sinnenwahn nachgewiesen werden kann, so wird die Zurechnungsfähigkeit dieser einzelnen Handlung aufgehoben, und aller Handlungen, wenn diese Zustände in Verbindung mit andern allgemeinen Symptomen einer Seelenstörung vorkommen.

Rec. bedauert, daſs der dieser Anzeige bestimmte Raum nicht gestattet, aus den übrigen hier mitgetheilten Rechtsfällen einen Auszug zu liefern. Sie betreffen eine Behelligung der Behörden im Zustande der Narrheit, Anmassung fremden Eigenthums im Zustand vorübergehender Benommenheit durch hämorrhoidal sche Congestionen, die Todesursache eines in den A tritt gestürzten Kindes und Verschuldung der Mutt desselben bei diesem Vorfalle und (als eine den G genstand dieser Schrift zwar nicht unmittelbar berühre de, aber über eine andere Aufgabe der gerichtliche Medicin viel Licht verbreitende willkommene Zugab eine verheimlichte Geburt und Verdacht, den Tod d Kindes durch absichtliches Versäumen der nöthige Hülfsleistungen veranlaſst zu haben. Auch bei Beu theilung dieser Fälle bewährt der Verf. sein ausgezeich netes Talent, überall den richtigen Gesichtspunct aufzu fassen und festzuhalten, aus welchem der geistige Zu stand derjenigen zu betrachten ist, über deren Zurech nungsfähigkeit ein Zweifel obwaltet, und Rec. kann di hierüber ausgestellten Gutachten mit voller Ueberzeu gung allen gerichtlichen Aerzten als Muster empfeh len, die ihnen in ähnlichen Fällen zur Richtschnur die nen können.

Friedrich Hufeland.

XIII.

1. *Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libr decem. Ad codicum et veterum editionum fidem recognovit, varias lectiones adjecit, notis nonnunquam suis plerumque aliorum illustravit, indice denique uberiore ornavit Eduardus Cardwell etc. Vol. I, Oxonii e typographeo Clarendoniano* 1828; *p. XXVIII et* 310.
2. *Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libr decem. Ad codicum manuscriptorum et veterum editionum fidem recensuit, commentariis illustravit, in usum scholarum suarum edidit Car. Lud. Michelet. Volumen prius textum continens. Berolini, impensis Ad. Mt. Schlesingeri,* 1829; *p. XIV, et* 225.

Indem Referent hier zugleich theilweise in der Eigenschaft des zu kritisirenden Autors und Herausgebers auftritt, so entsteht, wenigstens für diese Hälfte seiner Abhandlung, da er Richter in seiner eignen Sache sein soll, die Forderung strenger unparthelischer Selbstkritik; oder mit anderen Worten die Forderung

Digitized by Google

(denn das ist allein der Sinn der Selbstkritik), aufrichtig seine Motive und Ansichten zu rechtfertigen, und gewissenhaft anzudeuten, wo er etwa schon in denselben sich geändert haben sollte. Diese Pflicht zu erfüllen wird Referent sich denn auch aufs eifrigste angelegen sein lassen.

Die beiden vorliegenden fast gleichzeitigen Ausgaben einer und derselben Aristotelischen Schrift, unabhängig von einander in verschiedenen Ländern herausgekommen, dürfen als ein erfreuliches Zeichen davon angesehn werden, dafs das so lange vernachläfsigte Studium des Aristoteles endlich wieder allgemeiner zu werden beginnt. Ja von jeher hatte gerade die Nikomachische Ethik beinah allein eine Ausnahme gemacht von der gänzlichen Vergessenheit, in welche Aristoteles gefallen, indem sie, (die Poetik vielleicht allein ausgenommen), noch der meisten Ausgaben, auch in neuerer Zeit, sich zu erfreuen hatte. So kann auch Frankreich und das südliche Deutschland jedes eine Ausgabe aus der letzten Zeit aufweisen; jenes nämlich die vom Griechen Coray veranstaltete, dieses die Zell'sche. Und dann erschien noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts in England die Wilkinson'sche. Reich und fruchtbar an Ausgaben kann man aber nur das 16te und 17te Jahrhundert nennen.

Ohne nun eine ausführliche Geschichte der Ausgaben und der Kritik der Nikomachischen Ethik liefern zu wollen, begnügt sich Referent im Allgemeinen zu sagen, dafs die Grundlage einer kritischen Bearbeitung dieses Werkes von Victorius um die Mitte des 16ten Jahrhunderts in Florenz gelegt worden. Was ihm vorhergeht, namentlich die in Venedig am Ende des 15ten Jahrhunderts herausgekommene *Aldina princeps*, ist zwar, als Abdruck von Handschriften, höchst wichtig, aber wohl ohne viel vergleichende Kritik. Eben so schliefsen die zwischen Victorius und die *Aldina* fallenden Baseler Ausgaben sich fast gänzlich an den Text der *Aldina* an. Von Italien und der Schweiz ziehen sich nun die Ausgaben, besonders in der Gestalt, die Victorius ihnen gegeben, nach Frankreich hinüber, und sein Text durch viele und schöne meist Florentinische Handschriften begründet, wird der Vater vieler Auflagen, an deren Spitze die Namen Turnebus, Morellius stehen. Sie bringen auch schon Pariser Handschriften zur Vergleichung mit herein, doch nur an vereinzelten Stellen; und so verbreitet sich dieser Text denn auch über Deutschland; vornemlich in den zu Frankfurth am Main erschienenen Sylburg'schen Ausgaben, und anderen. So blieb es durch das ganze sechszehnte Jahrhundert. Am Ende desselben und mit dem Anfang des siebzehnten erhebt sich eine neue, französische Kritik, unabhängig von dem Texte des Victorius. Casaubonus, und Duvall und Pacius ihm folgend, sind die Haupt-Repräsentanten dieser neuen Richtung. Der Aristotelische Text verdankt ihnen Vieles. Sie herrschen im siebzehnten Jahrhundert, und noch Wilkinson am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts folgt fast ganz dem Casaubonus. Sonst ruht im Allgemeinen Aristoteles und die Kritik seiner Schriften; und erst im 19ten Jahrhundert beginnt die neue *aera* mit Zell, der allerdings in einem umfassenderen Sinne kritisch verfuhr. Er kehrt wieder zum Texte des Victorius zurück, ohne indessen einseitig alles Uebrige, was geleistet worden, zu verschmähen.

Zell ist nun auch die Grundlage der drei nach ihm erschienenen Ausgaben, ungeachtet sie in vielen Stellen auch von ihm abweichen. Zugleich kehren sie mit Zell zu der von Victorius angenommenen Eintheilung der Kapitel zurück, welche Casaubonus und Duvall verlassen hatten, und die doch, wie Referent in seiner Vorrede (p. XIII.) bemerkt, die dem Inhalte angemessenste ist, daher sie denn auch von Argyropylus, vielleicht dem trefflichsten Uebersetzer der Nikomachischen Ethik, angenommen worden war. Zell ist der erste, der wahrhaft historisch zu Werke ging, indem er alle Meinungen und Ansichten die er sich verschaffen konnte, unpartheiisch abhörte, prüfte und danach entschied. Coray erlaubte sich im Bewufstsein seiner Griechheit zu häufig willkürliche Abänderungen. Von diesem Fehler weifs Referent seine Ausgabe frei, indem er nichts für verderblicher hält als dieses; und auch der vorliegenden neuesten Englischen Ausgabe kann er das Lob ertheilen, sich dergleichen nicht haben zu Schulden kommen lassen. Und wenn ferner der Coray'schen Ausgabe vorzuwerfen ist, dafs sie sich auf die Zell'schen Hilfsmittel beschränkte, so haben die zwei vorliegenden Ausgaben den Vortheil neue Codices verglichen zu haben; die Englische einen Florentinischen aus dem zehnten Jahrhundert, *(Cod. Laurentianus)*, also sehr alt und von höchster Wichtigkeit; wahrscheinlich ist es der, aus welchem Victorius häufig Lesearten anführt, indem er ihn *liber vetustissimus* oder *optimus* nennt. Die Ausgabe des Referenten hat aber nicht eine neue Ver-

Digitized by Google

gleichung ganzer Codices benutzt, sondern nur die Hauptstellen aus den drei Pariser Handschriften, welche Zell nennt, ohne sie verglichen zu haben. Beide vorliegenden Ausgaben versprechen den Kommentar in einem folgenden Bande. Die Englische Ausgabe hat indessen den Vorzug, die *variae lectiones* unter dem Texte angegeben zu haben, während der deutsche Herausgeber sie für den Kommentar aufsparen zu müssen glaubte, damit er sie, nach Erscheinen der Beckerschen Ausgabe, um desto vollständiger liefern könnte. Dann hat der Englische Herausgeber für seine Leser noch die *notitia codicum*, *versionum* u. s. w. aus der Zell'schen Ausgabe hinzugefügt, welches Referent um so weniger zu thun wagte, als man ihn deswegen in Deutschland eines Plagiats hätte beschuldigen können. Was er sonst noch gesehn und verglichen, ohne es dem Zell zu verdanken, hat er in der Vorrede aufgeführt; und hier ist dann zu bemerken, dafs die Englische Ausgabe viel weniger verglichen hat als die des Referenten, nämlich nur die Aldina, die Baseler-Ausgaben, und die Sylburg-Victorius'sche. So bildet Cardwell für England gewissermafsen das Komplement zur Wilkinson'schen Ausgabe, indem er sich mehr zur italienischen Seite hinneigt, auch durch seine Handschrift, wogegen Referent nach Zell's Anleitung sowohl die italienischen als französischen Handschriften und Ausgaben um Rath fragte; wobei zu bemerken, dafs der von Zell verglichene Breslauer Codex der italienischen Familie angehört, wie Zell schon aus der Schrift vermuthete, Referenten aber durch die häufige Uebereinstimmung mit den florentinischen Handschriften des Victorius fast zur Gewifsheit geworden ist.

So viel von der Stellung und Genealogie beider vorliegenden Ausgaben. Die Vergleichung derselben mit einander, so wie mit früheren Ausgaben, in einigen Hauptstellen, möge nun den Geist ihrer Kritik deutlich ins Licht setzen, und demnach ihren Werth ermessen lassen. Referent wird aber für seine Ausgabe zugleich dies dadurch gewonnen haben, dafs er eine Probe seines später herauszugebenden Kommentars hiermit zu liefern im Stande ist. Auch wird sich für ihn das erfreuliche Resultat daraus ergeben, dafs manche seiner nur auf die Minorität der Autoritäten gestützten Lesearten, die er aber nothwendig aufnehmen zu müssen glaubte, auch durch einen unabhängig von ihm denkenden Gelehrten jenseit des Canal's sind gut geheifsen worden; was Referenten denn natürlich nur noch mehr darin bestätigen mufste.

So bietet gleich das erste Kapitel des ersten Buchs §. 3. eine grofse Schwierigkeit dar. Aristoteles spricht von den Künsten und Wissenschaften, und wie sie alle einer Höchsten, die er die architektonische nennt, untergeordnet sind: *ὅσαι δ' εἰσὶ τῶν τοιούτων ὑπὸ μίαν τινὰ δύναμιν* u. s. w. Hier haben aber alle alte Ausgaben vor der Kritik des Casaubonus, also auch der Text des Victorius *ἀρετήν*. Es ist nun nicht zu läugnen, dafs *ἀρετὴ* den Sinn von Fertigkeit, Tüchtigkeit, besonders dann auch Kunstfertigkeit habe, ja *ἀρετὴ* ist sogar der populärere, gewöhnlichere Ausdruck in Vergleich mit *δύναμις*. Aber schon dies mufs unser Mifstrauen erregen. Der *terminus technicus* für Kunst und Wissenschaft ist bei Aristoteles *δύναμις*, so in dem unmittelbar Folgenden, so in der Metaphysik; und nie gebraucht Aristoteles in unserer Ethik *ἀρετὴ* anders als im eigentlichen Sinne von Tugend. So hat denn Casaubonus ganz Recht gehabt, dem Paraphrasten, Eustratius, Argyropylus und Andern folgend, den Text des Victorius zu ändern. Von jeher mufs diese Leseart das Kreuz der Erklärer gewesen sein; denn viele Handschriften, die *δύναμιν* lesen, haben *ἀρετὴν* am Rande und umgekehrt. Zell liefs sich verleiten dem Victorius den Vorzug zu geben. Doch Coray und die vorliegenden Ausgaben haben richtig *δύναμιν*. Und sehn wir uns nach äufserer Autorität um, so neigt die Wage unbedingt sich auf die Seite von *δυναμις*; denn wenn zwar die meisten Codices des Victorius *ἀρετὴν* haben sollen, diese Leseart dann ferner im Breslauer und Einem Wilkinsonschen Codex gefunden wird, so haben doch Codices des Lambinus *δύναμιν*, ferner die zwei andern des Wilkinson, dann die Pariser Handschrift Zell's, so wie die drei vom Referenten verglichenen Pariser und endlich der florentinische Codex, dessen Lesearten Cardwell uns in vorliegender Ausgabe darbietet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.

1. *Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem. Ad codicum et veterum editionum fidem recognovit, varias lectiones adjecit, notis nonnunquam suis plerumque aliorum illustravit, indice denique uberiore ornavit, Eduardus Cardwell etc.*

2. *Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum libri decem. Ad codicum manuscriptorum et veterum editionum fidem recensuit, commentariis illustravit, in usum Scholarum suarum edidit Car. Lud. Michelet. Volumen prius textum continens.*

(Schlufs.)

Kap. 2, §. 5. sagt Aristoteles, dafs diejenige Kunst und Wissenschaft, welche alle anderen unter sich begreife, auch den Endzweck des Menschen oder das höchste Gut zur Ausführung bringe; und diese Wissenschaft sei die Politik: τοιαύτη δὴ καὶ ἡ πολιτικὴ φαίνεται. Dies ist die gewöhnliche Leseart, sowohl in der italienischen als französischen Richtung der Kritik. Doch hat das δὴ καὶ Anstofs gefunden; denn καὶ scheint nicht auch heifsen zu können, als sei die Politik nicht die einzige architektonische Wissenschaft; obgleich man wiederum auch sagen kann, die Politik ist nur architektonisch im Praktischen. Im Theoretischen wäre es die Metaphysik. Doch hieran hat Aristoteles gewifs nicht gedacht, als er δὴ καὶ niederschrieb. Ohne sich nun über die Zellsche Erklärung zu entscheiden, welcher δὴ καὶ durch nun aber, nun gerade übersetzen will, fragt Ref. ob sich δὴ καὶ nicht sehr leicht erklären läfst, wenn wir die unmittelbar vorhergehende Phrase betrachten: δόξειε δ' ἂν τῆς κυριωτάτης καὶ μάλιστα ἀρχιτεκτονικῆς. Der höchste Zweck scheint der vorzüglichsten und am meisten architektonischen Wissenschaft zuzukommen. Hier ist noch die Beziehung vom höchsten Gute und der architektonischsten Kunst ein blofses Scheinen. Aber sogleich nimmt Aristoteles sich zurück, indem er sieht, wie die Politik dieser Forderung entspricht: Als eine solche Kunst erscheint denn nun auch (δὴ καὶ) die Politik, und nun folgt der Beweis warum; δὴ καὶ wird also durch den Gegensatz von δόξειε und φαίνεται motivirt. Diese feine Nuance des Sinnes geht verloren, wenn wir mit Cardwell: τοιαύτη δ' ἡ πολιτικὴ φαίνεται lesen. Freilich müssen wir gestehen, dafs die meiste Autorität für letztere Leseart ist, so der florentinische Codex Cardwell's, zwei Pariser Handschriften des Referenten, die Pariser Handschrift Zell's, zwei Wilkinsonsche, einige von Victorius. Doch ist auch die *vulgata* unterstützt durch die meisten Handschriften des Victorius, durch eine Wilkinsonsche, eine Pariser Handschrift des Referenten (Cod. 1854), durch die Breslauer, die *editio Aldina* u. s. w.; so dafs Referent der *vulgata* folgen zu müssen glaubte. Was so viele Handschriften davon hat abweichen lassen, ist wohl die Autorität des Paraphrasten, welcher das δὴ καὶ ausläfst, wahrscheinlich weil er sich nicht davon Rechenschaft zu geben wufste.

Die ganz vereinzelte Aenderung (Kap. 4. §. 3.), ὅ καὶ τούτοις πᾶσι τοῦ εἶναι ἀγαθὰ αἴτιόν ἐστιν die Cardwell aus seiner Handschrift für: ὅ καὶ τοῖσδε πᾶσιν αἴτιόν ἐστι τοῦ εἶναι ἀγαθά aufnimmt, ist freilich unerheblich, indessen doch zu verwerfen, da die gewöhnliche Stellung der Worte einen viel bessern Fall hat. Eben so Kap. 6. §. 1. τῆς τοιαύτης ζητήσεως γινομένης, wo alle Anderen wohlklingender haben: γινομένης ζητήσεως u. s. w. Wie denn hier ein für alle Mal zu bemerken ist, dafs jener Herausgeber sich durchweg solche Umstellungen, ja selbst Auslassungen (z. B. I, 8. §. 2 u. 3; II, 7, §. 8; IV, 1. §. 11, 15; IV, 2. §. 15 u. s. w.) erlaubt, die weiter keine andere Autorität für sich haben. Es ist also zwar wichtig dafs Cardwell uns die Lesearten seiner Handschrift gegeben. Er hätte sie aber nicht alle sogleich in den Text aufnehmen sollen. Richtig hat er dagegen nach seiner Handschrift das ἄν hinzugefügt (Kap. 6. §. 4), welches die italienischen Ausgaben nicht darbieten; und auch Referent hat es ungeachtet der getheilten Autorität, für nöthig gehalten, weil ἄν doch nur hinzugedacht werden kann einmal in lebhafter Rede, denn wenn die Möglichkeit der Gewifsheit darin liegt. Beides tritt aber hier nicht ein: ἐπεὶ τῶν κατὰ μίαν ἰδέαν μία καὶ ἐπιστήμη καὶ τῶν ἀγαθῶν ἦν ἂν μία τις ἐπιστήμη, so würde es auch nur eine Wissenschaft von allen Gütern geben. Die Stelle, die Zell aus der Ethik anführt: κάλλιον ἦν ἴσως pafst nicht wegen des dabei stehenden ἴσως; statt nämlich zu sagen „es wäre besser gewesen," sagt Aristoteles: „es war vielleicht besser."

Kap. 10. §. 16. lesen beide vorliegenden Ausgaben: εἰ δ' οὕτω, μακαρίους ἐροῦμεν τῶν ζώντων, οἷς ὑπάρχει καὶ

Digitized by Google

ὑπάρξει τὰ λεχθέντα, μακαρίους δ' ἀνθρώπους; und weichen damit von der seit den französischen Kritikern gewöhnlichen Leseart ab, welche μὲν hinter das erste μακαρίους und ὡς vor ἀνθρώπους setzt. Wer Tugend und äufsere Glücksgüter besitzt, und sie besitzen wird, den werden wir zwar glückselig nennen, glückselig aber, wie es Menschen sein können. Dies ὡς bringt einen ganz modernen christlichen Standpunkt in den Aristotelischen Gedanken herein, und mit Recht ist daher diese Leseart aus dem Hauptsitze der scholastischen Theologie hervorgegangen; ὡς ἀνθρωπους involvirt einen Ton der Klage über die Hinfälligkeit alles Irdischen, über das beschränkte Loos der Sterblichen; ὡς ἀνθρώπους deutet an, dafs wir Menschen gar nicht anders glückselig sein können, als mit diesem Fluche und Banne der Endlichkeit behaftet. Aristoteles will dagegen aber sagen, dafs die Möglichkeit des Wechsels, der Unbestand des Glücks wohl auch den Menschen treffe, dafs dies dem menschlichen Leben wesenhaft sei. Eben so sagt er aber im zehnten Buche, dafs wir nicht, weil wir Menschen sind, nur Sterbliches begehren müssen, sondern dafs wir des göttlichen Lebens theilhaftig werden müfsten. Dieses göttliche Leben, diese unveränderliche Seligkeit, wird nicht gestört durch den Wechsel irdischen Glücks. Er nennt also die Glückseligen, glückselige Menschen, d. h. solche, die freilich auch Unglücksfällen ausgesetzt sind, dies soll indessen dem göttlichen Leben, der höheren Glückseligkeit des Menschen keinen Abbruch thun. Der Mensch hat nach Aristoteles beide Arten der Glückseligkeit, das hinzugefügte ὡς beschränkt ihn aber auf die endliche, dem Wechsel ausgesetzte. Jene angeführte Stelle hebt also durch immanente Gründe die Leseart ὡς ἀνθρώπους auf und was die äufseren betrifft, so sind die dem Referenten bekannten Handschriften fast einig, so die Zellschen, die Wilkinsonschen bis auf Eine, die Cardwellsche, die drei Pariser Handschriften des Referenten, nur dafs die Eine (Cod. 2023) von erster Hand ὡς zwischen den Linien geschrieben zeigt. Ferner folgen diesen Handschriften Argyropylus und Eustratius, so dafs Referent begierig ist, ob denn noch andere, und wie viel Handschriften das ὡς haben; worüber die Bekkersche Ausgabe gewifs den gewünschten Aufschlufs geben wird.

Auch Kap. 11. §. 5. stimmen beide Ausgaben gegen die *vulgata* überein, indem sie die überflüssige Wiederholung von μακαρίους vermeiden: ὥστε μὴ ποιεῖν εὐδαίμονας τοὺς μὴ ὄντας· μηδὲ τοὺς ὄντας (ohne μακαρίους) ἀφαιρεῖσθαι τὸ μακάριον. Aristoteles hat in seiner Kürze dies Wort gewifs nicht hinzugefügt; auch findet es sich weder in der Zellschen noch in der Cardwellschen Handschrift: von den drei Wilkinsonschen hat es nur Eine und von den drei des Referenten gleichfalls nur Eine (Cod. 2023), und noch dazu mit zwei Linien durchgestrichen, welches freilich von einer späteren Hand herrühren könnte.

Libr. II. cap. 2. §. 2. Κοινὸν καὶ ὑπερκείσθω, ist die *vulgata*, welche die meiste Autorität für sich hat, und auch vom Referenten beibehalten worden. Jedoch nicht ohne langes Schwanken; und nun macht ihn die hinzukommende Autorität der Cardwellschen Handschrift geneigt, sich für ὑποκείσθω zu entscheiden. Der Sinn ist derselbe: „dies sei gemeinschaftliches und oberstes Princip." Ein Princip ist sowohl die Grundlage, als die höchste Spitze; daher ist das Bild ὑπερκείσθω ungefähr so gut als das was uns ὑποκείσθω giebt; nur ist ὑποκεῖσθαι in diesem Sinne von Aristoteles viel häufiger gebraucht als ὑπερκεῖσθαι, namentlich in unserer Ethik, ὑπερκεῖσθαι dagegen in der Eudemischen. Auch der Paraphrast hat ὑπερκείσθω, was denn leicht die Quelle für die Veränderung so vieler Handschriften gewesen sein kann. Es findet sich in den Zellschen, in zwei von Wilkinson, in zweien des Referenten (Cod. 2023 und 1853); indessen hat Cod. 2023 am Rande, jedoch wohl von einer anderen Hand, ὑποκείσθω. Und betrachten wir endlich die Genauigkeit des Bildes an sich, so werden wir hierin vielleicht dennoch ὑποκείσθω den Vorzug einräumen müssen.

Auch Kap. 6. §. 7., kommen beide Ausgaben darin überein das Futurum als das Lebhaftere der gewöhnlichen Leseart προστάξειεν vorzuziehen: οὐ γὰρ, εἰ τῷ δέκα μνᾶς φαγεῖν πολύ, δύο δὲ ὀλίγον, ὁ ἀλείπτης ἐξ μνᾶς προστάξει. Nicht nur der Codex Laurentianus, sondern auch mehrere andere haben das Futurum. Und man möchte oft geneigt sein diese Florentinische Handschrift für eine dem ursprünglichen Texte des Aristoteles am nächsten kommende zu halten, da viele Handschriften vom Einflufs des Paraphrasten gelitten haben. Wäre sie dies, so hätte Cardwell allerdings Recht die *vulgata* so bedeutend zu ändern, als er es thut. Da dies aber nicht ausgemacht ist, und Referent sich auch nicht im Stande fühlt, es auszumachen, weil dazu die Autorität mehrerer dem Florentinischen Codex des Cardwell beistimmender Handschriften erforderlich wäre, so hat er oben mit Recht den Englischen Herausgeber tadeln zu müssen geglaubt, dafs er so dreist alle Aenderungen aufgenommen. Referent gesteht, dafs auch er in seiner Ausgabe häufig der Versuchung nicht widerstanden hat, solche alte Lesearten aufzunehmen, die Victorius aus seinem *liber vetustissimus* und *optimus* anführt, und die fast alle auch im Codex Laurentianus stehen. Die letzte Leseart ist ein Beispiel davon, und in der Folge werden sich noch mehrere darbieten. Der Unterschied zwischen dem Englischen und Deutschen Herausgeber ist indessen immer der, dafs jener fast alle Aenderungen auch ohne alle Noth aufnahm, Referent dagegen meist nur solche, wo der philosophische Sinn ihn nothwendig dazu zwang.

Kap. 7. §. 1: ἐν γὰρ τοῖς περὶ τὰς πράξεις λόγοις, οἱ μὲν καθόλου, κοινότεροί εἰσιν· οἱ δὲ ἐπὶ μέρους, ἀληθινώτεροι. Hier haben beide vorliegenden Ausgaben merkwürdiger Weise in der Kühnheit zusammengetroffen κοινότεροι an die Stelle von κενώτεροι zu setzen, welches nicht nur Victorius und seine ganze Schule, sondern auch Casaubonus und seine Nachfolger in den Text aufnahmen, indem sie die *Aldina* und die Baseler Ausgaben zu verbessern glaubten. Auf den ersten Blick scheint man auch die Correctur des Victorius dankbar anerkennen zu müssen: „Im Praktischen sind die allgemeinen Aussprüche leer, nur die speciellen haben

Digitized by Google

Wahrheit." Der Gegensatz von κενός und ἀληθής ist nämlich ganz logisch begründet; auch führt Victorius mehrere Stellen an aus dem Aristoteles, wo ὁ λόγος καθόλου gleichfalls mit dem Prädikate κενός bezeichnet wird. Dies scheint schlagend für die Aenderung des Victorius zu sein. Der Paraphrast indessen hat κοινότεροι. Eben so Eustratius im Texte, im Kommentar erklärt er aber κοινόν durch κενόν. Und so ist es denn mehr als wahrscheinlich, dafs κενώτεροι nur eine Erklärung der alten wahren, aber schwereren Leseart κοινότεροι ist. Auch haben die Zellschen Codices, zwei von Wilkinson, und die drei des Referenten κοινότεροι (Cod. 2023 setzt indessen *eadem manu* ε über οι). Und nun kommt auch noch der Cod. Laurentianus hinzu. So viel äufsere Autorität ist schon gewichtig. Und auch der Sinn ist ganz klar. Die allgemeinen Sätze im Praktischen sind vulgär, niedrig, gemein. Sie können leicht übergehen in leeres Reden von der Tugend. Die praktische Wahrheit zeigt sich im Speciellen, in der Anwendung auf den einzelnen Fall. Argyropylus übersetzt daher sehr richtig: *magis communes*, und eben so Felicianus: *communiores*.

Libr. III, cap. 1. §. 9. sagt Aristoteles, dafs bei erzwungenen Handlungen, das Gefürchtete etwas Widerwärtiges, das Erzwungene etwas Schändliches ist; aus Furcht vor gröfseren Uebeln läfst man sich nämlich zu einer schändlichen Handlung bewegen. Hier liest nun die *vulgata*, mit Victorius und fast allen Andern τὰ μὲν προσδοκώμενα λυπηρά, τὰ δ' ἀναγκάζοντα αἰσχρά, ohne Sinn; denn das Schändliche ist nicht das Zwingende, sondern das Erzwungene. Casaubonus schlug daher nach einigen Codices des Turnebus ἀναγκαζόμενα vor. Dies hätte Referent nun auch in den Text aufgenommen, wenn er eine sichere Autorität dafür gehabt hätte. So entschlofs er sich, obgleich die Mehrzahl der Manuskripte τὰ δ' ἀναγκάζοντα hat, zur Lesart ἃ δ' ἀναγκάζονται welches Eine seiner Pariser Handschriften (Cod. 1854, eine sehr gute), und der Breslauer Codex haben. Auch ein Codex des Camerarius und einige Handschriften des Turnebus sollen so lesen. Nun kommt noch sehr erwünscht die Autorität des Codex Laurentianus hinzu; weshalb Cardwell denn diese Lesart auch *in den* Text aufgenommen hat. Merkwürdig bleibt immer, wie solche sinnlose Leseart als dem Referenten τὰ δ' ἀναγκάζοντα zu seyn scheint, in so viele Handschriften und Ausgaben gekommen. Vielleicht ist durch Vermittlung des Ohrs ἃ δ' ἀναγκάζονται in τὰ δ' ἀναγκάζοντα übergegangen; und wegen dieses Anklangs zieht Referent seine Lesart auch der des Casaubonus vor, wo die Aenderung zu grofs seyn würde.

Buch III, Kap. 8. §. 6. sagt Aristoteles, dafs die Tapferkeit des Soldaten theilweise auf Erfahrung beruhe. Vieles scheine gefährlich, was es nicht sey. Die Neuheit erschrecke. Ein an Krieg gewöhnter Soldat wisse dies, und fürchte daher weniger. Hier heifst es in unserm Texte: δοκεῖ γὰρ εἶναι πολλὰ κενὰ (καινὰ) τοῦ πολέμου, ἃ μάλιστα συνεωράκασι οὗτοι· φαίνονται δὴ ἀνδρεῖοι, ὅτι οὐκ ἴσασιν οἱ ἄλλοι οἷά ἐστιν. Referent hat hier *die vulgata* κενὰ beibehalten, wogegen der Englische Herausgeber καινὰ liest. In der That scheint es zunächst sehr schwer, sich zu entscheiden. Gehen wir indessen der Entscheidung durch folgende Betrachtung nach. Wenn Erfahrung die Tapferkeit erhöht, so geschieht dies dadurch, dafs das Neue, Ungewohnte (καινὸν) was im Kriege vorkommt, durch Uebung, Wiederholung aufhört ein solches zu seyn. Der Soldat mufs sich nach unserer Weise an Rauch, Pulver und Donner des Geschützes gewöhnen, und so wird er sehen, dafs nicht jede Kugel trifft. Die geübten Krieger wissen dies schon; und gehen daher getrost auf eine Batterie los. Wird man aber dieses Neue, Ungewohnte κενὸν nennen können? So ganz leer ist die Furcht des jungen Kriegers doch nicht. Und die Kugeln oder Wurfspiefse und Schleudern treffen doch auch manchmal; und die geübten Krieger, wenn sie auch mit der Gefahr vertraut sind, können sie doch eben so wenig für etwas leeres ausgeben. So neigt sich die Wage der Kritik auf die Seite von καινὰ. Es sagen uns zwar die Kommentatoren man finde beides, beides sey eine sprichwörtliche Redensart. Dies kann nun, und mufs sogar zugegeben werden. So findet sich τὰ κενὰ τοῦ πολέμου in einer Stelle des Cicero (*ad Att. V*, 20.) Er räumt so *quasi* ein, dafs er seine Lorbeeren in Cilicien eigentlich nur einem panischen Schrecken der Parther verdanke: *scis enim dici quaedam* πανικά, *dici etiam* τὰ κενὰ τοῦ πολεμοῦ. Letzterer Ausdruck heifst also doch wohl: falscher Lärm, als ob die Feinde schon so nah wären u. s. w. Eben so *Tacitus Hist. II*, 69. *inania belli*. Nun könnte an unserer Stelle der Sinn freilich seyn: alte Krieger sind tapfer, weil sie wissen, dafs solcher Lärm oft blind ist. Mit einer solchen Tapferkeit würde aber der Heerführer doch nicht sehr zufrieden seyn; denn sie würde in Feigheit übergehen, wenn es mit dem Lärmschlagen wirklich seine Richtigkeit hätte. Auch können selbst geübte Krieger nie wissen, ob etwas blinder Lärm ist, oder nicht, wohl aber können sie Erkenntnifs des Unbekannten erlangen, das Ungewohnte durch Uebung ertragen lernen. Die Worte ἃ μάλιστα συνεωράκασι οὗτοι, und οὐκ ἴσασιν οἱ ἄλλοι οἷά ἐστιν scheinen Referenten also durchaus nur mit καινὰ vereinbar, nicht aber mit κενά. Er nimmt deswegen seine Leseart zurück und liest jetzt mit Cardwell καινά. So findet sich in Thucydides τὸ καινὸν τοῦ πολεμοῦ III, 30.); und auch die äufseren, dem Referenten bekannten Autoritäten neigen sich, wenn gleich nur mit geringem Uebergewicht, nach καινὰ. Der *Codex Parisiensis* 1854 hat κενά, eben so Ein Codex des Wilkinson (CN); auch der Pariser Codex des Zell und ein zweiter des Referenten (1853), nur dafs diese beiden αι drüber schreiben, und zwar letzterer von einer viel jüngeren Hand. Die Leseart καινὰ haben dagegen die Breslauer Handschrift, der Codex Laurentianus, ferner die zwei anderen Handschriften Wilkinson's und die dritte des Referenten. Die Englischen haben jedoch κενὰ am Rande, und die französischen ε drüber geschrieben, und zwar von derselben Hand. Ja wir können es uns nicht verhehlen, dafs auch der Paraphrast, Eustratius und Argyropylus κενὰ gelesen haben. Aber sie haben erklären wollen, und wie leicht hat nicht gerade

Digitized by Google

diese faſslichere Erklärung von *καινά* in den Text kommen können! Am Rande der Uebersetzung des Argyropylus, welche Acciajolus seinem Kommentare voranschickt, bemerkt er, daſs seine Handschrift *καινά* lese. Ein neues Gewicht in der Wagschale.

Es genüge an diesen Proben aus den ersten Büchern, und an der Vergleichung beider vorliegenden Ausgaben, welche Referent im Bisherigen angestellt hat, um daraus den Geist dieser Ausgaben und die Richtung ihrer Kritik zu beurtheilen. Wollte Referent auf diese Weise mit der Betrachtung der wichtigsten Stellen aus allen Büchern fortfahren, so müſste er fürchten, statt einer Recension, ein Buch, und statt einer Probe aus seinem Kommentar, denselben ganz zu liefern. Nur über einen Punkt fühlt Referent noch die Verpflichtung sich näher zu erklären. Er hat nämlich in der Vorrede zu seiner Ausgabe (S. XII. u. XIII.) sich herausgenommen zu behaupten, daſs er an einigen Stellen die Interpunktion verändert, und dadurch erst Sinn in dieselben hereingebracht habe. Diese Assertion möchte er nun durch ein Beispiel bewähren. Die Hauptstellen, wo solche abweichende Interpunktion eintrat, sind nämlich: IV, 2. §. 8—9; V, 10. §. 1.; VI, 12. §. 9.; VII, 14. §. 3.; VIII, 9. §. 5.; u. s. w., u. s. w. Als Beispiel aber, wie solche Abweichung zu rechtfertigen sey, möge die zweite Stelle dienen:

Buch V, 10. §. 1. sagt Aristoteles, er wolle von der Billigkeit sprechen, und von der Art, wie sie sich von der Gerechtigkeit unterscheidet; denn sie sey weder schlechthin identisch mit ihr, noch gehöre sie einer ganz andern Gattung an. Die Schwierigkeit sey aber diese, daſs wir den billigen Mann loben, was nicht vertheidigt werden kann, wenn die Billigkeit einen Gegensatz zum Rechte bildet; denn das Recht ist lobenswerth und gut, und so kann die Billigkeit es nicht seyn. Wollte man sie aber Beide als lobenswerth setzen, so wären sie identisch, da sie derselben Art sind. Die Lösung dieser Schwierigkeit berührt uns nun hier nicht. Die Stelle aber, um die es sich handelt, wird gewöhnlich so gelesen: *ὅτὶ δὲ τῷ λόγῳ ἀκολουθοῦυι φαίνεται ἄτοπον, εἰ τὸ ἐπιεικὲς παρὰ τὸ δίκαιόν τι ὄν, ἐπαινετόν ἐστιν· ἢ γὰρ τὸ δίκαιον οὐ σπουδαῖον, ἢ τὸ ἐπιεικὲς ου δίκαιον, εἰ ἄλλο· ἢ εἰ ἀμφὼ σπουδαῖα, ταὐτόν ἐστι.* Diese Interpunktion ist nun offenbar fehlerhaft: „denn entweder ist das Gerechte nicht gut, oder das Billige nicht gerecht, wenn es ein Anderes ist." Das wäre eine matte Tautologie, „wenn das Billige ein anderes ist, als das Gerechte, so ist es nicht das Gerechte"; so kann Aristoteles nicht geschrieben haben. Alle Erklärer mühen sich vergeblich ab. Referent hat das Komma, statt hinter *δίκαιον*, hinter *οὐ* gesetzt: *ἢ τὸ ἐπιεικὲ; οὔ, δίκαιον εἰ ἄλλο.* Und der Sinn ist nun folgender: Unter der Voraussetzung daſs das Gerechte vom Billigen verschieden ist (*δίκαιον εἰ ἄλλο*), ist entweder das Gerechte nicht gut (*ἢ τὸ δίκαιον οὐ σπουδαῖον*), wenn nämlich schon das Billige gut und lobenswerth ist, oder das Billige ist nicht gut (*ἢ τὸ ἐπιεικὲς οὔ*). Sind sie dagegen beide gut, so müssen sie auch identisch seyn. Im Folgenden löst aber Aristoteles diese Schwierigkeit so, daſs er sagt, das Billige ist zwar gegen das Recht, aber doch das Recht, ein Aufheben des Gesetzes in diesem einzelnen Fall, weil in ihm durch die Umstände die Befolgung des allgemeinen Gesetzes die höchste Ungerechtigkeit wäre. Der Satz der Billigkeit ist also *summum jus summa injuria.* So sind Gerechtigkeit und Billigkeit beide zu loben, und doch nicht identisch.

Michelet.

Erster Bericht.

Der Societät sind als Mitglieder beigetreten:

Hr. Geheimer Hofrath und Prof. Dr. Mittermaier in Heidelberg; Hr. Dr. Schedel in Pesth; Hr. Dr. Kleine in Düsseldorf; Hr. Prof. Dr. Neumann aus München; Hr. Dr. Benary in Berlin; Hr. Oberlehrer Walter in Berlin; Hr. Oberlehrer Bonnell in Berlin; Hr. Dr. Moser in Berlin; Hr. Dr. Reinganum in Berlin.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Collectio selecta s. s. ecclesiae patrum ed. Caillon et Guillon. — Marheineke.
Kaiser, Commentarius in sex priora geneseos capita. — v. Meyer.
Kleinert, über die Aechtheit der Weissagungen des Jesaias. — v. Meyer.
Hengstenberg, Christologie. — Benary.
Tzschirner, Fall des Heidenthums. — Pelt.
Lelevel, Geschichtliche Darstellung der polnischen Civil- und Criminalgesetzgebung. — Hube.
v. Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. — Witte.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaft, Medicin).

Epistolae ineditae Linnaei, Burmanni ectr. ed. ab van Hall. — Schultz.
Berndt, visa reperta oder gerichtlich-medicinische Gutachten.
Klug, medicinisch-gerichtliche Gutachten der wissenschaftlichen Deputation des Königl. Preuſs. Ministeriums der Geistlichen-Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten. } Clarus.
Damerow, die Elemente der nächsten Zukunft der Medicin entwickelt aus der Vergangenheit und Gegenwart.
Eschholz, zoologischer Atlas. 1. Heft.
Desselben, System der Akalaphen } Schultz.
Boué, Geognostisches Gemälde von Deutschland.
Ledebur, Reise nach dem Altai.
ejusd. Flora Altaica. } Link.
Goldfuſs, Petrefacten. — Nees von Esenbeck.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

Bresson, histoire financiere de la France. — v. Malchus.
Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. 3. Bd. — Marheineke.
Prokesch, Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien. — Zumpt.
Henry, monumens egyptiens.
Dorow et Klapproth, collection d'antiquités egyptiennes. } Kosegarten.
Quintiliani opera Tom. V. ed. Zumpt. — Bonnell.
Schedel, Blumenlese der ungarischen Poesie. — Hotho.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1830.
Nro. 1.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der Universität zu Halle, Dr. *Tholuck*, zum Consistorialrath zu ernennen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den wirklichen Ober-Consistorialrath, Probst und General-Superintendenten Dr. *Neander* zu Berlin, die Würde eines evangelischen Bischofs beizulegen und das diesfalsige Ernennungs-Diplom Allerhöchst eigenhändig zu vollziehen geruht.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Bergemann* zu Bonn ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt worden.

Der Professor extraord. Dr. *Warnekrofs* bei der Universität zu Greifswald, ist am 17. Januar d. J. mit Tode abgegangen.

Der erste Director der Frankeschen Stiftungen zu Halle, Professor Dr. *Jacobs* ist am 21. Dec. v. J. gestorben. Dessen Functionen sind einstweilen dem zweiten Director dieser Stiftungen, Professor Dr. *Niemeyer* übertragen worden und die Functionen des zweiten Directors hat der dortige Professor der Theologie Dr. *Thilo* gleichfalls interimistisch übernommen. Zugleich ist eine Revision des gegenwärtigen Zustandes der Frankeschen Stiftungen angeordnet worden. —

Dem Professor Dr. *Wagner* zu Berlin ist für die Dauer der Abwesenheit des Geheimen-Medicinalraths Dr. *v. Gräfe* die Leitung des klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde bei der dasigen Universität übertragen worden.

Der Professor *Henry* zu Berlin ist auf sein Ansuchen von dem bisher durch ihn verwalteten Amt eines Directors der Königlichen Kunstkammer, unter Anerkennung der Verdienste, die derselbe sich eine lange Reihe von Jahren hindurch um die gedachte Anstalt erworben, mit Pension entlassen worden.

Zwischen den Professoren Dr. *Nees von Esenbeck* dem Aeltern zu Bonn und dem Dr. *Treviranus* zu Breslau, hat ein Stellenwechsel in der Art statt gefunden, dafs der erstere als ordentlicher Professor der Botanik in der philosophischen Fakultät und Director des botanischen Gartens in die Universität zu Breslau und letzterer in gleicher Eigenschaft in die Universität zu Bonn versetzt worden ist. —

Den Oberlehrern am Gymnasio zu Neuruppin Dr. *Starke* u. *Krüger* ist durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 13. Dec. v. J. das Prädicat als Professoren beigelegt worden.

Bei der diesjährigen Feier des Krönungs- und Ordensfestes haben unter andern folgende Ordensverleihungen statt gefunden: Den rothen Adlerorden 2ter Klasse mit Eichenlaub hat erhalten: der wirkliche Ober-Consistorialrath Dr. *Ehrenberg* in Berlin. Den rothen Adlerorden 3ter Klasse haben erhalten: der Geh. Ober-Regierungsrath *Uhden*, der Geh. Medicinalrath Dr. *Klug*, der Consistorialrath *Brescius*, der Professor *Enke*, der Professor *Mitscherlich*, der Director des Friedrich-Wilhelms Gymnasiums *Spilleke*, sämmtlich in Berlin, der Consistorialrath *Richter* in Oppeln, der Regierungs- und Schulrath *Weifs* in Merseburg, der Professor *Lobeck* in Königsberg, der Medicinalrath und Professor *Bodde* in Münster. — Aufserdem haben als Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klasse den Stern mit Eichenlaub erhalten: der wirkliche Geheime-Rath, Director im Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten und im Justizministerium von *Kamptz*, der wirkliche Geheime-Rath und Oberpräsident von *Vincke*, der wirkliche Geheime Legationsrath *Ancillon*, der Bischoff Dr. *Eylert*.

Wissenschaftliche Institute.

Zusammenstellung der für das Jahr 1830 bei den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen in der Preufsischen Monarchie ernannten Directoren und Mitglieder:

1. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Berlin:
   a) der Director und Prof. *Köpke* zum Director und
   b) der Schul-Rath *Otto Schulz*, Professoren *Lachmann* und *Heinrich Ritter*, und Konsistorial-Rath *Brescius* zu Mitgliedern.
2. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Bonn:
   a) der Professor *Diesterweg* zum Director und
   b) der Professor *Heinrich*, Medicinal-Rath und Professor *Windischmann*, Ober-Consistorial-Rath und Professor *Augusti* und Professor *Loebel* zu Mitgliedern.

Digitized by Google

3. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Breslau:
   a) der Konsistorial- und Schul-Rath, Dr. *Menzel* zum Director und
   b) der Professor *Branifs*, Ober-Lehrer *Bach*, aufserordentlicher Professor *Scholz*, und Konsistorial-Rath und Professor *Coeln* zu Mitgliedern derselben.
4. Bei der gemischten Prüfungs-Commission zu Greifswald:
   a) der Professor *Kannegiefser* zum Director und
   b) die Professoren *Ahlwardt* und *Fischer*, und Director des Gymnasii *Breithaupt* zu Mitgliedern derselben.
5. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Münster:
   a) der Konsistorial-Rath *Kohlrausch* zum Director und
   b) der Professor *Grauert*, Director *Nadermann*, Konsistorial-Rath und Kanonicus, Dr. *Schwülling* und Privat-Docent, Dr. *Baumann* zu Mitgliedern derselben.
6. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Halle:
   a) der Ober-Bibliothekar und Professor *Voigtel* zum Director und
   b) die Professoren *Meier*, *Scherk*, *Gruber* und *Guerike* zu Mitgliedern.
7. Bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zu Königsberg:
   a) der Professor *Lobeck* zum Director und
   b) die Professoren *Bessel*, *Schubert* und *Olshausen*, und der Director *Gotthold* zu Mitgliedern.

Von der Universität zu Greifswald sind für das Jahr 1830 zu Decanen erwählt und durch das vorgesetzte hohe Ministerium bestätigt worden: 1) für die theologische Facultät der Professor Dr. *Kosegarten*; 2) für die juristische Facultät der Professor Dr. *Barkow*; 3) für die medicinische Fakultät der Professor Dr. *Berndt* und 4) für die philosophische Fakultät der Professor Dr. *Tillberg*.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Kabinetsordre vom 15. Dec. v. J. zu genehmigen geruht, dafs dem vormaligen Karmeliter Gymnasium zu Kölln die Benennung „evangelisches Gymnasium" und dem Jesuiten-Collegium daselbst die Benennung „katholisches Gymnasium" beigelegt werde.

Nach einer im Anzeigeblatt No. 2, des vorigen Jahrganges dieser Jahrbücher mitgetheilten Uebersicht der Frequenz der Königl. Preufsischen Universitäten im Wintersemester 18$\frac{28}{29}$, belief sich die Gesammtzahl der Theologie-Studirenden während dieses Zeitabschnitts auf 3015, wovon 2148 der evangelischen und 869 der katholischen Confession angehörten. Ob nun schon es bei der in einer Anmerkung zu der erwähnten Uebersicht mitgetheilten Berechnung, wonach im Preufsischen Staat auf 10,000 Einwohner evangelischer Confession ohngefähr 3 und auf eben so viel Einwohner katholischer Confession, nur ohngefähr 2 junge Leute kommen, welche sich auf Universitäten dem Studium der Theologie widmen, sein Bewenden hat, so ist doch um einer etwa daraus zu ziehenden falschen Schlufsfolge rücksichtlich der Ergänzung des katholischen Clerus zu begegnen, noch daran zu erinnern, dafs aus Gründen, die hier nicht näher beleuchtet zu werden brauchen, zur Zeit noch in Preufsen, wie auch in andern Staaten, die Ausbildung der jungen katholischen Geistlichen zum grofsen Theil ohne vorangegangenen Besuch einer Universität, blos auf bischöflichen Seminarien, erfolgt. Dergleichen Seminarien bestehen in Preufsen zu Trier, Paderborn, Posen, Gnesen und Pelplin und aufser diesen Seminarien befindet sich auch noch ein gleichfalls für die Ausbildung junger katholischer Theologen bestimmtes Königliches Lyceum zu Braunsberg. Werden die auf diesen Anstalten studirenden jungen katholischen Theologen mitgezählt, so ergiebt sich daraus allerdings ein anderes als das oben erwähnte numerische Verhältnifs.

Die sämmtlichen Königlichen und Universitätsbibliotheken im preufsischen Staate sind angewiesen worden, auf nachbenannte Werke zu subscribiren:

Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre, publié d'après le manuscrit Zend de la Bibliotheque du Roi, avec un commentaire, une traduction nouvelle et un mémoire sur la langue Zende, considerée dans ses rapports avec le Sanscrit et les anciens idiomes de l'Europe, par Eugène Burnout: und

Nietzsche, Gesammtausgabe der Rechtsquellen des Mittelalters.

Ausländische Gesetzgebung.

Den niederländischen Generalstaaten ist mit einer Königlichen Botschaft vom 26. Nov. v. J. ein das Unterrichtswesen, vornehmlich in solchen Anstalten, welche keine öffentliche Unterstützung erhalten, betreffender Gesetzesvorschlag vorgelegt worden, woraus wir Folgendes mittheilen:

Der Unterricht ist entweder öffentlicher oder Privatunterricht. — Der unter der Aufsicht der Eltern oder Vormünder in ein und derselben Familie ertheilte Privatunterricht ist an keine Art von Bestimmungen gebunden. — Der öffentliche Unterricht wird ertheilt: 1) In solchen Anstalten, welche entweder ganz oder theilweise durch die Fürsorge der allgemeinen Staatsverwaltung oder durch die der Provinzial- und der Communalverwaltung errichtet sind; 2) In Anstalten, welche ohne Unterstützung aus einer öffentlichen Kasse durch Privatpersonen errichtet und erhalten werden; 3) durch Personen, welche es sich zum Beruf machen, Individuen verschiedener Familien Unterricht zu ertheilen. — Der in den Anstalten der zuerst genannten Kategorie ertheilte Unterricht steht

Digitized by Google

unter der Leitung des Königs. — Einem jeden Niederländer ist es, unter folgenden Bedingungen, in der unter No. 2 und 3 erwähnten Art erlaubt Unterricht zu ertheilen: die diesfalsige Absicht ist der Ortsbehörde schriftlich anzuzeigen, unter Beibringung: 1) einer Angabe der Gegenstände, worin Unterricht ertheilt werden soll: 2) eines Nachweises über die erforderliche Qualification, welche rücksichtlich des niedern Unterrichts durch ein von einer demnächst zu erwähnenden Commission auszustellendes Zeugnifs, rücksichtlich des mittlern Unterrichts durch ein eben solches Zeugnifs oder durch die auf einer der Universitäten des Königreichs erfolgte Erlangung eines academischen Grades und rücksichtlich des höhern Unterrichts gleichfalls durch die auf einer niederländischen Universität erfolgte Erlangung eines academischen Grades nachgewiesen wird; 3) durch ein Zeugnifs guter Aufführung, welches durch die Behörde der Gemeinde, in welcher sich der Adspirant während der drei letzten Jahre aufgehalten hat, ausgestellt ist. Glaubt die Behörde ein solches Zeugnifs verweigern zu können, so kann der Betheiligte seinen Recurs zunächst an die permanente Ständedeputation der betreffenden Provinz und zuletzt an den König nehmen. — Die Ortsbehörde, bei welcher eine mit den vorgeschriebenen Requisiten versehene Erklärung des in Rede stehenden Inhalts eingeht, kann, wenn es sich um die Errichtung einer Schule handelt, die Erlaubnifs dazu aus dem Grunde verweigern, dafs schon eine oder mehrere Schulen in der Gemeinde bestehen. Dieselbe hat in einem solchen Fall denjenigen, welcher die Schule errichten will, davon in Kenntnifs zu setzen und vor Ablauf eines Monats die Gründe ihrer Verweigerung zugleich mit der von dem Betheiligten bei ihr eingegangenen Erklärung der ständischen Deputation zur Entscheidung vorzulegen. Die ständische Deputation hat ihre Entscheidung binnen Monatsfrist nach Empfang der vorerwähnten Actenstücke abzugeben. Wird derjenige, welcher eine Schule errichten will, nicht binnen Monatsfrist nach Einreichung seiner Erklärung von dem Widerspruch der Ortsbehörde in Kenntnifs gesetzt, so kann er die Schule eröffnen. Dieselbe Befugnifs steht ihm zu, wenn nach *Ablauf* von zwei Monaten ihm die Entscheidung der *ständischen* Deputation nicht mitgetheilt worden ist.

In einer jeden Provinz wird eine Prüfungs-Commission errichtet, welche aus dem Gouverneur der Provinz und zwei durch die Versammlung der Provinzialstände jährlich zu ernennenden Mitgliedern der ständischen Deputation besteht. Diese Commission kann, je nach Beschaffenheit der anzustellenden Prüfung, sich einen oder mehrere Männer vom Fach (experts) zugesellen. Die Commission ertheilt die oben erwähnten Qualificationszeugnisse, auf den Grund einer öffentlich anzustellenden Prüfung. Diese Zeugnisse gelten in allen Gemeinden der Provinz, worin dieselben ausgestellt worden sind. — Nicht zugelassen zur Unterrichtsertheilung werden solche Personen welche zu peinlichen oder infamirenden Strafen rechtskräftig verurtheilt worden sind; dasselbe gilt von denen, gegen welche eine correctionelle Strafe verhängt worden ist, wofern nicht die ständische Deputation, wegen der Natur des Vergehens, es für unnöthig erachtet die Ausschliefsung aufrecht zu erhalten.

Ein jeder Lehrer hat vor Eröffnung des Unterrichts in die Hände des Bürgermeisters der betreffenden Gemeinde einen Eid abzulegen, worin derselbe dem Könige Treue und dem Grundgesetz so wie den über den öffentlichen Unterricht ergangenen Gesetzen Gehorsam gelobt und zugleich verspricht, nichts zu lehren oder lehren zu lassen, was dem Grundgesetz, den Staatsgesetzen, der öffentlichen Ordnung und Ruhe oder den guten Sitten zuwider ist. Dieser Eid wird in doppelter Ausfertigung vom Lehrer und vom Bürgermeister unterzeichnet; das eine Exemplar wird bei der Ortsbehörde und das andere beim Königlichen Procurator des Bezirks niedergelegt.

Alle öffentliche Unterrichtsanstalten, ohne Ausnahme, stehen unter der Aufsicht der öffentlichen Behörden und der Zutritt zu denselben mufs demgemäfs fortwährend allen Personen offen stehen, welche von Seiten der Communal- der Provinzial- oder der obersten Staatsbehörden mit deren Revision beauftragt werden. Die Lehrer und alle, welche in diesen Anstalten irgend eine Autorität oder Aufsicht üben, sind verpflichtet den vorerwähnten Personen sowohl mündlich als schriftlich jede von ihnen erforderte Auskunft zu geben.

Kein Fremder darf eine Schule errichten oder umhergehen, um in Privathäusern Unterricht zu ertheilen, der nicht dazu eine besondere Königliche Erlaubnifs erhalten hat. — Wer sich in den Unterricht einmischt ohne durch die Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes dazu ermächtigt zu seyn, wird, abgesehen von der sofortigen Schliefsung der Schule durch die Orts-Behörde, in eine Strafe von 50 bis 100 Gulden und im Wiederholungsfall in eine Strafe von 100 bis 200 Gulden genommen. Dieselbe Strafe trifft diejenigen, welche das übergebene Verzeichnifs ihrer Unterrichtsgegenstände überschreiten. Bei erschwerenden Umständen kann dem Contravenienten die Ausübung seines Geschäfts auf 6 Wochen bis 6 Monate untersagt werden. — Wer in seiner Unterrichtsanstalt Grundsätze die dem Eid den er geleistet hat zuwider laufen, lehrt oder lehren läfst, der wird in eine Strafe von 60 bis 300 Gulden genommen und ihm kann selbst, je nach der Schwere des Falls, die Ausübung seines Geschäfts gänzlich untersagt werden. Auch kann die Schliefsung der Schule, unabhängig von den im Strafgesetzbuch bestimmten Strafen, auf 3 Monate bis 3 Jahre verfügt werden. — Das Verfahren gegen die vorerwähnten Vergehen steht den gewöhnlichen Gerichtshöfen zu. —

Correspondenz-Mittheilung.

In Moskau wird, auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers, nach einem von dem im Gebiet der medicinischen Lit-

Digitized by Google

teratur rühmlichst bekannten Herrn v. Loder entworfenen Plan ein Stadthospital für 450 Kranke erbaut. Herr v. Loder ist zum Präsidenten des Comité zu Aufführung und Einrichtung der Gebäude dieses Instituts ernannt und ist zu diesem Zweck die Summe von anderthalb Millionen Rubel bestimmt worden. Im Jahr 1832 soll der getroffenen Ordnung gemäfs die äufsere und innere Einrichtung dieses umfassenden Instituts beendigt seyn, dessen Generaldirection alsdann der Fürst Galitzin, gegenwärtig Mitglied des vorerwähnten Comité, übernehmen wird. — Herr von Loder hält gegenwärtig in jedem Wintersemester auf der Universität zu Moskau, obgleich er mit derselben, als Leibarzt S. M. d. Kaisers, in keinem nähern Verhältnifs steht, täglich zwei Stunden, öffentlich und unentgeltlich, anatomische Vorlesungen in dem schönen anatomischen Theater, welches der Kaiser Alexander nach seinem Plan hat bauen lassen. Derselbe benutzt dabei seine vom Kaiser Alexander für die Universität zu Moskau angekaufte und ihm zum fernern freien Gebrauch überlassene anatomische Sammlung.

Literarische Anzeigen.

Bei G. A. Kummer in Zerbst ist erschienen:

„Gott unter Menschen."

Sieben geistliche Reden für die evangelische Christenheit nebst einer bescheidenen Vorstellung an unsre Theologen. Von Friedrich Richter. 10 Bogen. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Was deutsche Kunst und Wissenschaft in vollendeter Entwickelung errungen haben, den göttlichen Geist als einen ewig gegenwärtigen zu veranschaulichen und zu begreifen, das sucht der Verfasser auf dem Gebiete des Kirchenglaubens aus dem innersten Wesen des Christenthums auf eindringliche Weise vorstellig zu machen. Den Gebildeten überhaupt werden daher diese geistliche Reden ein willkommenes Erbauungsbuch werden, da sie folgende Aufgaben ergreifend und falslich lösen: 1) Wie nahet Gott uns? wie nahen wir ihm? 2) Die neue Creatur, oder der reehte Neujahrstag. 3) Das Gebet, wie es immer erhört wird. 4) Wir können dem Beispiele Christi nachfolgen, weil wir es sollen, und wir sollen es, weil wir es können. 5) Die Auferstehung, eine evangelische Osterfeier, oder der Zusammenhang zwischen Christi Auferstehung und der unsrigen. 6) Es ist nur eine Liebe, d. i. die göttliche. 7) Die unvergängliche Freude auf Erden.

Den Theologen dürfte diese Schrift zur besondern Beachtung empfohlen werden, da sie auf ein gröfseres Werk vorbereiten soll, welches zu Ostern 1830 erscheinen wird unter dem Titel: „Der Himmel, wie er ist. Grofser propheticher Roman für das katholisch evangelische Deutschland."

Eben ist versandt:

Catalogi Librorum Manuscriptorum, qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Hispaniae, Lusitaniae, Belgii, Britanniae M. asservantur nunc primum editi a Dr. Gust. Haenelio, Fasc. II. et III. **Subscr. Pr. Schreibpap. 4 Thlr. In Royal 4. auf geglättet Velin-Schreibp. 8 Thlr.**

Gleich nach Erscheinung der 4. Liefg., (welche mit einem sorgfältig gearbeiteten Index diefs wichtige Werk beschliefst, über dessen Tendenz und Einrichtung der Hr. Verf. sich in der Vorrede ausspricht), die im November auch schon in aller Händen seyn soll, tritt der Ladenpreis mit 10 Thlr. und 18 Thlr. für das Ganze ein, und können im nächsten Jahre auch nur vollständige Exemplare abgelassen werden.

J. C. Hinrichssche Buchhdlg. in Leipzig.

So eben hat die Presse verlassen:

Chronik des neunzehnten Jahrhunderts

Neue Folge 2ter Bd. — A. u. d. Titel:

Die neuesten Weltbegebenheiten im pragmatischen Zusammenhange dargestellt von D. Carl Venturini. Das Jahr 1827. gr. 8. (48 Bog.) Leipzig, Hinrichs 1829. 2 Thlr. 21 Gr. (2 Thlr. 26¼ Sgr.)

Der freimüthige Verf. erfüllt hiermit eine Zusage, die er im vorigen Jahrgange der Chronik gegeben hat: sie fortzuführen, so lange er noch Arbeitskraft und Arbeitsmuth in sich verspüre. „Moge dies (sagt der ausführliche Beurtheiler in den Blättern f. lit. Unt. 1829. No. 191. 192.) noch recht lange der Fall sein!" denn unbezweifelt wahr ist es: die Chronik füllt, bei allen ihren Mängeln, nach dem unverdächtigen Zeugnisse competenter Richter eine sonst bedeutende Lücke unserer histor. Literatur aus. Wir haben aufserdem kein Buch, welches einen hinlänglich vollständigen Jahresbericht der neuesten Zeitereignisse lieferte; und welche Literatur kann ein ähnliches Geschichtswerk aufweisen?!!

Tzschirner's Predigten

herausgegeben von Dr. J. D. Goldhorn. 4. Bd. Predigten zur Ergänzung des Jahrganges und Reden im Feldzuge des J. 1814. gr. 8. (27 Bd.) 1829. Schreibpap. 2 Thlr. weifs Druckp. 1 Thlr. 12 Gr. (1 Thlr. 15 Sgr.)

Die 3 ersten Bände der hinterlassenen, trefflichen Religionsvorträge des zu früh verstummten Lehrers und Kämpfers der protestantischen Kirche sind bereits in der 2ten Auflage erschienen. (Preis 4 Thlr.) Alle 4 Bde. kosten demnach 5½ Thlr. (5 Thlr. 15 Sgr.)

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Für Journal-Lesezirkel

Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst.

Eine Monatsschrift in Verbindung mit mehrern gelehrten Männern herausgegeben vom Hofrath K. H. L. Pölitz. 1829. 12 Hefte. 6 Thlr.

Jedes Heft dieser Zeitschrift, die sich unter den höhern Ständen eines so ausgezeichneten Beifalls zu erfreuen hat, weil sie der grofsen Menge von Journalen ungeachtet eine Lücke in der Geschichte u. Politik auszufüllen bestimmt ist und einen ansehnlichen Kreis der geachtetsten Gelehrten Teutschlands zu ihren Mitarbeitern zählt, erscheint regelmäfsig 4 Wochen vor dem Eintritte des Monats, dessen Namen es trägt und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist folgende interessante Schrift fertig geworden.

C. A. Weiske, K. Sächs. Hofrath und Vice-Finanzconsulent skeptisch-praktische Behandlung einiger civilrechtlichen Gegensände. gr. 8. 12 Gr. (15 Sgr.)

Inhalt: 1) Ueber *opus locatum conductum etc.* 2) Zur Bestimmung der Grenzen der institorischen Klage. 3) Ueber Grenzberichtigung bei Privatgrundstücken. 4) Vom Traufrecht.

Digitized by Google

Nro. 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

XIV.

Fragmentos de hum cancioneiro inedito, que se acha na livraria do real Collegio dos nobres de Lisboa. Impresso a custa de Carlos Stuart, Socio da Academia de Lisboa. Em Paris, no paço de sua Magestade Brittanica. 1823.

Dieser schon vor mehreren Jahren erschienene, in Deutschland aber, wie sich vermuthen läfst, noch gänzlich unbekannte und doch von jedem, der sich mit der Poesie, Litteraturgeschichte oder den Sprachen des neuern Europas beschäftigt, sehr zu berücksichtigende Liederschatz befindet sich handschriftlich in dem s. g. Adelscollegium zu Lissabon. Der Ritter Stuart, früher grofsbrittannischer Botschafter am französischen Hofe, nahm auf einer Reise nach Portugal Notiz davon, liefs ihn mit diplomatischer Genauigkeit abschreiben und gab ihn in Paris unter obigem Titel heraus. Die Form der Handschrift, von der ein Facsimile Kunde giebt, ward auf das Strengste beibehalten und nur eine so geringe Zahl von Abdrücken veranstaltet, dafs das Buch eine litterärische Seltenheit bleibt. Aus einer beigefügten Nachricht über die Beschaffenheit und das Alter der Handschrift, so wie über das muthmafsliche Alter der Gedichte hebt Rec. das Wichtigste aus. Es ist eine Pergamenthandschrift in grofs Folio, die aufser dem Liederbuch noch ein Nobiliarium enthält, beide unvollständig; letzteres füllt 36 Blätter, dann folgt der Cancioneiro, der 75 Blätter einnimmt. Die Schrift (Majuskel) scheint in das vierzehnte Jahrhundert zu gehören und könnte selbst noch älter sein; die Seiten sind in zwei Columnen getheilt, jedes Lied sollte mit Musiknoten begleitet werden, wie man aus dem zwischen den Zeilen der ersten Strophen gelassenen Raume schliefsen kann. Der Sprache nach stammen diese Poesieen aus dem dreizehnten Jahrhundert und gehören wohl noch vor die Regierung des Königs Dionysius; es finden sich mehrere Gallicismen darin. Einige Lieder, fährt der Verf. der Nachricht fort, scheinen aus dem Provenzalischen übersetzt, die meisten sind portugiesische Originale, wie diefs vorkommende Namen und Sitten bezeugen. Nach einer andern Notiz, die dem Text unmittelbar vorangeht und von einem andern Verf. herrührt, gehört die Schrift in das vierzehnte oder funfzehnte Jahrhundert und die Gedichte in die Zeit des Königs Dionysius oder seines Sohnes Petrus.

Um die Bedeutung dieser neu entdeckten Liedersammlung für die Geschichte der portugiesischen Poesie ins Licht zu setzen, ist es zweckmäfsig, die Denkmäler der letztern vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert zu überblicken, was in der Kürze geschehen kann.

Manoel de Faria e Sousa hat in seiner *Europa portuguesa* das Bruchstück eines Gedichtes über die Eroberung Spaniens durch die Mauren bekannt gemacht, das man bei der Einnahme des Schlosses Lousan unter dem ersten oder zweiten Könige von Portugal gefunden haben soll; der leichtgläubige Mann setzt es ohne Bedenken in das achte Jahrhundert. Der erste Vers fehlt in seinem Abdruck, wiewohl sich in den Glossen darauf bezogen wird; man hat ihn in neuern Zeiten nachgeliefert. (S. *Denis Resumé de l'histoire litt. du Portugal. Paris* 1826). Die Form des Gedichtes zeugt aber unwidersprechlich für seine spätere Entstehung: es ist in regelmäfsigen Octaven, *versos de arte mayor*, abgefafst, einer Strophengattung, die sich als das Produkt einer auf den höhern Styl gerichteten Kunstperiode zu erkennen giebt, und so können wir, auf diefs innere Kennzeichen gestützt, jenes vielbesprochene Fragment nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinaufsetzen. Aufserdem giebt *Manoel de Faria e Sousa* drei Minnelieder der beiden Ritter *Gonçalo Hermiguez* und *Egaz Moniz Coelho*; diese kleinen Gedichte, die nach der Angabe des Herausgebers in die letzten Jahre Alfons I.

Digitized by Google

(+ 1185) gehören, sind als die ersten Versuche in Redondilien-Form höchst beachtenswerth. Von den Liedern des Königs Dionysius (+ 1325), welche zwei Sammlungen ausmachen sollen, ist bis jetzt noch keins ans Licht getreten; eben so wenig Kunde haben wir von den Gedichten seines Nachfolgers Alfons IV, so wie seiner natürlichen Söhne Alfonso Sanchez und Petrus, Grafen von Barcelos. Der Cancioneiro des letztern, der für verloren ausgegeben wurde (Velazquez von Dieze S. 70), hat sich, wie die dem gegenwärtigen Liederbuche beigefügte Nachricht uns lehrt, erhalten. Auch Petrus I. (+ 1367) zeigte sich als Dichter: eine ihm zugeschriebene Romanze hat Balbi in seinem *Essai statistique sur le royaume du Portugal* bekannt gemacht, ohne jedoch seine Quelle nachzuweisen. Vier Lieder dieses königlichen Dichters sollen in der Sammlung des *Garcia de Resende* stehen, die wohl auch noch andere Produkte des vierzehnten Jahrhunderts enthalten möchte.

Man ersieht hieraus, dafs, was sich von dichterischen Versuchen vor Dionysius Regierung erhalten hat, kaum als eine Vorübung gelten kann, dafs aber die Nationallitteratur durch ihn, wenn auch vielleicht nicht begründet, doch gewifs in Flor gebracht wurde. In der That ruht auf seinem Haupte der ganze Schimmer der altportugiesischen Dichtkunst: die Leistungen seiner Söhne sind mittelbar zugleich sein Werk; unter ihm ward nach einem Briefe seines Sohnes Alfons die Sprache veredelt, (*Europa portug. III.* 381); er war es, der den elfsylbigen Vers in Portugal einführte oder doch gewifs sich dessen bediente, (Velazquez S. 69; *Obras de Camoens, t. III. p. IX. ed. de Paris* 1815); und es ist nicht zu bezweifeln, dafs andre Sänger geringeren Standes mit ihm wetteiferten, so dafs man in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts an der äufsersten Gränze von Europa eine neue vielleicht sehr eigenthümlich gefärbte Blüthe der erotischen Dichtkunst entfaltet sah. Der Graf Dom Pedro, Dionysius Sohn, führt in seinem von Manoel de Faria herausgegebenen Nobiliarium sechs Edelleute auf, die er Troubadours nennt, und die zum Theil unter seines Vaters Regierung lebten. (S. diesen *Cancioneiro, advertencia*). Unzweifelhaft wurden die Werke dieser Sänger frühe zusammengestellt. Der Marques von Santillana versichert in seinem bekannten Sendschreiben, er habe in seiner Kindheit einen grofsen Band portugiesischer und gallicischer Lieder von Dionys und andern Dichtern, deren er zwei anführt, gesehen, (*Carta p. LVIII.*). Hierbei ist es für Portugals Culturgeschichte von Wichtigkeit, dafs allen Zeugnissen und Denkmälern zufolge, dieser Zweig der Litteratur ausschliefslich vom Adel gepflegt wird, der es für einen Ehrenpunkt hielt, der Nation auch in den Künsten des Friedens voranzuschreiten. An der Spitze dieser Bestrebungen standen Könige, eine Erscheinung, die dem Geiste der Ritterzeit zu sehr entsprach, als dafs sie sich auf Portugal beschränken könnte, die sich aber doch hier und in andern Reichen der pyrenäischen Halbinsel im höhern Grade zeigte, als irgend anderswo. Noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts safs auf dem Königsthrone von Navarra der gröfste französische Lyriker der Zeit, Thibault von Champagne, in Castilien regierte Alfons X, fruchtbar als Dichter in zwei Sprachen und eifersüchtig auf litterärischen Ruhm; in Aragon vertheidigte sich Petrus III. mit dichterischen und ritterlichen Waffen gegen Philipp von Frankreich, und in Portugal gründete Dionys, wie bemerkt, eine Epoche der Nationallitteratur. Der Antheil, welchen Könige an der Dichtkunst nahmen, mufste von weit fruchtbareren Folgen seyn, als es obenhin betrachtet scheinen möchte, sey es auch nur, dafs sie den Dichterberuf adelten, den der Clerus, der damalige Gelehrtenstand, mit Geringschätzung behandelte und selbst von der Kanzel angriff, und den man im Allgemeinen mit dem niedern Berufe des Fiedlers, Taschenspielers und Seiltänzers zu vermengen geneigt war. Uebrigens können mehrere Fürsten des dreizehnten Jahrhunderts auch auf jenes höhere Verdienst Anspruch machen, dafs sie ihren Nationen in dem Gebiete der Poesie eine Geistesform zeigten, die wir als wohlgewählt anerkennen müssen. Von Friedrich II, Alfons X. oder Dionys wird man diefs nicht läugnen wollen.

Von der Litteratur, in welcher sich der letztere dieser Fürsten auszeichnete, bildet nun der von Hrn. Stuart herausgegebene Codex einen merkwürdigen Bestandtheil. Zwar müssen wir vorläufig die nicht gleichgültige Frage, in welchem Verhältnifs sich diese Liedersammlung zu der unter Dionysius und seinen Nachfolgern bestehenden Litteratur befand, aus Mangel an Kenntnifs derselben auf sich beruhen lassen; allein auch abgesehen von seinen historischen Beziehungen bleibt gegenwärtiger Cancioneiro für uns von nicht geringem Interesse. Ueber sein Alter können wir nicht genügend entscheiden; der Herausgeber setzt ihn in Betracht der

Digitized by Google

Sprache mit Bestimmtheit vor Dionysius Regierung; allein diese Behauptung ist so gewiſs problematisch, als die Sprache vor dem vierzehnten Jahrhundert sichtbarlich zwischen verschiedenen Richtungen schwankte und noch keine strenge Form anerkannte. Von historischen Stellen aber, die in solchen Fällen die befriedigendste Aufklärung zu gewähren pflegen, findet sich nur die folgende wenig bedeutende (Blatt 94, Spalte 1):

De quantas cousas en o mundo son
non vejo eu ben, qual poden semellar
al rey de Castella e de Leon etc.

Da hier der König von Castilien und Leon besungen wird, so kann wenigstens diese Canzone das Jahr 1229 rückwärts nicht übersteigen, wo beide Reiche in der Person Ferdinands III. vereinigt wurden; allein welchen König der Dichter im Auge hat, bleibt zweifelhaft. Er vergleicht ihn mit der See und legt ihm unter andern Eigenschaften ihre Freigebigkeit bei:

. . . . . outros, a que da
grandes herdades e muit' outro ben
e tod' esto, que vos cuncto, aven
al rey, se o souberdes conoçer.

Rec. wagt hierzu nur die Bemerkung, daſs von dieser Seite kein castilianischer König so berühmt war wie Alfons X, und erlaubt sich auf den Grund eines ziemlichen Grades von Wahrscheinlichkeit, die ganze Liedersammlung unter dessen Regierung zu setzen, so daſs die Meinung des Ritters Stuart wiewohl auf anderem Wege gerechtfertigt würde.

Unsre nächste Frage betrifft den Verfasser, der nirgends geradezu genannt wird. Bedeutend wäre es, wenn wir darthun könnten, daſs diese starke aus mindestens 260 Liedern bestehende Sammlung das Werk verschiedener Sänger oder wohl gar nichts Geringeres sey, als ein Strauſs von Geistesblüthen einer ganzen Dichterperiode, etwa wie die sogenannte manessische Sammlung. Dazu sieht Rec. indessen keine Möglichkeit; er fühlt sich vielmehr bewogen, sie für das Product eines einzigen allerdings ungewöhnlich fruchtbaren und nicht eben geistvollen Troubadours zu erklären. Mit Beiseitesetzung innerer auf dem Styl beruhender Gründe, daſs z. B. die beständige Wiederholung derselben Ideen doch wohl für einen Urheber zeugen müsse, wogegen sich einwenden lassen würde, daſs diese Einförmigkeit des Inhaltes auch als im Charakterzug damaliger Poesie gelten könne, beruft sich Rec. nur auf den äuſserlichen Umstand, daſs im Falle der Mehrheit der Verfasser, ihre Namen dem Gebrauche gemäſs ihren Abtheilungen beigefügt worden wären, daſs aber der Name eines Verfassers recht wohl in dem verlorenen Anfang der Handschrift niedergelegt sein konnte; die Fruchtbarkeit der alten portugiesischen Dichter kann ohnehin nicht bestritten werden. Hierbei ist freilich vorauszusetzen, daſs einige in der Mitte des Manuscriptes fehlende Blätter ebensowenig eine Namensüberschrift enthalten hätten als die übrigen. Rec. hat in dem Texte einen Namen bemerkt, den er für den des Verfassers oder, wenn man lieber will, eines der Verfasser zu halten geneigt ist; doch ist die Stelle nicht frei von Dunkelheit. Der Dichter sagt von der Dame (Blatt 59, Spalte 2):

joana est' ou sancha ou maria
a, por que eu moiro e por que perdi
o sen. e mais vus endora diria
joan coello sabe qu e sy (?).

Anderswo nennt er seine Geliebte *filla de don paay moniz* (48. 2) und etwas früher (48. 1) bekennt er, daſs er eine Verwandte liebe; das Liedchen ist niedlich genug, um es zugleich als eine der Proben, die Rec. von diesem seltnen Cancioneiro zu geben sich berufen fühlt, mit beigefügter Interpunction hier mitzutheilen; wer des Portugiesischen kundig ist, wird diesen Dialect ohne sonderliche Mühe verstehen:

Eu soon tan muit' amador
do meu linagen, que non sey
al no mundo querer mellor
d' una mia parenta, que ei.
E que sa linnagen quer ben,
tenn' eu, que faz dereit' e sen,
e eu sempr' o meu amarei.

Senpre serviç' e amor
eu a meu linnagen farei;
en tanto com' eu vivo for
esta parenta servirei,
que quero mellor d' outra ren
e muito serviço en mi ten,
se poderei e poderei.

Pero nunca vistes moller
nunca chus pouco algo fazer
a seu linnagen, ca non quer
en meu preito mentes meter;
e poderēa me prestar
par deus muit e non lle custar
a ela ren de seu aver.

Digitized by Google

E veede se min mester
da tal parenta ben querer,
que m' ei a queixar, se quiser
lle pedir algon a veer.
Pero se me quesesse dar
algo, faria me precar
a tal parenta e valer.

Die Häuser *Coello* und *Moniz* waren aber wirklich stammverwandt. „*Coellos*", sagt der Verf. der *Europa port.* (*II.* 239), „*decienden de don Egas Moniz.*"

Locale Beziehungen sind auffallend selten; doch scheint *entre Douro e Minho* des Dichters Heimath und der Schauplatz seiner Liebe zu seyn; einmal drückt er den Entschluſs aus, bei *Oporto* seine Wohnung aufzuschlagen (54. 1.):

Pois non ei de don' alvira
seu amor e ei su ira,
esto farei sen mentira:
pois me vou de sanctavaya,
morarei cabo d' amaya
en doyr' (Douro) entr' o port e gaya.

Der letztere Ort ist wohl *Miraguaya*, *Porto* gegenüber am *Douro*.

Die Sprache unsers Cancioneiro ist die gallicische, die sich von der später ausgebildeten portugiesischen durch ihre gröſsere Annäherung an den Grundtypus der romanischen Sprachen leicht unterscheidet; bekanntlich aber hatte die Landschaft *entre Douro e Minho* mit Gallicien diesen Dialect gemein, der in Portugal und Castilien vorzugsweise, wie etwa das Provenzalische in Oberitalien, für die Sprache der Poesie galt und noch bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts ein entschiedenes Ansehn behauptete. Die Sprache des Liederbuches bietet manche sehr beachtenswerthe Züge, da Rec. sie aber nicht zum Gegenstande dieser Bemerkungen machen will, so führt er beiläufig nur die Einzelheiten an, daſs sie noch den Artikel *lo* (portug. *o*), so wie das Pronomen *lo*, *la* anerkennt (*poileu* ist aufzulösen in *pois lo eu*), daſs sie die altromanischen Formen *en* oder *end* (französ. *en*), *ome* (franz. *on*); *ren* (fr. *rien*) *allur* (fr. *ailleurs*) *ca* statt *que* bewahrt hat; *señor* wird als Feminin gebraucht; merkwürdig ist die durch den Infinitiv gebildete Verstärkung des Präsens, so *vejo veer* ich sehe, *levo levar* ich trage; daſs die ganz eigenthümliche Form *cha* von dem provenzalischen *ja* herstamme, wie man behauptet hat, kann Rec. nicht glauben, läſst aber ihre Ableitung dahin gestellt seyn. Verschiedene Wörter finden sich in keinem portugiesischen Lexicon.

Um nun noch einen Blick auf Form und Inhalt der Gedichte zu werfen, stellt Rec. die Bemerkung hin, daſs der Cancioneiro eine mehr als allgemeine Kenntniſs derjenigen Liederpoesie verräth, die zu ihrer Zeit für musterhaft galt, der provenzalischen. Doch ist nicht zu verschweigen, daſs das fremde Prinzip nicht über das Formelle hinaus eingegriffen hat, wovon wir nur einige wenig bedeutende Züge abrechnen, die sich wie gelegentliche Huldigungen vor den Leistungen der Troubadours ausnehmen, etwa wie manche unsrer deutschen Dichter sich klassischer Versweisen und einzelner Anspielungen aus der Mythologie der Alten bedienen, ohne das ihrer eignen Zeit Gemäſse verläugnen zu wollen. Dahin scheinen Ausdrücke zu gehören, wie *ome lige* von der Vassallenschaft der Liebe gebraucht (67. 3.), *entendedor*, Liebhaber (81. 1.), *cousimento e mesura*, d. i. Rücksicht und Höflichkeit (46. 3), und einige andre. Auch hier legen sich die Sänger einen Titel bei, der um eine höhere Manier des Dichtens zu bezeichnen, auf provenzalischem Boden entsprungen war. So heiſst es im Cancioneiro (101. 2):

Pero eu vejo aqui trobadores,
sennor e lume d' estes ollos meus,
que troban d' amor por sas sennores;
non vei eu aqui trobador par deus etc.

Von weitern Kunstausdrücken fand Rec. nur das ganz provenzalische *cantar* (108. 1.) und das gallicische *cantiga* (91. 2), beide für Lied gebraucht. Auch in den Versarten mischt sich Fremdes mit Einheimischem; ihre Zahl ist sehr gering, wiewohl schon Alfons X. den Versuch gemacht hatte, die verschiedensten Verse von sechs bis funfzehn Sylben in gallicischer Mundart nachzubilden; lesenswerth sind die von *Nic. Antonio* gegebenen Beispiele (*Bibl. hisp. vetus II.* 80. Note). Vorherrschend findet sich der zehnsylbige Vers mit männlichem Reim, den man, sofern eine tonlose Schluſssylbe zutritt, unschicklich genug Hendecasyllabus zu nennen pflegt; deſsgleichen der achtsylbige männliche, der bekannte Novellenvers der mittlern Poesie. Seltner erscheint der nationale *Redondillo*, acht oder siebensylbig; einige andre Gattungen verdienen keine Erwähnung.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Fragmentos de hum cancioneiro inedito, que se acha na livraria do real Collegio dos nobres de Lisboa. Impresso a custa de Carlos Stuart, Socio da Academia de Lisboa.

(Schluſs.)

In dem Strophenbau zeigt sich eine Einfachheit, die sich kaum mit dem Begriffe der Kunstpoesie verträgt. Die Versarten zu mischen hat der Dichter nur selten und nur in beschränktem Maſse versucht, wie etwa in folgendem kleinen Liede (47. 2):

A ren do mundo, que mellor queria,
nunca meu ben quis dar, sancta Maria,
mais quant end eu no coraçon temia,
ei, ei, ei,
sennor, sennor, agora vi
de vus, quant eu senpre temi.

A ren do mundo, que eu mais amava
e mais servia nen mais desejava,
nostro senhor, quant end eu receava,
ei, ei, ei etc.

E que farei eu cativ' e cuitado,
que eu assi fiquei desamparado
de vos, porque cuita grand' e cuidado
ei, ei, ei etc.

Des Refrains bedient sich der Sänger mit Vorliebe; einmal braucht er ihn selbst in der Mitte der Strophe (63. 2. *Ora etc.*); diese Figur ist ächt national, und der tändelnden Poesie ganz gemäſs; die Spanier und Portugiesen haben sie im Uebermaſse angewandt, die etwas ernstere Muse der Provenzalen aber hat sich niemals recht damit befreundet. Den Troubadours ist es abgelauscht, wenn derselbe Reim durch alle Strophen des Gedichtes greift oder doch die Strophen paarweise verbindet; beides ist hier herrschende Form und nur selten beschränkt sich der Reim auf die einzelnen Strophen; auch kommt das artige Spiel vor, daſs ein Reim strophenweise von einem andern abgelöst wird, so wie die den Troubadours geläufige Flexion des Reimwortes in folgender Art (104. 2):

Se eu podesse desamar
a, que me senpre desamou etc.

Mit Uebergehung andrer Tändeleien werde nur noch angeführt, daſs sich auch das s. g. Geleite findet; wie bei den Provenzalen wiederhohlt es in seiner Reimstellung den letzten Theil der Strophe, ist aber weder an das Lied noch an eine dritte Person gerichtet und so seiner ursprünglichen Bestimmung gänzlich entrückt.

Wenn nun dieses Denkmal altportugiesischer Liederpoesie von Seiten der Form einen nur mäſsigen Grad von Gewandtheit und Mannichfaltigkeit darbietet, so können wir ihm, zu dem Inhalt uns wendend, den Vorwurf merklicher Eintönigkeit nicht ersparen. Mangel an Empfänglichkeit für das Objektive, jene Hauptquelle lyrischer Einförmigkeit, ist ein Zug, der die erotischen Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts überhaupt bezeichnet, das Gemüth dieses portugiesischen Sängers scheint aber für die Eindrücke der Umgebung fast gänzlich verschlossen; Naturschilderungen oder nur leichte Anspielungen auf Naturgegenstände würde man vergebens suchen, daher denn auch das Gleichniſs, sofern es auf Beobachtung äuſserlicher Dinge beruht, kaum vorkommt, denn es ist vielleicht die einzige Ausnahme, wenn die Geliebte einmal mit dem Rubin verglichen wird.

Unterhaltend aber bleibt es, manche der aus Troubadours und Minnesängern bekannten Liebeshuldigungen auch hier wieder zu finden. So wird die Schüchternheit des Liebhabers, die ihm den Entschluſs, der Dame seine Neigung zu gestehen, jedesmal, so oft er vor sie tritt, zu nichte macht, in einem eignen Gedichtchen ausgesprochen (75. 4):

Digitized by Google

Nunc' assi ome de señor
esteve, com' og' eu estou,
ei dir, u ela e, sabor
mais d' outra ren e pois y vou
non ll' ouso dizer nulla ren,
per lle quero mui gran ben.

E cuido ll' eu senpr' a dizer,
quando a vir per bona fe,
a coita, que me faz aver,
e pois que vou, u ela e,
non etc.

Quanta coita e quant' affan
m' ela no mundo faz levar,
ben lle cuid' eu dizer de pran,
mais pois m' ant' ela veg estar,
non etc.

Verschwiegenheit ist auch hier ein heiliges Gesetz: lieber will der Dichter eine Lüge sagen, als seine Dame nennen:

Muitos me veen preguntar
mia señor, a quen quero ben,
e non lles quer end eu falar
con medo de vos pesar en etc. (50. 4)

Zuweilen glaubt man, selbst bis auf die Mundart, einen Provenzalen zu hören, z. B. in den Worten:

E quant eu veg as outras mas de prez,
a tant' eu mais desejo mia señor. (77. 2.)

oder mehr noch in diesen Versen:

Non me cuidaria cambiar
por ney nen por emperador. (47. 3.)

Folgende gleichfalls im Geiste der Provenzalen gesungenen Strophen mögen diese geringen Proben beschliefsen (50. 3):

Quanto me nenbra de vos, mia señor,
en qual affan me fazedes viver
e de qual guisa leixades amor
fazer en mi quanto xel quer fazer,
enton me cuid' eu de vos a quitar;
mais vos, pois vos veg e vus ouço falar,
outro cuidad' arei (?) log' a prender.

Porque vus vejo falar mui mellor
de quantas donas sei e parecer,
e cuid' en como sodes sabedor
de quanto ben dona deu a saber,
este cuidado me faz destorvar
de quant' al cuid' e non me quer leixar
partir de vos nen de vus ben querer.

Indem wir nun diese Bemerkungen, zu welcher der galicische Cancioneiro den Stoff lieferte, schliefslich zusammenfassen, gewinnen wir das für Portugals Litteraturgeschichte nicht unerhebliche Resultat, dafs daselbst ungefähr seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine von den Grofsen des Landes ausgegangene und gepflegte, zum Theil nach dem Muster der Provenzalen gebildete, Liederpoesie bestand. Wie nun diese Form der Lyrik, worin wir den merkwürdigen Versuch eines entlegenen, von Europa gewissermafsen abwärts strebenden Volkes erkennen, sich in geistiger Hinsicht an die Richtung andrer Europäer anzuschliefsen, allmählich und dergestalt einer andern weichen mufste, dafs das, was die Nation sich vorlängst angeeignet hatte, der s. g. Hendecasyllabus, später als eine Erfindung der Italiäner von neuem eingeführt werden konnte, diefs auseinanderzusetzen, bleibe der Geschichte der neuern Poesie überlassen.

F. Diez.

XV.

C. Sallusti Crispi Opera quae supersunt. Ad fidem Codd. Mss. recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adiecit Fridericus Kritzius. Vol. 1. Catilinam continens. Lipsiae, sumptibus Hartmanni MDCCCXXVIII.

Der Freund der Alterthumskunde kann sich nur freuen, dafs Herr K. sich von der Bekanntmachung seiner Bearbeitung des Sallustius nicht durch den inzwischen erschienenen Gerlach'schen Kommentar und die Herzog'sche Ausgabe abschrecken liefs. Die grammatische und kritische Behandlung der Klassiker und unsere Kenntnifs vom Geist und Leben des Alterthums kann nur gewinnen, wenn Männer von Einsicht und Gelehrsamkeit von einander unabhängig auf die Bearbeitung desselben Themas oder der Herausgabe desselben Schriftstellers geleitet werden. Der Herausgeber deutet mit gerechter Würdigung des Verdienstes der oben genannten Gelehrten den wesentlichen Unterschied ihrer Arbeiten und der seinigen richtig an. Er wollte eine Handausgabe liefern, welche vorzüglich dem angehenden Freunde des Alterthums den Weg ebnen und eine Anleitung zu einem erquicklichen und fruchtreichen Studium gewähren sollte, zugleich aber auch dem Ken-

Digitized by Google

ner erwünschte Fortschritte in der Kritik eines der vortrefflichsten Denkmale des Alterthums und Erweiterungen der Kunde und Wissenschaft desselben darböte. Unseres Bedünkens hat der Herausgeber seine Aufgabe mit Glück gelöst. Er spricht sich über die Grundsätze, welche ihn bei seiner Arbeit leiteten, in der lesenswerthen Vorrede aus. Für's erste bemühte er sich eine gesundere Grundlage des Textes zu bilden, indem er Kortten entgegentrat, welcher trotz seiner seltsamen Ansicht von Sallust's Styl dennoch bis auf unsere Zeit herab als die gröfste Autorität in der Sallustischen Kritik angesehen worden ist. Mit Recht bemerkt Herr K. dafs das Ansehen und die Zahl der Handschr. keinesweges die festen und unabänderlichen Grundsätze der Kritik und Hermeneutik aufwiege. Die Varianten sind dem Zweck der Ausgabe gemäfs nicht alle angeführt, wohl aber die wichtigeren, so wie diejenigen, die an sich minder bedeutend, zu grammatischen Erörterungen Veranlassung gaben, mit denen als dem vorzüglichsten Wege zur Kenntnifs des Alterthums dem reifern Jünglinge eben so sehr gedient seyn mufste, als mit geistvoller kritischer Untersuchung wichtiger Punkte, über deren anregende und geiststärkende Kraft der Herausgeber (p. VIII.) sich treffend ausspricht. Ferner ist auf Interpunktion besonderer Fleifs verwendet worden; ein Bestreben, dessen Nützlichkeit nicht genug anerkannt werden kann, und um so lobenswerther ist, je mehr selbst Männer von Bedeutung in dieser Hinsicht gesündigt und namentlich unsere Texte mit einer Menge sinnstörender, zusammen Gehöriges aus einander reifsender Komma's und Semikola überladen haben. Ref. macht sich anheischig, aus den drei Bänden von *Cic. Philosophica ed. Goerenz*, mindestens hundert Beispiele nachzuweisen, wo das Subject vom einfachen Prädikate durch ein Komma getrennt worden ist, etwa in diesem Styl „der Redner Cicero, war ein verdienter Mann" — eine Interpunktion, welche, im Deutschen angewendet, einem Quartaner billig übel genommen wird. Auch die Orthographie hat der Herausgeber nach gleichförmigen Grundsätzen und gesunder Sprachkritik möglichst folgerecht zu machen gesucht, wovon die noch in der Vorrede enthaltene Ausführung über die Schreibung des Namens Sallustius und über die Stellung des Nomen und Cognomen (*Sallustius Crispus*, nicht *Crispus Sallustius*) eine Probe gewährt. Was den letztgenannten Umstand betrifft, so scheint uns der Herausgeber den Hauptgrund gar nicht angeführt zu haben, so wie auch die von ihm angezogenen Kommentatoren nur die Umstellung des Nomen und Cognomen ohne weitere Bemerkung bezeugen. Es ist aber Thatsache, dafs bei den Schriftstellern des goldenen Zeitalters das Cognomen, insbesondere bekannter, zu der Nobilität zu rechnender Geschlechter (in der Regel haben auch nur diese ein Cognomen, wenn es nicht ein ganz neu zum Spott beigelegtes war, wie *Calpurnius Bestia*, *Tremellius Scrofa* vgl. das Agnomen *Lepidus Porcina*) dem Nomen so regelmäfsig nachgesetzt wird, dafs die umgekehrte Stellung eine höchst seltene Ausnahme ist, wie sie denn bei amtlicher Erwähnung der Person niemals, und bei manchen Familien eben so wenig vorkommt. So hat man wohl *Sulla Cornelius*, *Messala Valerius* gesagt, aber *Cicero Tullius*, *Caesar Julius* ist gar nicht nachzuweisen. Gegen das Ende des augusteischen Zeitalters und besonders im silbernen Zeitalter äufserte sich die Modesucht des überverfeinerten Roms auch in der Abänderung und Umstellung der Cognomina, die auch auf den Inschriften nachzuweisen, und von Vellejus an bei denjenigen Schriftstellern am häufigsten ist, welche sich am wenigsten an die Normen der besten Zeit der römischen Sprache binden. Daher bei Tacitus die Stellungen *Taurus Statilius*, *Pollio Asinius*, *Messala Valerius* u. a. fast regelmäfsig, und bei vorhandenem Agnomen auch dieses gern dem Cognomen vorangestellt ist, wie *Vipstanus Messala*, *Messalinus Cotta*. Plinius der Jüngere hat diese Umstellung dagegen nicht häufig, und noch seltener, vielleicht gar nicht Quintilian, dieser freilich schon wegen der Beschaffenheit seines Werkes. Späterhin verschwinden bekanntlich die Praenomina aus der Sprache.

Wir finden nun, dafs der Herausgeber die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig glücklich beobachtet, und unseres Bedünkens eine den angehenden Studirenden sehr nützliche und auch der Wissenschaft Frucht bringende Ausgabe geliefert hat, an welcher wir, allgemein genommen, keine Ausstellung machen können. Wir glauben daher dem Herausgeber wie dem kritischen Institute unsere Achtung am besten zu beweisen, wenn wir die ersten Kapitel des Catilina durchgehen und in Beziehung auf Herrn K.'s Kommentar mit unsern Bemerkungen begleiten.

Zuerst wollen wir die kritische Seite betrachten. Zu Kap. 1. *extr.* zeigt Herr K. gegen die meisten Her-

Digitized by Google

ausgeber, wie die Stelle: *ita utrumque per se indigens alterum alterius auxilio eget*, welche man besonders wegen einer darin gesuchten Tautologie (*indigens eget*) falsch verstand, gegen Palmerius Vorschlag *veget*, dem die Neuern gefolgt sind, gerechtfertigt werden müsse. Korte, der *eget* aufnahm, aber in einer Masse von Beispielen nichts bewies, als dafs Zusammenstellungen sinnverwandter Wörter häufig sind, die Stelle selbst aber gar nicht verstand, ward mit Recht kurz abgefertigt. Herr K. zeigt den wahren Zusammenhang und die Konstruktion, *alterum alterius, utrumque per se indigens, auxilio eget*, mit einem Gegensatze in *alterius* und *per se*, so dafs *indigens* mangelhaft, unvollkommen heifst. Dabei möchte Ref. nur noch bemerken, dafs *vegere* keinesweges immer, wie Herr K. nach *Goerenz* zu *Cic. de Fin. V.* 14, 39. annimmt, ein Transitivum zu seyn scheint; dann aber, dafs es nöthig gewesen wäre, den adjektivischen Gebrauch von *indigens* ohne Kasus, für mangelhaft, unzureichend, mit Beispielen zu belegen.

Kap. 2, 8. hat der Herausgeber wie wir glauben mit Recht *multi mortales, dediti ventri atque somno, — — vitam sicuti peregrinantes transiere* aufgenommen, statt des von den *codd.* ebenfalls dargebotenen *transegere*, welches Korte, Gerlach und Herzog billigen. Er macht mit Recht auf den Zusammenhang *sicut peregrinantes* aufmerksam, welcher ein Prädikat wie *transiere*, vom Reisenden gesagt, erwarten liefs, nicht *transegere*, das besser auf Geschäfte und Vollbringen pafst. Doch möchte Ref. glauben, dafs *vitam quasi peregrinantem transigere* für *festinantem percurrere* vertheidigt werden könnte; auch wäre es nützlich gewesen über das für *quasi* oder *tanquam* gebrauchte *sicut* Belehrung zu erhalten, da das letztere in seiner eigentlichen Bedeutung, nach welcher es von zwei vergleichungsweise zusammengestellten Subjekten Gleiches prädicirt, zwar zu *transigere* aber nicht zu *transire* pafst.

Kap. 4, 1. ist der richtige Sinn durch Setzung der gehörigen Interpunktion hergestellt: *neque vero* (*sc. consilium fuit*) *agrum colendo aut venando, servilibus officiis, intentum aetatem agere*, während sonst bei der Interpunktion nach *intentum*, die Gerundien *agrum colendo aut venando* von *aetatem agere* abhängig gemacht werden mufsten, da sie doch von *intentum* abhängen. Vielleicht könnte man übrigens (ja man müfste, wenn man streng den Grundsätzen der Alten und einiger Neueren folgen wollte) an dieser Stelle alle Interpunktion entbehren.

Kap. 5. 1. hat der Herausgeber mit Recht das von Korte vertriebene *fuit (L. Catilina nobili genere natus fuit magna vi et animi et corporis)* mit Einigen wieder hergestellt, und an eine richtigere Stelle gesetzt als Müller, der es nach *corporis* einschob, auch die einzig richtige Interpunktion (nach *natus*) zurückgeführt, während Lange nach Nonius hinter *fuit* interpungirte. Die treffende Bemerkung, durch welche die letztere Interpunktion widerlegt wird, verdient im Kommentar selbst nachgelesen zu werden. Was die Auslassung des *fuit* betrifft, so ist es unbegreiflich, wie sie von Einigen gebilligt werden konnte. Nicht, als wenn sie den Text dunkel und die Konstr. verwickelt machte, wohl aber weil diese Ankündigung des Namens ohne weitern Beisatz wohl für die Gallerie merkwürdiger historischer Charaktere pafst, welche Nepos gab, nicht aber für Sallusts Schilderung, in der der Name Catilinas nur zur Einleitung in die Geschichte der Zeit dient.

Kap. 5, 4. wird die Lesart der meisten Handschr. *satis eloquentiae* gegen die Vulgata *loquentiae* mit Recht vertheidigt, insbesondere auf den Grund richtigerer Deutung der Stelle *Gell. I*, 15. welche den frühern Herausgebern gerade zur Rechtfertigung des Irrigen dienen mufste. Es ist in der That klar, wie schon Scheller (*Lex. p.* 5816) und Gerlach (Komment. p. 44.) eingesehen, dafs zu Gellius Zeit die Handschriften *eloquentiae* hatten, *loquentiae* aber nur eine Vermuthung des Grammatikers Valerius Probus war, die, auch abgesehen von der Persönlichkeit dieses Mannes (*Sueton. de illustr. Gr. c.* 24.) als eine der unzähligen Spielereien zu betrachten ist, durch die schon in alter Zeit, und vielleicht damals am meisten, den Klassikern statt der innerlichen Wahrheit eine glänzende aber lügende Wahrscheinlichkeit aufgedrungen werden sollte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

C. Sallusti Crispi Opera quae supersunt. Ad fidem Codd. Mss. recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adiecit Fridericus Kritzius. Vol. 1. Catilinam continens.

(Schluſs.)

Kap. 8, 4. ist gegen Korte aus den meisten Handschriften und mit guten Gründen wiederhergestellt worden *ita eorum qui ea fecere virtus tanta habetur, quantum verbis eam potuere extollere praeclara ingenia.* Korte hatte *ea* herausgeworfen, der Herausgeber nimmt es in Schutz, weil der Gedanke kein allgemeiner ist, wo allerdings *facere*, insbesondere im Gegensatz gegen *dicere* absolut gesetzt zu werden pflegt, sondern auf die Athener zurückgegangen wird, von deren Thaten und Helden die Rede ist. Das dreifache Pronomen *eorum — ea — eam* würde zwar für Sallust nichts erheblich auffallendes haben, aber bei der Unbestimmtheit der Lesart *eam*, wofür viele Handschriften *ea* darbieten, andere es gar nicht haben, kann man nur Herrn Kr. beistimmen, welcher (mit Gerlach) es für ein fremdes Einschiebsel hält. Immer aber wird nicht *ea* sondern *eam* zu ergänzen sein.

Zu den reichhaltigen exegetischen Bemerkungen des Herausgebers über die ersten Kapitel will Ref. nur dasjenige hinzufügen, worin er von ihm in der Ansicht abweicht oder etwas zur Erklärung beitragen kann.

Kap. 2, 1. schreibt Herr Kr. *etiamtum* in einem Worte, und erklärt den Gebrauch dieser Partikel gut. Andere schreiben *etiam tum*, Korte seltsam *et iam tum*. Wenn aber Herr Kr. bemerkt, die Schreibung in einem Worte sei überall nöthig, wo *tum* keinen Ton habe und enklitisch sey, und dies von allen Zusammensetzungen von *etiam* geltend machen will, so können wir ihm zwar bei *etiamtum* und *etiam tunc*, *etiamnum* und *etiam nunc* beistimmen, aber *etiamsi* scheint niemals getrennt geschrieben werden zu dürfen, da *si* nicht leicht einen starken Ton erhalten kann, und *etiam*, mag es selbst (auch) oder sogar heiſsen, dem Sinne nach gar nicht wesentlich verändert erscheint. Hiervon scheint nur dann eine Ausnahme statt zu finden, wenn das enklitische *quid* und *quando* darauf folgt, wo man nicht umhin kann *si* zu betonen. Z. B. *Cic. Lael.* 23 *init. ut, etiam si qua fortuna acciderit, ut minus iustae amicorum voluntates adiuvandae sint — declinandum sit de via.* In den Ausgaben ist hierin, wenn man die sechs Bücher von Ciceros Briefen *ad diversos* von Martyni Laguna ausnimmt, der mit Recht die zusammengezogene Schreibart durchgeführt hat, gar keine Konsequenz zu finden. So steht *etiam si* getrennt bei Quintilian (Spaldings Ausg.) I. 2, 3. IX, 2, 52. dagegen verbunden ohne allen Unterschied des Sinnes IV, 1, 54 und 2, 21. So muſs *etiamsi* geschrieben werden *Cic. de Divin. II.* 8, *etiamsi tripudium solistimum pulli fecissent — classes tamen interissent. Lael.* 17 *vers. f. quam (potentiam) etiamsi niglecta amicitia consecuti sunt, obscuratum iri arbitrantur* und *c.* 27 *extr. omnia autem brevia tolerabilia sunt, etiamsi magna sint.* In der Gernhardschen Ausgabe steht *etiam si* getrennt, so daſs diese Beispiele von dem früher angeführten (*Lael.* 23. *init.*) in welchem die getrennte Schreibart allerdings nothwendig scheint, gar nicht unterschieden werden. — Ferner *de Divin. II.* 64. *vide igitur, ne etiamsi divinationem tibi esse concessero* fgg. Dagegen ist die getrennte Schreibart beizubehalten *Orat.* 28. *med. etiam si quando minus succedet, ut saepe fit, magnum tamen periculum non adibis*, mit Wegstreichung des sinnstörenden Kommas hinter *etiam*. Ein ganz fremdartiges Beispiel ist *Liv. III*, 71. *extr. ne etiam, si impetrassent, magis hominum ratio quam meritorum habita videretur*, wo *etiam* mit *si* gar nicht zusammengehört, sondern zu den früher angegebenen Hinderungsgründen ein neuer hinzugefügt wird; die Kstr. ist *etiam* (*sc. ea de causa*) *ne — vide-*

Digitized by Google

retur, si impetrassent. So *Cic. ad Attic. XI.* 24. *post med. aut etiam, si quid habet, id — ad me referre non iurat*, wo gerade *etiamsi* verkehrter Weise in einem Worte geschrieben ist.— Hiermit verbinden wir zugleich eine Bemerkung über *etsi tametsi* und *etiamsi* zu Kap. 3, 2 wo Herr Kr. den von Ramshorn (S. 595) aufgestellten Unterschied von *tametsi* und *etiamsi* billigt. Wir können dies nicht, weil uns der Grundbegriff von *etsi* von dem genannten Gelehrten ganz irrig bestimmt zu sein scheint. Er sagt: *etsi etiamsi tametsi* obgleich, obschon geben einen Umstand als Voraussetzung an, zufolge dessen etwas stattfindet, was nicht stattfinden sollte; *etsi* schlechthin, *etiamsi* sogar wenn, wenn die Voraussetzung, *tametsi* wenn die Folge eine ungewöhnliche Erscheinung darbietet. — Der erste Theil dieser Definition enthält einen innern Widerspruch. Denn wie kann zufolge einer Voraussetzung etwas stattfinden, was nicht stattfinden sollte, nämlich offenbar wieder wegen derselben Voraussetzung? Ferner lassen sich *etsi* und *tametsi* gar nicht unterscheiden, und nur des Nachdruckes wegen ist die Ankündigungspartikel des Nachsatzes auch schon vorläufig in den Vordersatz aufgenommen, wie bei den Griechen καίπερ ὅμως, s. Hermann zu *Viger. VII*, 5, 7. Elmsley zu Eur. Med. 1216. Oder würde der Sinn ein anderer sein, wenn *Cic. p. Murena* 7. statt *tua nobilitas, servi Sulpici, tametsi summa est, tamen hominibus literatis est notior, populo vero obscurior — etsi* gesetzt hätte? Der Begriff dieser Partikeln ist so zu fassen: *Etsi* und *tametsi* setzen ein Faktum voraus, aus welchem das Gegentheil dessen, was zu erwarten war, folgt — (es ist allerdings — aber dennoch): *etiamsi* (selbst wenn, auch wenn sogar wenn) setzt kein Faktum schlechtweg voraus, sondern giebt unter mehreren Möglichkeiten die äufserste an, aus welcher man am wenigsten auf die Folge schliefsen könnte, die aber dennoch eintritt. Dieser Sprachgebrauch, zu dem sich auf jeder Seite Beispiele nachweisen lassen, ist wenigstens von Cicero niemals vernachläfsigt worden. Daher hat *etsi* (aufser *in or. obliq.*) stets den Indikativ, *etiamsi* in der Regel den Konjunktiv, und den Indikativ nur dann, wenn geschehene Dinge einem Raisonnement in Beziehung auf ihre Möglichkeit unterworfen werden, wie *Cic. ad Attic., XII.* 1. *f. est profecto quaedam λέσχη, quae habet, etiamsi si nihil subest, collocutione ipsa suavitatem,* (selbst wenn nicht, vorausgesetzt dafs es möglich ist.) Ref. zweifelt aber dafs bei *etiamsi* der Indikativ gelitten werden könnte, wenn der Nachsatz den Konj. hat, und würde daher bei *Seneca Rh. Controv. IV.* 24. *propter quae non debeam facere, etiamsi possim* schreiben statt *possum.* Mit keiner der genannten Partikeln darf *si etiam* verwechselt werden, welches niemals eine der vorausgesetzten Möglichkeit entgegengesetzte Folgerung einführt, sondern zu früheren Gründen einen neuen hinzufügt, entweder ohne Nebenbegriff (für *praeterea*) oder mit auszeichnender Hervorhebung (für *adeo*) also nicht selbst wenn, sogar wenn, sondern wenn aufserdem, wenn noch, wenn sogar bedeutet. So *Cic. de Divin. I.* 49. *init. Quid? si etiam ratio exstat artificiosae praesensionis facilis (= si praeterea) ad Divers. XV.* 4. *vers. fin. quae si etiam maiora sunt — — est profecto tuum etc.* (*si adeo* oder *adhuc*, wie das silberne Zeitalter sagte). *Lael.* 20. *med. quodsi etiam possis quidvis deferre ad alterum, videndum est tamen, quid ille possit sustinere* (wenn man sogar, *si adeo*).

In der Erklärung von Kap. 3, 2. mufs Ref. von Herrn K. abweichen. Die Stelle heifst: *tamen inprimis arduum videtur res gestas scribere; primum quod facta dictis sunt exaequanda; deinde etc.* Ref. weifs in der That nicht warum H. K. Kortes u. Dahl's Erklärung nicht billigt: (*ita dicere*) *ut genus dicendi rebus singulis quae narrantur, accommodatum sit, ut magnifica dicantur magnifice, tenuia tenuiter.* Dafs *exaequo* und *aequo* so gesetzt werden kann, geht aus den angezogenen Parallelen *Liv. VI.* 20. u. *Plin. Epp. VIII.* 4, 3. hervor; für seine (auch schon von Lange und Müller angenommene) Erklärung führt Herr K. keine Beweise an, und wir möchten behaupten, der von ihm aufgestellte Gebrauch von *aequo* und *exaequo* sey gar nicht lateinisch. Er verwirft Kortes Erklärung, weil nicht die Kunst des Styls, sondern Wahrheit und Kritik die Hauptschwierigkeit der Geschichtschreibung sey, und gründet darauf die Erklärung: *verba rerum veritatem sequi debent, easque non aliter exponere, ac factae sunt.* Dies möchte, wenn man der Erfahrung trauen darf, nicht einmal von der neuern Historiographie gelten, da es immer eine bedeutende Zahl tüchtiger Geschichtforscher, aber nur wenige gute Geschichtschreiber gegeben hat. Von den Römern ist es ganz unpassend. Jedermann weifs und Cicero und Quintilian wiederholen es unzählige Male, dafs rednerische Ver-

Digitized by Google

zierung ihnen, die sich nach dem Muster der spätern Griechen, Theopomp, Timäos Kallisthenes u. a. bildeten, das Hauptverdienst der Geschichtsdarstellung war; die ganze historische Literatur der Römer hat ja auch ein rein rhetorisches Gepräge, und wenn man die ältesten Schriftsteller, Cincius und Cato ausnimmt, so hat von Cälius Antipater an selbst bei den unkritischen und selbst lügenhaften Schriftstellern der Sullanischen Zeit, Sisenna, Quadrigarius, Valerius Aetias, vorzüglich aber bei den Historikern des goldnen Zeitalters die Wahrheit ungleich weniger gegolten, und ist ungleich weniger das Ziel und die Richtschnur der Historiker gewesen als Schmuck, und zwar rhetorischer Schmuck der Darstellung, der bei Livius freilich am ausgebildetsten sich zeigt, aber auch in Sallust's epigrammatischer Schärfe und in Cäsars kunstreicher Verhüllung dessen, was nicht gerade verschwiegen aber nur dem Kundigen deutbar seyn sollte, zur Genüge hervortritt. Sallust, als Römer, konnte keine andere Hauptschwierigkeit der Geschichtsdarstellung im Sinne haben, um so mehr da sein Thema keine tiefe kritische Forschung nöthig machte.

Gleich nach der Erklärung dieser Stelle ist eine sehr treffende Bemerkung über die von Einigen beliebte seltsame Schreibart *malivolus*, *benivolus* gemacht, die wir ganz unterschreiben. Manche Leute suchen durch ihre eigenthümliche Orthographie den Ruf der Orginalität und geistreicher Ansichten, der sich sonst nicht einfinden will.

Kap. 4, 2. bemerkt Herr K. *strictim*, welches bei Nonius aus alter Verderbniſs statt des richtigen *carptim* sich finde, passe nicht zu *perscribere*, welches *accurate scribere, nulla re graviore omissa* bedeute, wozu Bremi zu Nepos *Datam. V*, 3. *Frotscher Obss. p.* 22. *Goerenz ad Cic. de Fin. IV.* 1, 1. *Gernhard ad Cic. de Sencet.* 15, 52. citirt werden, Bremi und Frotscher sind Ref. nicht zur Hand; bei Görenz und Gernhard haben wir weder über *strictim* noch über *perscribere* etwas gefunden. Uns scheint in *perscribere* nur der Begriff der Vollständigkeit der Behandlung zu liegen, nicht bezogen auf das als Resultat (Buch, Schrift) Herauskommende, welches *conscribere* ist, sondern auf den behandelten Stoff; *perscribere est res de quibus scribitur, omnes ad finem usque scribendo perducere.* Da nun aber der Begriff der Vollständigkeit sehr relativ ist, und man auch in der Kürze vollständig genug mittheilen kann, so dürfte *strictim* in unserer Stelle deshalb nicht zu verwerfen seyn, obgleich wir es keinesweges in Schutz nehmen wollen. Von den vielen Beispielen welche die lexicalischen Hülfsmittel von *perscribere* anführen, bedingt keines den Begriff von *accurate scribere;* alle lassen sich auf die von uns angegebene Weise erklären.

Kap. 6, 3. scheint uns *sicuti pleraque mortalium habentur* gegen Herzog und Müller sehr richtig erklärt zu seyn durch *pleraque quae mortalium sunt;* die genannten Gelehrten nehmen es als einen Gräcismus (τὰ πλεῖστα τῶν θνητῶν, für *pleraque mortalia.* Es scheint uns auch als wenn *mortalis plur.* in der alten Sprache von der Sache nicht leicht vorkommt, so häufig es auch von Menschen gebraucht wird, freilich hat Tacitus es in jenem Sinne gesetzt, (*Annal. XIV.* 54.) aber Sallust, der die Idiome der vergangenen Zeit möglichst nachbildete, scheint es schon deshalb in dem anderen Sinne genommen zu haben.

Doch genug. Wir könnten aus den durchgegangenen Kapiteln und mehr noch aus den folgenden eine groſse Zahl treffender Bemerkungen und Erörterungen anführen; aber der aufmerksame Leser, dergleichen wir dem verdienstvollen Buche viele wünschen, wird sie mit leichter Mühe für sich anmerken.

Ellendt.

XVI.

I. Lehrbuch des christlichen Glaubens. Herausgegeben von August Hahn, der Theol. Doct. u. o. Prof. in Leipzig. Leipzig bei Vogel 1828.

II. Grundzüge der biblischen Theologie. Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius, Prof. der Theol. zu Jena. Jena bei Friedr. Frommann 1828.

III. Dr. G. Chr. Knapp's, k. Consistorialraths u. s. w. in Halle, Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriffe der evangelischen Kirche. Herausgeg. v. K. Thilo, o. P. d. Theol. in Halle. 2 Theile. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses 1827.

IV. Handbuch der Dogmatik der evangelisch-

Digitized by Google

lutherischen Kirche von K. G. Bretschneider, Doct. der Theologie, Oberconsistorialrathe u. s. w. zu Gotha. 2 *Bde.* 3. *verb. u. verm. Ausg. Leipzig, Verlag von Joh. Ambrosius Barth* 1828.

V. *Dr. Schleiermacher, über seine Glaubenslehre. Zwei Sendschreiben in den theol. Studien u. Kritiken, herausgeg. von Dr. Ullmann u. Dr. Umbreit.* 2. *Bd.* 2. *u.* 3. *Heft.*

Erster Artikel.

Unsere Zeit eilt mit raschen Schritten einer groben Unwissenschaftlichkeit entgegen. Ist das nicht eine harte Rede? Gewiſs wollen Viele sie nicht hören, und wer sie ausspricht, läuft Gefahr, von ihnen unverantwortlicher Anmaſsung bezüchtigt zu werden. Mag es seyn! Wir blicken unbefangenen Sinnes auf so manche verletzende Erscheinung unserer Tage, und bekennen uns standhaft zu jener Rede. Die uns aber um ihretwillen zu verdammen geneigt sind, die wollen, ehe sie ihr Urtheil aussprechen, mit besonnenem, parteilosem Gemüthe dieſs beherzigen.

Das innerste Wesen der Wissenschaft ist ohne allen Widerspruch die Freiheit. Nur wenn der Geist, unabhängig von allem ihm nicht Angehörigen, in ungehemmter Kraft auf dem Gebiete des Wissens sich bewegen kann, ist er im Stande jene zu erzeugen, und hiermit die eigene Selbstständigkeit in sie übergehen zu lassen. Aber gerade diese Selbstständigkeit ist jetzt in hohem Grade gefährdet. Oder haben sich nicht auf dem Boden der Religion, der Kirche und selbst auf dem der Forschung Formeln und Satzungen mit der Anmaſsung erhoben, ihnen und nur ihnen gebühre Recht und Macht im Reiche der Wissenschaft? Und haben sie nicht gefällige Diener in Menge gefunden, die sie, die Unbegriffenen und darum auch Unfreien und dem wahren Geistesleben Widerstrebenden, bald durch einschmeichelnde Rede, bald durch einschüchternde Machtworte in der keck erstrebten Herrschaft zu befestigen suchen? Wenn dieſs Unternehmen vollständig gelänge, wäre dann noch Freiheit des Geistes und also auch Wissenschaft denkbar?

Die Wissenschaft besteht nur in der Klarheit. Licht ist ihr Element, und die Höhe des Geistes ihre Geburtsstätte. Aber in unsern Tagen hat Viele auf dieser Höhe der Schwindel ergriffen und sie jählings in den Abgrund eines dumpfen und bodenlosen Gefühls gestürzt. Wir könnten Mitleid mit ihrem Schicksale haben, wenn sie selbst zum Bewuſstseyn desselben gekommen wären; aber der Fall hat sie betäubt, und mit dieser Betäubung scheint eine gewisse Behaglichkeit verknüpft zu seyn, in welcher sie so wenig das Unnatürliche und Gefährliche ihres Zustandes erkennen, daſs sie vielmehr die Erfahrungen, welche sie in demselben machen, als den Ausgangspunct einer durchgreifenden Restauration des religiösen und kirchlichen Lebens betrachten und in dem Wahne befangen sind, auf dem finstern Grunde, auf welchem sie stehen, ruhe am Ende auch das Gebäude der Wissenschaft am sichersten. Daher die Gewässer mystisch angeschwellter Phrasen, über denen der Geist Gottes nicht schwebt; daher die weinerlich sentimentalen Paränesen, denen alle heiligende Kraft fehlt; daher die Berufungen auf ein unmittelbares Bewuſstseyn, diesen Proteus, der jetzt als Baum und Schlange, jetzt als Schwein und Tiger zum Vorschein kommt, und der sich von dem mythischen nur dadurch unterscheidet, daſs er in keiner Gestalt festgehalten und zum prophetischen Worte gezwungen werden kann; daher das Pochen auf eine innere Erleuchtung, die Alles enthalten mag, nur kein Licht. Daher das Vage, Schielende, Unbestimmte, Nebelumhüllte, das sich in neuern Bearbeitungen der Wissenschaft zeigt und unter eben so vornehmen als frommen Namen *) zu erhalten strebt. Von der bezeichneten Seite droht der Wissenschaft die gröſseste Gefahr.

Indessen dürfen wir nicht unbemerkt lassen, wie sehr sie von einer andern bedrängt wird. Sonderbar genug sind hier die ihre Gegner, die sich gerne als ihre eifrigsten Freunde gebehrden, die trocknen und dürren Geister, die sich in dem Sandmeere der alltäglichsten Begriffe und Thatsachen am behaglichsten fühlen, und während sie unausgesetzt von dem Rechte der Vernunft und von ihrer Kraft reden, mit einer unbegreiflichen Inconsequenz ihr gerade die Gegenstände entziehen, an welchen sie allein ihr Recht und ihre Kraft mit Ehren erweisen kann.

*) Der Ritter und der Mönch gehen noch immer Hand in Hand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

I. *Lehrbuch des christlichen Glaubens. Herausgegeben von August Hahn, d. Theol. Doct. u. ord. Prof. in Leipzig.*

II. *Grundzüge der biblischen Theologie. Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius, Prof. der Theol. zu Jena.*

III. *Dr. G. Chr. Knapp's, Kön. Consistorialraths u. s. w. in Halle. Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriffe der evangelischen Kirche. Herausgeg. v. K. Thilo, ord. Prof. der Theol. in Halle. 2. Theile.*

IV. *Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche von K. G. Bretschneider, Doct. der Theol., Oberconsistorialrathe u. s. w. zu Gotha. 2 Bde. 3. verbesserte und vermehrte Ausgabe.*

V. *Dr. Schleiermacher über seine Glaubenslehre. Zwei Sendschreiben in den theol. Studien und Kritiken, herausgeg. von D. Ullmann u. Dr. Umbreit. 2. Bd. 2. u. 3. Heft.*

(Fortsetzung).

Die Oberflächlichkeit, welche sie pflegen, die Dürftigkeit, welche ihrer Ansicht anklebt, und die Zerrissenheit, die sie in das Gebiet des Geistes bringen, steht im schneidendsten Widerspruche mit der Tiefe, in welche sich die Wissenschaft versenkt, mit dem Reichthum, der ihr hier entgegenstrahlt, und mit der organischen Einheit, welche hier alle Glieder bindet. Je klarer dieser Gedanke allen Unbefangenen und Geistesmündigen entgegentritt, desto dringender ist für sie die Pflicht geworden, dem Unternehmen der eben bezeichneten Gegner echt wissenschaftlicher Thätigkeit mit Ernst und Entschiedenheit zu begegnen. Schon haben sie viel geschadet, und wir müssen, ohne schleunige, erfolgreiche Bekämpfung derselben, eine um so gröfsere Verwüstung auf dem Felde der Wissenschaft von ihnen erwarten, je mehr sie sich, bei aller Finsternifs, welche ihr gedankenloses Treiben über die tiefsten Interessen des Geistes ausbreitet, dennoch als Vertheidiger des Lichtes und der allein seligmachenden Wahrheit benehmen und in diesem gleifsenden Scheine Viele täuschen und in den gefährlichsten Schlummer einwiegen.

So verschieden auch sonst die Waffen seyn mögen, mit welchen die aufgeführten Gegner gründlicher Wissenschaft gegen dieselbe kämpfen, eine ist ihnen Allen willkommen, eine gebrauchen sie Alle mit gleicher Gewandtheit. Verdächtigung ist ihr Name, und meuchlings trifft sie am sichersten, Verdächtigung des wahrhaft wissenschaftlichen Geistes und seiner Pfleger. Mit ihr ausgerüstet, rufen die Vertreter bannender Formeln und Satzungen: Die historische Grundlage des Staates und der Kirche wird von der anmafsenden Wissenschaft untergraben; ächtet sie! Die Gefühlsgläubigen und die Frömmler benutzen sie, wenn sie verkündigen: Das heilige Gebiet der Religion ist entweiht, ihre erhabensten Wahrheiten sind entstellt, ihre bedeutsamsten Lehren verkannt, oder in den Hintergrund gedrängt, ein alle Schranken überschreitendes Denken hat dem Unglauben Thür und Thor geöffnet*).

*) Der Verfasser dieser Kritik hatte zweimal die Ehre, seine wissenschaftlichen Bestrebungen in diesem Geiste nicht beurtheilt, sondern verurtheilt zu sehen. Bereits im Jahre 1826 stimmte das Organ jesuitisch theologischer Ansicht, die von Kerz redigirte katholische Literaturzeitung, das Anathema an, und im Jahr 1829 begann die sogenannte evangelische Kirchenzeitung, wahrscheinlich der Harmonie wegen, das fromme Lied zu secundiren. Hierbei ist das nähere Verhältnifs beider Stimmen in der That bemerkenswerth. Die katholische Literaturzeitung verurtheilt ohne alle Verzierung, sie singt *canto fermo*; die evangelische Kirchenzeitung macht zu dem nemlichen Zwecke allerlei

Digitized by Google

Die Oberflächlichen bedienen sich ihrer, wenn sie sagen: Klarheit wird in chaotische Verwirrung, Licht in Finsternifs verwandelt, alle Sicherheit der Forschung ist aufgehoben, die Früchte eines frühern, besonnenen Denkens sehen sich mit Füfsen getreten, die Schwärmerei auf der einen und der Scholasticismus auf der andern Seite wird gepflegt. Alles dieses und noch mehr anderes Unheil verdanken wir dem unseligen Streben überspannter Geister, die alle Unterschiede sammt den sie bedingenden Grenzen vernachlässigen und in der gänzlichen Umkehrung der göttlichen und menschlichen Verhältnisse ihr Heil und das der Menschheit zu erblicken scheinen.

Zwar tragen alle diese Anklagen das Gepräge ihres Ursprungs und ihres Zweckes für die Kundigen unverkennbar an sich; aber leider ist die Zahl von diesen die kleinere, und was noch mehr zu bedauern ist, Manche, die wohl die ihnen zu Grunde liegende Arglist durchschauen, freuen sich aus oft sehr unsittlichen Rücksichten des tadelnswerthen Angriffs. Das gröfsere Publikum war von jeher dazu bestimmt, bei den Bewegungen im Reiche des Geistes unselbstständig den kecken Wortführern nachzubeten, heute ist diefs in einem um so höhern Grade der Fall, da die, welche zu Wächtern und Führern im Gebiete der Wissenschaft bestellt sind, die kritischen Zeitschriften, nicht selten auf eine Ueberwältigung der Menge auszugehen scheinen; denn nur aus diesem Gesichtspunkte läfst es sich begreifen, wenn sie so häufig im überraschenden *Unisono* über Gedankensysteme aburtheilen und Ansichten von denselben aufstellen, von deren Wahrheit sich die Sprecher unmöglich eine gründliche, auf genauer Erkenntnifs des Gegenstandes beruhende Ueberzeugung verschafft haben können. Der Gedanke an eine gewisse Unredlichkeit ist hierbei nicht abzuweisen, ja, wir scheuen uns nicht, die Behauptung auszusprechen, dafs gerade in dieser Unredlichkeit ein vorzügliches Hindernifs des wissenschaftlichen Fortschrittes in unsern Tagen zu suchen sey. Man hat eine bestimmte Gedankenreihe, einen besondern Standpunkt liebgewonnen, man hat sich in jener eingebürgert, auf diesem festgesetzt, der böse, Dämon unseres Geschlechtes, der Geist des Widerspruchs und der Verneinung, flüstert den in solchem literarischen Spiesbürgerthume Dahinlebenden zum Ueberflusse noch den ächt papistischen Grundsatz zu: Nur innerhalb der Pfähle, die wir der Wissenschaft gesteckt haben, ist das Heil, und der Entschlufs ist für alle kommenden Zeiten gefafst. Verfolgung Allen, die uns im ruhigen Besitze irgendwie zu stören wagen, ist das Losungswort; sie haben im voraus unrecht, wozu eine unbefangene, resignirende, eindringende Prüfung? der seligmachende Glaube. Jetzt gilt es nicht mehr die Wahrheit an und für sich, in ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit, sondern den beschränkten Begriff, den sich Einzelne von derselben gemacht haben; jetzt schwindet das freie, lichte Reich der Wissenschaft aus dem Gesichtskreise, und eine dumpfe, enge, finstre Schule fesselt die rege, ins Unendliche wirkende Thätigkeit des Geistes, jetzt wird nicht mehr mit redlichem Sinne der Werth des Entgegengesetzten untersucht, sondern mit Erbitterung und unter hämischen Beziehungen abgewiesen, was der starr gewordenen Ansicht widerspricht; jetzt hat sich der Tummelplatz schadenfroher Verdächtigung aufgethan *).

Wendungen und Modulationen, sie hat, wie gewöhnlich, die Figuralpartie übernommen. Der Verfasser verzeiht dieser, wie er jener verziehen hat, wird es ohne alle bittere Erregung anhören, wenn sie künftig einen ähnlichen Gesang über ihn anstimmen; nur behält er sich vor, diesen dann in eine Doppelfuge zu verwandeln und in ihr die Durchführung des Themas: *Pater, remitte hoc ipsis* zu übernehmen.

*) Ich bedaure aufrichtig, dafs sich mir gerade hier die Erinnerung an die Ausfälle, welche Hr. Twesten in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des ersten Bandes seiner Dogmatik gegen „seinen Censor in den Berliner Jahrbüchern" macht, unwillkührlich aufdrängt. Ich habe mit dem Gefühle und im Tone unverkennbarer Hochachtung gegen Hrn. Twesten bemerkt, was mir in seinen Grundansichten und in ihrer Entwickelung unrichtig und mangelhaft erschien, und habe dafür entweder anerkennende Berücksichtigung des Vorgebrachten, oder gründliche Widerlegung desselben erwartet; denn das Bild, welches ich mir von dem wissenschaftlichen Streben und Wirken dieses Mannes entworfen hatte, berechtigte mich zu dem Glauben, es müsse ihm, wie jedem Geistestüchtigen, um Erforschung der Wahrheit, nicht um die Befestigung und Vertheidigung besonderer Principien und Meinungen zu thun seyn. Ich weifs nicht, warum er mir in seiner Entgegnung dieses Bild trübte; aber das weifs ich, wer auf dem Gebiete der Wissenschaft mit Glück fechten will, der mufs nicht wähnen, er habe seinen Gegner überwunden, wenn er mit Cavaliersmiene an ihm vorübergeht, oder ihn mit dem Inhalte eines gereizten Gefühles bedenkt. Diefs ist Alles, was ich dem Hrn. Twesten erwidern kann; denn er hat den wissenschaftlichen Stand-

Digitized by Google

Zu den Gegenständen, welche den Angriffen derselben von jeher, insbesondere aber seit der Zeit, in welcher Formelglaube, Pietisterei und Oberflächlichkeit eine mehr oder weniger zum Bewufstseyn gekommene Coalition mit einander geschlossen, am meisten ausgesetzt sind, gehört unstreitig die Speculation, diese erhabenste Verwirklichung des philosophischen Geistes. Hört man die Feinde derselben, so ist sie es, die Religion, Wissenschaft und Staat sammt allen bedeutsamen Richtungen des öffentlichen und Privatlebens beschränkt, oder gar erschüttert und umstürzt. Es ist defswegen eine mifsliche, ja beinahe eine gefährliche Sache geworden, ihr das Wort zu reden.

Wir unterwerfen unserer Betrachtung zuerst das Lehrbuch des christlichen Glaubens von Hahn.

Als Rec. an das Studium dieser Schrift ging und in dem Vorworte zu derselben S. XIII. den sehr bedeutsamen Sätzen begegnete: „Das Evangelium nach allen seinen Theilen kann mit einer wahrhaft gebildeten Vernunft in keinem wirklichen, oder bleibenden Widerspruche stehen," ferner: „Was wahrhaft göttlich ist und für Menschen gegeben, mufs auch wahrhaft menschlich seyn," da fühlte er sich auf eine sehr wohlthuende Weise angesprochen. Er glaubte sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, dafs der Geist des christlich speculativen Denkens, der nach seinen Grundzügen in diesen Stellen wenigstens angedeutet ist, in den wesentlichsten Partieen dieser Glaubenslehre zum Vorschein kommen, und dafs diese selbst hiermit um so bestimmter in der Freiheit der Wissenschaft sich bewegen und entwickeln werde, als ihr Verf. S. X. des Vorw. mifsbilligend erklärt: „Eine falsche Orthodoxie war es, die nur Eine, wenn auch sehr bedeutsame und achtbare, durch grofse Geister ausgeprägte und geheiligte, aber doch immer menschliche und beschränkte Form der Auffassung und Darstellung der evangelischen Wahrheit gelten lassen wollte." Bald indessen, ja schon bei einer Prüfung des Inhaltes der ersten §§. des Lehrbuchs, mufste er wahrnehmen, wie sehr ihn seine Hoffnung getäuscht habe; denn schon in der Einleitung zu dieser Schrift wurde ihm klar, was er beinahe in allen Abschnitten derselben bestätigt fand, dafs Hr. Hahn jene inhaltsschweren Sätze weder zu einem tiefern Bewufstseyn gebracht, noch ihrer Wahrheit bei seiner Bearbeitung der christlichen Glaubenslehre einen wirklichen und durchgreifenden Einflufs gestattet habe. Seine Schrift ist das Erzeugnifs eines frommen Gemüthes und einer nicht unbedeutenden Erudition. Die Sprache ist klar, warm, lebendig, nicht selten asketisch aufregend, der Inhalt im Ganzen biblisch; aber er hat seinen Weg durch das Herz genommen (§. 5,) und erscheint defswegen oft so unmittelbar erbaulich, dafs der Leser sich auf das homiletische Gebiet versetzt zu sehen glaubt; einen Rahmen hat dieser Inhalt in einer überstarken Anhäufung die Literatur, die biblischen Beweisstellen, die Dogmengeschichte u. s. w. betreffender Anmerkungen, denen übrigens eine strenge Sichtung und gröfsere Verarbeitung dringend zu wünschen wäre. Die Zertheilung des Stoffs hat nichts wesentlich charakteristisches. In einer Einleitung handelt der Verf. von der Religion, von der Theologie, insbesondere von der dogmatischen und von der h. Schrift. Der erste Theil des Werkes umfafst die Theologie im engern Sinne, der zweite Theil beschäftigt sich mit der Anthropologie, der dritte handelt von der Soteriologie und im vierten ist die Rede von der Kirche und von dem, was sich an diesen Artikel anschliefst.

Hinsichtlich des Standpunktes, den Hr. Hahn bei seiner Betrachtung einnimmt und vermittelst welches er die Ausgleichung des zwischen das Subject und Object eingetretenen Zwiespaltes versucht, ist es unverkennbar, dafs er den der Subordination, und zwar den der Subordination des Subjectes unter das Object gewählt habe. Dafs, um mit Kant zu reden, das Ich des tüchtigen, in Erkenntnifs und frommer Begeisterung wirkenden Theologen und die ihm gegenüberstehende Welt der Wahrheit, die Bibel, als zweitheilige Erscheinung und Product des einen und selbigen an sich zu achten seyen, oder dafs, wie er selbst in der angezogenen Stelle sagt, was wahrhaft göttlich ist und für Menschen gegeben, auch wahrhaft menschlich seyn müsse, diesen Gedanken hat der Hr. Verf., wie wir schon bemerk-

---

punkt verlassen, und sich auf einen solchen gestellt, auf welchem ich ihn zu erblicken nicht erwartet habe. Auf hämische Seiten- und Rückblicke, so wie auf Verdächtigungen (denn anders kann ich die Art, wie Hr. Twesten meine Grundansicht vor seine Leser bringt, nicht nennen), habe ich keine Antwort.' Auch möchte ich den Raum nicht länger mit einer Erscheinung ausfüllen, die ja aus den oben ausgesprochenen Bemerkungen vollständig erklärt werden kann.

Digitized by Google

ten, weder in seinem ganzen Umfange aufgenommen, noch bei der Durchführung seiner Ueberzeugungen durch eine tiefere und anhaltende Berücksichtigung geehrt. Der Inhalt der Bibel erscheint ihm als etwas unmittelbar Vorhandenes, und er begnügt sich, denselben in jener Gegensätzlichkeit in sich eingehen zu lassen, nach welcher der Geist nur als das recipirende Gefäfs und höchstens als Form gebendes Instrument erscheint. Dafs hiermit der Geist als solcher in eine sehr beklagenswerthe Lage gebracht ist, dafs er von dem ihm entgegentretenden, und in seiner Unmittelbarkeit aufzunehmenden Objecte in der That überwältigt und unterjocht wird, das ist aus dem einfachen Grunde klar, weil gerade die Freiheit sein tiefstes Wesen constituirt, und weil er dieser Freiheit nur dann mächtig ist, wenn er nicht nur empfängt, sondern auch, was ihm von aufsen zukommt, selbstständig erzeugt und das Empfangene und Erzeugte in einer höheren Einheit zusammenfafst d. i. begreift. Im Begriffe liegt in intellectueller Hinsicht des Geistes Freiheit, und nur in der Freiheit besteht der Geist.

Auf welcher Stufe das, die Gegensätze durch Ueberwältigung und Unterwerfung des einen unter den andern ausgleichende, Denken steht, und welcher Nachtheil der Erkenntnifs aus demselben erwächst, ist hier nicht weiter auseinanderzusetzen. Wenn Hr. Hahn manche derselben zu umgehen scheint, so ist diefs nicht Folge der Stellung, welche er eingenommen hat, sondern Wirkung desjenigen, was er im Widerspruche mit derselben und, wie uns dünkt, von seiner frommen Gemüthlichkeit getrieben, in seinen Gedankengang hineingetragen hat. Indessen ist dieser Gewinn nicht in Anschlag zu bringen; denn wenn, um Einzelnes anzuführen, Hr. Hahn die Weltlichkeit und Oberflächlichkeit, welche der empirischen Betrachtungsweise anklebt, hie und da in seiner, aus einem glaubensvollen Herzen hervorgegangenen, Darstellung vergessen läfst, so ist sie in der That nicht aufgehoben, sondern nur in den Grund eines christlich bewegten Gefühls versenkt; aber auch zugegeben, der Standpunct der abstracten Endlichkeit hätte sich ganz und gar in demselben aufgelöst, wären die Erscheinungen jenes Gefühls für die Wissenschaft ersprieflicher, als die Resultate dieses Standpunctes? Wir müssen diefs um so mehr bezweifeln, je inniger beim Studium des Hahnischen Lehrbuchs die Ueberzeugung in uns geworden ist, dafs gerade die wissenschaftliche Seite als die schwächste an ihm erscheint. Die Grundansicht, welche er von dem Verhältnisse des denkenden Geistes zu dem Bibelinhalte hat, verhinderte ihn, in den Mittelpunct seines Gegenstandes einzugehen, das ewige und unveränderliche Moment desselben in voller Wahrheit zu begreifen, und den Inhalt dieses Begriffes in dem durch seine Natur gebotenen Fortschritte darzustellen. Unter diesen Umständen darf es nicht wundern, wenn Hr. Hahn nur zu einem Aggregat äufserlich zusammengefügter Ansichten und Bestimmungen, aber zu keinem durchgeführten, durch einen Grundgedanken geleiteten und gegliederten, und aus einem Gusse hervorgegangenen Systeme gelangte. So beginnt er, um diese Sätze aus seiner Schrift zu beweisen, nach hergebrachter Sitte mit der Bestimmung des Begriffes Religion; allein ist denn nicht alle Religion, selbst die sogenannte natürliche sammt dem Heidenthume, durch Offenbarung begründet? Hätte also nicht dieser Begriff in seiner Tiefe vor allem entwickelt und aus ihm der Begriff Religion hergeleitet werden müssen? Oder wenn Hr. Hahn glaubt, das Begründete sey vor dem Begründenden zu begreifen, warum geht denn in seinem Lehrbuche die Lehre von Gott der von der Welt vorher? Ist diefs nicht Inconsequenz? Indessen lassen wir einmal den Begriff Religion an seiner Stelle, fragen wir, wie er sie rücksichtlich des systematischen Fortschrittes ausfülle. Zuerst §. 1. Begriff der Religion *a*) Worterklärung, sodann §. 2. *b*) Sacherklärung, endlich §. 3. *c*) historischer Begriff der Religion. Hierbei ist es auf den ersten Anblick auffallend, dafs Hr. Hahn seine Dogmatik mit einer Worterklärung eröffnet; das starre Wort thuts nirgends, am wenigsten da, wo der Geist als Inhalt Herrscher seyn mufs, in der Wissenschaft. Zudem ist das Wort jedenfalls das Spätere und Erscheinende, die Sache hingegen das Frühere und Innere; unmöglich kann demnach das Wort einen Begriff geben, wenn er uns nicht schon vorher in und mit der Sache geworden ist. Hr. Hahn beweist die Wahrheit dieses Gedankens dadurch, dafs er in der That bei seiner sogenannten Worterklärung die Sacherklärung anticipirt. Was diese letztere betrifft, so müssen wir bemerken, dafs sie höchst dürftig ausgefallen ist.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

I. Lehrbuch des christlichen Glaubens. Herausgegeben von August Hahn, der Theol. Doct. u. o. Prof. in Leipzig.

II. Grundzüge der biblischen Theologie. Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius, Prof. der Theol. zu Jena.

III. Dr. G. Chr. Knapp's, k. Consistorialraths u. s. w. in Halle, Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriffe der evangelischen Kirche. Herausgeg. v. K. Thilo, ord. Prof. der Theol. in Halle. 2 Theile.

IV. Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche von K. G. Bretschneider, Doct. der Theologie, Oberconsistorialrathe u. s. w. zu Gotha. 2 Bde. 3. verb. u. verm. Ausg.

V. Dr. Schleiermacher, über seine Glaubenslehre. Zwei Sendschreiben in den theol. Studien u. Kritiken, herausgeg. von Dr. Ullmann u. Dr. Umbreit. 2. Bd. 2. u. 3. Heft.

(Fortsetzung.)

Der Begriff ist keineswegs in seiner Fülle und in seinem Umfange entfaltet, sondern nach einigen Voraussetzungen (solche müssen die vorgebrachten Sätze seyn, weil, wie schon erinnert, der Begriff der Offenbarung, in welchem allein das angedeutete Abhängigkeitsbewufstseyn verstanden werden kann, noch gänzlich ignorirt wird) tritt folgende Definition: daher kann die Religion für uns nichts anders seyn, als Anerkennung Gottes und Streben nach Gemeinschaft mit ihm, als wesentlicher Inhalt des §. 2. ein. Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, wie es sich mit der, durch seine Abhängigkeit von Gott dem Menschen zugemutheten Demuth vereinige, dafs der Mensch Gott anerkenne (Ebenbürtige, Fürsten erkennen Fürsten an); aber bemerklich müssen wir machen, dafs diese Definition in sich selbst aller lebendigen Bewegung ihrer Glieder entbehrt, indem sie an einem sehr groben Widerspruche leidet; denn die eine Seite ihres Inhalts ist über das Bereich des Strebens hinausgerückt, die andere, durch jene bedingte, aber nicht. Die Anerkennung Gottes wird als eine vollständige vorausgesetzt. Wir nehmen die Richtigkeit dieser Ansicht an; aber wir fragen Herrn Hahn, ob er nicht zugeben wolle, dafs mit der vollbrachten Anerkennung Gottes auch vollkommene Gemeinschaft mit ihm Statt finden müsse, weil ja die Anerkennung nicht ein blofses Erkenntnifs, sondern auch ein Thun, ein Leben, die vollständige Anerkennung Gottes also auch ein vollkommnes Leben in Gott, oder die volle Gemeinschaft mit ihm sey? Wenn also die Anerkennung Gottes, als das eine Moment der Religion, über dem Streben steht, warum nicht auch die Gemeinschaft mit dem absoluten Geiste, als das andere Moment derselben? Ueberhaupt können wir nicht einsehen, wie der Begriff des Strebens in den der Religion komme. Nicht insoferne wir streben, sondern insoferne und insoweit wir es erreicht, haben wir Religion. Religion ist ein Seyn, das Streben höchstens ein vorübergehendes Mittel, um zu diesem Seyn zu gelangen. Auch die den Begriff andeutenden biblischen Ausdrücke treten rechtfertigend auf unsere Seite. Religion ist דַּעַתְאֱלֹהִים, sie ist ἐπίγνωσω τῆς ἀληθείας τῆς κατ' εὐσέβειαν, πίστις, θεοσέβεια u. s. w. und in allen diesen Gestaltungen ein Wirkliches, keineswegs etwas noch zu Erstrebendes.

Der historische Begriff der Religion, welchen §. 3. darlegen soll, kann nichts anders seyn, als eine Darstellung des geschichtlichen Ganges, den die Religion genommen, um ihr Wesen in den verschiedenen, ihr nothwendigen Formen zu entfalten. Hier wäre also der

Digitized by Google

Ort gewesen, wenigstens andeutungsweise zu zeigen, wie sich die Religion als Heidenthum gestaltet, wie sie sich zum Judenthum erhoben und im Christenthume zu ihrer Verklärung gekommen sey. Statt dessen erhalten wir die durch nichts begründete Versicherung, die von dem Hrn. Verf. aufgestellte Definition sey die rechte, so lehre auch die Geschichte. §. 4. ersetzt diesen Mangel nicht; denn sein Inhalt ist eine ganz äufserlich, und demnach durch den Begriff nicht herbeigeführte und vermittelte Zusammenstellung der verschiedenen Religionsformen. Die folgenden §§. beschäftigen sich mit Erklärungen über Offenbarung, Theologie und Dogmatik; der zwölfte will das Verhältnifs der Vernunft zur Offenbarung bestimmen, der 13. nimmt Rücksicht auf die verschiedenen Ansichten von der Offenbarung, und der 14. handelt von der Perfectibilität des Christenthums. Wir dürften nur den Inhalt dieser wenigen §§. hervorheben, um den Leser zu überzeugen, dafs die Schrift des Hrn. Hahn der systematischen Entwickelung sehr entbehrt; denn wenn diese Berücksichtigung gefunden hätte, wie wäre es möglich gewesen, dafs der Herr Verf. von dem Begriffe der Theologie und Dogmatik sprechen konnte, bevor er das Verhältnifs der Offenbarung zur Vernunft bestimmt hatte? Ist denn nicht die ganze Dogmatik das Resultat und die Verwirklichung dieses Verhältnisses? Und wie konnte er den Begriff Offenbarung so sehr auseinander werfen, dafs er ihm §. 5. seine Stelle anweist, §. 13. aber, nachdem er heterogene Theile eingeschoben, den Standpunct bezeichnet, von welchem ihn Andere aufgefafst haben? Aehnliche Mifsgriffe begegnen uns in diesem Buche häufig. So wird die Welt §. 29. und der Mensch §. 30. vor ihrer Schöpfung aufgeführt. Den Grund dieser beinahe ärgerlichen Anticipation sieht man nicht ein; es sey denn, dafs sich der Hr. Verf. hierdurch den Weg zu den sogenannten Beweisen für das Daseyn Gottes bereiten wollte; aber wie ist es möglich, die Wahrheit dieses Daseyns aufserhalb des Begriffes von Gott (den Hr. Hahn erst später angibt), darthun zu wollen? Ist es denn nicht klar, dafs wir aufserhalb dieses Begriffes, weder vermittelst der Welt noch vermittelst der Aussprüche unseres Innern über die Endlichkeit hinausgelangen? Wie konnte Hr. Hahn diesen Beweisen eine Stellung geben, die ihnen alle Kraft raubt?

Doch dieſs führt uns zur zweiten wesentlichen Ausstellung an der zu beurtheilenden Schrift. Wie sie überhaupt des systematischen, durch die Natur des Objectes gegebenen Fortschrittes entbehrt, so ist ihr besonderer Inhalt im Ganzen noch im Gebiete der Voraussetzung, der Endlichkeit und der Meinung befangen, so dafs die Wahrheit weder im reinen Gedanken (als philosophische) noch in ihrer historisch persönlichen Concretion (als biblische) in ihrer ganzen Bestimmtheit und in ihrem vollen Umfange zum Vorschein kommt. Um den Mangel in der zuerst bezeichneten Hinsicht näher darzulegen, wählen wir aus vielen §. 5. zu bestimmterer Betrachtung. Hier will Hr. Hahn handeln: Von der Offenbarung, ihrer Nützlichkeit, Nothwendigkeit und Möglichkeit u. s. w. Vor allen Dingen fordert wenigstens hier das Denken eine tiefe und umfassende Entwickelung des Begriffes der Offenbarung, und in unserer Zeit, in welcher mit Beziehung auf denselben so viele Mifsverständnisse obwalten und darum so manche Angriffe auf ihn und die mit ihm verwandten Gegenstände gemacht werden, hätte diese Forderung in allem Ernste berücksichtigt werden müssen. Hr. Hahn setzt den erwähnten Begriff voraus; denn die dürftigen, nichtssagenden Worte des §.: „welche wir geoffenbarte nennen" berühren ihn gar nicht. Indessen scheint sich der Hr. Verf. eine Ansicht von der Offenbarung, ihrem Wesen und ihrer Bedeutung gebildet zu haben, die der geforderten Begriffsentwickelung gänzlich unfähig seyn dürfte, und die auf die schlagendste Weise zu erkennen gibt, wie sehr er noch der äufserlichsten, ganz empirischen Betrachtung seines Objectes verfallen ist. Er spricht nemlich von der Nützlichkeit der Offenbarung. Fragen wir: Worin besteht die Nützlichkeit eines Gegenstandes, so möchte die Antwort wohl kaum anders lauten können, als: In der Angemessenheit desselben, als dem Mittel, zu einem Andern, als dem Zwecke. Wo demnach von der Nützlichkeit die Rede ist, da wird das Object noch in seiner äufsern Beziehung betrachtet, sein wesentlicher Inhalt, in welchem es nicht Mittel, sondern Zweck ist, wird umgangen, sein Zusammenhang mit dem Reiche des Geistes und der Freiheit ignorirt. Darum kann auch höchstens bei den unvollkommensten und untergeordnetsten Natur- und Lebenserscheinungen, bei welchen jener Zusammenhang nur in dem bedingenden Gesetze, nicht wohl in ihnen selbst nachgewiesen werden kann, und bei welchen der ihnen gewordene wesentliche Inhalt in äufsern Bezie-

Digitized by Google

hungen aufgeht, nach der Nützlichkeit gefragt werden. Wird diese Frage im Gebiete des Geistes aufgeworfen, so ist der Weg gebahnt, der zur Verhöhnung und Karikirung des Heiligsten führt. Das Heidenthum hat auf diese Weise das Göttliche herabgewürdigt, indem es seine Götter vorzugsweise als nützliche dachte; die Frömmigkeit wird in ihrem eigentlichen Lebenskeim vernichtet, sobald sie als Mittel zur Erreichung eines aufserhalb ihrer liegenden Zweckes betrachtet wird, sie steht auf dem Puncte in die Heuchelei überzuschlagen; die Offenbarung, um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, hört auf eine göttliche zu seyn, sobald sie als etwas Nützliches begriffen wird; denn was durch Gott ist und besteht, das ist, insoferne es durch ihn Seyn und Bestand hat, nicht als das Nützliche, sondern als das durchaus Nothwendige zu betrachten. Und hiermit haben wir denn auch den Begriff bezeichnet, der allein mit dem Wesen der Offenbarung harmonirt, und der die mit ihm verwandten der Möglichkeit und Wirklichkeit involvirt. Zwar spricht Hr. Hahn auch von der Nothwendigkeit der Offenbarung. Er sagt in dem angeführten §. 5.: „Aufser dem Wirkungskreise der jüdischen und christlichen Religion bemerken wir überall theils die traurigsten religiösen Irrthümer mit allerlei sittlicher Verkehrtheit, die sich selbst dem Laster zur Ehre der Gottheit hingiebt, theils bei den Gebildetern eine Unsicherheit der Meinungen, welche weder Frieden, noch Kraft zu einem beharrlichen sittlichen Wandel geben konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

XVII.

Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karls des Grofsen gegen die Sachsen und Slaven. Ein Beitrag zur Geschichte und Geographie der mittleren Zeit von Leopold von Ledebur. Berlin, Posen und Bromberg 1829.

Obgleich die Geschichte Karls des Grofsen in neuerer Zeit von Vielen schon mit Gründlichkeit bearbeitet worden ist, so hat es bisher doch noch immer an einer genauen Bestimmung derjenigen Punkte gefehlt, welche uns in den Berichten über die Feldzüge jenes Kaisers gegen die Sachsen und die Slaven, angegeben werden. Vielfältig haben hier Historiker und Geographen herumgerathen und so ist es denn gekommen, dafs darnach der Eine Karl den Grofsen dorthin, der Andre dahin hat ziehen lassen. Es ist daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des Verfassers der vorliegenden Schrift, grade diese für die Geschichte des Mittelalters wichtigen Ortsbestimmungen sich zum Gegenstande einer besonderen Abhandlung ausgewählt zu haben. Das Deutsche Mittelalter ist überhaupt, (obschon der Grundsatz, dafs die Geographie eine der wichtigsten Hülfswissenschaften der Geschichte sey, im Allgemeinen anerkannt wird) grade hinsichtlich der geographischen Bearbeitungen bisher ziemlich leer ausgegangen und selbst die Leistungen für die Geographie der älteren Zeit lassen noch sehr viel zu wünschen übrig. Fast auf keinem Gebiete der Wissenschaft als auf diesem hat man wohl so sehr willkührlichen Hypothesen Raum gegeben, denen zu Liebe man gar oft die Quellenschriftsteller der Unwissenheit zeihete. Wenn man indessen mit der Geographie auf eine so unhistorische Weise zu Werke geht, so kann sie dann freilich nur dazu dienen, wiederum in die Geschichte allerhand Irrthümer hineinzubringen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift scheint nun aber Deutschlands ältere und mittlere Geographie nicht nur zu seinem Lieblingsstudium gemacht zu haben, sondern durch ein in dieser Hinsicht eigenthümliches Talent, einen gründlichen Fleifs und gleichzeitig durch strategische Kenntnisse unterstützt, ist es ihm bereits gelungen, in diesem Fache Bedeutendes zu leisten. Seine Schrift über das Land und Volk der Bructerer, welche vor zwei Jahren erschien, kann in der That als ein Muster in dieser Beziehung dienen und aufserdem hat derselbe in mehreren kleineren Abhandlungen gezeigt, wie innig vertraut er sich mit den älteren geographischen und historischen Verhältnissen Deutschlands gemacht hat. Wir wollen darum auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, alle diejenigen, welche sich mit der Geschichte des Deutschen Mittelalters beschäftigen, auf die gründlichen Forschungen des Verfassers der vorliegenden Schrift, aufmerksam zu machen. Wir können hiebei nur wünschen, theils dafs derselbe sich geneigt finden lassen wolle, seine geographischen Untersuchungen noch über andre Theile Deutschlands auszudehnen, theils dafs sein Beispiel auch Andre, indem sie sich die von dem Verfasser consequent befolgten Prinzipien zur Richtschnur nehmen, zu ähnlichen Nachforschungen über die ältere und mittlere Geographie einzelner Gegenden Deutschlands veranlassen möge.

Als das Hauptprinzip, welches den Verfasser bei allen seinen Untersuchungen geleitet hat, läfst sich folgendes hinstellen: „es hat bei einem grofsen Theile Deutschlands eine wirkliche Uebereinstimmung der geographischen Verhältnisse in der älteren und mittleren Zeit Statt gefunden." Die Richtigkeit dieses Prinzips haben nun die Resultate der Forschungen des Verfassers aufser Zweifel gesetzt. Die Schonung des Bestehenden ist überhaupt als ein characteristischer Zug des ganzen Mittelalters anzusehen und somit hat denn auch die gesammte Diöcesaneintheilung sich an schon früher vorhandene geographische Verhältnisse angeschlossen. Auf diesen letzten Umstand haben freilich schon mehrere Andre, namentlich Wenck in seiner Hessischen Landesgeschichte aufmerksam gemacht, allein wohl nirgend findet man diese Ansicht so consequent durchgeführt,

Digitized by Google

als es dem Verfasser bei seinem gründlichen Studium der kirchlichen Geographie möglich geworden ist. Es steht aber grade jene Erscheinung mit der ganzen Verfahrungsweise der Kirche bei der Einführung des Christenthums bei den heidnischen Germanen im Einklange und es läfst sich wohl grade hierin ein noch näherer Grund für dieselbe auffinden. Die Vereinigung der Germanen in Gemeinden und die Vereinigung mehrerer kleineren Gemeinden zu gröfseren, hatte offenbar schon in der heidnischen Zeit eine religiöse Bedeutung; namentlich sehen wir, dafs bei allen Germanischen Stämmen mehrmals im Jahre zu bestimmten Zeiten ungebotene Versammlungen der Gemeinden zur Begehung von Festen, woraus erst späterhin die ungebotenen Gerichte sich entwickelt haben, Statt fanden. Die heidnischen Feste als solche wurden freilich durch die Einführung des Christenthums abgeschafft, so wie aber die Kirche überhaupt den heidnischen Einrichtungen und Begriffen eine christliche Bedeutung beilegte, um allmählich die Germanen für das Christenthum zu gewinnen, so war es auch ganz natürlich, dafs die schon früher bestehende religiöse Einheit oder Vereinigung auch in den christlich-kirchlichen Einrichtungen beibehalten wurde und so entstanden aus den Gauen die bischöflichen Diöcesen. Aber auch in andrer Beziehung tritt das Fortbestehen älterer localer Verhältnisse in der späteren Zeit hervor. So finden wir namentlich, dafs die Heere, welche vom Mittelrheine her nach Deutschland kamen, zu den verschiedensten Zeiten fast regelmäfsig denselben Weg einschlugen, so die Römer, so auch Karl der Grofse; vornehmlich wurden die Flüsse durchaus an denselben Punkten überschritten. So ging Karl der Grofse mit seinem Heere im J. 796 bei Alisni (Leese) über die Weser und diefs ist durchaus derselbe Punkt, wo im J. 16 die Römer bei ihrem Rückzuge nach der zweiten Schlacht zwischen Germanicus und Arminius, über die Weser gingen (S. 120). Sehr treffend ist in dieser Beziehung auch die Bemerkung des Verfassers, dafs eine gewisse militairische Nothwendigkeit manche Punkte besonders dazu auszuersehen scheine, wiederholt zum Schlachtfelde zu dienen. (S. 125.). —

Was nun noch insbesondre die nähere Bestimmung der einzelnen Punkte auf den Feldzügen Karls des Grofsen gegen die Sachsen und Slaven anbetrifft, so widerlegt der Verfasser mehrere der neuern Ansichten, die in dieser Beziehung aufgestellt worden sind, auf das Gründlichste; namentlich erleidet auch durch seine Untersuchungen manche der in den Noten im ersten Bande der *Monumenta Germaniae historica* gegebenen geographischen Notizen eine Berichtigung. Dagegen setzt der Verfasser an die Stelle der von ihm als unrichtig erwiesenen neuern Ansichten andre, die theils schon in früherer Zeit von Andern aufgestellt, aber nicht immer hinlänglich begründet worden sind, theils ganz neue und führt für die Richtigkeit derselben in der That sehr befriedigende urkundliche Beweise. So enthält denn das ganze Büchlein viele schätzenswerthe Beiträge zur Geographie und Geschichte des Mittelalters, bei welchen wir uns hier freilich damit begnügen müssen, in Kürze die Resultate anzugeben; nur möchten wir als ganz besonders belehrend die unter dem Artikel Hobuchi gelieferte geographische Darstellung der von den Slaven an der Elbe bewohnten Gegenden, herausheben. Als etwas zu modern erscheint uns hier nur der Ausdruck: Staat der Smeldinger; dem ähnlich ist es, wenn der Verfasser an einer andern Stelle von den Fränkischen Generälen spricht. Der Verfasser weifs seine Leser auf eine so angenehme Weise in die Vergangenheit zu versetzen, dafs eine solche Erinnerung an die Gegenwart, die wir aber aufser an den angeführten Stellen nicht angetroffen haben, etwas störend ist.

Die einzelnen Punkte nun, deren nähere Bestimmung wir in dieser Schrift antreffen, sind vornehmlich folgende: zunächst die Irmensul, Sigiburg (Asseburg bei Wolfenbüttel), Lidbechi (Lübbke), und der Gau Bucki; ferner erkennt der Verfasser unter dem in manchen Handschriften in Juburg corrumpirten Namen Viburg nicht eines der beiden Schlösser, die den Namen Iburg führen, sondern wohl mit vollkommenem Rechte den Wedigenberg, der den westlichen Pfeiler der *Porta Westphalica* bildet. Ueber Medofulli gesteht der Verfasser keine bestimmte Entscheidung geben zu können, und bringt, da dieser Punkt auf dem linken Weserufer gelegen haben mufs, folgende drei Orte in Vorschlag: 1) Münden, weil Medofulli, wofür Analogien nicht fehlen, so viel seyn könnte als: Münde der Fulde; 2) ein südwärts von Rehme belegenes Feld, welches den Namen Maifeld geführt hat, dann wäre jener Ortsname soviel als Mediofaldi; 3) das Dorf Fuhlen bei Oldendorf, welches in der Mitte zwischen Fuhle und Vulme belegen ist und darum wohl Mittel-Fuhlen geheifsen haben dürfte; diese letztere Ansicht sagt wohl am Meisten zu. Sodann findet der Verfasser das Schlachtfeld am Suntal nach der in den Quellen gegebenen Beschreibung der Localität in den nächsten Umgebungen von Hausberge, indem die ganze Bergkette dieser Gegend den Namen Süntel führt. Aufserdem enthält die vorliegende Schrift noch belehrende Aufschlüsse über die Punkte: Huculvi, Stagnfurt (Steinfurt an der Ohre), Nimia, wofür nicht wie Möser gewollt: Rimia zu lesen ist, Dersia und Hebola, (worunter in *Ann. Lauriss. ann.* 789. nicht die Havel, sondern die öfters Habodal genannte Issel zu verstehen ist), Suentana, Alisni, Hobuchi, wobei der Verfasser sich sehr nachdrücklich gegen die Ansicht erklärt, dafs es mit Hamburg identisch sey, und endlich Connoburg. —

Durch die hier angegebenen Ortsbestimmungen lernen wir nun sehr deutlich das Terrain kennen, welches überhaupt zum Schauplatz für die Kriege Karls des Grofsen gegen die Sachsen und Slaven gedient hat, und somit hat der Verfasser auch durch diese seine Schrift eine nicht unerhebliche Lücke ausgefüllt.

G. Phillips.

Digitized by Google

Nro. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

I. Lehrbuch des christlichen Glaubens. Herausgegeben von August Hahn, u. s. w.

II. Grundzüge der biblischen Theologie. Von Baumgarten-Crusius, u. s. w.

III. Dr. G. Chr. Knapp's, Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Lehrbegriffe der evangelischen Kirche.

IV. Handbuch der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche von K. G. Bretschneider, u. s. w.

V. Dr. Schleiermacher über seine Glaubenslehre. Zwei Sendschreiben u. s. w.

(Schluſs.)

Dadurch gewinnen wir die Ueberzeugung von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit einer auſserordentlichen und beglaubigten göttlichen Belehrung über Religion." Es ist bekannt, daſs zu verschiedenen Zeiten entgegengesetzte Ansichten zum Vorschein gekommen sind; man weiſs, daſs viele Bekenner des Heidenthums mit groſser Begeisterung von der Wahrheit und Würde ihres Glaubens und von den beseligenden Früchten desselben gesprochen; und was etwa in der heidnischen Welt Tadelnswerthes zum Vorschein gekommen, nicht auf Rechnung ihrer religiösen Ueberzeugungen, sondern auf die menschlicher Schwachheit und Verkehrtheit gesetzt haben; endlich ist es gewiſs daſs nicht Wenige, im Hinblicke auf die Auswüchse des religiösen Lebens, wie sie sich zu wiederholten Malen, insbesondere aber in den Tagen dunkler Kraftentwickelung, im Mittelalter, zeigten, jene Irrthümer, jene Verkehrheit und Unsicherheit, durch das Christenthum nicht entfernt sahen. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs jene und diese in individuellen Vorstellungen sich gefielen; aber gerade darum hat es uns geschmerzt, daſs Herr Hahn, der für das Christenthum und seine Würde so eifrig kämpft, sich nicht über sie stellte, und eine, von einzelnen zeitlichen Erscheinungen abstrahirte Meinung einer andern um nichts werthvollern entgegenstellte. Hier ist der Tummelplatz eines unendlichen Für und Gegen, aber keine absolute Gewiſsheit, kein wahrer Friede. Wollten wir aber auch diesen Miſsgriff übersehen, so dürfte uns doch nicht entgehen, daſs er die von ihm behauptete Nothwendigkeit der Offenbarung ganz auf den Boden ihrer Nützlichkeit versetzt hat. Er sagt: Dadurch gewinnen wir die Ueberzeugung von der Nützlichkeit, (und setzt auf eine beinahe naive Weise hinzu) ja Nothwendigkeit einer auſserordentlichen göttlichen Belehrung über Religion. Alles, was demnach gegen die Uebertragung des Begriffes der Nützlichkeit auf das Gebiet des Geistes und der Freiheit erinnert wurde, das gilt auch die also begründete Nothwendigkeit. Es muſs Hrn. Hahn einleuchten, die Nothwendigkeit, welche sich auf den Nutzen stützt, ist in der That gar keine; denn um diesen Satz durch einen concreten Fall zu belegen, hätte die Nothwendigkeit in dem Nutzen ihren Grund und Beweis, so wäre Gott, der absolut Nothwendige, die Quelle aller Nothwendigkeit, schlechthin nicht denkbar. Wollte sich Hr. Hahn aber hinter eine sogenannte relative Nothwendigkeit (in der That ein hölzernes Eisen) flüchten, so würden wir ihm entgegnen, daſs eine Offenbarung, die nur relative Nothwendigkeit involvirt, gar nicht göttlich seyn könne, weil das Göttliche immer und überall auch das Absolute sey und seyn müsse.

Wir bitten den Hrn. Verfasser mit aller der Liebe, in welcher auch Entfernte und persönlich sich nicht Bekannte durch einen groſsen, heiligen Gegenstand mit einander verbunden sind, die gemachten Ausstellungen mit Ruhe und Umsicht zu prüfen, und die §. §. seines Lehrbuchs, welche wir hier keiner Kritik unterwerfen können, in dem angedeuteten Sinne und Geiste zu revidiren. Täuschen wir uns nicht ganz, so wird er sich

Digitized by Google

überzeugen; dafs der Mangel des Systems und einer wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes sammt den mit diesem Mangel verknüpften Gebrechen aus dem Grunde sein Lehrbuch drücken und entstellen, weil er gleich von vorn herein den geschilderten Standpunct der Empirie betreten und auf ihm das freie Geistesleben unter der Masse des Gegebenen zu sehr untergehen liefs. Ganz anders und weit glänzender würde die wissenschaftliche, oder philosophische Seite seiner Glaubenslehre zum Vorschein gekommen seyn, wenn er jenes christlich speculative Denken zum Schöpfer desselben gemacht hätte. Er würde dann in der, die Wesenheit des denkenden Geistes begründenden Idee Gottes, und somit, für die Wissenschaft, in Gott selbst, den Begriff der Offenbarung entwickelt, aus jener Idee heraus die absolute Nothwendigkeit dieser Offenbarung an und für sich (nicht in der Zersplitterung, die der einseitige Verstand unter dem Titel des Aufserordentlichen und Ordentlichen, des Mittelbaren und Unmittelbaren an sie gebracht hat) in der Art erwiesen haben, dafs er darstellte, das Seyn Gottes und seine Offenbarung seyen die zwei Momente seines Begriffes, so dafs Gott schlechthin ohne Offenbarung gar nicht gedacht werden kann*). Als eine Bestimmtheit dieser an und für sich seyenden Offenbarung hätte er die Religion in ihrer zweitheiligen Erscheinung, als subjective und objective erkannt, und hiermit den Geist in seiner Tiefe selbst als das Religiöseste (das subjective Moment der Religion) begriffen, während er zugleich erwiesen, dafs dem Geiste die ihm gegenüberstehende, in Schrift und Lehre ausgeprägte, objective Seite derselben nur darum gegenständlich geworden ist, um sich wieder mit jenem subjectiven Momente zu vereinigen, und dadurch die in Gott seyende Totalität, das Einsseyn der beiden Momente, auch in dem Menschen menschlich darzustellen. Hier war der Punct, an welchem das Verhältnifs des Geistes zur objectiven Religion (gewöhnlich einseitig die Offenbarung genannt) in seiner Tiefe entwickelt werden konnte, hier mufste der Hr. Verfasser zeigen, dafs beide in der That nur in ihrem Einsseyn leben und bestehen, und dafs in intellectueller Hinsicht dieses Einsseyn sich im Begriffe verwirkliche. Hiermit war der Boden der Wissenschaft betreten, die besondere Gestaltung derselben als Dogmatik konnte bemerklich gemacht und der dogmatische Inhalt selbst also entwickelt werden, dafs die alles durchdringende Idee Gottes in ihrem Umfange und nach ihrem absoluten Inhalte dargestellt, durch ihre Momente hindurchgeführt, und in Christo in der Weise concentrirt wurde, dafs die Lehre von dem Vater und von dem Geiste, mit dem, was sich anschliefst, auf ihn ihre nothwendige Beziehung erhielt.

*) Daher das tiefe Dogma der Trinität. —

Wir können freilich nur andeutend nachweisen, dafs nur das christlich speculative Denken, in keiner Hinsicht aber das empirische, dem wissenschaftlichen Elemente der Dogmatik förderlich und angemessen sey. Wir verlassen diesen Gegenstand unserer Betrachtung, um zum Schlusse unserer Beurtheilung des Hahnischen Lehrbuchs darzuthun, dafs der Hr. Verf. von seinem Standpuncte aus auch nicht zum vollen Bibelinhalte gelangen und demnach auch von dieser Seite seine Glaubenslehre nicht befriedigend ausstatten konnte. §. 98. werde zu dem Ende einer nähern Berücksichtigung unterworfen. Hier spricht Hr. Hahn von einem Theile des Verdienstes Jesu Christi, und zwar von der Erleuchtung, oder von dem Verdienste Christi als Lehrer, und sagt: „Was 1) den Inhalt seiner Lehre betrifft, so entspricht sie allen Bedürfnissen der Menschheit, die sich durch Allgemeinheit und Stärke als wesentlich dargethan haben u. s. w., was aber 2) die Form seiner Lehre betrifft, so ist sie *a*) deutlich; denn sie umfafst nur das, was in den Gedankenkreis auf unserm gegenwärtigen Standpuncte und so weit es in denselben fällt und unterrichtet in einer fafslichen Weise,— *b*) sie ist gewifs; denn nicht nur entspricht sie den besten Gedanken, Ahnungen und Wünschen der Edelsten und Gebildetsten unsers Geschlechts aller Zeiten und Orte, sondern ihre Wahrheit wurde auch durch unleugbare Zeichen göttlicher Sendung und durch die Ereignisse und den Ausgang des aufserordentlichen Lebens des Mittlers bestätigt."

Wir behaupten, in dieser Darstellung habe Herr Hahn nur eine einzelne und zwar die endliche Seite seines Gegenstandes berührt, und beweisen diefs folgendermafsen. Er sagt: Die Lehre Jesu entspricht allen Bedürfnissen der Menschheit u. s. w. Nun begreift aber Hr. Hahn die Menschheit durchgehends als die abstracte Verwirklichung des endlichen Geistes. Nach seiner Ansicht können demnach auch die Bedürfnisse desselben nur endlich seyn. Sind aber seine Bedürfnisse endlich, so mufs auch das ihnen Entsprechende,

Digitized by Google

die Lehre Jesu, endlicher Natur seyn, denn wäre sie unendlich, so hätte sie, in soferne sie diefs ist, aufgehört, ein jenen Bedürfnissen Entsprechendes zu seyn. Ferner Hr. Hahn bemerkt: Die Lehre Jesu ist deutlich; denn sie umfafst nur das, was in den Gedankenkreis auf unserm gegenwärtigen Standpuncte und so weit es in denselben fällt u. s. w. Wir wollen es nicht besonders hervorheben, dafs Hr. Hahn durch diese Erklärung in einen schneidenden Widerspruch mit sich selbst gerathen ist, indem er §. 6. von der Nothwendigkeit der Geheimnisse in einer wahren Offenbarung, oder von der Nothwendigkeit solcher Lehren, deren Wahrheit die menschliche Vernunft in ihrer jetzigen Sphäre nicht begreifen kann, redet, und S. XIII. des Vorw. ausdrücklich erinnert, dafs die göttliche Religion des Evangeliums nur darum mehr sey, als Alles, was Menschen erfunden haben, weil sie für alle Zeiten ausreicht und einem jeden in jeder Zeit und auf jedem Standpuncte Alles gibt, was er zum Heil seiner Seele braucht; aber wir fragen ihn, ob er nicht zugeben müsse, dafs er durch den Inhalt der zu beurtheilenden Stelle den Gedanken errege, er habe die Lehre Jesu nur in ihrer durch die Zeit bedingten Erscheinung begriffen; denn nur im Gebiete dieser kann von einem abstract gegenwärtigen Standpunct die Rede seyn, den allein jene Lehre ausfülle. Zur Evidenz wird jener Gedanke erhoben, wenn wir erwägen, dafs Hr. Hahn die Gewifsheit der Lehre Christi in ihre Uebereinstimmung mit den besten Gedanken, Ahnungen und Wünschen der Edelsten und Gebildetsten unseres Geschlechtes aller Zeiten und aller Orte setzt; denn das Menschengeschlecht, in so ferne es als ein in Zeit und Raum bestehendes gedacht wird, bleibt mit allen seinen Gedanken und Ahnungen, und wären diese auch die besten und in den Besten, den Schranken derselben unterworfen; es kommt innerhalb dieser Sphäre über die Welt der Aeufserlichkeit nicht hinaus. Was demnach mit ihm und seinen Individuen auf diesem Standpuncte verglichen und an ihm gemessen wird, das kann nicht das an und für sich seyende Wesen, sondern nur die zeitliche Darstellung desselben seyn. Anders wäre die Sache geworden, wenn Hr. Hahn von dem Boden der Speculation aus jenes ewige Moment des menschheitlichen Lebens erkannt, somit unser Geschlecht nicht nur im Raume und in der Zeit, sondern auch aufser und über beiden begriffen, und mit den Gedanken, die die auf dieser Höhe stehende Menschheit in sich trägt, die Lehre des Herrn in Uebereinstimmung gezeigt hätte. Dadurch wäre ihre Gewifsheit nicht blofs in ihren Einklang mit menschlichen Geisteserregungen, sondern, weil jenes ewige Moment unsers Geschlechts nur in Gott gedacht werden kann, wesentlich auch in ihre Einheit mit göttlicher Intelligenz gesetzt worden. Die Speculation würde Hrn. Hahn zu der Ueberzeugung geführt haben, dafs gerade darin die Würde der Christuslehre liege, dafs sie weit mehr enthalte, als unsern gegenwärtigen Gedankenkreis ausfüllt; sie hätte ihn endlich zu der Einsicht gebracht, dafs diese Lehre nicht allein die Bedürfnisse der Menschheit bedenke, sondern nach ihrer unendlichen Substanz das Seyn Gottes in einer besondern Bestimmtheit darstelle. Und hiermit wäre ihm in diesem christlich speculativen Denken auch der volle Bibelinhalt aufgegangen; denn, was die biblische Rechtfertigung des eben ausgesprochenen letzten Satzes betrifft, so sagt der Evangelist Johannes 1, 1: ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεὸν, καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος, und die oberflächliche Crellisch-Barthische Conjecturalcritik hat sammt andern ähnlichen Unternehmen um so weniger das Vielsagende: θεὸς ἦν ὁ λόγος verdrängen können, als es in der ganzen tiefen Auffassungsweise, welche Johannes dem Evangelium zugewendet, seine innere Gewähr hat. Wenn wir nun auch nicht mit manchen Interpreten unter λόγος eine blofs intelligente Kraft Gottes verstehen, sondern der Ueberzeugung sind, dafs der Evangelist eine persönliche Bestimmtheit in Gott bezeichnet habe: so kann uns diefs doch nicht abhalten in dem λόγος zugleich die unendliche Intelligenz zu begreifen, die sich in Jesus geoffenbart hat, (ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο). Da nun aber die also vollbrachte Offenbarung dieser unendlichen Intelligenz wesentlich und vorzugsweise ihren Ausdruck in der Lehre hat, so nimmt diese nothwendig an der bezeichneten Natur jener Intelligenz Antheil; sie ist demnach nicht allein als eine die Bedürfnisse der Menschheit befriedigende zeitliche Erscheinung, sondern vorzüglich auch in ihrer substanzialen Beziehung zu dem absoluten Geiste zu erkennen, wenn den Aussprüchen der Bibel ihr Recht widerfahren soll.

Nicht minder dringend verlangen diese ein tieferes Begreifen hinsichtlich des Verhältnisses der Lehre Jesu zu der intellectuellen Entwickelung der Menschheit. Nirgends sagt die h. Schrift, dafs diese Lehre nur das

Digitized by Google

umfasse, was in den Gedankenkreis auf unserm gegenwärtigen Standpuncte und so weit es in denselben fällt; vielmehr dringt sie, im unerschütterlichen Bewufstseyn ihres unbegrenzten Reichthums, bei jeder Gelegenheit zu dem Glauben an ihre unendliche Suffizienz. *Ἰησοῦς Χριστὸς χθὲς καὶ σήμερον ὁ αὐτὸς, καὶ εἰς τοὺς αἰῶνας* (Hebr. 13, 8.) ist auch in dieser Hinsicht entscheidend, und der ganze Artikel vom h. Geiste, der Belehrung gibt, indem er sie nimmt, von dem was Christi ist, (Joh. 16, 14.) gewährt unumstöfsliche Bestätigung.

Endlich dürfen wir es geradezu als den eigentlichen Geist der Bibel überhaupt, insbesondere aber des neuen Testamentes, bezeichnen, über die menschlichen Gedanken, Ahnungen und Wünsche in ihrer Abstractheit hinauszugehen und alles Wahre und Gute nach seinem Seyn und Leben aus und in Gott zu erkennen und zu bewähren. Weit entfernt also, zuzugestehen, dafs die Gewifsheit der Lehre Jesu abstract von ihrer Uebereinstimmung mit jenen Gedanken u. s. w., oder auch von den berührten Zeichen u. s. w. in der h. Schrift abhängig gemacht werde, müssen wir behaupten, dafs gerade sie es ist, die derlei Gegensätze am vollständigsten überwindet und in der Ueberzeugung ausgleicht, dafs jene Lehre Enthüllung göttlicher Gedanken sey, und darum auch in ihnen ihren adäquaten Beweis habe.

Wir schliefsen diese Beurtheilung der Hahnischen Glaubenslehre mit dem herzlichen Wunsche, es möchte uns gelungen seyn, den Hrn. Verf. zu überzeugen, dafs der von ihm betretene Standpunct weder in wissenschaftlicher, noch auch in biblisch religiöser Hinsicht ausreiche, und dafs er ihm insbesondere nicht gewähre, was er sehnlich zu wünschen scheint, nemlich ein wahrhaftes, umfassendes Erkenntnifs des Evangeliums. Hätten wir hiermit dazu beigetragen, dafs Hr. Hahn einen andern Standpunct erstrebte, so dürfte er vielleicht in der bezeichneten christlichen Speculation dasjenige betrachtende Denken erkennen, das alle wesentlichen Artikel des christlichen Glaubens in ihrer Reinheit aufzunehmen, über die Bewegung willkührlicher Formen und Formeln hinauszurücken und in der Freiheit der Wissenschaft und des Evangeliums zu einem in sich selbst vollendeten Systeme der Dogmatik zu entwickeln vermag. Jedenfalls wolle er unsere Kritik mit der freundlichen Gesinnung entgegennehmen, mit der sie gegeben wurde.

D. J. Rust.

XVIII.

Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischem Strafprocesse, von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrathe und Professor. In zwei Abtheilungen. Heidelberg, in der acad. Buchhandl. von Mohr. 1827. 8. — ***Erste Abtheilung VIII. und*** 364 ***S. Zweite Abtheilung IV. und*** 418 ***S.***

Bekanntlich hat der gemeine deutsche Strafprozefs weniger seine Wurzel in dem römischen, als vielmehr in dem altgermanischen Verfahren; indem die durch den neuerwachten Geist des Rechtsstudiums verbreitete Kenntnifs des römischen Rechts nur sehr langsam auf ihn einwirkte; eine Erscheinung, die sich leicht dadurch erklärt, dafs die damaligen Criminalgerichte, nämlich die Schöffengerichte, noch sehr lange Zeit hindurch aus ungelehrten Beisitzern bestanden. Oeffentlichkeit des Verfahrens und Anklageprocefs waren die beiden Grundprincipien jenes altgermanischen Verfahrens, und blieben es solange, bis das canonische Recht, und dadurch auch das römische, Einflufs gewann. Durch die Praxis der geistlichen Gerichte, vorzüglich aber durch die wissenschaftlichen Bestrebungen der Praktiker der damaligen Zeit, wurde es veranlafst, dafs das in dem erstern vorherrschende Princip eines Inquisitionsverfahrens und der Geheimhaltung desselben immer mehrere Ausdehnung gewann, und so kam es denn dahin, dafs das germanische Princip der Oeffentlichkeit, in materieller Hinsicht völlig verdrängt, und nur auf blofse Förmlichkeiten beschränkt, der Inquisitionsprocefs als Regel beobachtet wurde, der Anklageprozefs dagegen nur als Ausnahme bestehn blieb.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Das deutsche Strafverfahren in der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und Particulargesetzbücher und in genauer Vergleichung mit dem englischen und französischen Strafprocesse, von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrathe und Professor. In zwei Abtheilungen.

(Schluſs.)

Selbst die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl des V., das einzige allgemeine deutsche Gesetz, welches den Strafproceſs in seinem ganzen Umfange zu bestimmen suchte, beruht auf dem Bestreben, das Verfahren, nach der durch die Rechtsgelehrten der damaligen Zeit empfohlenen, durch Mischung des römischen und canonischen Processes, durch das entstandene Inquisitionsverfahren und durch den Gebrauch der Folter ausgebildeten Proceſsform, zu reguliren; daher ist in derselben zwar überall der Anklageproceſs als zulässig vorausgesetzt, aber der inquisitorische Proceſs dennoch vorherrschend; daher würde schriftliches Verfahren auch in ihr die Regel, und die alte Oeffentlichkeit nur durch ungenügende Surrogate ersetzt. Nur in der Förmlichkeit des Rechttags erhielt sich der germanische alte Strafproceſs. Auf dieser Basis bewegten sich denn auch, nach Erlassung der Carolina, die in einzelnen deutschen Ländern, verfaſsten Strafproceſsordnungen, welche durch die jenem Gesetze eingeschalteten salvatorischen Clausel, bald darauf veranlaſst wurden, fort; der Untersuchungsproceſs verdrängte den Anklageproceſs völlig; durch die Sitte der Urtheilsholung und der Aktenversendung, so wie durch das eigene Gefühl der ungelehrten Schöffen, daſs sie den, an sie gemachten Forderungen nicht weiter entsprechen könnten, verschwand allmählig die Schöffenverfassung selbst oder sank zur leeren Formalität herab, und auch der noch bestehengebliebene Rechttag wurde theils durch ausdrückliches Gesetz, theils durch die Praxis aufgehoben. Auch die wissenschaftliche Thätigkeit der Rechtsgelehrten wirkte in gleicher Richtung fort; aus der Verbindung römischer und canonischer Stellen mit den Vorschriften der Carolina, suchte man ein Ganzes zu schaffen, die etwaigen Lücken des Gebäudes durch Bezugnahme auf die Bestimmungen jener Territorialgesetze auszufüllen, die unverkennbaren Härten einzelner der genannten gesetzlichen Verfügungen, durch, von der Menschlichkeit gebotene Interpretation, zu mildern, und so entstand das, was man, den noch bei uns geltenden, gemeinen deutschen Strafproceſs nennt. Zur fernern Ausbildung desselben, war die Praxis vorzüglich thätig; nicht genug, daſs jene wissenschaftlichen Bestrebungen von ihr beifällig aufgenommen wurden, daſs sie sich die Ergebnisse derselben aneignete, so erzeugte auch hier das gefühlte Bedürfniſs die Aufstellung von Maximen und Grundsätzen, welche ihrerseits wiederum eben so willkommen von den Theoretikern aufgenommen, und wissenschaftlich verarbeitet wurden. Aber in den Grundlagen jenes auf Inquisition und Folter gebaueten Verfahrens wagte man keine Aenderung. Dieses geschah erst später, als ein durch die allmählig entstandene Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit der Folter und durch mehrere Preisschriften bewirktes regeres Leben, auch die in der Praxis übergangenen Mängel des bestehenden deutschen Strafprocesses klar hervorhob, und durch die allmählich gesetzliche Aufhebung der Folter in mehreren Ländern dieser Proceſs eine Hauptgrundlage verlohr, worauf viele Vorschriften des Inquirirens und die bestehende Beweistheorie gebauet waren; denn nun konnte auch die Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten, bei den, immer lauter werdenden Forderungen der Reform des Criminalprocesses nicht gleichgültig bleiben. Man suchte daher die Grundlage des Inquisitionsprocesses, nämlich, das, auf das Geständniſs des Uebelthäters gerichtete Bestreben desselben, und die gesetzliche Beweistheorie des bestehen-

Digitized by Google

den deutschen Processes, beizubehalten, dagegen aber die Folter und die mit derselben zusammenhängenden Institute aufzuheben, die Beweislehre der Carolina zu erweitern, und den eingeschlichenen Mifsbräuchen kräftig vorzubeugen. In diesem Sinne wurde das Oesterreich'sche Gesetzbuch über Verbrechen und Strafen vom Jahre 1803, die Preussische Criminalordnung von 1805, und das Baiersche Strafgesetzbuch von 1813, so wie die meisten der verfertigten Entwürfe zu neuen Strafgesetzbüchern, abgefafst. Wenigere Resultate hat dagegen bisjetzt ein anderer Versuch, die gesammten Grundlagen des gemeinen deutschen Strafprocesses zu verändern, und den Anklageprocefs so wie die Oeffentlichkeit, völlig zurückzuführen, gegeben. Das durch politische Umwälzungen bewirkte Erwachen des Sinns für bürgerliche Freiheit, und die Nothwendigkeit ihrer Sicherstellung gegen Angriffe im Strafprocesse, gab den Anforderungen auf Reformen eine neue Richtung, deren Interesse durch die allgemeinere Verbreitung der Kenntnifs des in manchen Provinzen Deutschlands als Gesetz gültig gewesenen und noch geltenden französischen, in seinen Grundlagen auf das englische Verfahren in Strafsachen, gebaueten Strafprocesses, und durch die bei Gelegenheit der Frage über die Beibehaltung desselben erhobenen Streitigkeiten, noch erhöht wurde. Wenn dadurch die Gesetzgebung und die Wissenschaft den Gewinn hatten, dafs man sich von gewissen in der Ausdehnung des Inquisitionsprocesses, in dem Mangel einer wahren, nicht eingebildeten Oeffentlichkeit des Verfahrens, sowie der zweckmäfsigen Trennung einer Voruntersuchung von der Hauptuntersuchung, und in der zu ängstlich vorgeschriebenen Beweistheorie, liegenden Grundfehlern des deutschen Strafprocesses sich überzeugte, so hatte auf der andern Seite das Miskennen des deutschen Verfahrens, auch Partheigeist und Neuerungssucht, nur zu häufig, grundlose Forderungen fremder Institute auf eine Weise veranlafst, bei welcher die wirklich ehrwürdige Grundlage des deutschen, leichtsinnige Verurtheilungen sorgfältiger, wie in jenen Instituten möglich ist, vermeidenden Verfahrens zu leiden drohte.

Deshalb und bis jetzt, schwankt die Wage, und es ist kaum vorauszusehen, wohin sich ihre Schale neigen wird: aber soviel ist gewifs, dafs dem deutschen Strafverfahren eine Krisis bevorsteht, die, zum Heil des Vaterlandes, mit Unbefangenheit und Umsicht erledigt werden möge!

Aus diesen versuchten Umrissen der Entwickelungsgeschichte unsers jetzigen deutschen Strafprocesses ergiebt sich nun zur Genüge, welche Aufgabe ein Bearbeiter desselben aus dem gegenwärtigen Standpuncte zu leisten hat, wenn die Ansprüche, welche die Wissenschaft an eine solche Bearbeitung macht, befriedigt werden sollen. Unstreitig steht unter diesen die historische Bearbeitung der schriftlichen Quellen oben an; mit gleicher Sorgfalt wird aber auch die durch die Wechselwirkung derselben aufeinander, durch die wissenschaftlichere Bestrebung der Rechtslehrer, und vor allem durch den Gerichtsgebrauch geschehene Fortbildung und Ausbildung des jetzigen Strafprocesses, einer genauen Ausmittelung und Darstellung zu unterziehen seyn, um die practische Gültigkeit seiner Lehren über allen Zweifel zu erheben. Wie in dem gemeinem Criminalrechte, eben so auch in dem jetzigen deutschen Strafprocesse, ist gewifs Nichts gefährlicher, als den Standpunct der Praxis verlassen, und sich lediglich zu den hier so sparsam fliefsenden, in so manchen Puncten veralteten und unbrauchbar gewordenen Gesetzesquellen, zurückwenden zu wollen; und Nichts würde mehr dem ganzen Zwecke der Strafrechtspflege widerstreben, und einen ganz unleidlichen, denselben durchaus lähmenden Gesetzesrigorismus herbeiführen, als ein Verkennen der historisch beglaubigten Wahrheit, dafs unser jetziges Strafverfahren weniger auf bestimmten gesetzlichen Bestimmungen, als vielmehr auf den durch die Praxis, aus jenen abgeleiteten und sonst auch durch das Bedürfnifs gebotenen und eingeführten Rechtssätzen beruht. Dafs hiebei die vorhandenen Particularrechtlichen Bestimmungen gleichfalls einer genauen Berücksichtigung zu unterziehen sind, ergiebt sich um so mehr, weil eine genaue Vergleichung derselben mit einander zeigt, dafs durch dieselben nicht sowohl etwas Neues geschaffen, als vielmehr nur dasjenige, was der Gerichtsgebrauch als zu dem Zwecke der Strafrechtspflege nothwendig, aufgestellt und befolgt hatte, schriftlich redigirt, und möglichst vervollkommnet als Gesetz von oben herab ausgesprochen worden ist; so dafs nicht sowohl von etwas Particularrechtlichem im strengen Sinne, sondern vielmehr von etwas Gemeinsamen, auf ungeschriebenem Rechte beruhenden, und nur Particularrechtlich hie und da gesetzlich redigirtem, die Rede seyn kann.

Geht nun Rec. von diesen allgemeinen Bemerkungen, zu der Characteristik des oben aufgeführten Werks selbst über, so darf er schon hier zum Voraus seine

Digitized by Google

feste Ueberzeugung dahin aussprechen, dafs dasselbe den oben angedeuteten Ansprüchen auf das vollkommenste entspricht, und dafs sich der Verf., welcher sich auch auf diesem Felde, mit verdientem Rechte, bereits einen berühmten Namen erworben hat, ein Buch lieferte, welches in dem Umfange, den es begreift, in unserer Literatur bisjetzt seines Gleichen nicht gefunden hat, und eine sehr wesentliche Lücke in derselben auf die befriedigendste Art ausfüllt, so dafs es als eine wahre Bereicherung unserer Wissenschaft angesehen werden mufs.

Ueberzeugt davon, dafs nur auf dem historischen Wege eine sichere Grundlage zur richtigen Erkenntnifs der Grundlehren des Strafprocesses, namentlich über das Wesen des Inquisitionsprocesses, über Trennung der Vor- und Hauptuntersuchung und dergl. gewonnen werden könne, und, dafs eine für die heutige Rechtsanwendung genügende Behandlung des Strafprocesses überall die genaue Nachweisung des Zusammenhangs des Verfahrens mit der bürgerlichen Freiheit, die Darstellung der Fortbildung jeder Lehre desselben durch den Gerichtsgebrauch und die Particulargesetzgebung, und die Ableitung und Aufstellung fester Grundsätze aus diesen Stoffen, verlange, war es seine Absicht, durch eine zweckmäfsige Verbindung der historischen und praktischen Behandlung der Quellen des deutschen Strafprocesses den Forderungen der Wissenschaft und des Bedürfnisses zu entsprechen. Dieses ist die theoretisch-practische Seite dieses Werks. Aber dabei und deren Ausführung, ist der Verf. nicht stehen geblieben. Schon oben ist der dem gemeinen deutschen Strafprocesse bevorstehenden Krisis erwähnt worden; es ist der Anforderungen auf gänzliche Reform der bisher gebilligten Grundlagen desselben, der hierüber entstandenen Streitigkeiten, und des Schwankens der Gesetzgebung gedacht worden. Auch diese, durch jene neue Richtung der Aufmerksamkeit auf die Reform unsers deutschen Strafverfahrens, erzeugten Ansichten sind Gegenstand der Prüfung des Verfassers geworden, und gewifs nicht mit Unrecht! Wer es weifs, wie wenig mit allgemeinem Hin- und Herreden über die vielbesprochenen Ideen von Anklageprocefs, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens gewonnen ist, und dafs nur dadurch für die wünschenswerthen Berathungen über die zweckmäfsigste Umbildung des deutschen Strafverfahrens eine sichere Grundlage möglich wird, wenn man die auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Anklageverfahren gebaueten Gesetzgebungen in ihrer Wirksamkeit im Leben und im Detail der Controversen betrachtet: und, wer es erwägt, dafs der englische und französische Strafprocefs, eben so wie der deutsche, aus gleichen germanischen Elementen hervorgegangen ist, und es daher nicht unbedeutend seyn kann, zu betrachten, wie und aus welchen Gründen die nämlichen Ideen bei verschiedenen Völkern auf verschiedene Weise sich entwickelt haben; der wird es dem Verf. sehr Dank wissen, eine vergleichende Darstellung jenes englischen und französischen Strafprocesses seinem Werke eingeschaltet, und dadurch zur richtigen Beurtheilung jener Streitpuncte sehr wesentlich beigetragen zu haben. Höchst beachtungswerth ist daher auch diese Seite des vorliegenden Werks, welche Rec. die legislative nennen möchte, da durch deren Ausführung allenthalben die lehrreichsten Winke für eine künftige Gesetzgebung gegeben worden sind, so dafs dasselbe allen denjenigen nicht dringend genug empfohlen werden kann, deren Beruf es ist, zur Verbesserung unsers jetzigen Strafprocesses thätig zu seyn.

Die Art der Ausführung nach jenen beiden Richtungen, der theoretischpractischen und der legislativen betreffend, so kann Rec. auch über diese nur ein unbedingtes Lob aussprechen. Schon im allgemeinen ist auch hier wiederum das Streben des Verf. nach Klarheit, Präcision und Deutlichkeit der Darstellung, nach Genauigkeit und Sorgfalt im Herbeischaffen des Materials, und umsichtiger und genügender Verarbeitung desselben, lobend anzuerkennen; aber auch im besondern ergiebt eine sorgfältige Vergleichung der Bearbeitung der einzelnen Lehren, wie sehr die dem Verf. damals zugänglich gewesenen Rechtsquellen, und der von ihm benutzte literarische Apparat, ausgenutzt worden sind, wie ausgebreitet seine Belesenheit war, und, wie gering die Ausbeute seyn kann, welche durch eine Nachlese herbeigeschafft werden möchte. Dafs Biener's treffliches Werk über den Inquisitionsprocefs nicht vollständiger hat benutzt werden können, lag zu sehr in der Zeit seines Erscheinens, als dafs man dieses einer Nachläfsigkeit des Verf. Schuld geben könnte; und so erinnert sich Rec. in diesem Augenblick keines andern Uebersehens, als dessen, der dritten Abhandlung in Dirksen's Beiträgen zur Kunde des römischen Rechts, welche vielleicht bei der Darstellung des römischen Strafverbrechens noch zu benutzen gewesen seyn dürfte. Vorzüglich reich, und wie solches vorher noch nie ge-

Digitized by Google

schehen, ist die Darstellung des französischen und englischen Strafverfahrens ausgestattet. Bei der des erstern kam dem Verf. Selbstbeobachtung zu Hülfe, und wie sehr eine solche erforderlich ist, um das neueste französische Gesetzbuch über das Verfahren in Strafsachen würdigen zu können, darüber kann Rec. eigenes Zeugnifs abgeben, da er bei Anwendung der Vorschriften desselben auf das wirkliche Leben, mehrere Jahre hindurch selbst thätig war, so wie er denn auch auf der andern Seite, dem Verf. ein gleiches Zeugnifs über die Treue seiner Beobachtung, und die Richtigkeit der Darstellung jenes Verfahrens, in Bezug auf jene Selbstbeobachtung nicht versagen kann. Die Darstellung des englischen Strafprocesses beruht dagegen auf einem genauen Studium der englischen Rechtsquellen und der wichtigsten, bisher in Deutschland fast gänzlich unbenutzten Schriftsteller, z. B. East, Hawkins, Hume, Russel, Rey u. a., so wie auf vielfacher Correspondenz. Leider ging in dieser Hinsicht dem Verf. Selbstbeobachtung ab, und, wenn man sich gleich gern überzeugen mufs, dafs derselbe alles, was aus gedruckten Quellen zur Kenntnifs jenes Verfahrens entnommen werden kann, sorgfältig ausgehoben und zusammengestellt habe, so erinnern doch mehrere Dunkelheiten daran, dafs jene Quellen bisweilen im Stiche lassen, da sie Manches als bekannt voraussetzen, was nur durch Selbstbeobachtung erkundet werden kann.

Weiter in das Einzelne der Ausführung hineinzugehen, scheint der Zweck dieser Blätter nicht zu erlauben; dafs sich eine Fülle von practischen Bemerkungen in dem Werke findet, welche auch dem Geschäftsmann höchst willkommen seyn müssen, und von denen Rec. nur der trefflichen Bemerkungen über Brieferbrechen beispielsweise gedenkt, war schon nach den frühern Leistungen des Verf. zu erwarten, und diese Erwartung findet sich in jeder Hinsicht befriedigt.

Nur noch der Anordnung des Ganzen mufs hier Rec. gedenken, um die allgemeine Charakteristik des vorliegenden Werks, deren Lieferung er sich allein zur Aufgabe gemacht hat, zu vollenden.

Es zerfällt in eine Einleitung und zehn Abtheilungen. Die erstere beschäftigt sich mit den allgemeinen Begriffen über Strafprocefs im weitern und engern Sinne, Theorie desselben, dessen Gegenständen, dem wechselseitigen Verhältnifs des Civil- und Criminalpunctes in Bezug auf die nämliche Sache u. s. w., und mit einer Darstellung der geschichtlichen Ausbildung des Strafprocesses, in welcher zuerst von dem römischen Criminalprocesse, dann, von dem Einflusse des canonischen Rechts auf den gemeinen Strafprocefs, von dem deutschen Strafprocesse, von den ältern Zeiten bis zur peinlichen Gerichtsordnung (besser wäre vielleicht die umgekehrte Ordnung gewählt, um die Geschichte der Entwickelung des gemeinen Strafprocesses anschaulicher zu machen), endlich von dem Strafprocesse durch die Einführung der peinlichen Gerichtsordnung, und von der Verbesserung desselben durch neue Strafgesetzbücher, gehandelt wird. Die Einleitung schliefst mit der Darstellung der Ausbildung des französischen und des englischen Strafprocesses. Die erste Abtheilung handelt von dem obersten Grundsatze des Strafprocesses, und den hieraus zu ziehenden Folgerungen; vorzüglich wichtig ist hier die Darlegung der Ausbildung des Strafprocesses, nach seinen beiden Grundformen, der Anklage- und Untersuchungsform, so wie dasjenige, was der Verf. über die wahre Bedeutung des Inquisitionsprocesses und dessen Verhältnisse zu dem Anklageprocesse, so wie über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens im Verhältnisse zu der deutschen Actenmäfsigkeit bemerkt hat. Die zweite Abtheilung zählt die verschiedenen Gerichtsstände in Criminalsachen auf, und erläutert zugleich die bestehende Gerichtsorganisation in Bezug auf Deutschland, Frankreich und England. Die dritte beschäftigt sich mit den allgemeinen Grundsätzen über peinliche Untersuchung überhaupt, und mit den Mitteln, die dem Richter zur Führung derselben zu Gebote stehen (hier nun vorzüglich auch, mit dem Mittel der Haussuchung und der Brieferbrechung); die vierte mit den Mitteln zur Erforschung der Gewifsheit der Thatsachen im peinlichen Processe, im Besondern; also auch mit deren Beweiskraft. Die fünfte Abtheilung, überschrieben: „Von dem Gange des Strafprocesses" zerfällt in zwei Unterabtheilungen, von denen die erste, nach vorausgegangener geschichtlichen Einleitung über Ausbildung des Unterschieds zwischen Vor- und Hauptuntersuchung, die Voruntersuchung, die zweite dagegen die Hauptuntersuchung abhandelt. Ebenso zerfällt die sechste Abtheilung, überschrieben: „Von der Urtheilsfällung und der hiezu nothwendigen Prüfung der Beweise," in vier Unterabtheilungen, nämlich, von dem Beweise in Strafsachen überhaupt (die gesammte Beweistheorie enthaltend), von der Fällung des Urtheils, von der Urtheilsfällung im englischen und französischen Strafprocesse (durch die Geschwornen), und von den Criminalkosten. Die siebente Abtheilung handelt von der Einwirkung des Regenten und höherer Instanzen in Bezug auf gefällte Urtheile; und die achte, von der Vollstreckung der Urtheile. Die neunte liefert eine Darstellung besonderer Verfahrungsarten im Strafprocesse, vorzüglich des Verfahrens gegen abwesende Angeschuldigte, des Contumacialverfahrens nach englischem und französischem Rechte, des Verfahrens bei geringern Vergehen (bekanntlich, der sogenannte summarische Criminalprocefs), des Verfahrens nach neuen Gesetzbüchern bei Untersuchung sogenannter Vergehen, endlich, des Verfahrens in Standrechtsfällen. Die zehnte Abtheilung endlich beschäftigt sich mit der Geschichte der Ausbildung des Anklageprocesses im gemeinen deutschen Rechte, und mit einer Darlegung der heutigen Gestalt desselben.

Druck und Papier sind sehr gut, nur haben sich manche Satzfehler eingeschlichen: auch ermangelt es an einem wünschenswerth gewesenen Sachregister, da ein solches selbst durch die sehr detaillirte Inhaltsanzeige, namentlich für den Geschäftsmann, nicht ersetzt wird.

Spangenberg.

Digitized by Google

Nro. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

XIX.

Die Elemente der nächsten Zukunft der Medizin, entwickelt aus der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Blick von Heinrich Damerow, Dr. der Medizin u. Chirurgie, Privatdocenten an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin 1829. XIV. u. 394 S. 8.

Der Gedanke, die Geschichte überhaupt, als eine Darstellung der Entwickelung des menschlichen Geistes und seiner Thaten im Ganzen und Grofsen aufzufassen, hat zu dem bedeutenden Fortschritt geführt, in den historischen Begebenheiten einen gesetzmäfsigen Gang, eine Nothwendigkeit ihrer Entstehung und ihrer Folgen zu erkennen, welche aus der Einheit des objektiven (Zeit) Geistes hervorgehen und von derselben wieder ebenso auf das Ganze bezogen werden. Der Willkühr, den historischen Thatsachen der Vergangenheit nach dem Maafsstabe der Gegenwart, oder noch schlimmer, nach subjektiven Meinungen und Ansichten eine durchaus einseitige und falsche Bedeutung unterzulegen, werden hierdurch Grenzen gesetzt, man darf die Geschichte *nicht* anders als in ihrem eigenen objektiven Entwickelungsgange betrachten und die Thatsachen der Vergangenheit nur nach der jedesmaligen Entwickelungsstufe des Zeitgeistes und seiner übrigen Erzeugnisse beurtheilen. Die Geschichte wird so ein organisches Ganze, dessen getrennte Glieder wie Zweige aus einem Keime hervorwachsen, und sich wieder von neuem zur gemeinschaftlichen Erzeugung der Früchte vereinen.

Der Verf. sucht im obengenannten Werke die Geschichte der Medizin, diesem Sinne gemäfs, in Umrissen zu einem Bilde zu vereinen, und nachdem er die gesetzmäfsige Entwickelung und lebendige Gestaltung der Medizin aus der Vergangenheit bis zur Gegenwart hinauf geführt, blickt er in die Zukunft und prophezeit da noch ein Hauptglied des Bildes, wie es sich bis zur Gegenwart gestaltet, zu fehlen scheine, dafs dieser wesentliche Theil sich in der Zukunft noch hinzubilden müsse. Dieser noch fehlende oder vielmehr unausgebildete Theil des historisch medizinischen Bildes ist nach dem Verf. die Seelenheilkunde, die Psychiatrie, zu deren vollständiger künftiger Darstellung der Verf. auch einen Entwurf giebt.

Man wird an der Art wie der Verf. seine Absicht ausgeführt das lebendige Interesse an seinem Gegenstande nicht verkennen. Das Werk ist mit besonderer Liebe zur Sache gearbeitet; der Verf. zeigt vielfältig in der Deutung der Entwickelungsstufen der medizinischen Wissenschaft, wie richtig er den jedesmaligen Standpunkt nach der Entstehung zu würdigen gewufst und wie fähig er ist sich in den Kreis der Vergangenheit selbst zu versetzen, um durch die objektive Betrachtung der Bildung der medizinischen Systeme, dieselben von den subjektiven Ansichten und fremdartigen Farben, mit denen man sie angethan hatte, befreit rein darzustellen.

Man kann es dem Verf. wohl nicht zum Vorwurf machen, wenn er die Entwickelungsgeschichte der Medizin nicht nach allen Richtungen hin vollendete, auch vielleicht hin und wieder nicht die richtigste Deutung traf; denn es wird sich das Einzelne leicht mehr ausbilden lassen, wenn das Princip im Allgemeinen richtig ist, woran wir nicht zweifeln.

Der Verf. hatte nicht die Absicht das historische Material als solches zu bereichern, sondern vielmehr das Vorhandene zu einem organischen Ganzen zu vereinigen, und in sofern mufs man ein tieferes Eingehen in einzelne historische Momente nicht fordern; vielleicht wäre es aber doch wünschenswerth gewesen, wenn man die gegebenen Ansichten der Hauptentwickelungsepochen mehr genetisch aus dem rein historischen Material

Digitized by Google

entwickelt sehe, so dafs die ausgesprochene Bedeutung sich als Resultat der historischen Untersuchung darstellte; anstatt dafs man, so wie es vorliegt, zuweilen verleitet sein könnte zu glauben, dafs die Darstellungen blofs Resultate subjektiver, spekulativer Denkweise wären, mit denen die historischen Thatsachen in Verbindung gebracht sind. Wir geben dem Verf. dieses blofs zur Ueberlegung und wollen nicht behaupten, dafs dem wirklich so sey; sondern nur dafs es den Anschein habe.

Wir folgen dem Verf. in der Kürze durch die Haupttheile seines Werkes und knüpfen ergänzend oder abweichend unsere Bemerkungen an, um zu zeigen, dafs wir dasselbe mit Aufmerksamkeit und Theilnahme gelesen.

Der gröfste Theil umfafst „die Vergangenheit" in die drei Hauptepochen: Von Hippocrates bis Galen; von Galen bis Paracelsus und von Paracelsus bis zur Gegenwart, abgetheilt.

Der Verf. übergeht die frühesten Keime der mediz. Wissenschaft, wie sie sich in Verbindung mit der Philosophie und in den Tempelkuren finden, und beginnt mit den Hippokratischen Schriften, weil die Medizin hier zuerst selbstständig in die Geschichte tritt, nachdem auch die Philosophie sich so weit entwickelt, dafs sie Natur und Geist getrennt, unterschieden hatte. Er entwickelt den Geist der Hippokratischen Schriften aus dem Geiste des griechischen Volkes. Dieser war die unmittelbare Anschauung der ganzen geistigen und leiblichen menschlichen Natur, worin das Natürliche zugleich Göttliches und Geistiges, und das Geistige zugleich natürlich lebendig, in ungetrennter, ununterschiedener Einheit verbunden, der Natur das Göttliche eingeboren war. Diese harmonische Auffassung des ganzen Menschen und zugleich in Verbindung mit der Natur ist das Charakteristische der Hippokratischen Schriften. Sie sind unmittelbare Nachbildungen der Natur, dieser göttlichen Kunst, und in diesem Sinn Kunstwerke.

Hiermit ist das unmittelbare Vertrauen auf die gesetzmäfsige Wirkung der Natur gegeben, deren Gewalt er sich hingab, und deren Ordnung er einfach zu beobachten suchte, um beim Heilen die Wirksamkeit der Natur wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Die medizinische Theorie des Hippokrates war eine Anwendung der empedokleischen Philosophie auf die Medizin. Die ganz allgemeine Lehre von den 4 Elementen, denen im Menschen die 4 Qualitäten (feucht, trocken, heifs, kalt) entsprechen, mufste auch im Besondern leicht ihre Anwendung finden.

In beiden Fällen zeigt sich also der nothwendige Anfang durch das Allgemeine, wodurch die Verbindung und Einheit der Natur und des Menschen vermittelt ist; nicht der dialektische Fortschritt zum Besonderen und Unterschiedenen, wozu sich das Allgemeine bestimmt und entfaltet.

Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der Verf. diese negative Seite, nämlich den Mangel der Anwendung der allgemein theoretischen Vorstellungen des Hippokrates auf die einzelnen besonderen Lebensphänomene, mehr ins Licht gestellt hätte, wodurch sicher das Unterscheidende der Hippokratischen Medizin noch deutlicher hervorgetreten sein würde. Der Verf. würde dann gesehen haben, dafs dieser Mangel zum Uebergang ins Besondere beim Hippokrates nicht absolut war, sondern dafs er sich blofs untergeordnet gegen das Uebergewicht allgemeiner Anschauung darstellte. Diefs wäre leicht geschehen, wenn sich der Verf. tiefer in die Therapie des Hippokrates hineingearbeitet hätte. Das allgemeine Princip war freilich, dafs auf heifse (hitzige) Krankheiten kalte Arzneien, auf feucht trockne u. s. w. gegeben werden; aber es fehlte durchaus nicht an der Kenntnifs einer besonderen Auswahl der Arzneien für besondere Arten der feuchten, trockenen (u. s. w.) Krankheiten überhaupt, und nach den besonderen Organen. Die alleinige Richtung auf das Allgemeine war auch durchaus unmöglich und der Verf. gesteht selbst die Richtung des Hippokrates auf das Besondere ein, indem er bemerkt, dafs H. sein vorzügliches Augenmerk auf das reproduktive System (Leber, Milz), auch die Behandlung der Krankheiten mehr auf den Unterleib gerichtet habe. Wie war diefs ohne Eingehen auf das Besondere innerhalb der allgemeinen Qualitäten möglich? Der Verf. begeht sogar den gewöhnlichen, sehr grofsen Fehler: die Hippokratische Medizin eine Humeralpathologie zu nennen. Dieses ist aber eine so eigenthümliche und besonders entwickelte, physiologische spätere Ansicht, dafs die Vorstellung davon durchaus nicht und kaum nur dem Keime nach, dem Hippokrates zugeschrieben werden darf. Der Verf. bemerkt richtig, dafs wer in unserer Zeit sage, dafs er ein Hippokratischer Arzt sei, den Geist des Hippokrates nicht verstanden habe; aber eben so gewifs ist, dafs man die wahre Bedeutung der Humeralpathologie verkennt, wenn

Digitized by Google

man schon im Hippokrates diese Lehre sucht oder vielmehr die subjektiven Vorstellungen davon in die Hippokratische oder Galenische Medizin hineinlegt, und auf sie anwendet.

Das Hauptresultat der Hippokratischen Medicin, nämlich das hohe Vertrauen auf die Existenz und Wirkung der Heilkraft der Natur in den Krankheiten und das fast gänzliche Verzweifeln an menschlicher Hülfe, wo die Heilung nicht durch die Natur selbst bewirkt werde, hätte auch herausgehoben und näher dargestellt werden sollen, weil hierin nicht nur der Kern derselben, sondern auch die Vorstellung begründet war, dafs der Arzt durch Arzneien nichts zu thun habe als die Heilkraft der Natur in ihren Wirkungen zu unterstützen.

In den medizinischen Sekten nach Hippokrates zu Alexandrien und Rom, den Dogmatikern, Empirikern, Methodikern erkennt der Verf. sehr richtig den Uebergang und Fortschritt von der ungesonderten Einheit und Totalität hippokratischer Anschauung der Medizin zu deren einzelnen, besonderen Momenten, welche früher verbunden waren. Die abgesonderte Betrachtung des materiellen Substrats durch die Empiriker; die ebenso einseitige Erforschung der abstrakten ideellen Einheit die Systematisirung des besonderen Inhaltes unter das Ideelle, Allgemeine, durch die Dogmatiker, waren wesentliche Bestandtheile des einen Ganzen; der objektive, innere Widerspruch und Gegensatz in der Sache, welcher leicht die, wenn gleich nur ganz formelle, Einheit in der Sekte der Methodiker fand, welche sowohl die Empirie als die Spekulation für sich unzureichend fanden, aber wohl einsahen, wie fruchtbringend die Beobachtung, besonders des Baues des menschlichen Körpers, andererseits aber auch ein vernünftiges Nachdenken über die sinnlichen Wahrnehmungen sei.

Vielleicht hätte sich nachweisen lassen, wie das tiefere Studium der Arzneimittellehre durch die empirische und methodische Sekte grofsentheils nothwendig veranlafst wurde durch den Zustand der allgemeinen moralischen und politischen Verhältnisse, des römischen Volks vorzugsweise; durch Ueppigkeit, Schwelgerei, Wollust und einen allgemeinen Aufruhr der rohen Sinnlichkeit und leidenschaftlicher Willkühr, bei welchem keiner mehr vor dem anderen seines Lebens sicher war. Die Vergiftungen scheinen durchaus an der Tagesordnung gewesen zu seyn und da hierbei die Heilkraft der Natur den Arzt verliefs, so lag darin ein dringender Grund in diesem Fall die Hippokratischen Grundsätze unbewufst zu verlassen, und in Arzneien und Gegengiften Hülfe zu suchen. Diefs war daher die Zeit aus der wir die langen Recepte zu *Antidotis* und *Alexipharmacis* haben, deren mühsame Entdeckungen nicht ohne tieferes Eingehen in die Natur der Arzneimittel möglich war. Die Aerzte wurden berühmt durch die Entdeckung eines Antidoti und die berühmtesten Antidota waren wieder die der kaiserlichen Leibärzte. Wir vermissen beim Verf. den Dioskorides in dieser Beziehung. Aus ihm geht schon hervor, dafs dennoch die Bereitung der Arzneien nicht über die mechanische Vermengung und Abkochung besonders vegetabilischer und animalischer Arzneien hinausgieng, und an chemische Präparationen besonders mineralischer Arzneien noch nicht zu denken war. Man kam also doch im Wesentlichen über den Inhalt der Hippokratischen Medizin nicht hinaus. Die Naturforscher aller Perioden und ihren Einflufs hätte auch der Verf. mehr berücksichtigen können.

Durch Galen entwickelte sich die Hippokratische Medizin zu einer künstlich organischen Form, ihrer höchsten Vollendung, und in die Riesengestalt seiner Werke wird zugleich jede Entwickelungsstufe zwischen ihm und Hippokrates mit aufgenommen. Ueber die unmittelbare, einfache, Naturanschauung des Hippokrates war man hinausgegangen, oder vielmehr analytisch in sie hineingegangen, ohne die natürliche Einheit wieder finden zu können, weshalb Galen das durch Ausbildung seiner Theile gröfser gewordene Ganze auf seine subjektive philosophische Weise systematisirte. Seine Werke sind zugleich historisch, selbstforschend und philosophisch. Die naturhistorisch-philosophischen Werke des Aristoteles, die anatomisch-physiologischen Kenntnisse der ägyptischen Aerzte (Herophilus und Erasistratus) hatte er sich angeeignet, um mit Hülfe eigner Forschung und Gedanken die verschiedenen Glieder des medizinischen Ganzen, physiologisch, pathologisch, therapeutisch, gesondert und zugleich in gegenseitiger Verbindung vorzutragen.

Dieses hat der Verf. alles hinreichend angedeutet. Aber uns scheint die Grenze der Entwickelung der Galenischen Medizin, nämlich, dafs er bei allen Kenntnissen und aller Gelehrsamkeit dennoch nicht über das

Digitized by Google

Resultat der Hippokratischen Medizin hinaus kam, nicht recht aufgefaſst. So künstlich Galen auch die Lehre von den vier Qualitäten ausbildete, so sehr er auch ihnen entsprechende Körpertheile (Kardinalsäfte) unterzulegen, und deren Eigenschaften auf sie zu beziehen versuchte, so blieb es doch bei der ganz allgemeinen, formellen, Anwendung dieser metaphysischen Bestimmungen auf die concreten und lebendigen organischen Theile, ohne daſs er im Stande gewesen wäre, aus der objektiven natürlichen Sonderung und Unterscheidung des organischen Leibes in seine verschiedenen Glieder dessen immanente und eigene, lebendige Qualitäten sich entwickeln zu lassen. Er gelangte nicht zu dem Unterschiede der allgemeinen physikalischen Qualitäten und der besonderen Eigenthümlichkeit organischer Differenzen. Merkwürdig genug ist es freilich, daſs dessenungeachtet seine physiologische Unterscheidung und Bestimmung der organischen Grundfunktionen (*functiones animales*, *naturales*, *vitales*, *sexuales*) die Andeutung eines durchaus natürlichen physiologischen Systems enthalten.

Nichtsdestoweniger war er in die Natur der Krankheiten und des Heilungsprocesses um nichts tiefer eingedrungen als Hippokrates und das praktische Resultat blieb immer: sich auf die Heilkraft der Natur zu verlassen und diese zu unterstützen, um es am Ende „gehen zu lassen wie's Gott gefällt." Die wenigen drastischen Arzneien aus dem Pflanzenreich, wie den *Helleborus*, *Tithymalus*, die *Aloe*, gab man nur mit vielem Wasser diluirt, um Brechen und Laxiren zu erregen, nicht um dadurch zerstörend auf den Krankheitsproceſs selbst einzuwirken.

Den Einfluſs des *Theophrastus Eresius* durch das Studium der Botanik und Arzneimittellehre auf die Galenische Medizin hat der Verf. übersehen.

Die zweite Hauptabtheilung von Galen bis Paracelsus trennt der Verf.: in den Zustand von Galen bis zu den Arabern; die Medizin der Araber; die kirchlich-scholastische Medizin. Von Galen bis zu den Arabern ist der kritische Wendepunkt des classischen Alterthums und des Mittelalters, durch die abendländische Medizin, die orientalische Schule und Auflösung beider in die Medizin des Mittelalters.

Die arabische Medizin bildete sich zuerst durch das Studium der Hippokratischen Schriften (des Dioskorides und) des Galen, und entwickelte sich in der Blüthezeit durch *Rhazes*, *Haly-Abbas* und *Avicenna* zum eigenthümlichen mystisch-phantastischen Naturstudium, welches sie mit der Galenischen Medizin verbanden. Der Verf. hat im Allgemeinen das Studium der Heilmittellehre und Chemie bei den Arabern nicht übersehen, aber doch das Resultat derselben, woran sich allein ein Kern und Inhalt, wie gering er auch seyn mag, in der arabischen Medizin erkennen läſst, nicht näher dargestellt. Dieses Resultat ist, meine ich, die Erfindung einer Reihe von chemischen Zubereitungen der Arzneien aus dem Mineralreich, welche den Griechen und Römern durchaus unbekannt waren, so daſs sie auch die heftigen, tiefen und andauernden Eingriffe durch die fremdartige chemische Beschaffenheit derselben in den Organismus überhaupt nicht hervorbringen konnten, sondern sich mit den gelinder oder vorübergehend wirkenden, vegetabilischen, Mitteln begnügen muſsten. Die nähere Kenntniſs dieser Arzneien und deren weitere Entwickelung war zugleich die nothwendige Bedingung des Paracelsischen Fortschritts.

In der kirchlich-scholastischen Medizin lebte die galenische Medizin, bereichert durch die arabisch-alchymistischen Kenntnisse, fort. Wir möchten hinzufügen: als eine Wiedergeburt der Tempelkuren vor Hippokrates, auf höherer Stufe der Entwickelung in der christlichen Zeit. Der Glaube an Wunderkuren in der ersten Epoche trat an die Stelle des Vertrauens auf die Heilkraft der Natur, bis zuletzt durch die eigentlich scholastische Medizin und deren Streitigkeiten diese sich wieder von der Kirche trennte und als ein Verein von Theosophie, Mystik und Alchemie (*Roger Baco*, *Raimund Lullius*) die Paracelsische Reformation vorbereitete.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Die Elemente der nächsten Zukunft der Medizin, entwickelt aus der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Blick von Heinrich Damerow, Dr. der Medizin und Chirurgie, Privatdocenten an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

(Schluſs.)

Den Paracelsus ist der Verf. rein in seiner historischen Bedeutung und in dem Standpunkt seines Zeitalters aufzufassen bemüht. Er ist die höchste Entwickelungsstufe der theosophisch-alchemistischen Naturphilosophie und der Medizin der ganzen zweiten Hauptepoche (des Mittelalters); der Wendepunkt in die dritte Hauptepoche; er hat sich aus der zweiten entwickelt, welche mit ihm aufhört. Das Hauptmoment der Paracelsischen Medizin setzt der Verf. darin, daſs er die groſse Sympathie der Natur und des Menschen, die Harmonie des Alls mit der Medizin in Einklang zu bringen suchte, die Chemie mit der Medizin vereinte, und vorzugsweise das Psychische in der Weise der kirchlich-scholastischen Medizin auffaſste, während Galen vorzugsweise das Organische, und Hippocrates beides in ungetrennter Einheit aufgefaſst habe.

Wir haben uns gefreut den Verf. überhaupt auf dem Wege zu finden, den Paracelsus und seine Wirkungen, wie auch sein Leben, aus dem Sumpfe subjektiver Schmach, in welchen man ihn von vielen Seiten hineinzuziehen versucht, zu retten und seine Bedeutung als Entwickelungsstufe der Wissenschaft aufzufassen. Wir haben uns selbst aus besonderer Neigung mit der in seinen Werken hingeworfenen Gedankengluth beschäftigt und die überall umhergesprühten Funken seines feurigen Geistes zu sammeln und zu einer Einheit zu verbinden bemüht, weil wir den Grund nicht auffinden konnten, in wiefern Paracelsus nach dem Bilde, welches die Historiker von ihm entworfen, Epoche in der Geschichte gemacht haben sollte. Man findet alle Aeuſserlichkeiten seiner persönlichen und wissenschaftlichen Existenz: die Zweifel über seine Abstammung und seinen Stand; seine Bildung, seine wilde Lebensart bis auf den Wein womit er in späteren Jahren seine Gedanken und erschöpften Kräfte zu neuem Leben entflammen wollte, sorgfältig beschrieben; aber aus allem diesen sieht man nicht, wie er dazu gekommen ist ein so wichtiges Moment in der Geschichte zu bilden. Welches ist denn das eigentliche Resultat der Paracelsischen Medizin, durch welches die Epoche herbeigeführt wurde, was hat er Groſses geleistet, und wie hat dieſs Groſse seine Wirkungen hervorgebracht? das ist die historische Frage.

Wir gestehen, daſs wir diese eigentlich auch von unserm Verfasser nicht recht gelöst finden. Was er als dem Paracelsus eigenthümlich angiebt, gehört offenbar theilweise (wie die Vorstellung der Harmonie des Menschen mit der Natur) den Griechen, und theilweise (die Verbindung der Chemie mit der Medizin) den Arabern. Der Vergleich des Paracelsus mit Hippokrates und Galen nach dem Verf. macht auch das wahre Verhältniſs nicht klar und die Nothwendigkeit seiner Wirkungen nicht vollkommen anschaulich. Was der Verf. das Psychische beim Paracelsus nennt, die Vorstellung des Archaeus, war im Grunde eine bloſs formelle Anwendung des mystisch personifizirten Geistes auf die Einheit der rein natürlichen organischen Wirksamkeit, welche nach Paracelsus durch eine ideelle personifizirte Kraft geleitet wurde. Galen unterschied ja schon *Anima rationalis* und *vegetativa*.

Was Paracelsus überhaupt gewollt, hat er selbst nur ganz im Allgemeinen, aber deutlich und verständlich genug ausgesprochen und durch die That gezeigt: nämlich er wollte nicht allein dem Galen nicht folgen, wie seine Zeitgenossen, sondern sogar durchaus im Gegensatz gegen ihn handeln, und ihm gegenüber ein eige-

Digitized by Google

nes, selbstständiges Prinzip entwickeln. Er verbrannte die Schriften Galens und sagte, dafs er kein römischer sondern ein deutscher Arzt sein wolle. Worin im Besondern dieser Gegensatz gegen die Galenische Medizin bestehe, ist in Paracelsus selbst nicht zum freien Bewufstseyn gekommen, und man darf hinzufügen: auch nicht in den Geschichtsforschern, welche über den Paracelsus geschrieben. Er erscheint überall nur als ein rohes Kraftgenie überhaupt, ohne den geistigen Hebel, wodurch er die Medizin der Alten aus den Angeln stofsen wollte und stiefs.

Wir versuchen letzteres mit einem Worte anzudeuten. Das Verständnifs des Gegensatzes, den Paracelsus gegen die Hippokratisch-Galenische Medizin bilden wollte und wirklich bildete, ergiebt sich leicht, sobald man sich das Hauptresultat des Galen und Hippokrates vergegenwärtigt, und damit die Thaten des Paracelsus zusammenhält. Wir sprechen beides also aus:

Hippokrates und Galen erwarteten alle Genesung von der Heilkraft der Natur oder mit Hülfe derselben; Paracelsus im Gegentheil erwartete von der Heilkraft der Natur nichts und fand nur in den heftigen Eingriffen heroischer Arzneien gegen die Krankheit Hülfe! Hierin allein liegt der grofse Wendepunkt der Geschichte der Medizin durch Paracelsus, alles andere ist Nebensache und diesem Hauptresultate untergeordnet.

Dieses höchste Resultat seiner deutschen Medizin hat er nicht ausgesprochen, aber er hat es uns diktirt in der Ansicht, welche er uns vom Wesen der Krankheit gegeben, und in den Vorschriften der Arzneien, welche er dagegen anwendete.

Die Krankheit ist eine Pflanze, welche im Körper keimt und wurzelt, wächst, blüht und Früchte trägt, ein Mikrokosmus im Mikrokosmus: man heilt den Körper davon, indem man sie vergiftet. Der Arsenik ist zwar ein Gift überhaupt, aber auch ein Gift gegen die Krankheiten. Das ist der grofse Gedanke, der allen Handlungen des Paracelsus die grofse Energie und das felsenfeste Vertrauen auf die heroischen, mineralischen, chemischen Arzneipräparate einflöfste, und wirklich hat er Grofses auf diese Weise geleistet z. E. durch Anwendung der Quecksilbergifte gegen die Lustseuche, welche er entdeckte und zuerst versuchte.

Hippokrates und Galen unterstützten die Heilkraft der Natur höchstens durch Brech- oder Purgirmittel, weil sie sahen, dafs dieses die Wege waren, durch welche die Natur in gelinden Krankheiten häufig gegen sie reagirt und sich von ihnen befreit.

Paracelsus war der Meinung, dafs in den gelinden Fällen, wo die Heilkraft der Natur von selbst Herr über die Krankheit werde, der Arzt und Arzneimittel unnütz seien, und dafs in den eingewurzelten Fällen die griechischen und römischen Purganzen nichts nützen.

Sinnreich sagt er von seinen Zeitgenossen, die das Zipperlein durch Purganzen vertreiben wollten, es sei ein Unterschied, ob man die Feuchtigkeiten oder das Zipperlein (Podagra) purgiren wolle. Das erstere könne man wohl; aber die Gicht sitze nicht in den Feuchtigkeiten, sondern in den Gliedern und wenn man daher bei dem Zipperlein zu Purgiren gebe, so sei diefs ebenso als ob man Petrum purgirte, wenn man Johannem purgiren wollte.

Nun wird es auch deutlich, wie die arabische Medizin durch die Erfindung der stark wirkenden chemisch mineralischen Arzneien und Gifte, eine Vorbereitung der Paracelsischen Reformation war, und Paracelsus selbst als höchste Entwickelung der alchemistischen Schule betrachtet werden kann. Die Ansicht, welche er von der Krankheit hatte, hätte ihn allein nicht fähig gemacht so riesenhaft und mit entschiedenem Erfolg gegen Galen aufzutreten, wie wir denn auch sogar bei Galen selbst schon den Vergleich der Krankheiten, wegen ihrer Entwickelung durch die Grade, (Perioden) mit den organischen Produkten finden.

Die drei Elemente (Salz, Merkurius und Schwefel) des Paracelsus, in denen man bisher das Wesentliche seiner Lehre gesucht hat, erhalten nur ihre wahre Bedeutung im Gegensatz der Elemente und Elementarqualitäten der griechischen Aerzte. Von den ganz allgemeinen und abstrakten Beziehungen der Elementarqualitäten auf den besonderen Gegenstand der menschlichen Organisation aus, machte Paracelsus den (auf die angegebene Weise vorbereiteten) Fortschritt zur Auffassung des Krankheitsprocesses unter dem Bilde eines chemischen, besonderen und eigenthümlichen Vorganges, welcher sich im menschlichen Körper entwickelt und seine Gesundheit anfeindet, wenn gleich nicht zu verkennen ist, dafs die geläufige, alte Form der Elemente ihn in seiner besonderen Erkenntnifsweise immer noch gebunden hielt, da er seinem Hauptprincipe gemäfs, dafs sich nämlich die Krankheit als ein Mikrokosmus im Mikrokosmus selbstständig entwickele, und dafs

Digitized by Google

demgemäfs die Heilkraft der Natur diesen eingewurzelten Feind nicht von selbst aus sich hinausbringen könne, die Vorstellung der Elemente nicht bedurft hätte.

Die Krankheit in der Hippokratisch-Galenischen Vorstellung ist blofs eine Disharmonie in den Elementarqualitäten des Körpers selbst, bei Paracelsus hingegen ein persönlicher Feind, welcher sich aus einem Keim im Körper gebildet und darin verschanzt hat, um nun erst eine Störung der Qualitäten hervorzubringen.

Man kann also wohl einerseits mit dem Verf. sagen, dafs in den Hippokratischen Elementen schon das Chemische des Paracelsus verborgen lag; aber nicht in dem Sinne, dafs letzteres blofs eine weitere Entwickelung der ersteren sei. Dem Paracelsus waren diese Elemente blofs der allgemeine Grund und Boden, das gemeinsame eine Element, worin er sich zur Eigenthümlichkeit und Besonderheit entwickelte und sein Wesen trieb, aber sich durchaus im Gegensatz gegen diesen Mutterleib verhielt, der ihn geboren hatte.

Es ist nun von der höchsten Wichtigkeit zu sehen, wie der auf die ausgesprochene Weise gebildete Gegensatz immer noch auf eine durchaus bewufstlose Weise die Hauptrichtung der neueren Medizin seit Paracelsus bestimmt, indem man von diesem Zwiespalt aus wieder die Einheit vermifste und suchte. Die Frage welche von beiden dieser Gegensätze: die Hippokratische oder die Paracelsische Medizin, die Wahrheit enthalte — ob man bei der Heilung der Krankheiten die Heilkraft der Natur solle walten lassen, und ihre Wirkungen blofs unterstützen, oder ob man nichts von ihr erwarten und heftig gegen den krankmachenden Feind zu Felde ziehen solle; — liegt unbewufst den Hauptfortschritten neuerer Zeit zum Grunde. Aber die grofse Frage selbst *scheint uns* in den Vorurtheilen der Vergangenheit befangen und selbst ganz unrichtig. Die Wahrheit ist gewifs nur in dem Verein beider Gegensätze zu suchen und zu finden und wenn wir uns mit freiem Bewufstsein über diesen inneren Widerspruch erheben, so werden wir vielmehr eingestehen müssen, dafs es Krankheiten giebt, in denen im Allgemeinen die Hippokratische Manier die richtige und wahre ist; aber umgekehrt auch andere Krankheiten, in denen nur die Paracelsische Medizin Hülfe schafft, und wir werden in Wahrheit nur die grofse Aufgabe zu lösen haben, in welchen Fällen von Krankheiten pafst die Paracelsische und in welchen Fällen die Hippokratische Kurmethode?

Aber der objektive Gang der Geschichte ist zu diesem selbstbewufsten Fortschritt nicht unmittelbar übergetreten und wir sehen selbst noch in der allerneuesten Zeit die Gegensätze, wenn gleich im Besonderen weiter entwickelt, scharf gegen einander hervortreten, ohne dafs an die Wahrheit ihrer Vereinigung zu denken wäre. Wir wünschen durch diese wenigen Worte die Aufmerksamkeit der Aerzte auf diesen Gegenstand höchsten Interesses zu leiten, und fordern Göthe auf, den Paracelsus in einem dichterischen Bilde seiner Wahrheit nach zu verherrlichen, um dem folgenden Zeitalter die Schmach abzunehmen, dafs man nur die Medizin studire „um es am Ende gehen zu lassen wie's Gott gefällt."

Wo die Krankheiten sich zu einer solchen individuellen Existenz entwickeln, wie es Paracelsus meint, da werden wir sie durch eingreifende Arzneien zu zerstören suchen; wo sie mehr blofs in gestörter Harmonie der Funktionen bestehen, da lassen wir im Allgemeinen die Heilkraft der Natur den Arzt im Menschen sein, und suchen im dritten Fall beide Methoden zu vereinen.

Unser Verf. hat nun freilich seine dritte Hauptepoche, die Geschichte der Medizin von Paracelsus bis zur Gegenwart, mehr in Bezug auf die theoretischen Ansichten als in Bezug auf das praktische Resultat bearbeitet und dargestellt. Er erkennt in der folgenden mechanisch-chemischen Schule zunächst wieder den Uebergang aus dem Allgemeinen zur Ausbildung der besonderen, einzelnen, organischen Systeme. Die Systeme des van Helmont und Sylvius richteten die Aufmerksamkeit auf das Studium der physiologischen und pathologischen Thätigkeit des vegetativen Systems, der Unterleibseingeweide, so dafs das Princip aller geistigen und leiblichen gesunden und kranken Thätigkeit hier gesucht wurde. Haller leitete die Untersuchung auf das irritable System des menschlichen Körpers, und den Stahl, Boerhave und Hoffmann betrachtet der Verf. als Uebergangsmomente zwischen beiden.

Allerdings ist diese Richtung auf das Besondere nicht zu verkennen. Paracelsus hielt sich bei aller Eigenthümlichkeit doch vorzugsweise im Allgemeinen, indem er alle Krankheiten als parasitische Mikrokosmen betrachtete und auch alle vergiften wollte. Dafs er nicht zu besonderen Unterschieden kam, machte, dafs er in vielen Fällen mit seinen Kurmethoden scheiterte, indem er den ganzen Körper sammt der Krankheit vergiftete.

Digitized by Google

Allein es läfst sich auch von der anderen Seite der Fortschritt dieser Zeit zugleich als der sich weiter entwickelnde Widerspruch der Galenischen und Paracelsischen Medizin betrachten, indem die Wahrheit der allgemeinen Resultate beider nun, mit der entwickelten Kenntnifs der inneren Organisation der einzelnen Theile und deren Thätigkeiten, im besonderen geprüft und die für die eine oder die andere Lebensansicht sprechenden Phänomene verglichen werden konnten.

Kann man die Entwickelung von Paracelsus zu Helmont, Sylvius, Boerhaave in diesem Sinne verkennen? Andererseits erwachte in Stahl im Gegensatz gegen die mechanisch-chemischen Vorstellungen (wodurch der lebendige Leib zu einem mechanischen Triebwerk und einer chemischen Werkstätte herabgesunken, in denen keine lebendige Einheit mehr aufzufinden war), der Gedanke an ein ideelles vernünftiges Princip innerer Zweckmäfsigkeit und Ordnung, welches im Körper herrsche, und man kann den Stahl in diesem Betracht als die Wiedergeburt der hippokratischen Medizin auf höherer Stufe betrachten. Der Mangel an Unterschied zwischen humaner, thierischer und rein organisch nothwendiger Thätigkeit im menschlichen Körper erlaubte jedoch Stahl nicht, sich frei über seine Zeit hinaus zu bilden. Brown hat sich aus ihm entwickelt. Wir bedauren, den Verf. nicht tiefer in diese Periode begleiten zu können und wollen nur noch auf den Punkt aufmerksam machen, der als ein Hauptumstand hervorgehoben werden mufs, dafs das naturwissenschaftliche Studium in dieser Zeit durchaus innig und tief mit dem praktischen verknüpft war. Die praktische Entwickelung der besseren Aerzte damaliger Zeit hatte sich aus dem allgemein naturwissenschaftlichen Studium hervorgebildet, und dieses gab eben die eigenthümliche tief wurzelnde Richtung der verschiedenen Ansichten.

In dem Abschnitt „die Gegenwart" ist der Verf. auf die negative Verschiedenheit der jetzigen von der damaligen Zeit nicht aufmerksam geworden, dafs jetzt die Einheit des naturwissenschaftlichen und praktischen Studiums fast durchaus verloren gegangen ist und beide einander entfremdet jedes seinen eigenen Gang nimmt. Die Aerzte damaliger Zeit waren zugleich Botaniker, Chemiker, Physiologen. Linnée, Boerhave, Haller. Oder vielmehr von dem botanischen, chemischen und physiologischen Grund und Boden aus hatten sie sich erst praktisch eigenthümlich entwickelt. Wie? Ich überlege; ich vergleiche; ich suche den Unterschied und spreche das niederschlagende Resultat aus, dafs es Aerzte dieser Art jetzt wenig oder gar nicht mehr giebt! Man schützt den grofsen Umfang der Naturwissenschaften vor und meint, dafs sich bei deren Vergröfserung das Ganze nicht mehr fassen lasse; man müsse sich in die Einzelnheiten vertiefen. Aber schlimm genug, dafs man es nicht in der Weise thut, dafs man in dem Einzelnen das Allgemeine und die lebendige Einheit des Ganzen erkennt. Man kann sehr wohl die Resultate mühsamer Forschung im Einzelnen leicht und übersichtlich darstellen. Wenn dieses überhaupt nicht mehr möglich wäre, so hätten sich die Naturwissenschaften auf grofsen und schnellen Rückschritt begeben. Ohne sie kann der Arzt einmal nicht fertig werden. Da sie nun so Bedürfnifs sind, das Ganze aber in seiner grofsen Mannigfaltigkeit nicht gefafst werden kann, so nimmt man Etwas von jedem Einzelnen und da hier die geistige Verknüpfung zur Einheit und somit das Resultat aus Allem und dem Ganzen fehlt, so wird auch immer das Princip bei ihrer praktischen Anwendung fehlen. Wir wollen die Ursache dieses Zwiespalts und Widerspruchs auf die Schuld der Naturforscher schieben, weil die Aerzte von ihnen die Vorarbeit und Richtung auf das Praktische mit Recht verlangen, und lassen es dahin gestellt sein, ob sich der Arzt diese Vorarbeit in vielen Fällen nicht selbst machen kann. Zeither ist über die Vereinigung der Medizin mit der Chirurgie viel gesprochen, es wird zukünftig von der Vereinigung der Naturwissenschaften mit der Medizin die Rede sein müssen.

Der Verf. erkennt in unserer Zeit das Streben, die Idee der Einheit in der Natur durch Philosophie und Erfahrung zu finden, und sieht in dem höchsten Inhalt der Gegenwart die Keime der Zukunft. Diese sind, wie bereits Eingangs angegeben, das Studium der Psyche und des Wahnsinns, dessen ursprüngliche Elemente der Verf. auch schon in der Vergangenheit aufzusuchen bemüht war. Das Resultat dieses Studiums ist bis jetzt blofs, dafs das Studium der Seelenkrankheiten Gegenstand allgemeinen Interesses für die Medizin geworden. Der höchste Zweck des Studiums des Wahnsinns ist, dafs das Studium der Psyche überhaupt für die Medizin gewonnen werde, damit sich dieselbe dadurch zu ihrer höchsten Stufe entwickele. Wir können den Verf. durch die sinnreiche Darstellung der hiehergehörigen Einzelnheiten nicht folgen, entbinden uns auch von der näheren Darlegung des Umrisses „der Psychiatrie" welchen der Verf. physiologisch, pathologisch und therapeutisch unter der allgemeinen Ueberschrift: Die nächsten Elemente der Zukunft, gegeben, indem wegen der Kürze der Andeutungen sich erwarten läfst, dafs der Verf. solche in einer besonderen Arbeit weiter entwickeln und begründen, und dadurch Gelegenheit zum tieferen Eingehn in das Einzelne geben wird. Die Lebendigkeit der Darstellung und die Absicht das Einzelne durch eine allgemeine Idee zu einem Ganzen zu verknüpfen, läfst sich auch hier nicht verkennen.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Nro. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

XX.

Histoire financiere de la France depuis l'origine de la Monarchie jusqu'a l'anneé 1828. Precedeé d'une Introduction sur le mode des Impots en usage avant la revolution, suivie de Considerations sur la marche du Credit public et les progrés du Systeme financier. Par Jacques Bresson. Paris 1829. Tome 1. Introd: XII und 578; Tome 2. IV, 503 S.

Die Finanzwissenschaft ist eine eminent praktische Wissenschaft, welche die Begründung eines Theiles ihrer Lehren, insbesondere derjenigen die sich auf die Finanz-Verwaltung beziehen, in der Erfahrung suchen, oder aus dieser ableiten mufs. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann das Interesse nicht verkannt werden, welches an die Kenntnifs des Ganges welchen die allmähliche Entwickelung und Ausbildung der finanziellen Verhältnisse der Europäischen Staaten genommen hat, überhaupt an das Studium der Finanzgeschichte geknüpft ist. Indem dieselbe nämlich mit der Anzeige der Gründe und Maximen die unter gegebenen Verhältnissen in Anwendung gebracht worden sind, zugleich eine solche von deren Erfolg verbindet, und von den Wirkungen die sie zur Folge gehabt haben, gibt sie in diesen letztern zugleich den Prüfstein zur Würdigung der erstern, und wird hierdurch ein wichtiges Hilfsmittel für die vollkommenere Ausbildung der Wissenschaft, insbesondere für eine solche desjenigen Theils derselben, der sich auf die Verwaltung bezieht. Auch in einer andern Beziehung kann das Studium derselben, reellen praktischen Nutzen gewähren, nämlich als Schutzmittel gegen Einseitigkeit und Befangenheit im Auffassen und Verfolgen von Ideen, deren Realisirung oft in eben dem Maafse als sie glänzend oder vielversprechend sind, verderblich werden können. Zwar kann bei der gänzlichen Veränderung die in allen Verhältnissen des Lebens im Staate, und in dem Staatsleben selbst eingetreten ist, nur die Geschichte weniger entfernten Zeiten, etwa jene seit der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, die erwähnten Vortheile gewähren. Dennoch ist aber auch die Kenntnifs der Verhältnisse in den Zeiten die jenseits des eben erwähnten Zeitpunctes liegen, in so fern nicht ohne vielseitige Belehrung, als dieselbe auf die ersten Keime und Anfänge deren gegenwärtigen Gestaltung zurückführt.

Es mangelt zwar nicht an Werken, in welchen die finanziellen Verhältnisse einzelner Staaten mit gröfserer oder geringerer Ausführlichkeit abgehandelt sind; insbesondere ist denjenigen die sich auf das Steuer- und Schuldenwesen teutscher Staaten beziehen, eine vielseitige Bearbeitung zu Theil geworden. Theils aber beziehen sich die Werke über die erstern meist nur auf einzelne Zeitabschnitte, oder auf einzelne Gegenstände in dem Finanzhaushalte, die zur Bearbeitung dieser Schriften Anlafs gegeben haben, ohne dafs sie eine Uebersicht von der allmählichen Ausbildung des Finanzsystems dieser Staaten, und einen Ueberblick des Ganzen gewähren. Theils und sodann ist bei der Bearbeitung der erwähnten Verhältnisse in teutschen Staaten, meistens und vorzüglich nur der rechtliche Gesichtspunkt ins Auge gefafst. Ueberhaupt ist, — so weit die Kenntnifs des Referenten reicht — der Finanzgeschichte keines Staates, eine so öftere, vielseitigere und zugleich umfassendere Bearbeitung zu Theil geworden, als jener von Frankreich. Ohne der *Memoires* über die Verwaltung einzelner Minister zu erwähnen, von jenen von Sully an, bis auf die *Memoires, Souvenirs du Duc de Gaete*, verweifst derselbe auf nachstehende Werke, nämlich: auf die *Memoires sur les finances par M. Diou de Beaumont;* die *Impositions en France par M. Moreau de Beaumont;* auf die *Recherches et Considerations sur les finances de la France (par M. de For-*

Digitized by Google

bonnais) die *histoire generale des finances de la France depuis le commencement de la Monarchie, par M. Arnould. Paris* 1806, und auf das Werk eines deutschen Schriftstellers, nämlich auf die Uebersicht der französisch. Staatswirthschaft bis zum Finanzplane von 1806 von Rudolf Bosse. 2 Th. Braunschweig 1807. Gewissermafsen können auch hieher gerechnet werden *Necker de l'Administration des finances de la France*, 3 *Bde* 1785, die *Encyclopedie methodique. Finances*, 3 Theile in 4 Bd. in 4. und die Vorreden des Marquis *de Pastoret* zu dem 15., 16. und 17. Bd. der *Ordonnances des rois de France de la troisième race.*

An diese Werke reihet sich nun dasjenige von Bresson, welches zu nachstehenden Bemerkungen und Andeutungen Anlafs gibt. Derselbe bezeichnet als Gegenstand der Aufgabe die er sich gemacht hat: „*de rechercher l'origine, la nature et l'etendüe des impots, d'examiner avec soin les motifs de leur creation et de leur augmentation successive, de passer en revue les regies auxquelles ils ont ete assujetties, les diverses maniéres dont s'en est fait le recouvrement, et surtont d'eludier la source des abus qui s'y sont introduits.*" Referent bekennt dafs er dieses Werk mit grofser Erwartung zur Hand genommen; aber auch eben so freimüthig, dafs er sich nicht oft in gleichem Maafse getäuscht gefunden hat. Bei dem Reichthum an Material das für eine Finanzgeschichte von Frankreich in gröfserm Maafse als für irgend einen andern Staat vorhanden ist, berechtigt ein Schriftsteller, der sich der neuen Bearbeitung einer solchen unterzieht, zu der Forderung, dafs diese in Absicht auf Vollständigkeit und Gediegenheit keinen billigen Wunsch unbefriedigt lasse. Weit entfernt jedoch, dafs das vorliegende Werk dieser Genüge leistete, bleibt dasselbe hinter mehreren seiner Vorgänger zurück, von welchen insbesondere einer, nämlich *(Monthion) Particularités et observations sur les Ministres des finances de la France. Paris* 1818 auf eine Arzt benutzt ist, die nur durch redliche Angabe der Quelle, gegen den Vorwurf eines schamlosen Plagiats hätte schützen können. Zur Rechtfertigung dieser Rüge verweifst Referent auf nachstehende Stellen, die aus dem erwähnten Werke mehr oder weniger wörtlich abgeschrieben sind, nämlich: im 1. Theile S. 313—322, (Particul. 37—42); S. 336—339, (Part. 34. 42—45); S. 346. 347 (Part. 50. 51); S. 350—354 (Part. 46—48 und 60—62); S. 354—356, (Part. 67. 68 u. 73); S. 360—362, (Part. 69. 71) S. 364, (Part. 78); — eben so sind, nur dafs eine Note in den Particular: als Text gegeben ist, die Artikel *Pelletier, Pontchartrain, Chamillard* beinahe: sodann der ganze Art.: *Desmarets* wörtlich abgeschrieben (S. 392—404, eben so sind in den Artikeln *Law*, die Seiten 421. 424—431 und 443—446 (Part. 96. 97. 99—106. 110—113); *Machault* und *Silhouette* ganz: der Art. *Terray* aber zum gröfsten Theil wörtlich abgeschrieben S. 512—520 (Part. 147—161);— im 2. Theile die S. 89—92, 94—96 (Part. 277—284) S. 97 (Part. 292) S. 102—105 (Part. 285. 286, und in gleicher Art an andern Stellen, ohne ähnlicher und solcher wörtlicher Aneignungen zu gedenken, durch welche der Verfasser nicht selten mit den Ansichten in Widerspruch tritt, die er an andern Stellen des Werkes äufsert.

Bei der Bearbeitung der Finanzgeschichte eines Reiches wie Frankreich, überhaupt bei einer solchen von jedem gröfsern Staate, kann es nicht an einer blofs oberflächlichen Anzeige der Rubriken des öffentlichen Einkommens und an einer solchen der Gröfse des Beitrages genügen, den jede derselben zur Deckung des öffentlichen Aufwandes geliefert hat, oder liefert. Sondern es mufs zugleich mit deren vollständiger Nachweisung, eine solche der eigenthümlichen Verhältnisse die in Betreff der einzelnen Quellen stattfinden, des Maafses in ihrer Benutzung und des Verhältnisses in welchem dieses zu ihrem Umfange und Reichthume überhaupt, die Gröfse des gesammten Einkommens zu jener des Nationaleinkommens und Reichthums steht, verbunden, und müssen die Wirkungen und Folgen dargestellt werden, welche das befolgte Finanzsystem, insbesondere diejenigen welche das Steuersystem auf die Quellen selbst, und auf die Vermehrung oder Verminderung dieses Einkommens und Reichthums geäufsert haben. Ueberhaupt ist der praktische Nutzen einer solchen Geschichte — in welchem zugleich ihr wesentlicher Zweck besteht — dadurch bedingt, dafs mit dem Bilde von den Verhältnissen des Staats-Finanzhaushaltes eines gegebenen Landes, und von dessen allmählicher Ausbildung, zugleich ein solches von dessen wirthschaftlichen Zustande und von seiner mit jener des erstern gleichzeitigen Ausbildung verbunden werde, weil die Zweckmäfsigkeit der Anordnungen und Maafsregeln für den erstern, nur aus den Wirkungen

Digitized by Google

und Folgen die sie auf den letztern äufsern, gewürdigt, und in ihrem gehörigen Lichte gesehen werden können. Endlich mufs in einer solchen auch eine ausführliche Kunde von den aufserordentlichen Hilfsquellen welche sich die Verwaltung zur Deckung aufserordentlicher Bedürfnisse eröffnet hat, und eine solche von den organischen Einrichtungen gegeben werden, die für die Staatsverwaltung überhaupt, und insbesondere für jene der Finanzen in einzelnen Zeitabschnitten in Anwendung waren, wegen des eingreifenden Einflusses den sie nicht blofs auf den regelmäfsigen Fortgang dieser letztern, sondern selbst auf den wirthschaftlichen Zustand eines Landes haben können.

Es ist jedoch in dem vorliegenden Werke keiner dieser Anforderungen Genüge geleistet, in demselben weder eine Nachweisung der Gröfse des Staatseinkommens und Aufwandes in bestimmten Zeitabschnitten, noch eine solche von dem wirthschaftlichen Zustande des Königreichs gegeben. Anstatt der angekündigten Untersuchung über den Ursprung, die Natur und den Umfang der Quellen des öffentlichen Einkommens, insbesondere desjenigen durch Steuern, ist kaum mehr als eine trockene Nomenclatur von denselben geliefert, und auch diese überhaupt, und auch in so fern nicht vollständig, als die einzelnen Abgaben, die unter einer allgemeinen Rubrik (z. B. *Aides*) begriffen sind, nicht speziell angezeigt werden. So z. B. mangelt die Angabe der *fermes de Sceaux et Poissy*, jene der *Impositions locales* und der Accisen aus den *pays d'Etats* ($11\frac{1}{2}$ *Mill. L.)* des *Taillon* ($1\frac{1}{5}$ *Mill.*) der *droits de Controle, de Greffe et d'hypotheques* (41 *Mill.)* der *Octrois des villes, hopitaux, Chambre de commerce,* (27 *Mill.*) die *specielle* Angabe der Abgabe vom Gebrauche des Tabaks, *deren* Erhebung mit jener der *Traites* (Ein- und Ausgangsgebühren) verbunden war, jene des Postertrages ($10\frac{3}{10}$ Mill.) und der Lotterien, ($11\frac{1}{2}$ Mill.) u. s. w. Als Beweis wie leicht es sich der Verfasser gemacht hat, mögen die Andeutungen oder Definitionen dienen, die er von den beiden Hauptgattungen von Abgaben, nämlich von der *Taille* und von den *Aides* gibt. D e erstere bezeichnet derselbe in nachstehender Art. „*Taille. Impot qui se prélevait sur tous les Individus qui n'etaient pas nobles, ecclesiastiques, ou jouissant de quelque exemption. On appelait taille personnelle celle qui s'imposait et se levait sur chaque personne taillable; et taille reelle, celle qui s'imposait et se levait sur les terres et autres proprietés.* — Die letztern hingegen als „*droits auxquels etaient assujetties presque toutes les boissons, et qu'on levait par des visites chez les particuliers.*" Die Definition der erstern könnte die Annahme rechtfertigen, dafs die *Taille* ihrer Natur nach eine mehr persönliche Abgabe gewesen sey, was sie jedoch nicht gewesen ist. Ebenso erscheint nach der Definition über die *taille personelle* gewissermafsen als eine Kopfsteuer, was jedoch ebenfalls nicht der Fall gewesen ist, indem sie nach Maafsgabe des bekannten Vermögens, des Erwerbs durch Handel und Industrie u. s. w. auf die pflichtigen Individuen umgelegt worden ist. Endlich ist der *Taille mixte*, die als eine Art Vermögens- oder Einkommenssteuer nach Maafsgabe von beiden, nämlich des Einkommens auf Grund und Boden und des persönlichen Erwerbes, hat entrichtet werden müssen, gar keine Erwähnung geschehen, eben so wenig als der mannichfachen Aenderungen und Modificationen, welche sowohl die Veranlagung als die Erhebung dieser Steuer erfahren hat. — Bei den *Aides* sind weder die Getränke auf welchen sie gehaftet haben, noch die andern Consumtibilien, von welchen diese Abgaben haben entrichtet werden müssen, und Tarifsätze von beiden angegeben; noch sind die übrigen Gegenstände und Abgaben erwähnt z. B. die Stempelgefalle von Papier, edlen und andern Metallen, die mit den *Aides* in der *Regie generale* vereinigt gewesen sind. Ohne die Beispiele ähnlicher Lücken in der Anzeige der öffentlichen Abgaben noch mehr zu häufen, glaubt Referent jedoch die beiden nachstehenden, die sich auf die Abgabenverfassung und auf die Verhältnisse in Betreff derselben beziehen, nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Nirgends ist nämlich des so wichtigen Unterschiedes gedacht, der vor der Revolution zwischen den *pays d'Etats* — in welchen die Umlage und der Einzug der direkten und auch mehrerer anderer Abgaben den Provinzialständen überlassen gewesen ist, — und den *pays d'Elections* stattgefunden hat, in welchen beides unter dem Einflusse und der Leitung des Intendanten durch besondere in jeder Commune erwählte Repartitoren bewirkt worden ist. Eben so wenig ist desjenigen zwischen den *pays d'Aides* (die nehmlichen wie die der *Cinq grosses fermes*) und den Provinzen gedacht, die sich mehr oder weniger von diesen Abgaben frei erhalten haben; und auch nicht der Verschiedenheit, die in dem Maafse oder in der Gröfse der Höhe der Besteue-

Digitized by Google

rung der nehmlichen Objekte nach Maafsgabe der Verschiedenheit der Gebietstheile stattgefunden hat.

Eine gröfsere Ausführlichkeit ist der Anzeige des Einkommens durch die Verkäuflichkeit und den Verkauf aller Arten von Aemtern gewidmet, jedoch nicht mit der erforderlichen Vollständigkeit, deren eine grofse Anzahl für den Zweck der Realisirung eines Einkommens durch ihren Verkauf, creirt worden sind *). Diese Maafsregel die schon in den ältern Zeiten mehrmals in Anwendung gebracht, insbesondere seit der Regierung von Franz I. gewissermafsen als eine gewöhnliche Quelle von Einkommen benutzt worden ist, war für die Gesammtheit der Steuerpflichtigen dadurch drückend geworden, dafs viele dieser Aemter (ihre Anzahl war auf 4070 angewachsen) den adelichen Stand, und mit diesem die Immunität von öffentlichen Abgaben verliehen hatten, welche den hierdurch entstehenden Ausfall auf die übrigen Steuerpflichtigen gewälzt hat. In der Wirklichkeit war dieser Verkauf eine versteckte Anlehensmethode, bei welcher der Kaufschilling (die Finances), das Kapital; die Gages aber und die sonstigen Emolumente die Zinsen gebildet haben. Wie bedeutend übrigens diese Quelle gewesen sey, ergibt sich aus dem Datum, dafs unter Colberts Verwaltung, der Totalbetrag dieser Kapitalien bis zu einer Summe von nahe 800 Millionen Liv. angewachsen war, und ohngeachtet mehrerer Reduktionen und Suppressionen, beim Ausbruche der Revolution noch eine solche von 609 Mill. L. betragen hat **). Viel zu oberflächlich ist dagegen wieder der Quelle gedacht, welche sich die Finanzverwaltung dieses Reiches seit den ältesten Zeiten, in den Münzalterationen eröffnet, und selbst als eine Prärogative der Krone in Anspruch genommen hatte. — Noch während der Regierung Ludwigs XV, ist deren Ertrag in dem Zeitraume von 1689 — 1707, mit $136\frac{1}{2}$ Mill. unter den *moyens extraordinaires* aufgeführt. Endlich ist auch die so wichtige Thatsache nicht erwähnt, dafs seit Richelieu das Fortschleppen eines Defizits aus einem Jahre in das andere, und das Anticipiren des Einkommens folgender Jahre, das durch die sogenannten *traitans* erleichtert war, zu einer gewöhnlichen Maxime, und gewissermafsen zur Norm und Regel erhoben worden war. Selbst Colbert hat sich von ihrer Befolgung nicht frei erhalten können. Bei seinem Ableben haben diese Anticipationen eine Summe von etwas über $15\frac{7}{10}$ Mill. betragen; bei jenem von Ludwig XIV. war deren Betrag auf $233\frac{7}{10}$ Mill. angeschwollen, und hat im J. 1789 eine Summe von $225\frac{3}{10}$ Mill. Liv. erreicht. In der Befolgung dieses Systems, beruht eine der vorzüglichsten Ursachen der Zerrüttung des französ. Finanzhaushalts; schon aus diesem Grunde hätte dieselbe nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen.

Die Finanzgeschichte eines Staates kann auf eine dreifache Art bearbeitet werden. Entweder nämlich, dafs der Finanzhaushalt an sich, die Grundlage oder den Canevas bildet, auf welchem die allmählige Ausbildung des in dem Staate befolgten Finanzsystems ausgearbeitet und dargestellt wird; oder aber dafs die Regenten-Folge, oder jene der Finanzminister, als Rahmen für diese Darstellung dient, in welchem die Abtheilung der einzelnen Parthieen des Tableaus nach Maafsgabe der Dauer der Regierung eines jeden der erstern, oder der Verwaltung eines jeden der letztern, bewirkt wird. Vielleicht dafs für die zweite Methode geltend gemacht werden mögte, dafs die Dauer der Regierung eines jeden Regenten, in gewisser Hinsicht ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet, und in diesem der Finanzhaushalt einen zwar wichtigen, dennoch aber immer nur einen solchen Bestandtheil, auf den die übrigen Ereignisse und Ergebnisse während einer solchen Regierungsperiode von entscheidendem Einflusse sind, oder seyn können, von deren Darstellung daher auch jene von dessen Verhältnissen nicht wohl getrennt werden können, Es kann zwar dieser Einflufs und dessen Wichtigkeit nicht in Abrede gestellt werden. Jedoch berührt derselbe in den meisten Fällen nicht sowohl das System an sich, in welchem er vielmehr nur sehr oft blofs vorübergehende Modalitäten zur Folge hat, die mit dem Anlasse zu ihrer Bewirkung auch wieder wegfallen.

*) Der Minister Pontchartraiss hat — beim Hinblick auf die wahrhaft lächerlichen Aemter-Creationen nicht ohne Grund geäufsert: *toutes les fois que V. M. crée une office, Dieu crée un sot pour l'acheter.*

**) *Encycloped. method.* Artikel: *Offices, Charges* und *Entreés*; und *Necker de l'Administration II*, 259.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Histoire financière de la France depuis l'origine de la Monarchie jusqu'a l'anneé 1828. *Precedée d'une Introduction sur le mode des Impots en usage avant la revolution, suivie de Considerations sur la marche du Credit public et les progrés du Systeme financier. Par Jacques Bresson.*

(Fortsetzung.)

Wird aufserdem berücksichtigt, dafs die Keime und ersten Anfänge des Systems, das in einem gegebenen Zeitpunkte in Anwendung ist, in einem frühern beruhen, und dafs dasselbe jene für dessen Gestaltung in einem spätern Zeitpunkte in sich trägt, dafs bei einer solchen Stückelung nach Regierungs- oder Verwaltungsperioden, der Ueberblick dieses Zusammenhanges, jener der allmählichen Entwickelung erschwert wird und gewissermafsen ganz verloren geht, dafs bei diesen Methoden die Darstellung dieser Entwickelung und der Ausbildung des ganzen Finanzhaushalts und der einzelnen Bestandtheile und Verhältnisse in demselben, einer solchen der Persönlichkeit der Regenten und Minister untergeordnet wird, dann dürfte die Vorzüglichkeit der ersten Methode für die Erfüllung dessen was als Zweck und Aufgabe einer Finanzgeschichte betrachtet werden mufs, kaum in Zweifel gezogen werden können. Bresson hat in dem vorliegenden Werke die dritte Methode gewählt, wozu ihn, wie es scheint, das in den *Particularites* gegebene Vorbild bestimmt hat. Der Verfasser dieses letztern Werkes hat jedoch, wie er ausdrücklich bevorwortet, keine Finanzgeschichte, auch nicht eine solche der Minister, die er schildert, liefern wollen, sondern lediglich nur einen skizzirten Umrifs ihrer Grundsätze und Ansichten, ihrer Successe oder Mifsgriffe, und einen solchen ihrer Individualität, als Beitrag zur Kenntnifs der Ursachen, die auf die Ergebnisse ihrer Verwaltung von Einflufs gewesen sind. Nach Maafsgabe eines namentlichen Verzeichnisses welches Bresson seinem Werke vorausgeschickt hat, beläuft sich die Anzahl der Minister die seit *Enguerrad de Marigny* (1301—1315) dem ersten *sur-Intendant des finances* unter dieser Benennung, oder unter jener eines *General des finances*, *Controleur general d. F.* oder *Ministre des finances*, den Finanzhaushalt geleitet haben, auf 81 und seit der Regierung Heinrichs IV. auf deren 60 *). Von dieser Anzahl kommen (ohne Rücksicht auf das mehrmalige Auftreten des nehmlichen Individuums)

auf die Regierung Heinrichs IV. v. 1594—1610 deren 3, unter welchen Sully mit 13 Jahren;

auf die Regierung Ludwigs XIII. v. 1610—1643 deren 8, je auf 4 Jahre, einer;

auf die Regierung Ludwigs XIV. v. 1643—1715 deren 11, unter welchen Colbert 22 Jahre —

auf die Regierung Ludwigs XV. v. 1715—1774 deren 15, je auf 4 Jahre einer;

auf die Regierung Ludwigs XVI. v. 1774—1791 deren 12, unter welchen Neckers dreimalige Verwalt. 6 Jahre; Calonne, 4 Jahre; für jeden der andern, nicht ganz 1 Jahr.

auf den Zeitraum v. 1791—1799 deren 10; je einer auf 292 Tage;

auf jenen des Consulats und Kaiserreichs 1799—1 Apr. 1814 deren 1 (der *Duc de Gaete* während dieser ganzen Periode)

auf die Regierung Ludwigs XVIII. v. 1814—1824 deren 7, je auf $1\frac{3}{7}$ Jahre einer

endlich auf die gegenwärt. Carl X. 1824— 3.

Nur eine kleine Anzahl dieser Minister hat der Verwaltung während einer längeren Reihe von Jahren vorgestanden (*Sully*, *Colbert*, *Machault*, *Duc de Gaete*)

*) Von dieser Anzahl haben 9 ihr Leben auf dem Schaffotte beschlossen, und 4 in lebenslänglichem Gefängnisse oder Verbannung.

Digitized by Google

Es sind zugleich diejenigen, die durch die Gröfse der Erfolge der ihrigen ausgezeichnet sind. Und kaum mögte in dem so häufigen Wechsel der Minister, der die Ausbildung und dauerhafte Begründung eines angemessenen Finanzsystems, und dessen consequente Durchführung unmöglich gemacht hat, eine der wesentlicheren Ursachen der öftern Zerrüttung des Finanzhaushalt in Frankreich, zu mifskennen seyn.

Es würde, wollte Referent dem Verfasser von Minister zu Minister folgen, die Darstellung der Verwaltung eines jeden derselben beleuchten, dieses einen gröfsern Raum erfordern als er in Anspruch nehmen darf. Aus diesem Grunde beschränkt sich derselbe auf blofs rhapsodische Bemerkungen über des Verfassers Schilderung der Verwaltung solcher Minister, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts durch wesentliche Aenderungen in dem befolgten Systeme, durch Anordnung oder Bildung zweckmäfsiger Institute, die für den Finanzhaushalt wohlthätig gewesen sind, oder hätten werden können, oder auch durch ihre Erfolge, Epoche gemacht haben, mit welchen er zugleich einige Andeutungen zum Behuf einer allgemeinen Uebersicht von dem franz. Finanzhaushalte verbindet.

Unter diesen Ministern gebührt Sully die erste Stelle wäre es auch nur wegen der so überaus glücklichen Erfolge seines vielseitigen Wirkens. Auch hat Bresson dessen Darstellung eine grofse Seitenzahl gewidmet, (I, 156—232) ohne dafs er aber dieses Wirken vollständig geschildert, oder ein Bild von dessen Persönlichkeit, die von so grofsem Einflusse auf dasselbe gewesen ist, gezeichnet hätte. Weder ist ein umfassender Ueberblick des zerrütteten Zustandes gegeben, in welchem sich Frankreich beim Antritte seiner Verwaltung befunden hat, dessen Schilderung ein um so wesentlicheres Erfordernifs gewesen wäre, weil bei dessen Betrachtung die Leistungen und Verdienste, welche diesem Staatsmanne ein dankbares und ausgezeichnetes Andenken bewahrt haben, in ihrem vollen Lichte hervorgetreten seyn würden; noch sind die Grund-Prinzipien angedeutet, die er als Leitstern befolgt, und die er selbst durch die Aeufserung der Ansicht: *le labourage et paturage sont les deux mamelles dont la France tire sa nourriture* so bestimmt bezeichnet hat. Eben so wenig sind die Institute, Einrichtungen und Maafsregeln, — und wo es geschehen, viel zu oberflächlich — angezeigt, mittelst welcher er die Ordnung wiederhergestellt, und die Begründung ihrer Dauer bezweckt hat Unter diesen bezeichnet Referent als die vorzüglicheren, die Begründung einer festen Ordnung für die Erhebung und den Einzug der Revenüen aller und jeder Art, und für deren Controlirung, durch welche er die Ueberzeugung gewonnen hatte, dafs die 30 Mill. L. welche in die Staatscasse geflossen sind, den Abgabepflichtigen 150 Mill. gekostet hatten; die Vorschrift und Einrichtung einer bessern Comptabilität, und für deren Prüfung; die (von ihm zuerst bewirkte) Etatisirung des Staats-Finanzhaushalts, sowohl des Ganzen, als der einzelnen Parthien in demselben; die Centralisirung aller Einnahmen und Ausgaben in der Rechnung des Staatsschatzes; endlich die Verminderung der Taille von $31\frac{3}{5}$ Mill., auf 8 Mill. oder beinahe auf $\frac{1}{4}$ ihres bisherigen Ertrages, welche, in Verbindung mit einer grofsen Beschränkung der Exemtionen, und einer festen Ordnung für die Verpflegung der Truppen. die bis dahin auf Discretion gelebt hatten, zum Wiederaufblühen des landwirthschaftlichen Gewerbes und dazu beigetragen hat, dafs eine grofse Masse verödeten Landes wieder in Cultur genommen war. — Als Sully die Leitung des Staatshaushalts übernommen hatte, war das Königreich entvölkert, wie so eben erwähnt, eine grofse Masse Landes verödet, Gewerbe und Handel und auch der Verkehr im Innern, in den Zustand einer gänzlichen Nullität versunken; das disponible Einkommen des Schatzes, bei einer Schuldenmasse von 300 Mill., auf 7 Mill. L. reduzirt. Am Ende seiner Verwaltung hingegen, nach dreizehnjährigem Wirken, waren die verödeten Felder in Cultur gesetzt, Gewerbe, Handel und Verkehr in fortschreitend blühenderer Entfaltung, die Schuld um beinahe Drei Viertheile ihres Betrages vermindert, das disponible Einkommen des Schatzes (der Haupt Staats-Casse) bis auf 20 Millionen vermehrt, und aufser einer aufserordentlichen Verwendung von mehr als 65 Mill. für die Einlösung verpfändeter Domainen, für Wiederherstellung von Festungen, Dotirung der Zeughäuser u. s. w. ein für die damaligen Zeiten beträchtlicher Schatz gesammelt *).

*) Nach Bresson, 17 Mill. baar, und 18 Mill. in sofort realisablen Effekten; überhaupt 35 Mill.; nach Arnould und nach den Memoires de Sully, haben aber das erstere 22,460,000 die letztern 41,073,000; beides zusammen 63,533,000 Liv. betragen.

Digitized by Google

Es haben diese Ergebnisse Anlafs gegeben, dafs die Liebe zur Ordnung und die Sparsamkeit, nicht blofs als die leitenden Prinzipien von Sully's Verwaltung betrachtet, sondern überhaupt als solche für den Staats-Finanzhaushalt bezeichnet worden sind *). Es ist nicht in Abrede zu stellen, dafs beide zu Sullys Erfolgen wesentlich beigetragen haben. Jedoch war er selbst weit davon entfernt den Grund oder die Ursache seiner Erfolge allein oder vorzugsweise in seiner Liebe zur Ordnung und in seiner Sparsamkeit zu suchen, (die in dem Staatshaushalte jederzeit nur eine, allerdings nothwendige Tugend, niemals aber leitendes Princip seyn können). Es äufsert derselbe vielmehr selbst: *je ne puis m' empecher de faire la reflexion d'allieurs très commune, qu'il faut que l'ordre et l'economie aient des ressources infinies, lorsque je pense etc.* (*Memoires IV*, 85 und 299). Die Grundlagen seiner Verwaltung, gewissermafsen sein System, hat Sully in einem Schreiben an Heinrich IV. im J. 1595 angedeutet. Gewifs zollt Referent den Leistungen und Verdiensten dieses so ausgezeichneten Staatsmannes die hohe Achtung die denselben gebührt. Bei dem Urtheile über denselben mögte dennoch nicht der Antheil zu übersehen seyn, den die damaligen Umstände und Verhältnisse an seinen Erfolgen gehabt haben, die aufserdem zum Theil durch Maafsregeln erzwungen worden sind, die nur in diesen, wenn auch nicht ihre völlige Rechtfertigung, dennoch ihre Entschuldigung finden können, (z. B. die Verminderung der N. Schuld durch willkührliche Reduktionen; die Härte bei Reintegrirung des Domainiums u. s. w.) zum Theil aber auch als das natürliche Ergebnifs der Wirkungen zu betrachten sind, welche die den Unterthanen gesicherte freie Disposition über jährlich *240 Mill.*, auf die Beförderung der Landescultur, und auf die Entwickelung aller Produktivkräfte hat äufsern müssen. Der Glanz seines Wirkens erscheint dadurch in einem so helleren Lichte, dafs dasselbe zwischen der Zerrüttung vor seiner Verwaltung und derjenigen nach dieser, als ein leuchtender Punkt mitten innesteht. Dieselbe ist keinesweges ohne Schattenseiten, unter welchen seine wenige Geneigtheit für die Beförderung der industriellen Produktion, die Erschwerung des Verkehrs, seine Fiscalität die sich durch Anordnung einer Menge, von kleinen lästigen Abgaben kund gibt, sein Ingeriren in die Volkswirthschaft durch reglementare Anordnungen über Dinge die lediglich dem Ermessen des Volkes überlassen bleiben sollten u. s. w. mit seinem Streben für die Begründung des öffentlichen, allgemeinen Wohlstandes in schneidendem Widerspruche stehen. Seine Mifsgriffe gehören indessen zum Theil der Zeit an, in welche sein Wirken fällt, das Verdienst seiner Leistungen hingegen, seiner Persönlichkeit, die in dem aufgeklärten Willen Heinrichs IV., eine kräftige Stütze gefunden hatte.

Von den zwölf Finanzministern in dem 50jährigen Zeitraume zwischen Sully's Austritte aus der Verwaltung, und Colberts Eintritte in dieselbe, verdient nur einer, nämlich d'Effiat (1626—1632) Auszeichnung, durch sein wirksames Streben für die Wiederherstellung einer festen Ordnung in den Einnahmen und Ausgaben, wobei derselbe sich Sully zum Vorbilde gewählt hatte. Uebrigens war die Lage, in welche der Finanzhaushalt am Ende dieses kurzen Zeitraumes, und als Colbert dessen Leitung übernommen hatte, zurückgesunken war, in mancher Hinsicht nur wenig von jener bei Sully's Antritte; die persönliche Lage dieser beiden Minister hingegen durch die Verschiedenheit zwischen der Persönlichkeit Heinrichs IV, welcher Sully — und jener Ludwigs XIV. verschieden, der entgegengesetzt dem erfolgreichen Wirken Colberts einen Theil seines Ruhmes verdankte. Mit dem Eintritte dieses Ministers in die Verwaltung beginnt eine ganz neue Aera in dem Finanzhaushalte von Frankreich. Sein Wirken verdient ein um so aufmerksameres Studium, weil die gegenwärtigen Einrichtungen desselben, mehr oder weniger, aus denjenigen die er begründet hat, deriviren, und selbst jenen in andern Staaten zum Vorbilde gedient haben. Es hat derselbe den nehmlichen Sinn für zweckmäfsige Sparsamkeit, den gleichen Eifer und die gleiche Beharrlichkeit für die Beförderung und dauerhafte Begründung des öffentlichen und allgemeinen Wohles wie sein grofser Vorgänger bewährt, diesen aber an der Wahl der Mittel hierzu übertroffen. Während seiner Verwaltung hat das gesammte Steuerwesen eine mehr oder weniger umfassende Reform erlitten, die insbesondere durch Surrogirung der direkten Steuern, durch indirekte Abgaben, und durch Verminderung der Taille von 53 auf 35 Millionen, in Verbindung mit schonenderen Maafsregeln in dem Einzuge, für das Wiederaufblühen des Landbaues wohlthätig geworden ist. Das

*) *Ganilh de la science des finances*, in d. Einleit. 20—22 u. 38.

Digitized by Google

Projekt einer gänzlichen Reconstituirung dieser Steuer, ist mit ihm zu Grabe gegangen. In gleichem Maafse hat er für die Milderung des Drucks der Abgabe vom Salze gewirkt, der Anordnung und Ausbildung des Systems für die indirekten Abgaben (wie ausgedehntere Benutzung und organische Einrichtung überhaupt als seine Schöpfung betrachtet werden mufs) eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet, die in noch gröfserm Maafse der Reform des Zollwesens zu Theil geworden, wobei jedoch sein Plan einer Verlegung aller Zölle an die äufsern Grenzen des Reiches, an der Widersetzlichkeit mehrerer Provinzen gescheitert war *). — Referent darf hierbei kaum erwähnen, dafs er bei diesen Aenderungen das Zollwesen als Mittel zur Beförderung und zum Schutz der inländischen Industrie aufgefafst hatte, dessen vollständige consequente Verfolgung er jedoch den politischen Plänen des Königs hatte unterordnen müssen (im Nimweger Frieden 1678). — Endlich hatte auch die Verwaltung der Domainen seine bessernde Hand empfunden, insbesondere jene der Forste, für deren Benutzung und Conservation er eine Ordonnanz entworfen hatte, die bis in die neuesten Zeiten beibehalten, der neuesten Gesetzgebung zur Grundlage dient. Ueberhaupt ist seine Verwaltung durch musterhaftes Wirken für Alles, was zur Belebung und Entwickelung aller Produktivkräfte zur Vergröfserung des Nationalreichthums hat beitragen können, ausgezeichnet. Frankreich verdankt ihm den ersten Aufschwung der Industrie durch eigene Gründung und durch Beförderung der Anlegung von Fabriken und Manufakturen, (die Tuchfabriken zu Sedan, Louviers, Elbeu, Abbeville, die Spiegelfabriken, die Gobelins, die Strumpfwebereien, die Seidenfabriken zu Lyon, Tours) für die er die Einfuhr der rohen Stoffe möglichst begünstigt und zugleich den Vertrieb der Erzeugnisse durch Vermehrung und Vervollkommnung der Communicationen erleichtert, und durch andere Vorkehrungen befördert hat, jedoch nicht ohne dafs er durch zu vielseitiges reglementares Eingreifen in den Gewerbstrieb, die noch gröfsere Entfaltung der Industrie gehindert hätte. Nicht minder sparsam als Sully, sah und fühlte er richtiger als dieser, dafs die beste Oeconomie nicht sowohl in der möglich gröfsten Beschränkung des Aufwandes, sondern mehr und oft nur in der Zweckmäfsigkeit der Verwendung bestehe; so wie er sich überhaupt mehr nach festen Grundsätzen dirigirt hat, während Sully mehr seinem praktischen Verstande und richtigem Takte gefolgt ist.

Beim Antritte seiner Verwaltung hat das gesammte Staatseinkommen eine Summe von 84,222,096 Liv.; das disponible Einkommen des Tresors 31,844,924 Liv. betragen, in dem letztern Jahre derselben, ohngeachtet der so bedeutenden Verminderung der Taille das erstere, 112,876,706 Liv.; das letztere 86,987,017 Liv. Die Vergröfserung dieses letztern war vorzüglich durch Verminderung des Aufwandes bewirkt worden *), der durch Vorwegnahme in den Provinzen gedeckt worden ist.

Bei allem Anscheine grofser Ausführlichkeit, (I. 306—365) ist in dem vorliegenden Werke weder eine klare, noch vollständige Uebersicht von Colberts Grundsätzen, System und Maximen, überhaupt nichts gegeben, was nicht in den (zum grofsen Theil wörtlich abgeschriebenen) Particularites enthalten, und in diesen übersichtlicher geordnet ist. Ueberhaupt beschäftigt sich derselbe mehr mit Colberts persönlichen Verhältnissen, als mit der Darstellung von dessen schöpferischen Einwirkung auf die Verwaltung des Staates und auf den wirthschaftlichen Zustand der Nation, in welchem sein so grofses und vorzügliches Verdienst besteht. In einer Finanzgeschichte mufs die Darstellung der Persönlichkeit der Verwalter, wie ausgezeichnet diese auch immer seyn mag, jener der Verwaltung, jederzeit untergeordnet seyn, und darf nur in so fern, und nur in der Beziehung in Betracht, gewissermafsen mit in den Vordergrund des Tableaus gezogen werden, als sie auf diese letztere von entscheidendem Einflusse ist.

*) Daher die Eigenthümlichkeit, man könnte sagen *bigarure* in der frühern französ. Verwaltung, dafs in Absicht auf die Zollverfassung, das Königreich in die *Provinces des cinq grosses fermes*, in welchen Colberts Gesetzgebung und Tarif in Anwendung war, sodann in *provinces reputées etrangeres*, und in *provinces d'Etranger effectif* (die drei Bifsthümer, Lothringen und Elsas) getheilt war.

*) Die *Taille* war wie erwähnt von 53 auf 35, oder um 18 Mill. vermindert, dagegen der Ertrag der *Aides* von 1½ M. auf 21 Mill., oder um 1,950,000 Liv. überhaupt die *fermes*, *Aides* und *Gabelles* von 36 $\frac{2}{10}$, auf 58½ Mill. erhöht worden. Bressons Angaben (I, 322) weichen von den vorstehenden ab, bei welchen Referent Forbonnais (*Recherches* III, 254) gefolgt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Histoire financiere de la France depuis l'origine de la Monarchie jusqu'a l'anneé 1828. Precedée d'une Introduction sur le mode des Impots en usage avant la revolution, suivie de Considerations sur la marche du Credit public et les progrés du Systeme financier. Par Jacques Bresson.

(Fortsetzung).

Bei der Wichtigkeit und dem Umfange der Reformen welche Colbert in allen Theilen des Finanzhaushalts bewirkt hat, insbesondere bei jenem in den indirekten Abgaben und in der Zollverfassung hätten wenigstens die Hauptgrundlagen der neuen Einrichtungen, der Gesichtspunkt aus welchem dieselben aufgefaſst sind, angedeutet, und diese Andeutungen durch Auszüge aus den Ordonnanzen und Reglements, und aus den Tarifen begründet werden müssen. Es scheint dieses Postulat, — beziehungsweise, die Rüge dieses Mangels — um so mehr gerechtfertigt, wenn zugleich berücksichtigt wird, daſs Colberts Einrichtungen bis zum Ausbruche der Revolution gröſstentheils in Anwendung geblieben sind, und diese selbst zum Theil überlebt haben.

Ueber Le Pelletier, Pontchartrain und Chamillard die in dem Zeitraume von 1683 bis 1708 auf Colbert gefolgt sind, hat Bresson kaum mehr als die Geschichte ihrer Ernennung und Notizen über deren Persönlichkeit mitgetheilt (I, 360—404) und kaum würde auch zu Mehreren Stoff sein. Durch Mangel an Tüchtigkeit dieser Minister, die der Aufgabe die sich durch die auſserordentlichen Bedürfnisse gebildet hatte, nicht gewachsen gewesen sind, hatte die Zerrüttung des Finanzhaushalts einen Grad erreicht, der dem letztern dieser drei Minister die Aeuſserung abgedrungen hatte: „*que telle en était l'affreuse situation, qu'il ne croyait pas qu'il y eut dans tout le royaume un homme sensé, qui osait se charger de les administrer.*" — Ein solcher hatte sich jedoch in Colberts Neffen und Schüler Desmarets gefunden, der durch richtige Auffassung und Würdigung seiner Lage, durch seine schöpferische Industrie, in Auffindung, und durch seine Klugheit in Benutzung von auſserordentlichen Hilfsmitteln, Frankreich in seiner damaligen Crisis aufrecht erhalten, und selbst mehr als der Sieg bei Denain gerettet hat. In dieser Hinsicht bietet seine Verwaltung ein lehrreiches Beispiel dar, das Bresson jedoch nichts weniger als in seinem gehörigen Lichte gezeigt hat. In den nicht vollen acht Jahren seiner Verwaltung (Febr. 1708 — Septbr. 1715) hat die gesammte Einnahme der Staatscasse aus nachstehenden Quellen betragen, nämlich:

a) an Ausständen aus frühern Jahren	37,615,286 Liv.
b) an öffentl. Abgaben einschlſs. der Capitation und des Dixieme	1,084,311,302 —
c) durch Realisirung auſserordentl. Mittel	687,356,992 —
d) durch Anticipationen auf die folgenden Jahre	233,747,897 —
(jährlich im allgemein. Durchschnitt 255,378,934) Total	2,043,031,477 Liv.
wovon nach Abzug der Charges, (Vorwegnahmen in den Provinzen) im Betrage von	512,078,659 —
für alle übrigen Bedürfnisse disponibel geblieben sind.	1530,952,817 Liv.
Der Aufwand in diesem Zeitraume hat	1914,539,381 —
betragen, mithin das Einkom. um	383,586,563 Liv.

überstiegen.

Wird diese Summe durch die Anzahl der Jahre welche diese Periode bilden fracktionirt, dann ergiebt sich für dasselbe eine Durchschnittssumme von jährlich nicht ganz 48 Mill. Das wirkliche Defizit des letzten Jahres hat jedoch 78 Millionen betragen, auſser einer schwebenden Schuld von 710,994,000 Liv. die durch

Digitized by Google

das spätere sogenannte Visa auf 200 Millionen reduzirt worden ist.

Referent bezweifelt dafs irgend ein Leser des Abschnittes über Law (der beinahe wörtlich aus den Particular. abgeschrieben ist,) Bressons Aeufserung: *d'avoir envisagé le systeme de Law sous tous ses rapports, et dans toutes les consequences qu'il a entrameés* unterschreiben mögte. Allerdings würde eine solche Erörterung in dem vorliegenden Werke an ihrer Stelle gewesen seyn, als Belehrung, wie eine Anstalt die mit Vorsicht und in gehörigen Schranken benutzt, erhebliche Vortheile gewähren kann, durch Vernachläfsigung der erstern, und durch Excefs in ihrer Benutzung, verderblich werden mufs. Weit entfernt dafs das vorliegende Werk eine solche Belehrung gewährte, ist nicht einmal das blofs Thatsächliche mit der erforderlichen Vollständigkeit erzählt.

Von den übrigen Chefs der Finanzverwaltung bis auf Terray, (Pelletier de la Moussaye, Dodun, Pelletier des Forts, Orry, Machault, Sechelles, Boullogue, Silhouette, Bertin, Laverdy, Maynon d' Juvan,) verdient nur Machault eine Auszeichnung durch die glückliche Conception einer gänzlichen Reform der Grundsteuern, die alles, auch das bis dahin exemte, Grundeigenthum erfassen sollte, und durch jene der Bildung einer Amortisationscasse, die mit dem Ertrage dieser Steuer hat dotirt werden sollen, die jedoch vorzüglich durch die Intriguen der Geistlichkeit gescheitert ist.

Mit etwas gröfserer Ausführlichkeit sind die Abschnitte über die Verwaltung des Abbé Terray und über jene von Turgot (vorzüglich über jene des erstern *) behandelt, die freilich auch einen schneidenden Contrast untereinander bilden. Befriedigung der Bedürfnisse des Augenblickes, ohne Wahl und Schonung der Mittel, und ohne Rücksicht auf die Folgen eines solchen Nehmens; Erhöhung der Abgaben, ohne Prüfung ihrer Statthaftigkeit, verbunden mit Maafsregeln welche den Verkehr gehemmt haben; willkührliche Vernichtung oder Reduktion aller rechtlichen Verpflichtungen des Staates, haben die Grundlage der Verwaltung des erstern gebildet; während der letztere, Pünktlichkeit in Erfüllung dieser Verpflichtungen, Nichterhöhung der Abgaben, Verminderung der Staatsschuld, und Begründung und Sicherstellung der gröfsten Freiheit für die Entwickelung aller Produktivkräfte, als solche der seinigen angekündigt hatte. Auch in der Beziehung waren die Ansichten beider sich einander entgegen gesetzt, dafs Turgot alles von dem natürlichen, gesunden Verstande der Menschen, und von ihrem Gefühle für das Recht erwartet, Terray hingegen in dessen Geltendmachung nur eine Maske des interessirten Egoismus gesehen hat. Von den wichtigern Maafsregeln von des erstern kurzen Verwaltung (Aug. 1774 — Mai 1776) nämlich der Abschaffung der Naturaldienste, der Freiheit des Getreidehandels, der Aufhebung der Zünfte und sonstigen gewerblichen Corporationen, hat ihn nur diese letztere, (und vor der Revolution nicht ohne neue Beschränkungen) überlebt. Wenige seiner Vorgänger haben das Ensemble ihrer Aufgabe aus einem so hohen Standpunkte, wie er es gethan, aufgefafst, überhaupt grofsartigere Ansichten in die Verwaltung übertragen. Dennoch aber scheiterte er in allen seinen Unternehmungen, und mufste scheitern, weil er die Verhältnisse, wie diese sich im wirklichen Leben bilden, nicht gehörig berücksichtigt, überhaupt Alles so wie es in seiner höchsten Vollkommenheit seyn sollte, nicht aber wie es in der Wirklichkeit ist, gesehen, und diese idealisirten Ansichten, zur Unterlage seiner Handlungen gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Merkwürdig als karakteristischer Beitrag zur Geschichte der damaligen Verwaltung, ist die Art wie der Kanzler, dem Ludwig XV. die Auswahl eines F. M. überlassen hatte, seinen Antrag an Terray eingekleidet hat. *L'Abbé, le Ministere des finances est vacant. C'est une bonne place ou il y a de l'argent à gagner; je veux te la faire donner.* — Der Wink war für den Abbé nicht verloren.

XXI.

Historia Jemanae e codice manuscripto arabico, cui titulus est بغية المستفيد في اخبار مدينة زبيد *concinnata, quam etc. edidit Car. Theodor. Johannsen Holsatus. Bonnae* 1828. 8.

Die arabische Litteratur ist sehr reich an Specialgeschichten einzelner Provinzen, Städte, und Personen, welche zum Theil sehr ausführlich sind. Berühmt ist in dieser Gattung die grofse Specialgeschichte von Damaskus, verfafst von *Ebn asâkir*, welche in den von Schulz zu Constantinopel untersuchten Handschriften eilf Foliobände füllt. Die vorliegende Schrift enthält einen in lateinischer Sprache verfafsten Auszug aus einer Specialgeschichte der Stadt *Sebid* in Jemen, ohne Mittheilung des Originaltextes im Ganzen, oder in einzelnen Theilen. Der arabische Titel dieser Specialgeschichte läfst sich übersetzen durch:

Digitized by Google

Befriedigung des Wifsbegierigen in Betreff der Nachrichten von der Stadt *Sebid*. Ihr Urheber ist *Seif el islâm ben dsi jesen el fatih abd errachmân errebi;* möchte Hr. J. uns wenigstens den letzten Theil dieses Namens auch arabisch geschrieben mitgetheilt haben, damit man über die Bedeutung dieses Theiles, und seine arabische Schreibung nicht in Zweifel bliebe. Die einzelnen Theile des Namens scheinen nach späterem Sprachgebrauche disponirt zu seyn; *Seif el Islâm*, d. i. Schwerdt des Islam, ist wohl Ehrenname oder *lakab*, und der eigentliche *ism* oder Name: *Abd errachmân*. Dieser pflegt sonst gerne, wenn der Ehrenname voran steht, auf den Ehrennamen unmittelbar zu folgen. Unser *Seif el islâm*, geboren in der Stadt *Sebid*, schrieb seine Geschichte ao. H. 901. und erzählt darinne die Schicksale der Stadt von ihrer Gründung ao. H. 204. bis 901. Hr. J. hat seinen Auszug: Geschichte Jemens, genannt, weil *Sebid* eine der angesehensten Städte jenes Landes ward, und daher mit den Schicksalen von *Sebid* auch die Schicksale Jemens überhaupt zusammenhingen. Doch möchte es der historischen Treue angemessener gewesen seyn, den Ausdruck des arabischen Verfassers: Geschichte von *Sebid*, beizubehalten.

Hr. J. giebt zuerst in seinem Werke, S. 1 — 101. eigene Bemerkungen über die Handschrift, welche er benutzte, und die in einer von Freitag verfertigten Abschrift des zu Copenhagen befindlichen, von Niebuhr mitgebrachten, Codex besteht; über den Verfasser des Werkes, dessen Erzählungsart; dessen von ihm selbst erwähnten Quellen, welche ziemlich zahlreich sind; die Weise, wie er sie benutzte; die Gränzen und die Beschaffenheit Jemens; die ältere Geschichte Jemens vor der Zeit Mohammeds. Dann folgt der Auszug aus der Handschrift selbst, unter der Aufschrift: *Conspectus historicus codicis arabici*. Hier findet sich zuerst die *Praefatio*, welche kurz dasjenige behandelt, welches von der Zeit Mohammeds bis zu dem Chalifen *El mamûn* ao. 203. in Jemen sich begab. Unter diesem Chalifen nämlich erbaute dessen Stadthalter *Mohammed ben abdalla ben sijâd* ao. 204. die Stadt *Sebid* in Jemen, und von hier an beginnt also die Specialgeschichte dieser Stadt. Nun folgen zehn Capitel; *Cap.* 1. von der Beschaffenheit der Stadt *Sebid*; *Cap.* 2. die Dynastie der *Sijâditen* zu *Sebid*, ao. 204 — 407. Hr. J. nennt den Stifter der Stadt anfangs *Mohammed ben abdalla ben sijâd;* aber S. 122. 123. erscheint er unter dem Namen *Sijâd*. Wie dies zu vereinigen, weifs ich nicht. Es ist dies wohl nur eine Ungenauigkeit des Epitomators, und kaum zu denken, dafs die Handschrift selbst dem Enkel bisweilen den Namen des Grofsvaters giebt. Der Tod des Stifters ist S. 123. in das Jahr 245 gesetzt, wahrscheinlich richtig; hingegen S. 3. und S. 4. beidemale in das Jahr 205. Solche Verschiedenheiten müssen einem aufmerksamen Leser sehr unangenehm seyn; ob die Handschrift daran Schuld sey, läfst sich wegen Mangel des Textes nicht entscheiden. *Cap.* 3. die abyssinischen Fürsten und die *Solaihiden;* ao. 407 — 553. *Cap.* 4. die Wesire aus dem Geschlechte des *Nadschah;* ao. 510 — 551. *Cap.* 5. die Mehediden; ao. 554 — 569. *Cap.* 6. die Ajubiden; ao. 569 — 625. *Cap.* 7. die Vasuliden; ao. 625 — 859. *Cap.* 8. 9. 10. die Thaheriden; ao. 859 — 901. Am Schlusse der Handschrift giebt der Verfasser endlich noch einige Nachrichten von seinem eigenen Leben. Hr. J. hat seinem Auszuge, S. 251 — 300. einen *Index geographicus* beigefügt, welcher in alphabetischer Ordnung die wichtigsten der in der Schrift vorkommenden Ortsnamen erläutert. Es wäre zu wünschen, dafs er diesen geographischen Namen, die er auch mit arabischen Buchstaben mittheilt, die Vokalpunkte beigefügt hätte, da die richtige Aussprache der Namen darauf beruht Die berühmte Stadt جند, oder richtiger الجند, schreibt Hr. J. *Djennad*, und bemerkt: *in Camuso, cuius auctor unum tantum oppidum ita appellatum affert, id Djond enuntiatur.* Dies ist inzwischen nicht ganz richtig. In dem Artikel جند führt der *Kamûs* nur die Aussprache الجَنْد *El dschond* auf; allein in vielen anderen Stellen hat er die gewöhnlichere Aussprache *El dschened.* In dem Artikel زبر sagt er, زَبَرَان sey ein Flecken بِالْجَنَد in *El dschened;* hier scheint der Name also zugleich das Gebiet der Stadt zu bezeichnen. Im Artikel سبر sagt er, السَّبِر sey ein Ort شَرْقِيّ الْجَنَد östlich von *El dschened.* Für eine Verdoppelung des *n* in diesem Namen scheint kein Grund vorhanden zu seyn. Eben so führt der *Kamûs* im Artikel زبب das *Gentilitium* جَنَدِيّ, einen Dschenediten, auf. Auch im Artikel ثقب erwähnt er ثُقْبَان, einen Flecken بِالْجَنَد, in *El dschened.* Der *Kamûs* ist eine sehr reichhaltige Quelle geographischer Namen; nur mufs man sich nicht mit denjenigen begnügen, welche unter ihrer Wurzel aufgeführt sind.

Eine Hauptfrage bei der Beurtheilung des von Hrn. J. gelieferten Auszuges aus der arabischen Handschrift wäre nun die, ob Hr. J. den Text sorgfältig studirt, richtig verstanden, und den Hauptinhalt treu wiedergegeben habe. Die Beantwortung dieser Frage würde leicht seyn, wenn Hr. J. wenigstens irgend einen Abschnitt des Textes seinem Auszuge beigefügt hätte. Da dies aber nicht geschehen ist, so kann das Urtheil über jene Frage auch nicht sicher gefällt werden. Im Allgemeinen läfst sich bemerken, dafs die hin und wieder, auch in den Noten, vorkommenden Erläuterungen einzelner Gegenstände und Ausdrücke des Originales eine günstige Meinung von der Sprachkenntnifs des Epitomators erwecken dürfen. Gleichwohl scheint Hr. J. bisweilen etwas flüchtig verfahren zu seyn. Dies läfst sich in solchen Stellen erkennen, welche man mit dem Originaltexte andrer arabischer Schriftsteller, die dieselben Gegenstände behandeln, vergleichen kann. Ein Beispiel mag Folgendes seyn. S. 105 nennt der arabische Verfasser die Statthalter, welche der Prophet Mohammed über verschiedene Stämme und Gegenden Jemens setzte. Hr. J. drückt sich hier so aus: *Muhammedes singulas regni partes administrandas curavit*

Digitized by Google

per hos viros: Ali ben abi thalib, Moads ben habal, Abu musa el aschari, Chaled ben el walid el mechsumi, Sijâd ben lebîd el anssari, Chaled ben saîd ben el âs, Attaher ben abi halak, Jala ben omajja, Amr ben hasam, Akascha ben abi thaur, Moawijja ben kendeh, Dscherîr ben abdalla el badschali, Amer ben schahid, Sahar ben bâdsâm. Hr. J. führt uns hier also den *Moawijja ben kendeh* als einen Statthalter auf. Allein *Moawijja ben kendeh* war keinesweges einer der Statthalter, sondern einer der Volksstämme im südlichen Arabien, welchem ein Statthalter vorgesetzt ward. Dies ergiebt sich deutlich aus dem arabischen Texte des *Tabari* in der Berliner Handschrift. Hier heifst es nämlich in dem Abschnitte, welcher die Unterdrückung des Apostaten *El aswad* in Jemen beschreibt, folgendermafsen:

وَعُكَّاشَةُ بْنُ ثَوْرِ بْنِ أَصْغَرَ الْغَوْثِيُّ عَلَي السَّكَاسِكِ وَالسَّكُونِ وَمُعَاوِيَةَ بْنِ كِنْدَةَ *i. e. atque Okkâscha ben thaur ben asgar Gauthita praefectus erat Sekâsikitis, et Sekûnitis, et tribui Moâwije ben kinda.* Sollte man über den Sinn dieser Stelle noch einen Zweifel hegen, só wird er völlig gehoben durch eine bald nachher folgende Stelle, wo es also heifst:

وَاسْتَعْمَلَ عَلَي أَعْمَالِ حَضْرَمَوْتَ عَلَي السَّكَاسِكِ وَالسَّكُونِ عُكَّاشَةَ بْنَ ثَوْرٍ وَعَلَي بَنِي مُعَاوِيَةَ مِنْ كِنْدَةَ عَبْدَ اللّٰهِ أَوِ الْمُهَاجِرَ *i. e. regionibus Hadramauticis, et quidem Sekâsikitis et Sekûnitis, praefecit Okkâscham ben thaur; atque tribui Moâwije, quae ex Kinditis est, Abdallam vel El mohâdscherum.* Der Mann, welchen Hr. J. *Moads ben habal* nennt, heifst مُعَاذُ بْنُ جَبَلٍ, *Moads ben dschebel.* Ich glaube gerne, dafs in der Handschrift des Hrn. J. der Punkt unter dem Buchstaben *Dschim* fehlte; allein ehe man einer öfter unkorrekten Handschrift gradezu folgt, mufs man sich, besonders bei den Namen der Personen und Oerter, anderswo umsehen, ob man die Schreibung der Handschrift bestätigt, oder aus zuverlässigeren Quellen irgendwo richtiger angegeben findet. Dies erfordert allerdings Zeit und Mühe, ist jedoch minder schwierig bei bekannten und historisch merkwürdigen Personen, wie dieser *Moads ben dschebel.* Schon in Niebuhrs Beschreibung von Arabien, welche Hr. J. mit Recht vielfältig benutzt hat, hätte er den Namen jenes Mannes mehreremale richtig geschrieben finden können, S. 187. u. S. 242. *Moads ben dschebel* war kein Statthalter, sondern ein Missionarius, welcher im Lande umherreiste, und die Leute in der Religion unterrichtete. *Tabari* nennt ihn daher مُعَلِّمٌ لِأَهْلِ الْبَلَدَيْنِ الْيَمَنِ وَحَضْرَمَوْتَ, *praeceptor incolarum utriusque terrae, El jemen et Hadramaut.*

Hr. J. hatte bei seiner Bearbeitung der Handschrift mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche freilich fast überall entgegentreten, wo man das schwere Geschäft übernimmt, aus einem einzigen Codex ein historisches Werk der Araber bekannt zu machen. Wir sagen hier absichtlich: ein historisches Werk; denn die poetischen Werke findet man viel häufiger in höchst sorgfältig geschriebenen, mit Vokalpunkten und Scholien und Correkturen versehenen Handschriften. Jene Schwierigkeiten bestehen nun zuvörderst in der Nachlässigkeit, mit welcher die Handschriften geschrieben sind; Hr. J. sagt von seinem Codex: *codex ille permultis locis non solum punctis diacriticis est destitutus, sed saepissime etiam litterae vocabularum non plane sunt exaratae. — Dolendum autem est ante omnia, nomina tribuum, locorum, urbium fluminumque et punctis diacriticis destituta, et parum accurate scripta esse, ita ut nonnunquam sciri nequeat, quam tribum, quem locum auctor significarit.* Unter solchen Umständen aber halten wir es heutiges Tages für eine unerlafsliche Pflicht des Herausgebers, nicht bequemer Weise abzuschreiben und abdrucken zu lassen, was nun zufällig die fehlerhafte Handschrift grade enthält, höchstens mit einem entschuldigenden *ita in codice scriptum est.* Was kann es nützen, historische Abschnitte mit lauter korrumpirten Namen, die unzählige Verwirrungen und Verwechslungen veranlassen, bekannt zu machen? die Pflicht des Herausgebers ist es, jeden Namen einzeln und genau zu untersuchen, indem er in Lexicis, geographischen und historischen Werken über denselben nachforscht. Diese kritischen Grundsätze werden ja bei der Herausgabe der griechischen und römischen Schriftsteller von unsren Philologen längst in Anwendung gebracht. Eine zweite grofse Schwierigkeit in den historischen Werken bildet der kurze, lakonische Styl, welcher es häufig versäumt, die handelnden und leidenden Personen deutlich zu bezeichnen und von einander zu unterscheiden. Das Nomen selbst wird nicht gesetzt; auch das Pronomen wird weggelassen; es steht blos das Verbum, *advenit; correptus est; rediit;* und der Leser mag nun ausfündig machen, auf welche der früher erwähnten Personen jedes einzelne Verbum zu beziehen ist. Hr. J. erwähnt diese Schwierigkeit indem er sagt: *quod saepe scriptoribus arabicis accidit, ut, cum brevitati studentes maxima celeritate ab aliis ad alios transferant orationem, de quonam sermo, interdum in dubium possit vocari, hoc in nostro quoque codice interdum apprehenditur.* Bekanntlich giebt es Partikeln, besonders das فَ, und Wendungen, welche in diesen kurzen Sätzen als Führer dienen; allein in ungenauen Handschriften fehlen öfter jene Partikeln oder werden mit einander verwechselt. Ob in dem von Hrn. J. S. 12. angeführten Satze eine solche Dunkelheit wirklich stattfinde, läfst sich nicht sicher beurtheilen, weil Hr. J. den Satz nicht vollständig mitgetheilt hat. Die Ueberschauung des ganzen Satzes ist in solchen Fällen für die Erkennung des richtigen Sinnes grade eine Hauptsache. Wir schliefsen mit dem Danke für die von Hrn. J. uns gelieferte Bereicherung der arabischen Geschichte, und empfehlen ihm die baldige Herausgebung des vollständigen Originales.

J. G. L. Kosegarten.

Digitized by Google

Nro. 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Histoire financiere de la France depuis l'origine de la Monarchie jusqu'a l'anneé 1828. *Precedée d'une Introduction sur le mode des Impots en usage avant la revolution, suivie de Considerations sur la marche du Credit public et les progres du Systeme financier. Par Jacques Bresson.*

(Fortsetzung.)

In dem vorliegenden Werke ist Turgot nicht mit Unbefangenheit und Unpartheilichkeit beurtheilt. Der Verfasser folgt auch hier den Particularités, (die auch hier grofsentheils wörtlich abgeschrieben sind), obgleich er in den *Oeuvres de Turgot*, Stoff zur Berichtigung der Urtheile in dem erwähnten Werke hätte finden können, wodurch er sich zugleich gegen den Vorwurf des Widerspruchs mit den Ansichten die er an andern Stellen äufsert, gesichert haben würde.

Referent sieht sich zu einer gleichen Rüge der Unvollständigkeit in Betreff der Darstellung von Necker, der dreimal auf der Bühne erscheint, und jener seines Wirkens veranlafst, bei welcher Bresson ebenfalls seinem eben erwähnten Führer folgt. Ausführlicher in Einzelnheiten als Monthion, gibt dieser dagegen ein übersichtlicheres Bild von Neckers Persönlichkeit, von dessen Ideengange und öffentlichem Wirken, in welchem jedoch Licht und Schatten nicht mit völliger Unpartheilichkeit vertheilt sind, die Bresson in gröfserm Maafse bewahrt hat. Necker hat in seinem Werke *de l'Administration des finances de la France* 1785 Rechenschaft von seinen Grundsätzen und Ansichten, zum Theil auch von seinem ersten Ministerium gegeben. Refer. glaubt eine allgemeine Bekanntschaft mit diesem Werke voraussetzen, und auf dasselbe verweisen zu dürfen. Zu den erheblicheren Maafsregeln und Ergebnissen der ersten Periode seines öffentlichen Wirkens (1. Jul. 1777— *Mai* 1781) gehört die manchen seiner Vorgänger mifslungene theilweise Beschränkung des Hofaufwandes; eine zweckmäfsigere Regulirung des Pensionswesens zur Beseitigung der Mifsbräuche bei ihrer Verleihung, und zum Behuf der Gewinnung einer bis dahin mangelnden Uebersicht ihres Totalbetrages; die Umwandelung der Verpachtung der Erhebung des Staatseinkommens (der *fermes* und *regies*) in Gewähradministrationen — (deren drey, nämlich: *a)* die *ferme generale*, für die Salz-, Tabacks-, Zoll-, Ocktroigefälle; *b)* die *regie generale*, für die Erhebung der Consumtionsabgaben; *c)* und die *Administration generale*, für Domainen, Forste, das Enregistrement) — wodurch der Staatscasse der Genufs des wirklichen Ertrags vollständiger gesichert, die Pflichtigen besser gegen willkührliche Vexationen der Pächter geschützt worden sind; sodann die Fortsetzung der Arbeiten zur Bewirkung einer gleichseitlicheren Vertheilung der Realsteuern; und die theilweise Einführung von *Administrations provinciales* (Landräthe) die schon Turgot beabsichtigt hatte. Endlich ist dieselbe durch die so umfassende Benutzung von Credit ausgezeichnet, die zu so niedrigen Zinsen keinem seiner Vorgänger gelungen war (490 Millionen innerhalb 4 Jahren) und durch die Publizität des Finanzhaushalts, die er durch Bekanntmachung seines *compte rendu* zuerst eingeführt hat. In der, wenn gleich kurzen Dauer seines zweiten Erscheinens auf der politischen Bühne, (26 Aug. 1788 — 11 Jul. 1789) glänzt derselbe durch glückliche Combination von Maafsregeln, durch welchen er den Staat vor dem als unausweichlich erachteten Banquerout bewahrt hat, wobei ihn freilich das Zutrauen, gewissermafsen die Art von Zauber, die in der Opinion des Volkes an seinen Nahmen geknüpft war, begünstigt, und auch sein drittes Erscheinen an der Spitze der Verwaltung ertrotzt hat. Durch nichts ausgezeichnet liefert die kurze Dauer dieser Periode, (29 Jul. 1789 — 4 Septb. 1790) überhaupt die Geschichte jener Zeit den Beweis, theils von der Wandelbarkeit

Digitized by Google

der Volksgunst, theils und zugleich, dafs Necker den Verhältnissen in jener sturm- und verhängnifsvollen Zeit, nicht gewachsen gewesen ist. Vielleicht dafs auch ein jeder Andere sich diesen ohne Erfolg entgegengestemmt haben würde. Aber auch selbst in Absicht auf Ordnung, die Begründung einer festen in dem Finanzhaushalt hat derselbe den Erwartungen nicht entsprochen, zu denen sein früheres Wirken berechtigt hatte. (M. s. Ueber Neckers französ. Finanzverwaltung in den J. 1788, 89, 90 in v. Struensee's Abhandl. II, 271 folg.; III, 1 folg.) Vorzüglich in dieser Beziehung ist Bressons Darstellung mangelhaft. Kaum dafs er flüchtig die Rede erwähnt, durch welche Necker bei Eröffnung der Versammlung der Stände (5 Mai 1789) diese mit der Lage des Finanzhaushalts und mit seinen Ansichten über die Mittel zu dessen Restauration bekannt gemacht hat — (einen eigentlichen und vollständigen Plan hierzu hat er nicht vorgelegt.) — Diese Mittel, unter welchen die Anerkennung aller Schulden als Staatsschuld, und die Aufhebung aller Steuerimmunitäten als die wichtigern erscheinen, sind kaum angedeutet, und eben so wenig ist über den Verlauf der ferneren Verhandlungen Neckers mit der Stände-Versammlung ausführliche Nachricht mitgetheilt, die jedoch um so weniger mangeln sollte, weil die Wendung welche diese genommen haben, Anlafs zu der Creation der Assignaten geworden sind, und zu allen andern Maafsregeln, welche eine gänzliche Zerrüttung zur Folge gehabt haben.

Die Darstellung der Verwaltung der Nachfolger Neckers nach dessen erstem Austritte aus derselben. (*Joly de Fleury*, *d'Ormesson*, *Calonne*, *Fourqueux* und *Brienne*) ist ebenfalls beinahe wörtlich aus den so oft erwähnten Particularités abgeschrieben, nur dafs die Folgeordnung des Vortrags abgeändert, einige weniger erhebliche Daten hinzugefügt, dagegen wichtigere weggelassen sind. Unter den Ereignissen die Calonnes Verwaltung, aufser seinem Leichtsinne, und den Vergeudungen während derselben, auszeichnen, verdient die Versammlung der Notablen Erwähnung, weil die Verweigerung ihrer Einwilligung zu der projektirten Erhöhung der Steuern, die Regierung zur Convocation der Stände genöthigt, oder doch zu dieser Nöthigung wesentlich beigetragen hat; unter jenen der Briennischen Verwaltung, das (jedoch wieder aufgegebene) Projekt einer Surrogirung der Einwirkung der Parlamente auf die Finanzverwaltung, durch eine sogenannte *Cour pleniere*, sodann das Projekt alle Zahlungen des Tresors, zu $\frac{2}{5}$ des Betrages einer jeden solchen, in 5 prozentigen Cassentratten realisiren zu lassen, wegen des verderblichen Einflusses, den beide Projekte auf die Volksstimmung gehabt, und zur Beschleunigung des Ausbruches der Revolution beigetragen haben.

Mit Neckers Abtritte schliefsen die Particularités und beginnt Bressons eigene Arbeit, welche die nachfolgenden drei Zeitabschnitte umfafst, nämlich den Finanzhaushalt in der Periode bis zum 19. Brumaire (10. Novb. 1799) oder bis zum Sturze des Direktoriums; sodann die Periode des Consulats und des französ. Kaiserreichs bis zur Restauration; (1. April 1814) endlich jene seit diesem Zeitpunkte bis zur Auflösung des Villelschen Ministeriums. Unter den Ergebnissen in dem ersten Zeitabschnitte, erscheinen die mit einer Art von Banquerout verbundene Aufhebung der *Caisse d'Escompte* die Ausprägung von 150 Mill. Kupfermünzen, die Creation und Emission der Assignaten und späterhin der Mandats, von welchen die erstere bis zu der ungeheuren Summe von $45,578\frac{4}{5}$ Mill. L., die letztere bis zu jener von 2400 Mill. L. vermehrt worden wäre; die Aufsercourssetzung derselben als Folge ihrer Werthlosigkeit durch dieses Uebermaafs*); endlich die im J. 1798 bewirkte Reduktion sämmtlicher Staatsschulden auf $\frac{1}{3}$ ihres Nominalbetrages (*tiers consolidé*). Bresson hat zwar eine grofse Anzahl von Thatsachen gesammelt, welche jedoch mehr nur die immer vergröfserte Zerrüttung des Finanzhaushalts nachweisen, keinesweges aber ein gehörig geordnetes übersichtliches *tableau* von dessen Lage während der Dauer einer jeden der Regierungen die sich in diesem Zeitabschnitte gefolgt sind, gegeben. Nirgends ist weder die Gröfse des gewöhnlichen Staatseinkommens, noch die Summe der aufserordentlichen Zuflüsse durch Kriegscontributionen, u.s.w. nirgendseine solche des Aufwandes, und eben so wenig eine solche von den Verwaltungseinrichtungen gegeben; und

*) Der Cours der Assignaten war von 100 Fr. in solchen für 95 Fr. Metallgeld, im Novmb. 1789 bis auf 7200 L. Assig. für 24 L. des letztern im März 1796 gesunken. Der gesetzliche Cours der Mandats war gleich bei ihrer ersten Emission zu 1 Liv. in Mand. gegen 30 in Assig. bestimmt. Es waren sonach 30,000 L. Assig. = 1000 L. Mand., und da in jenem Zeitpunkte der Werth der erstern in Metallgeld nur 120 L. betragen hat, so waren 1000 Liv. in Mandats ebenfalls nur 120 L. dieses letztern.

Digitized by Google

von den Maafsregeln durch welche diese Regierungen sich im Sturme der Ereignisse fortgeschleppt haben. Obgleich verderblich und defshalb verwerflich, hätten diese letztern um so weniger unangezeigt bleiben sollen, weil nur hierdurch eine vollständige Uebersicht der finanziellen Verhältnisse in jener Zeit gewonnen werden kann, und weil die Darstellung des Verwerflichen, eben sowohl als jene des Vorzüglichen, zur Aufgabe einer Finanzgeschichte gehört.

Eben so wenig befriedigt die Schilderung der zweiten Periode. Insbesondere ist jene des Zustandes des Finanzhaushalts beim Sturze des Direktoriums bei weitem nicht vollständig genug, um ein anschauliches Bild von der Gröfse und von dem Umfange der Zerrüttung zu geben, in welche derselbe versunken war. Der gleiche Tadel trifft jene der Maafsregeln, durch welche die Wiederherstellung der Ordnung bewirkt und begründet worden ist, wozu der Verfasser in Ermangelung aller andern Quellen, in dem Moniteur, in dem Gesetzbulletin, in der grofsen Anzahl von Recueils und Code's für einzelne Verwaltungszweige, und vor allem, in den Memoires des Herzogs von Gaete, Stoff und Material hätte finden können. Ueberhaupt würde eine Gegeneinanderstellung und Vergleichung der Abgaben-Verfassung vor der Revolution, mit dem neuen Finanzsysteme, eine solche der frühern Verwaltungs-Einrichtungen mit denjenigen die neu gebildet worden sind, und eine solche des Einflusses von beidem auf den wirthschaftlichen Zustand des Landes, hier an ihrer Stelle gewesen seyn, weil nur durch dergleichen Vergleichungen das Studium der Finanzgeschichte lehrreich wird. Was Bresson liefert, ist kaum mehr als eine trockene Nomenclatur der organischen Institutionen und Behörden, ohne *Andeutungen* über deren innere Einrichtung, deren Attributionen, ohne solche über das Verhältnifs in welchem sie unter und gegeneinanderstehen, und eine jede derselben in die Verwaltung eingreift; insbesondere auch ohne dergleichen über die Maafsregeln und Anordnungen für die Erhebung des Staatseinkommens, und für die Controle seiner Verwendung. Ueberhaupt ermangelt es an Allem, was zur Gewinnung einer vollständigen Uebersicht des Finanzhaushalts in diesem so merkwürdigen Zeitabschnitte erforderlich ist. Zugleich gibt sich ein Schwanken in den Ansichten, und in der Austheilung von Lob und Tadel kund, das vielleicht seinen Grund in der persönlichen Stellung des Verfassers haben mag.

Ohnstreitig gehört die Verwaltung des Herzogs von Gaete, der von dem ersten Tage der Consular-Regierung bis zum letzten der Kaiserlichen an der Spitze der Finanzverwaltung gestanden hat, insbesondere jene in den ersten Jahren, durch die Wahl und die Combination von Mitteln und Maafsregeln, Anordnungen zur Entwirrung des furchtbaren Chaos in welchen der Finanzhaushalt versunken war, zu den lehrreichsten und glänzendsten in der Geschichte dieses Königreichs. Am Tage an welchem er das Portefeulle übernommen hatte, bestand der ganze Vorrath im Staatsschatze in nicht mehr als 177,000 Frks. Ohngeachtet der ungeheuren schwebenden Schuld die auf die neue Verwaltung übergegangen war, der Kriege die einen so grofsen Aufwand erfordert hatten, und der Verwendung von einer Milliarde für staatswirthschaftliche Zwecke und Anstalten und zum Theil auch für Gegenstände des Luxus; und ohngeachtet das Total der Abgaben im Vergleiche mit der Gröfse des Reiches nicht übermäfsig gespannt gewesen ist, war das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und dem Bedarfe im normalen Zustande des Staates, am Anfange des J. 1812 vollkommen hergestellt, und von der so enormen Masse von ältern und von neuern Verpflichtungen aus dem bis dahin verflossenen zwölfjährigen Zeitraume, nur noch ein Rest von 40 Millionen zu decken, von welchen das Finanzgesetz v. 20. März 1813 die Hälfte consolidirt hat. Das *Arrieré* von 623,680,781 Frks. welches nach der Restauration für diese Periode liquidirt worden ist, war das alleinige Ergebnifs der aufserordentlichen Ereignisse, die seit der Mitte des J. 1812 bis zu dem ebenerwähnten Zeitpunkte stattgefunden hatten. — (Bressons Angabe zu 503,983,190 Frks. ist irrig; eben so jene der Summen die durch den Krieg für Frankreich erworben worden sind; allein diejenige durch den Krieg von 1806 und 7 übersteigt den angegebenen Betrag. M. s. den *Compte rendu* des Grafen Daru im 19. Bde des *Precis des evenements militaires* von *Mat. Dumas*) —

Die nehmliche Rüge des Mangels an der erforderlichen Vollständigkeit trifft auch auf die Darstellung der Finanzverwaltung seit der Restauration (II, 295—410) die durch die aufserordentlichen Anstrengungen in den ersten Jahren, durch die Einführung des Creditsystems

Digitized by Google

in dem Finanzhaushalte, und durch dessen so umfassende Benutzung ausgezeichnet ist. Zwar wird von den vorzüglichsten Ereignissen und Maafsregeln Bericht erstattet, der jedoch viel zu summarisch ist, als dafs durch denselben eine begründete Einsicht in deren Zusammenhang und in die Lage der finanziellen Verhältnisse gewonnen werden könnte. So z. B. — um deren nur einige anzuführen — erwähnt derselbe nicht der Einrichtungen und Anordnungen sowohl für die Führung der Staats-Comptabilität, als für die Verläfsigung ihrer Richtigkeit, durch welche sich Roy und Villele, insbesondere der letztere, ein bleibendes Verdienst erworben haben, nicht der so wichtigen Anordnungen in dem Gesetze v. 24. März 1817 durch welches die Amortisationscasse ihre gegenwärtige Einrichtung erhalten hat; nichts von den wichtigen Difscussionen aus Anlafs der projektirten Conversion der fünfprocentigen Renten in solche zu drei Procent, und deren spätern theilweisen Realisirung; nichts von den Difscussionen zu welchen die Beschränkung des Tilgungsfonds auf diese letztern Effekten Anlafs gegeben hat, nichts von der Abänderung der seit Colbert befolgten Gesetzgebung in den Forsten; nichts endlich von den mehrmaligen Abänderungen des Douanen Tarifs und von dem Systeme welches die Regierung in Betreff des Zollwesens befolgt hat, ohne anderer minder erheblichen Gegenstände zu gedenken, deren Erwähnung ohngeachtet ihrer geringeren Wichtigkeit zur Vollständigkeit des Gemähldes erforderlich gewesen wäre.

Von den Ministern die in diesem Zeitabschnitte an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt waren, ist jene des B. Louis (dreimal, nämlich v. 5. Mai 1814 — 20. März 1815; sodann, v. 9. Jul. — 26. Septb. 1815; und v. 29. Decbr. 1818 — 19. Nov. 1819) nur durch die Anordnung der sogenannten *livres auxiliaires du Grand-Livre* in den Departements ausgezeichnet, durch welche eine allgemeinere Theilnahme an den Renten bezweckt und bewirkt worden ist. In die Periode der Verwaltung des Grafen Corvetto (26. Septb. 1815 — 7 Decbr. 1818) fällt die Reconstituirung der Amortisationscasse; und der Anfang einer ausgedehnteren Benutzung des Creditsystems, die unter seinem Nachfolger dem Grafen Roy (v. 7 — 29. Decb. 1818; und 19. Novmb. 1819 — 14. Decb. 1821) fortgesetzt und noch mehr in den Finanzhaushalt verwebt, und dessen Verwaltung aufserdem durch eine bedeutende Verminderung der Grundsteuer (von zusammen 27⅓ Mill. Frks.), und durch wesentlichen Verbesserungen der Comptabilität ausgezeichnet ist. In den Zeitabschnitt der Verwaltung des Gr. Villele endlich (v. 14. Decb. 1821 — 4. Jan. 1828) gehören, die, wie vorstehend erwähnt, projektirte, und zum Theil realisirte Conversion der fünfprozentigen Renten in dreiprozentige; die Creation von 30 Millionen dreiprozentiger Renten (eine Milliarde Frks. Kapital) zur Entschädigung der Emigranten; die Anerkennung der Unabhängigkeit von Haiti gegen eine Entschädigung von 150 Millionen Frks.; sodann die noch gröfsere Vervollkommnung der Comptabilität, und der Maafsregeln für die Controlirung der Verwendung des Staatseinkommens auf einen Grad, dafs beides allen Forderungen genügt, die an die Verwaltung gemacht, und die von ihr erfüllt werden können.

Mit diesen Ministern schliefst Bresson, was er als Finanzgeschichte von Frankreich bezeichnet. Angehängt sind: *a*) das Budget der Stadt Paris für das J. 1828, welches mit Einschlufs eines Ueberschusses von 7,950,000 Frks. aus vorhergehenden Jahren; und einer Abgabe von 5,680,000 Frks. an die Polizeypräfektur (aus der Spielpacht) in Einnahme und in Ausgabe, mit — 45,430,475 L. abschliefst. Sodann *b*) das Budget der Polizeypräfektur mit einer Ausgabe von 6,576,117 Fr. 28 C.; — endlich *c*) *Considerations sur la marche du Credit public, et les progres du systeme financier.* Schwerlich dürfte aber irgend ein Leser in dem Inhalte dieser Abhandlung finden, was dieser Titel verspricht, es wäre denn dafs er kurze Andeutungen dessen, wodurch sich die Verwaltung einiger Finanzminister ausgezeichnet hat, die des einen, von jener seiner Vorgänger oder Nachfolger verschieden ist, und allgemeine Phrasen, als eine Darstellung der fortschreitenden Entwickelung des Finanzsystems betrachten wollte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Histoire financiere de la France depuis l'origine de la Monarchie jusqu'a l'anneé 1828. *Precedée d'une Introduction sur le mode des Impots en usage avant la revolution, suivie de Considerations sur la marche du Credit public et les progrés du Systeme financier. Par Jacques Bresson.*

(Schluſs.)

Auch in dieser Hinsicht sind die *Recapitulation* und *Observations* am Schlusse der so oft erwähnten Particularités, die dem Verfasser auch bei diesem Theile seines Werkes sichtlich zum Vorbild gedient haben, bei weitem interessanter und lehrreicher.

Indem Referent die Anzeige des vorliegenden Werkes schlieſst, glaubt er durch den bisherigen Vortrag das Urtheil gerechtfertigt, daſs der Verfasser der Aufgabe die er sich gemacht nicht genügt hat, und daſs durch dasselbe, weder für die Finanzwissenschaft, noch für die Finanzgeschichte von Frankreich, neue Ausbeute gewonnen wird.

Referent hat an mehreren Stellen in der vorliegenden Anzeige, den Mangel einer Nachweisung der Gröſse des Staatseinkommens, wenn auch nicht unter einer jeden Regierung, jedoch nach längeren oder kürzeren Zeitabschnitten, als eine wesentliche Lücke bezeichnet. Nur hin und wieder sind einzelne Zahlen mitgetheilt, nirgends aber eine vollständige Uebersicht von dessen Betrage überhaupt, und von jenem einer jeden besonderen Quelle von solchem. Das sogenannte *tableau comparativ des budgets depuis l'année* 1801, *jusqu'à l'année* 1828, (II, 442) weist nicht die Einnahme nach, sondern nur die Ausgabe, und auch diese nicht vollständig. Es muſs diese Lücke um so auffallender erscheinen, — und liefert dieselbe zugleich einen Beweis, wie leicht der Verfasser sich seine Arbeit gemacht hat — weil von keinem Staate in dem Maaſse reiches Material zur Bearbeitung einer solchen Uebersicht vorliegt, wie von Frankreich. Von den Quellen aus welchen der Verfasser hätte schöpfen können, erwähnt Referent nur die nachstehenden, nämlich für dessen Betrag in den Zeiten vor der Revolution, die im Eingange erwähnten Werke von Forbonnais und Arnould, in welchem mehrere andere nachgewiesen sind, unter welchen auch die im J. 1789 erschienene *Collection des comptes rendus depuis* 1600 *jusqu'en* 1787; — und für die neuern Zeiten, die jährlichen Rechenschaftsberichte des Finanzministers (*administration des finances*) die *Comptes du tresor public*, die jährlich zur öffentlichen Kenntniſs gekommen sind, und die *Memoires, souvenirs etc. du Duc de Gaete*, (I, 303 folg.) und für die neuesten Zeiten, die Verhandlungen über das Budget in den Kammern die der *Moniteur* mittheilt, in welchem auſserdem noch viele andere Notizen über die Finanzen enthalten sind, sodann die jährliche *Presentation des comptes des finances etc.* welche das *Detail* zu dem allgemeinen Budget enthalten.

Es hat dem Referenten geschienen, daſs nachstehende Uebersicht nicht ohne Interesse seyn dürfte. Die Daten zu derselben sind aus den vorangezeigten Quellen geschöpft; jedoch sieht derselbe sich in Ansehung des Aufwandes zu der Bemerkung veranlaſst, daſs eine genaue Angabe des ordinairen Verwaltungsaufwandes aus dem Grunde nicht thunlich ist, weil auſser dem Theile desselben der durch Verwegnahme (*prélévement*) in den Provinzen gedeckt worden, und in den Rechnungen durch die Benennung von *Charges* bezeichnet ist, auch ein nicht unbeträchtlicher Theil desselben aus dem Tresor bezahlt, in den Angaben des Totalbetrages aber nicht abgesondert nachgewiesen ist.

Digitized by Google

	Staats-Einkommen.	Staats-Aufwand.	constituirte Schuld.
		(Charges)	
1) Unter der Regierung Heinrich IV.			
am Anfange ders. 1595	23,000,000 L.	16,000,000 L.	296,620,252 Kap.
am Ende ders. 1610.	32,589,659	12,589,659	3,592,000 L. Renten.
2) Unter der Regierung Ludwig's XIII.	80,210,185	46,819,665	19,670,000 Renten.
mit Einschlufs der *moyens extraord.* und Anticipat. im allgem. Durchschnitte.	169,922,124	System des Defizits.	
3) Unter der Regierung Ludwig's XIV.			
a) Beim Anfange derselben unter Mazarin.			
ordin. Einkommen. . . .	92,000,000	42,592,000	
moyens extraord.	50,000,000	überh. Defizit.	
	142,000,000 L.		23,277,000 Renten.
b) im ersten Jahre von Colberts Verw. 1661.			
ordinaire Reven.	84,222,096	52,377,172 L.	
c) im letzten Jahre von Colberts Verw. 1683. .	112,876,706	25,889,689	18,407,419 Renten.
im allgemeinen Durchschnitte seiner 22jährigen Verwaltung, ordin. Rev.	115,668,981⅔		
moyens extraord.	14,500,000		
	130,168,981⅔		
d) allgem. Durchschnitt während der Verwaltung von Pelletier 1683 — 1689. — ordinaire Reven. . .	123,985,309⅔	31,279, 479	
moyens extraord.	16,458,574 1/5		
Total. . .	140,443,883⅓ L.		
e) Durchschnitt der Verwaltung v. Pontchartrain von 1689 — 1699. ordinaire Revenüen. . . .	177,188,194⅔	62,612,812⅞	
moyens extraord.	78,667,491	222,263,396⅔	
Total. . .	255,855,685⅔ L.	284,876,209 L.	360,400,000 Kap.
f) Durchschnitt der Verwaltung von Chamillard von 1700 — 1708. — ordinaire Revenuen. . . .	106,526,351½	56,203,866⅝	
moyens extraord. . . .	69,755,049		
Total. . .	176,281,400 L.	239,016,883⅜	
g) Durchschnitt d. Verwalt. von Desmarets von 1708—1715. — ordinaire Revenüen.	154,901,614⅘	73,154,094⅙	
mit Einschlufs der Kriegssteuer. . .			
moyens extraord.	136,960,025	273,505,625⅚	1359⅔ Mill. Kap.
Total. . .	291,861,639⅘ L.	346,659,720	u. eine schweb. Schuld
4) Beim Tod des Regenten 1724	187,563,000	204,647,000	v. 710, 994,000 L.
5) Beim Ableben Ludwigs XV. 1774.	370,167,000	390,962,700	51½ Mill. Renten.
6) Nach dem Etat der der Gl. Versamml. der Stände im J. 1789. vorgelegt worden ist.	475,294,000	531,533,000	93,365,000 Renten. 161,466,000 Renten.
7) Directorial-Regierung 1798.			
ordinaire Revenüen. . . .	450,098,000		
Recettes extraord.	150,902,000		
Total. . .	601,000,000 Frks.	616,000,000 Frks.	71,333,000 Frks.
8) Am Anfange der Kaiserl. Regierung 1803.			
ordinaire Revenüen. . . .	450,098,000		
und mit Einschlufs der aufserord. . . .	150,902,009		
Total. . .	601,000,000	632,279,523	42,743,946 Renten.
Am Ende derselben, 1813. (*)			
ordinaire Revenüen. . . .	824,273,719		
und mit Einschlufs der aufserordentl. Kriegssteuern.	1150,000,000	1150,000,000	63,141,411 Rent.
im allgemeinen Durchschnitte dieser Periode.	800,637,225 5/11	826,415,972⅘	
9) Erstes Jahr nach der Restauration 1815.			
mit Einschlufs v. 128,525,000 f. *moyens extraord.*	798,590,859	798,590,859	98,640,000 Rent.
Ertrag der *Centimes facultat.* und deren Verwend.	35,874,167	35,874,167	
(**) Total. . .	834,465,026	834,465,026	
10) Das Budget für d. J. 1829. ist projektirt mit Einschlufs der Centimen, zu . . .	1015,490,142	1016,060,325	208⅔ Mill. Rent.

*) Wirklich eingegangen waren am Ende des J. 1813 — 871,418,000, die bis dahin fälligen Ausgaben 975,453,797 F. die *plus* Differenz dieser letztern, ist in das *Arrieré* übertragen.

**) Der wirkliche Aufwand dieses Jahres war, 853,351,518 Fr.; die *plus* Differenz von 54,760,659 Fr., ist durch das Gesetz v. 25. März 1817, auf dieses Jahr überwiesen worden.

Digitized by Google

Aus der vorstehenden Uebersicht ergiebt sich als Resultat, dafs ohngeachtet die gegenwärtige Arealgröfse von Frankreich dessen Flächeninhalt vor der Revolution nur wenig; die gegenwärtige Bevölkerung, die frühere, nur um ohngefähr um Ein Fünftheil übersteigt, das gegenwärtige Staatseinkommen dennoch den doppelten Betrag seiner Gröfse in dem erwähnten Zeitpunkte beträgt. Wird indessen zu den Abgaben, die in der früheren Zeit, unmittelbar oder mittelbar in die Staatscassen geflossen sind, der Geldwerth der besondern Provinzialllasten und der Leistungen für öffentliche Zwecke hinzugerechnet, die unabhängig von jenen auf dem Volke gelastet haben, (den Geldwerth der Naturaldienste für den Strafsenbau z. B. berechnet Necker zu 20 Mill. Liv.) und jener der Masse von gutsherrlichen — Feudal — und andern ähnlichen Abgaben, dann dürfte das Mifsverhältnifs zwischen der numerischen Gröfse der Belastung in der frühern, und jener in der gegenwärtigen Zeit, minder grofs erscheinen, die Differenz zwischen beiden vorzüglich nur in der verschiedenen Gröfse des rohen und reinen Nationaleinkommens zu suchen seyn, welches gegenwärtig das frühere so bedeutend überragt. Minder günstig ist das Ergebnifs einer solchen Vergleichung der Gegenwart mit der nächsten Vergangenheit, insbesondere, wenn der bedeutende Beitrag den die wieder von Frankreich getrennten Gebietstheile afferirt haben, berücksichtigt wird, und wenn die so ungleich gröfsere Stärke des Heeres, die aufserordentliche Verwendung von einer Milliarde für öffentliche Zwecke, und der gröfsere Verwaltungsaufwand in Rechnung genommen wird, den aber der gröfsere Umfang des Staatsgebietes nothwendig gemacht hat. Es ist zwar nicht zu miskennen, dafs die Folgen der Ereignisse im J. 1815 eine grofse Masse von Lasten auf das Königreich gewälzt haben, für den Finanzhaushalt ist aus diesen Ereignissen jedoch nur ein Aufwand von jährlich circa 100 Millionen Renten verblieben, der allein zur genügenden Aufhellung der Ursachen seines gegenwärtig verhältnifsmäfsig so bedeutend gröfsern Totalbetrages nicht hinreichend seyn mögte.

v. Malchus.

XXII.

I. Theoria Combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, auctore Carolo Friderico Gauss, ord. Guelph. atque ord. Dannebrog. equite, Britan. Hannov. Regi a consiliis aulae etc. etc. Gottingae 1823.

II. Supplementum theoriae combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, auct. C. F. Gauss etc. Gottingae 1828.

Unter den eminenten Leistungen, welche die Wissenschaft dem Verfasser der *Theoria motus corporum coelestium* verdankt, nehmen die beiden vorliegenden Abhandlungen eine vorzügliche Stelle ein, sowohl wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes, als wegen der ausgezeichneten Form der Behandlung desselben; denn, wo im ganzen Reiche der Naturkunde es sich um Gröfsenbestimmungen aus Beobachtungen handelt, zu den hier erledigten gehört die Frage; und, als wolle sich in diesem Gebiete das *per aspera ad astra* besonders geltend machen, verbinden sich hier die Schwierigkeiten einer feinen Analyse mit denen der abstractesten Speculation auf eine Weise, dafs sie nur durch eine mehr, als gewöhnliche Geisteskraft zu besiegen waren.

Versuchen wir es, die Hauptmomente, soviel es der Raum gestattet, einigermafsen zu bezeichnen.

Zwiefach ist das Geschäft des Naturforschers, nehmlich: möglichst genau beobachten und darnach diese Beobachtungen zu Resultaten verbinden, um durch mehrere oder mindere Zwischenstufen zu den gesuchten End-Wahrheiten zu gelangen. Alle diese Beobachtungen, besonders die quantitativen, sind Fehlern unterworfen, die entweder bestimmten bekannten Gesetzen folgen (regelmäfsige Fehler), oder gar auf alle Beobachtungen derselben Art gleichen Einflufs äufsern (constante Fehler), oder dagegen solche, die keinen bestimmten Gesetzen zu folgen scheinen (unregelmäfsige oder zufällige Fehler) *). Die Berichtigung

*) Beispiele dieser 3 Arten geben für Winkelmessungen die Refraction, Neigung der Ebene des Instruments bei derselben Aufstellung, Mangel an Cylindricität der Axe. Ebenso bei Höhenmessungen mit dem Barometer: Einflufs der Wärme auf das Quecksilber und die Scale, Luft im Barometer, Veränderungen im Drucke der Athmosphäre (zwischen den Tropen möchten diese Veränderungen jedoch zu den regelmäfsigen Fehlern zu rechnen seyn). Der Unterschied zwischen constanten, regelmäfsigen und zufälligen Fehlern ist aber nicht allein nach unserer Kenntnifs, sondern auch nach der Weite des Begriffs von Beobach-

Digitized by Google

der Beobachtungen wegen der regelmäfsigen Fehler, die Beseitigung der constanten, so wie die Verminderung der zufälligen Fehler (denn gänzliche Wegschaffung ist ohnmöglich), ist die Pflicht des Beobachters, und hiernach die des Rechners, von den noch übrigen zufälligen Fehlern die quantitativen Resultate möglichst zu befreien, oder die Frage zu beantworten: welche, aus solchen fehlerhaften Beobachtungen folgende Resultate besitzen die meiste Wahrscheinlichkeit, oder: bei welchen ist der geringste Irrthum zu befürchten.

Die Lösung dieser Aufgabe ist der Gegenstand der beiden obgenannten Schriften, und zwar der ersten, wenn weiter keine Bedingungen vorhanden sind, welchen die Beobachtungen vollständig genügen müssen, der zweiten dagegen, wenn solche Bedingungen vorhanden sind. Ueberdiefs will der grofse Verfasser in einer besonderen Abhandlung die Hülfsmittel angeben, welche die Wahrscheinlichkeits-Rechnung bei Behandlung solcher Beobachtungen gewähren könne, bei denen man das Vorhandenseyn constanter Fehler mit Recht vermuthen kann *) (I. art. 17). Von der gegenwärtigen Untersuchung bleiben sie, dem Obigen nach, ausgeschlossen, und daher werden, so wie in der Schrift, auch hier, unter Fehlern nur die zufälligen verstanden.

In Bezug auf die vorliegende Aufgabe ist nun zu bemerken:

1) Jede Beobachtung liefert eine Gleichung von der Form $V = f(U_1, U_2, \ldots W_1, W_2, \ldots)$ wo V die beobachtete Gröfse, W_1, W_2, unabhängig veränderliche und U_1, U_2, constante Gröfsen, welche letztere man allgemein Elemente nennen kann, bezeichnen **), und ferner die Natur der Funktion im allgemeinen als gegeben angesehen und die Bestimmung einiger oder aller Elemente gesucht wird, die also in der Regel fehlerhaft ausfallen mufs, sobald die beobachteten Werthe von V fehlerhaft sind.

2) Hiernach kann offenbar nur dann von der vorliegenden Aufgabe überhaupt die Rede seyn, wenn mehr Beobachtungen, oder daraus sich ergebende von einander unabhängige Gröfsen, als zu bestimmende Gröfsen vorhanden sind, weil bei gleicher Anzahl letztere geradezu durch jene und ihre Fehler mit Nothwendigkeit gegeben, bei geringerer Anzahl jener aber (oder bei gleicher Anzahl und Abhängigkeit zwischen einzelnen von jenen) letztere unbestimmbar sind.

3) Von der Existenz und einigermafsen der Gröfse der Beobachtungsfehler haben wir nun durch die Differenzen Kenntnifs, welche entstehen, wenn aus einigen Beobachtungen die Elemente bestimmt, aus diesen hernach die Werthe von V für andere Beobachtungen berechnet, und mit den beobachteten Werthen von V verglichen werden.

4) Hieraus folgt, dafs man Beobachtungen und Resultate im Allgemeinen für desto besser oder wahrscheinlicher halten wird, je kleiner diese Differenzen sind; wobei jedoch rücksichtlich der näheren Beziehung noch viel der Willkühr überlassen bleibt.

tungen derselben Art relativ. So geben z. B. Theilungsfehler, den Winkelinstrumenten einen constanten Fehler, wenn von Messung eines bestimmten Winkels durch unbeschränkte Wiederhohlung mit Anwendung derselben fehlerhaften Theilstriche die Rede ist, dagegen einen zufälligen Fehler, wenn man ohne weitere Kenntnifs der Theilungsfehler im Allgemeinen die Messung irgend eines Winkels mit einem solchen Instrumente betrachtet. Uebrigens sind bei Winkelmessungen die Unvollkommenheiten unserer Sinne, Wallen der Athmosphäre, Mangel absoluter Festigkeit, Rauhigkeit mancher Theile, namentlich des Innern der Libellen u. s. w. ebensoviele Quellen zufälliger Fehler.

*) z. B. Wenn die Summe aus einer sehr grofsen Anzahl der Fehler oder vielmehr Rechnungs- und Beobachtungs Differenzen nicht nahe $= o$ ist.

**) z. B. V die AR und Decl. eines Himmelskörpers, W die Zeit, U_1, U_2 u. s. w. die Elemente seiner Bahn, oder in Bezug auf den Erdmagnetismus: V die Decl. oder Incl. der Magnetnadel an einem bestimmten Orte, W_1, W_2, seine geogr. Länge und Breite, und U_1, U_2, die Gröfsen, die sich auf die Lage, Gröfse und Intensität der magnetischen Erdaxen beziehen.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

I. Theoria Combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, auctore Carolo Friderico Gauss, ord. Guelph. atque ord. Dannebrog. equite, Britan. Hannov. Regi a Consiliis aulae etc.

II. Supplementum theoriae combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, auct. C. F. Gauss etc.

(Fortsetzung).

Von diesen Differenzen muſs man nehmlich zwar in letzter oder numerischer Beziehung einen Maasstaab für die Güte der Beobachtungen entlehnen, jedoch kann die Verminderung der *in concreto* entstehenden Differenzen nicht das einzige und vorzüglichste Augenmerk*) bei der vorliegenden Aufgabe seyn, weil schon bei anderen Beobachtungen derselben Art und desselben Gegenstandes andere Differenzen sich ergeben, und überdieſs diese Differenzen nicht die Fehler selbst sind. Angemessener ist es daher offenbar, die Fehler selbst *in abstracto* d. h. alle möglichen Fehler, also die Gröſse und Wahrscheinlichkeit der einzelnen Fehler, zu berücksichtigen, welches jedoch auch wieder auf mehrfache Art geschehen kann.

Zu dem Ende ist in Bezug auf diese Wahrscheinlichkeit vorerst zu bemerken, daſs sowohl die Fehler aus einer jeden einzelnen Fehlerquelle als auch der, aus ihnen entstehende, Gesammtfehler, innerhalb gewisser, wenn auch unbekannter, Grenzen liegen, zwischen diesen im Allgemeinen dem Gesetze der Continuität folgen, und einige Fehler (in der Regel die kleineren) gewiſs leichter und öfter, als andere, begangen werden, jene also eine gröſsere Wahrscheinlichkeit als diese haben; wonach die Wahrscheinlichkeit eines Fehlers x eine Funktion von x ist: dergestalt, daſs, wenn $\varphi(x)$ die Wahrscheinlichkeit bezeichnet, daſs ein Fehler zwischen x und $x+1$ liege, insofern man alle zwischen diese Grenzen enthaltenen Werthe als gleich wahrscheinlich voraussetzt,

$$\int_a^b \varphi(x)\, dx$$

die Wahrscheinlichkeit ausdrücken wird, daſs ein Fehler zwischen a und b liege. Uebrigens gehört $\varphi(x)$ in soweit zu den discontinuirlichen Funktionen, daſs für alle Werthe von x auſserhalb den oben bezeichneten Grenzen $\varphi(x) = o$ ist; für alle Werthe dazwischen erhält $\varphi(x)$ aber stets einen positiven Werth, wobei in der Regel $\varphi(x) = \varphi(-x)$ seyn wird.

Für die obgenannte Berücksichtigung und überhaupt als Maasstab der Güte (oder vielmehr die der negativen Güte, d. h. der Unzuverlässigkeit) der Beobachtungen wählte man nun öfter den sogenannten wahrscheinlichen Fehler, d. h. einen Fehhler w, so daſs $\int_{-w}^{+w} \varphi(x)\, dx = \frac{1}{2}$ ist, was jedoch eine, nie mit Gewiſsheit zu erlangende, Kenntniſs der Natur von $\varphi(x)$, selbst zur genäherten Berechnung, fordert. Summen von Produkten einer bekannten Funktion z. B. einer Potenz von x in $\varphi(x)$, oder ähnliche Integrale, haben dieses Uebel nicht; nur muſs diese Funktion für alle Fehler, selbst negative, positiv seyn, damit nicht für $\varphi(x) = \varphi(-x)$ diese Summen oder Integrale stets $= o$

*) Nicht zu billigen ist es daher, wenn noch jetzt mehrere Schriftsteller und Lehrer die Methode der kl. Q. daraus, daſs sie die Summe der Quadrate dieser ganz speciellen Differenzen zu einem Minimum macht, ableiten, welches durchaus nicht ihr wesentlichster Vorzug ist. — Noch weniger passend als die Berücksichtigung dieser Differenzen wäre übrigens die alleinige der äuſsersten oder gröſsten Differenzen, denn man wird von zwei Systemen von Elementen sicherlich dasjenige für besser halten, welches eine groſse Zahl der Beobachtungen bis auf eine oder zwei sehr gut darstellt, als das, welches zwar bei diesen ein oder zwei Bobachtungen etwas geringere, bei allen übrigen aber weit gröſsere Differenzen giebt.

Digitized by Google

werden, und die Momente der Fehler mit entgegengesetzten Zeichen sich nicht ganz oder theilweise zerstören. Man wird alsdann passend den Werth eines solchen Integrals den mittleren Werth der angenommenen Funktion, so wie den entsprechenden Fehler, den mittleren Fehler nennen. Ueber diese Funktion, und daher den Begriff des mittl. Fehlers, sind nun die Ansichten der beiden grofsen Bearbeiter der vorliegenden Aufgabe getheilt, indem *Laplace* — zur Begründung des Rechnungsverfahrens — für diese Funktion den Fehler x selbst, und zwar stets positiv genommen (*Theorie anal. des prob.* 3. *ed. pag.* 312 *ff.*), für die numerische Schätzung der Güte der Beobachtungen und Resultate aber das Quadrat desselben (*ibid. pag.* 329), unser Verfasser dagegen stets letzteres annimmt, und zwar, wie er bemerkt, weil 1) bei jener Annahme die Continuität verletzt würde, 2) es wohl passend sei, der Gröfse des Fehlers, als dem eigentlich nachtheilig wirkenden, ein stärkeres Moment beizulegen, als der Wahrscheinlichkeit desselben, indem man sich lieber den einfachen Fehler zweimal, als den doppelten einmal gefallen lasse, 3) weil die Ableitung des besten Verfahrens so wie das Resultat selbst einfacher und allgemeiner werde, und 4) das Quadrat die einfachste Funktion sey, welche diesen und der obgenannten Bedingung des steten Positivseyns genügt *). Hiernach ist der mittlere Fehler m durch die Gleichung $\int_{-\infty}^{+\infty} x^2 \varphi(x)\, dx = m^2$ bestimmt, und dieser mittl. Fehler als der beste Maasstab für die Güte der Beobachtungen und Resultate angenommen, so dafs diese um so viel besser, als ihr mittl. Fehler geringer ist, zu halten sind, oder ihre Genauigkeit dem Bruche $\frac{1}{m}$, und ihr Gewicht dem Bruche $\frac{1}{m^2}$ proportional ist.

*) Da kein Fehler als ein Gewinn anzusehen ist, so kann das Beobachten nur mit einem solchen Spiele, in welchem man auf zwei entgegengesetzte Arten (z. B. durch zu viele und zu wenige Stiche, wie beim Picolissimo im Boston) verlieren kann, verglichen werden (*conf. Th. comb. art.* 6. und *Lapl. theor. anal. de prob. pag.* 318 — 334). Dann ist aber nicht der Fehler selbst als der Verlust sondern nur als die Ursache davon, oder dieser als eine Funktion von jenem anzusehen, welche, wie angegeben, stets positiv seyn mufs; und der eben sogenannte mittlere Fehler ist der mittlere Verlust, nach welchem der zu fürchtende Schaden beurtheilt werden mufs.

Nach mehreren interessanten, mit der, dem Verfasser so besonders eigenthümlichen Eleganz und Schärfe bewiesenen, Theoremen, von denen eines die für die Folge besonders wichtigen mittleren Werthe ganzer rationalen Funktionen der *indefinite* betrachteten Fehler $x\, x'\, x''$ u. s. w. betrifft *), wendet sich der Verfasser nun zuerst zur numerischen Bestimmung von m aus vielen bestimmten Fehlern, und darauf zu der Hauptaufgabe, indem er erst den mittl. Fehler M in der Bestimmung von $U = f(V, V', V'' \ldots)$, wenn für $V\, V'$ u. s. w. nicht die wahren sondern die aus von einander unabhängigen und den mittl. Fehlern m, m' u. s. w. unterworfenen Beobachtungen folgenden Werthe genommen werden, mit einer, ohne das ebengenannte Theorem gar nicht zu hoffenden, Leichtigkeit finden lehrt, und danach zeigt, durch welchen Algorithmus der Fehler M den möglichst kleinsten Werth erhalte, und dafs dadurch auch die Summe der Quadrate der Differenzen zwischen den berechneten und beobachteten Werthen von V, V' u. s. w. am kleinsten wird, weshalb bekanntlich dieser Algorithmus früher den Namen: Methode der kleinsten Quadrate erhalten hat.

Bereits in den 90ger Jahren hatte unser berühmter Verf. diese Methode, auf welche hernach auch Legendre gekommen war, erfunden, wandte sie darauf mehrfach, vorzüglich aber bei den, durch die Kraft seiner Analyse und Rechnung bestimmten Bahnen der 4 neuen Planeten an, und machte sie später in seinem unsterblichen Werke *Theoria motus corporum coelestium* bekannt, indem er geradezu, die wahrscheinlichsten Werthe der unbekannten Gröfsen suchend, zeigte, dafs dazu die Natur von $\varphi(x)$ für Beobachtungsfehler gegeben seyn müsse, dafs diese Funktion, die wohl nie strenge zu ermitteln seyn wird, bei der von Cotes zuerst näher angegebenen und allgemein als gut anerkannten Regel des arithmetischen Mittels für eine unbe-

*) Ein anderes zeigt als unmittelbares Correlat. dafs, wie auch die Natur von $\varphi(x)$ seyn möge, sobald nur mit zunehmender Gröfse von x seine Wahrscheinlichkeit abnimmt (wenigstens nicht zunimmt), dann die Wahrscheinlichkeit, dafs ein Fehler zwischen $\pm a$ falle, so lange $a < m\sqrt{\frac{3}{2}}$, wenigstens nicht kleiner als $\frac{a}{m}\sqrt{\frac{1}{3}}$, wenn aber $a > m\sqrt{\frac{3}{2}}$, dann nicht kleiner als $1 - \frac{2}{3}\frac{m^2}{a^2}$ sey; ferner ergiebt sich aus dem eigentlichen Theorem, dafs der wahrscheinliche Fehler nicht gröfser als $m\sqrt{\frac{1}{2}}$ seyn kann.

Digitized by Google

kannte Gröfse, der Exponentialfunktion $e^{-h^2x^2}$ (wo die Constante $h = \frac{\sqrt{\frac{1}{2}}}{m}$) proportional anzunehmen sey, und dafs, diese Funktion angenommen, für die Ermittelung der wahrscheinlichsten Werthe mehrerer unbekannter Gröfsen sich das hernach unter dem Namen der Methode der kl. Q. bekannte Verfahren ergäbe. – Laplace behandelte darauf diese Gegenstände, welche er schon früher in den *Memoires de l'Institut* bearbeitet hatte, in seinem höchst classischen Werke: *Theorie analytique des probabilités* und dessen Supplements in mehreren Beziehungen. Er sucht nehmlich zuerst, zwar unabhängig von der Natur von $\varphi(x)$, aber unter der Voraussetzung einer sehr (unendlich) grofsen Anzahl von Beobachtungen, die Wahrscheinlichkeit eines Fehlers u in der Bestimmung eines Elements, und findet dafür im allgemeinen: $\varphi(u) = J.\,H.\,e^{-u^2K^2H^2}$, wo e wieder die Basis der natürlichen Logarithmen, J und K gewisse Constanten, und H eine Funktion von den Coefficienten der Elemente oder ihren Correctionen in den lineären Grundgleichungen und von den Multiplicatoren dieser Gleichungen zur Elimination dieser unbekannten Gröfsen ist. Laplace unterwirft nun entweder den hieraus folgenden mittleren Fehler nach ihm (nehmlich $\int_0^{+\infty} u\,\varphi(u)\,du + \int_0^{-\infty} u\,\varphi(u)\,du$) oder geradezu $\frac{1}{H}$ der Bedingung des Minimums, welche beide Verfahren zwar zu der Bestimmung jener Multiplicatoren, wie sie die Methode der kl. Q. fodert, führen, von welchen aber das erste richtiger, als das letzte, und dieses selbst durch den Grund, dafs danach ein gleich grofser *Fehler* u eine geringere Wahrscheinlichkeit, als bei jedem anderen Systeme jener Multiplicatoren erhalte, nicht völlig gerechtfertigt seyn möchte, weil u selbst Function jener Multiplicatoren und diese Wahrscheinlichkeit von u abhängig, dagegen das (übrigens dem $\frac{1}{H}$ proportionale) $\int_0^{+\infty} u\,\varphi(u)\,du + \int_0^{-\infty} u\,\varphi(u)\,du$ von u unabhängig ist. — Wie viel hiernach auch durch diese Arbeiten beider grofsen Mathematiker gewonnen war, so blieb doch die Vorzüglichkeit der Methode der kl. Q. entweder von dem supponirten Wahrscheinlichkeits-Gesetze, oder von der seltneren grofsen Menge der Beobachtungen abhängig. Dafs aber unabhängig hievon, also für jedes Wahrscheinlichkeits-Gesetz und für jede zulässige Anzahl von Beobachtungen, die Methode der kl. Q. absolut jeder anderen Combination der Beobachtungen vorzuziehen sey, sobald man nur den mittleren Fehler $= \sqrt{\left(\int_{-\infty}^{+\infty} x^2\,\varphi(x)\,dx\right)}$ als Grundlage zur Beurder Güte der Beobachtungen und Resultate annimmt, diefs hat nun (wie oben angegeben) in dem 1sten Theile der vorliegenden Abhandlung ihr grofser Verfasser aufs vollendetste gezeigt *).

Im zweiten Theile entwickelt derselbe mehrere Theoreme über die stete Möglichkeit der Elimination unter den obwaltenden Umständen, über Symmetrie der Coefficienten bei der Elimination, über die sichersten Werthe einer Function der unbekannten Gröfsen, ihr Gewicht, u. s. w., womit denn auch die Bestimmung des Gewichtes der sichersten oder plausibelsten (d. h. der durch die Methode der kl. Q. erhaltenen) Werthe der unbekannten Gröfsen selbst zusammenhängt. Die in der *theoria motus art.* 182 *seq.* angedeutete, und in der *Disquisitio de elementis ellipticis Palladis* (*Com. Sac. R. S. Gott. recent. Vol. I.*) ausgeführte, elegante Eliminations-Methode giebt zwar diese sichersten Werthe sämmtlich, aber nur für die letzte unbekannte Gröfse das Gewicht, dessen Ermittelung bei allen daher Weitläuftigkeiten verursachte. Diese werden nun durch einen hier gelehrten, und an den früheren sich anschliefsenden, Algorithmus gänzlich vermieden, so dafs jetzt die ganze numerische Berechnung der Elemente und ihrer Gewichte alle bei der Verwickelung des Gegenstandes nur irgend zu hoffende Kürze und Leichtigkeit hat. — Hieran reiht sich demnächst die äufserst concinne Lösung der Aufgaben, die Aenderungen, welche, wenn nach vollendeter Rechnung entweder eine ganz

*) Mehrere geschichtliche Notizen über die Methode der kl. Q. so wie über die vortheilhafteste Combination der Beobachtungen überhaupt findet man in der *Th. motus etc. art.* 186. in der *Th. anal. des prob. pag. CXXXIV.* (*Introd.*) und p. 346. (3. ed.); ferner in der grofsen französischen Encyclopädie *Div. Mathematiques art. Milieu*, und in Gehl. phys. Wörterb. (neue Ausg. von Munke u. s. w.) Art. Beobachtung. Bemerkenswerth ist es wohl, dafs schon Boscowich bei Bestimmung der Ellipticität der Erde aus gemessenen Breite-Graden die Idee hatte, die Summe sämmtlicher Correctionen oder Fehler dieser Grade, wenn sie sämmtlich positiv genommen werden, zu einem Minimum, und, wenn sie mit ihren Zeichen genommen werden, $= o$ zu machen.

Digitized by Google

neue Beobachtung hinzukommt, oder eine Beobachtung ein anderes Gewicht erhalten soll, in den plausibelsten Werthen und ihren Gewichten entstehen, ohne Wiederholung der Rechnung zu finden.

Den Beschluſs dieser Abhandlung macht eine höchst interessante Untersuchung über die numerische Bestimmung des mittl. Fehlers der Beobachtungen, und des dabei zu fürchtenden mittl, Fehlers. Wenn λ λ' u. s. w. die einzelnen Rechnungs- und Beobachtungs-Differenzen, ϱ die Zahl der unbekannten Gröſsen und π die der Beobachtungen, ferner μ ihr mittl. Fehler, ε überhaupt ihr Fehler, und $\int_{-\infty}^{+\infty} \varepsilon^4 \varphi(\varepsilon)\, d\varepsilon = \nu^4$ ist: so ist die gewöhnliche Praxis $\sqrt{\frac{\Sigma(\lambda^2)}{\pi}} = \mu$ zu setzen, welches aber nicht richtig ist, weil die λ nicht die wahren Fehler sind. Aus der vorliegenden Untersuchung geht jedoch das merkwürdige einfache Resultat hervor, daſs zur näheren Berechnung zu setzen ist: $\sqrt{\frac{\Sigma(\lambda^2)}{\pi - \varrho}} = \mu$ (welches dadurch, daſs man bei dem obgenannten Eliminations-Verfahren zugleich $\Sigma(\lambda^2)$ mit erhält, noch einfacher wird), und daſs das Quadrat des hierbei zu fürchtenden mittl. Fehlers stets gröſser als $\frac{2\mu^4}{\pi - \varrho}$ und kleiner als $\frac{2\nu^4 - 4\mu^4}{\pi - \varrho}$, für $\varphi(\varepsilon)$ aber die Exponentialfunction angenommen, $= \frac{\nu^4 - \mu^4}{\pi - \varrho}$ wird. Vielleicht ist es der Bemerkung nicht ganz unwerth, daſs hiernach nothwendig allgemein $2\nu^4 - 4\mu^4 \geqq 2\mu^4$, folglich $\nu^4 \geqq 3\mu^4$, und die bekannte Exponentialfunction, für welche $\nu^4 = 3\mu^4$ wird, daher das geringste zuläſsige Verhältniſs zwischen ν und μ giebt.

Die zweite der eingangs genannten Schriften betrifft nun, wie bereits erwähnt, die vortheilhafteste Bestimmung von Elementen, wenn besondere Bedingungen vorhanden sind, welchen die wahren Werthe der beobachteten Gröſsen völlig genügen müssen, wobei denn oft die Beobachtungen noch nicht in der Form bekannter Functionen gewisser Elemente gegeben sind, oder es ungewiſs ist, welche Elemente man daraus am besten ableitet. Man übersieht zwar ohne Schwierigkeit, daſs dieser Fall von theoretischer Seite sich auf den der vorigen Abhandlung zurückführen läſst, indem man, wenn σ die Zahl der Bedingungs-Gleichungen und π die der Beobachtungen ist, $\pi - \sigma$ beobachtete Gröſsen als Elemente, und die übrigen σ Beobachtungen mit Hülfe der Bedingungs-Gleichungen als Functionen dieser Elemente betrachtet. Inzwischen würde dieſs doch oft ein sehr weitläuftiger Umweg seyn, wogegen die Lösung dieser Aufgabe in ihrer ursprünglichen Form weit geschmeidiger ist, und den groſsen Vortheil gewährt, die wahrscheinlichsten Correctionen der Beobachtungen zu geben, so daſs die hiernach corrigirten (ausgeglichenen, *compensatae*) Beobachtungen nicht allein allen Bedingungen völlig genügen, sondern auch jeder, von ihnen abhängigen, Gröſse denselben Werth verschaffen, welchen diese durch die zweckmäſsigste Verbindung der Beobachtungen nach der vorigen Abhandlung erhalten würde, und überdieſs unter allen Ausgleichungen, welche ebenfalls die Beobachtungen mit den Bedingungs-Gleichungen ganz in Uebereinstimmung brächten, bei der vorgenannten die Summe der Producte der Quadrate der einzelnen Correctionen und der Gewichte der zugehörigen Beobachtungen ein *Minimum* wird. — Der Gang ist hierbei, soviel er sich in der Kürze angeben läſst, folgender.

Wenn zwischen den wahren Werthen der beobachteten Gröſsen v, v', v'' u. s. w. die Bedingungs-Gleichungen $X = o$, $Y = o$, $Z = o$ sind, und eine unbekannte Gröſse durch eine Function u von den beobachten Gröſsen dargestellt wird, so kann dieſs auch durch irgend eine andere Function U, wenn nur *indefinite* für $X = o$, $Y = o$, $Z = o$ auch $U - u = o$ wird, geschehen, weil offenbar $U = u + (U - u)$. Zuerst wird nun U gesucht, der Art, daſs der mitt. Fehler in der Bestimmung des unbekannten Elements ein *Minimum* werde. Die Ermittelung von U, die Vergleichung der hieraus und aus u hervorgehenden Werthe K und k der unbekannten Gröſse und die Untersuchung des Gewichts dieser Bestimmung von K, in vier sehr interessanten Formen, sind die Gegenstände der Art. 6. u. 7.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

I. Theoria Combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, auctore Carolo Friderico Gauss, ord. Guelph. atque ord. Dannebrog. equite, Britan. Hannor. Regi a consiliis aulae etc. etc.

II. Supplementum theoriae combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, auct. C. F. Gauss etc.

(Schluſs.)

Die Verbindung der Gleichung zwischen K und k mit Art. 5. Gl. 1. zeigt nun die Möglichkeit K in der Form

$$K = k - \frac{du}{dv}\varepsilon - \frac{du}{dv'}\varepsilon' - \text{u. s. w.}$$

darzustellen, wo $-\varepsilon$, $-\varepsilon'$ Functionen der beobachteten Werthe von v, v' u. s. w. und der Differential-Quotienten von X, Y, Z in Bezug auf v, v' u. s. w. sind, und welche Functionen Art. 8. und 9. finden lehren. Da nun überhaupt die Beobachtungen als so genau, daſs die Glieder höherer Ordnungen der Fehler und Correctionen zu vernachläſsigen sind, angesehen werden, so zeigt die vorstehende Gleichung das bereits erwähnte, höchst wichtige, Theorem, daſs, durch Anbringung der Correctionen $-\varepsilon$, $-\varepsilon'$ u. s. w. an die beobachteten Werthe von v, v' u. s. w., die unbekannte Gröſse auch aus der Funktion u den Werth K, dessen mittl. Fehler der möglichst geringste ist, erhalte, und daſs dieſs auch für jede andere unbekannte Gröſse und die ihr zugehörige Function der Fall sey, weil die ε, ε' u. s. w. von u unabhängig sind. Ueberdieſs ergiebt sich die Erfüllung der Bedingungs-Gleichungen durch die ε aus den Gleichungen 4 und 13.

Nach diesen Fundamental-Sätzen der äuſserst concinnen und eleganten Auflösung der vorliegenden Aufgabe folgt nun in den Art. 10 — 21. der Beweis des Minimums der Summe $p\varepsilon + p\varepsilon' +$ u. s. w., (wo p, p' die Gewichte der Beobachtungen bedeuten) gegen ähnliche Summen für andere Ausgleichungen, — die Bestimmung der Gewichte der gefundenen Werthe der unbekannten Gröſsen nach einem, dem in der ersten Schrift angegebenen ähnlichen Verfahren, der Beweis der steten Möglichkeit der Lösung der Aufgabe unter den gemachten Voraussetzungen, ferner — die Bestimmung des mittl. Fehlers der Beobachtungen aus $\frac{p\varepsilon^2 + p\varepsilon'^2 +}{\sigma}$ u. s. w. und des hierbei zu befürchtenden mittl. Fehlers, hierauf — der Beweis, daſs auch bei bereits unvollkommen ausgeglichenen Beobachtungen die obige strenge Methode zu demselben Resultate wie bei ganz unveränderten Beobachtungen führe, und endlich — der Beweis der Symmetrie gewisser bei der Ableitung des Verfahrens vorkommenden Coefficienten; auf welche interessante Gegenstände näher einzugehen, hier jedoch der Raum verbietet.

Den Beschluſs machen zwei ausgeführte Beispiele, von denen das eine aus der Triangulirung von Krayenhof, das andere aus des Verfassers Gradmessung entnommen ist, indem gerade bei diesen geodätischen Arbeiten *) die Aufgabe in der zuletzt behandelten Form sich darstellt, und die vorzüglichste Anwendung findet. Die Summen sämmtlicher Horizontal-Winkel um einen Punkt, die Summe der drei Winkel eines jeden Dreiecks mit Rücksicht auf den sphäroidischen Excefs, und die Producte der Verhältnisse der Sinusse der Winkel eines Inbegriffs von Dreiecken, von denen jedes folgende eine Seite mit dem vorhergehenden und das letzte

*) Andere Anwendungen der Wahrscheinlichkeits-Rechnung auf geodätische Operationen (aufser den nachher zu benennenden Laplaceschen) finden sich in den Astronom. Nachrichten, und zwar Bd. 1. über die Pothenotsche Aufgabe, Bd. 5. über chronometrische Längen-Bestimmungen, beide von unserem Verf. und Bd. 6. in Bezug auf die Gradmessung von Maupertuis von dem Hrn. Prof. Rosenberger, worüber ein andermal zu reden Gelegenheit seyn wird.

Digitized by Google

eine mit dem ersten gemein hat, geben hier im Allgemeinen die Bedingungs-Gleichungen, welche demnach in 3 Klassen zerfallen. Bei der Berichtigung oder Ausgleichung der Winkel wurden bisher theils diese Bedingungen nicht sämmtlich (oft nur die der 2ten Klasse) berücksichtigt, theils fanden dabei viele Willkührlichkeiten statt, und die Methode blieb doch öfters schwankend, so wie die Theorie der Wahrscheinlichkeit unberücksichtigt, wie diefs noch neuere, übrigens mit Fleifs ausgearbeitete Werke zeigen. Von allen diesen Mängeln ist jedoch das hier gelehrte Verfahren nicht allein völlig frei, sondern auch in Bezug auf den Calcül kürzer, sicherer und leichter, als manche jener irrigen Methoden, indem der Calcül mehrere Controllen enthält, selbst für den Fall, wo aus Versehen eine bereits in den übrigen enthaltene Bedingungs-Gleichung aufgenommen wurde. Alsdann wird nehmlich nach Art. 14. die Elimination der, zur Bestimmung von U nöthigen, Gröfsen x^0, y^0, z^0 unmöglich, und dieses ergiebt sich gleich bei dem obgenannten Eliminations-Verfahren, indem, wie aus der Verbindung der Gleichungen 6, 7, 9 art. 8. erhellt, die Gleichungen 19 art. 13. die Gröfsen x^0, y^0, z^0 u. s. w. geben, wenn man diese für A, B, C, u. s. w. und für $\mathfrak{A}_{\prime}$ $\mathfrak{B}_{\prime}$ $\mathfrak{C}''$ u. s. w. beziehungsweise $-[al]$, $-[bl, 1]$, $-[cl, 2]$ aus den Gleichungen 21 art. 13. setzt, woraus folgt, dafs man alsdann in dem hier vorausgesetzten Falle alle oder einige der zuletzt genannten Gröfsen, so wie $[bb, 1]$, $[cc, 2]$ u. s. w. $= o$ im Allgemeinen erhalten werde.

Es könnte vielleicht auffallend scheinen, oben bei den Bedingungs-Gleichungen für die Triangulirung nicht der, aus der Messung mehrerer Standlinien hervorgehenden erwähnt zu finden. Allein abgesehen von allen anderen Gründen würde eine Erörterung der Art hier Weitläuftigkeiten verursacht haben, ohne dafs die Beispiele an Klarheit gewonnen hätten; und überdiefs ist es gerade einer von den besonders ausgezeichneten Vorzügen des Gaussischen Verfahrens, dafs, nach Art. 20., die Correctionen getheilt werden können, welcher Vorzug hier um so bedeutender ist, als die Berichtigungen wegen mehrerer Standlinien durch das ganze Dreiecks-System durchlaufen, und es daher jedenfalls vortheilhafter ist, erst die aus obigen Bedingungs-Gleichungen hervorgehenden anzubringen, und hernach die aus mehreren Basen entspringenden, so weit nöthig, zu berücksichtigen. Ueber diese Correctionen bei der Messung eines Meridian-Bogens hat bekanntlich Laplace in dem Supplement zu seiner *Th. anal. des prob.* gesprochen. Obgleich auch diese Untersuchungen der grofsen Verfasser der *Mec. cel.* beurkunden, so würde doch die darin befolgte Methode, wenn man sie auf alle Seiten eines grofsen Dreiecks-Netzes ausdehnen wollte, grofse analytische und calculatorische Weitläuftigkeiten mit sich führen, und dagegen, ohne der übrigen wichtigen Gründe zu erwähnen, schon wegen ihrer Einfachheit, die, wenigstens gesagt, ebensofest begründete, und sichere Methode des grofsen deutschen Geometers anzuwenden seyn. C. v. Riese.

XXIII.

Collection des vases grecs de M. le comte de Lamberg, expliquée et publiée par Alexandre de Laborde. gr. Folio tom. I. p. 94. *Pl.* 95. *vignettes* 18. *introd. p.* 14. *tom. II. p.* 60. *Pl.* 50. *nebst* 13 *Supplementstafeln und* 13 *Vignetten. Paris chez Didot* 1813—1824.

Seit lange sprach man von der Vasensammlung des Grafen v. Lamberg in Wien, die Herr v. Laborde bekannt machen würde. Der Druck des 1sten Bandes begann bereits 1813, und der des 2ten 1824. — Die Vollendung scheint aber das Werk erst im verflossenen Jahre *) erhalten zu haben. Was die Ausgabe so lange verzögerte, ist uns unbekannt. Wir konnten das vollendete Werk erst jetzt erhalten, und so säumen wir nicht, Anzeige davon zu geben.

Dem Recensenten war diese kostbare Sammlung griechischer Gefäfse, welche der Graf v. Lamberg, als östreichischer Gesandte in Neapel, theils durch Ankauf, theils durch eigenes Nachgraben im Anfange der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts machte, seit lange bekannt. Er sah sie zu verschiedenen Zeiten, und zuletzt noch im J. 1816, wo die Gefäfse bereits in die reiche Antiken-Sammlung des Kaisers übergegangen waren, und jetzt mit andern Privatsammlungen, die der Kaiser allmählig ankaufte, eine der ansehnlichsten in Europa bilden. Bei der Fülle vorzüglicher Werke

*) Der Abdruck obiger bereits im October v. J. eingegangenen Recension ist durch zufällige Umstände bis jetzt verspätet worden.

Digitized by Google

dieser Gattung, die das Wiener Cabinet besitzt, wird man also sich weniger wundern, wenn der Antrag, auch die in der letzten Zeit vom General v. Koller zusammengebrachte und jetzt in dem Museo zu Berlin aufgestellte Sammlung anzukaufen, von Wien aus abgelehnt ward. Von mehreren hundert Gefäfsen, welche die Lambergische Sammlung enthielt, ist hier eine Auswahl — über hundert Stück — von Herrn v. Laborde publizirt worden. Der Herausgeber und Erklärer ist den Kunstfreunden seit lange durch seine mahlerische Reise in Spanien in vier Foliobänden bekannt.

Die Wichtigkeit des vorliegenden Werkes bedarf keiner nähern Empfehlung. Es ist mit aller Pracht ausgestattet, welche Gegenstände dieser Art erlauben. Jeder Kenner weifs, dafs die auf den Gefäfsen angebrachten Vorstellungen den wesentlichen Werth für das Studium des Alterthums ausmachen: deren giebt es aber hier viel neue und wichtige. Die Zeichnungen sind gut und treu, und um einen Begriff von der mannigfaltigen Form der Gefäfse, und der verschiedenen Art ihrer Bemahlung zu geben, ist eine gröfsere Anzahl der Gefäfse selbst vorgestellt. Auch die Gegenstände sind, wie die Gefäfse selbst, farbig abgedruckt: ein Luxus, den wir zwar bei solchen Ausgaben der vermehrten Unkosten wegen nicht gutheifsen können, welcher aber hier um so verzeihlicher ist, da die Zeichnungen, die Farbengebung und die Abdrücke sehr reinlich, und mit dem gröfsten Fleifse besorgt sind. Das Werk übertrifft in solchen Beziehungen alle Publicationen dieser Art.

Die Einleitung, wo im Allgemeinen von der Auffindung der Gefäfse, von ihrer Fabrication und der Technik ihrer Bemalung, von ihrer Bestimmung und Gebrauch, von den dargestellten Gegenständen u. s. w. die Rede ist, enthält nichts, was nicht schon bekannt wäre. Nur bringt der Verf. einen Brief des Vincenzo Mazzola bei, der die wunderliche Grille hat, das Alter solcher Gefäfse weit über die Homerische Zeit hinauf zu setzen. Der Abt Mazzola, ein Neapolitaner, und früher Aufseher der Kunstsammlung bei dem Grafen v. Lamberg, war mir persönlich bekannt; und da auch ich bei den Ausgrabungen der Gefäfse in Nola gegenwärtig war, so bemühte ich mich zu wiederholten Malen ihn mündlich auf das Unhaltbare seiner Hypothese über das hohe Alter der Gefäfse, die allda gefunden werden, aufmerksam zu machen; aber wie der hier abgedruckte Brief zeiget, vergeblich. Indessen spricht auch Herr v. Laborde, was allerdings mehr befremden mufs, von 30 Jahrhunderten, die solche Gefäfse alt seyn sollen. Ferner theilt auch Herr v. Laborde mit andern den Irrthum, dafs die Gefäfse mit schwarzen Figuren allgemein die ältesten wären. Gefäfse mit schwarzen Figuren wurden aber zu allen Zeiten, auch in der besten Periode der Fabrication, gemacht, obwohl wir übrigens nicht in Abrede sind, dafs die Schattenrisse die Anfänge der Malerei bei den Alten waren. Doch kommen auf den Gefäfsen keine reinen Schattenrisse vor. Sie zeigen bereits schon innere Linien, manchmal mit einer Farbe gezogen; meistens jedoch sind diese innern Linien mit einem scharfen Griffel in die Oberfläche der Gefäfse selbst eingeritzt.

Was die Beschreibungen und Erklärungen der dargestellten Gegenstände betrifft; so können wir zwar den Verfasser nicht unter die gewandten und vielerfahrnen Exegeten zählen, doch verdient er im allgemeinen das Lob, nicht übermäfsig lang zu seyn, und dafs er sich auch nur selten von jener unleidlichen Affektation hinreifsen läfst, mit reichen Citaten zu glänzen, welche für die Sache nichts beweisen.

Mit Bedauern bemerken wir, dafs auf die Zusammenstellung, und die Betrachtung gleichartiger Gegenstände, welches die Erklärungen so sehr erleichtert und abkürzet, keine Rücksicht genommen ist, sondern die Folge der Gegenstände unter einander dem Zufall überlassen ward.

Bekanntlich haben die Zeichnungen auf den Gefäfsen nur zwei Hauptclassen von Vorstellungen zum Gegenstand. Sie sind entweder mythischen Inhalts, oder sie beziehen sich auf die Gymnastik, und religiöse Festlichkeit. Die erste Classe ist bei weitem die zahlreichste; und von dieser bilden die Bacchischen Mythen wieder den gröfsern Umfang bei jeder bedeutenden Sammlung griechischer Gefäfse. Indessen mufs man gestehen, dafs in Beziehung auf Lebenslust, auf Bewegung und Anmuth nicht leicht reizendere Gegenstände gesehen werden können. Die Kunst gefiel sich vorzüglich in Darstellungen, die zum Cyclus der Bacchischen Mythen gehören, wie selbst auch die Denkmäler in Marmor und in Erz beweisen. Ob die Liebe zur Mystik der Grund davon war, lassen wir unberührt. Bacchus, der Geber reicher Felderzeugnisse, und der Löser aller Sorgen durch die Pflanzung der Rebe, bärtig dargestellt, ist der würdigste, und als Jüngling, der anmu-

Digitized by Google

thigste der Götter. Seine Umgebungen sind die lebenslustigen Bacchen, und die grotesken Gestalten der Faune, Silene, Pane und Panisken. Musik, muthwillige Scherze, Tanz und Kufs beleben sein Reich. In Theatern und in Aufzügen wiederhallte sein Lob. — Ist dies nicht genug, um zu begreifen, dafs die Kunst in solchen Darstellungen unerschöpflich sich zeigte? —

Auch in vorliegender Sammlung machen die Bacchischen Gegenstände ein gutes Drittel aus, und darunter sind nicht wenige, welche den höchsten Begriff von der Kunst der Alten geben, und bei deren Anschauen das Auge sich nicht sättigen kann. Wir bezeichnen hiervon die bedeutendsten, nicht nach den Angaben des Verfassers, sondern nach den Benennungen, welche wir für die richtigern halten.

Taf. 5. Amor mit zwei dienenden Silenen wirbt bei Ariadne für den Bacchus. Taf. 9. Ariadne von Silenen und Bacchen geehrt. Taf. 10. Man betrachte die in der Luft sich Schwingende: wer erkennt in dieser schönen Figur nicht die Königin der Bacchen? Nicht minder schön sind die drei folgenden: Bekannt ist durch andere, von mir zuerst richtig erklärte Vorstellungen (Bilderb. Bd. I. Vign. 14. und 15.) der Mythus wie Bacchus den widerspenstigen Vulcan durch den Wein bändigt, und ihn als einen neuen Bacchanten in den Olymp zurückführt. Hier Taf. 15. sehen wir nun den sitzenden Vulcan, den Thyrsus in der Rechten und den Cantharus in der Linken, dem die Hierophantin unter den Bacchen einschenkt, und die Fackelträgerin — die zweite wichtige Person bei den Einweihungen — hinter ihm steht, zugleich mit dem Silen an der andern Seite, der auf den Doppelflöten den feierlichen Vorgang begeistert. Taf. 52. versucht der Neueingeweihte, den Hammer in der Rechten haltend, den Ritt auf dem muthigen langohrigen Thiere; und Taf. 49. schreitet Bacchus unter dem Vorgang des auf der Leyer spielenden Silen mit dem Vulcan, der in der Linken einen zierlichen Hammer, und in der Rechten das Schurzfell hält, in den Göttersitz ein. Das Grofsartige in allen drei Vorstellungen erinnert an den Styl der Gefäfse, wie man sie in Sizilien, besonders zu Girgenti entdeckt. Taf. 58. man sehe die wundervolle Zusammenstellung der Figuren, wo der von seinen Zügen ausruhende Gott von der Iris mit Speise und Trank — Ambrosia und Nectar — gestärkt wird. Taf. 65. Bacchus auf der Höhe eines Felsenthrones sitzend, wird von vier Silenen, und vier Bacchen, deren Beischrift sie als die Horen bezeichnet, bedient. Himeros überreicht dem Gott einen Kranz, indem er sein Antlitz gegen die Opora gerichtet hält, welche ihm ihre Jahreserzeugnisse anbietet. — Dieses vortreffliche Gefäfs finden wir bereits von Gerhard unter dem Namen bacchischen Thiasos Taf. 17. edirt. — Taf. 24. Bacchus mit der Fakelträgerin und einem Silen betrachtet, nicht ohne Ueberraschung, den jungen Satyr, den Erfinder des Schlauches, der den Wein aus demselben in den Mund einströmen läfst. — Tom. II. Taf. 2. macht Merkur den Brautwerber bei Ariadne für den hinter ihm einhertretenden Bacchus. Schon hat Merkur der Braut das Schmuckkästchen, was sie vor sich geöffnet hält, übergeben, und hält in der Rechten noch die mystische Binde. Taf. 39. Bacchus läfst sich von dem über den ganzen Leib behaarten Silen die Pauken vorspielen.

Andere bemerkenswerthe zu dem Cyclus des Bacchus gehörigen Gegenstände sind: Taf. 57. der Paniscus mit dem breiten Korbe auf dem Kopf, welcher hinter der elegant schreitenden Nymphe so zierlich einhertrabt. Taf. 61. der zu Lampsacus verehrte Gott, in der Form einer Herme, ein Sohn des Bacchus, empfängt hier von einem Satyr das Weinopfer aus einem Horn, in Beisein einer Baccha. Taf. 64. vortrefflich macht sich die flüchtige Nymphe mit dem Wasserkrug, welche von fünf Silenen gewaltthätig überfallen wird. Taf. 67. der ganz behaarte bacchische Silenus sitzt mit dem Kranze in der Rechten, um damit eine auf den Pauken spielende Baccha zu bekränzen. Taf. 87. Ein auf der Amphora behaglich ruhender Silen. — Dann kömmt noch unter den Ergänzungstafeln 3. eine merkwürdige Vorstellung einer Fischgöttin vor, welche eine Mänade gegen die Gewalt zweier Silene zu vertheidigen scheint: ein Mythus, wozu die Erklärung noch zu erwarten steht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Collection des vases grecs de M. le comte de Lamberg, expliquée et publiée par Alexandre de Laborde.

(Schluſs.)

Nach Bacchus ist Hercules der gefeiertste Held, und daher die groſse Anzahl von Denkmälern in jeder Kunstart, die den Mythus desselben betreffen. Die Lambergische Sammlung enthält hiervon acht Gemälde; Hercules als Erwürger des Nemeischen Löwen kommt zweimal Taf. 93. und Tom. II. Taf. 14. vor, und dann Tom. II. Taf. 22. als Bekämpfer des Cretischen Stieres. In zwei andern Vorstellungen Tom. II. Taf. 7 und 12. erscheint Hercules als Musiker, erstlich die Leyer zwischen Merkur und Minerva spielend, und dann die Doppelflöte blasend in Mitte zweier Silene. Auffallend ist es, wie der Held hier die Löwenhaut umgenommen hat. Sie dient ihm als Kopfbedeckung, als Wams um den Leib und als Schenkelbekleidung, gleich Hosen, stramm anliegend. Dabei trägt er Beinschienen und Bogen und Köcher auf dem Rücken. Wohl ist der flötende Hercules in solchem Costüme aus einem Drama Satyricum entnommen. Taf. 75. Hercules auf dem vierspännigen Wagen, dessen schnelle Läufer Victoria leitet. Der *Held* erscheint hier als Sieger in der Olympischen Rennbahn. *Merkur* als Vorsteher der Gymnastik und als Leiter der Spiele, giebt das Zeichen zum Lauf, worauf der Blick des Wettkämpfers scharf gerichtet ist. Die beiden Säulen im Felde scheinen die Ziele zu bezeichnen. Taf. 85. Wir machen hierbei auf eine andere Quadriga aufmerksam, die schwerer zu deuten ist. Auch hier leitet eine Jungfrau die Pferde, welche Mercur anzuhalten scheint, während ein unbärtiger Held, mit Helm und Schild — aber ohne Angriffswaffen hinten umgewendet am Wagen steht, wie mit Verwunderung rückwärts sehend. Sollte die Leiterin die ungeflügelte Victoria seyn? oder eher Hippodamia und ihr Freyer Pelops, der im Rückblicke den guten Erfolg seiner List wahrnimmt, indem der ihn verfolgende Oenomaus vom gebrochenen Wagen herabstürzt und Pelops dadurch seines Sieges gewiſs ward? — Wahrscheinlich war dies Gemälde von einem Friese entnommen, auf dem auch die Quadriga des stürzenden Oenomaus abgebildet war. Taf. 23. Opfer des Hercules an die Nymphe Chryse: ein seltenes Denkmal, welches schon früher Herr W. Uhden trefflich erklärt hat (Schriften der K. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, Jahrg. 1810 pag. 64.), doch ohne Angabe, wo sich das Gefäſs befand. Taf. 34. Schlichtung des Streites zwischen Hercules und Apollo wegen des geraubten Dreifuſses durch Schiedsrichter. Der Dreifuſs steht wieder errichtet. Dabei sitzt Hercules, den Iris mit einem Labetrunk stärkt. Seine Beistände sind Minerva, Mercur und ein jugendlicher Heros. Dem Hercules gegenüber steht Apollo mit zwei Lanzen (als einer, der hier zum Kampf gerüstet ist) und vor seinen Füſsen sproſst der Lorbeer: zum Beistand hat er drei jugendliche Helden. Dabei den lodernden Altar des Gottes. Auch diese Vorstellung gehört zu den seltenen.

Zu den Mythen, welche öfter auf Denkmälern vorzukommen pflegen, gehören auch die der Delischen Gottheiten. Taf. 27. Gegen den Willen der grollenden Gemahlin verkündet Jupiter hier an den Götterboten Merkur die Aufnahme in den Olymp und die Ehren des neuen Götterpaares. Apollo, dem der Lorbeer grünt, sitzt an der Cortina, als Wahrsager, und Diana erhebt sich, zierlich auf dem Schwan empor getragen. Denn am Caystrus, wo die Göttin ihren hochgefeierten Tempel hatte, sammelt sich dieses Geflügel zahlreich, so wie auch auf dem heiligen Teich in Delos selbst. Die Göttin hinter Jupiter ist ohne Zweifel Latona, die Mutter; und in der Göttin an der entgegengesetzten Seite, die sich abwendend entfernet, läſst sich leicht die Juno errathen. Tom. II. Taf. 26. zwei Pateren: auf der ei-

Digitized by Google

nen die auf dem Reh sitzende Diana mit der Fackel in der Linken, und auf der andern Apollo, der im langen Gewand die Leyer spielend, auf dem hyperboreischen Greifen durch die Lüfte schwebt, und die Pflanze des Lorbeers nach Delphi bringt, — Taf. 11. Als Vorsteher der Tonkunst steht Apollo, die Töne der Doppelflöte der Euterpe vernehmend, während Terpsichore die Leyer stimmt. Das Gefäfs ist bei Tischbein schon früher edirt. Taf. 56. Die Vorstellung auf diesem schönen Gefäfs ist unsicher. Uns scheint es indessen die Liebe des Apollo zur Nymphe Cyrene vorzubilden. Eros, die Nymphe Libya und ein Silen — Localgenien — bringen Geschenke für die Braut, und ein zweiter Silen feiert auf den Doppelflöten die Verbindung des Gottes mit der Nymphe, von welcher die Landschaft Cyrene den Namen erhielt.

Der auf Vasen nicht selten vorkommende Mythus des Triptolemus ist hier auch auf Taf. 31. 40 und 63 zu sehen: in allen drei erscheint Triptolem auf dem Wagen zwischen den Eleusinischen Göttinnen, der Demeter und Core. — Taf. 83. selten ist auf Vasen die Vorstellung der Geburt der Minerva. Uns ist sie nur einmal auf einem Gefäfse von Girgenti vorgekommen. Hier steht die Göttin schon gerüstet auf dem Knie des Vaters, und vor ihr die Geburtshelferin Ilithyia. Zu bemerken ist, dafs bei dieser Vorstellung im alten Styl die kleine Göttin das Ziegenfell nicht als Brustharnisch, sondern als Schild über dem Arme trägt. Taf. 41. Neptun erlegt den Giganten Ephialtes: ein durch die beigeschriebenen Namen erklärtes Monument. Man vergleiche hiemit die Vignette 3, wo Diana den Gration erlegt. Taf. 77. Ob die auf demselben Gefäfs zweimal vorkommende, auf dem Stier sitzende Jungfrau die Europa sey, lassen wir unentschieden. Taf. 92. Adonis vom wilden Eber angefallen. Tom. II. Taf. 37. Die mit grofsen Flügeln schwebende Iris, die Leyer anbietend. Den ähnlichen Gegenstand haben wir noch kürzlich nach einem Gefäfs in der Bibliothek der Universität zu Palermo publicirt (S. Berliner Kunstblatt Jahrg. 1829. 3 Heft). Das Palermitanische behauptet in Hinsicht des alten Styls den Vorzug. Taf. 36. Weniger bedeutend ist die Vorstellung, wo ein Jüngling dem andern die Leyer übergiebt. Taf. 11. In Beiseyn des alten Vaters besteigt Ulysses die Quadriga, begleitet von seiner Schützerin Minerva. Taf. 31. Penelope sitzend zwischen Ulysses und dem vertrauten Eumaeus forschet mit sinnigem Mifstrauen den erstern aus; ein Bild von der schönsten Erfindung im äginetischen Nachahmungsstyl. So dargestellt läfst sich die Penelope des Zeuxis denken: *in qua pinxisse mores videtur*. Taf. 18. Orion der mit dem Knechte und zwei Hunden zur Hasenjagd sich anschickt. Taf. 24. Die Gewaltthat des Aiax an Cassandra. Die ältliche Frau, welche mit grauen abgeschnittenen Haaren sich von dem Greuel abwendet, scheint Aethra, die Mutter des Theseus zu seyn. An die Priesterin der Göttin läfst sich der abgeschnittenen Haare wegen, welche den Stand der Sklaverei andeuten, nicht denken, eher an die Tempelhüterin. Taf. 33. Der Raub des Cephalus. Taf. 34. Menelaus, der Rache schnaubend die Helena mit dem Schwerdte verfolgt, und durch den Anblick ihrer Schönheit entwaffnet wird; ein auch durch das Alter des Styls merkwürdiges Gefäfs.

Tom. I. Taf. 25. Amymone von Neptun verfolgt, in Beisein des Amor und der Venus, wie die beigeschriebenen Namen andeuten. Ich dachte schon früher dieses Gefäfses bei der Erklärung eines andern, das denselben Gegenstand auf eine veränderte und schönere Weise vorstellt (S. Amalthea II. p. 277). Taf. 25. 26. und 37. Kämpfe der Lapithen mit Centauren, wobei sich Stellungen und Gruppen von andern Monumenten ähnlichen Inhalts wiederholen. Siehe Taf. 25. die Stellung des Pirithous und dann die des Theseus, der mit seiner ihm eigenthümlichen Keule zuschlägt — und vergl. Tischbein Tom. I. Taf. 13.

Auch war der viel besungene Orestes ein häufiger Gegenstand der Vasenmaler. Taf. 14. Am Altar des Apollo zu Delphi, über welchen der Lorbeer emporwächst, stehn als Wanderer Orestes und Pylades, um die Pythia, hinter welcher zugleich der Hierophant erscheint, über ihr Unternehmen, den Tod des Agamemnon zu rächen, zu erforschen. Eine Säule bezeichnet den Delphischen Tempel, und eine kugelförmige Gestalt über dem Altar scheint der Stein zu seyn, welchen Rhea dem Saturn anstatt des neugebornen Jupiter zu verschlucken gab, und der Gott in Pytho wieder ausbrach (Paus. 10, 24). Taf. 8. Orestes in Begleitung des Pylades übergiebt den Aschenkrug an Elektra. Taf. 16. Die von Tauris zurückkehrenden Orestes, Pylades und Iphigenia treffen bei dem Apollo zu Delphi ihre Schwester Electra, welche gekommen war, um sich über die verbreitete Sage vom Tode der beiden Helden zu er-

Digitized by Google

kundigen. Taf. 28. Orestes in Begleitung des Pylades führt die Hermione aus dem Hause der Tyndariden als Braut weg. Taf. 6. Orestes wird als Bräutigam von Hermione bekränzt, und Electra seine Schwester überreicht an Pylades den Brautgürtel. — Hier also die Doppelheirath der beiden unzertrennlichen Jugendfreunde.

Frequent sind auf den Vasen Abschiede und Aufnahmen junger Heroen von Vätern und Gastfreunden. Aber selten lassen sich die Namen der dargestellten bestimmt angeben, weil individuelle Andeutungen hiebei fehlen. Man vergleiche die Tafeln 21. 22. und 94. — Wegen des Delphins auf dem Helme des Helden Taf. 21. liefse sich an Pyrrhus als Enkel der Seegöttin Thetis denken: wie er von dem Grofsvater Lycomedes scheidend, den Labetrunk aus der Hand seiner Mutter Deidamia empfängt. In beiden andern möchte man eher den Abschied des Jason von dem hinfällig alten Vater Aeson vermuthen. In der Vorstellung Taf. 94. drückt sich das Herbe der Trennung selbst in dem Hunde aus, *oder* will man hier eher an den Abschied des Ulysses von Laertes denken, nämlich des Hundes wegen, der dem nach 20 Jahren zurückkehrenden Herrn auf dem Misthaufen sterbend noch zuwedelte. Taf. 3. Feierlicher ist der hier dargestellte Abzug. Aber welcher? — wahrscheinlich der des Aeneas, wie er mit dem alten Vater und den Seinigen von Troia flüchtig wird. Die jugendlichen Figuren mit den weifsen Gesichtern scheinen die ihn begleitenden Schutzgötter zu seyn. Taf. 20. und Tom. II. Taf. 17. Schöne Gruppen kämpfender Amazonen. — Taf. 30. Minotaurus erlegt von Theseus. Taf. 18. Ein nackter jugendlicher Reiter, der von einem Bewaffneten überfallen wird; und Taf. 95. Ein junger Phrygischer Reiter, dem ein bewaffneter Krieger im Hinterhalt auflauert, erwarten noch eine passende Erklärung; so wie auch der Gegenstand Taf. 29. wo ein bärtiger nackter Heros einem jüngern, der einen Cantharus auf der Hand trägt, einen Trunk aus seinem Schlauch zu verweigern scheint. Taf. 60. Achilles der mit gezogenem Schwerdte sitzt, und dem Briseis in Beiseyn des Patroklus den Trunk reichet, wird von Minerva und Mercur besänftigt. Tom. II. Taf. 13. Der Kampf zweier Helden um einen dritten Erschlagenen mit Knappen rechts und links. — Vielleicht der Kampf des Aiax mit Hector um die Leiche des Patroclus. — In Hinsicht der Krieger, mit Knappen begleitet, mag man auch Tom. II. Taf. 6. 15. und 16. vergleichen. Taf. 59. Räthselhaft ist die Vorstellung, wo in colossaler Gröfse die Dioscuren ein Pferd halten, und ein Heros in kleinerer Gestalt sich mit einem wassertragenden Mädchen zu verständigen scheint. Tom. II. Taf. 4. In zwei Reihen übereinander sieht man Eroten und Liebende, wobei Merkur dreimal vorkommt, dargestellt. Aber ein Zusammenhang von Darstellung geht daraus nicht hervor. Taf. 3. Ein auf einer ionischen Säule sitzender weiblicher Genius mit grofsen Flügeln bietet einem nackten Heros eine Gans an. Kaum läfst sich hier an die Gans als Lieblingsvogel des Priapus denken (cf. Petron. Lect. c. 37.) Taf. 28. Ein mit einer Schachtel auf der Linken, und einem Fächer in der Rechten fliehendes Mädchen wird von einem Heros verfolgt, der ihr einen Kranz anbietet. Dann auf demselben Gefäfs ein sitzender Heros mit einer Schachtel auf der Linken, dem ein nackter mit grofsen Flügeln schwebender weiblicher Genius eine Binde anbietet. Taf. 84. Biga einer ungeflügelten Victoria, welche Mercur leitet. Taf. 12. Eros, der einem sitzenden Mädchen eine Liebesbotschaft bringt und Taf. 13. Eros mit einem Mädchen für einen Ankömmling das Bad bereitend. Taf. 47. Vier Mädchen, wie die Grazien und Venus, die mit Eroten Ball spielen. Ein Eros hat sich auf den Rücken der einen geschwungen.

Hiernach werfen wir noch einen Blick auf die athletischen Gegenstände. Taf. 7. In Gegenwart des Gymnasiarcha und eines Pädotriba üben sich drei Epheben in Handhabung der schweren Bleigewichte (halteres), wovon der eine, ein solches Gewicht in jeder Hand, die Arme gerade — zum Zeichen seiner Stärke und Gewandtheit — vor sich ausgestreckt hält. Tom. II. Taf. 42. Ein Epheb, die Strigilis haltend, steht zwischen zwei Pädotriben, und auf derselben Tafel sieht man den Eros mit grofsen Flügeln sitzen, den man als den Gott ansehen kann, dem die Palästra der Akademie zu Athen vorzugsweise geweiht war. Taf. 68. und 69. Unterrichten Pädotriben die Epheben in grottesken Tanzübungen und Taf. 19. Ein Epheb, der vor dem Vorsteher der Reitkunst seine Uebung zu Pferde macht. — Taf. 39. Zwei Athleten, wo der Sieger von der Victoria das Siegesreis empfängt (vergleiche damit Tischbein Tom. I. Taf. 57). — Die Vorstellungen Taf. 73 und 74. kommen, als mit einander in Beziehung stehend, auf demselben Gefäfs vor. An der Vorderseite sieht man die ankämpfende Minerva zwischen zwei Säulen, worauf

Digitized by Google

Hähne, als streitbare Thiere der Göttin geweiht, sitzen. An der Rückseite ist der Kampf zweier Pancratiasten zwischen zwei Kampfrichtern vorgestellt. Die Publication einer ähnlichen Vorstellung bei Millingen (*mon. inedits Pl. I.*) hat durch die Beischrift kundgegeben, dafs solche Gefäfse in Athen den Ueberwindern in den gymnischen Spielen als Preis gegeben wurden. Zwei ähnliche Gefäfse, das eine aus der Bartholdyschen, das andere aus der Kollerischen Sammlung, befinden sich jetzt im k. Museum zu Berlin.

Opfer, Gelage und festliche Aufzüge: Taf. 81. u. 82. Libationen, die eine von Mann und Frau; die andere von Frau und Frau. Auf den zwischen den Opfernden gestellten Altären, da es nasse Opfer sind, lodert kein Feuer. Taf. 78. ein durch die Victoria gebändigter Stier, den ein Jüngling am Horne haltend als Opfer zum Altar schleppt, in Beiseyn vier anderer Fackelträger, die den Zug bilden, zugleich mit einem sechsten, welcher der Ordner zu seyn scheint. Ein im Felde vorkommender Dreifufs deutet an, dafs das Opfer dem Apollo galt, und zwar zu Nacht, wie die Fackeln zeigen. Auch war das Stieropfer dem Apollo vorzüglich eigen. Taf. 32. Nächtlicher Zug von vier Jünglingen im Taktschritt bei dem Spiel einer Flötnerin. Taf. 66. Der ähnliche Gegenstand; doch zugleich mit einem Kopfe hoch im Felde des Gefäfses: vielleicht eine Andeutung des Demos, der aus Fenstern und Dachluken dem nächtlichen Zuge zusieht. Taf. 36. u. 38. Aehnliche Aufzüge bei dem Spiel der Leier. Tom. II. Taf. 19. u. 20. Die hier dargestellten Aufzüge bei dem Vorspiel der Leier scheinen zu den Lenäischen Feierlichkeiten zu gehören, worauf besonders die Choëphoren, oder eher Chytrophoren hindeuten. Taf. S. 2. u. Tom. II. Taf. 38. Schmausende, wobei Mädchen spielen oder aufwarten: Gegenstände, die nicht selten auf Gefäfsen vorkommen.

Noch hat der Verfasser als Zierde 31 Vignetten beigefügt, die aber aus andern Werken entnommen hier nicht in Betracht kommen. Das vorzügliche Verdienst dieser Ausgabe besteht in der grofsen Aufmerksamkeit, welche der Verf. auf die Zeichnungen und die colorirten Abdrücke verwandte. Geringer ist das Verdienst des Verfassers in Hinsicht der Erklärungen.

A. Hirt.

XXIV.

Histoire politique et militaire du prince Eugène Napoleon vice-roi d'Italie. Par le général de Vaudoncourt. Paris 1828. *Tom. I. XXIV. et* 451. *Tom. II.* 573.

Der General v. Vaudoncourt hat bereits mehre geschichtlich-militairische Werke geliefert, namentlich eine Geschichte des Feldzugs 1812, eine des Feldzugs 1813, des Kriegs 1813. u. 14. in Italien, der Kriege 1814. u. 15. und einige wenige bekannte kleinere Werke; er hat eine Reihe von Jahren und besonders in der Zeit vom Jahre 1805 — 1812, als kommandirender Officier der Artillerie, unter dem directen Befehl des Vice-Königs gestanden, und so ist er veranlafst, indem er jene früheren Werke theils zusammenzieht, theils erweitert und an dem Faden, den das Leben Eugens abgeben mufs, aufreiht, diefs neue Werk zu schreiben. Geistreich aufgefafst würde ein solches Unternehmen nicht ohne Interesse seyn, indem so, in einer Reihe aufgestellt uns das geboten würde, was wir aufserdem mühsam unter vielem Anderen aufsuchen müssen; zugleich aber hätte sich für den Verfasser eine sehr günstige Gelegenheit dargeboten, jene früheren Werke, von denen wir hier den Feldzug von 1812, und den italienischen Feldzug 1813 u. 14, noch einmal erhalten, von den zahllosen Unrichtigkeiten und Fehlern zu reinigen der eine sorgsame Kritik bemüht gewesen ist, ihm nachzuweisen. Statt dessen aber finden wir hier nur eine unfruchtbare Wiederholung seiner eigenen Werke, in die sich sorglos alle jene Unrichtigkeiten und schiefen Ansichten wieder zeigen; ein nacktes Aneinanderreihen geschichtlicher Ereignisse, oft ganz in der Form eines Tagebuchs, das nur unterbrochen wird, um einige andere Lebensbeschreiber Eugens oder einen Geschichtschreiber, der andere Details beibringt, mit Vorwürfen zu überhäufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Histoire politique et militaire du prince Eugène Napoleon vice-roi d'Italie. Par le général de Vaudoncourt.

(Fortsetzung.)

Zugleich verliert sich der Verfasser sehr oft in durchaus interesselose Einzelnheiten, zieht Ungehöriges herbei und schwellt dadurch sein Werk auf 1000 Seiten an. Eugen, seine eigene Thätigkeit, Einsicht u. s. w. bleibt durchaus im Hintergrunde, man kommt vor alle *den* Thaten einzelner Brigadiers, Bataillons- und Eskadronschefs beinahe niemals zu ihm selbst und wo Ansichten, Meinungen von ihm beigebracht werden, sieht man deutlich, dafs dies die Reflexionen des Verfassers sind, der 15, 20 Jahre nach der That beleuchtet, was man vor derselben überlegt hat.

Ohne Eugens Persönlichkeit zu nahe treten zu wollen, müssen wir bemerken, dafs er weder zu den glücklichen, noch zu den grofsen Feldherren neuerer Zeit gerechnet werden kann. Er hat Heere kommandirt, rühmliche Gefechte geliefert, aber grofse Erfolge und entscheidende Thaten waren nie an seine Fahnen geknüpft, das Schicksal versagte ihm diesen unsterblichen Ruhm, indem es ihn stets dahin warf, wo wenig zu gewinnen und nicht viel zu verlieren war. Ein Blick auf die Thaten, die er selbsthändig vollbracht, genügt, um diese Behauptung zu bestätigen. Eugen hat nur dreimal eigene Heere geführt. Im Jahre 1809 in Italien, Oesterreich und Ungarn, anfangs geschlagen, wird er durch den Erzherzog Johann von Isonzo bis hinter die Etsch zurückgeworfen, als die Verhältnisse in Deutschland den Erzherzog zum Rückzug nöthigen, folgt er diesem, und vereinigt sich nach dem für ihn rühmlichen Gefecht von Raab mit Napoleon, so dafs er noch Antheil an der Schlacht von Wagram nimmt. Im Januar 1813 übernahm er am 17ten Januar in Posen den Oberbefehl der Trümmer der grofsen Armee, macht den Rückzug bis Magdeburg und vereinigt sich am 30sten April mit Napoleon. Sein entscheidender Antheil an der Schlacht von Gr. Görschen erfolgt auf des Kaisers speciellen Befehl. Im Mai übernimmt er den Befehl der italienischen Armee und wird von den Oesterreichern nach und nach bis zum März 1814 von der Sau bis hinter den Mincio zurückgedrängt. Hiermit trat er von dem Schauplatze ab, und wenn daher der General v. Vaudoncourt für seinen Helden einen der ersten Lorbeeren in Anspruch nimmt, seinen Thaten einen höheren Werth beilegt, als ihnen in Wahrheit gebührt; so wollen wir diefs dem französischen General nachsehen.

Unangenehmer berührt uns dagegen eine Animosität und Aufgeregtheit gegen alles, was entweder den Ruhm seines Helden schmälern könnte, oder was die Farbe einer der napoleonischen entgegengesetzten Parthei trägt. Zahllose Beleidigungen, Vorwürfe, Ausfälle eines wüthenden Aergers, gegen jede Person, die ihm so entgegen tritt, finden wir überall und das Auge des Verfassers wird dadurch dergestalt verblendet, dafs er ganz übersieht, wie er seinem Helden auf diese Weise mehr Schaden als Vortheil bringt. Auch diefs müssen wir ihm verzeihen, er gehört zu der Klasse jener erbitterten Napoleonisten, die betäubt durch den ungeheuern Sturz, sich immer noch nicht erheben können zu einer freien, unbefangenen Anschauung der Verhältnisse und deren unendlicher Dünkel, entstanden durch die grofsartigsten Lagen, in denen sie sich unter Napoleon befanden, nur zugiebt, „wir sind besiegt, aber — nur durch uns selbst." Partheilose, ruhige Betrachtung, Abwägen der gegenseitigen Berechtigungen, zeigt sich daher nirgend, wo politische Verhältnisse zur Sprache kommen. Die militairischen Begebenheiten ebenso einseitig behandelt, entstellt zum Ruhm der französischen Waffen, verlieren viel von ihrem historischen Werthe und werden zu Bülletins-Nachrichten, die immer nur von Siegen, Niederlagen des Feindes, vortrefflichen Maafsre-

Digitized by Google

geln, hoher Einsicht des Feldherrn, ungezügeltem Muthe, selbst der Conscribirten, sprechen und durch deren pomphafte Siegesberichte man unendlich gelangweilt wird. — Nur den Naturelementen, dem Verrath und dem unberechenbaren Zufalle wird eine Macht über Frankreichs Adler zugestanden, edle menschliche Bestrebungen anderer Völker haben keine Berechtigung und sind ohnmächtige oder strafbare Versuche, sich gegen die Hoheit dieses Frankreichs aufzulehnen; sie sind die Barbaren gegen die grofse Nation. — Eine solche Befangenheit ist bei einem historischen Schriftsteller widerlich und der Totaleindruck des vorliegenden Werks deshalb unangenehm und langweilig. —

Wir könnten uns mit diesem Urtheile begnügen; einerseits aber um dasselbe zu begründen, andererseits um denen, die sich nicht durch das breite Werk selbst hindurchmühen wollen, eine Uebersicht dessen zu geben, was sie darin finden können, sey es uns gestattet den Inhalt weiter darzulegen.

Das Werk zerfällt in 15 Kapitel, davon 7 den ersten und 8 den zweiten Theil bilden. Der Verfasser hat es *histoire politique et militaire du prince Eugène* genannt, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir den Prinzen auf der 43. Seite bereits als Vice-König von Italien finden. Das 3—8te Kapitel wird durch den Feldzug 1809 gefüllt, im 9ten handeln zehn Seiten von der Geschichte der Jahre 1810 u. 1811, dann finden wir uns in Rufsland, das 10te Kapitel begreift die Ereignisse 1813 bis nach der Schlacht von Lützen, das 11te — 15te den Krieg 1813 u. 14. in Italien. Von 15 Kapiteln sind mithin 13 denjenigen Ereignissen gewidmet, welche der Verfasser schon anderweitig beschrieben hat, oder über welche bereits vielfache historische Werke vorhanden sind. —

1. Kapitel. Eugen wurde geboren den 3. September 1781 zu Paris; im Jahre 1797 wurde er *Souslieutenant* und *aide de camp* bei Napoleon, der 1796 seine Mutter geheirathet hatte; in dieser Eigenschaft begleitet er Napoleon nach Aegypten und wird vor *St. Jean d'Acre* verwundet, die einzige Wunde welche er erhielt; er kehrt mit Napoleon nach Frankreich zurück; wird Kapitain und Kommandeur der reitenden Jäger der Consular-Garde; auf dem Schlachtfelde von Marengo *Chef d'escadron*; 1802 *Colonel*; 1804 *général de brigade et colonel général de chasseurs*; 1804 den 14. Juni *prince français*; 1805 den 1sten Februar, *archi-chancelier d'état de l'empire français*, den 2ten Februar *grand officier de la Légion-d'Honneur*, und den 7ten Juni Vice-König von Italien. In einem Alter von 24 Jahren hatte er die Spitze seines Laufs erreicht, ohne eigene That, getragen von dem Geiste und dem Glücke seines Stiefvaters. Die Erzählung dieser Carriere und weitläuftige Abschweifungen über die Verhältnisse Neapels und Roms, die europäische Politik, Geschichte der Krönung Napoleons und der neuen Organisation des Königreichs Italien füllen das erste Kapitel. Wir finden keine Charakterschilderung Eugens, nichts über seine Bildung, Erziehung und keine persönliche That, als eine allgemein bekannte Anecdote aus der Schlacht von Marengo.

2. Kapitel. An dem Feldzuge 1805 nahm Eugen keinen Antheil, er war beschäftigt mit der Organisation Italiens, wobei jedoch von Napoleon stets die allgemeinen Grundsätze und selbst mancherlei Detail, besonders das militairische, ausging.

Verschiedene innere Einrichtungen, die Vereinigung Venedigs mit dem Königreich, Stiftung der 12 Herzogthümer, Censureinrichtung, militairische Bauten, Verstärkung der Truppen, Organisation der Universität Padua, der Appellationshöfe, der Centralschulen u. s. w. sind die Ergebnisse der Jahre 1806, 7, u. 8, an deren kriegerischen Begebenheiten Italien nur insofern Antheil nimmt, als 1806 die Division Teulié nach Preufsen und 1808 die Division Lecchi nach Catalonien marschirt. —

Ueberraschend ist es, wenn im Jahre 1828 der Verfasser, von der Continentalsperre, der er das Wort redet, sagt: *C'était le plus sûr moyen de forcer l'Angleterre à la paix, ou de la mettre hors d'état de continuer la guerre, en tarissant les sources de sa prospérité. L'événement a prouvé la justesse des vues de Napoleon, l'industrie manufacturière s'est établie en Europa etc. Dès* 1807, *tous les hommes éclairés et raisonnables, avaient applaudi à une mesure, qui, au prix de quelques privations qui devaient diminuer de jour en jour, assurait pour l'avenir la prospérité des nations continentales.* Spurlos sind an ihm die späteren grofsen Begebenheiten vorübergegangen und es scheint nach diesen Ansichten, Vaudoncourt habe von 1814 an nicht anders gelebt, als jener Mann auf St. Helena.

3. — 8. Kapitel. Im 3. Kapitel beginnt die Beschreibung des Feldzugs von 1809 gegen Oesterreich und hier findet der Hafs des Verfassers gegen Oester-

Digitized by Google

reich, und namentlich gegen die Erzherzöge Carl und Johann einen Platz, um sich in zahllosen Anzüglichkeiten und Vorwürfen zu ergiessen. Von Seiten Oesterreichs scheint dem Verfasser kein Werk weiter über diesen Krieg bekannt zu seyn, als dasjenige, welches unter dem Titel „das Heer von Innerösterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809" im Jahre 1817 erschienen ist, aber obgleich er es selbst *une relation ampoulée et dénaturée, qui a paru sous le nom de l'archéduc Jean*, nennt, so bleibt es doch die einzige Quelle, aus der er schöpft. Das treffliche Werk des General von Stutterheim über den Feldzug 1809 kennt er gar nicht.

Unmöglich ist es sich auf die Einzelheiten, die uns nun auf 400 Seiten über den Feldzug 1809 in Italien, Oesterreich und Ungarn, mitgetheilt werden, einzulassen. Das Werk ist hier fast durchaus in der Form eines Tagebuchs, und da die täglichen Bewegungen jedes Detachements, die Ereignisse auf jedem Punkte des Heeres angegeben werden, so wird das Ganze unendlich breit und wir verlieren die Person Eugens oft ganz aus den Augen. Hierzu kommt nun noch, dafs, wie in fast allen französischen Werken, sich auf jeder Seite Verstümmelungen und Verunstaltungen der Personen- und Ortsnamen finden, so dafs nach allen diesem die Darstellung uninteressant, verworren und im höchsten Grade ermüdend ist.

Es war, wie schon bemerkt, Eugen im Feldzuge 1809 nicht vergönnt grofse, Erfolge zu erringen, die Oesterreicher, *qui ne sont pas fort délicats, sous le rapport des déclarations de guerre*, ergriffen in den ersten Tagen des April mit überlegenen Kräften die Offensive und drängten bis zum 1sten Mai, nach mehreren, für sie glücklichen Gefechten, Eugen bis hinter die Etsch zurück. Hier aber lag die Entscheidung des Krieges nicht; bei Regensburg durchschnitt vom 19ten bis 23sten April Napoleon mit wenigen kühnen Schwerdtstreichen das netzartige strategische Gewebe, mit welchem eine übelverstandene, von der Praxis verlassene Theorie ihn zu umwickeln hoffte, sprengte das österreichische Hauptheer, warf den Erzherzog Carl mit dem gröfseren Theil über die Donau, den Feldmarschall-Lieutenant Hiller über die Iser zurück und stand am 10ten Mai vor Wien. Auf die Nachricht dieser unglücklichen Ereignisse trat der Erzherzog Johann seinen Rückzug von der Etsch an, nachdem er offen in einem Armeebefehl die Ursachen, die denselben veranlafsten, dargelegt hatte. Vaudoncourt sagt von diesem Befehl: *Le style ampoulé de cette siècle, la jactance, avec laquelle elle est écrite et la franchise, avec laquelle on y ment, font qu'elle mérite d'être conservée dans l'histoire*, man vergleiche jedoch mit demselben die grofssprecherische *Ordre du jour*, welche anfängt: *Vous avez glorieusement atteint le but que je vous avais marqué; le Semering a été témoin de votre jonction avec la grande armée. Soyez les bienvenus!! Je suis content de vous!!!*, und mit der Napolen am 26sten Mai die italienische Armee empfängt, welche in der That nichts gethan hatte, als dem zurückgehenden Feinde zu folgen und ihm einige glückliche Rückzugsgefechte zu liefern. — An der Schlacht von Aspern nahm Eugen keinen Antheil, er verfolgte den Erzherzog, der sich nach Ungarn zurückzog und lieferte ihm am 14ten Juni das Gefecht von Raab. — In der Schlacht von Wagram bildete die italienische Armee das Centrum bei Raschdorf und erlitt einen bedeutenden Verlust.

Der Waffenstillstand von Znaym, beendet die kriegerischen Begebenheiten dieses Jahres.

Nur in dem insurgirten Tyrol dauerten die Feindseeligkeiten fort. *Les Tyroliens, ignorans et fanatiques, étaient entièrement livrés à l'influence du clergé, lié aux intérêts de l'Autriche*, sie waren schwer zur Unterwerfung zu bringen, und diefs gelang erst als Eugen im November und December mit 42000 Mann Infanterie, 3500 Mann Kavallerie und 120 Kanonen das Land überzog.

9. Kapitel. So dürftig die Nachrichten über die Geschichte Eugens in den Jahren 1810 u. 11 sind, welche auf 10 Seiten abgehandelt wird, so neu und überraschend war uns die Nachricht, welche wir hier über die Abstammung der Russen erhalten; mit der höchsten Ignoranz erzählt der Verfasser: *Alexandre occupait la place d'Attila et régnait sur ces mêmes Slaves, qui, sous le nom de Huns, ont ravagé la Germanie et les Gaules, il y a quatorze siècles.* Woher der General v. Vaudoncourt diese sonderbare Nachricht wohl haben mag? Er prüft sie nicht, wahr oder falsch, sie gestattet ihm die Russen im weiteren Verlauf noch mehrere Male mit dem Titel der Hunnen zu belegen.

Mit Seite 86 Theil 2. beginnt die Darstellung des Feldzugs 1812, welche gedrängter ist, als die des Kriegs von 1809, mehr aber eine Geschichte des 4ten Armee-

Digitized by Google

Corps, als Eugens bildet. Die italienische Armee formirte das 4te Armee-Corps der grofsen Armee, erst bei einem der Rückzugsgefechte Ostermanns am 26sten Juli bei Ostrowna kam sie ins Feuer, ihr Antheil an der Schlacht von Mosaisk, durch den Angriff auf Borodino und die dahinter gelegenen Verschanzungen ist bekannt. Bis zur Mitte des Octobers blieb das Corps in Moscau, dann wurde es gegen Kaluga, rechts seitwärts entsendet, und hatte am 24. October das Gefecht von Malojaroslawetz, von welchem Vaudoncourt sagt: *Le 4me Corps, qui comptait à peine* 17000 *combattans, dont* 14000 *seulement furent engagés, eut la gloire de battre seize divisions russes, faisant plus de* 100000 *hommes, dont* 60000 *donnèrent.* In der That waren es 20000 Mann Russen, welche hier ins Gefecht kamen und denen es allerdings nicht gelang, das Städtchen Malojaroslawetz den Italienern zu entreissen, Kutusof stellte nach dem Gefecht seine Vorposten einen Kanonenschufs weit von der französischen Armee auf, und so ist das Geschlagenwerden der Russen nichts als ein mifslungener Angriff, den sie mit einbrechender Nacht und beim Eintreffen zahlreicher Verstärkung des Feindes aufgaben. — Hier nun beginnt der Rückzug, auf welchem Eugen theilweise die Arriergarde führte, und die grofse Armee unterliegt der Wuth des Klimas, ohne dafs die *mèprisables cosaques* etwas dazu beigetragen hätten. Beiläufig erfahren wir hier auch, wie wenig überhaupt die Franzosen von den Russen zu fürchten hatten, indessen theilt der Verfasser diese Ansicht mit den meisten französischen Berichterstattern. Er erzählt uns bei Gelegenheit des Uebergangs über den Wop am 10ten November, als die französische Armee durch eine fünftägige furchtbare Kälte, am 9ten November hatte sie 12° erreicht, bereits sich ihrer Auflösung näherte: *Platow se hâta de suivre et voulut entamer l'arrière-garde, quelque coups de canon le firent fuir avec les siens.* — Am 15ten November fand sich Eugen bei Merlino abgeschnitten, er hatte nur noch 6000 schlagfähige Mann und *un nombre presque égal d'hommes désarmés et à moitié perclus par la gelée, qui avait attaqué leurs membres,* Miloradowitsch greift ihn mit 20000 Mann in Front und Flanke an, *plusieurs charges furent tentées sur les carrées de la gauche et même sur les hommes isolés, toutes furent repoussées et la nuit vint sans que le 4me Corps pût être entamé. Les hommes isolés,* die unbewaffneten Leute, halb gelähmt von der Kälte, mit erfrorenen Gliedern, an Stöcken in Lumpen einherschleichend, genügen, um die wiederholten Angriffe der Russen abzuweisen, dieſs erzählt uns französische Grofssprecherei. Auch Chambray berichtet von diesem Gefecht. Es begann indem der Tag sich zu Ende neigte, die russische Kavallerie vernichtete die beiden linken Flügel-Bataillons des 4ten Corps, die Isolirten, von denen Guilleminot 1200 noch Bewaffnete gesammelt hatte, flohen hinter die französische Linie, Eugen marschirte in der Nacht seitwärts, aber er brachte von jenen 12000 Mann nur 3500 davon.

10. Kapitel. Die unglücklichen Trümmer der grofsen Armee setzten den Rückzug vom Niemen nach und nach bis hinter die Weichsel, die Oder und die Elbe fort.

Was uns hier der Verfasser über die Verhältnisse der preufsischen Truppen sagt, ist ein Gewebe von Unwahrheiten und Lügen, welches bereits hinlänglich durch den General v. Seidlitz in dessen „Tagebuch des preufsischen Armee-Corps 1812" widerlegt worden ist. Vaudoncourt spricht von der Desertion des Generals von York; freilich hat diese That, die den Feldmarschall v. York zu einer welthistorischen Person erhob, den Franzosen viel gekostet, sie aber als eine Desertion bezeichnen, zeugt von einem elenden Aerger, der selbst Schimpfworte nicht verschmäht, um sich Luft zu machen. Falsch sind die Angaben, dafs der General von Bülow unter Macdonalds Befehlen stand und von Königsberg an dessen Arriergarde bildete; der General v. Bülow kommandirte die preufsischen Truppen in Königsberg und marschirte vor den Russen nach Pommern, ohne jemals unter Macdonald gestanden zu haben. Ebenso falsch sind die Behauptungen, dafs der General Castella, welcher in Pillau commandirte, durch die preufs. Truppen in dieser Festung (zwei Garnison Kompagnien) zur Uebergabe gezwungen und endlich dem russischen General Graf Wittgenstein durch die Preufsen der Uebergang über die Weichsel eröffnet worden sey. (Siehe Seidlitz Tagebuch.)

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Histoire politique et militaire du prince Eugène Napoleon vice-roi d'Italie. Par le général de Vaudoncourt.

(Schlufs.)

Eugen hatte am 17. Januar 1813 in Posen das Kommando der Armee übernommen, nachdem Murat dieselbe verlassen; zu schwach, um den mit den Preufsen vereinigten Russen widerstehen zu können, ging er im März bis hinter die Saale und Elbe zurück, seine Aufstellung durch Magdeburg deckend, indem er in dieser Situation die Ankunft des neugebildeten kaiserlichen Heeres abzuwarten beabsichtigte. Es gelang ihm sich bis Ende April zu behaupten, aus welcher Periode wir nur die Gefechte von Lüneburg und Möckern hervorheben wollen. —

Von dem ersteren wird erzählt, Morand sei nur 1000 Mann, 4 Kanonen und ein Piket Kavallerie stark gewesen, während in Wahrheit seine Stärke 2500 Mann Infanterie, 200 Pferde und 10 Kanonen betrug, von denen er 2200 Mann und 9 Kanonen verlor; die vereinigten Russen und Preufsen waren nicht 4000 Mann stark, sondern nur 2 Bataillons Infanterie und 2000 Mann leichter Kavallerie. Der General von Dörnberg, welcher sie führte, erlangt hier die Ehre mit York in eine Kategorie gestellt zu werden, indem auch er *déserteur* genannt wird; seine edle Bestrebung das Leben der von den Franzosen nach dem Aufgeben Lüneburgs verhafteten Bürger durch angedrohte Repressalien zu retten, ist *dans le genre des actes de la coalition à cette époque, où la subversion de tous les principes d'honneur et du droit des nations était proclamée et où le Code des nations civilisées était remplacé par le Code d'invasion et de rapines des Huns et des Vandales.* Von jenen Bürgern behauptet der Verfasser, sie seien arretirt, weil sie den General Morand nach seiner Gefangennehmung meuchlings gemordet hätten, während doch genugsam bekannt ist, dafs derselbe am 5. April in Boitzenburg an seinen im Gefecht erhaltenen Wunden starb.

Wie immer übertreibt der Verfasser auch bei Erzählung des Gefechts von Möckern die Stärke von Eugens Gegnern, die er auf 60,000 Mann angiebt, und welche in Wahrheit nur 27,000 Mann betrug. Er spricht stets von einem Korps von Borstel, einem Korps von Bülow, während ersterer General nur eine Brigade von 4000 Mann, letzterer eine Division von 7000 Mann befehligte. Das Gefecht von Möckern ist eines der unnützesten, und zeugt davon, dafs Eugen in jener Epoche durchaus keinen bestimmten Zweck hatte, er rückt am 2. und 3. April 3 Meilen von Magdeburg mit 36000 Mann vor, (dem 5., 11. Korps und den Garden) läfst am 5. seine Avantgarde und Vorposten schlagen und marschirt am 6. nach Magdeburg zurück. *A Berlin, on chanta un Te Deum, pour célébrer la délivrance de la ville*, sagt der Verfasser.

Am 25. April beginnt Eugen seine Bewegung auf dem linken Ufer der Saale, um sich mit Napoleon zu vereinigen, welches er am 30. April bei Merseburg vollbringt, nachdem er die Gefechte von Wettin, Halle und Merseburg geliefert hatte. Die Beschreibung dieser Gefechte ist höchst oberflächlich. —

Am Schlachttage von Gr. Görschen war Eugen mit dem 5. und 11. Korps auf der grofsen Strafse gegen Leipzig entsendet und befand sich im Gefecht mit dem Kleistschen Korps, als Napoleon, der sich unerwartet in seiner rechten Flanke durch das Hauptheer der Verbündeten angegriffen sah, ihm befahl, in der Richtung auf Gr. Görschen zurückzumarschiren. Eugen liefs das 5. Korps vor Leipzig und erschien mit dem 11. um ungefähr 5 Uhr Nachmittags vor Eisdorff in der rechten Flanke der Allirten, er eroberte das Dorf und diefs so wie der etwas spätere Verlust von Caja, Rahna und Kl. Görschen, den Napoleon erzwang, entschieden die

Digitized by Google

Schlacht. Voudoncourt erzählt den Hergang oft wörtlich übereinstimmend mit der Beschreibung der Wagnerschen Schlachtpläne, nur dafs er auch hier wie immer die Stärke der Verbündeten und ihre Verluste übertreibt. Er erzählt, besonders viel hätten gelitten, die *volontaires de Berlin, cette perte fut une plaie, dont la Prusse se sent encore, par le grand nombre de jeunes gens, voués à la culture des arts et des sciences, qui perdirent la vie à Lützen (?).*

Von der Schlacht von Gr. Görschen bis zur Wiedereinnahme von Dresden kommandirte Eugen die Avantgarde, die Ergebnisse mehrerer kleineren Gefechte bei Colditz, Waldheim, Nossen u. s. w. waren aber nicht glänzend, indem bei dem weiteren Vorgehen ganz besonders der Mangel der Kavallerie französischer Seits fühlbar wurde.

11. bis 15. Kapitel. Am 10. Mai erhielt Eugen von Napoleon den Befehl sich nach Italien zu begeben und zur Vertheidigung desselben ein neues Heer zu bilden. Am 18. Mai traf er in Mailand ein, um eine Organisation anzufangen, die unter den damaligen Verhältnissen höchst schwierig war. Es gelang ihm trotz des Mangels alter Soldaten und der Erschöpfung des Landes an conscriptionsfähigen Leuten, am 17. Juli bereis 73 Bataillons, 12 Eskadrons, 45000 Mann 1500 Pferde versammlet zu haben, mit denen er im August bis Villach vorrückte. Ihm gegenüber befand sich der Feldzeugmeister Hiller mit ungefähr 50,000 Mann, dessen Stärke Vaudoncourt übertrieben auf 70,000 Mann angiebt.

Die Croaten, treu dem alten Herscher, gingen, als Barbaren *qui ne peuvent se comporter ni avec nos lois, ni avec notre organisation sociale*, schaarenweise zu den Oestreichern über, und in Illyrien, wie in Croatien, brach auf allen Punkten eine Insurrektion aus, welche natürlich von den östreichischen Generalen unterstützt wurde und der mehrere französische Detachements und Besatzungen erlagen.

Trotz dem aber kann man nicht umhin, die Lage Eugens in den ersten Monaten anders als günstig zu nennen. Er steht conzentrirt hinter der Sau, die rechte Flanke gedeckt durch das Meer, die linke durch die Tyroler Alpen, in dem Dreieck von Villach, Laybach und Triest, dessen Seiten jede ungefähr 13 Meilen beträgt, in drei Märschen kann er daher auf jedem Punkte vereinigt sein und einen Schlag gegen seinen getheilten Gegner ausführen, dessen Truppen auf einer Linie von 30 Meilen um ihn her vertheilt sind. Waren seine Truppen auch keineswegs kriegsgewohnt, so waren doch die seines Gegners nicht besser und dieser selbst unentschlossen und zaudernd, wie diefs der ganze Verlauf des Feldzugs beweist. —

Es scheint uns daher als habe Eugen, indem er sich auf die Vertheidigung der Grenzen Italiens lediglich beschränkte, seine wahrhafte Aufgabe verkannt. Diese Vertheidigung war ein Nebenzweck, die Entscheidung wurde in Sachsen erkämpft, dort lag das Schicksal Italiens, wie das von ganz Europa, und es mufste deshalb Eugens Bestreben sein, von den feindlichen Kräften, so viel als immer möglich war, von Napoleon ab und auf sich zu ziehen. Diefs konnte er aber nur durch die entschiedenste Offensive erreichen, zu welcher das Glück selbst ihm die Hand bot. Hiller nämlich theilte sich, entsendete ein Korps von 20000 Mann nach Croatien und Illyrien und blieb mit ungefähr 30000 Mann bei Villach stehen. Eugen konnte diesen Theil mit 42000 Mann angreifen, während er mit einigen tausend Mann Radevojewich und Nugent bei Laybach und Fiume beschäftigte und täuschte, aber, sagt Vaudoncourt, *le prince vice-roi était obligé de lui opposer une disposition semblable.* Denn obschon er Seite 271 eine der unsrigen ähnliche Reflexion macht, so läfst er doch ganz die Zeit, welche Eugen gegen seine übrigen Gegner gewinnen mufste, wenn er sich auf einen warf, aufser der Berechnung und läfst die feindlichen Generale wie inspirirt agiren, was denn doch keineswegs der Fall war; so kommt er natürlich auf das Resultat, dafs Eugen sich theilen mufste, weil sein Gegner es that. —

Endlich ging Ende September Hiller auf allen Punkten in die Offensive über und nun ist Eugen durch die Theilung überall zu schwach und wird gezwungen die Stellung hinter dem Isonzo und Tagliamento einzunehmen.

Die Convention von Ried, abgeschlossen den 8. October, und damit der Uebertritt Baierns zur Coalition, erlaubte Hiller mit dem gröfseren Theile seines Heeres durch Tyrol gegen Verona vorzurücken, er umging damit alle die Stellungen welche Eugen an dem Isonzo, Tagliamento, der Piave und der Brenta noch nehmen konnte und nöthigte diesen ohne Schwerdtstreich den ganzen östlichen Theil Oberitaliens bis zur Etsch aufzugeben. Wir müssen diese Bewegung, wenn sie nur schneller und kräftiger ausgeführt worden wäre, gut heifsen, obgleich Vaudoncourt sie tadelt.

Digitized by Google

Der Uebertritt Baierns kommt natürlich unserem Verfasser höchst ungelegen und er sieht auch hier nur Verrath. *Exactement instruit de ce qui se passait dans ce pays, Eugen avait été informé que la parti autrichien, dont le général de Wiède était le chef, et le parti soi-disant libéral ou teutonique, qui se composait de toute la noblesse des districts autre fois prussiens et réunis à la Bavière, acquérait de jour en jour plus de crédit, et commençait à dominer l'opinion publique. Quant au comte de Montgelas, entouré d'ennemis, qui conspiraient sa chute, contrarié et croisé jusque dans le conseil d'état, il se voyait forcément réduit au silence, faute de pouvoir faire entendre la voix de la raison, au milieu du cri des passions.* Wir sind der Meinung, dafs diese Stimme der Vernunft, wenn sie durchgedrungen wäre, Baiern schwerlich vor dem Schicksale Sachsens bewahrt haben würde.

Eugen machte hinter der Etsch Front, und blieb hier unangefochten bis zum Februar 1814 stehen, indem er durch kleine Gefechte die Oesterreicher aufhielt. Jeder Theil mied die Entscheidung durch eine Schlacht. Eugen wartete auf die Entwickelung der Ereignisse in Frankreich, bemüht die Oestreicher so lange als möglich aufzuhalten, diese erwarteten die Ankunft Murats, der sich wider Napoleon erklärt hatte, und mit seiner Armee endlich am 1. Februar in Bologna eintrifft.

Am 3. Februar ging Eugen, auf diese Weise überflügelt, hinter den Mincio zurück. Bellegarde, der an der Stelle Hillers den Oberbefehl übernommen hatte, folgt ihm am 8. den Uebergang unterhalb Peschiera forcirend; indem jedoch an demselben Tage auch Eugen wieder vorrückt und oberhalb Mantua den Mincio repassirt, erfolgt das sonderbare Gefecht von Pozzolo. Jeder der beiden Gegner geht mit dem gröfseren Theile seines Heeres, an einem andern Orte über diesen Flufs und läfst einen kleinen Theil zurück, der dann natürlich geschlagen wird. Oestreichischerseits hatten dies Schicksal 8 Bataillons und 13 Eskadrons bei Pozzolo, die jedoch mit wahrhaftem Heldenmuthe, auf durchaus ebenem Terrain, sich 5 Stunden gegen 21 Bataillons 10 Eskadrons schlugen. Beide Theile gingen am 9. Februar wieder über den Mincio zurück, in welcher Stellung Eugen bis zum April verblieb, indem er Murat, der auf seinem rechten Flügel gegen Piacenza vorrückte, zurück warf.

Die Nachrichten, welche der Verfasser uns über die Formation, die Bewegungen, Absichten u. s. w. des östreichischen Heeres in dem ganzen Feldzuge von 1813 und 14. in Illyrien und Italien mittheilt, sind höchst unvollständig und mangelhaft, aber freilich ist von östreichischer Seite noch nichts über diesen Feldzug, dessen sich ein Fabius von Herzen freuen würde, erschienen.

Im Allgemeinen kann man nicht leugnen, dafs Eugen sich für den zweiten Theil des Feldzugs ein durchaus richtiges System gebildet hatte. Er hielt sich stets auf den sogenannten inneren Operationslinien, stärkt seine Fronte durch die Aufstellung hinter Terrainhindernissen, wie die Etsch und den Mincio, benutzt diefs, seine Kräfte auf einem Punkte zu versammeln, und bricht von da aus gegen die Spitze einer feindlichen Kolonne hervor, wirft diese mit Verlust zurück und nimmt dann wieder seine frühere Aufstellung. Die Gefechte von Ala, Caldiero, Pozzolo, Parma und Ostiglia sind nach diesen Grundzügen geliefert. —

Freilich kam ihm bei dieser Art der Kriegführung die zögernde Unentschlossenheit seiner Gegner sehr zu Statten; doch welcher ist der Sieger, dessen Ruhm nicht auf die Fehler seines Gegners begründet wäre?

In der Mitte des April erhielt Eugen Nachrichten über die Vorgänge in Frankreich, legte nach der officiellen Mittheilung der Convention von Fontainebleau am 23. April die Regierung und den Oberbefehl nieder, und trat mit diesem Act von dem Schauplatze der grofsen militairischen und politischen Ereignisse ab. Auch Vaudoncourt schliefst hiermit sein Werk, indem er nur noch 6 Seiten dem folgenden Zeitraum bis zum Jahre 1824 widmet, dessen 24. Februar der Todestag Eugens war.

Dem Werke folgt ein Anhang von *XXV Pièces justificatives*, Proklamationen, einige Briefe Eugens, Tagesbefehle, die Conventionen vom 16 und 23. April 1814, sein Abschied von Italien und der Armee u. s. w. sind der meistentheils schon bekannte Inhalt.

Beigegeben sind dem Buche ein ziemlich gutes Bild Eugens, ein schlechtes Napoleons, zwei nichtsbedeutende Bilderchen, Scenen aus den Gefechten von Malojaroslawetz und Pozzolo, endlich einige Pläne von den Gefechten von Sacile, an der Piave, bei Raab und bei Möckern und eine Charte des Uebergangs 1809 über die julischen Alpen. Diese sogenannten Pläne sind jedoch beinahe ganz unbrauchbar, sie wimmeln von fal-

Digitized by Google

schen Ortsnamen und das Terrain ist in einer Art gezeichnet, in der man vor 50 Jahren dergleichen in Deutschland darstellte.

v. Griesheim.

XXV.

Die deutsche Heldensage, von Wilh. Grimm. Göttingen 1829. *gr.* 8. *VI.* 425 S.

Der verehrte Herr Verfasser gibt uns hier ein Werk, zu welchem er die Grundlage schon 1813 in den altdeutschen Wäldern mittheilte, hat es aber so vermehrt und umgewandelt, dafs es als ein ganz neues zu betrachten ist. Es zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste, S. 1 — 332, enthält die Zeugnisse für unsere Heldensage, der zweite bis S. 403 eine Folge kleinerer vortrefflicher Abhandlungen über Ursprung und Fortbildung der Sage. Angefügt ist noch ein sehr vollständiges und brauchbares Register.

Wir besitzen nun in diesem Buch Alles, was das Leben unserer Sage anschaulich machen kann. Der Inhalt der Sagen selbst und jedes ihrer Bestandtheile ist angegeben, ihre verschiedenen Abfassungen sind unterschieden, die älteste Grundlage ist immer aufgesucht, die Ableitung, Verschmelzung und Verbindung der Sagen ist erörtert, die Sprache charakterisirt, genug, es ist nichts vergessen, was die Kritik fordern kann. Die erste Abtheilung gibt 172 Zeugnisse, wobei die Sagen selbst mit Recht als beweisend genommen sind. Die Angelsächsische und Scandinavische Literatur ist nur in ihrem Verhältnifs zur Deutschen genommen, weil eine weiter gehende Betrachtung in das Nicht-Deutsche gerathen würde. Die deutschen Gedichte, sowohl die nationalen, welche die Sage unmittelbar zu ihrem Gegenstande haben, als die romantischen und lyrischen, didaktischen und allegorischen, geben über die Sage Auskunft und finden ihre Ergänzung in den Chroniken und in den Werken der Historiker.

Diese Zeugnisse hat der Herr Verf. in drei Perioden eingetheilt: die erste vom VI. bis XII., die zweite vom XII. bis zum XVI. Jahrhundert, und die dritte von da bis jetzt. Die Ordnung, welche er befolgt hat, ist, so weit diefs möglich gewesen, die chronologische, so dafs man in ihr den Anfang, die Blüthe und den Verfall der Sage übersehen kann. Die Zeugnisse selbst hat er aber ganz vereinzelt nach einander hingestellt, ohne den Unterschied der drei Perioden weiter anzugeben. Obwohl nun die Zeugnisse selbst das Wesentliche sind, so hätte uns doch eine Einleitung zu jeder Periode schicklich geschienen, um den Geist der Zeugnisse, welche sie liefert, im Allgemeinen anzudeuten. Vielleicht hätte der Verf. seine zweite Abtheilung, welche den mannigfaltigen Veränderungen der Sage in bestimmten Beziehungen nachgeht, mit der ersten vereinigen und auf diese Weise ein völlig genetisches und organisches Ganze geben können. Wir stimmen mit der Anlage der Perioden gänzlich überein, und erlauben uns eine nähere Charakterisirung derselben, weil sie auch den Inhalt und Umfang des Buches von dieser Seite bezeichnen wird.

Die erste Periode vom VI. — XII. Jahrhundert ist die Zeit der unmittelbaren Existenz der Sage, wo sie als lebendige Tradition in Lied und Erzählung gesungen und gesagt wurde. In ihr bestand auch noch die Scandinavische Sage rein für sich und hatte die Dietrichssage noch nicht mit der von Sigurd verknüpft.

In der zweiten Periode vom XII. — XVI. Jahrhundert erblicken wir theils die letzte poetische Abfassung, theils die innere Veränderung der Sage. Sie wurde nämlich Gegenstand der Literatur, indem man sie aufzuschreiben und umzudichten anfing, wie mit Chaudrun und den Nibelungen geschah. Zugleich drangen aber so viel andere Sagen in Deutschland ein, zugleich entfaltete sich die lyrische und didaktische Poesie, zugleich wurden in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, so viel andere und neue Interessen rege, dafs die alte Sage intensiv von ihrer Frische und extensiv an ihrer Verbreitung nothwendig einbüfsen mufste. Daher wurden nun Veränderungen der Sage vorgenommen; willkürliche Compositionen in ihrem Charakter wurden versucht, wie der wilde Wunderer, und wie Biterolf und Dietlieb, von welchem der Verf. S. 123 — 153 eine ausgezeichnete Analyse gegeben hat; ja, der Typus des romantischen Epos drang ein, wie im Otnit und Wolfdietrich. Diese Producte sind weniger Sage als Erdichtung, sagten jedoch wegen der neuen Elemente, die sie in sich aufnahmen, dem damaligen Geiste mehr zu, und so ist es gekommen, dafs wohl Sigenot und Ecke, der kleine und grofse Rosengarten, Otnit und Wolfdietrich, keineswegs aber die Nibelungen und Chaudrun gedruckt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Die deutsche Heldensage von Wilh. Grimm. Göttingen 1829. *gr.* 8. *VI.* 424 S.

(Schluſs.)

Doch kann man diese Fixirung durch den Druck, vorzüglich da sie sich so oft wiederholte, gar nicht als zufällig ansehen. — Jetzt verfertigte auch Kaspar von der Rön in rein verständigem Sinne sein Heldenbuch. Nicht die Poesie in der Sage, nur den äuſseren factischen Bestand desselben wollte er haben. Er machte also Auszüge, drängte zusammen und war durch sein Bestreben nach Verkürzung oft zu Auslassungen und willkürlichen Uebergängen genöthigt. Man könnte seine prosaische Arbeit den Anthologieen der Byzantiner und jenen Unternehmungen unserer Tage parallel stellen, welche den Geist aus den Werken groſser Schriftsteller ziehen wollen, und in ihrem geistlosen Bemühen die unerquicklichsten Dinge zur Welt bringen; Kaspar, wie sehr es ihm auch an Phantasie gebrach, steht noch über ihnen, da er doch ein Ganzes lieferte. — In dieser Epoche wurde auch das Volksbuch vom gehörnten Sigfrid erzeugt, was durchaus als der Reflex genommen werden muſs, welchen die tragische Geschichte der Nibelungen nach und nach im Bewuſstseyn des *Volkes* erlangt hatte. — Als das Ende der Epoche *sehen wir die* dramatische Gestaltung des Epos an, *indem* Hans Sachs den Sigfrid, Jacob Ayrer den Otnit und Wolfdietrich dramatisch behandelten; wie unvollkommen dies auch geschah, doch wird durch diese Form ein bestimmter Abschluſs bezeichnet.

Denn in der dritten Periode vom XVI. Jahrhundert bis auf unsere Tage sehen wir zuerst ein Einschlummern der Sage bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und von da an bis jetzt ein Wiedererwachen derselben durch die Wissenschaft. Die Zerrissenheit Deutschlands, die herrische Gewalt der Gegenwart, der Eifer und die Vielartigkeit der Beschäftigung verhinderte ein fröhliches Zurückgehen in die graue Vergangenheit. Der Faden war abgeschnitten und die Zeit bedurfte einer anderen Poesie, wenn sie sich befriedigen wollte. Daher ist die Sage nun in völligem Absterben begriffen, und wir treffen sie entweder nur bei Historikern erwähnt, welche wenig Glauben daran haben, oder bei Philologen, welche durch das classische Alterthum genährt sind, so daſs, wenn früher der kirchliche Standpunct von Seiten des Klerus der Volkssage entgegentrat, jetzt der antike Standpunct ihr widersprach. Es war den Philologen eine gute Notiz, daſs im Volk eine trübe Ueberlieferung von Helden bestand, welche man wohl mit Hektor und Achilles vergleichen konnte, was z. B. Ernher (st. 1614. bei Grimm, S. 316) recht deutlich zeigt. Schon Fischart betrachtet in einer Stelle (Geschichtklitterung C. III.), auf welche der Verf. nicht reflectirt hat, die Sage von den Riesen und Recken mit dem Lächeln, was die durch den erwachsenen Verstand gewonnene Bildung schuf, und sagt: „Vorzeiten, *in die illa* — — ha, da war nur die Sage von Zwergen Elberich, Rauh Elsen Aufwartern, König Laurin, des Herman von Sachsenheim Eckartszwerg — gleich wie heut zu Tage, da dreiknie-hohe Leute fallen und Herzen auf einem niederen Gerüst, sagt man hingegen von Riesen und Heunen, zeigt ihr Gebein in den Kirchen, unter den Rathshäusern, ihre Nimrotische Spieſs, stählene Stangen, Goliathische Weberbäume, Hörnenseifrige Wurmstecher, Durandal u. s. f., welches eine Anzeigung gibt heutiger Unvollkommenheit, daſs die Leute wie erfrorener oder erdörrter Froschleich — nicht mehr zu rechtzeitiger Gröſse gelangen." — Dies Vergessen und Versinken der alten Sage geht bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, von wo an die Wissenschaft ihre Erinnerung an sich genommen hat. Von ihrem Wesen legt Grimm's Buch selbst ein höchst vollkommenes Zeugniſs ab. Als unmittelbare Tradition ist die Sage ziemlich verschol-

Digitized by Google

len und regenerirt sich jetzt nur im gebildeten Bewufstseyn. Ist sie auch noch nicht ganz untergegangen, so ist sie doch verworren und verbleicht, wie die Sage beweist, welche Grimm nach v. d. Hagen aus der Lausitz anführt. Der dreifsigjährige, siebenjährige und französische Krieg haben der Nation diese Lethe zu trinken gegeben, und der Bauer liest jetzt eher die Zeitung als ein Volksbuch.

Die Sammlung der Zeugnisse ist übrigens so vollständig, dafs schwerlich, mit Ausnahme von Kleinigkeiten, eine Vermehrung derselben möglich ist. Wir führen nur noch aus Michael Sachsen's neuer Kaiserchronik (Magdeburg 1615. Fol. T. II. p. 32.) eine merkwürdige Stelle an. „In Gegenwart dieses Königs Ditterich hat im Rosengarten zu Worms sich ritterlich gehalten der Mönch Ilsanes, aus dem Kloster Eysenburg, denn er hat nach Erlegung des stolzen Ritters Staudenfafs noch mit 32 starken Männern gekämpfet, deren zwölf erschlagen und die anderen flüchtig gemacht und von der jungen Königin Chrimhild 25 Rosenkränze empfangen und der Königin 25 Küsse gegeben, und mit seinem Barte ihre zarten Lippen so gerieben, dafs sie geblutet haben, und dabei gesagt haben: also solle man noch küssen eine ungetreue Maid, dafs sie auch solle wissen, was sie habe gestiftet für Leid! Dann sie hatte den Kampf angestiftet, darinnen viel Helden zu Grunde gegangen sind und König Diterich mit seinem Beistande den Preis davon gebracht hat." Sachse citirt dabei aufser Crusius (L. 8. f. 220.) Henrichs Ofterdingensis Heldenbuch, und erwähnt gleich darauf, wie ein Einsiedler in der Insel Aeolien im Gesicht gesehen, dafs der Teufel König Ditrichs Seele geführt und gestürzet habe in eine feurige Kluft, daraus, wie aus dem Berge Ethna, Feuerkugeln zu fahren pflegen; was ein weiterer Beleg zu den von Grimm S. 38 ff. auseinandergesetzten Sagen ist.

S. 63 ff. hat der Herr Verf. auch die vielbesprochene Frage über die Abfassung der Nibelungen berührt. Er stellt erst das Ganze als das Werk Einer Hand, sodann aber die Gründe dar, welche diese Annahme unmöglich machen und verweis't deshalb auf Lachmann, welcher diese Untersuchung bereits 1816 so scharfsinnig als gründlich geführt hat. Grimm sagt zuletzt: „Welchen Antheil der Ordner, oder wie man ihn nennen will (denn es ist schwer, einen passenden Namen dafür zu finden), an dem Gedicht habe, wird nicht leicht auszumitteln seyn. Eingriffe in die Sage selbst hat er sich nicht erlaubt, sondern das Ueberlieferte mit Scheu und Achtung behandelt, das zeigt die Beibehaltung alles dessen, was die geringste Regung des kritischen Gefühles würde entfernt haben und was eben die Annahme eines einzigen Dichters nicht gestattet." Ref. hat seine Ansicht hierüber schon ausgesprochen, dafs er die Nibelungen, wie sie für uns jetzt da sind und wie sie in Lachmanns Ausgabe uns vorliegen, allerdings für das Werk eines Dichters hält. Es kommt nur darauf an, sich über den Begriff des Dichters zu verständigen. Lachmann und Grimm nennen Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Rudolf von Montfort nicht Uebersetzer, sondern Dichter; und doch ward ihnen ihre Poesie der Ableitung nach von aufsen gegeben. So fand auch derjenige, welcher die Nibelungen im ersten Decennium des dreizehnten Jahrhunderts zum letztenmal abfafste, den Gang und die nationale Form der Dichtung schon vor. Er erfand sie nicht willkürlich, sondern er schöpfte aus der Sage, welche unstreitig auch in der Form von Liedern vorhanden war. Nur durch unbedingte Hingebung an den Sinn des Volkes konnte er sich des Geistes unseres alten Epos in dem hohen Grade bemächtigen, wie sein Gedicht jetzt zeigt. So geschieht dem Volk sein Recht, in welchem die Sage lebte, so aber auch dem Dichter, welcher sie in ihrer Totalität ergriff und die rhapsodisch und in mannigfachen Recensionen existirenden Lieder zu einer Anschauung vereinte. Grimm gesteht, dafs das Gedicht zuerst den Eindruck völliger Harmonie mache, nur bei näherer Betrachtung entdecke sich ein gestörter Organismus und eine hier und da verletzte, oft nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Aber wirklich nur die Oberfläche ist verletzt. Denn der Unterschied des ersten und zweiten Theiles, indem jener nicht so rasch und in einander gewebt erscheint, ist doch wohl durch die Natur der dargestellten Begebenheiten eben so bedingt, als die Ungleichheit des Tones in den einzelnen Abschnitten. Wer wird es nicht natürlich finden, dafs eine Jagd in einem kecken, eine Berathung in einem langsameren Styl gehalten ist? So schroff denken uns diese Unebenheiten der Diction nicht, dafs man darnach die Lieder von einander absondern könnte, welche der Verfasser vor Augen hatte, denn die eigenthümliche Beschaffenheit des Gegenstandes mufs sich auch die für angemessene Form erschaffen. Die kaum merklichen Wiederholungen und Widersprüche in unwesentlichem Detail, z. B. bei Zahlen, sind wohl nicht auffallend, wenn man die Menge der Begebenheiten und Personen bedenkt, welche in den Nibelungen vom Dichter concentrirt sind. Die Einführung Volkens aber, auf welche auch Grimm Gewicht legt, scheint uns gerade dafür zu sprechen, dafs die Abfassung nicht blos einem Ordner und Diaskenasten zukommen könne, der sich äuserlich und formell zu dem Vorgefundenen verhalten habe. Dafs Volker durchweg im Geist der Sage erscheint, wird zugegeben; wir setzen voraus, dafs Lachmann's Beweis unumstöfslich ist, dafs dem Ordner, wie er sich ausdrückt, an seiner Einführung der gröfste Antheil zustehe; zeigt sich denn nun hierin keine Productivität, kein Bedürfnifs, zur völligen Abrundung des Gedichtes diesen Charakter auszuführen? — Grimm will Lachmann durch einen Widerspruch gegen die Wahrscheinlichkeit, der ihm aufgestofsen ist, unterstützen. Er macht darauf aufmerksam, dafs Chrimhild schon funfzig Jahr alt sei, da sie dem Ezel noch ein Kind gebäre, da sie die Rache noch mit allem Feuer jugendlicher Leidenschaft vollführe und dafs die Klage sie noch als sehr schön schildere. Aber ist dieser Einwurf richtig? Warum soll ein so bejahrtes Weib nicht mehr schön seyn, nicht mehr leidenschaftlich handeln können? Widerspricht

Digitized by Google

[illegible] Wirklichkeit? Wir glauben nicht; die Geschichte [illegible] herrschenden Geschlechter allein schon zählt viel [illegible] kräftigen Weiber. Es würde unbescheiden ge[illegible] verehrten Hrn. Verf. seyn, wenn wir Beispiele [illegible] wollten, um seine Ansicht zu widerlegen. Al[illegible] abgesehen von der Geschichte, so kümmert sich die Poesie und gerade das Epos am wenigsten um das Älterwerden. Penelope hat immer noch Freier, obwohl sie zwanzig Jahr auf ihren Gatten wartet; Helena ist immer schön, im Hause des Menelaos, wie in dem des Priamos; Chaudrun wird in ihrer langen Gefangenschaft durch schlechte Kost und Mifshandlung zwar magerer, aber nicht häfslich und matt; Isold ist eine ewige Blüthe u. s. w. Wir können dies daher keine Unschicklichkeit nennen, und wiederholen noch einmal, dafs diese Gröfse und Ruhe der Anschauung, diese Sicherheit und stätige Entwickelung des Pathos, diese Einheit und Klarheit des Ganzen wohl schwerlich bei einem blofsen Zusammenfügen und kritischem Ueberarbeiten entstehen kann, und dafs wir, auch gerade um jener kleinen Ungenauigkeiten und Inconsequenzen willen, die letzte Reproduction der Sage auch als productiv und den Urheber derselben nicht blos als Ordner, sondern auch als Dichter bezeichnen müssen. —

In der zweiten Abtheilung, über Ursprung und Fortbildung der Sage, hat der Hr. Verf. so gediegene Forschungen mitgetheilt, dafs wir nur bedauern können, dafs er nicht ausführlicher gewesen ist. Doch sind wir ihm auch jetzt schon vielen Dank schuldig, [illegible] Ansichten jeden wichtigen Punkt der Sage [illegible] und wir bis jetzt noch keine so umfassende, [illegible] berücksichtigende Betrachtung besafsen. Zuerst [illegible] den Cyclus der Sagen an, zeigt ihre Einbildung [illegible] und Geographie, ihre Veränderung [illegible] und Verschmelzung verschiedener Sa[illegible] mancher Sagen in sich selbst. [illegible] auch die Veränderung der Sage durch [illegible] z. B. in dem Prinzip der Blutrache und des [illegible] ihren poetischen Werth, ihre Veränderung [illegible] Schrift, ihr Verhältnifs zur jedesma[illegible] und zuletzt das Wunderbare, so wie den [illegible] Gestalt der Sage dar, in wel[illegible] wir nur beistimmen können. S. 380. sagt [illegible] Suchenwirt auch nicht die leise[illegible] der alten Sage vorkomme. Das ist auch [illegible] doch machen wir bei dieser Gelegenheit [illegible] aufmerksam, welche Suchenwirts [illegible] von hubscher lug (bei Primisser No. [illegible]) mit dem Wachtelmähre in Wackernagels [illegible] (bei Grimm S. 168) hat, indem auch V. [illegible] gute pleyen tuechser Pawt zu Et[illegible]

[illegible] in seinem Werk als Vermittler [illegible] Extremen, von denen das eine ist, die [illegible] Mythus, und das andere, dieselbe als Ge[illegible] Gegen diese Einseitigkeiten hebt [illegible] den [illegible] Standpunct hervor. Und wirklich ist auch wohl nur durch Hinzutritt dieses dritten Elementes, der Poesie, eine unbefangene und damit wahrhafte Erkenntnifs der alten Sage und ihrer Dichtung möglich. Grimm hat diese verschiedenen Elemente theils, wo es nothwendig war, gesondert, theils ihre Vermischung in der Sage erkannt, theils ihre Verwandlung nachgewiesen. Und gerade diese Weise der Betrachtung ist gewifs am fruchtbarsten und belehrendsten, denn sie überzieht nicht Alles mit Einer Farbe, sondern läfst das eine aus dem anderen entstehen. Sie bewahrt die wesentliche Einheit, in der Einheit aber den Unterschied, so dafs die Veränderung der Sage und Dichtung an sich selbst die Bewegung des in seinem Leben immer und allwärts sich umgestaltenden Geistes zu erkennen gibt.

Karl Rosenkranz.

XXVI.

Ueber die Poren des Pflanzen-Zellgewebes von Hugo Mohl, Dr. der Med. u. Chir. und corresp. Mitgl. der K. Baierischen bot. Ges. in Regensburg. Mit 4 Kupfert. Tübing. 1828. 4.

Die Vorstellung von Poren des organischen Gewebes überhaupt, war besonders zur Blüthezeit der mechanischen Physiologie sehr beliebt, weil man das Durchdringen der Flüssigkeiten durch die festen Theile und die damit zusammenhängenden Phänomene dadurch zu erklären suchte. Im thierischen und menschlichen Körper hat eine feinere Beobachtung die Existenz von dergleichen Poren innerer Theile widerlegt; aber bei den Pflanzen kommen im Zellgewebe mehrere Erscheinungen vor, welche von geübten Beobachtern bis auf die neueste Zeit für Poren gehalten wurden, wenn gleich andere auch ihre Gründe dagegen angeführt haben.

Wolff sprach die Idee von Poren oder Canälen in den Wandungen der Pflanzenzellen zuerst aus, und nach ihm haben Mirbel und Moldenhawer durch mancherlei Beobachtungen das Daseyn derselben; wenigstens bei vielen Pflanzen, zu zeigen sich bemüht, und besonders suchte Wolff dadurch eine Bewegung der Säfte in den Pflanzen aus einer Zelle in die andere, zu beweisen und zu erklären. Link und später Sprengel dagegen suchten sorgfältig zu erweisen, dafs die punktirten oder helleren, rundlichen, Flecke auf den Zellenwendungen, welche man für Poren gehalten, nichts anderes seyen, als Körner von Schleim oder Stärkmehl, welche in den Zellen enthalten sind, und dafs die Zellenwandungen geschlossen und durchaus ohne Poren erscheinen.

Der Verfasser glaubte, dafs es für die Lehre von den Säftebewegungen wichtig seyn würde, den Gegenstand von Neuem zu untersuchen, und hat jene Erscheinungen mit vielem Fleifs nochmals beobachtet, verglichen und durch Abbildungen erläutert. Er gelangt dadurch zu dem Resultat, dafs die für Poren gehaltenen Flecke, welche man an den Zellenwandungen beobachtet, weder Poren noch Schleim- und Stärkmehlkörner, sondern blofs verdünnte oder dünnere Stellen der Zellenwandung selbst seyen, welche dadurch entstehen, dafs dieselbe an den verdünnten Stellen weniger stark anwächst, als an den nicht verdünnten und so Eindrücke oder Canäle bildet.

Wir verkennen die Bemühungen des Verf. nicht seinen Gegenstand zu erläutern, glauben aber, dafs derselbe mit mehr Umsicht und durch genauere Unterscheidung verschiedener Phänomene, welche er als ähnlich vergleicht, zu anderen Resultaten gelangt seyn würde.

Ohne Frage ist der Verf. durch die schon von Moldenhawer und Link gemachte Beobachtung, dafs die körnigen hellen Flecke an den Zellen von *Cycas revoluta* durch Macaration und Kochen in Wasser nicht aufgelöst und entfernt werden, während

Digitized by Google

das Stärkmehl, nach der gewöhnlichen Vorstellung, in heifsem Wasser löslich ist, hauptsächlich zu der Annahme gelangt, dafs diefs keine Stärkmehlkörner seyn können.

Wir erlauben uns aber die Bemerkung, dafs (was man in der Chemie längst wufste) das Stärkmehl aus einem unauflöslichen, häutigen, und einem auflöslichen schleimigen Theil besteht, dergestalt, dafs aus einer verdünnten Kleisterauflösung die unlöslichen häutigen Theile wieder, in Form des *Amydine Saussure*, oder des holzigen Stärkmehls zu Boden fallen — und dafs diese Thatsache auch durch mikroskopische Beobachtung ihre vollkommene Bestätigung erhält. Dieser Umstand ist von besonderer Wichtigkeit für die Beobachtung und Deutung des Zelleninhaltes. Man kann durch das Mikroskop in jedem Kleister die Hüllen des Stärkmehls in Form von aufgeschwollenen häutigen Blasen, welche in dem aufgelösten Schleim zertheilt sind, deutlich erkennen, und Sprengel hatte daher zum Theil sehr recht, die Stärkmehlkörner als Bläschen von Zellenartiger Bildung und eigenthümlicher Entwickelung zu betrachten, obgleich ihn der Verf. deswegen tadelt.

Dafs nun ebenso jene Stärkmehlbläschen selbst nach dem Kochen auch in den Zellen der Pflanzen sichtbar seyn müssen ist natürlich, und allerdings ist diefs die Erscheinung, welche man für Poren bei *Cycas revoluta* und anderen Pflanzen gehalten hat.

Ref. hat diesen Gegenstand ebenfalls genau untersucht und gefunden, dafs in den Knollen der Kartoffeln, der Orchideen, des *Helianthus tuberosus*, überhaupt in den fleischigen Wurzeln vieler Sommergewächse die Stärkmehlbläschen immer frei in der Zellenhöle liegen, dergestalt, dafs sie durch Zerreissung der Zelle gänzlich entleert und die Wände gleichförmig dargestellt werden können. Aber wo, wie bei *Cycas*, Stärkmehl in den Zellen älterer Zweige und Blätter, besonders im Marke, vorkömmt, verwächst ein Theil der Stärkbläschen später so fest mit der Zellenwand, dafs sie durchaus nicht mehr abzusondern sind. Wie Raspail schon beim Keimen des Getreides beobachtete, wird auch hier der schleimige Inhalt der Bläschen allmählig absorbirt und es bleiben im trockenen Marke die entleerten, zusammengefallenen, Hüllen, zum Theil mit der Zellenwand verwachsen, zurück, so dafs sie häufig bei der Seitenansicht wenig oder gar nicht über die Zellenwand hervorstehen. Diese geben nun jene rundlichen blasenförmigen Flecke auf der Flächenansicht der Zellenwände von denen die Rede ist. Somit ist auch leicht erklärlich, wie jene Flecke unauflöslich festsitzen, aber dennoch durch die Stärkebläschen gebildet sind. Doch hat auch Ref., wie der Verf., beobachtet, dafs zuweilen die Seitenansicht der Zellenwände Eindrücke (verdünnte Stellen) an den Stellen zeigt, wo ein Stärkbläschen mit der Wand der Zelle in Berührung ist, was jedoch nur darin seinen Grund hat, dafs durch das Anliegen des Bläschens bei der Entwickelung der Zelle die Wand an dieser Stelle sich nicht verdicken kann, während des Verf. Meinung ist, dafs durch ein schichtenweises Anwachsen der Zelle um die verdünnten Stellen, letztere blofs zum Zweck der leichteren Säftebewegung canalförmig sich entwickeln. Immer haben die abgesonderten und in Wasser aufgeweichten oder gekochten Stärkbläschen durchaus dasselbe Ansehen wie die blasenförmigen Stellen an den Wandungen der Zellen. Mit dieser Zellenbildung bei *Cycas* und ähnlichen durch Stärkbläschen erzeugten Formen stellt nun der Verf. eine ganz verschiedene Bildung von sternförmigen, runden und länglichen, Zellenhölen zusammen, welche man früher schon bei mehrern *Rosaceen* kannte, und vom Verf. noch bei *Asclepias carnosa* und *Banisteria auriculata* beobachtet sind. Allerdings hatte man früher die Bedeutung dieser Bildungen wenig erkannt, doch haben sie nur mit der Bildung gewisser Sekretionsorgane z. E. der Oeldrüsen bei den *Laurineen* und vielen *Labiaten* (auf der Epidermis) Aehnlichkeit, und Ref. hält sie also auch ebenfalls für Absonderungsorgane durch sternförmige Stellung kleiner Zellen um eine runde oder längliche Höle gebildet. Der Verf. sieht diese Bildung als eine einfache Zelle an, deren Wände mit Kanälen durchgezogen sind, welches durchaus sowohl gegen die Analogie mit den Bildungen bei *Cycas* als auch bei ähnlichen Sekretionsorganen ist. Für die Bedeutung dieser Bildung als Sekretionsorgane spricht auch der gewöhnlich durch eine besondere Färbung ausgezeichnete Inhalt dieser Drüsen, welchen der Verf. gewifs auch bemerkt, aber nur übersehen haben wird.

Ferner vergleicht nun der Verf. mit der Bildung bei *Cycas* die rundlichen Wülste auf den Seiten der Gefäfse bei den Nadelhölzern, welche er ebenfalls für verdünnte Stellen der Wände hält. Der Verf. glaubt, dafs diese Wülste nicht von der Anlage der Markstrahlen herrühren können, weil häufig zwischen zwei Markstrahlen mehrere Gefäfsreihen aneinander liegen, so dafs nur die unmittelbar mit den Markstrahlen in Berührung stehenden Gefäfse diese Bildung der Wülste zeigen könnten. Dieses hat aber auch seine vollkommene Richtigkeit; denn nicht alle, parallel mit den Markstrahlen abgelösten, Gefäfsschichten zeigen jene Wülste, sondern gerade nur diejenigen, welche an die Markstrahlen anliegen und an den Stellen wo die Markstrahlen abgeschnitten sind. Da die Gefäfse durchscheinend sind, so sieht man auch die Wülste durch mehrere übereinanderliegende Gefäfse hindurch. Die Aehnlichkeit der Markstrahlenzellen mit den Wülsten auf den Gefäfsen erkennt der Verf. selbst an. Die doppelten Kreise dieser Wülste entstehen nur, wenn der äufsere Rand frei ist, die Mitte der Markstrahlenzelle aber dicht mit der Gefäfswand verbunden ist. Diesemgemäfs scheint es durchaus unrecht, dafs der Verf. die Richtigkeit der von Link in der *Phil. bot.* gegebenen Beschreibung und Abbildung dieser Wülste von Pinus Strobus in Zweifel zu ziehen sucht.

Die Tüpfel auf den grofsen Holzzellen der Laubhölzer, welche der Verf. ebenfalls mit den vorgenannten verschiedenartigen Erscheinungen vergleicht, unterscheiden sich durch ihre Ausbreitung auf allen Seiten der Zellen, ihre punktförmige Kleinheit und ganzes übriges Ansehen so sehr von allen, dafs sich füglich mehr Unterschiede als Aehnlichkeiten anführen lassen, wie es denn auch schon Moldenhawer nicht gelungen ist, die vorausgesetzte Analogie zu beweisen.

Nachdem der Verf. zum Schlufs das vorausgesetzte, schichtenweise, Anwachsen der Zellen mit dem Wachsthum der ganzen Pflanze (freilich doch nur bei den Dicotyledonen) verglichen hat, bemerkt derselbe noch, dafs die in den Zellenwandungen entstehenden Vertiefungen und Kanäle für die Cirkulation des Saftes dieselbe Bedeutung hätten, als wenn sie Poren wären, indem an diesen Stellen der Saft nur wie bei den jungen Zellen eine ganz dünne Schichte von organischer Substanz zu durchdringen hätte. Der Verf. baut also auf die hypothetische Vorstellung von Kanälen eine, ebenfalls durch keine Beobachtung erläuterte, Lehre von einer Cirkulation, ohngefähr in dem Wolffschen Sinne. Wozu aber sich in solche überflüssige Spekulation über eine mögliche Circulation in den Zellen verlieren, während wir die Säftebewegung in den Gefäfsen immer näher kennen gelernt und hier ein Gebiet zu fortschreitender Beobachtung des wirklichen Ganges der Natur erhalten haben. Alle Beobachtungen vereinigen sich dahin, dafs das Zellgewebe der höheren Pflanzen nicht das Organ der Säftebewegung, sondern Werkzeug des Bildungsprocesses: der Sekretionen, der Ernährung u. s. w. ist, worin die Stoffbewegung untergeordnet gegen die Bildung erscheint. Dafs dessenungeachtet eine allmählige Entleerung des Zelleninhalts wie beim Keimen Statt findet, ist richtig, jedoch geschieht diefs immer nur nach vorhergegangener lebendiger Verflüssigung des Inhaltes und vorzüglich in dem jungen, weichen, Zellgewebe, oder doch nur in allen denjenigen Fällen bei älteren Zellen, z. E. der Saamen und Knollen, wo nie bleibende Bläschen (verdünnte Stellen des Verf.) auf der Zellenwand zu sehen sind. Dieses Durchdringen des Inhaltes aus den Zellen in die Gefäfse ist eine Resorption, welche von der Säftebewegung an und für sich wohl unterschieden werden mufs. Im Allgemeinen ist aber der Vegetationsprocefs nur in jüngeren Trieben lebhaft und die älteren Gebilde nehmen daran wenig mehr Theil.

Das gemeinschaftliche Interesse, welches wir mit dem Verf. an diesem Gegenstande haben, hat uns veranlafst, diese wenigen Worte zur Erläuterung der Sache hinzuzufügen und den Verf. noch dafür zu danken, dafs er von Neuem die Aufmerksamkeit auf diesen bisher allerdings nicht vollständig erläuterten Gegenstand gerichtet hat.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1830.

Nro. 2.

Personal-Chronik.

Sr. Majestät der König haben die von der hiesigen Akademie der Wissenschaften getroffene Wahl der hiesigen Professoren Horkel, Klug und Kunth zu ordentlichen Mitgliedern und des Professors v. Jaquin zu Wien zum Ehrenmitglied der physikalischen Klasse, so wie die Wahl des Baron Poisson zu Paris zum auswärtigen ordentlichen Mitglied der mathematischen Klasse, Allergnädigst zu bestätigen geruht.

Des Königs Majestät haben dem ordentlichen Professor Dr. Böckh in der philosophischen Facultät der Berliner Friedrichs-Wilhelms-Universität das Prädicat eines Geheimen Regierungsraths zu verleihen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchst selbst zu vollziehen geruhet.

Der bisherige Privatdocent Dr. Laspeyres ist zum aufserordentlichen Professor in der juristischen Facultät der vorerwähnten Universität ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Kreisphysicus Dr. Mandt in Küstrin zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik bei der Universität in Greifswald zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchst selbst zu vollziehen geruht.

Der bisherige Privatdocent Dr. Dulk zu Königsberg in Preufsen ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophschen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Der Superintendent Romberg zu Petershagen im Reg. Bezirk Minden ist durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 22. Dec. v. J. zum Pfarrer in Bromberg und zum Consistorialrath bei der Regierung daselbst ernannt worden.

Der königliche Kammerherr und General-Intendant der königlichen Museen Graf von Brühl ist von der königl Akademie der Künste einstimmig zum Ehrenmitglied derselben erwählt und ist diese Wahl von dem vorgesetzten hohen Ministerium bestätigt worden.

Dem Dr. Lange, Oberlehrer am Friedrichsgymnasium und dem Oberlehrer Bonnell am Berlinischen Gymnasium zu Berlin ist das Prädicat Professor beigelegt worden.

Wissenschaftliche Institute.

Die Vorsteher des brittischen Museums haben dem Königl. Preufs. Gesandten zu London zwei Prachtexemplare des grofsen *Catalogus* der geographischen und typographischen Sammlungen, die einen Theil der im Jahr 1823 von des Königs von England Majestät dem Museum geschenkten Bibliothek bilden, übergeben und selbige zu Geschenken für diesseitige Bibliotheken bestimmt.

Bei der Universität zu Halle ist (wie bereits früher zu Bonn) ein Verein zur Pflege erkrankter Studirender gebildet und von dem vorgesetzten hohen Ministerium gebilligt worden.

Der in Halle verstorbene Professor der Rechte Salchow hat in seinem Testament das dortige Waisenhaus zum Universalerben seines, nach Abzug einiger Legate, auf ohngefähr 6000 Thaler sich belaufenden Vermögens eingesetzt.

Durch die Vorsteher des naturwissenschaftlichen Seminars der Universität zu Bonn ist der Professor von Münchow zum Director derselben erwählt worden.

Der Gutsbesitzer Thaer und der Professor Körte zu Mögelin, haben als Vorsteher der dortigen landwirthschaftlichen Akademie die vom verstorbenen Geheimen Ober Regierungsrath Thaer eingegangene Verpflichtung, eine Anzahl auf der Berliner Universität studirender Kameralisten unentgeltlich an den Vorlesungen an gedachter Akademie Theil nehmen zu lassen, gegen Ueberweisung des dafür ausgesetzten Gehalts, übernommen.

Der katholische Pfarrer Bauer zu Frelenburg in der Erzdiöcese Kölln hat dem katholisch-theologischen Convictorium der Universität zu Bonn eine Sammlung brauchbarer Werke geschenkt.

Durch die Königliche Akademie der Künste ist, mit Genehmigung des vorgesetzten hohen Ministeriums, die von ihr zu veranstaltende diefsjährige grofse Preisbewerbung für Architekten bestimmt worden*). Der Preis besteht in einem Reisestipendium von jährlich 500 Thalern auf vier Jahre, wofern die Leistungen der Prämiirten in den ersten zwei Jahren den Forderungen der Akademie entsprechen. Zuläfsig sind die Eleven der Academie der Künste, welche entweder das zweite Examen bei der Königl. Ober-Bau-Deputation ehrenvoll bestanden haben, oder durch Zeugnisse der architektonischen Lehrer, sowohl der Akademie der Künste als der Bau-Akademie, nachweisen, dafs sie alle theoretischen Studien ihrer Kunst mit Erfolg vollendet und auch im Praktischen durch wirkliche Führung eines bedeutenden Baues bereits etwas nicht Alltägliches geleistet haben; der sittliche Ruf mufs unbescholten seyn. — Ausländer können zwar an der Bewerbung Theil nehmen und Ehrenpreise erhalten, gelangen jedoch nicht zum Genufs des Stipendiums. Die Zuerkennung des Preises erfolgt am 3. August, in der zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs, zu haltenden öffentlichen Sitzung der Akademie.

Litterarische Nachrichten.

Wir verdanken der Güte des vor Kurzem von hier über London nach China abgereisten Königl. Baierschen Herrn Professor Neumann folgende interessante Mittheilung:

Der wirkliche Geheime-Rath Freiherr v. Humboldt hat mich beauftragt die armenischen und chinesischen Handschriften und Drucke, welche er von seiner Reise nach Rufsland mitgebracht hatte und der Kön. Bibliothek in Berlin verehrt hat, zu untersuchen. Ich habe darüber ein Verzeichnifs entworfen, welches mit den Titeln der Werke in armenischer und chinesischer Sprache, im Journal der asiatischen Gesellschaft zu Paris erscheinen wird. Hier können wir die Ueberschriften und den Inhalt der Handschriften und Drucke blofs in einer wörtlich treuen deutschen Uebersetzung mittheilen.

Carl Friedrich Neumann.

*) Von den Preisbewerbungen der drei letzten Jahre waren zwei für Maler und eine für Bildhauer bestimmt.

Digitized by Google

I. Armenische Handschriften*).

C. a.

1. Sechshundert Centurien des heiligen Vaters Evagrius.— Diefs sind höchst wahrscheinlich die Centurien oder das Werk περὶ διαφόρων λογισμῶν des Mönchs Evagrius Ponticus. Durch Vergleichung mit den vorhandenen Werken dieses Mönchs könnte man leicht ersehen, was sich etwa blofs im Armenischen erhalten hat. Die Uebersetzung ist in einem classischen Armenisch und wahrscheinlich aus dem 6. Jahrhundert u. Z.

2. Sehr schöne Gebete des Patriarchen Anastachius.

3. Diefs sind die poetischen Wörter in den homerischen Gedichten.

Homer wurde in's Armenische übersetzt und hier haben wir ein ausführliches Verzeichnifs aller schweren poetischen Wörter sammt einer Erklärung. Dieses Verzeichnifs der alten Wörter ist für die Geschichte der Sprache sehr wichtig; ein ganz ähnliches Verzeichnifs befindet sich in der Handschrift Nr. 126. S. 326. auf der *Bibliotheque du Roi* zu Paris. Vergl. mein *Mém. sur David.* S. 34. 93.

C. b.

1. Ein Buch (oder Bücher) über die Menschwerdung Christi unseres Herrn.

C. c.

Bei diesem Codex fehlt ein Theil am Anfang. Ich sah denselben sorgfältig durch und fand:

1. Christliche Betrachtungen über den Menschen und die Dinge.

2. Fragmente einer Logik, wobei Aristoteles, wahrscheinlich nach der Uebersetzung von David, stark benutzt zu seyn scheint. Dafs dieses Werk nicht vom Aristoteles ist, beweist schon der Nahme Petrus, der sich auf der zweiten Seite befindet.

3. Ueber die Tugenden, von Aristoteles an den König Alexander.

Dies sind die kleinen Auszüge aus den Schriften des Philosophen, die in der Sammlung seiner Werke unter dem Namen: Ἀριστοτέλους περὶ ἀρετῶν sich befinden. Diese Uebersetzung befindet sich auch in Paris; siehe mein *Mém. sur David.* 95. Ich bemerkte im Durchgehen einige bedeutende Abweichungen vom griechischen Text.

4. Erläuterungen zu den Büchern über die Natur.

Diefs sind ziemlich ausführliche Anmerkungen über den Geist und Körper, über Materie und Raum u. s. w.

C. d.

Rede, welche der Professor Kaneach Georg Choupowean, der Sr. Excellenz die armenischen Handschriften verehrte, zu Astrachan gehalten hat, am 7. October 1829. Am Ende steht bemerkt, sie sey in der gröfsten Eile geschrieben.

C. e.

Begrüfsungsrede der Schüler des armenischen Gymnasiums zu Moskau an Sr. Excellenz den H. W. G. R. v. Humboldt.

Diese Rede enthält das reinste Litteralarmenisch. Der Anfang derselben lautet: Nichts erfreuet so sehr diese Jünglinge hier, als das Erhabenste und Gröfste mit eigenen Augen zu sehen.

II. Armenische Bücher.

1. Grammatik der armenischen Litteral-Sprache. Verfafst von Michael Sallantean dem „hochgelehrten Doctor aus Constantinopel u. s. w." Rector und Professor der Philosophie und armenischen Sprache am Gymnasium zu Moskau. Gedruckt zu Moskau im Juli 1827.

Die Grammatik besteht aus zwei Theilen; der vorliegende Band enthält blos den ersten Theil.

*) Die Armenischen Handschriften verdankt Herr v. Humboldt den trefflichen Lazarff'schen Erziehungs-Instituten zu Astrachan und Moskau.

2. Musen des Ararats. Diefs sind Gedichte in verschiedenen Sylbenmafsen der Schüler des Gymnasiums zu Moskau; gedruckt 1829.

Die Vorrede ist von Niemand unterschrieben; sie ist datirt „aus dem Gymnasium." Auf der ersten Seite stehen in armenischer Sprache zwei Motto aus Sallust und Horaz. — Am Ende stehen kirchenhistorische Abhandlungen in Fragen und Antworten; sie beziehen sich vornehmlich auf den innerlichen und äufserlichen Unterschied der armenischen Kirche von der römisch-katholischen.

3. Geschichte des Telemach, des Sohnes des Ulysses. Es ist diefs eine nach dem Italienischen gemachte armenische Uebersetzung des Telemaque von Fenelon. Der Uebersetzer heifst Merkon Sukaria. Die Handschrift hat der Dr. Thatteus Maroukean aus Constantinopel durchgesehen und sie ward auf Kosten des Fürsten Achay Hohondsganz Kerakean eines Einwohners der Stadt Surat in Indien gedruckt „unter dem Schutze des himmlischen Klosters zum heiligen Kreuze zu Neu-Nachidschewan im Jahr 1794."

Nachidschewan ist eine alte sehr berühmte Stadt der armenischen Provinz Wasbauragan (vergl. Indschidschean Alt-Armenien S. 220 *St. Martin Mém. sur l'Arménie I. Bd.* 267). Die Stadt gehörte früher den Persern, seit dem letzten Frieden mit Persien den Russen. Neu-Nachidschewan ist wahrscheinlich ein anderer Ort, der mir aber gänzlich unbekannt ist. Am Ende stehen einige Schreiben der Kaiserin Katharina an den Patriarchen der in Rufsland wohnenden Armenier.

III. Chinesische Bücher.

1. Geschichte der drei Reiche.

Diefs ist die berühmte Geschichte der bürgerlichen Kriege, während der Trennung China's in drei Reiche, d. h. in das des zweiten Han oder Han von Siho, des Wey und Wu, von 212—277 nach Chr. Geb. Alle chinesischen Litteratoren loben einstimmig den vortrefflichen Styl des Werkes; es nimmt in dieser Beziehung den ersten Rang ein unter den klassischen Produkten der Nation. Auch in der vorliegenden Ausgabe führt das Werk neben seinem eignen, noch den Columnentitel: *Ti i tsai tse schu*, d. h. erstes Werk der grofsen Geister oder Klassiker. Getheilter Meinung sind aber die chinesischen Litteratoren in Betreff der Glaubwürdigkeit der hier erzählten Thatsachen. Der gelehrte Herausgeber der vorliegenden Ausgabe vom ersten Jahre *Schun tschy* (1644 uns. Z.). Kui schin suy hält dieses Werk für ein ächt historisches, denn er sagt Vorrede Bl. 1. a.: „*san kue tchy lo ect*" d. h. indem ich die Geschichte der drei Reiche las, fand ich dafs hier alles wahrhaftig und, gar trefflich erzählt wird, nicht mit Fabeln vermischt, wie in andern Geschichten.

Das Werk ist vollständig in 60 Büchern. Nur an zwei Orten sind die Seiten beschädigt. Nach der Vorrede worin Kui schin suy von den Ursachen des Sturzes der grofsen Dynastie Han handelt, folgen litterarhistorische Bemerkungen. Hierauf ein Verzeichnifs der Bücher (60) und Kapitel (120) mit einer kurzen Andeutung ihres Inhalts. Vor den 60 Büchern des eigentlichen Werkes steht noch ein Buch zur Einleitung, das eine Anleitung enthält wie man das Buch lesen soll, einen kurzen Inhalt (*summarium*) des ganzen Werkes und manches Andere. Voran gehen die Portraite der Personen, die in der Geschichte eine Hauptrolle spielen. Das Werk auf der Königl. Bibliothek zu Berlin, welches den Titel führt: *Tsuen mong hu pien san kue tchi tchuen* d. h. alle Darstellungen der trefflichen Geschichte der drei Reiche, ist ein blofser Auszug aus dem grofsen Werke und in dem hiesigen Exemplar unvollständig; es sind blofs 15 Bücher.

Dieses kostbare Werk ward dem Herrn v. Humboldt verehrt von (der Name steht chinesisch und mantschurisch innerhalb des Deckels): Tzingfu, dem Befehlshaber der kaiserlichen Wache von Haini Mailahon*).

*) Nach der feinern chinesischen Aussprache müfste Tsingfu gelesen werden; im Mantschu steht aber deutlich Tzing.

Digitized by Google

2. Tafel des Acker- und Seidenbaues.

Dieses Werk enthält eine bildliche Darstellung aller Verrichtungen, die beim Acker- und Seidenbau vonnöthen sind. So zeigt Tafel 11 und 12 das Ausreifsen des Unkrauts, 14 die Bewässerung, 15 das Schneiden der Frucht u. s. w. Es stehen immer die Regeln dabei, welche bei jeder Verrichtung zu beobachten sind. Das Werk ward gedruckt im 35. Jahr der Periode Kang hi, 1696 u. Z. Der Name des Herausgebers ist Tschu, er steht auf der letzten Tafel.

3. Tafel der Sonnenfinsternisse.

Diefs ist eine in Mantschu und chinesischer Sprache abgefafste Berechnung der verschiedenen Sonnenfinsternisse, sammt den Abbildungen. Sie ward gedruckt unter dem Vorgänger des jetzt regierenden Kaisers, d. h. am 23. Febr. der Periode Kia-Khing 1819 u. Z.

4. Kurzer Inbegriff des Wissenswürdigsten über den Geist im Himmel (das Christenthum).

Dieser Katechismus enthält 5 Abtheilungen; eine Jahreszahl habe ich nirgends gefunden. Er ward verfertigt, wie es am Ende des ersten Blattes heifst „von dem Vater oder Priester des Himmelsgeistes Hiho (Hyakinth) auf besonderen kaiserlichen Befehl." Es finden sich vier ganz übereinstimmende Exemplare vor.

5. Das Ganze sämmtlicher Verfallenheiten.

Diefs ist der Titel der Pekinger Staatszeitung; Sr. Excellenz haben sechs Zeitungen vom 25. und 26. Februar und vom 2., 5., 6. und 11. April 1823 mitgebracht.

Literarische Anzeigen.

THESAURUS GRAECAE LINGUAE

AB

HENRICO STEPHANO

CONSTRUCTUS

EDITIO IN GERMANIA ET AMERICA PRINCEPS, POST EDITIONEM PARISIENSEM NOVIS ADDITAMENTIS AUCTA. HILPERTOHUSAE ET NOVI YORICI, SUMPTIBUS ET TYPIS INSTITUTI BIBLIOGRAPHICI.

Da den deutschen Gelehrten die Hoffnung, das bedeutendste und ihnen unentbehrlichste Hülfsmittel zum Studium der griechischen Sprache für einen *Preis*, wobei die Anschaffung *desselben* den meisten allein möglich wird, erhalten zu können, zum zweitenmal entrissen worden, indem nach einem von Firmin Didot in Paris eben ausgegebenen Prospectus der von den H. H. Hase, v. Sinner und Fix besorgten neuen Ausgabe des Stephanus diefs Werk auf 336 Franken (nahe an 100 Thaler!) *) Subscriptionspreis zu stehen kommt, so haben wir den Plan gefafst, hauptsächlich für Deutschland, den europäischen Norden und Amerika einen correkten Abdruck dieser neuen Pariser Ausgabe zu veranstalten, der alles, was in dieser aufgenommen wird, ganz unverstümmelt enthalten, ihrer äufseren Ausstattung wenigstens gleich kommen, dabei aber durch die *Wohlfeilheit des Preises* sich in die Bibliotheken der [*selten reichen*] *Schulmänner*, so wie auch in die meistens mit geringen Fonds ausgestatteten *Schulbibliotheken* überall Eingang verschaffen soll.

Wir werden das Werk in 8 Foliobänden zu 200 Bogen, jeden in 7 Lieferungen von circa 30 Bogen, prachtvoll mit neuen englischen, nicht kleinern Lettern als die Didot'schen gedruckt, vollenden. Zwei Monate nach Erscheinen jeder Didot'schen Lieferung folgen zwei Lieferungen von uns, so dafs sich der deutsche Abdruck fast gleichzeitig mit dem Pariser vollendet. —

Wir machen zwei Ausgaben:

I. wohlfeilste Ausgabe, (an äufserer Ausstattung der Didot'schen wenigstens gleich) auf vortreffliches Velin, heifs gepreifst und geglättet, jede Lieferung von circa 30 Bogen zum ersten Subscriptionspreis von 1 Thlr. Sächs. (1 Thlr. 2 Sgr. Preufs. Cour.)

II. Prachtausgabe, auf englisches, geleimtes, ganz starkes, satinirtes Patentvelin, die Lieferung von etwa 30 Bogen, im ersten Subscriptionspreis von 1 Thlr. 8 Gr. Sächs. (1 Thlr. 13 Sgr. Preufs. Cour.)

Wir fordern bei Ablieferung des ersten Heftes Zahlung zugleich für das 2te, so dafs immer für ein Heft pränumerirt wird. Diese ersten Subscriptionspreise decken bei 800 Subscribenten nur die Kosten, und sie kommen auch nur den ersten achthundert Beförderern des bedeutenden Unternehmens zu gut. — Für spätere Besteller setzen wir den Subscriptionspreis auf 1 Thlr. 6 Gr. (1 Thlr. 7½ Sgr.) für die ordinaire, und 1 Thlr. 16 Gr. Sächs. (1 Thlr. 20 Sgr.) für die Prachtausgabe fest. — Zugleich aber geben wir dem gelehrten Publikum die Zusicherung, dafs, wenn unser Unternehmen sich aufmunternder Theilnahme erfreut, und die Pariser Ausgabe den Anforderungen und Wünschen der deutschen Philologen in ihrem Innern nicht gehörig entsprechen sollte, wir, von mehreren Gelehrten, die uns für diesen Fall ihre reichhaltigen lexikalischen Sammlungen schon bestimmt zugesagt haben, und Denjenigen unterstützt, welche uns, wie wir in jenem Fall sicher voraussetzen dürfen, ihre Collektaneen zu demselben Zweck überlassen, eine im Vergleich zur Didot'schen bedeutend vermehrte und verbesserte, deutscher Gelehrsamkeit würdige, Ausgabe zu besorgen entschlossen sind.

☞ Unterzeichnungen empfangen alle Buchhandlungen. Sammler erhalten auf 10 Exemplare ein elftes als Freiexemplar. — Die Namen der Herren Subscribenten werden vorgedruckt. —

Hildburghausen und New-York, den 1. März 1830.

Das bibliographische Institut.

Von der aus demselbem Verlage hervorgehenden, und auf den weitesten Vertrieb in Europa und Amerika berechneten

BIBLIOTHECA LATINORUM ET GRAECORUM SCRIPTORUM CLASSICA

(welche Bibliotheken die sämmtlichen Schriftsteller des classischen Alterthums nach den besten Recensionen vollständig umfassen sollen)

sind die ersten Bände eben erschienen, und erbitten wir uns auch hierauf Aufträge. Diese ersten Bände der Bibliothek sind (schön und correkt) in 2 Editionen (12. und grofs 8.) gedruckt, und werden zu unbegreiflich wohlfeilen Preisen (der Heyne'sche Virgil z. B. zu ⅓ Thlr. in der Duodez- und ½ Thlr. Sächs. in der Octavausgabe) erlassen. — Hauptcommissionairs für den Debit dieser Ausgaben sind in Europa (aufser Deutschland) A. Asher in London und Petersburg für Rufsland und England; Schaumburg et Comp. in Wien für Ungarn, und Gallizien; — De Romanis in Rom für Italien; Frank in Brüssel für Belgien; Sülpke in Amsterdam für Holland; — Reitzel in Copenhagen für Dännemark und Norwegen; Palmbrad et Comp. in Upsala für Schweden; Orell Fuesli et Comp. in Zürich für die Schweiz.

*) Die Londoner Ausgabe (1820—29 bei Valpy), von welcher die neue Didot'sche und die unsrige ein verbesserter, alphabetisch geordneter Abdruck werden soll, kostete über 250 Thaler, kann also selbst in Bibliotheken nur von sehr reich dotirten angeschafft werden; Privatgelehrten bleibt sie stets eine *Noli me tangere!*

Digitized by Google

Ankündigung und Einladung zur Subscription:

Das erste und zweite Jubelfest der Uebergabe der Augsburgischen Confession

nach den Verhältnissen unter welchen und des Geistes in welchem es das protestantische Deutschland im Jahre 1630 und 1730 gefeiert hat.

Eine kirchengeschichtliche Darstellung der Uebergabe nebst der Geschichte der Confession

von

Carl Wilhelm Hering, Pastor in Zöblitz.

In gr. 8. auf gutem weifsem Druckp. u. broch. Subscriptionspreis 20 Gr. (25 Sgr.) Ladenpr. 1 Thl. 6 Gr. (1 Thl. 7 Sgr.)

Chemnitz: C. G. Kretschmar.

An die zum bevorstehenden dritten Jubelfeste von mehren Seiten gelieferte und versprochene neue Bearbeitung der Geschichte der Augsburgischen Confession selbst schliefst sich diese Schilderung der ersten und zweiten Jubelfeyer als eine hochinteressante, aus den Quellen geschöpfte, Darstellung des äufsern und innern Zustandes, worin die evangelische Kirche Deutschlands sich am Ende des ersten Drittheils des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts befand, verbunden mit specieller Beschreibung der in den verchiedenen Staaten und Reichsstädten vorgenommenen Feyerlichkeiten, an.

Der Herr Verfasser ist nicht nur als theologischer Schriftsteller, sondern besonders auch als gründlicher Geschichtsforscher und geistreicher Erzähler dem Publikum zu bekannt, als dafs es nicht der Erscheinung dieses Werkchens mit Erwartung entgegen sehen sollte, welches zur Ostermesse bestimmt erscheinen wird.

In allen Buchhandlungen wird Subscription darauf angenommen. Das Ganze wird ohngefähr 17—18 Bogen umfassen. Der um ein Drittheil erhöhete Ladenpreis tritt sogleich nach Erscheinen der Schrift bestimmt ein.

Chemnitz im Januar 1830.

C. G. Kretschmar.

Bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ist so eben erschienen:

Beiträge zur Kenntnifs der Medicin im Norden,

in einer Auswahl der wichtigsten Abhandlungen nordischer Aerzte.

Herausgegeben

vom Ritter etc. J. J. A. von Schönberg.

Mit 4 Kupf. gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr. (1 Thlr. 25 Sgr.)

Höchst wichtige und ausgezeichnete Arbeiten dänischer und schwedischer Aerzte werden durch diese Beiträge dem deutschen medicinischen Publikum übergeben, für welches sie, in den weniger bekannten nordischen Sprachen, ohne die Erscheinung dieses Werkes zum Theil verloren wären.

Neue homöopathische Schrift.

Bei Friedrich Vieweg in Braunschweig ist so eben erschienen:

Systematische Darstellung der antipsorischen Arzneimittel in ihren reinen Wirkungen.

Nach Hahnemann bearbeitet u. herausgegeben

vom Hofrath Dr. G. A. Weber.

gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr. (2 Thlr. 20 Sgr.)

Der Herr Verfasser, gestützt auf das Selbststudium der Homöopathie, erkannte, wie schwierig es ist, unter den antipsorischen Mitteln, deren Bekanntschaft dem Hofrath Hahnemann verdankt wird, stest das treffendste für den concreten Fall aufzufinden, und entschlofs sich zur vorliegenden Arbeit, welche eine genaue Uebersicht von den eigenthümlichen Arzneiwirkungen jener Mittel gewährt. Das Werk wird vorzüglich Anfängern in der Homöopathie eine grofse Erleichterung im Heilverfahren verschaffen, und um so nützlicher seyn, da es kostspieligere ersetzt und durch die systematische Einrichtung den Ueberblick ungemein erleichtet.

Ferner ist in derselben Buchhandlung erschienen:

Ueber die Bastarderzeugung im Pflanzenreiche.

Eine von der königl. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift,

von Dr. F. A. Wiegmann.

Mit illum. Kupf. gr. 4. fein Velinp. 20 Gr. (25 Sgr.)

Es braucht kaum bemerkt zu werden, von wie hohem Interesse die vorstehende gekrönte Preisschrift nicht allein für den Naturforscher und Kundigen vom Fach, sondern auch für jeden gebildeten Praktiker, namentlich für Landwirthe, Gartenliebhaber und Gärtner ist, da die mit seltener Umsicht und Genauigkeit geleiteten Versuche zu den wichtigsten Resultaten geführt haben, und für den Getreide- und Gemüsebau von entscheidenden Folgen sind.

In der Schulbuchhandlung in Braunschweig ist so eben erschienen:

Friedrich Hildebrandt's

Handbuch der Anatomie des Menschen.

Vierte umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe, besorgt

von Dr. Ernst Heinrich Weber,

ordentl. Professor der Anatomie an der Universität zu Leipzig etc.

Erster und zweiter Band, mit 2 Kupfertafeln, gr. 8. 4 Thl. 16 Gr (4 Thl. 20 Sgr.)

Indem die Verlagshandlung die 4te Auflage des Hildebrandtschen Handbuchs erscheinen läfst, glaubt sie sich jeder überflüssigen Anpreisung enthalten, wohl aber das medizinische Publikum bitten zu dürfen, diese durchaus neue Bearbeitung eines klassischen Buches, in welcher dasselbe mit seltenem Fleifse und gediegener Gelehrsamkeit bis zum heutigen Standpunkt der Wissenschaft fortgeführt ist, seiner vollen Beachtung zu würdigen. Zwei hinzugekommene sehr schöne Kupfer zur Erläuterung mikroskopischer Beobachtungen, und eine Einrichtung, durch welche das Werk gleich praktisch für den gedrängtern Gebrauch bei Vorlesungen, als zum weitern Studium der Anatomie wird, erhöhen seinen Werth. Der dritte und letzte Band soll Ostern 1830 erscheinen. Eine ausführliche Ankündigung, welche an alle Buchhandlungen versandt ist, spricht sich weiter über die Art der Bearbeitung durch den jetzigen Herrn Herausgeber aus.

Digitized by Google

Nro. 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

XXVII.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen. Wilhelm Meister's Wanderjahre. Ein und zwanzigster bis drei und zwanzigster Band.

Zweiter Artikel.

— Und so heb' ich alte Schätze,
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läfst sich wügen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen.

Mit diesen Worten übergab Goethe dem Publicum die erste Ausgabe seiner Wanderjahre, um, wie es scheint, dadurch anzudeuten, dafs er selbst ihnen den Werth höchster Vollendung nicht beilegen mochte. Dem jetzt umgestalteten Werke finden wir solch einen vertraulichen Zuruf nicht vorangestellt, sondern beispiellos fast hat unser Dichter sich der mühevollen Arbeit des Scheidens und Verschmelzens mit erneuter poetischer Kraft noch selber unterzogen. Und wahrlich nicht ohne Erfolg. Denn wer in den wahren Sinn dieser zweiten Durcharbeitung eingedrungen ist, wird sich mit Bewundrung überzeugen, hier sei das Unerwartete geleistet, und der prosaischen Gattung des Lehrromans gegenüber ein neues poetisches Vorbild aufgestellt.

Wie wenig ein nur äufserliches Verhältnifs von Inhalt und Form, welches das Prosaische aller Lehrpoesie ausmacht, in den Wanderjahren stattfindet, tritt deutlich hervor, wenn man sie z. B. mit dem Woldemar Jacobi's oder Rousseau's Emil vergleicht. In die Gattung des Lehrromans aber hätte Goethe der Natur seines Stoffs nach hineingerathen können, weil dieser Stoff die Darstellung des innersten Wesens so allgemeiner Verhältnisse erforderte, dafs ihre Wichtigkeit und Weite in einzelnen Individuen und deren subjektiven Gemüthsart, Karakter und Zwecken nicht erschöpfend konnte zur Erscheinung gelangen. Mit diesem Stoffe, von der entgegengesetzten Richtung des Faust her, tritt der Dichter an die äufsersten Grenzen der Poesie überhaupt heran; die engeren Grenzen poetischer Auffassung und Darstellung aber, welche die früheren Romane ziehen, überschreitet er weit, und versetzt ihren Markstein, nachdem er dem modernen Roman ein neues Gebiet erobert hat. In den Wahlverwandtschaften liefs sich das tragische Verhältnifs des modernen Gemüths zur Heiligkeit der Ehe noch eng und genügend mit den bestimmten Gestalten Eduard's und Ottiliens, Charlottens und des Hauptmanns verschmelzen; in den Lehrjahren treten uns noch mehr alle Lebenssphären als Personen entgegen, und wie lebendig konnte der Bruch eines ganzen Zeitgeistes an das eine Gemüth Werthers geknüpft werden. In den Wanderjahren ist dies der Natur ihres Inhaltes nach nicht mehr möglich. Hier tritt die Scheidung ein, dafs einmal die allgemeinen Verhältnisse für sich in ihrer Allgemeinheit, und auf diesem Boden dann die besonderen darauf erwachsenen, erzogenen, umherschweifenden, durch Sinn und Wahl daran gebundenen Individuen zum Vorschein kommen. Das Wesen der Erziehung kann nicht mehr wie in den Lehrjahren in diesem oder jenem erzogenen oder nicht erzogenen einzelnen Karakter vollständig erscheinen, sondern erweitert sich zu einer ganzen Erziehungsprovinz. Die ächte Vereinigung von Nützlichkeit des Gewerkslebens, Schönheit der Kunst, Bildung und Adel der Gesinnung, das Ideal der gesicherten freien Ausübung erworbener Geschicklichkeiten verlangen gleichfalls den Verband eines ganzen erziehenden und fördernden Gewerkstaats. Doch hier hat Goethe es meisterhaft verstanden, das Lehren von Grundsätzen lebendig in ein Darstellen und Beschreiben poetisch vorhandener Zustände zu verwan-

Digitized by Google

deln, welche als eine Verwirklichung der Ansichten und Erkenntnisse erscheinen, die er zu verbreiten im Sinn hat. Die Erziehungsprovinz und jener Verband werkthätiger Männer hat nicht etwa nur den Werth eines Beispiels für allgemeine Sätze, oder einer Fabeleinkleidung, bei welcher die Moral prosaisch danebensteht, sondern wir sehen hier die Grundgedanken selber in einem weltlichen Dasein vor uns, das sie vollkommen in sich zu tragen und wiederzuspiegeln vermag. Nur in wenigen Fällen erlaubt sichs der Dichter seine Gedanken ohne solche Verkörperung auszusprechen. Wie mit einem Zauberschlage ist dadurch das Prosaische des Lehrens verschwunden, und die Bastardgattung des didactischen Romans zum Adel ächtgeborener Poesie heraufgehoben.

Man kann in Rücksicht auf die Darstellung in den Wanderjahren drei verschiedene Elemente erkennen. Das erste als die Grundpfeiler des ganzen Romans anzusehen, möchte nicht unangemessen sein. An ihrer Stellung gegeneinander hat Goethe in der zweiten Bearbeitung vieles geändert. Diese Grundpfeiler sind die schon früher angedeuteten; die Beschreibung des so zweckmäfsig eingerichteten und verwalteten ländlichen Besitzthums, der pädagogischen Provinz und des grofsen Bundes. Jede dieser Hauptseiten macht den hervorstechenden Inhalt eines der drei Bücher aus, in welche wir die Wanderjahre in ihrer neuen Gestalt getheilt sehen. Der Vortrag aber verändert sich nach Maafsgabe des Inhalts. Lebendiger beschreibend, heiterer und anmuthiger ist er im ersten Buch; denn hier erlaubt es die Beschränktheit des Inhalts dem Dichter noch die beschriebenen Gebiete fester als in den anderen Büchern mit den besonderen Karakteren zu verbinden; didactischer schon ist er im zweiten, wo die wichtigsten Grundsätze der Erziehung, ja die höchsten Lehren der Religion klar werden sollen; ernst und doch mannichfaltig und lebhaft im dritten Buch, in welchem uns die Theilnehmer des Bundes, ihre Gesetze, der Zweck und die Art ihres Wirkens lebendig vorübergeführt werden. Man kann durch diese drei Bücher der Wanderjahre an die Eintheilung in Dante's göttlicher Comödie, wie weit auch sonst beide Gedichte auseinander liegen, erinnert werden. Wie in diesem wunderbarsten Gedicht, diesem Verein von scholastisch theologischem Verstande, tiefstem Gemüth und poetischer Phantasie, von lebendigster Anschaulichkeit und unbestimmterer Allegorie, die grofsen Theile durch den Hauptinhalt des ganzen Epos unwiderruflich feststehen, so sind auch in den Wanderjahren die drei grofsen Gebiete sogleich gegeben, und ihre Darstellung macht den eigentlichen Zweck aus. Nur dafs bei Dante die innere Einheit bei weitem tiefer begründet ist als in den Wanderjahren. Wie aber ferner bei Dante die Wandrung des Dichters durch das dreifache Gebiet des ewigen Lebens die äufsere Verbindung des Ganzen ist, so hier zunächst die Wandrung Wilhelms durch drei Hauptkreise des weltlichen Lebens, und jemehr die innere Verbindung dieser Theile bei Dante wie bei Goethe vornehmlich nur in der allgemeinen Natur des Inhalts selbst liegt, desto lockerer ist oft die äufsere durch die aus einem in den anderen Kreis wandernden Individuen. Jedoch wird in den Wanderjahren die Verknüpfung dadurch mannichfacher, dafs Wilhelm sich mit seinem ganzen Selbst der Thätigkeit in einem dieser Kreise widmet, während durch Felixens Neigung zu Hersilien, durch seinen Eintritt in die Erziehungsprovinz, durch Lenardo's Wanderlust und seine Gewissensliebe zum nufsbraunen Mädchen, so wie endlich durch Makariens sittliche Vermittlungen die Beziehung der drei Hauptgebiete aufeinander in stets lebendiger Gegenwärtigkeit bleibt.

Diese persönlichen Karaktere nun mit ihren Irrungen und Leidenschaften machen das zweite Element für die Darstellung aus. Dafs hier eine Trennung der besonderen Gestalten und der Beschreibung allgemeiner Zustände eintreten müsse, ist schon berührt worden. Ueberhaupt können hier die einzelnen Figuren, wie lebendig sie auch erscheinen, dennoch nicht als Hauptsache hervortreten; sie haben jenen gröfseren Gebieten sich unterzuordnen, oder doch wenigstens einzuordnen. Aber auch hier hat Goethe's poetischer Sinn und seine tiefe Einsicht wieder die schöne Mitte getroffen, den einzelnen Gestalten nicht die Freiheit ihrer selbstständigen Persönlichkeit zu rauben. Ihrem eigensten Innern nach werden sie jenen weithinreichenden Bundeszwecken zugetrieben; sie erfüllen sich mit denselben nur nach Maafsgabe ihrer Eigenthümlichkeit. So ist es auch ein Hauptverdienst, dafs der Dichter jenen Männerbund in aller Frische der ersten Anlage und nicht schon in voller Wirksamkeit und Verwicklung mit vielfach prosaischem Inhalte erscheinen läfst. Dadurch behält das Ganze des Bundes den poetischen Ton, noch an bestimmte Individuen geknüpft zu sein und nur durch sie

Digitized by Google

volle Wirksamkeit zu erhalten. Wir blicken in kein Gemüth hinein, das nicht mehr oder weniger mit jenen drei Lebenskreisen in genauer Beziehung stehe. Doch weil diese Beziehung hier nicht zu gänzlicher Verschmelzung wird, so ist auch die Darstellung der persönlichen Empfindungen, Lagen und Schicksale bedeutend von der Art und Weise verschieden, wie die Grundlagen des Ganzen uns zur Anschauung gebracht werden. Für die persönlichen Ereignisse werden Briefe, Tagebücher und zum Theil Gespräche die stets wechselnde und oft nur lose verknüpfende Form. — Im menschlichen Leben soll es hauptsächlich darauf ankommen, dafs jeder, was ihm an körperlichen und geistigen Gaben verliehen ist, auf die vollkommenste Weise ausbilde, sich zu reinster Sittlichkeit befähige, und statt in sich zu verglimmen, gegen die Welt hinausgewendet mit voller Kraft wirke, um dadurch sich und dem Ganzen zu genügen. Diefs ist die Haupttendenz des Dichters, welche uns überall klar wird. So sehen wir denn auch die edelsten Gestalten aus den Lehrjahren sich dem Gewerksbunde anschliefsen, um ihre früher nach Willkühr vereinzelte Thätigkeit zu verallgemeinern und zu verstärken; ja selbst die planlos und leichtfertig Umherschweifenden scheinen sich innerlich zu befestigen und demjenigen ganz zu widmen, was noch etwa Nützliches durch sie, wenn zwar in untergeordneten Sphären, kann zu Stande gebracht werden. Dafs Goethe sich hiebei auf Familie und Landbesitz, auf Kunst und auf Gewerk, insofern es fürs Leben das Nützliche und Angenehme zu leisten vermag, beschränke, dafs er die Kunst in Gemeinschaft und Harmonie mit dem Nützlichen zu bringen wünsche, ist schon früher angedeutet.

Das dritte Element für die Darstellung endlich *sind* die Novellen, welche sich durch die übrigen Bestandtheile ergänzend und vollendend hindurch schlingen. *Sie* erst geben dem ernsten Gemälde das volle Leben, indem sie eine Fülle von Nebengestalten, verschieden durch Alter, Geschlecht, Karakter, Gemüth, Stand und Beruf, in den mannichfachsten Lebensverhältnissen, den zartesten Situationen um die einfachen Hauptgruppen umherstellen. Die veränderte Beziehung zum Ganzen, welche die Novellen in der zweiten Bearbeitung erhalten haben, gehört mit zu dem Wichtigsten, was Goethe durch diese Bearbeitung geleistet hat. Bisher einzeln zwar immer erfreulich standen sie dennoch meist als unverständliche, mehr oder weniger beziehungslose Episoden da. Jetzt aber springt ihr Zweck deutlicher ins Auge; jede Erzählung hat ihre richtige Stelle erhalten, ihr Kreis hat sich erweitert, und zeigt sich zugleich durch die grofsen Glieder des Ganzen selber bedingt. Sie haben in dieser Rücksicht die umgekehrte Stellung als die Novellen im Decameron des Boccaz, dem die bunt vermischten Erzählungen selber der eigentliche Zweck sind, während er die Gelegenheit, bei welcher sie belustigen, belehren, zerstreuen sollen, und ihre Vertheilung als Nebensache leichter behandelt. Mit gröfserem Recht kann man die Art, in welcher sie in den Wanderjahren durchs Ganze hindurchgeflochten sind, mit Cervantes Weise im Don Quixote vergleichen. Doch ist in diesem wunderbaren Romane das Verhältnifs der Novellen zum Hauptgegenstande das gerade entgegengesetzte. Denn neben der unvergleichlich komischen doppelten Parodie jenes Ritters von der traurigen Gestalt, und der Prosa einer weitervorgeschrittenen Alltagswelt des Wirthshaus- und Gewerks-Lebens, in deren Mitte Don Quixote das erstorbene Ritterthum aus seiner eigenen Phantasie als die eigentliche Gegenwart will erstehen lassen, zeigt Cervantes in seinem Kranze von Novellen eine neue Welt und Wirklichkeit, welche poetisch ebensosehr jenes Ritterthum als die Prosa dieses Alltagstreibens überragt. Von den Novellen der Wanderjahre aber läfst sich das umgekehrte sagen. Wenn hier allgemeine Zustände der Gegenwart, in ihrer vollendetsten Gestalt, den Mittelpunkt des Ganzen bilden, so erscheint in den Novellen gerade, wie schon früher gesagt ist, ein Gegenbild theils der Thorheit, theils der zartesten und tiefsten Verwickelungen, zu deren Freude- oder Schmerz-bringenden Lösung fast Alle in jene höheren und vollkommener ausgebildeten Kreise freiwillig hineintreten. Diese Stellung zeigt sich auch ganz der Art entgegengesetzt, in welcher uns in den Erzählungen deutscher Ausgewanderter Novellen mitgetheilt werden. In einer gebildeten durch die Stürme der französischen Revolution von ihren reichen Landsitzen vertriebenen Familie hören wir, um den eigenen Schmerz wie das allgemeine Nationalunglück vergessen zu machen, theils einzelne Herzensirrungen erzählen, welche im Gegensatz jener grofsen politischen Kämpfe sich leicht und sittlich ausgleichen; — theils aber werden der vordringenden theoretischen Aufklärung gegenüber, die in ihrer practischen Gestalt nur als

Digitized by Google

blutig und revolutionair erscheint, räthselhafte Zusammenhänge einzelner Naturgebilde, geheimnifsvolle Bezüge von Natur und Geist erzählt, welche als geschehen weder hinwegzuläugnen noch verständig aufzuklären sind; bis zuletzt ein freundliches Mährchen den Blick in eine Gegenwart eröffnet, die an der Zeit seyn soll. In dieser neuen Gegenwart opfert die alte Schlange sich selbst, damit sie den Grundstein zu dem regsten weltlichen Verkehr bilde, und zu dem Tempel führe, von welchem aus Weisheit, Schein und Gewalt versöhnt die Welt beherrschen, liebend mit Unschuld und Schönheit der Kunst vermählt, welche das unmittelbar Lebendige tödtet, doch das Todte zu neuem Leben erweckt. Was hier das Mährchen erzählt, sollen wir in den Wanderjahren erfüllt vor uns sehen. — Mit welcher künstlerischen Besonnenheit Goethe nun aber in diesem späteren Werke die bestimmten Novellen den bestimmten Hauptgebieten, für welche sie das eigentliche Gegenbild liefern, zuzutheilen gewufst hat, diefs deutlicher hervortreten zu lassen, soll im weiteren Verlauf die Gelegenheit nicht versäumt werden. Denn die Art und Weise, wie die Novellen durch Briefe, Mittheilungen von Heften oder mündliche Erzählungen eingeführt sind, möchte vielleicht auf den ersten Blick Manchen zu der Meinung verleiten, ob sie erzählt würden oder nicht, thäte dem inneren Zusammenhange des Ganzen keinen Eintrag. Der Schein einer nur äufserlichen Verknüpfung liegt aber auch hier wieder in der Natur des Stoffes selbst. Denn eben weil Goethe die wichtigsten Grundlagen des modernen Lebens in ihrer Allgemeinheit und Wahrheit hinzustellen bezweckt, fällt die Erzählung einzelner Collisionen, besonderer Karaktere, wunderbarer Verwicklungen aufserhalb dieser allgemeineren Gemählde; was in anderen poetischen Werken durch die innigste Vereinigung erfreut, scheidet sich jetzt von einander, und verwandelt die frühere Verbindung zur Gestalt einer bald hevorgehobenen, bald versteckteren Beziehung des nun äufserlich Fremderen, innerlich aber ebenso Verwandten. Dieser oft schroffe Wechsel gerade und diese Verschlingung scheinbar heterogener Elemente giebt unserem Romane jenen Reiz der Sprödigkeit, welcher ebenso anlockt als abstöfst, und uns nur dann zu ungestörtem Genusse gelangen läfst, wenn wir ganz mit den Eigenheiten des Werkes vertraut geworden sind.

Ebenso bemerkenswerth nun, wie die Form des ganzen Werkes, ist auch die Stellung, welche Goethe in demselben sich als Autor giebt. Ein Reichthum von Kenntnissen, von Resultaten tiefen Nachdenkens über Erziehung, Kunst, Gewerksleben liegt in bunter Menge vor ihm da. Dem poetischen Geschäft, diefs Mannichfaltige zu einem Kunstwerk zu vereinen, ertheilt er selber den Namen einer schwierigen mit höchstem Ernste unternommenen Redaction. Er sieht die ihm von der Muse in jüngeren und späteren Jahren anvertrauten Güter gleichsam als ein fremdes Eigenthum und sich als einen Besitzer an, der sich des Besitzes nur unter der schweren Bedingung zu erfreuen habe, das Anvertraute zuletzt künstlerisch zu einem Ganzen vereint allen Mitlebenden als Gemeingut darzubringen. So legt er sich die gedoppelte Pflicht auf, weder der Kunst zu nahe zu treten, noch von dem anvertrauten Gute irgend Werthvolles zurückzuhalten. Bei Collisionen mufs bald die Kunst, bald der Inhalt nachgeben. In diesem Sinne sagt der Dichter, er könne Manches an dieser oder jener Stelle nicht vollständig entwickeln, ohne nicht in den Fehler des allzu didactischen Tones zu gerathen; von langen Unterhaltungen giebt er oft nur die wesentlichen Resultate; was sich von einzelnen Bemerkungen nicht ins Ganze verflechten läfst, theilt er Anhangsweise mit. Ueberall aber ist er bemüht, dem, was er darstellt und erzählt, den Schein eines vom Autor unabhängigen Geschehens zu geben, und besonders werden die bekannten Personen der Lehrjahre, die sich unserer Vorstellung schon als wirklich vorhandene Gestalten eingeprägt haben, mit Glück zu diesem Zwecke benutzt. Hin und wieder spricht er von der Art seines Geschäfts, und läfst uns Blicke in die Natur desselben thun; er sagt offen wie er jetzt so, dann wieder anders beschreiben und ordnen müsse; wie er den Liebhabereien der Leser gern genügen möchte, doch wie die Kunst hier und dort es verbiete; wo es sich thun läfst, legt er Rechenschaft ab, wie er sein künstlerisches Anordnungsamt verwalte; er verhehlt nicht, wo ihn die Gluth jugendlicher Empfindung verlasse, obschon wir sie, wo sie erforderlich wäre, kaum vermissen, da wir überall Tiefe der Empfindung mit höchster Klarheit, Ruhe und Besonnenheit der Darstellung meisterhaft gepaart finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. *Band.*

(Fortsetzung).

Die durch den Inhalt geforderte Vorliebe nun aber, das Allgemeine in allen Lebenszwecken stets im Auge zu behalten, so wie die stille Trauer der Entsagung, welche, oft zwar mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, fast jede Gestalt durchzieht, verändert den allgemeinen Ton vornehmlich im Vergleich mit der reichen Ueberfülle der Einzelnheiten, mit dem Reiz und der Gefälligkeit der Lehrjahre, zu jener strengeren Einfachheit, welche sich überall nur das Wesentliche herauszunehmen vergönnt. Statt wie sonst den Strom der Erzählungen ununterbrochen an uns vorübergleiten zu sehn, finden wir ihren Lauf jetzt plötzlich gehemmt, dann wieder beschleunigt; oft ihre Richtung verändert; wir müssen manche Kluft überspringen, manche Anstrengung nicht scheuen um ans Ziel zu gelangen. Und auch dort, wenn wir auf das Ganze, das nun vor uns ausgebreitet daliegt, zurückblicken, überrascht uns nicht sogleich das freudige Gefühl einer befriedigenden Uebereinstimmung aller Theile; wir müssen ihr erst emsig nachforschen um sie zu finden; dagegen gewinnen wir beim ersten Blick die Ueberzeugung, hier sey das Ernsteste verhandelt, und eine innere Gediegenheit habe die Stelle der von aufsen her anlockenden Lieblichkeit eingenommen. Ja so streng ernst und gewichtig ist das Leben, welches unseren Blicken sich aufthut, dafs wir uns seinen Anforderungen zu unterziehen Scheu tragen müfsten, wenn wir auch nicht verhehlen könnten, solchen Anforderungen zu genügen, würde uns in diesen Kreisen wenigstens durch das Gefühl der edelsten Selbstbefriedigung das höchste Glück verleihen.

Betrachten wir jetzt die einzelnen Bücher und Capitel näher, so wird sich, wir hoffen es, das Gesagte bestätigen. Bei dieser näheren Betrachtung jedoch befinden wir uns in einiger Verlegenheit, indem wir den Leser nicht als mit dem Werke in allen Beziehungen vertraut voraussetzen dürfen, und deshalb, obschon im Raume beschränkt, dennoch von dem Inhalte und der Form das Wichtigste mitzutheilen genöthigt sind. Es mag daher der gewählte Ausweg verziehen werden, gröfstentheils in gleichsam darstellenden Auszügen durch den allgemeinen Ton ihrer Abfassung schon die Mittheilung des Inhalts mit der Beurtheilung, soviel es gelingen will, zu verknüpfen. —

Beim Beginn des ersten Buchs fühlen wir uns, von den Lehrjahren und Wahlverwandtschaften herkommend, noch ganz heimisch und vertraut. Dieselbe Fülle, Leichtigkeit und Anschaulichkeit erfreut uns, Andeutungen des Tiefsten und Besten sind wir gewohnt, und die Behaglichkeit, welche über dem Ganzen schwebt, lockt uns wie immer zutraulich heran. Doch gegen die Mitte schon, wo Novellen und Briefe den Faden der Erzählung zu unterbrechen anfangen, wo wir in Makariens Wohnung eintreten und später zu der Erziehungsprovinz vorbereitet werden, macht sich die weite Entfernung bemerkbar, welche uns durch die neue Wanderschaft von der früheren Heimath trennt. — Wilhelm, vielseitig gebildet, doch immer noch besser in der Poesie des Gemüths, als in der Wirklichkeit zu Hause, zeigt sich uns, nachdem er von Seiten des Herzens im Kreise der Familie durch Natalien des schönsten Glückes gewifs ist, in Begleitung seines Sohns von neuem als Wanderer. Natalie, vollkommen in dem, was sie seyn kann und soll, überragt als Weib in dieser Rücksicht weit ihren Freund und Geliebten. Um sich dem Ziele gleicher Vollkommenheit zu nähern sieht er sich zum zweitenmale auf langer Wanderschaft. Eine Gesellschaft der Edelsten und Verständigsten, zu einem Zweck verbunden, den wir noch nicht kennen, hat ihn in die Welt hinausgeschickt. Damit er sich nicht ansiedle und

Digitized by Google

zugleich sich fügen, sein Innres, dem er bisher planlos gefolgt war, beschränken lerne, ist ihm manche Entsagung auferlegt. Als der Hauptzweck der Wanderschaft aber erscheint, dafs Wilhelm in ihrer reinsten Gestalt die Zweige menschlicher Wirklichkeit kennen lerne, in welche auf irgend eine Weise thätig einzugreifen der Beruf jedes Menschenlebens ist. Er soll aus seiner allgemeinen Bildung zu bestimmter Thätigkeit heraustreten und für sich die Stellung finden lernen, die ihm und dem Ganzen gemäfs ist. Was er in dem ersten Buche durchmacht, theilt sich in drei Hauptgruppen. —

Zuerst lernt der Wanderer einfache, an bestimmtes Local, an bestimmte Wirksamkeit gebundene Gewerkszustände verehren, mit Familienliebe und Familienglück fest verknüpft, und vor allem von Religion individuell und doch aufs Tiefste durchklungen. Diefs erste Lebensbild St. Joseph des Zweiten enthält in seiner Beschlossenheit dennoch das Allgemeinste und Wahrste solch eines stillen Lebenskreises; die biblische Geschichte Josephs gläubig verehrt, durch Jugenderinnerungen, Gewohnheit, innersten Trieb zu dem weltlichen Wiederschein ihres religiösen Sinnes als zarte scheue Sittlichkeit und bürgerliche Tüchtigkeit in den neuesten Zuständen nachahmend wiederhohlt, giebt die lebendigste Anschauung der noch unmittelbaren Religiosität, welche hier, mit der Erbauungsfreude an Kunst verbunden, in ihrer Tiefe die weitere Bildung zu ersetzen weifs. Und wie zart ist bei dieser Verweltlichung der heiligen Geschichte alles entfernt, was in religiöser Beziehung stören könnte; wie richtig ist hier Joseph zur Hauptperson gemacht, und in den Vorgrund gerückt, während Maria zurücktritt. Die Dauer und Gleichheit, Tüchtigkeit und Nützlichkeit, das ruhige Glück, die zufriedene Heiterkeit solcher Zustände freundlicher, wahrer und lockender zur Anschauung zu bringen möchte schwer fallen. Doch mit St. Joseph ist Wilhelm nur durch den Zug scheuer Ehrfurcht verwandt, welchen er vor Natalien, wie Joseph vor Maria empfindet. Solch ein enger Lebensberuf aber, wie er ihn so eben durchlebt, kann ihm und uns nicht genügen. Den Uebergang zum Anblick einer zweiten, weiteren Lebensstufe macht zunächst das unverhoffte Wiedersehn Jarno's und Wilhelms. Jarno weil er in die Menschen und ihr wechselndes willkührliches Jagen und Treiben sich nicht finden kann, und es länger mit anzusehn nicht ertragen mag, hat sich zu den schweigenden starren Klüften des Gebirges geflüchtet, um ihnen in stummer Unterhaltung das Geheimnifs ihrer unabänderlichen Gesetze abzufragen. Was er gelernt will er in „öden Worten nicht betrieglich" mittheilen, aber als ein Glied des Bundes zu allgemeinem Nutzen verwenden. Diefs Lebensziel, das Jarno sich setzt, hängt mit seiner besonderen Richtung genau zusammen, und erscheint um so gemäfser, da es sich zeigt, er sei von Kindheit an in Umgebungen des Bergbaus aufgewachsen. So ganz von einer bestimmten Thätigkeit durchdrungen, bringt er zuerst die Fordrung zur Sprache, nicht bei allgemeiner Bildung unbestimmt stehn zu bleiben, und regt auch Wilhelmen mit den gewichtigsten Worten dazu an, sich selbst wie seinen Knaben zu einem bestimmten Zweige zu erziehen. Was in den Unterhaltungen Jarno's und Wilhelms Gediegenes und Wahres uns zu stets wiederholtem Nachdenken auffordert, ist meist neu hinzugekommen, wie überhaupt diefs erste Buch bis ins Kleinste hin überarbeitet und verändert erscheint. Bemerkenswerth ist noch das Local, an welches hier die Unterredungen geknüpft sind; jenem reinen behaglichen Leben St. Josephs gegenüber sehen wir uns in ein rauhes Gebirg unter Köhler und Gesindel geführt, und nun erst wird es uns recht wünschenswerth, in ein gröfseres Besitzthum einzutreten, das wohl angebaut, nach aufsen gesichert, einer ganzen Gegend wie dem Besitzer zu Nutzen und Freude dient. Jenes wenn auch nur angedeutete Mittelglied roherer Gewerkszustände, des Treibens der Schmuggler und Wilddiebe, das Kühnheit und Verschmitztheit, Raub und Betrug verbindet, hat denn noch aufserdem den Sinn, dafs Felix, der mit dem Vagabunden-Knaben Fitz enge Freundschaft geschlossen hat, durch Zufall in den Klüften jenes Riesenschlosses, zu dem er mit dem Vater emporsteigt, ein Kästchen von ebenso sonderbarem als kostbarem Ansehn findet und sogleich sich aneignet. Nun hat er ein Geheimnifs zu bewahren, einen halb unrechtmäfsigen Besitz zu verbergen; die glückliche Unbefangenheit und Offenheit der Kindheit ist verloren, und der Zeitpunkt naht, von welchem an Felix einer strengeren Erziehung zu bedürfen beginnt. Und so wird später dies seltsame Kästchen der äufsere Anstofs mancher weiter und tiefer eingreifenden Verwicklung. Wilhelm aber, wie er mit jenen unreinen Lebens- und Erwerbsweisen, wenn auch nur von aufsen her, in Berührung gekommen ist, sieht sich, indem Fitz ihn auf verbotenen Wegen irregeführt hat, sogleich bei seinem Ein-

Digitized by Google

tritt in das ländliche Besitzthum mit Felix für kurze Zeit, bis er über seine Person und seine Zwecke nähere Auskunft zu geben weiſs, als Uebertreter des Gesetzes und als Gefangenen behandelt. —

Die Beschreibung der ebenso gemeinnützigen als einträglichen Einrichtung auf diesem begehrenswerthen Eigenthume, des heiteren Familienkreises, des Oheims mit den beiden Nichten, der ernsten Beamten, ihrer Beschäftigungen, Gewohnheiten, Unterhaltungen, macht den zweiten Mittelpunkt des ersten Buches aus. Wir lernen das Privatleben, insofern es, unabhängig von Staatsdienst und Gewerk, auf Vermögen und ländlichem Grundbesitze beruht, nach seinen wesentlichsten Seiten kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVIII.

Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande. Uebersetzt und ästhetisch erklärt von Fried. Wilhelm Carl Umbreit. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Heidelberg bei J. C. B. Mohr 1828. 72 S. 8.

Rec. hat bei Beurtheilung von Döpke's Bearbeitung des Hohenlieds (Jahrbücher für wiss. Krit. v. 1829, Nr. 55 — 58.) Grundsätze über die Auslegung dieses Salomonischen Dichtwerks ausgesprochen, auf die er sich hier bezogen haben will. Gegenwärtige Recension eines schon 1820 zum ersten Mal erschienenen Buchs soll die dortige vervollständigen. Hr. Prof. Umbreit sagt in der Vorrede, er habe diese neue Ausgabe auch eine verminderte nennen können, „insofern die Verbesserung — auch in der Ausschneidung üppiger Ranken jugendlicher Phantasie gesucht werden müsse." Er habe jedoch den poetischen Hauch, der seine frühere Arbeit belebt, nicht verwischt, vielmehr zu bewahren sich Mühe gegeben. Auch sey ihm seine Grundansicht von der Einheit des Lieds nur um so gewisser geworden. Da er seine Auslegung schon auf dem Titel der ersten Auflage eine ästhetische genannt, so wundert er sich um so mehr, daſs man sie zu den mystischen Deutungen habe rechnen können. Indessen (was diesen Fehlgriff erklärt) wird in der Einleitung die mystische Ansicht wenigstens mit gerechter Schonung behandelt, und dankenswerthe Notizen über die Geschichte der Auslegung des Hohenlieds gegeben, wenn auch der buchstäblichen oder sinnlichen Erklärung und ihren Urhebern, im Gegensatz der sinnbildlichen, groſses Lob gespendet wird. Rec. kann sich hiebei nur auf seine schon angeführte Arbeit berufen, welche zeigt, wie beide Interpretationen einander keineswegs feindlich gegenüberstehen, wenn nicht Einseitigkeit sie entzweit, und freut sich, Anklänge dieser vereinigenden Methode auch bei dem gelehrten Verf. zu finden, der keinen Tadel verdient, wenn er sich bloſs zur Aufgabe macht, das Aeuſserliche des Lieds philologisch und ästhetisch zu erläutern, in dem tiefern Sinn aber vermuthlich noch weitere Fortschritte machen wird.

Die Einleitung handelt ferner von dem Inhalt und der Form des Hohenlieds im Besondern, wobei dessen Einheit behauptet und sein Gang und Zusammenhang nachgewiesen wird. Rec. will den Scharfsinn, den der Verfasser in der Entwickelung des von ihm unterstellten Plans beweist, nicht läugnen, kann sich aber nicht davon überzeugen, daſs hier von zweierlei Liebhabern der Jungfrau, einem jungen Hirten, dem sie ihre Gegenliebe geschenkt hat, und dem König, der sie ihm entführt und sie ihm doch wieder abzutreten genöthigt ist, die Rede seyn müsse, so wie von Mehrerem, was der Verf. auf seinem Wege gefunden zu haben glaubt. Die ganze Hypothese beruht zunächst auf der Erklärung von C. 1, 4.:

„Zieh' mich dir nach! — o laſs uns eilen!
— in sein Gemach hat mich entführt der König —
Da wollen wir frohlocken und uns deiner freun u. s. w."

wo der mittlere Vers als Parenthese gelesen werden soll. — Für den Verfasser des Gedichts will Herr U. nicht Salomo anerkennen, sondern setzt seinen Ursprung „in die exilische Periode," in der wir auch, sagt er, das gröſste Meisterwerk orientalischer Philosophie, das Buch Hiob, entstehen sehen, u. s. w. Ueber diese Verjüngerungen hat sich Rec. schon öfter, auch bei Beurtheilung von Umbreits Hiob (Jahrb. v. 1827. Nr. 71. u. 72.) geäuſsert, wohin er die Leser verweist. Beweise hat der Verf. nicht geliefert, sagt aber, so lange man den Beweis (?) nicht zu widerlegen gelernt, daſs die letzten 26 Capitel der Jesajanischen Sammlung in die Zeit der Chaldäischen Gefangenschaft gesetzt werden müssen, werde man auch das Ergebniſs der scharfsinnigsten Kritik und gründlichsten Sprachforschung nicht umzustoſsen vermögen: das hohe Lied gehöre gleichfalls in die Reihe der spätern Erzeugnisse der Hebräischen Literatur; wobei er sich auf das Urtheil Eichhorns und die Beistimmung von Gesenius beruft. Inzwischen hat unter andern Döpke auch ausführliche Gründe für die Entstehung im Salomonischen Zeitalter beigebracht, und dieser steht eine standhafte Ueberlieferung zur Seite, welche man wieder zu achten und mit kritischen Beweisen zu unterstützen anfangen wird, wenn der Rausch der sogenannten höhern Kritik verflogen ist.

Wie brauchbar diese Uebersetzung und deren Anmerkungen für den Gelehrten sind, auch wenn man oft andrer Meinung im Einzelnen wäre, scheint kaum nöthig zu bemerken, da sie schon die zweite Auflage erlebt hat. Sie sind übrigens ganz der Hypothese des Inhalts angepaſst. C. 1, 12. wird übersetzt:

„Bis zum König selbst auf seinem Polster
Gab meine Narde ihren Wohlduft von sich,"

d. h. die Schönheit meiner Geliebten, sagt der Jüngling, ist sogar des königlichen Beifalls gewürdigt worden (bis zu ihm gedrungen). — C. 4, 6. will die Geliebte zum Myrrhenberg und zum Weihrauchhügel gehen; nach dem Verf. soll hierauf V. 8. der König sagen: „Nein! nicht zum nahen Weihrauchhügel sollst du gehen; zusammen wollen wir den Libanon ersteigen,

Digitized by Google

von seinem Cedernduft umflossen, von seinem stolzen Gipfel auf die niedrige Welt herabschauend, der Liebe geniefsen! Schauerliche Orte möchte ich mit dir betreten, stark im Gefühl der Liebe; durch die Höhlen der Löwen möcht' ich dich tragen, über das Gebirg, durch welches Parther (soll heifsen Parder oder Panther) heulen!" Er glaubt dabei, das Hinaufsteigen verstehe sich aus dem Herabkommen von selbst. Gleichwohl wird V. 9. לבבתני übersetzt: „du entmuthiget mich," und als Gegensatz von V. 8. in der Note gerechtfertigt, obgleich auch „Muth machen, ermuthigen," hieher passen würde. Allein sollte die Bildersprache nicht einen tiefern Sinn erlauben? תשורי heifst nicht nothwendig: „schaue her," wie der Verf., sondern auch: „tritt her," wie Luther und Andre haben. „Komm mit mir vom Libanon — tritt her von der Höhe Amana — Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Leoparden." Selbst der Parallelismus zwischen תבואי und תשורי scheint diese Erklärung des letztern Worts zu verlangen. Ist nicht Wildheit, Stolz, Grausamkeit verwandt mit Sprödigkeit? „Spröde Schöne, steig von deiner Höhe herab!" Das „mit mir" ist dabei bedeutend; der Verf. hat aber nicht genau übersetzt:

„Komm mit mir vom Libanon,
Schau mit mir vom Gipfel Amanas u. s. w."

Es heifst:

Mit mir vom Libanon,
Mit mir vom Libanon komme,
Tritt (od. schaue) her vom Gipfel Amanas u. s. w.

und so würde das freundliche Herabschauen von der stolzen Höhe erst auf diese Weise seinen rechten Sinn erhalten. — S. 61 oder C. 7, 1. wird zwar anerkannt, dafs die Geliebte durch den Namen Sulamith als Gemahlin Salomos bezeichnet wird, aber ob C. 6, 12. und C. 7, 2. richtig verstanden ist, worüber Rec. bei Döpke's Commentar etwas bemerkt hat, steht dahin. — Die Katastrophe oder Peripatie des Drama's findet der Verf. C. 8, 5. 6., wo nach ihm die Braut ihrem Geliebten wiedergegeben ist, und zwar unter dem Apfelbaum, der Zeuge ihrer ersten Liebe war. Dafs hier und anderwärts manche Annahme gewagt ist und grofse Bedenklichkeiten übrig läfst, wird der Verf. selbst nicht in Abrede stellen. Inzwischen verdient sein Versuch das Anerkenntnifs, dafs er sinnreich ist, und nicht zu den schlechtern Vorstellungsarten von dem äufsern Verstand eines Dichtwerks gehört, welches vorzüglich geeignet scheint, verschiedenen Ansichten neben einander Raum zu gestatten, aber auch bestimmt, noch lange der endlichen Auflösung seiner Räthsel zu harren. C. 8, 8—12. wird als Anhang bezeichnet, mit der weitern Ueberschrift: „die altklugen Brüder und die spöttisch-naive Schwester, oder: Jeder hüte sein Eigenthum selbst;" und V. 13. 14. ist überschrieben: „der verunglückte Besuch auf dem Lande. Ein Fragment."

Im Ganzen vertheilt der Verf. die Rollen zwischen folgenden Personen: das Mädchen — der Jüngling (der Hirte) — der Dichter — Salomo — die Töchter von Jerusalem — u. s. w.

Die Hauptfrage also, worauf das Unterscheidende der Erklärung des Verf. beruht, ist, wie schon erwähnt, ob der Jüngling und Salomo eine oder verschiedene Personen sind. Alles kommt darauf an, wie C. 1, 4. ausgelegt wird, ob von einer Entführung, oder von einer freudigen Vorstellung der Träumerin in Zusammenhang mit den übrigen Worten desselben und der vorhergehenden Verse. Letzteres ist die gewöhnliche Meinung, und hat unstreitig viel für sich, so wie auch sonst grofse Wahrscheinlichkeitsgründe der Einheit des Geliebten zur Seite stehen. Sollten wir nicht z. B. mit gleichem Recht annehmen dürfen, dafs die schüchterne Liebe der Jungfrau zu ihrem Könige sich erst lang im Wachen und in Träumen ausspricht, und fern von dem Gedanken als Königin glänzen zu wollen, sie ihn lieber sich als ihres Gleichen, unter dem Bild eines Hirten vorzustellen wünscht? dafs sie ihn nur um sein selbst willen liebt, und die Wohnungen der Natur goldreichen Palästen, wie ihn zum Bruder und Lehrer zu haben, sinnlichen Genüssen uneigennützig vorzieht? dafs der König, von gleicher Liebe zu ihr entzündet, ihre Sehnsucht lange prüft, belauscht, beide Liebende nicht sowohl einander ins Angesicht rühmen, als heimlich ein jedes für sich des andern Reize mit den wärmsten Farben ausmalt, bis dafs der unerwartete Zeitpunkt der Vereinigung gekommen, wo dann der Bräutigam entzückt in den Schönheiten der süfsen Gattin schwelgt, und, sie, nicht wissend wie ihr geschehen, mit reinem Gemüthe sich nur in die Keuschheit und Einfalt ihrer ersten Liebe zu versenken weifs? Wir dürfen wohl fragen, ob auf diesem Wege das Ganze dieses erotischen Werks in seiner Aeufserlichkeit sich weniger treffend erklärt, wenn auch manche Schwierigkeiten im Pragmatismus wie im Philologischen desselben übrig bleiben? — Rec. glaubt keineswegs, dafs mit jenen wenigen Zügen Alles erschöpft sey, eben weil er zu denjenigen gehört, welche unter der Hülle dieses Liedes aller Lieder symbolische Beziehungen annehmen. Diese können allerdings noch verschiedener Art seyn; weil aber die Ausdrücke: symbolisch, hieroglyphisch, typisch, allegorisch, mystisch u. s. w. sehr schwankend sind, und nur in sich fassen, was Jeder sich dabei denken will, im Grunde aber allzumal einerlei bedeuten: so wäre es ein verdienstliches, und wegen Kürze des Buchs kein zu weitläuftiges Unternehmen, wenn ein unterrichteter Jünger des exegetischen Studiums alle Auslegungen des Hohenlieds nach ihrem Sinn und Charakter im Ganzen, und mit Nachweis im Einzelnen, von dem Verfasser des Jerusalemitischen Thargums an, vollständig und bündig, nach der Zeitfolge, oder doch nicht allzu ängstlich classificirt, zusammenstellen wollte, wozu sowohl unser Verfasser, als Herr Döpke und Andre vorgearbeitet haben. Es müfsten aber hiebei nicht blofs die Exegeten vom Fach, sondern auch andre, besonders mystische Schriftsteller verglichen werden, und die Arbeit müfste sich mit völliger Unpartheilichkeit allein in historischen Gränzen halten, eine umfassende Literargeschichte der Erklärungen des Hohenlieds.

J. F. v. Meyer.

Digitized by Google

Nro. 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. *Band.*

(Fortsetzung.)

Auch hier fehlt es nicht an höchst beachtenswerthen Grundsätzen, aus denen alle Einrichtungen hervorgehn. „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen, Besitz und Gemeingut" sind Sprüche, welche gelegentlich in Gesprächen verhandelt werden, während wir die Verwirklichung gleichfalls vor Augen sehen. Und alles ist gethan, was solchem Zustande Festigkeit, und denen, die darin leben, das ungetrübteste Glück zu sichern vermag. Die Religion bleibt hier nicht mehr, wie bei St. Joseph, das Erste und Letzte, das dem Ganzen seine Farbe und Eigenthümlichkeit giebt. Aber auch sie soll Jedem nach seiner Art und in seinem Kreise Sicherheit vor sittlichen Irrthümern und innerer Verwirrung gewähren. Vor allem nun aber treten uns die neuen Karaktere, mit welchen wir uns befreunden sollen, aufs lebendigste entgegen. Der Oheim auf seinem Grund und Boden nach vielen Richtungen hin auch für gemeinnützige Zwecke thätig, ein Verehrer der gröfsten Männer des vorigen Jahrhunderts, insoweit sie in *praktischem* Sinne wirkten, ein Liebhaber auch ihrer Eigenthümlichkeiten, und selber von Eigenheiten und Sonderbarkeiten nicht frei, wie denn eine heitere Entwicklung auch der besonderen Persönlichkeit, wenn sie nicht hinderlich oder schädlich zu werden droht, hier ihren unbeschränkten Spielraum erhält. Hersilie, die jüngere der Nichten, offen, keck mit Anstand, gewandt und zierlich, verständig nach Aufsen, tief fühlend nach Innen, doch diese Tiefe sich fast ebensosehr als Anderen verbergend; die ältere, Juliette, gutmüthiger, einfacher, empfindungsvoller, vertheidigend wo die jüngere Schwester angreifen, beschwichtigend, wo diese nekkend und fröhlichen Muthes liebenswürdig Streit erregen möchte. Alle aber durch weitreichende Bildung im Umgang bequem, in Urtheilen treffend, und jeder auch wieder nach eigenem Sinn mit irgend einer Litteratur vorzugsweise vertrauter; Hersilie mit der französischen, Juliette mit der englischen, und die Beamten mit der deutschen, der alten wie der neuern. Wilhelm, der fast jedem Kreise, in welchen er eintritt, sogleich durch innere Seelenverwandschaft angehört, wird in diesen noch tiefer durch seinen Felix hineingezogen. Der Knabe in erster unbewufster Frische des Gefühls findet sich Hersilien rücksichtslos hingegeben; das ältere Mädchen, obschon es die kindische Neigung belächelt, kann dennoch den Liebenswerthen und mag ihn nicht von sich weisen. Ohne es zu ahnen, wird auch sie mit in seine Neigung verstrickt. Mit dieser aufkeimenden Wechselliebe beginnt eine Verwicklung, welche immer mehr vertieft, durch alles fernere sich hindurch windet, und stets frischer und anziehender, je allgemeiner die späteren Grundlagen werden, desto voller und lebendiger sich um sie herrankt. Hier treten denn auch die ersten Novellen hervor: die Erzählung von der pilgernden Thörin, durch Hersilie Wilhelmen mitgetheilt, und „wo steckt der Verräther" von einem jüngeren Beamten aufgesetzt; jene voll französischer Zierlichkeit und Leichtigkeit, diese durchaus in deutschem Sinn und Ton; beide mit dem Kreise, in welchem sie erzählt werden, dadurch verwandt, dafs sie zu ihrem allgemeinen Element ein ähnliches gebildetes Landleben haben. Aus diesem ohne triftige Gründe, ohne höhere Zwecke herauszutreten, erscheint als verwirrte und verwirrende Thorheit, von der wir die pilgernde Thörin trotz ihrer Liebenswürdigkeit nicht freisprechen dürfen; und wenn in jenem zweiten ächt deutschen Sitten- und Karaktergemälde des Mittelstandes in seinen reinen Häuslichkeiten auch die ohne weiteren Zweck reisebegierige Julie nicht eben als Thörin erscheint, so werden doch jene ruhigen, in ihrer

Digitized by Google

Tüchtigkeit dauerhaften Zustände, welche sie verschmäht, als das Wünschenswürdigere herausgehoben. —

Ein drittes Hauptgemählde endlich stellt uns das erste Buch in Makariens Gestalt und ihrer Umgebung dar. Durch Briefe an die Nichten war sie uns schon als Verwandte des Kreises, aus welchem Wilhelm scheiden muſs, angekündigt. „In krankem Verfall des Körpers, in blühender Gesundheit des Geistes war sie geschildert, als wenn die Stimme einer unsichtbar gewordenen Ursibylle rein göttliche Worte über die menschlichen Dinge ganz einfach ausspräche." Besser als mit diesen eigenen Worten Goethe's wissen wir diese eigenthümlichste Gestalt, deren Anblick erst die neuen Wanderjahre gewähren, nicht einzuführen. Von früher Zeit an hat Goethe es verstanden das Bild in ihrem Kreise vollendeter und doch bestimmter Karaktere vor uns hinzustellen. Der Minister in Werther, der Alfonso in Tasso, die Iphigenie sind allgemein bewunderte Beispiele dieser Meisterschaft. Jetzt aber hat sich der Dichter eine bei weitem schwierigere Aufgabe gestellt. Der reinste Sinn angeborener Sittlichkeit, die klare Einsicht in alle unergründliche Tiefen des Gemüths, so wie die Gabe die zartesten Verwicklungen, die scheinbar unauflöslichen Verwirrungen mit liebevoller Nachsicht und freundlicher Strenge wieder ins Gleiche zu bringen, das Urbild dieser weiblichen Vollkommenheit soll uns als ein Individuum entgegentreten. Und in gewisser Hinsicht erscheint Makarie auch als Individuum. Wir lernen sie als liebende Tante kennen, die Ruhe ihrer Erscheinung, die Würde, mit welcher sie schweigend, gleichsam ein Papst der Sittlichkeit, von begangenen Sünden frei spricht, den Reuigen verzeiht, und sie seegnend entläſst, flöſst Ehrfurcht ein; wir erfahren von ihrer Kränklichkeit; in einem Stuhle sitzend wird sie von hübschen Kindern ins Zimmer hineingeschoben; in schlaflosen Nächten läſst sie sich vorlesen. Aber auf der anderen Seite sind diese Schranken der Individualität auch wieder zersprengt, und die Gestalt Makariens wird zur allgemeinsten Allegorie der höchsten körperlichen und geistigen Vollendung. — Denn Makarie soll auch im innigsten Zusammenhange mit dem Sonnensysteme stehen, das seelige Lichtleben, die himmlischen Bewegungen desselben in sich tragen und anschauen, ja sogar in wonnevollen Gesichten sich selbst als einen integrirenden Theil am Himmelsgewölbe, je weiter vom Mittelpunkte entfernt, in desto gröſseren Kreisen hinschweben sehen, so daſs sie längst über die Bahn des Mars hinaus der Bahn des Jupiters sich nähere. Das halb entdeckte halb verhüllte Geheimniſs dieses Verhältnisses wird eine ätherische Dichtung genannt, von welcher der Dichter selber nur mit Scheu und ungeheucheltem Ernste spricht, indem er weiſs, daſs selbst Ungläubige diese Erfahrungen wohl als ein Mährchen belächeln könnten, sie jedoch immer als ein Gleichniſs des Wünschenswerthesten betrachten dürften. — Schon im Werther finden wir diesen Drang das All der Natur, wie jede kleinste ihrer Erscheinungen, in seinem eigenen Selbst mitfühlend, mitdurchlebend zu genieſsen. Doch Werther, der so ganz in sich selber gegen Welt, Gott und Natur sich concentrirt hat, fühlt: „er gehe darüber zu Grunde, er erliege unter der Gewalt und Herrlichkeit dieser Erscheinungen," bis er zuletzt in Himmel und Erde und ihren webenden Kräften nichts sieht, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Noch deutlicher in ähnlichem Streben muſs Faust gestehn:

Ich mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu flieſsen
Und, schaffend, Götterleben zu genieſsen,
Sich ahnungsvoll vermaſs, wie muſs ichs büſsen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Weniger ernst, mehr zur Unterhaltung wie wir sahen, kommen in den Erzählungen deutscher Ausgewanderter sympathetische Bezüge der Geisterwelt mit der Natur zum Vorschein; klarer, wenn zwar in beschränkterem Kreise, tritt ihre Wichtigkeit für Goethe in den Wahlverwandtschaften hervor, bis endlich Makarie, welche ihrer geistigen Persönlichkeit nach mit der allgemeinen Sittlichkeit in vollkommenem Einklang steht, nun auch den innersten Zusammenhang ihrer natürlichen Individualität mit allgemeineren Sphären der Natur zu voller Glückseeligkeit erreicht. Sie, deren Geist im hellsten Licht das ganze System des Sittlichen umkreist, soll auch das reine Sonnenlicht und die Bewegung der Planeten in seeligster Beschaulichkeit umkreisen und mit zu dieser Bewegung gehören. Dieser Zusammenklang soll eine Vollendung sein, wie sie nur den ausgezeichnetsten Geistern zu Theil wird. Die religiöse Seite dagegen wird bei Makarien nicht berührt. Sittlich und natürlich vollkommen scheint sie derselben nicht zu entbehren, kaum zu bedürfen. Doch wenn die poetische Darstellung des vergeblichen Dranges im Werther und Faust — vergeblich und tragisch wegen des Zwiespalts

Digitized by Google

in sich abgeschlossen, dennoch den Selbstgenuſs des eigenen Ich auch im Ganzen der Natur und Gottes mitfühlen zu wollen — zum Tiefsten gehört, was Goethe hervorgebracht, so fühlt jetzt der Dichter, daſs er mit der Darstellung dieses erfüllten Dranges an den Grenzen der Poesie stehe, und ins Seltsame hinüberzuschweifen beginne, wo er das Wahrste aussprechen möchte. Er schweigt ohne zu verschweigen, er zieht den Schleier, indem er ihn lüftet, nur verhüllender umher, und so mag es denn auch uns das Gleiche zu thun vergönnt sein. — In dem Abschnitte, welcher uns gegenwärtig beschäftigt, werden uns auch mehr die bestimmteren als die allegorischen Züge Makariens deutlich. Von ihrer Umgebung ist wenig zu sagen. Der Astronom und die ebenso schöne als besonnene Angela sind fast nur da, um geistvoll zu ordnen und aufzubewahren, was Makarie in der seeligen Ruhe ihres beschaulichen Lebens in sich und Anderen wahrnimmt. Dem Astronomen fällt die Naturseite Makariens, der schönen Angela die sittliche Seite anheim, doch fehlt beiden nicht eine freie Eigenthümlichkeit. Beide aber gehören zu der Art von Menschen, welche zu beschreiben schwer fällt; man muſs sie sehen, sie sprechen hören. Und darin gerade ist Goethe Meister, einen Karakter, statt ihn zu beschreiben, lebendig in Gesprächen oder auch schweigend in allen den mannichfachen Schattirungen des Benehmens bei wechselnden Situationen vor uns zwanglos sich entfalten zu lassen. Wilhelm nun aber ist mit diesem Kreise Makariens durch sein sittliches Streben, wie durch seine Allseitigkeit verwandt, mit welcher er sich die Einsicht in alle Tiefen des Gemüths zu erwerben trachtet, und zu seinem nächsten Geschäft die doppelte Aufgabe hat, wandernd sich zu belehren, doch ebenso sehr bei Gemüthsverwicklungen, wo er sie findet, die Rolle des thätigen Seelenarztes gutwillig und mit Ernst zu übernehmen. Und hiezu findet er denn auch sogleich Gelegenheit.

Den Uebergang nehmlich zu dem weiteren Verlauf, durch welchen jetzt schon der zweite und dritte Theil vorbereitet und mit dem Kreise des ersten in nähere Verbindung gebracht werden, bildet die neue Gestalt Lenardo's, des geliebten Neffen Makariens wie jenes würdigen Oheims, den wir schon kennen. Nach zwiefacher Richtung hin für uns wichtig, sehen wir Lenardo von der herkömmlichen Kreisfahrt durch das gesittete Europa zurückkehren und mit Wilhelm, ehe er noch den Seinigen zueilt, einen festen Bund wechselseitiger Freundschaft schlieſsen. Zwei Triebe sind die Grundtriebe in Lenardo's Inneren: die strengste Gewissenhaftigkeit, und die rege Lust, ausgebildeten, ja oft verbildeten Zuständen gegenüber, alles von vorn anzufangen, und auf naturgemäſsem Gange sich fortentwickeln zu lassen. Von der ersten Seite zeigt sich uns Lenardo durch die Erzählung vom nuſsbraunen Mädchen, in der eine neue Collision, welche von nun an durch das Ganze sich hindurchziehn soll, Liebe aus Gewissen, wiederum in der lebendigsten Erzählung vor uns aufgethan wird. Doch wir dürfen ohne allzu weitläufig zu sein ins Nähere nicht eingehn. Nur so viel sei gesagt, daſs nachdem wir Makarie erblickt haben, solch ein Zwiespalt der aus angeborenem Drange der strengsten Pflichterfüllung hervorgeht, hier am rechten Platze ist. Denn der Vollendung in irgend einer Sphäre haben wir bis jetzt immer die Gegenseite der Collision in derselben sogleich folgen sehn. Und dieſs ist in dem Bereich Makariens bei Lenardo der Fall. In gleicher Weise ist es Zeit, daſs wir die Anschauung erhalten, wie jener gemächlich beharrende Verwandtenkreis, da er uns nicht als die höchste Lebensbildung erscheinen soll, aus seiner eigenen Mitte heraus überschritten werde. Dieser zweite Trieb Lenardo's läſst auf Wilhelms Rath den neuen Freund sich jenem groſsen Bunde anschlieſsen, mit welchem das letzte Buch uns näher vertraut zu machen bestimmt ist. Der Schluſs des ersten bereitet zunächst aber den Uebergang zum zweiten vor. Wir haben uns an beschränkteren Lebensweisen und Zwecken menschlicher Thätigkeit in ihrer besten Gestalt erfreut, die höchste Sittlichkeit bewundert, den Blick in weitere Gebiete gewonnen. Doch wie soll der Einzelne in der Armuth seiner Abgeschlossenheit zu diesem Reichthum sich erweitern, dieser vollendeten Erscheinung sich gemäſs machen können. Diese Frage nach der Erziehung knüpft sich näher an Felix, den einzigen Unerzogenen an, der leidenschaftlich aus sich selbst schon dem Triebe zu lernen sich hingiebt; doch nach dieser Leidenschaft nur das sich einprägen mag, was mit seiner Neigung zu Hersilien in Verbindung steht. Lenardo als Gegendienst weist Wilhelmen zu einem alten Führer seiner Jugend hin. Dort soll Wilhelm näher von Erziehungsplänen unterrichtet werden. Der Freund folgt willig. Und wenn wir jetzt auf dem Scheidewege stehn, den dauernden Zuständen, wie sie bisher uns als höchst

Digitized by Google

verehrlich erschienen, den Rücken zu kehren, um uns mit der Erziehung zu den verschiedenartigsten Bestimmungen, ja mit einem wandernden Staate zu beschäftigen, so wird hier noch einmal ausschliefslich fast das ruhige Bild des Beharrenden menschlicher Zustände in jenem wohlgemuthen Alten, dem Hausbesitzer in der Stadt, geschildert, welcher sich häuslich nur in einer Umgebung glücklich fühlt, in welcher alles Nützliche und Schöne schon vielen Generationen gedient und sie erfreut hat. Wir erhalten die Anschauung, was in der Welt zusammengehöre, wunderbar finde es sich in irgend einer Weise dennoch zu gutem Ende zusammen, und mag diefs Wiederfinden hier auch halb als Zufall, dieser Hang zum Alten und Ererbten schon halb als Grille erscheinen, so nehmen wir dennoch den Trost mit, es gäbe auch eine Dauer und Unwandelbarkeit, welche aufs Tiefste in dem Wesen und Gesetz aller Dinge begründet sei.

Mit dieser ernsten Stimmung treten wir in die Erziehungsprovinz ein. Ihr vornehmlich ist das zweite Buch gewidmet. Denn am Beginn und wiederum am Ende desselben werden wir in das pädagogische Land geführt; dazwischen wird uns, ausgeführter und dadurch vollendeter als in der früheren Bearbeitung, die Novelle „der Mann von funfzig Jahren" erzählt, bis wir als Uebergang zum dritten Buche Wilhelms Entschlufs in ein bestimmtes Lebensgeschäft einzutreten erfahren, durch welches er sich näher noch dem Bunde seiner Freunde als ein thätiges Mitglied einverleibt. — Die allgemeinsten Grundsätze, welche diefs Reich der Erziehung ins Daseyn riefen, werden uns schon im ersten Buch durch den Alten mitgetheilt.

Wir finden hier die Erziehung zu dem Leben, welches zu schildern von Anbeginn der innere Trieb der Goetheschen Muse war. Und deshalb gerade ist die Beschreibung der pädagogischen Provinz von solcher Wichtigkeit. Denn jetzt erst wird uns die Goethesche Erziehung zu dem frischen Lebenssinne klar, der nur durch die innigste Verbindung irgend eines Lebenszweiges mit einem Individuum zu Stande zu kommen vermag, welches durch sein eigenstes Wesen jenem Zweige schon angehört, und wenn es nun demselben gemäfs sich bildet, nur das frei entwickelt, was es von Natur schon in sich trug. — Diese Erziehungsprincipien mit anderen gleichzeitigen oder früheren zu vergleichen, und über ihren Werth zu entscheiden ist hier der Ort nicht, dagegen können wir wieder daran erinnern, welch' einen Gegensatz diese zugleich strenge und milde Erziehungsprovinz gegen den leidenschaftlichen Werther bildet, der, wie er selber nicht ohne Wohlgefallen gesteht, „sein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem jeder Wille gestattet wird." — Der Hauptunterschied der Erziehungsgrundsätze in der pädagogischen Provinz von denen des Abbé in den Lehrjahren ist schon früher im Allgemeinen angegeben. Der Abbé hielt die Zügel der Erziehung sehr lose in den Händen; die Männer in der Welt umherschweifend, die Mädchen im Kreise der Ihren nach Lust und Neigung sich bethätigend, sollten das ihnen Gemäfse suchen und finden, und durch geheilten Irrthum spät vielleicht aber gründlich belehrt, ans Ziel gelangen. Diese harte Schule durchzumachen, soll jetzt dem Zögling erspart werden. Erfahrene Männer suchen Jeden gleich zu dem hinzuleiten, was zu seinen angeborenen Neigungen und Anlagen stimmt, und deshalb sind hier alle Lebensgebiete, die Wissenschaften, wie es scheint, welche der Staatsdienst erfordert, ausgenommen, nebeneinander vollständig vorhanden, aber streng, wenn zwar in der Weise gesondert, dafs der Uebergang von einem Kreise zum anderen leicht wird. Für Ackerbau, Viehzucht und Bergbau, für Architectur, Sculptur, Mahlerei, Musik und Poesie, ebenso für die Einweihung in die Geheimnisse der Religion finden wir besonders geeignete Landstriche. Die Erziehung zur Familiengesinnung müssen wir als im Schoofse der Familie früher schon vollbracht voraussetzen, da die Beziehung zur Familie hier, wie die zum politischen Leben, unerörtert bleibt. Die Erziehung ist hier selber gleichsam zu einem patriarchalischen Staate geworden. Was sonst wohl als ein Mangel erscheinen könnte, wird hier zur Kunstschönheit; nur auf die Lebensweisen, aus welchen wir so eben heraus getreten sind, wie auf diejenigen, in welche wir im dritten Buche hineintreten sollen, sehen wir die Erziehung hin wirken. —

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. *Band.*

(Fortsetzung.)

Suchten ferner die Erzieher der Lehrjahre die Leitung und Erziehung zu verbergen, sollte Jeder der Erzogenen die Meinung hegen, nur sich selbst überlassen zu seyn, und nur seiner eigenen Willkühr zu folgen, so wird in den Wanderjahren dagegen dem Erzogenen fortdauernd klar, die Erziehung sey der vornehmlichste Zweck; der strengste Gehorsam ist eine Tugend, deren gänzlicher Mangel den Zögling sogleich zum Ausscheiden nöthigt. Ebenso zeugen aber Befehle und Vorschriften von Weisheit wie von Milde. Und hier zuerst spricht Goethe das grofse Wort aus: Ehrfurcht im Knaben und Jüngling zu erwecken sey eine Hauptseite der Erziehung; denn Ehrfurcht fänden nur die edelsten Naturen unmittelbar in sich vor; bei den meisten Menschen müsse sie durch Erziehung erst erregt werden. Ehrfurcht nicht bezeigen zu dürfen, wird daher auch als die gröfste Strafe angesehn. — Auch den Wahlverwandtschaften fehlte es nicht an Andeutungen über Erziehung. Zum erstenmal kommt hier eine allgemeine Erziehung zum Vorschein, zum Theil jedoch nach der falschen Seite hin, nur den Firnifs einer vornehmen Weltbildung, der Kenntnifs und Ausübung der Kunst über einen oberflächlichen Karakter zu ziehn. Luciane ist ein glänzendes Beispiel solcher Pensionserziehung, in welcher Ottilie nicht zur Reife gelangen kann. Höhere Grundsätze schon fordert der Erziehungsgehülfe: man erziehe, sagt er, die Männer zu Dienern, die Mädchen zu Müttern, so wird alles gut stehn. Und da Männer fürs Oeffentliche gemeinsam tüchtig zu seyn, im Ganzen sich mit ihrer Individualität zu verlieren die Bestimmung hätten, ist der Gehülfe denn auch ein grofser Freund der Uniformen schon für Knaben und Jünglinge. Dieser Sorge nun für Gemeinsamkeit der Erziehung zu öffentlichen Zwecken sehn wir auch in der pädagogischen Provinz die vollste Aufmerksamkeit geschenkt, aber ebensosehr aus der Erziehung die Uniform, als die Eigenthümlichkeit verlöschend, verbannt, und die Wahl der Kleidung in Farbe und Schnitt jedem Einzelnen überlassen, ja sogar mit als einen Prüfstein seiner besonderen Sinnesweise angewendet.

Diese Prinzipien nun aber, wie wir sie nur flüchtig berührt, werden uns nicht etwa als Grundsätze in ihrer Allgemeinheit mitgetheilt, sondern ganz in der schon gewohnten Weise unseres Werkes durchwandern wir eine schon in voller Thätigkeit nach allen Seiten hin wirkende Anstalt. Und selbst diese Erziehungsprovinz, gleich dem grofsen Bunde im dritten Buche, erhält einen Anflug von Poesie, insofern wir die ihr zu Grunde liegenden Gedanken plastisch verwirklicht, und die lebendige Organisation des Ganzen auf Gesinnung und Einsicht der oberen Führer beruhend vor uns sehen. Doch tritt hier natürlich mehr als irgend in einem anderen Theile in der Darstellung und dem Inhalte alles Individuelle zurück. Je mehr aber Goethe hiebei die allgemeine Macht von Staatsgesetz und deren Administration entfernt gehalten hat, desto mehr ist er diesen poetischen Duft über das Ganze zu breiten im Stande gewesen. — Die Region des Ackerbaus betreten wir zuerst, und sogleich umgiebt uns das fröhliche Getümmel arbeitender Knaben, unter welche Felix nach Kinderweise munter sich mischt. Jede Arbeit ist durch begleitenden Gesang theils erheitert, theils geadelt; denn die Kunst des Gesanges bildet hier practisch und theoretisch die erste Grundlage für alle Ueberlieferung von Kenntnissen; ein Aufseher, der sich hinzufindet, erklärt auf Wilhelms Bitte gesprächsweise, was ihm zu eröffnen vergönnt ist. Für das Weitere wird Wilhelm an den Oberen oder die Dreie gewiesen. Wie Makarie die höchste weibliche Vollendung darstellt, so repräsen-

Digitized by Google

tiren die Dreie die reifste männliche Weisheit, die unbefangenste Einsicht in alle Gebiete und Verhältnisse des Lebens. Was sie theilnehmend und freundlich, und zugleich mit höchster Würde, Klarheit und Sicherheit Wilhelmen offenbaren, erscheint nicht als Meinung eines Einzelnen, sondern als von Vielen reiflich erwogen, durch Erfahrung bewährt, als feststehende für sie unumstöfsliche Wahrheit. Und auch hier ist das Didactische, so viel als möglich vermieden, indem nur für sich klare Resultate, weniger entwickelt und erörtert als einfach hingestellt und in Gesprächen ohne Anspruch auf wissenschaftliche Begründung überliefert werden. Es sind Betrachtungen über die tiefsten Gegenstände der Erkenntnifs, wie sie weder aus nur religiösem Glauben, noch aus systematischer philosophischer Forschung, aber aus der Weisheit eines freien gebildeten Nachdenkens hervorgehen, das sich freut, wenn es mit den geoffenbarten Wahrheiten der Religion übereinstimmen kann, obschon es Glauben und Gefühl nicht als die einzige Quelle der Erkenntnifs annehmen möchte. So viel es die milde Schönheit jeder Goetheschen Darstellung erlaubt, herrscht in diesen Mittheilungen an Wilhelm mehr als in anderen Theilen des Romans der tiefste Ernst, und mag man dem Sinne dessen, was jene Männer als das Höchste aussprechen, durchaus beistimmen oder nicht, ihrer inneren Harmonie und auf tiefer Ueberzeugung beruhenden Ruhe und Hoheit wird man, wie Wilhelm, eine gebührende Ehrfurcht nicht versagen wollen. Von dem, was Wilhelmen anvertraut wird, ist die Lehre von den drei Ehrfurchten gewifs das dem Inhalte nach wichtigste. Leider erlaubt uns der Raum nicht näher auf die interessante Erörterung dieser Lehre, so wie auf die Stellung der Goetheschen Poesie zur christlichen Religion einzugehen; doch wir behalten es uns vor das hier Versäumte an einem gemäfseren Orte reichlich nachzuholen. Dafs jene Lehre von den drei Ehrfurchten, wie sie unbestimmt und nur angedeutet dasteht, nicht erschöpfend sey, dringt sich bald genug auf; doch dafs ihr ein tiefer und wahrer Sinn zu Grunde liege, läfst sich ebenso wenig läugnen. Ihren Stützpunkt sucht Goethe im christlichen Credo. Die Ehrfurcht, welche vom Weltlichen ab zu dem hinaufblickt, was über allem Endlichen herrschend wirkt und schafft, findet er im Credo als den Glauben an Gott Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, wieder. Solche Ehrfurcht aber, zu welcher auch der jüdische Glaube anregt, genügt unserem Dichter nicht; er bekennt sich ebensosehr zu der entgegenstehenden, welche ihm als die ächt christliche erscheint, zu der Ehrfurcht vor dem Schmerz und Tode, dem Endlichen und Irdischen, das erfurchtgebietend wird, wenn es im Wesen Gottes selber liegt auch diese Gestalt anzunehmen, zu dieser äufsersten Entgegensetzung fortzuschreiten, und statt in diesem Extrem seine Göttlichkeit zu verlieren, desselben gerade zu seiner Heiligkeit und Wahrheit zu bedürfen. Es ist diefs die Ehrfurcht, begründet durch den Glauben an den Sohn Gottes, an sein Leben, sein Leiden und seinen Tod. Nun ist für immer die menschliche Natur geadelt. In die irdische Welt herabzusteigen, in der Menschheit, wenn auch sie jenen Weg des Schmerzes entlang zu wandeln nicht scheut, zu erscheinen ist als zur Natur Gottes gehörend angesehen. So weifs denn der Mensch, dafs was sonst nur über ihm thronte, zu ihm sich herniederlasse, und ebensosehr vermag er, was um ihn her lebt und webt und was unter ihm liegt, zu sich heraufzuheben, und als dieser Mittelpunkt darf er sich für das Beste halten, was Gott und Natur hervorgebracht haben. Die Ehrfurcht, welche aus dieser Anschauung entspringt, nennt Goethe die philosophische, dem dritten Artikel des Credo verwandt, welches eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, oder, wie unser Dichter es erklärt, der im höchsten Grade Guten und Weisen lehrt. Diese drei Arten der Ehrfurcht verschlungen und verbunden, bringen die höchste Ehrfurcht, die vor sich selber, hervor. — Mehr als beim ersten Blick klar wird, ist in diesen wenigen Aeufserungen das Tiefste vielleicht niedergelegt, was Goethe über die allgemeine Stellung des Menschen zu Gott, Welt und Natur ausgesprochen hat. Aber auch jetzt wiederum, wie bei Makariens Erscheinung, können wir uns nicht anzudeuten enthalten, dafs, was uns zum Theil schon im Werther und härter noch im Faust als Kampf und Zwiespalt in so poetischer Gestalt ergreift, hier zwar versöhnt, doch der poetischen Gestalt mehr als irgend ein anderer Inhalt entrückt erscheint.

Was wir von dieser Seite der poetischen Auffassung während der Wandrung durch die Erziehungsprovinz entbehren mögen, wird uns reichlich durch die gleich darauf folgende Erzählung „der Mann von funfzig Jahren" ersetzt. Sie hat auch in der neuen Bearbeitung ihre frühere Stellung und mit vollem Rechte behalten. Das Gegenbild der Erziehungsprovinz, das sie

Digitized by Google

bald heiter und reizend andeutet, bald mit ernsten Farben erschütternd entwirft, bald anziehend ausmahlt, bestehe in zarten Irrungen des Gemüths, wie sie nur vermieden werden können, wenn man sich, allen anderen Ansprüchen entsagend, ganz der Thätigkeit in den Berufssphären zu widmen entschliefsen könnte, für welche wir jene Pädagogen ihre Zöglinge aufs zweckmäfsigste noch werden bilden sehen. Wir werden aus der Erziehungsprovinz jetzt plötzlich in die Kreise vornehmer Geselligkeit geführt, deren liebenswürdige Thorheiten, deren edlen Anstand und glatte Oberfläche, deren inneren Reichthum an feiner und dennoch rein menschlicher Bildung, bei angeborener bis zur zartesten Delicatesse entwickelter Sittlichkeit, bei Vertrauen, Liebe und Freundschaft der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, Goethe seit so vielen Jahren schon wie kein anderer Dichter unserer Anschauung und zur vollsten Theilnahme angeregten Empfindung nahe zu bringen weifs. Wer Geselligkeit liebt, könnte in keine bessere Gesellschaft als in diese eintreten. Die Grundlage auch dieser Erzählung macht wieder ein reicher Güterbesitz, aber nur als Familieneigenthum und Familieninteresse; wir befinden uns hier auf einem Boden, wo das Gemeinnützige nicht als der letzte Zweck, und das Nützliche überhaupt nur als Mittel erscheint, um andere weitere Bedürfnisse zu befriedigen. Ebenso finden wir auch die Kunst nicht als strengen Lebensberuf, sondern wir sehen sie mit halbem Talent, nach Dilettantenart betrieben, um in geistreich geselliger Mittheilung auch von dieser Seite her sich und Andere zu erfreuen, und als vielseitig gebildet erscheinen zu können. Der Major, durch die alten, besonders die römischen Dichter gebildet, thut sich im Fache des Lehrgedichts vortheilhaft hervor; Flavio, sein Sohn, wenn eine Leidenschaft sein Innres bewegt, versteht sie rhythmisch, zierlich und lebendig hinzuströmen; Hilarie musikalisch wohl geübt, liebt ihre Schmerzen und Freuden in Tönen wiederklingen zu lassen. Wir lernen diese Seite des Lebens nach zwei Richtungen hin kennen; gemüthvoller, bequemer, reiner, einfacher zeigt sie sich uns auf dem Lande; glänzender, bewegter, geistreicher in der grofsen Stadt. Besonders in dieser Novelle beweist Goethe wieder seine Meisterschaft in der Darstellung von Seelenzuständen in ihren feinsten Nüancen; wenn er beschreibt, fühlen wir nicht nur, was jene empfinden, wir sehn sie zugleich empfinden. Keiner hat ihn in der anschaulichen Plastik des Gemüths erreicht. Die Collision nun, welche diefs neue Gemählde belebt, streift an diejenige heran, welche wir schon zum Theil in anderer Weise durch Felixens Liebe zu Hersilien kennen gelernt haben. Hilarie, jung, reinen Gemüths, auf dem Lande erzogen, und durch eine ebenso lebensklare als feinfühlende und gebildete Mutter zu allem Schönen und Liebenswerthen entwickelt, fafst unbewufst eine Neigung zu ihrem Oheim, dem Major, der wenn zwar in seinem funfzigsten Jahre noch rüstig und innerlich frisch, dennoch als Vater eines herangewachsenen Sohnes, dem er Hilarien bestimmt, solch einer zarten Neigung zu begegnen weder gehofft noch gefürchtet hatte. Innere und äufsere Verhältnisse rathen solcher Liebe sich nicht hinzugeben, doch in der anmuthigen Gegenwart des liebenden Mädchens fühlt der Major sich zu jugendlichen Wünschen angeregt. Und wer hätte auch so holder Gefühle sich entschlagen mögen. Nun will aber das Aeufsere mit dem verwandelten Inneren nicht mehr zusammenstimmen; ein alter Freund, Schauspieler, an Jahren ein Greis, an Gestalt noch jugendlich, giebt, zufällig herbeigekommen, alle Mittel der Verjüngungskunst des Körperbaus an, und so glaubt der Major denn noch einmal als Bräutigam und bald als Gatte einer neuen Zukunft froh entgegentreten zu dürfen. Der Sohn seinerseits, Flavio, leicht hingerissen, voll gendleidenschaft, hat in der Stadt den Reizen einer zwar älteren, doch an Schönheit, Geist, Bildung und Klugheit alle Mädchen und Frauen um sie her überragenden Wittwe nicht zu widerstehen vermocht. Er vertraut dem Vater, als dieser ihn wiedersieht, die Leidenschaft. Der Vater, betroffen aber erfreut, lernt die Schöne kennen, und nun geschieht das Unerwartete. Die reizende Frau wendet sich vom Sohne, den sie bisher scheinbar begünstigt, zum Vater; Flavio allzukühn verhehlt seine Liebe, seine Leidenschaft nicht länger, und wähnt sie erhört, erwiedert. — Hier schlofs in der ersten Bearbeitung die Erzählung, deren leichte Anmuth, und weitläuftig beschreibende Gesprächigkeit ganz an die gewohnte frühere Goethesche Weise erinnerte. Die zweite Ausgabe beschenkt uns mit einer Fortsetzung, welche, wenn wir uns nicht irren, zu dem Neuesten gehört was Goethe hervorgebracht hat. Ihr Ton wenigstens, mit dem des früheren Fragments verglichen, erscheint verändert und durchaus eigenthümlich. Situationen, zur höchsten Anschaulichkeit auch des Ein-

Digitized by Google

zelnsten herausgearbeitet, wechseln mit Briefen, allgemeineren Umrissen, flüchtigeren Andeutungen; bald stellt der Dichter dar, dann wieder referirt er; die zur zweiten Natur gewordene gefälligste Zierlichkeit und Gewandtheit des Styls zeigt sich in Verbindung mit jener unnachahmlichen Grazie einer liebenswürdigen Nachlässigkeit, wie sie nur dem vollendeten Meister möglich wird und erlaubt ist. Hin und wieder machen frappante Wendungen uns augenblicklich stutzig, doch haben wir erst ihren Sinn, ihren Ausdruck gefaſst, bezaubern sie; wir fürchten, der Dichter könnte sich in ein Aeuſserstes verlieren, und er nöthigt uns doppelten Beifall ab, wenn wir ihn gerade auf dem gefährlichsten Pfade ebenso leicht als sicher hinwandeln sehn. Und was uns vor Allem hinreiſst, sind diese tiefen Blicke in alle verborgensten Falten des Gemüths, das regste Gefühl, verbunden mit der seeligen, gestaltenden Ruhe und Besonnenheit. Wir glauben jenes Feuer durch diese Besonnenheit erkältet, und zuletzt müssen wir entzückt gestehn, diese Ruhe diene nur dazu, die Flamme des Gefühls desto wirksamer leuchten und erwärmen zu lassen. Leidenschaftlichere Zustände hat Goethe fast in keinem anderen Romane eigenthümlicher unserem Verständniſs und Mitgefühl eröffnet, und wir lassen uns um so lieber von ihnen ergreifen, je weniger das Schuldvolle, das ihnen zu Grunde liegt, wie in den Wahlverwandtschaften, erschreckt und verletzend erschüttert. In der Fortsetzung der Erzählung nun ist es besonders Flavio, der hervortritt. Daſs die schöne Wittwe ihn nur frevelhaft gefesselt hat, um ihn einer anderen Frau zu entreiſsen, daſs sie ihn nie geliebt, und statt sich mit ihm für immer zu verbinden ihn aus ihrer Gegenwart, ihren Augen verbanne, dieſs harte nicht gefürchtete Liebesgeschick, als es ihm klar wird, raubt dem leidenschaftlichen Jüngling jede Kraft und Besinnung. Seinen Vater zu suchen eilt er dem ländlichen Aufenthalte der Seinen zu; an Leib und Seele zerrüttet, überrascht und erschreckt der Betäubte die Frauen; erkrankt fällt er ihrer Sorge und Pflege anheim. Und mit dem ersten Blick in sein Auge empfindet Hilarie, ihn, das jugendliche Ebenbild seines Vaters, habe sie gemeint, als sie den Vater erwählte. Der Sohn gesundet an Hilariens Seite zu neuem Glück des Lebens und Liebens, und die keimende, wachsende Neigung der Beiden innerlich Verwandelten läſst den erschütternden vorangehenden Situationen nun die zartesten, freundlichsten folgen. Wir wissen diesen Darstellungen in den Goetheschen Romanen nichts Gleiches an die Seite zu setzen. Local, Zustände, Begebenheiten, Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens sind hier durch die Gemüther, die in ihnen sich und uns klar werden, zu einer Poesie erhoben, wie sie in unseren Tagen nur Goethe zu erneuen im Stande seyn möchte. Doch es gehört, wir gestehen es, viel Bildung, viel Empfindung dazu, sie ganz zu würdigen, und ganz zu genieſsen. Welch eine Scene, als die Liebenden auf der mondbeglänzten Eisbahn seelig sich wiegend plötzlich vor dem herannahenden Vater stehn, der mit einem Blick durchschaut, was er besessen und was verloren. Die tiefsten Saiten des Herzens, von zarten Dichterhänden mild und doch kräftig berührt, hören wir ertönen, und was besonders erfreut, es sind gediegene Gemüther, die in allgemein wichtigen und interessevollen Verhältnissen uns entgegentreten. Der festverschlungene Knoten dieser Verirrungen scheint dem klaren, besonnenen Verstande leicht und bald lösbar, zartempfindenden Seelen nicht. Hilarie kann es nicht ertragen mit so schnellem Uebergange den Sohn statt des Vaters gewählt zu haben, den Vater so zu kränken, daſs sie ihn des Sohnes wegen verschmähe; sie kann Flavio's Bild aus ihrer Seele nicht verdrängen, und ebensowenig mit ihm sich für's Leben verbinden. Die schöne Wittwe unterdeſs hat Makarien ihre Schuld gebeichtet, und wir dürfen ahnen, sie habe auch eine stille geheime Neigung für den Major nicht ganz verschwiegen; der Spiegel ihres sittlichen reinen Inneren, den Makarie ihr vorhält, macht sie mit ihrem wahren Selbst bekannt; in dieser nun doppelt schönen Gestalt sieht der Major sie wieder, aber auch hier scheint eine festere Vereinigung einander so würdiger Personen unmöglich. Hilarie und die schöne Wittwe, beide vor Kurzem in vollem Glück und Genuſs, gehören zu den Entsagenden. — Hier finden wir nun auch die zweite Fortsetzung beschlossen. Wenn wir unser Urtheil über dieselbe durch die Art und Weise, wie wir ihren Inhalt berichtet, auszusprechen suchten, so müssen wir gestehen, daſs es nicht gelang die feine Scheu und Schonung wiederzugeben, mit welcher der Dichter die zartesten Verwicklungen zu knüpfen verstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. Band.

(Fortsetzung).

Auch mit diesen neuen Gestalten nun wird Wilhelm, wie mit den übrigen, bekannt. Ihm zuerst begegnen wir wieder. Da wir, von den Gebieten des Nützlichen entfernt, auf dem Boden der verschiedenartigsten Gemüthslagen heimisch geworden sind, sehen wir ihn ohne Störung gerade jetzt auf einer frommen Wallfahrt zu der Stätte, an welcher Mignon, zu kurzer Freude geboren, die ersten Kinderjahre fröhlich verlebte. Er sucht diesen Ort auf, um dann mit desto freierem Geiste in ein thätiges Leben eintreten zu können. Als Gefährte gesellt sich ein Künstler zu ihm, wie er uns in diesem Kreise noch fehlte; ein Mahler, leidenschaftlich für die Gestalt, das geheimnifsvolle Wesen Mignons eingenommen, und fähig den Schmerz des neuen Freundes durch kunstreiche Darstellung zu steigern und zu mildern. Durch ihn gewinnt nun Wilhelm, der bisher nur mit inneren Zuständen beschäftigt, und in der bildenden Kunst nur für die Schönheit der menschlichen Gestalt empfänglich gewesen war, die freie und künstlerische Freude an der Natur. Ueberhaupt haben wir jetzt ein neues Lebensbild vor uns, wie es nur in diesem Kapitel ausgemahlt werden konnte, in welchem, was über Gemeinnützigkeit und Wirksamkeit für ein bürgerliches Ganze hinausreicht, aufs lieblichste gesteigert an uns vorübergeführt wird. Wir erfreuen uns jetzt an Silberblicken des Lebens, wie sie kein Glücklicher, der solche Freuden zu geniefsen fähig ist, entbehren sollte. Durch kein nothwendiges Geschäft beschränkt und gedrängt, über sich den ewig klaren tiefblauen Himmel, um sich her die reizendste Gegend, von der Natur und ihrer nur Künstleraugen ganz offenbarten Schönheit entzückt, emporgetragen durch die Hoheit, erheitert durch die Freundlichkeit der Kunst, mit Sinn und Gefühl diese Fülle des Reichthums zu fassen und zu geniefsen begabt, verleben Wilhelm und der neue Freund sorglos die glücklichsten Stunden und Tage.

Diefs Element suchen Hilarie und die schöne Wittwe, durch gleichen Schmerz verwandt, um ihre Wunden wenn es möglich wäre zu heilen, auf. Denn diese liebenswerthen Personen, nachdem sie in ihrem Gebiet das Rechte und Reine getroffen, sollen nicht wie Andere sich jenem grofsen Bunde, entsagend anschliefsen. Sie sollen des Glücks, das sie erstreben, noch theilhaftig werden. Goethe läfst nicht alle Kreise des Lebens von jenem einen, den wir im dritten Buche kennen lernen, verschlingen. Das Loos durch ausschliefsliche Wirksamkeit für's Nützliche innerlich sich herzustellen trifft alle die, welche nur durch solche spätere geregelte Thätigkeit den überwiegenden Leichtsinn oder die sittliche Schuld ihres früheren Lebens ins Gleiche bringen können, so wie diejenigen, welche ein innerer Trieb freiwillig anregt, nur in solchem Berufe Befriedigung zu erlangen. Das liebenswürdige Paar, das wir jetzt unverhofft wiederfinden, gehört weder zu den Einen, noch zu den Anderen. — Den Freunden schon angekündigt, macht nun erst die Gegenwart und Gesellschaft der Frauen die freudevollen Tage zu den erfreulichsten. Jede äufsere Annehmlichkeit, innere Liebenswürdigkeit, nie versiegende Unterhaltung, Geist und Bildung, Schönheit und Kunst, Gemüth und Liebe, was nur das Menschenleben zu schmücken vermag, geniefsen die Freunde und Freundinnen im vollsten Maafse; erst jetzt ist diese paradiesische Gegend belebt; Morgen und Abend und die erhellte Nacht, See und Gestade, jeder Tag und jede Stunde wird ein Quell wiederholter und neuer Genüsse. Wie sollten bei solchem Glück, dessen helles Bild wir hier nur im schwächsten Abglanze wiedergeben können, nicht alte Wunden augenblicklich geheilt erscheinen, doch die Gefahr älteren Rechten und Pflich-

Digitized by Google

ten zu nahe zu treten, nicht auch eine Trennung vorschreiben, welche die schon Entsagenden zu neuen Schmerzen, und den bisher noch glücklichen Künstler wider Willen zum Mitgliede im Bunde des Entsagens einweiht. Er eilt zu Natalien, sie durch seine Kunst zu erfreuen, und die Bundesglieder würden ihn, heifst es, freundlichst in die Mitte nehmen, um ihn durch liebevolle Behandlung wo nicht zu heilen, doch zu trösten. —

Wilhelm aber, nachdem er nun auch noch diese Seite des Lebens sich zueignet, und in der Gefahr selbstständig sich erprobt hat, ist zur Vollendung seiner allgemeinen Bildung gekommen. Jetzt ist es Zeit, dafs er sich für ein bestimmtes Fach bilde, um ein nothwendiges Glied des grofsen Bundes zu werden. Diefs ist Wilhelms letzter Lebensschritt, welchen wir ihn aber erst in der neuen Bearbeitung besonnen und kräftig thun sehn. Dadurch rücken wir der Anschauung jener weitumfassenden Verbindung näher und näher. Durch ein Schreiben des Abbé an Wilhelm werden wir zuerst im Allgemeinsten von den Zwecken der Verbündeten, zu denen sich jetzt auch Lenardo wirklich gesellt hat, unterrichtet. Und kaum hat sich Lenardo einer strengen, zweckgemäfsen Thätigkeit gewidmet, als er die seegensreichen Folgen derselben zunächst an sich selber empfindet. Wilhelm hat ihm den Zustand des aufgefundenen nufsbraunen Mädchens so häuslich reizend und gemüthlich geschildert, dafs der Freund, um sie selber aufzusuchen, nach früherer Sinnesweise alles Andere würde haben nachstehn lassen; jetzt aber fesseln ihn die weitaussehenden, allgemeinnützigen Pläne, bei deren Vollführung die Sehnsucht im Thun und Wirken verschwindet. Wilhelm endlich, da er nun auch seinerseits sich selbst zu bestimmen und zu beschränken im Begriff ist, wird von allen äufseren auferlegten Beschränkungen befreit. Nun ist er, wie eine Zwischenrede des Autors bemerklich macht, für einige Jahre unseren Augen entrückt. Später erfahren wir, dafs er diese Zeit benutzt, um sich auf Akademien zu dem bestimmten Fache, das er ergriffen hat, auszubilden. Wir können ihn auf diesem neuen Lebenswege nicht begleiten, denn die Wissenschaften und die Organisation ihrer Lehranstalten durch den Staat ist kein Gegenstand poetischer Darstellung. So sehen wir denn unseren Wanderer erst wieder, als er zum zweitenmale in die Erziehungsprovinz von einer anderen Seite her eintritt. Da können wir denn freilich nicht die Frage unterdrükken, warum er dem Dichter nicht gefallen habe, uns früher schon in ununterbrochener Folge das ganze Bild der pädagogischen Anstalt zu entwerfen, statt die lieblichen Lebensgemählde jener zarten Verwirrungen des Gemüths dazwischen zu schieben. Vielleicht liefse sich als rechtfertigender Grund folgendes angeben. Der Unterschied des ersten Abschnittes der Erziehungsprovinz von dem zweiten besteht darin, dafs wir im ersten nur die allgemeinen Grundsätze der Erziehung, zu denen auch der religiöse Unterricht gehört, kennen lernen, im zweiten aber die Verwirklichung jener allgemeinen Grundsätze in besonderen Zweigen zum Vorschein kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXIX.

Orbis antiquus ex Tabula Itineraria quae Theodosii Imp. et Peutingeri audit ad systema geographiae redactus et commentario illustratus opera V. Matth. Petri Katancsich O. M. S. P. F. Prov. Capistr. AA. LL. et Philos. Doct. in Reg. Univers. Hung. Antiquit. ac Numism. Prof. et Biblioth. Cust. emerit. Cum gemino indice geogr. ad calcem. P. I. continens Europam. P. II. continens Asiam et Africam. Budae MDCCCXXIV. 4to.

Der Verfasser des hier anzuzeigenden Werkes, der eigentlich Katanich hiefs, „war, wie der um Geschichte der Slawischen Litteratur hochverdiente Schaffarik angiebt (Wiener Jahrb. 46. Bd. S. 29.)" zu Valpo, im Veröczer Comitat, am 12. August 1750 gebohren. „Er studierte zu Fünfkirchen, Baja, Szegedin und Ofen, trat 1771 zu Bacs in den Franziskanerorden, ward am 17. April 1775 zum Priester geweihet, hörte 1779 zu Ofen die ästhetischen Vorlesungen des Domherrn Georg von Szerdahelyi und ward hierauf zum Humanitätsprofessor am königlichen Gymnasium zu Eszek befördert, später nach Agram und dann an die königliche Universität zu Pesth versetzt. Ueberall war er, im Dienste des Berufes und der Wissenschaften vielwirkend, bis er, durch Alter und Arbeiten gebeugt, im J. 1809 sich in das Kloster seines Ordens zu Ofen zurückzog, wo er einzig und allein für seine wissenschaftlichen Studien und litterarischen Arbeiten lebte, dergestalt, dafs er von 1809 bis 1822 auch nicht einen Fufs aus seiner Zelle setzte — später hatte er sie nur mit einigen Schritten verlassen, um frische Luft zu athmen — als ihn am 23. Mai 1825, im 75. Jahre seines Alters, der Tod in eine bessere Welt abrief."

Aufser einigen gedruckten Werken hinterliefs Katancsich

Digitized by Google

noch viele handschriftlich, unter denen wir nur erwähnen wollen: *Geographia Ptolemaei ad graecum exemplar commentario illustrata*, und *Plinii, Strabonis, Herodoti, Homeri, Mosis geographia*, wovon jedes, wie Schaffarik bemerkt, ein für sich bestehendes Werk ist; sie liegen alle bei der Königlichen Universitätsbuchdruckerei in Ofen.

In dem Commentar zur Peutingerischen Charte, von dem wir hier sprechen, geht der Verfasser die einzelnen Erdtheile durch, wie auch der Titel angiebt und beginnt mit Britannien und Hispanien, wovon die Charte nur ein Bruchstück enthält, da das erste Blatt am Original fehlt. Das vierte Capitel, überschrieben Barbaria, umfafst Germania, Sarmatia, Taurici und Scythia. Er handelt dann von Vindelicia, Rhaetia, Noricum, Pannonia, Moesia, Dacia, Illyrikum, Italia nebst den Inseln, Graecia, was auch Macedonia, Epirus und Creta mit begreift, und im funfzehnten Capitel schildert er Thracia. Im zweiten Bande, wo zuerst von Asia die Rede ist, sind folgende Länder, jedes in einem eigenen Capitel, beschrieben, Bithynia, Phrygia, Asia, Galatia, Paphlogonia, Pontus, Cappadocia, Cyprus, Colchis, Armenia, Mesopotamia, Syria, Arabia, Persia, India. Bei Africa finden wir nachstehende Provinzen aufgeführt: Mauritania, Numidia, Africa, Libya, Aegyptus. Die gewöhnlichen Abtheilungen der einzelnen Länder sind überschrieben: 1) *Nuncupatio et fines.* 2) *Montes, fluvii, lacus.* 3) *Provinciae, regiones, fines, populi.* 4) *Oppida, mansiones.*

Bei der Schilderung der Städte folgt der Verfasser den Strafsen.

Es ist kein leichtes Unternehmen, wie jeder weifs der sich irgend gründlich mit solchen Untersuchungen beschäftigt hat, die sogenannte Peutingersche Charte zu erklären, und bei jedem der darauf vorkommenden Orte, Flüsse, Berge u. s. w. anzugeben, welchem der jetzt bekannten er entspreche. Wer die beiden Bände durchsieht, wird sich über den Fleifs des Verfassers wundern, dem es gelang in anderthalb Jahren, nach seiner eigenen Angabe, dies Werk zu vollenden.

Wollten wir ihm bei den einzelnen Untersuchungen nachgehen, so würden wir, wie es bei Arbeiten dieser Art nicht wohl anders möglich seyn kann, (wo vieles auf Muthmafsungen beruhet, und die scharfsinnigste Hypothese durch irgend eine übersehene Stelle, oder eine neue Entdeckung umgestofsen werden kann) häufig Gelegenheit haben zu erklären, dafs wir anderer Meinung wären; dies verhindert jedoch der uns billiger Weise zugestandene Raum; wir können indefs auf eine andere, kürzere Art dem Leser zeigen, was er zu erwarten habe, wenn wir die Einleitung, von der wir bis jetzt nicht gesprochen, genauer betrachten, da uns der Verfasser hierin über seine Ansichten, seine Hülfsmittel und zum Theil über die Art, wie er sie benutzt hat, belehrt, wobei wir jedoch nicht vergessen dürfen, dafs das Buch, obgleich es erst im Jahr 1824 erschien, schon 1802 der Druckerei übergeben worden. Wahrscheinlich hätte der Verfasser, wäre er nach Vollendung der oben erwähnten Geographien des Homer, Strabo, Plinius u. s. w. an die Erklärung dieser Charte gegangen, manches anders gestellt, erweitert, berichtigt. Oft sieht man auch, dafs ihm, bei allem Fleifs, es noch nicht gelungen war, die verschiedenen Systeme der Geographen aufzufassen und diesem gemäfs ihre Angaben zu benutzen.

In der Untersuchung über das Zeitalter der Peutingerschen Charte fafst er kurz (p. XIV.) seine Ansicht zusammen: *si vocabula ad S. Petrum, Constantinopolis, mons Sinai in quo legem acceperunt filii Israel etc., si haec, inquam demus, a scribis Theodosii, aut aliis addita, nihil usquam reperies, quod Antoninorum aetati postponere queas; adeo universa sunt Ptolemaeo, Straboni, Plinio, et subinde antiquioribus, convenientia. Ante Trajanum, qualis hodie est, proli nequivit, quod ibi Dacia, ab eo imperatore subacta, visitur. Pannoniam in superiorem et inferiorem Imperatore Antonino Pio esse divisam, in epigraphica monstramus. Omnis provinciarum distributio cum geographia Ptolemaei consentit; et monumentum universum cum aetate columnae Trajani et Antonini Romanae intimam habet cognationem. Nulla quippe aetas posterior similia tulit, neque, imperio vacillante, ferre poterat. Quare Tabulam, consideratu ejus structura, M. Aurelii temporibus adscribi aegre haud patiere.*

Der angegebene Grund ist keinesweges haltbar, und Schegk und Mannert sind nicht widerlegt, obgleich der Verfasser es annimmt; was Freret, Schoepflin, Meermann, Häffelin und Buache über diesen Gegenstand geschrieben haben, hätte wohl Beachtung verdient. Es ist diefs ein Hauptmangel dieses Werkes, dafs der Verfasser zu wenig mit den seit Cluver und Ortelius erschienenen gröfseren und kleineren Abhandlungen über ganze Länder, so wie über einzelne Städte u. s. w. bekannt ist. Er fühlte es selbst, indem er p. III. sagt: *absterrebat quidem a destinatione concepta rei literariae mediocritas.* Mit Recht erhebt er d'Anville, der auch sein Hauptführer ist, er scheint indefs die von ihm einzeln herausgegebenen Werke, worin er über seine Charten Rechenschaft giebt, und die zahlreichen Abhandlungen in dem *Mem. de l'Acad. des Inscr.* nicht zu kennen. Mannert hat er oft verglichen, häufig unbillig getadelt, und Urtheile wie (*T. I. p.* 34.) *Mannert, cujus oscitantiam non raro experiare, heic dormitavit etc.* hätte er sich nicht erlauben sollen.

Die ethnographischen Bemerkungen sind dürftig, und das was über die Namen, wechselnden Gränzen u. s. w. der Länder und Provinzen gesagt wird, ist nicht genau genug. Wer sich mit dem Studium der alten Geographie beschäftigt, mufs aufser der vertrauten Bekanntschaft mit alle dem, was uns von Griechen und Römern übrig geblieben, um dies besser mit dem gegenwärtigen Zustande der Länder vergleichen zu können, auch die Geschichtschreiber und Geographen des Mittelalters zu Hülfe nehmen, worin Wesseling ein so treffliches Muster geliefert hat, den auch Katancsich mit verdientem Lobe anführt; er hat aber selten, wo ihn der reichhaltige Commentar dieses wackern Forschers verliefs, jene oft allein Aufschlufs gebenden Quellen benutzt.

Bei der Sorgfalt, welche der Verfasser dieser Charte gewidmet hat, wäre auch eine Untersuchung wünschenswerth gewesen, über die Vortheile, welche sie bei der Bestimmung der Lage der Länder, Berge, Flüsse, Städte u. s. w. von den Itinerarien darbietet. Einzelne Bemerkungen, die in dem Buche zer-

Digitized by Google

streuet sind, machen auf manche Mängel aufmerksam, die Zusammenstellung desjenigen, was sie in dieser Hinsicht Bedeutendes, Förderndes oder Fehlerhaftes, enthält, würde den Schlüssen des Verfassers mehr Sicherheit gegeben haben, und dem Leser wäre es erleichtert, die Wahrheit oder das Irrige seiner Annahme zu beurtheilen. Was §. VI, unter der Aufschrift *defectus et vitia Tabulae:* gegeben ist, kann nicht befriedigen, da hier nicht genug unterschieden ist, was für Fehler und Irrthümer schon von demjenigen herrühren mögen, der die Charte zuerst entwarf, indem er falsche Ansichten seiner Zeit und seiner Vorgänger aufnahm, und was durch Abschreiber und Zeichner versehen ward: da sich theils darthun läfst, dafs in späteren Zeiten manches nachgetragen ist, und eben so dafs offenbar manches von Copisten ausgelassen ward.

Was wir oben bemerkten, dafs dem Verfasser nicht hinreichende Hülfsmittel zu Gebote standen, zeigt auch der Abschnitt p. XVIII, mit der Ueberschrift *opera et subsidia nostra.* Er führt hier die bedeutendsten Geographen der Griechen und Römer an, welche er bei seinem Werke benutzte, sein Commentar zeigt aber, dafs er mehre gebrauchte, dafs er auch die Dichter zu Hülfe nahm, und man würde ihm Unrecht thun, wenn man ihn nach dieser Aufzählung beurtheilen wollte. Dürftig hingegen ist, was er über die Hülfsschriftsteller sagt, und wie früher erwähnt ward, dieser Mangel giebt sich an vielen Stellen kund und hat ihn oft verhindert das Richtige zu finden. Selten werden andere erwähnt, als Ortelius, Cellarius, Schottus, die älteren Herausgeber des Ptolemäus, Wesseling, d'Anville und Mannert. Auch Harduin finden wir angeführt, und mit Recht verwirft Katancsich seine aberwitzige Art die Inschriften der Münzen zu erklären.

Bei jeder Untersuchung über alte Geographie sieht man bald, dafs ohne die genaueste Kenntnifs des jetzigen Zustandes der ganzen Länder und der einzelnen Theile derselben nicht möglich ist fortzukommen. Man mufs sich ebenfalls Rechenschaft geben, welche Veränderungen verschiedene Gegenden im Laufe der Zeit, durch die langsame oder schnelle und gewaltthätige Wirkung der Naturkräfte und der Menschen erlitten haben. Wo Ruinen von Städten oder einzelnen Gebäuden, Spuren alter Strafsen, Meilensteine, Münzen, Kunstwerke, Inschriften u. s. w. gefunden werden, hat der alte Geograph sorgfältig aufzusuchen, um dadurch sich Punkte zu verschaffen, von denen er mit Sicherheit ausgehen kann, um die Lage der Städte, bei denen blofs die Entfernung von einander in den Itinerarien, oder von den Geographen und Historikern, angegeben ist, zu bestimmen. Welche Hülfe diese Nachforschungen gewähren, so wie die genaue Kunde der Gegend, zeigt der Verfasser bei seinem Geburtslande und den benachbarten Ländern, weniger hat er dies in den entfernteren beachtet. Dafs bei solchen Forschungen ohne die genauesten und speciellesten neueren Charten nicht fortzukommen ist, sieht man ohne unser Erinnern, und die Wahl derselben läfst den Kundigen bald ahnen, was er von geographischen Untersuchungen zu halten hat. Hören wir daher den Verfasser selbst über die von ihm benutzten Charten (p. XX.), um zugleich eine Probe seines Stils und seiner Kritik zu geben: *Aderat quidem Atlas Ortelianus et Homannianus; at ille rudimenta geographiae prae se fert, canonibus astronomicis destitutus; hic autem non multum hoc in genere emendatior priore. Optima earum, quae hactenus in lucem prodiere, mihi videbatur tabula Europae, ab Conr. Lotter Aug. Vind. an.* 1782 *in sex foliis majoribus edita, continens etiam Africam et Asiam minorem cum Syria; quam in calculis astronomicis prae ceteris fidelem sum expertus, eaque in dimensionibus plurimum usus. Sed illa est generalis, et praecipua dumtaxat loca exhibet; quare in mansionum minorum situ monstrando alias quoque seu Homannianas, seu Viennenses, aut Russicas, in partes vocare oportebat. In his ternas habebam, theatri belli Turcici nomine insignes, in quibus Austriacae, Turcicae, Russicaeque provinciae sese contingentes exhibentur; quarum ea, quae ex Artariensium prodiit, quoad astronomicas rationes que metricasque, et nitorem stili, Danvilleanis, unde processisse videtur, proxime accedit. Non destituuntur merito suo Max. Schimek Atlas belli Austriaco-Russico-Turcici, in duodecim foliis* 1788 *a Fr. Schraembl editus; item alius a L. Rhode* 1785 *in sex foliis expressus: in queis loca etiam minora comparent; sed quae chartae quoad accurationem astronomicam, et caeli nitorem, sunt longe infra dignitatem tabulae Artariensium. Aderant et Hasianae, et Indicae Danvillianae, praeter alias, aut manu exaratas domesticas, aut cum commentariis singularibus editas. — In Africa et Perside, specialibus chartis destitutus, minoris notae loca recentibus reddere nequivi, ut suis moneo locis.*

Bei diesen, in vieler Hinsicht mangelhaften Hülfsmitteln können wir doch dem Verfasser das Lob geben, dafs er an vielen Stellen das Richtige getroffen, bei vielen anderen hat er das Verdienst zu zeigen, dafs man bis dahin Falsches angenommen, und neue Untersuchungen anzustellen habe.

Im achten Paragraphen, der überschrieben ist *de mensuris et lapidibus milliariis,* nimmt er mit Recht an, dafs eine Römische Millie ein Fünftel einer geographischen Meile sey; tadelt aber ohne hinreichenden Grund d'Anville, weil er in Gallien die Angaben der Itinerarien betrachtet, als ob von Leugae die Rede wäre. Wenn d'Anville, wie sich nicht läugnen läfst, auch an manchen Orten Leugae berechnet, wo Millien gebraucht sind, so hat er doch mit Grund und Fug angenommen, dafs die Itinerarien auch die Distanzen nach Leugae bestimmten, wie schon Bergier dargethan (*Viae* mit *lib. III. c.* 37. vgl. *Wessel. ad Itin. p.* 251.). Aller Wahrscheinlichkeit nach standen in dem sogenannten *Itin. Anton.* doppelte Angaben, in der einen Columne nach Millien, in der anderen nach Leugae, dies ergiebt sich aus einigen Spuren in den Handschriften und aus den Zahlen, (*f. Itin. ed. Wessel. p.* 365. *p.* 359. *p.* 365. *p.* 549. u. vgl. *Addend. et Corrigend. ad p.* 255.), spätere Abschreiber verwechselten dies und so entstand die Verwirrung, die wir jetzt auch in Wesselings Ausgabe finden, die aber leicht zu berichtigen ist.

Ukert.

Digitized by Google

Nro. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. Band.

(Fortsetzung.)

Und gerade die nur allgemeine Erziehung und Bildung ist es, welche solchen Collisionen Raum vergönnt, denen wir Schmerz und Entsagung haben folgen sehen. Ihnen gegenüber sollen wir jetzt das Glück und die seelige Ruhe betrachten, welche schon bei der Erziehung die belohnt, welche sich einer bestimmten Thätigkeit von ganzer Seele hinzugeben wissen. Dafs die Erziehung zur Kunst die oberste Stelle einnehmen werde, läfst sich vermuthen. Da wir es hier aber mit besonderen Gebieten zu thun haben, so ist die Darstellung in diesem zweiten Abschnitte der Erziehungsprovinz denn auch viel lebendiger und individueller als im ersten. Das Wesen der einzelnen Künste in ihrer besonderen Eigenthümlichkeit und Wechselbeziehung wird uns schon durch die Einrichtung der verschiedenen Regionen, in denen sie gelehrt werden, durch die Art der Umgebung, der Wohnung u. s. f. anschaulich. Musik und bildende Künste sind scharf getrennt, dagegen die lyrische Poesie mit der tönenden Kunst, die epische mit der Plastik verbunden. Was die Grundgesetze jeder bestimmten Kunst seien, das Conventionelle, das die Besten und Einsichtigsten, insofern es im Wesen des besonderen Gebietes begründet ist, als unerläfsliche Bedingung festgestellt haben, werde, so heifst es, den Zöglingen überliefert und als unübersteigbar eingeschärft. Wie Goethe sich selber als Meister zeigt, wenn es darauf ankommt darzustellen, dafs jeder, um seiner Natur nach zu vollendeter Menschengestalt zu gelangen, innerlich und äufserlich seine Individualität gleichsam im Style seines bestimmten Lebenskreises, Alters u. s. f. sachgemäfs herausbilde, so sehn wir hier Schüler und Lehrende den inneren Stylgesetzen der verschiedenen Künste vollkommenes Genüge leisten. Einsam endlich soll der Künstler erfinden, gesellig vollbringen und auch im Einzelnsten das Ganze der Kunst nicht aus den Augen verlieren. Wer möchte nicht bei dem rauschenden Musikfeste, zu dem wir geführt werden, wie in den stillen edlen Räumen, in welchen die bildenden Künstler wie Könige und Götter wohnen, länger weilen, als es der Dichter, um nicht bei Betrachtung des Bestimmteren in den didactischen Ton zu verfallen, sich und uns vergönnt. Nur wie die glücklichste Kunstbildung nach seiner Vorstellung möglich werde, will er uns anschaulich machen. Doch ehe wir in die Regionen der Künste treten, durchwandern wir die rofsnährende Gegend der Provinz, in welcher, wunderlich vielleicht, Grammatik und Sprachen überhaupt neben der Pferdezucht gelehrt werden. Zuletzt wohnen wir einem Feste der Bergleute bei, und erneuern dort unsere Bekanntschaft mit Montan. Sodann klingen die meisten älteren und neueren geologischen Hypothesen, welche den Abendtisch beim Bergfeste zwar beleben, doch die Unterhaltung und Einsicht nur verwirren und verdunkeln, lustig an uns vorüber. Montan will nicht wissen, wie die Erde entstanden; doch jedem Gebirg seine Eigenthümlichkeit abzugewinnen, und diese Kenntnifs zu nutzen ist der Zweck, welcher ihn dem grofsen Bunde sich anzuschliefsen reizt. — So wird denn von besonderen Zweigen nur Landbau, Kunst und Bergbau, poetisch darstellbare Gebiete, in der Erziehungsprovinz getrieben, und wir sehen auch hier wieder die Perle des Schönen, rings von dem Nützlichen eingefafst, mit mildem Glanz diese Fassung beleuchten.

Doch wie weise ersonnen, wie zweckmäfsig ausgeführt diese Erziehungsanstalt auch sei, den zum Jüngling heranreifenden Felix scheint sie vor dem Schmerz späterer Entsagung nicht bewahren zu können. Leidenschaftlich hängt er seiner Neigung zu Hersilien nach; in abentheuerlicher Weise lakonisch offen schreibt er ihr,

Digitized by Google

dafs er sie liebe, dafs er bald sie wiedersehen werde. Diefs erfahren wir durch ein Blatt Hersiliens an Wilhelm, welche mehr als billig von dem lieblichen Abentheuer gefesselt, nach Mädchenart, in liebenswürdiger Verwirrung halb das Unhaltbare in jener Neigung des Jünglings einsieht und belächelt, halb weil sie selber es ist, welcher er sich leidenschaftlich widmet, diese Liebe für ernster und dauernder hält, und sie, ohne es sich gestehen zu wollen, ernstlich zu erwidern sich nicht erwehren kann.

Was möchte nun aber wohl einen besseren Uebergang zum dritten Buche abgeben, als Wilhelms Geständnifs, welcher bestimmten Lebensthätigkeit er sich, um dem Bunde nützlich und nothwendig zu seyn, gewidmet habe. Wilhelm legt diefs Bekenntnifs an Natalien ab; doch nicht einfach etwa und gerade heraus, sondern wie sein ganzer Lebenslauf ein lang umherirrendes Suchen nach dem fürs Leben ihm Gemäfsen war, in derselben Weise greift er jetzt mannichfach umher, um die gemäfse Darstellung für das Gefundene zu erfassen. So schwer es ihm wurde sich von allgemeiner zu bestimmter Bildung zu verdichten, so schwer ist es jetzt, da er bisher nach allen Seiten hingeschweift war, den besonderen Lebenslauf, dem er sich ausschliefslich geweiht hat, nicht als wunderliche Grille, sondern als seinem Innersten angemessen erscheinen zu lassen. Sagte uns Wilhelm mit dürren Worten: ich bin Wundarzt geworden, wir würden unsere Verwundrung, ja Mancher vielleicht ein bedauerndes Lächeln nicht zurückhalten können. So aber erzählt er zunächst von einem Jünglinge, der ein Ruderpflock fand, und nach zufällig erregter Neigung nun nicht ruhte, bis er sich ein ganzes Schiff nach und nach zu verschaffen wufste, und Seemann ward; dabei haben wir uns an die schmerzlich seeligste Stunde zu erinnern, in welcher dem verwundeten Wilhelm nach jenem Ueberfall der Marodeurs Natalie zuerst mit dem Wundarzt erschien; schon damals leuchtete ihm das Besteck desselben in's Auge, er fand es sich später anzueignen Gelegenheit, und führte es stets bei sich. Dadurch könnte nun aber seine hieran geknüpfte Neigung zur Wundarzneikunst als zufällig erscheinen, und so pafst auch die Anecdote nur halb. Er wendet sich deshalb zu allgemeinen Betrachtungen; auch diese drücken nicht aus, was er zu sagen hat, bis er endlich zu einer Begebenheit aus frühster Kindheit durchdringt, deren Eindruck für's ganze Leben so lebhaft blieb, dafs auch seine jetzige Richtung darin ihren Ursprung findet. Wir setzen diese kurze Erzählung in Betreff auf die Darstellung zu den gelungensten des vorliegenden Werkes; sie gehört wohl auch zu den am spätesten verfafsten. Wie Wilhelm in einer ernsten alten Stadt geboren und erzogen am Pfingstfest mit den Eltern zum erstenmal in's Freie hinausfährt; wie sich die Bilder von Busch, Wiese, Feld und Strom und von ländlichen Zuständen und Freuden den frischen Kindersinnen für immer einprägen; wie er mit einem Fischerknaben die erste Freundschaft schliefst, badend zum erstenmal die Schönheit der menschlichen Gestalt ohne Hülle bewundert; wie die ersten Gefühle der Liebe, der leidenschaftliche Trieb der Mittheilung das stille Kindergemüth gewaltsam aufregen: alle diese Zustände werden so lebendig, so eindringlich wiedererzählt, dafs wir sie als selbsterlebte ansprechen müssen. In erschütterndem Gegensatze ist dann der Tod des Fischerknaben und seiner Brüder, welche sämmtlich Krebse fischend ertrunken sind, auch uns noch erschreckend dargestellt; wie mufs sich erst diefs entsetzenvolle Bild mit unauslöschlichen Zügen in die Vorstellung des Knaben eingegraben haben. Und nun zu dem häuslichen städtischen Leben wieder zurückgekehrt, erfährt er, nicht das trügerische Element, die ärztliche Behandlung erst habe die Unglücklichen getödtet; ein Aderlafs hätte ihr Leben erhalten. Da gelobte sich der Knabe schon alles zu so plötzlicher Hülfe Erforderliche gründlich zu erlernen. — Dieser einfachen Erzählung Eindruck zu verschaffen, möchte nur einer Goetheschen Gabe, Zustände zu veranschaulichen, möglich werden; und wunderbar hat sich bei unserem Dichter diese Gabe, jemehr er sich zu allgemeinen Betrachtungen erweitert und vertieft hat, statt geschwächt zu werden, nur mehr und mehr bis zur Vollendung gesteigert. Andere Dichter beschreiben Zustände, Naturscenen, Karaktere; Goethe stellt sie unmittelbar unserer Anschauung vor's Auge. So dürfen wir, was anfänglich als Wilhelms und des Autors Grille erscheinen könnte, wenigstens als in Wilhelms Inneren begründet und ihm natürlich anerkennen. Dessenungeachtet will uns dieser Beruf auch dann noch als seiner fast unwürdig, als nicht edel, nicht hoch genug bedünken. Solche Vorstellung in uns nicht aufkommen zu lassen, oder sie zu verscheuchen hat der Dichter sich mannichfach bemüht.

Digitized by Google

Und im Menschenbild geniefse
Dafs ein Gott sich hergewandt —

läfst er die Künstler singen, und es fehlen auch sonst nicht vielfache Lobpreisungen der Schönheit der menschlichen Gestalt. Diese unverletzt zu erhalten, die beschädigte wiederherzustellen ist ein edler Beruf; das Geschäft des Wundarztes wird eine recht eigentlich nützliche Kunst genannt. Der Kunst theatralischer Darstellung wie productiver Poesie hat Wilhelm entsagt, wie der Abbé einem gemeinnützigen Ganzen vorzustehn liegt nicht in ihm, wie Lenardo mit Gewerk und bürgerlichem Betrieb sich zu beschäftigen, hat er schon früher seiner Natur widerstrebend gefunden; und wenn er bisher an der ausschliefslichen Beschäftigung mit dem Inneren, mit Wohl und Weh des Gemüths kränkelte, was kann ihm besser als die jetzige Sorge und Liebe für die wohlerhaltene Thätigkeit des äufseren Menschen, des schön gestalteten Körpers, das gesunde Gleichgewicht geben, um nun sicher, frei und muthig auf dem Lebenswege fortzuwandeln. Er schliefst sich einem Kreise an, welcher den mannichfachen Gefahren, durch äufsere Zufälle, durch die Tücke der Natur gefährdet zu werden, entgegengeht, und alle die weitaussehenden Pläne sind an bestimmte Personen gebunden, welche zu erhalten unter den gegebenen Umständen in diesem Kreise zu dem ehrenwerthesten Berufe gehört. Wilhelm darf mit einigem Stolze, mit dem löblichen Stolze ihrer werth zu sein, sich zu den Verbündeten gesellen, und steht er doch nun auch Natalien näher, deren schönes Gemüth schon von Kindheit an den äufserlich Bedürftigen Hülfe zu leisten sich getrieben fühlte. —

Treten wir nun endlich mit Wilhelm im dritten *Buche* zu dem grofsen Bunde heran, so ergiebt sich durch das schon, was wir von demselben bereits erfahren haben, hier besonders zeige sich vollständig der vielfach ausgesprochene Goethesche Grundsatz ins Werk gerichtet: Sinnen und Denken ohne kräftiges Thun sei vergeblich, das Vollkommenste dagegen sei, nach klarer Einsicht zweckmäfsig und besonnen zu handeln. Schon in den vorigen Büchern war dieser Grundsatz mit Wohlbehäbigkeit auf den Gütern des Oheims, mit Ernst, Würde und freundlicher Strenge in der pädagogischen Provinz ausgeführt; in diesem dritten Gebiete endlich mit Ruhe, Ordnung, Umsicht von den Obern, die nur *als Erste* unter Gleichen erscheinen, mit sinnlich heiterer Rüstigkeit von den freiwillig Untergebenen, welche sich zu jener freien Sittlichkeit erhoben haben, in den festgestellten Gesetzen und Einrichtungen nur den Ausdruck ihres eigenen vernünftigen Wollens wiederzufinden. Ein wohlüberdachtes Werk, mit den nöthigen Mitteln von jedem Theilnehmenden so viel er vermag in voller Liebe bethätigt, giebt uns das nie gestörte Bild vollständiger Uebereinstimmung und Befriedigung, wie denn unter Neueren nur Goethe die Wirklichkeit menschlicher Zustände und Individuen so vollkommen ihrer inneren Natur gemäfs ausgebildet zu schildern gewohnt ist. Beides, den tiefsten schmerzlichsten Bruch des einzelnen Gemüths mit seiner gesammten Wirklichkeit, wie die innerste Versöhnung und Befriedigung in derselben, hat Goethe gleich vollendet darzustellen verstanden. — Zur näheren Uebersicht nun über diefs letzte Buch, in welchem sich mannichfacher als im zweiten und ersten die Collisionen und Interessen der besonderen Individuen, so wie die Novellen, durch die allgemeinen Zwecke und Zustände des Bundes hindurchziehn, kann man drei gröfsere Gruppen zusammenstellen. Am vollsten und lebendigsten ist die erste Gruppe. Wir lernen zunächst, ähnlich wie beim Eintritt in die Erziehungsprovinz, das Thun und Treiben des Bundes kennen; Briefe von Hersilien, Erzählungen Wilhelms aus der Zeit seiner Studien, Lenardo's Tagebuch u. s. f. lassen dann die einzelnen Hauptpersonen mit ihren Beziehungen zum Bunde oder ihren sonstigen Schicksalen näher hervortreten, und zuletzt geben ein Mährchen und eine kurze Erzählung die Anschauung der dem Bunde entgegengesetzten Zustände und Gesinnungen. In einer zweiten Gruppe lernen wir dann näher die Gründe und Zwecke jener grofsen Verbindung und die Theilung in wandernde und bleibende Mitglieder kennen. Die dritte Gruppe endlich schliefst das Ganze ab, indem die Collisionen sich lösen und die Wandernden, vorher, wenn sie es sittlicherseits bedürfen, von Makarien losgesprochen und geweiht, ihrem Ziele entgegeneilen. Im Allgemeinsten verbindet die Darstellung mit dem Ernst, der Würde und Zartheit des zweiten Buches die gröfsere Lebendigkeit des ersten. —

Es mag nun zum Schlusse vergönnt seyn, auch in diefs letzte Buch noch näher und bestimmter hineinzuschauen. Der Geist eines freien Gehorsams, einer gleichmäfsigen Bildung, einer heiteren Befriedigung, als deren Basis sich die Ausübung und der Genufs der Kunst

Digitized by Google

neben der rastlosen, sich selber klaren Thätigkeit im Handwerk zeigt, überrascht uns bei näherer Bekanntschaft mit dem Bunde nicht, denn wir sehen hier nur das entwickelt, was schon in den ersten Büchern in kleineren Sphären zum Vorschein kam, und was die Erziehungsprovinz zur Reife gedeihen zu lassen den Zweck hatte. Besonders bei diesen ersten Darstellungen der gegenwärtigen Lebens- und Beschäftigungsweise der Bundesglieder ist die Mitte zwischen den Zuständen auf den Gütern des Oheims im ersten Buche und den Grundsätzen der Erziehungsprovinz gehalten, und das Ganze von Wilhelms Empfindungen begleitet. Dann kommt auch Lenardo von einer Reise durchs Gebirge hinzu, und damit auch die Fröhlichkeit nicht ausbleibe sehen wir den blonden Friedrich wieder. Zuletzt erhalten wir eine allgemeine Anschauung der Grundrichtungen des Bundes in dem Bilde eines feierlichen Mittagmahls und in den Empfindungen jenes Liedes, in welchem die Bundesgenossen erst zu bestimmter Thätigkeit aufrufen, bis ihr Schmerz über die Nothwendigkeit des Wanderns ernst und heftig hervorbricht, doch aus der Klage sich ebensosehr zu freudiger und befriedigter Resignation wiederherstellt. Auf kurze Zeit unterbricht uns ein neues Schreiben Hersiliens, anziehend, wie alle Briefe dieses ebenso heiteren als weiblich tiefen Wesens. Zu jenem Kästchen, das Felix im ersten Buche erbeutet hatte, bringt ein neckender Zufall den fehlenden Schlüssel in ihre Hand; sie ergreift ihn hastig und verstohlen, und den Gerichten, denen er hätte zukommen sollen, verheimlicht sie ihn; Furcht, Gewissen, Neugier, Vertrauen, Neigung und Liebe bestreiten sich nun in ihrem zarten Herzen, und ihre Schilderungen und Geständnisse erhalten außer dem Gepräge einer liebenswürdigen Persönlichkeit den eigenthümlichen Reiz, daß sie zwischen Naivität und bewußter Klarheit, Verwirrung und Besonnenheit wechselnd hin und wieder schweben. Dieser Brief trifft Wilhelmen schon mitten in Ausübung seiner erlernten Kunst, und nun erfahren wir auch einiges Eigenthümliche der Art, in welcher er sie sich zu eigen gemacht. Dieß Eigenthümliche betrifft die Anatomie. Wilhelms Erzählung stellt uns das anatomische Studium, wie es getrieben zu werden pflegt, als dreifach menschliches Gefühl, Kunst und Wissenschaft verletzend dar. Menschliches Gefühl: weil bei dem immer mehr sich verbreitenden wissenschaftlichen Zergliedrungstrieb gleichsam ein Conflict zwischen Lebendigen und Todten entstehe, welcher so manches heilige Band zu zerreißen, so manche reine tiefe Empfindung im Innersten zu verwunden drohe; Kunst: weil die Zergliedrung nur widerwärtig die Anschauung des menschlichen Körpers ohne ihn wiederherzustellen zerstöre; Wissenschaft: weil der Chirurg darüber den plastischen Begriff der menschlichen Organisation verliere, durch welchen er der ewig fortbildenden Natur bei jeder Verletzung am besten würde zu Hülfe kommen können. So wendet sich Wilhelm denn auch von dem steten Selbstzergliedern, das den wenigen Anatomen von Profession soll überlassen bleiben, früh genug ab, um an künstlichen Nachbildungen der anatomischen Präparate sich bilden, und den umgekehrten Weg einschlagen zu können, statt das Ganze des menschlichen Körpers nur zu zerstören, umgekehrt aus dem Vereinzelten vom Gerippe an ebensosehr das Zerstückte wieder zum Ganzen zu vereinen. Dieß Verfahren solle den Arzt und Chirurgen, wenn er es durchs Leben dauernd forttreibt, mehr als eigenes Trennen und Zerschneiden zu fördern im Stande seyn. Was nun auch die Anatomen gegen solche Aeußerungen einwenden mögen; an dieser Stelle befriedigen sie in menschlicher wie in ästhetischer Rücksicht. Zugleich wird uns der menschliche Körper in seiner vollendeten nackten Schönheit als aus göttlichen Gedanken entsprungen dargestellt. Diesen Gedanken nachzudenken und vollkommen in's Leben zu rufen sey der hohe Beruf des Bildhauers, ein Beruf, den das Jahrhundert verkenne. Das Muster solcher vollendeter Gestalten solle der Anatom sich, sey es in welcher Masse er will, zergliedern, und nach der Zerstörung zur gleichen vollendeten Schönheit wieder ergänzen, dann würde er den wahren Begriff der Gestalt und Organisation des Menschen fassen. Natürlich versteht es sich von selbst, daß auch das Zergliedern von Leichnamen nicht gänzlich solle ausgeschlossen bleiben. Solcher menschlichen und ästhetischen Auffassung seiner Kunst Eingang und Wirksamkeit zu verschaffen, nimmt sich Wilhelm als Haupttendenz seines Strebens vor.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Nro. 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. Band.

(Fortsetzung.)

Deshalb erscheinen sie hier nicht als überflüssig, und da sie so ganz als von seinen Gesinnungen, von mannichfachen Zuständen seines Innern durchdrungen, in lebendiger Erzählung selbsterlebter einzelner Begebenheiten vor uns hingestellt werden, verlieren sie auch die didactische Gestalt, in welcher sie uns an diesem Orte würden beschwerlich fallen. — Als die zweite Hauptperson nächst Wilhelm soll uns in diesem Bunde Lenardo interessiren. Von seinen eingeborenen und ausgebildeten Neigungen und dem daraus entspringenden Thun und Treiben erhalten wir nun gleichfalls durch Gespräche und durch Mittheilung seines Tagebuchs nähere Kunde. Das Tagebuch ist aus einer Fufsreise in's Gebirge entstanden, welche Lenardo im Auftrage des Bundes übernommen, um sich mit den Zuständen der dortigen Spinner und Weber in der Nähe bekannt zu machen, und die Tüchtigsten zur Auswanderung anzuregen. Das Local deutet auf die Schweiz. Zugleich schliefsen diese Blätter im weiteren Verlauf die Geschichte vom nufsbraunen Mädchen ab. Auf den ersten Blick könnten sie als unnütz, als nicht in diese Sammlung gehörig erscheinen, macht man sich dagegen wiederholentlich mit ihnen vertraut, so kann man sie weder vertreiben, noch irgend entbehren wollen. Denn nur durch sie wird uns Lenardo's Liebe für ursprüngliche Gewerkszustände ganz erklärlich; erst jetzt inmitten eines rauhen Gebirgs, in den kleinen Hütten der Weber, am Rocken der Spinnerinnen froh und fröhlich, lernbegierig, voll Interesse für rein menschliche, wenn auch beschränkte, Zustände, lernen wir ihn kennen, achten und lieben, und es wird uns begreiflich, wie ihm, dem in der Rechtschaffenheit so Zartgesinnten, das Bild des nufsbraunen Mädchens in allen fremden Ländern hatte folgen können, und wie es sich ihm jetzt in solchen Umgebungen von neuem mit ganzer Stärke aufdrängt. Seine Darstellungen des wilden Gebirgkammes, der einzelnen zerstreuten Hütten mit bedürftigen doch fleifsigen Greisen, Vätern, Müttern und fröhlichen Dirnen im traulichsten Familien- und Arbeitsverbande; sodann der milderen Thäler mit den schon behaglicher eingerichteten geschickteren Bewohnern; seine Beschreibungen des ganzen Verlaufs von den rohen Anfängen der Spinnerei bis zur feinsten Weberei hinauf, liefern mit den Figuren des Gevatter Garnträgers und Geschirrfassers die anschaulichsten Gebirgs- und Gewerksidyllen. Unglaublich fast wird ein anscheinend gänzlich prosaischer Kreis durch Abgeschlossenheit und Ursprünglichkeit der Zustände, durch Verschmelzung mit Zügen liebenswürdiger Menschlichkeit, ja mit Sinn für Schönheit, durch Gemüth und Individualität zur Poesie heraufgehoben. Nur erinnern vielleicht die zu weit ausgeführten Beschreibungen der Spinnräder, Webstühle u. s. f. der Art der Arbeit, zu sehr an das nur Handwerksmäfsige und an eigene Tagebücher des Verfassers, auf ähnlichen Reisen zu Zwecken der Nützlichkeit gefertigt. Dagegen sind wir durch die lebhafte Darstellung überhaupt so ganz mitten in diese Zustände hineinversetzt, und beginnen, von jedem Geräusch der Welt entfernt, hier so heimisch zu werden, dafs wir fast fürchten müssen in die Ebene, in das Getümmel und den Kampf tausendfach verzweigter Lebensinteressen aus dieser Ruhe und Einsamkeit wieder hinabzusteigen. Zu dem grofsen Gewerksbunde ferner haben diese Beschreibungen die nähere Beziehung, dafs uns durch sie erst die Nothwendigkeit solchen Verbandes zur Anschauung kommt, indem am heiteren Himmel dieses stillen Gewerksfleifses das düstere Gewitter des Maschinenwesens heraufzuziehen, und sich unvermuthet zerstörend zu entladen droht. Diesen durch Abgeschlossenheit Ver-

Digitized by Google

einzelten, durch Mangel an Bildung und Einsicht bei solchem Unglück rettungslos Verlorenen gegenüber soll uns der Werth jenes Bundes erst recht in das Auge fallen. So brechen denn auch die Mittheilungen hier ab, nachdem dieser nächste Zweck erreicht ist. Wie sie zur Entwicklung der Erzählung vom nufsbraunen Mädchen hinführen, wird erst später berichtet. — Dadurch sind wir aber überhaupt zu den Gegenstücken des Bundes hinübergeleitet, und diese beschäftigen uns denn nun auch sogleich in dem Mährchen von der neuen Melusine und in jenem Schwanke: „die gefährliche Wette," von Mitgliedern des Bundes zur Erheiterung und Unterhaltung erzählt oder mitgetheilt. Denn dem Ernst und der Würde des gemeinschaftlichen Unternehmens gegenüber stimmen beide Erzählungen in verschiedener Weise den Ton der Fröhlichkeit und Ungebundenheit an. Diesem Ton entspricht auch ihr Inhalt. In der neuen Melusine ist es, im Gegensatze der auf die strenge Thätigkeit im Wirklichen hingerichteten Gesinnung der Verbündeten, das Schlaraffenleben der Phantasie, welches als Mährchen, losgelöst von jedem sittlichen Zwecke und Inhalte, nur an wenigen Stellen rührend, Gemüth und Einbildungskraft ergötzlich und heiter in ein fremdes, aufsergewöhnliches Element entführen soll. Ein Abentheurer, täppisch und gesinnungslos nur auf Vergnügen und Wohlleben lustig bedacht, geräth mit dem zierlichsten, zartesten Wesen, einer zu gewöhnlicher Menschengröfse verwandelten Prinzessin aus dem Zwergengeschlechte, nach mancher schlimm genug bestandenen Prüfung in nähere Liebesverbindung; glücklich durch Liebe und Reichthum durchreist er nun mit ihr planlos, aber vergnüglich, die Welt. Doch endlich entdeckt er durch Zufall ihre Abstammung, wenn er zwar erst später erfährt, sie sey nur heraufgesendet, um durch den Liebesgenufs eines Ritters von nahmhafter Gröfse dem bis zur Unsichtbarkeit herabgekommenen königlichen Stamm des Zwergengeschlechts wieder zu einer wenigstens unter Zwergen respectablen Dimension zu verhelfen. Diesem Zwecke müssen wir freilich unseren Abentheurer gewachsen halten, und verzeihen der zarten Prinzessin, dafs sie gerade ihn erkoren. Doch wir können es nun auf der anderen Seite auch ihm nicht verdenken, wenn sein Respect vor ihr, obschon sie erst jetzt ihre volle Liebenswürdigkeit entfaltet, nach und nach zu verschwinden beginnt. Zuletzt macht ein roher Ausbruch seiner Gesinnungen eine Trennung unabwendbar. Die Stunde des Scheidens jedoch vereinigt die Liebenden wieder; vom frischen Andenken an die Zierlichkeit und Lieblichkeit seiner Schönen zu sehr gefesselt, entschliefst sich unser Held selber ein Zwerg zu werden. Er steigt ins Reich der Zwerge hinab. In diesem Reiche nun nimmt sich als neues Gegenstück unseres Bundes die Niedlichkeit und der philisterhafte steife Ernst im Nützlichkeitsleben dieser Kleinen gar possierlich aus, und wir wünschen unserem Helden das beste Glück, wenn er sich in jeder Weise den Fesseln dieser Kleinigkeitswelt zu entreifsen trachtet. Sein Plan gelingt ihm, und als er nach alter Weise bald, was ihm noch von früheren Reichthümern übrig geblieben war, verprafst hat, verlassen wir zuletzt den lustigen Taugenichts an derselben Stelle wieder, an welcher wir die erste Bekanntschaft mit ihm gemacht hatten. Diefs Mährchen, wie es sich gebührt, in bequemer und liebenswürdiger Geschwätzigkeit, zierlich, zutraulich und gleichmäfsig fortfliefsend erzählt, verläugnet in seiner Eigenthümlichkeit dennoch in keiner Rücksicht die allgemeine Goethesche Darstellungsart, und sondert sich nicht in extremer Weise einseitig als ein durchaus fremdes Element von allen übrigen Theilen des Ganzen ab. — Der Schwank „die gefährliche Wette" giebt uns im Unterschiede von dem rastlosen Werkeltagsleben der thätigen Genossen die Anschauung eines Zeit und Geld sorglos vergeudenden Studentenhaufens, in dessen Mitte St. Christoph, später ein wackeres Bundesglied, in früherer übermüthiger Jugendzeit eine muthwillige Wette gewonnen hatte. Es galt, einen vornehmen würdigen alten Herren, ohne dafs er es merke, im Angesichte Vieler an der Nase zu zupfen; Christoph vollführt zwar das Unternehmen geschickt und glücklich, indem er sich als Bartscheerer *einführt*, doch er bringt dadurch nicht nur sich und die Anderen in unvermuthete plötzliche Gefahr, sondern mufs sich auch vorwerfen die halbschuldige Ursache an dem balderfolgten Tode des edlen Mannes zu seyn. Dieser Schwank führt das Bild der in schnellem Wechsel erst tollkühnen, dann eingeschüchterten Jugend, gegen das gesetzte Benehmen des vornehmen Herren, die Beschreibung der ausgelassenen Behaglichkeit, gegen die gleich darauf folgende Noth und Bedrängnifs in treffendem Contrast schnell und lustig an uns vorüber, und läfst uns gleichfalls den Werth des besonnenen Kreises, in dessen Mitte wir sie erfahren, desto höher schätzen.

Digitized by Google

Getrennt wird dieser Schwank von dem Mährchen durch ein neues Schreiben Hersiliens an Wilhelm, in welchem die Verwirrung, die Unruhe der sonst so Heiteren, ihre Theilnahme für den Vater und mehr noch für den Sohn sowohl gesteigert erscheint, dafs sie die endliche Auflösung der mannichfachen Verwicklungen wünschen mufs, und dennoch nur besorgen kann, von dieser Auflösung nichts Erfreuliches erwarten zu dürfen.

Diese kurzen Andeutungen mögen in Rücksicht auf die erste Gruppe genügen, von welcher nur Einiges aus dem Beginn des dritten Buches, so wie das Mährchen sich schon in der ersten Ausgabe findet, während die „pilgernde Thörin," welche jetzt in dem ersten Buche ihren Platz gefunden hat, die Stelle des Schwankes einnahm.

In der zweiten Gruppe werden wir durch eine Rede Lenardo's, an dem für den Bund bedeutenden Tage der beginnenden Wanderung gehalten, zuerst in den tieferen Sinn dieses Wanderns eingeweiht. Was uns durch eigene Anschauung im ersten Buche ist verehrungswürdig und wünschenswerth geworden: ein wohlbenutzter Grundbesitz, ein Lebensberuf durch Familienbezüge und Localverhältnisse gleichsam eingeboren, durch patriotisches Gefühl erhoben, wird als eine herrliche Gabe des Himmels gepriesen. Doch wir sind längst schon über die einseitige Verehrung dieser Lebensgüter hinaus, und so hören wir denn auch dem Grundbesitz gegenüber alles, was im bewegten Leben durch die rastlos fortschreitende menschliche Bildung und Thätigkeit geleistet und gewonnen wird, als höher und begehrenswerther anerkannt. Ein lebendiges Bild alles in der Welt Beweglichen soll uns diese Vorstellung aufs anschaulichste und eindringlichste vergegenwärtigen. An umherziehende Nomadenhorden, an die Bewegung der Völkerwandrung werden wir zuerst erinnert, dann geschieht der Auswanderungen bei Uebervölkerung gebildeter Staaten Erwähnung. Zu solchen Auswanderern können auch unsere Freunde sich zählen, doch es kommt dem Redner darauf an zu zeigen, dafs der Drang nach Ortsveränderung bei ihnen nicht blinde Leidenschaft oder harter Zwang der Noth, sondern freier Entschlufs nach besonnener Ueberlegung sey. Als Ausspruch des ganzen Lebens giebt er den tröstlichen Spruch: wo ich mir und anderen nütze, ist mein Vaterland. Der ganze gegenwärtige gebildete Weltzustand zeigt sich sodann als ein allseitiges Wandern; die lernbegierige Jugend, Naturforscher, vornehmende Reisende, Handwerker, selbst Krämer und der ewigwandernde Jude, Künstler, Gelehrte, Zeitpächter, Soldaten, Geschäftsmänner, Kaiser, Könige und Fürsten: alle sehen wir in stets wechselnder hin und wieder treibender Bewegung. Solches Wandern und Auswandern in den Sphären des Gewerks und der Künste zweckgemäfs zu ordnen, einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu gewinnen, und dem Einzelnen nach dem Maafsstabe, nach welchem er in sich selber hineinblickend das Rechte und Aechte in sich gefunden und ausgebildet hat, die Gelegenheit zur nützenden, selbstbefriedigenden Thätigkeit zu verschaffen, erscheint als das Ziel dieses beginnenden Weltbundes. Jeden Gottesdienst in Ehren zu halten, jede Regierungsform gelten zu lassen, und die Sittlichkeit ohne Pedanterey und Strenge zu üben, sind die Hauptpflichten, welche der Bund bei seinem Zwecke übernommen. — Hier nun endlich können wir die wichtige Frage aufwerfen und zu beantworten streben, weshalb denn Goethe seine poetische Romanwelt mit der Stiftung und Ausführung solch eines Bundes beschlossen habe. Betrachten wir ihn zunächst in seiner Stellung gegen die vorhandene Wirklichkeit des europäischen Lebens, so kann er auf den ersten Blick als unnütz, ja als zweckwidrig erscheinen. Denn was dieser Bund verwirklichen will, werden Viele behaupten, sey eigentlich die Sache des Staates, der ja auch schon in allen civilisirten Ländern den Bürgern die gehörige Gelegenheit darbiete, ihre Kräfte sich und anderen zum Nutzen zu üben und wirken zu lassen. Jener Bund, insofern er diese Sorge selbstständig übernehme, möchte auf bedrohliche Weise einen Staat im Staate zu bilden beginnen, und da er sich gegen bestimmtes Vaterland und gegen bestimmte Staatenbildung gleichgültig erzeige, den Sinn für diese höheren Gebiete auslöschen, während er das Gewerksleben und die Civilisation in demselben zur Allgemeinheit eines Weltzustandes erweitere, und mit diesem den Einzelnen unmittelbar, mit Hintansetzung der angeborenen Sitten, Rechte, Gesetze und Verfassung, cosmopolitisch zusammenschliefse. Diese Einwürfe sind alle zuzugeben. Doch auf der anderen Seite ist ebensosehr zu behaupten, dafs der besondere Staat für jeden Einzelnen zu sorgen, unglückliche Conjecturen abzuwehren nicht im Stande sei. Wie Viele, durch eigene oder fremde äufserliche Schuld aus dem gewohnten Lebenskreise vertrieben, schwanken, indem die Grundla-

Digitized by Google

gen ihres Daseins unter ihnen zusammenbrechen, ohne Halt und Stütze zufällig und rathlos in der Welt umher. Diesen thut die besonnene Einsicht unseres Bundes Noth. Durch innere Irrung oder äufsere Gewalt aus dem gewohnten Leben sich losreifsen, Heimath, väterlichen Boden, was das Herz begehrt und wünscht, hinter sich lassen zu müssen, dieser Schmerz wird dann bei solchem Unglück der Grundton der Entsagung, der in diesem höheren und weiteren Sinne den Wanderjahren eigenthümlich ist, und den der allgemein beweglich in sich selber erzitternde Weltzustand, so wie der Kampf des einzelnen Gemüths mit den sittlichen Lebensfordrungen erklingen macht. Dafs das politische Interesse des Menschen so wenig berücksichtigt ist, möchte, wie das cosmopolitische Streben, den deutschen Autor bezeichnen. Doch wer wird läugnen wollen, dafs der Sinn allgemein menschlicher Bildung mehr und mehr im Kampf gegen das Verhausen in bestimmte Localität, Sitte, Gewohnheit und Verfassung den Sieg davon trage. Giebt es doch jetzt nicht mehr einzelne Staaten, sondern ein Staatensystem, nicht mehr vereinzelte Binnenindustrie, sondern Völkerverkehr und beginnende allgemeine Handelsfreiheit, nicht mehr durchaus abgeschlossene Nationallitteraturen, sondern eine aufkeimende Weltbildungslitteratur. Und wie sehr Goethe in seinem Cosmopolitismus von jenem Auslöschen aller Standes- Volks- und Religions-Verschiedenheiten durch das Princip des nur moralischen Handelns als des allein höchsten entfernt sey, zeigt sich bald durch eine Vergleichung der Wanderjahre mit Lessings Nathan. Hier möchte nun auch der Ort sein, einige Worte über das Verhältnifs der Wanderjahre zu der französischen Revolution, dieser Weltumgestalterin, zu sagen, welche Goethe in vielen Werken zum düsteren Hintergrunde seiner immer lichteren und reineren Gestalten zu machen, sich nicht aus Zufall gedrungen fand. Wie Goethe in der Welt der deutschen Poesie die lebendige Anerkennung der einzelnen Individualität in allen Lebensverhältnissen geltend zu machen wufste, wie er die alleinige Gewalt des *ancien régime* der nur moralischen Weltanschauung auf der einen, der festen Standesunterschiede auf der anderen Seite zu zerstören, und allen Verhältnissen eine andere poetische Gestalt zu geben mächtig war, so strebte auch die französische Revolution ähnliche Principe im politischen Felde, doch zunächst in entgegengesetzter Weise zu verwirklichen. Denn sie machte es sich mehr und mehr zum blutigen Geschäfte, alle Unterschiede in der menschlichen Welt, den ganzen bestehenden Organismus von Kirche und Staat zu zertrümmern, und bis zur leersten Gleichheit herabzusteigen, die nur im Tode zu erreichen war. In dieser abschreckenden Gestalt konnte sie nur als Vernichterin aller wahren Verhältnisse des Lebens in Staat, Sittlichkeit, Bildung, Kunst und Religion erscheinen, während Goethe nach kurzem Anstürmen sich nur in der höheren und reineren Wiederherstellung des Angefeindeten hatte zu befriedigen vermocht. Sie zerstörte nur das, was von ihm schon milder und vollständiger wieder auferbaut war. Hatte er in früheren Werken die zeitigen prosaischen deutschen Zustände zur Folie seiner dagegen ankämpfenden Figuren benutzen können, hatte er in Iphigenia den Frevel im Geschlechte des Tantalus zum dunklen Hintergrunde gemacht, auf welchem die zarte sittliche Gestalt Iphigeniens desto glänzender hervorleuchtete, so ward jetzt in Werken wie die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter, wie Herrmann und Dorothea, die natürliche Tochter und in so manchem anderen, die durch drohende Vorboten verkündigte oder schon hereingebrochene französische Revolution der düstre Boden, auf dessen Grunde die neuen durch den früheren Kampf errungenen poetischen Gestalten die reinere Menschlichkeit darstellen sollten. In den Wanderjahren jedoch sieht Goethe ganz von allen politischen und gesellschaftlichen Zuständen der Revolution ab. Er selbst gesteht, der Dichter habe der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen können, er habe den Abschlufs sich und anderen schuldig bleiben müssen, da er das Räthsel auf eine ebenso entschiedene als unerwartete Weise habe gelöst gesehn. Zum drittenmale steht er jetzt einer sich verwandelnden und verwandelten Gegenwart gegenüber, um in seiner poetischen Welt, was in der Wirklichkeit noch verwirrt und trübe vor ihm daliegt, geordnet und erheitert erscheinen zu lassen. Doch dem positiven Resultate der Revolution hat Goethe bei dieser neuen Ordnung der Dinge seinen Sinn nicht verschliefsen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Wilhelm Meister's Wanderjahre, 21 — 23. Band.

(Schluſs.)

Wenn in den Lehrjahren schon, je weiter wir dem später gearbeiteten Schlusse zueilen, mehr und mehr die Aristokratie der Geburt, des Standes u. s. f. durch Gemüth, Bildung und Geist gebrochen ist, so entsteht in den Wanderjahren, im Gegensatz jener früheren unbeweglichen, jetzt fast eine Aristokratie der Einsicht, Besonnenheit, Sittlichkeit, so wie alles des Beweglichen, was jeder durch eigene Kraft und Anstrengung in sich hervorzubringen, und dadurch den Besten und Ersten sich anzuschlieſsen und gleichzustellen im Stande ist. Zwar scheint Goethe auch jetzt noch vorzugsweise bei der Darstellung vornehm geselliger Kreise gern zu verweilen, doch scheint er es deshalb zu thun, weil er in ihnen die feinste Grazie der Bildung, die zarteste Sittlichkeit und auf dieser Höhe den freisten Ueberblick über menschliche Verhältnisse am gemäſsesten wiederzuspiegeln vermag. — Wichtiger jedoch als die Vergleichung jenes Weltbundes mit den Zuständen der empirischen Gegenwart und Vergangenheit ist für uns hier die poetische Nothwendigkeit desselben in der Goetheschen Romanwelt. Da können wir denn sogleich behaupten, alles was Werthern aus den Verhältnissen zur Familie, zur bürgerlichen Welt, zu Recht und Gesetz, zu Natur und Gott in sich selber zurücktrieb, erscheine erst durch die Wanderjahre in der Art gewandelt und umgestaltet, daſs nun auch die in den dazwischenliegenden Romanen gleichmäſsig mit den Stadien dieser Umgestaltung sich bildenden und umbildenden einzelnen Gemüther in der vor ihnen liegenden Welt Befriedigung erlangen könnten. Diese neue Weltgestaltung und die Befriedigung des Gemüths in ihr zeigt der groſse Bund in den weitesten Beziehungen. In diesem Sinne macht er den Schluſsstein der Goetheschen Romanwelt aus, weshalb der Dichter denn auch alles, was mit diesem Bunde in Bezug steht, bei der neuen Bearbeitung am meisten ausgeführt, und als Ziel und Zweck des Ganzen hervorgehoben hat. — Doch soll, um zu dem Bestimmteren wieder zurückzukehren, das Wandern als Wandern bei der groſsen Verbindung nicht der Zweck, sondern nur das Mittel seyn, um den gemäſsen Ort für die erworbene Ausbildung und nützende Thätigkeit zu finden. Denn in der alten Welt erscheint jeder Winkel in Besitz genommen und festgehalten, und so auch die Gewohnheit, noch am Alten, Ueberlieferten, Ererbten mehr als billig zu haften, in vielen Zweigen überwiegend und einer freien Ausbildung hinderlich. Mit bester Ueberzeugung entschlieſsen sich deshalb die Fähigsten neue Räume für ihre Wirksamkeit aufzusuchen. Andere jedoch, wenn sich die günstige Gelegenheit zum Bleiben zeigt, lassen sich gern zurückhalten, und in dieser Rücksicht macht uns Odoardo's Auftreten sogleich die Wirksamkeit und Nützlichkeit des Bundes anschaulich. Auch er, wie alle Uebrigen, ist durch nothwendige Entsagung der verdoppelten Thätigkeit in diesen Gebieten zugetrieben worden. Seine persönliche Gemüthslage ist denn auch das Erste, was wir durch die neue Novelle: „nicht zu weit" erfahren. Ihre Form gewinnt durch die Stelle, an welcher sie steht, die eigenthümlichste Gestalt. Mit schnelleren Schritten streben wir dem Ende zu, und bei der weiten Aussicht, die sich uns eröffnet hat, dürfen die untergeordneteren individuellen Bezüge nicht übermäſsig hervorstechen. Wenn inmitten der Erziehungsprovinz eine weitläuftige Erzählung wohlthat, so würde sie uns jetzt, indem sie uns allzulange bei Nebenfiguren verweilen lieſse, mit Recht ungeduldig machen. Deshalb bedient der Dichter sich der Freiheit, uns sogleich mitten in die Verwicklung durch kurze eigene Darstellung hineinzuführen, und dann durch Monológe oder

Digitized by Google

durch Odoardo's Mittheilung, zuletzt wieder durch eigene Erzählung die Hauptscenen, fragmentarisch freilich, doch so aneinander zu reihen, dafs wir lebendiger fast als durch genaue Ausführung, welche die Zukunft vielleicht liefern soll, ein Bild des Ganzen vor Augen haben. In Odoardo lernen wir einen Mann kennen, der als Militair und Geschäftsmann in den höchsten Kreisen der Gesellschaft gebildet, gleich menschlich liebenswürdig als bürgerlich thätig, die Welt, welche uns in der Erzählung des Mannes von funfzig Jahren vorgeführt ist, mit den Zuständen des Bundes verbindet. Eine geheime Liebe zu dem Mündel seines Fürsten hielt ihn nicht ab, die schöne aber nur oberflächlich gesellige, weder tief noch sittlich empfindende Tochter des ersten Ministers zu heirathen. Die Collision und schmerzliche Entsagung, welche aus solchen Verhältnissen hervorgeht, läfst ihn zuletzt nur in der Sorge für den bürgerlichen Flor der Provinz, deren Verwaltung ihm zugefallen ist, durch Vereinigung mit dem Bunde Trost und Befriedigung finden.

Zuletzt nun in dieser zweiten Gruppe erfahren wir die innere Verfassung des auswandernden Theiles der Bundesglieder. Sie hängt mit den bisher schon bekannten Principien desselben genau zusammen. Ihr vornehmlichstes Bestreben geht dahin, die Vortheile der modernen Cultur mit in den fremden Welttheil hinüber zu nehmen und die Nachtheile dahinten zu lassen. Herrschaft des Allgemeinen, im Wesen jedes Verhältnisses Begründeten, bei freier Entwicklung der eigenen Individualität; Entfernung alles äufserlich und innerlich Schädlichen, den tiefsten Selbstgenufs Störenden; Verknüpfung des in solcher Weise Nützlichen mit dem Schönen; diese Fordrungen, denen Goethe in den Gebieten, die er sich zum Gegenstande gemacht hat, nicht wie er es wünscht Genüge geleistet sieht, treiben ihn dazu an für seine Gestalten eine neue Wirklichkeit möglich zu machen. Im Religiösen ist als Hauptprincip für's Leben die Fügung ins Unvermeidliche als christliche Geduld, aus Glaube, Liebe und Hoffnung entspringend, ausgesprochen; im Sittlichen zunächst der Familienkreis als Grundlage betrachtet, Mäfsigung im Willkührlichen, Emsigkeit in dem fürs Leben Nothwendigen, und zu diesem Zwecke Besonnenheit und der höchste Respect für die Zeit als Hauptmaximen eingeprägt. Die Obrigkeit soll fest und muthig in diesem beginnenden Zustande mehr polizeilich alles Unbequeme entfernen, als juristisch strafen, die höchsten Oberen sollen beständig umherziehn, um in den Hauptsachen Gleichheit zu erhalten, in allem Läfslichen aber Jedem den eigenen Willen zu gestatten. Die nähere Erörterung dieser Grundsätze, indem der Raum sie verbietet, müssen wir übergehen. Für eine neu sich ansiedelnde Gesellschaft mag die Verfassung genügen, doch einer zum vollkommenen Staatsleben ausgebildeten sich nicht mehr gemäfs zeigen. — Der gedrängten Darstellung dieser Verfassung folgen Odoardo's Vorschläge und Bedingungen, unter welchen er den in der Heimath Zurückbleibenden eine weitverbreitete Wirksamkeit verspricht. Wie Lenardo's Rede das Bewegliche in der Gegenwart hervorhob, so erinnert Odoardo in der seinigen an das Stokkende, Verharrende in so vielen europäischen Zuständen, und vornehmlich in der abgeschlossenen Provinz, die seiner Verwaltung anvertraut ist. Mit der Gesinnung des Jahrhunderts, die ihm zu Hülfe kommt, gedenkt er in Gemeinschaft der Bundesglieder auch in der Heimath das Alte umzugestalten. Er ruft die Gewerke zu sich heran, und will sie zum Werth strenger Künste im Unterschiede der freien erheben; streng sollen sie sein, weil in ihnen nichts Läfsliches zu dulden, und das aus der Natur des zu bearbeitenden Gegenstandes gesetzmäfsig Nöthige fest und bestimmt zu befolgen ist. So soll denn die Erziehung innerhalb ihrer vom Lehrling zu Gesell und Meister streng beobachtet, doch „Pedanterey und Bocksbeuteley" verbannt seyn. — In dieser Weise ist uns nun das äufsere Zusammenleben der Verbündeten, das Schicksal, die Stellung der Hauptgestalten, ihr allgemeiner Zweck, ihre umwandelnde Wirksamkeit in der Heimath, der Beginn neuer veredelter Zustände in der Fremde lebendig zur Anschauung gebracht, und wir dürfen die alten und neuen Freunde von dieser Seite her beruhigt und befriedigt bleiben und wandern sehen. —

Was könnten wir nun endlich in einer dritten Gruppe noch anderes erwarten als den Abschlufs alles dessen, was in den persönlichen Verhältnissen entweder noch einer näheren Ausführung, oder einer Lösung des verschlungenen Knotens bedarf. Auch hier können wir näher den Inhalt und zum Theil auch die Form dreifach unterscheiden. Zuerst beschäftigt uns die Fortsetzung von Lenardo's Tagebuch, welches das unvermuthete Zusammentreffen unseres Freundes mit dem nufsbraunen Mädchen in ernster Anmuth schildert. Die be-

Digitized by Google

sonderen Zustände sind uns hier wieder mit der klarsten Anschaulichkeit dargelegt, doch wir müssen uns die nähere Mittheilung aus Mangel an Raum versagen. Nach Beendigung dieses Tagebuchs werden wir zu Makarien geführt, um welche fast alle Personen, die wir theils aus den Lehrjahren her kennen, theils durch die Wanderjahre lieb gewonnen haben, sich versammeln. Denn Makarie hat sich uns noch als der sittliche Mittelpunkt des Ganzen zu bewähren. Von Lothario, als dessen Gattin uns nicht Therese, sondern eine Julie genannt ist, von Natalien und dem Abbé erfahren wir, dafs sie bereits mit tiefer sittlicher Trauer, Makarien nicht besuchen zu können, zur See gegangen seyen. Doch wird uns versprochen sie später noch in voller Thätigkeit ihren wahren Karakter entfalten zu sehn. Dagegen kommt der würdige Oheim Lenardo's und die Nichte Juliette, verheirathet und nun mit ihrem Gatten im Sinne des Oheims mitwirkend, herbei. Hilarie, welche dem liebenswürdigen Vetter ihre Hand nicht länger verweigern konnte, eilt mit Flavio vorüber, nachdem dieser nach Dilettantenart in einem wohl versificirten Gedichte Makarien gefeiert hat; der Major und die schöne Wittwe, gleichfalls vermählt, interessiren aufs neue; dann überrascht uns die lockere Philine, die uns als Mutter allerliebster Kinder freilich an dieser geweihten Stelle wenig Behagen einflöfst, wenn sie sich auch zur geschickten Schneiderin umgewandelt hat; als sie noch den Schaum des Champagners zierlich und leise vom Glase abschlürfend durch Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit zwar nicht verlocken, doch wenigstens reizen konnte, gefiel sie uns besser, obschon Makarie der lieblichen Sünderin ihrer gefräfsigen Scheere und zierlichen Kleider wegen, welche sie jetzt als ein *nützliches* Mitglied des Bundes und als Friedrichs Gattin *zu bereiten* versteht, Verzeihung des Vergangenen angedeihen läfst. Dagegen rührt die Art und Weise, in welcher die leidenschaftliche Lucie, Montans Gemahlin, den Seegen Makariens erfleht und erhält. Auch Montan sehen wir wieder, mit dem Astronomen über Naturerscheinungen sogleich in vertraulichem Gespräch, dessen Resultate uns nicht vorenthalten werden; und so erfahren wir zuletzt auch das schon oben berührte Verhältnifs Makariens zum Sonnensystem. Alle diese Personen und ihre Verhältnisse werden uns in flüchtigeren Umrissen halb darstellend, halb referirend vorübergeführt. — Den Schlufs endlich macht die meisterhafte Darstellung einer Begebenheit, durch welche Wilhelms Entschlufs sich der Wundarzneikunst zu widmen, als allgemein menschlich und individuell bewährt erscheinen soll. Felix, zum schönen, liebenswerthen Jüngling herangewachsen, hat sich, wie Hersilie verwirrter als je und zur Entsagung reif an Wilhelm schreibt, der Geliebten genaht, sie bestürmt, in die Arme geschlossen. Doch nach kurzem Genufs einer halb erwiederten Neigung von ihr gewaltsam fortgetrieben, strebt er nun im ersten vollsten Schmerze seines Lebens dem langentbehrten Vater zu, der schon mit den Wandernden sanft den Strom hinabgleitend sich dem Gestade des Meeres nähert. Felix auf flüchtigem Rosse daherjagend ereilt ihn, erblickt ihn, doch vom jähen Uferrande, der unter ihm zusammenbricht, stürzt er hinab in die Fluth. Und hier zum erstenmale helfend und rettend bewährt Wilhelm zu eigener reinster Beseeligung seine Kunst. Denn in dem Geretteten schliefst er den Sohn an die Brust, und so „standen sie fest umschlungen wie Kastor und Pollux, Brüder, die sich auf dem Wechselwege vom Orkus zum Lichte begegnen." —

So hätten wir denn, so gut es sich fügen wollte, den Sinn des Ganzen, die innere Gliederung, die allgemeine und besondere Art der Darstellung wiederzugeben, zu beurtheilen, und wo es nöthig schien zu vertheidigen versucht. Nur Zartempfindende, vielseitig Gebildete, nachdenkend ein Kunstwerk zu reproduciren Gewöhnte sind in der Lage diesen Roman zu geniefsen. Was hätten wir, um von unserer Seite so weit es sich thun läfst diesen Genufs zu fördern, nicht noch alles mitzutheilen und zu erörtern! Denn diefs gerade ist mit der eigenthümliche Reiz des tiefen Lebensbildes, dafs es bei der Weite und Gewichtigkeit des Inhaltes, den es behandelt, oft nur andeutet, und bei dem Vielen, das es giebt, dennoch bei jeder neuen Betrachtung immer wieder zu eigener Weiterführung des Angedeuteten auffordert. Man könnte Werke über diefs Werk schreiben. Um deshalb auch im entferntesten Sinne das zu vermeiden, was an dieser Stelle ein Fehler seyn würde, sey es uns schnell abzubrechen und zu schliefsen vergönnt. Doch wie könnten wir es uns versagen, vorher noch unserem Dichter den tiefempfundenen Dank dafür darzubringen, dafs er zu den volleren früheren Blüthen uns auch noch diese späte reifste Frucht hat bieten mögen. —

H. G. Hotho.

Digitized by Google

XXX.

Historyczky rozbiór prawodawstwa polskiego cywilnego kryminalnego do czasów jagiellonskich. Warszawa 1829. *(Geschichtliche Darstellung der polnischen Civil- und Criminal-Gesetzgebung bis zu den Zeiten der Jagellone, von* Lelewel. *Warschau* 1829. S. 237.*)*

Die juristische Litteratur in Polen dürfte wohl nicht ohne Interesse für einen europäischen Gelehrten seyn. Die Schicksale, die sie in den letzten Zeiten erlebt hat, sind denen ähnlich, die ihr in Deutschland zu Theil geworden sind. So viel darf aber im Voraus bemerkt werden, dafs der polnische Jurist in seinen Bemühungen immer nach allgemeineren Resultaten gestrebt hat. Die Ursache davon liegt allerdings in unserem ganz besonderen Rechtszustande. Die letzten Staatsumwälzungen verpflanzten auf unseren Boden die verschiedensten Rechte; das preufsische Landrecht, das österreichische Civil- und Criminal-Gesetzbuch, endlich der französische Code fanden bei uns Eingang und gewannen Gesetzeskraft. Fügen wir noch das altpolnische Recht hinzu, so leuchtet klar ein, dafs das juristische Streben in unserem Lande nothwendig eine mehr allgemeine Richtung nehmen mufste. Es findet sich deswegen bei uns noch mehr Gelegenheit zu historischen Forschungen als irgend anderswo. Nur die Geschichte kann die verschiedenen Gesetze ordnen und zum praktischen Gebrauch verarbeiten. Die Schriften unserer Advocaten in wichtigen Streitsachen sind meistentheils historisch bearbeitet.

Die historischen Arbeiten im Gebiete des altpolnischen Rechts, zerfallen in ältere und neuere. Unter den letztern ragt durch Genialität das oben angeführte Werk von Lelewel hervor. Der Charakter dieser zwei Klassen von Arbeiten ist gänzlich verschieden. Es war ein Hauptbestreben früherer Rechtsgelehrten das vaterländische Recht aus germanischen Rechtsbegriffen herzuleiten. Czacki, der gefeierte Patriarch unserer geschichtlichen Schule, in seinem grofsen Werke über die polnischen und littauischen Gesetze (Warschau 1805 T. II.) bemühte sich die Quelle des polnischen Rechtes in skandinavischen Rechtsinstituten zu erforschen. Johann Wincent Bandkie hingegen, der verdienstvolle Vorsteher unserer juristischen Facultät in Warschau, gab sich alle Mühe zu beweisen, dafs das altpolnische Recht aus fränkischen und longobardischen Begriffen sich entwickelt hat. Unter seinen historischen Arbeiten verdienen eine Abhandlung über die Städte, und eine über die Aussteuer der Frauen hervorgehoben zu werden. Die vorgebrachten Beweise schienen ganz überzeugend zu seyn. Der grofse Verkehr, den Polen mit Skandinavien in früher Zeit gehabt hat, dann seine gewissermafsen (wie man glaubte) abhängige Lage von Deutschland, trugen viel dazu bei, um die Richtigkeit dieser Ansicht zu unterstützen. Es fehlte auch nicht an einer gewissen Autorität. Naruszewicz, der gröfste polnische Geschichtschreiber neuerer Zeit, das Muster von Karamzin, war ein eifriger Anhänger dieser Weise der Behandlung des polnischen Rechts. Jedoch gründliche Forschung lehrte, dafs die vorgefafsten Meinungen zu hoch angeschlagen wurden. Es bildete sich allmählig das Bewustseyn eigener, aus slavischen Begriffen entwickelten, früheren Rechtsthätigkeit aus. Man fand nach und nach, dafs obgleich Deutschland einen mächtigen Einflufs auf Polen ausübte, die angeborenen Rechtsbegriffe sich doch meistentheils selbstständig entwickelt haben. Der Repräsentant dieser neuen Ansichten ist Lelewel. Sein Hauptbestreben ist zu beweisen, dafs Polens alte Rechte auf vaterländischem Boden entsprungen sind, und sich auf eigenthümliche Weise entwickelt haben.

Ich gedenke hier ein treues Gemälde des angezeigten Werkes von Lelewel zu geben. Manches will ich ausführlicher behandeln, denn der Fremde, der unserer Sprache unkundig ist, wird vielleicht nicht ungern ein reicheres Material hier zusammengestellt finden. Ein paar kritische hinzuzufügende Bemerkungen sind hauptsächlich durch Vergleichung polnischer Rechtsinstitute mit älteren slavischen Gesetzen entstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Historyczky rozbiór prawodawstwa polskiego cywilnego kryminalnego do czasów jagiellonskich. Warszawa 1829. (*Geschichtliche Darstellung der polnischen Civil- und Criminal-Gesetzgebung bis zu den Zeiten der Jagellone, von Lelewel.*)

(Fortsetzung).

Wer die geschichtlichen Schicksale eines Volkes darstellen will, muſs das Leben des Volkes selbst bei seiner Wurzel erfassen. Er muſs gewissermaſsen hinabsteigen bis in die Tiefen der verborgenen Werkstätte organischer Thätigkeit, und die geheimniſsvolle Verbindung von Leib und Seele enthüllen. Er muſs bestimmen wie viel lebendige Kraft dem Organismus zugetheilt ist, wie groſs die Masse von Stoffen ist, die von auſsen zum Assimiliren dargebracht werden, und auf welche Weise der Proceſs der Verdauung vorgenommen wird. Diese groſsartige Weise der Betrachtung der Geschichte hat auch Lelewel vor Augen gehabt, indem er die erste Epoche der Geschichte des polnischen Rechts in drei Zeitpunkte abtheilt, die mit dem rechtlichen Leben des Volkes im innigsten Zusammenhang stehn. — Die ältesten unserer geschichtlichen Nachrichten, die man mit einiger Zuverläſsigkeit benutzen kann, fangen mit dem 10. Jahrhundert an. Es ist dieſs die Zeit der Annahme der christlichen Religion. Was früher auf unserem Boden vorgegangen ist, liegt noch meistentheils im Dunkeln. Allein spätere Nachrichten verbunden mit einzelnen zerstreuten Angaben, erlauben manches ältere Institut hypothetisch zu bestimmen. Darin hat sich ganz besonders die Tiefe der Betrachtung unseres Lelewel's bewährt. Die Unbestimmtheit verschwindet aber mit dem vierzehnten Jahrhundert der Gesetzgebungen. Diesen Cyklus von fünf Jahrhunderten hat nun Lelewel zur Darstellung gewählt und als ein organisches Ganzes darzustellen gestrebt. In den Anfängen der Geschichte eines Volkes liegt allerdings der Keim aller späteren Entfaltung verborgen. Die Gegensätze sind schon vorhanden, jedoch noch nicht entwickelt. Das ganze Leben wenig seiner selbst bewuſst, schreitet auf naturgemäſse Weise kräftig vor, es hat aber weder die Schmerzen des Gegensatzes empfunden, noch den Sieg über den innern Zwiespalt der Empfindungen und Bedürfnisse erkämpft. Das ist auch der Charakter der ersten Epoche der polnischen Rechtsgeschichte. Wir finden in ihr die entgegengesetzten Elemente späterer Bildung, sie sind da, aber der Kampf den sie wechselseitig mit einander führen, ist noch ein dumpfer Kampf. So wie Germanien mit römischen Principien zu kämpfen hatte, dieselben in sich aufnehmen, sie auf eigenthümliche Weise verarbeiten muſste, so hatten es die slavischen Völker mit germanischen Prinzipien zu thun. Dieses Aufnehmen und Ueberwältigen einer schon fertigen historischen Cultur, bildet den innern Zusammenhang und das weitere Fortschreiten der Weltgeschichte. Unser Verf. überzeugt davon, widmet den ersten Abschnitt seiner geschichtlichen Darstellung den Grundzügen des altpolnischen Rechts, von 930 bis 1030, in wie weit man seine Eigenthümlichkeiten nachweisen kann. Den zweiten Abschnitt bilden die Zeiten der Aufnahme des kanonischen und deutschen Rechts, v. 1030 bis 1230. Mit diesem zweiten Abschnitt beginnt der lebendige Proceſs, in welchen die altpolnischen Elemente mit germanischen Prinzipien gerathen sind. Im dritten Abschnitt (v. 1230 bis 1340) wird das Resultat dieses Kampfes dargestellt, und der einstweilige Sieg beschrieben, den das polnische Recht über die germanischen Rechtsinstitute erfochten hat. Es ist dieſs der Sieg eines reichern Bewustseyns eigener Selbstständigkeit, der sich kund giebt in den ersten geschriebenen Gesetzen, worin das alte Herkommen klar aufgefaſst und ausgesprochen wird. Wir

Digitized by Google

wollen kurz die Hauptresultate dieser interessanten Forschungen darstellen.

Erster Abschnitt. Die Grundzüge der nationalen ursprünglichen Rechtsinstitute. Bei einem Volke kommt alles darauf an, wie von demselben das Individuum im Verhältnifs zueiner höheren Macht die den Verband aller einzelnen Glieder ausmacht, aufgefafst wird. Geht das Individuum in dieser höheren Substanz unter, wird es von derselben absorbirt, gewinnt es neben ihr keine Selbstständigkeit, so ist keine Freiheit vorhanden. Hat sich aber das Individuum im Innern seiner selbst erfafst, ist es zur Einsicht eigener Würde gelangt, so scheidet es sich von der äufsern Macht, und erreicht gegen dieselbe eine unabhängige Existenz. Diese Ablösung geschieht auf verschiedene Weise. Die Grundlage der neuern Geschichte bildet das Prinzip der Individualität. Wir finden es ausgebildet, sowohl bei den Germanen als bei den Slaven, aber auf eigenthümliche Art. Der Germane ist frei, insofern die allgemeine Freiheit, seine Freiheit zugleich ist, er aber sich darin als Freier weifs, und als ein von Andern verschiedenes Individuum setzt. Hingegen der Slave ist auch frei, in soweit er der allgemeinen Freiheit theilhaftig ist, aber sich darin als Einzelnes nicht gehörig behaupten kann. Deswegen hat auch unter den Slaven das Individuum zu wenig Bedeutung, es zerfliefst gewissermafsen im Allgemeinen. Darin liegt aber auch die Verschiedenheit der rechtlichen Bildung der Germanen und Slaven, oder vielmehr der Polen, als des ersten Volkes unter den slavischen. Der Germane mufs nach und nach die abstofsende Individualität bekämpfen und die Macht des Allgemeinen über sich anerkennen, hingegen der Slave mufs darnach streben, sich zu individualisiren, und vom Ganzen loszureissen. Ich möchte wohl behaupten, dafs dieser Procefs der Ablösung die Grundlage der polnischen politischen Geschichte bildet. In wie weit das Nämliche im Privatrecht aufzuweisen ist, wird das Folgende zu erkennen geben. — Alle sind sich ganz gleich, weder Geburt noch Verdienst machen irgend einen Unterschied. Durch glänzende Kriegsthaten kann man sich wohl emporheben, man kann Vorsteher eines Gaues werden, allein dieser Vorstand begründet keine besondern Rechte. Ein Mann darf mehrere Frauen haben, es ist jedoch Sitte nur eine zu besitzen. Die Kinder die aus ihnen geboren werden, haben gegenseitig keine Vorzüge. Anfänglich bekommen sie keinen Namen, g hören auch gewissermafsen nicht zur Familie. Erst i siebenten Jahre, auch später, wird die Feierlichkeit d Bescheerung der Haare (postrzyzyny) vorgenomme Das Kind erhält einen Namen und wird als Mitglie der Familie anerkannt *). Die nämlichen Gedanke sehen wir in die Sphäre des Eigenthums übertragen Das Eigenthum ist gemeinschaftlich; ein jeder besitz so viel vom Gemeingute, als er durch zugewandte Ar beit sich aneignen kann. Deswegen sind aber die öf fentlichen Lasten äufserst drückend; Pferde, Futter, Wa gen (*veredi*, *przewóz*) müssen in jedem Augenblick ge stellt werden. Indem nämlich der Privatbesitz nur von Gemeineigenthume abgelöst ist, so mufs er Alles da tragen was auf denselben lastet. In späterer Zeit wer den allerdings diese Befugnisse als gesetzwidrige Erpressungen geschildert **). Nun ist leicht zu folgern, daf die alten Polen eigentlich kein Successionsrecht kannten. Die Verlassenschaft des Verstorbenen wurde betrachtet als zurückkehrend in das allgemeine Eigenthum des Volkes, ein Jeder konnte sie von Neuem occupiren. Diese alte Theorie hat sich am längsten erhalten bei bischöflichen Gütern. Der oben angeführte Kadlubek erzählt: *bona decedentium episcoporum, quasi quodam praedocinio diripiunt aut principali fisco inferunt*, und zwar deswegen, weil sie *res nullius* sind. Eine solche Verlassenschaft, zu deren Erwerb Alle zugelassen sind, heifst *puscizna*. Es geschah wohl meistentheils, dafs die Kinder des Verstorbenen im Besitz der Habe zurückblieben, allein nach dem ursprünglichen Begriffe nicht als Erben, da auch selbst die Familienverhältnisse so locker waren, sondern als *primi occupantes*. Alsdann aber besafsen die Kinder das Gut als ein Gemein-

*) Martinus Gallus (*Chronicon ed. Vars.* 1824.) *I.* 4. *septimo vero recurrente nativitatis ejus anniversario, pater Zemimize pueri Mesconi, more solito, copiosam epulationem et solemnem tonsuram celebrabat. I.* 2. *puerum totonderunt eique Semowith vocabulum indiderunt.* Noch wichtiger ist was in Hinsicht der *tonsura Kadlubek* der zweite polnische Analist sagt: *nec ridiculum nostri tondelam vitiis agnosces. Instituta ergo est hujusce forma, et formae solennitas, ut per eam adoptio haberet robur (Chronicon polonorum II.* 7.)

**) Entscheidend ist was darüber die *Vita Sti Stanislai* (*ed. Vars.* 1824.) *c.* 11. sagt: *cum ad sua colloquia conveniebant, prata et annonas hominum depascebant, septa domorum comburebant, quod ipsi et sui primores (Boleslai) et nunc ipsorum sequaces, dicunt esse jus terrae.*

Digitized by Google

zamus. Aehnliches finden wir bei den Czechen (Böhmen). Alte nationale Volkspoesie, durch einen glücklichen Zufall in Königshoff entdeckt, liefert überzeugende Beweise in dieser Hinsicht. Ich führe hier die deutsche Uebersetzung des Hrn. Prof. Swoboda an:

Aber stirbt des Hauses Haupt, verwesen
Alle Kinder i n g e s a m m t *die Habe.*

Noch mehr Bedeutung hat ein Bruchstück eines Gerichts von Libussa, worin zugleich der Gegensatz des altböhmischen und sich gewaltig ausbreitenden deutschen Rechts in Böhmen ausgesprochen wird. Die hieher gehörenden Verse sind folgende:

Ihr vergleicht euch so um einer Erbe:
Beide wollt's g e m e i n s a m *ihr besitzen.*
Ruhm nicht wär's bei Teutschen Recht zu suchen.
(*Königshofer Handschrift, Prag* 1829. *p.* 195. 201. 203.)

Was das Gerichtswesen anbetrifft, so wurden alle nach einem und demselben Rechte gerichtet. G a l l u s sagt von Boleslaw dem C h r o b r y: *sicque diligenter rem pauperis ut alicujus magni principis tractabat. (I.* 9.) Das Recht wurde von Richtern gesprochen, es läfst sich aber vermuthen, dafs ein jeder Freie beim Gerichte erscheinen konnte. Die späteren *assessores* sind ein Ueberbleibsel dieser alten Sitte. Wurde ein Verbrechen begangen, insbesondere aber Jemand ermordet, so trat die Rache ein. Sie war heilige Pflicht der Kinder, Brüder, auch der Väter. Unser Verf. behauptet jedoch in diesem Puncte das Gegentheil. Seiner Meinung nach soll die Rache bei den Polen niemals festen Fufs gefafst haben. Er bemüht sich zu beweisen, dafs seit den ältesten Zeiten öffentliche Strafen vollzogen wurden. Das Gegentheil habe ich aber in einer kleinen Abhandlung, über die R a c h e u n d M o r d s ü h n e b e i d e n P o l e n und B ö h m e n (1829) zu beweisen gestrebt. Die Nachrichten über die Rache sind allerdings mangelhaft, jedoch finden wir unwiderlegbare Spuren ihrer frühern Existenz. Eine eigene Art der Mordsühne, die sowohl in Polen als Böhmen im Gebrauch war, liefert den bestimmten Beweis für die Rache. Diese Art der Mordsühne hiefs *p o k a r a.* Einfach waren die Formen der *pokara* und auf kirchliche Hülfe gestützt. Der Vater und Kinder des Gemordeten versammelten sich auf dem Kirchhof, wo der Erschlagene beigesetzt war. Dahin begab sich der Mörder *v e s t i m e n t a s u a a d c i n g u l u m h a b e n s d e m i s s a* (wie die Statute von Masovien sagen), *c u m e v a g i n a t o g l a d i o*, mit zwölf Freunden. Er und seine Begleiter kauften Lichter, die sie dann in den Händen trugen. Hier kniete der Mörder nieder vor dem Vater des Ermordeten, senkte sein Haupt in dessen Schoofs, das nackte Schwert wurde über seinen Hals gehalten; er bat um Verzeihung, als ob der begangene Mord eine unverschuldete That gewesen sey. Dieser Act der Bufse wurde dreimal wiederholt; zuletzt erklärte der Vater, dafs er und die Verwandten die That nicht rächen wollen. Gegenseitig abgesungene heilige Lieder beschlossen das Ganze. In wie weit aber die Rache unter den Slaven ausgeübt wurde, hat schon E w e r s bewiesen. Das sind die einfachen Züge des ursprünglichen polnischen Rechtssystems.

Z w e i t e r A b s c h n i t t. E n t w i c k e l u n g d e s v a t e r l ä n d i s c h e n R e c h t s u n t e r d e m E i n f l u f s f r e m d e r R e c h t e u n d K a m p f m i t d e n s e l b e n. — Die Begründung der christlichen Kirche in Polen verdrängt die frühere Rohheit der Sitten. Es entwickeln sich allmählig Begriffe von Versöhnung, gegenseitiger Liebe und Humanität. Der im dreizehnten Jahrhundert lebende Chronist G a l l u s spricht klar das Bewufstseyn seines Zeitalters aus, indem er den Mord Stefans Bischof von Krakau schildernd, hinzufügt: *non debuit Christianus in Christianum peccatum quodlibet corporaliter vindicare, non enim convenit post malum irrecuperabiliter perpetratum, malum pejus evenire* (*I.* 27. *III.* 25.). Die Rache verschwand. Noch wohlthätiger wirkte die neue Religion auf die Familienverhältnisse. Es entwickelte sich jetzt der Begriff der Einheit der Familie, deren Grundlage von nun an das Sittliche bildete. Natürliche Kinder wurden den rechtlichen nachgesetzt. Jedoch kämpfte das alte Herkommen mit Kraft gegen die neuen Prinzipien. Einzig ist in dieser Hinsicht das, was die Chronisten über die langen Zwistigkeiten Z b i g n i e w's und B o l e s l a w's III. melden. Z b i g n i e w war der ältere Sohn W l a d y s l a w's, aber von einer Concubine geboren, hingegen B o l e s l a w der rechtmäfsige Erbe. Z b i g n i e w wollte den Vorzug nicht anerkennen. Zuletzt unterlag er der Macht der Gesetze. (G a l l u s II. 26. 39. 41. 50.). Auf diese Weise zog sich der Familienverband immer enger zusammen. Es entwickelte sich daraus das Bewustseyn mehr individualisirter Verhältnisse, ein Bewustseyn welches den früheren Begriffen von Gemeinschaft ganz entgegengesetzt war. Die Individuen gaben sich eine mehr selbstständige Haltung. Dieser Trieb zur Individualisirung führte zu

Digitized by Google

Exemtionen. Sie waren zweifacher Art. Die einen stammen aus früherer Zeit her, die andern sind neuer. Die ersten beruhen auf Ertheilung des *jus ducale*, die andern auf Ertheilung des *jus theutonicum*. Wer das *jus ducale* erhalten hat, war eximirt von der Justizgewalt des Staates, auch war er befreit von allen allgemeinen Abgaben und Leistungen. Er wurde dadurch gewissermafsen erhoben zum *dux* innerhalb seiner Besitzungen. Aehnlich waren die Fundationen *jure theutonico*. Sie befreiten auch von der Justizgewalt des Staates, und rissen vom ganzen Körper einzelne Theile los. So zerfiel Polen nach und nach in Atome. Die privilegirten Herrn jagten Particularzwecken nach, und das grofse politische Gebäude nahte sich dem Verderben. Da kam auch die Zeit der Theilung der fürstlichen Gewalt. Ein Königreich verwandelte sich in eine Menge von Fürstenthümern, die nur äufserlich an einander geknüpft wurden. Hauptsächlich waren schädlich in dieser Lage die Exemtionen *jure ducali*, sie tödteten den öffentlichen Geist der Einheit und lähmten eine jede Handlung der Staatsgewalt. Besser waren schon auf jeden Fall die Privilegien *jure theutonico*, denn das *jus theutonicum* führte mit sich die Einrichtung regulärer Jurisdiction, die vom Einflufs der Gutsherrn frei war. Das *Theutonicum* erschütterte auch wohl die öffentliche Macht, löfste einzelne Glieder vom politischen Leibe ab, allein es belebte auch wieder seinerseits die abgelösten Glieder durch eine innere Organisation. Diefs sahen auch die Fürsten ein, deswegen bemühten sie sich das *ducale* in *jus theutonicum* umzuwandeln. Przewyslaw spricht diesen Gedanken in einem Documente vom Jahre 1290 unumwunden aus: *statum terrae nostrae in melius reformare cupientes hereditatem nostram Sdeslao dedimus... jure theutonico*. Diese Rücksicht hob das Ansehen des *jus theutonicum* immer mehr. Das durch die Streifzüge der Tataren verödete Polen empfing wohlwollend deutsche Kolonisten. Deutsche Sitte und deutsches Recht verbreiteten sich im Lande. Es kann also nicht befremden, wenn wir früh bei uns mehrere deutsche Gewohnheiten im Lande verbreitet vorfinden. Der Verf. gab sich die Mühe aufzuweisen, was dem Einflusse deutscher Sitten zuzuschreiben sey. Nur in einem Punkte mufs ich entgegengesetzter Meinung seyn. Er vindicirt die hin und wieder vorkommenden Ordalien, dem deutschen Rechte. Ich glaube aber das Gegentheil behaupten zu können. Hauptsächlich sind es die altböhmischen Gesetze und Gerichtsgebräuche, die eine wichtige Stütze für meine Meinung bilden. Schon das oben angeführte Lied von Libussas Gericht spricht ganz ausdrücklich von Ordalien. Noch entscheidender aber sind die altböhmischen Gesetze aus dem 11. und 12. Jahrhundert *). Der erste Commentator dieser Gesetze Andreas von Dube sagt im Eingang seines Werkes: „das böhmische Landrecht stammt aus alten Zeiten her, noch aus den Zeiten des Heidenthums. Der augenscheinliche Beweis davon liegt in den vielen heidnischen Gebräuchen die darin vorkommen, worunter das heifse Eisen und das siedende Wasser zu merken sind." Es giebt auch kein einziges altes Gesetz, welches der Ordalien öfter Erwähnung thäte als die altböhmischen und altmährischen Gesetze. Man durfte sich von einem jeden Verbrechen durch Eisen oder Wasser reinigen. Auch war der Zweikampf noch in späterer Zeit als die Ordalien schon abgeschafft wurden, statt des Beweises durch Zeugen gewöhnlich. Wie die Ordalien in andern slavischen Ländern ausgebreitet waren, beweisen die in den Wiener Jahrbüchern (XL. 108) gesammelten Notizen. Sind aber diese Angaben richtig, so kann ich gar nicht daran zweifeln, dafs die Ordalien sowohl ein den Slaven als den Germanen eigenthümliches Institut sind. Ihr Ursprung ist bestimmt in einer gemeinschaftlichen Quelle zu suchen, worin vielleicht die germanischen und slavischen Religionsgebräuche zusammenfliefsen. Den alten Russen waren die Ordalien auch nicht unbekannt. Diese Meinung unterstützt noch ein wichtiges polnisches Document. Boleslaw V. sagt im Jahre 1252: *habet insuper idem Comes Clemens potestatem judicandi ad omnes sententias, juxta formam curiae nostrae, videlicet ad aquam et ferrum candens, ad duellum baculorum et gladiorum.* Hier wird der Gebrauch der Ordalien als eine alte Gewohnheit der fürstlichen Curie geschildert. —

*) Eine interessante Notiz über diese bis jetzt noch ungedruckten Sammlungen ertheilte dem deutschen Publicum Gaupp im Rheinischen Museum. Eine ausführlichere Nachricht habe ich ertheilt im Januarheft der polnischen Themis.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Historyczky rozbiór prawodawstwa polskiego cywilnego kryminalnego do czasów jagiellonskich. Warszawa 1829. *(Geschichtliche Darstellung der polnischen Civil- und Criminal-Gesetzgebung bis zu den Zeiten der Jagellone, von Lelewel.)*

(Schlufs.)

Betrachten wir nun, welche Veränderungen in den Privatverhältnissen vorgegangen sind. Die Familie ist es hauptsächlich, die unsern Blick auf sich zieht. Schon oben ist es bemerkt worden, dafs die christliche Religion wohlthätigen Einflufs auf Begründung sittlicher Verhältnisse übte. Das Eherecht erscheint bald den kanonischen Satzungen unterworfen. Boleslaw III. ersucht den Pabst um Dispensation wegen naher Verwandtschaft (*Gallus II*, 23,). Es entwickelt sich von nun an ein enges Band zwischen dem Vater und den rechtmäfsigen Kindern, ein Band das kaum irgend wo anders das Gepräge dieser Innigkeit an sich trägt, Vater und Kinder bilden eine Einheit, die nicht nur dem Begriffe nach vorhanden ist, sondern auch wirklich besteht. Die rechtmäfsigen Kinder sind Miteigenthümer des Vermögens der Familie. Bis zur Erreichung der Volljährigkeit bleiben sie unter dem Schutz und der Vormundschaft des Vaters, werden sie aber volljährig, so mufs der Vater die Kinder ausstatten. Ein jedes bekommt einen Theil vom Vermögen. Stattet der Vater die Kinder nicht aus, begehren sie es vielleicht selbst nicht, so ist ihnen erlaubt es zu verschulden, und zu verpfänden. Diese Ansichten führen es mit sich, dafs der Vater ohne den Consens der Söhne sein Grundstück nicht verkaufen darf. Stirbt früher die Mutter, so mufs das Vermögen gleich unter die Kinder vertheilt werden. Aus diesen Begriffen entfaltete sich das spätere Successionsrecht. Erbe war eigentlich nur der Sohn. Czacki (II. 52) führt ländliche, alterthümliche Gebräuche an, die mit diesen Verhältnissen im engen Zusammenhang stehn. Nachdem das Kind geboren wurde, ward es vom Vater auf die Erde gelegt, nachdem Lieder gesungen, von der Erde in die Höhe gehoben, und als Erbe des Vaters begrüfst. Hatte der Verstorbene keine Kinder, so kehrte das Gut in die Gemeinschaft zurück, oder es fiel dem fürstlichen Schatz anheim. Der Fürst durfte es von neuem verschenken *). Mit diesen neuen Einrichtungen wurde allerdings ein grofser Schritt gemacht zur Individualisirung der Familie. Dennoch stand sie ohnmächtig da, beschränkt auf die Aeltern und Kinder. Es war Bedürfnifs ihr eine gröfsere Ausdehnung zu geben; neue Privilegien kamen in Umlauf, um diesen Zweck zu befördern; man nannte sie *donationes jure haereditario*. Der mit dem *jus haereditarium* Beschenkte öffnete nach seinem Tode den entfernteren Verwandten den Weg zur Beerbung der hinterlassenen Güter. Die Verwandten durften sich schützen gegen die Anmafsungen des fürstlichen Schatzes, wenn etwa derselbe die Güter vindiciren wollte, unter dem Vorwand dafs keine Kinder zurückgeblieben seyen. Diese einzeln ertheilten Privilegien führten zu allgemeineren Resultaten. Das Erbrecht und die Familie gewannen einen gröfseren Umfang und befestigten sich. Noch ist in dieser Hinsicht der besondere Einflufs des kanonischen Rechts und der christlichen Geistlichkeit hervorzuheben. Sie waren es, die nach Polen den Gebrauch der Testamente verpflanzt haben. Unter ihrem Schutz gewann der individuelle Wille immer mehr Consistenz und das Bewufstseyn per-

*) Ein schätzbares Document vom Jahre 1276, welches in der fürstlichen Czartoryskichen Bibliothek zu Putawy aufbewahrt ist, bezeugt diefs: *nos Boleslaus... perspectis fidelibus servitiis comitis Nicholai, contulimus sibi nostram villam, quae Turbcino nominatur, sicut dictam villam, comiti Janchoni, quondam dederamus, qui mortuus est, prolem non habendo, sic iterum ad nos cessit praefata villa.*

Digitized by Google

sönlicher Selbstständigkeit entwickelte sich sowohl im Innern als auch nach Aufsen. — Die Theilung des Reiches in mehrere Fürstenthümer brachte es mit sich, dafs verschiedene Gattungen von Justizgewalt zum Vorschein kamen und eine Gliederung der Instanzen eingeführt wurde. Im Criminalrecht trafen auch gewaltige Umwälzungen ein. Die persönliche Rache wurde zurückgedrängt, Composition trat an ihre Stelle, *pro occiso homine* bezahlte man 12 *marcas argenti* *). Allein neben diesem späteren, auf individueller Freiheit gestützten System der Compositionen, bestand noch immer das frühere entgegengesetzte System der Criminalstrafen. Die Obergewalt der Fürsten hat es aufrecht erhalten. Je kräftiger die Regierung einzelner Fürsten war, desto schärfer waren die verhängten Strafen. Dittmar von Merseburg, ein den Polen übelgesinnter Schriftsteller, beschreibt mit grellen Farben die verschiedenen Arten der von Boleslaw dem Grofsen vollzogenen Strafen. (V. p. 371. VIII. 419). Man kann es nicht leugnen, dafs die öffentlichen Strafen hart waren, sie wurden aber nicht ohne Milderung ausgeübt (Gallus I, 13. p. 67. 69).

Dritter Abschnitt. Der Sieg des vaterländischen Rechts über die fremden Rechte. Alles was wir im vorigen Abschnitt näher hervorgehoben haben, bezeugte einen Drang nach Individualisirung. Derselbe Zweck wird auf verschiedenem Wege verfolgt. Die vielerlei Exemtionen, das neu entwickelte Familienverhältnifs, die Begründung von Compositionen, alles diefs giebt einen Beweis dafür. Das Princip der Individualität mufste sich ausbilden; nur durfte es nicht die Oberhand gewinnen. Er schien allerdings den Sieg davon getragen zu haben und verloren war beinah am Ende des 13. Jahrhunderts das Ganze. Eine kräftige Regierung war nöthig um die zerstreuten Glieder zu sammeln und den alten, nach gemeinsamen Zwecken der Einheit, strebenden Geist zu beseelen. Es war Wladislaw Lokietek der dieses grofse Werk zu Stande brachte. Im Unglück geübt verstand er die Widerwärtigkeiten des Geschicks zu bekämpfen. Die verborgene und gelähmte Kraft wufste er ans Tageslicht zu fördern und mit Hülfe des ererbten biederen Sinnes eine allgemeine Ordnung zu befestigen. Nach dem Zeugnifs von Dlugosz publicirte er mehrere segenreiche Gesetze (*Historia Poloniae lib. IX.*). Zu bedauern ist es, dafs diese Gesetze verloren gegangen sind, wir besitzen sie nur als integrirende Theile der von seinem Sohne Casimir dem Grofsen, veranstalteten Gesetzgebung. Grofsartig ist der Grundsatz, den er als Grundlage des zukünftigen politischen Gebäudes ausgesprochen hat. In einem Reiche, sagte er, unter einer Regierung, soll nur ein Recht gelten (*Statuta Visliciae condita I.* 100); ein grofser im übrigen Europa damals unbekannter Gedanke. Die *Donationes jure ducali* hörten auf, denn das Prinzip der Exemtionen mufste überwunden werden. Das *jus theutonicum* wurde noch ertheilt, aber viel seltener. Neues Leben, neue Begriffe verbreiteten sich. Die Anzahl der polnischen Jugend, die nach dem Auslande eilte, um auf italienischen und französichen Universitäten das römische und canonische Recht zu studiren, war nicht unbedeutend. Wie grofs der wissenschaftliche Eifer dieser Jugend war, beweist, dafs wir mehrere Polen unter den Rectoren dieser Universitäten aufweisen können. Nach dem Vaterlande zurückgekehrt bekleideten sie die höchsten Staatsämter (einer von ihnen wurde Erzbischof von Gnezen) und bearbeiteten die einheimischen Rechtsgewohnheiten nach Grundsätzen des römischen Rechts. Der alte polnische Chronist Kadlubek kleidet seine Erzählungen von politischen Streitigkeiten in römische Form ein. In wie weit das römische Recht bei uns gegolten hat, darüber hat sich in neuerer Zeit ein heftiger Streit unter den Gelehrten entsponnen. Nähere Auskunft giebt Maciejowski in seiner *Historia juris Romani Vars.* 1824. *ed. secunda*, und Janowski in

*) Das bezeugt ein Document bei Szczygielski (*Tinecia II. p.* 138.) Noch merkwürdiger ist ein anderes Document vom Jahre 1105, worin unter andern gesagt wird: *et si quis ipsorum in furto deprehensus fuerit, tres urnas mellis pro poena solvet, et si in poena sex marcarum manserit, urnam mellis solvat (Szczygielski Tinecia II. p.* 140). Einen Theil dieser Composition bekam der Beschädigte, den andern Theil die fürstliche oder gutsherrliche Curie, wenn der Eigenthümer mit *jure ducali* beschenkt war. Eine Donation, die Kasimir der Gerechte im Jahre 1163 Wichfried ertheilte, bestätigt das Angeführte: *item dum proprii homines, si interficiantur in suis hereditatibus, Comes recipiat poenam et posteri sui.* (*Okolski Orbis Polonus II. p.* 110. 111). Ein anderes Document vom Jahre 1203 drückt sich so aus: *omni quaerelanti justitiam et judicium faciat in quolibet jure* (der bezieht sich auf *jus polonicum* und *jus theutonicum*) *tam suis quam alienis, et quidquid inde solutionis evenerit, tam pro culpis quam pro poenis immediate Abbatis suorumque judicum totum est* (Sommersberg *Scriptores rerum silesiacarum I. p.* 897. 898.).

Digitized by Google

einer von der Warschauer Juristen Fakultät gekrönten Preisschrift (Vars. 1827). Genug Kasimir der Grofse arbeitete in dem Sinn seines Sohnes Lokietek weiter fort. Zwei grofse Werke hat er vollbracht: die Justizgewalt neu eingerichtet und eine für Klein- und Grofspolen gemeinschaftlich bestimmte Gesetzgebung publicirt. Bis jetzt war das Verhältnifs zwischen den verschiedenen Gerichtshöfen nicht festgestellt, unter andern war es Sitte nach Halle zu appelliren. Kasimir errichtete auf der Burg zu Krakau ein *tribunal supremum theutonicum*. Durch diese kluge Maafsregel fand die Justizgewalt ein im Innern des Landes thätiges Organ. Ganz besonders verdient aber unsere Aufmerksamkeit der Reichstag in Wislica, wo im Jahre 1347 mit Hülfe der höheren Geistlichkeit und der weltlichen Baronen ein allgemeines Gesetzbuch entworfen wurde. Dadurch ging in Erfüllung, was Lokietek verheifsen hatte.

Nicht unbedeutend waren auch die Veränderungen, die im Gebiete des Privatrechts vorgegangen sind. Sie tragen alle das Gepräge der neuern Ansichten. Zunächst war man bemüht das Privateigenthum zu befestigen. Es wurde das Recht der Besitzung an bestimmte Bedingungen geknüpft. Die väterliche Gewalt gewann mehr Ansehen. Das Verpfänden und Verschulden väterlicher Güter wurde untersagt. Die Söhne kamen erst zum Erbe nach dem Tode des Vaters. Das Successionsrecht wurde ausgedehnt auf weitere Verwandte, und die Grade der Verwandschaft näher bestimmt. Testamente wurden als gültig anerkannt. Auch entwickelte sich der Gegensatz zwischen dem Mannstamm und dem Frauenstamm. Auf ähnliche Weise wurde die Theorie der Vormundschaft schärfer ausgebildet. So gewann die Familie eine neue, auf früherer Innigkeit des Zusammenlebens, gestützte Organisation. Eben so wichtig waren die Fortschritte des Criminalrechts. Die öffentlichen Strafen wurden meistentheils abgeschafft, und das Compositionssystem im Einzelnen durchgeführt. Doch wurde das Verbrechen nicht nur als eine Schmälerung des Privatinteresses, sondern auch als ein Frevel gegen die *pax publica* betrachtet. Deswegen wurde ein Theil der Composition an den Fiscus entrichtet, und ein in Gegenwart des Königs oder des Gerichtes begangenes Verbrechen, schärfer gestraft.

Wir beschliefsen hiemit die Anzeige eines für die allgemeine Rechtsgeschichte gewifs nicht uninteressanten Werkes. Wir waren bemüht nur den Fortgang der einzelnen Forschungen näher anzudeuten, und die innern Motive dieser Entwickelung aufzuweisen. Es würde uns freuen, wenn wir durch das Wenige, das gesagt wurde, ein Interesse für das Studium der slavischen Rechtsgeschichte erwecken könnten. Zu bedauern ist es, dafs die Quellen der slavischen Rechte so wenig bearbeitet sind. Es sind aber grofse Unternehmungen im Werke, die das Studium des polnischen Rechts im Auslande werden befördern können. Unser J. W. Bandkie wird nächstens eine genaue kritische Ausgabe der polnischen Statute veranstalten. Diese Statute sind in lateinischer Sprache geschrieben und bilden die Grundlage des späteren Rechtssystems. Auch wird eine andere Arbeit, die schon im Druck ist, ein helles Licht über die Schicksale des deutschen Rechts in Polen verbreiten. Sie ist die Frucht unermüdeter Forschungen des Bibliothekars und Professors Samuel Bandkie zu Krakau. An diese Unternehmungen schliefst sich würdig an eine in Posen vom Grafen Dziatynski zu veranstaltende Sammlung der alten littauischen Statute. Ich werde nicht verabsäumen, das deutsche Publicum mit den Resultaten dieser Arbeiten bekannt zu machen. Wir können hoffen, dafs eine gründliche Kenntnifs polnischer und littauischer Gesetzgebung viele Vorurtheile über den Gang der Entwickelung der politischen und rechtlichen Verhältnisse in Polen zerstreuen wird. Polen kann nicht unangemessen als der Repräsentant einer ganz eigenthümlichen rechtlichen Bildung, die einen Gegensatz gegen das Germanische ausmacht, angesehen werden. Durch die Begriffe von Freiheit an das wiedergeborene Europa angeschlossen, hat es auf eigene Weise das Räthsel der neuern Cultur zu lösen gestrebt. Die zu hoch angeschlagene Bedeutung des Individuums, die sich nirgends bis zu dieser Höhe emporgeschwungen hat, als bei uns, stürzte allerdings Polen in's Verderben; aber damit ist die Geschichte dieses Landes nicht geschlossen. In Polen siegte das Individuum, in den germanischen Ländern gewann die öffentliche Macht die Oberhand, das Individuum wurde zurückgedrängt. Die entgegengesetzten Ursachen führten einerseits die Theilung von Polen, andererseits die Revolution von Frankreich herbei.

Romuald Hube.

Digitized by Google

XXXI.

Ferdinandi Handii Tursellinus seu de Particulis Latinis Commentarii. Volumen primum. Lipsiae in Libraria Weidmannia, Impensis G. Reimeri. 1829.

Die Lehre von den Lateinischen Partikeln, welche bekanntlich zuerst *Horatius Tursellinus* vollständig in einem eigenen Werke behandelte, ist, ungeachtet der vielen Umarbeitungen, die sie seitdem erfahren hat, doch immer wieder auf dieses erste Werk basirt worden, so dafs der Name Tursellinus, den aufser Chr. Gottfr. Schütz alle spätern Bearbeiter dieses Gegenstandes beibehielten, fast als ein Appellativum für die Partikellehre gilt, weshalb auch der neueste Verfasser einer solchen, den alten berühmt gewordenen Namen in Ehren haltend, den Titel *Tursellinus seu de Particulis Lat. Commentarii* für sein Werk gewählt hat. Dieses soll jedoch keinesweges eine neue Auflage jenes bekannten älteren, ursprünglich nur für Anfänger bestimmten, die alles Falsche und Ueberflüssige desselben, mit Widerlegungen, Verbesserungen und Zusätzen zum Ueberdrufs begleitet, wiederholte, sondern ein völlig neues und auf wissenschaftlichen Prinzipien begründetes Werk seyn. Die Resultate gründlicher Studien im Lateinischen Sprachgebiete und in den Werken, nicht nur der ausgezeichnetsten Bearbeiter desselben, sondern auch aller derjenigen, welche durch Beschäftigung mit demselben einen Namen erlangt haben, wollte der Herr Verf., in einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Gestalt und mit möglichster Vollständigkeit, dem gelehrten Publikum übergeben, ohne es sich jedoch selbst verschweigen zu können, dafs die Erreichung des letzteren Zieles im genauesten Sinne die Kräfte eines einzelnen Menschen übersteige. Und es könnte in der That nur die Sache einer unbilligen Kritik seyn, einzelnen Versäumnissen nachzuspüren, um dadurch den ausgezeichneten Fleifs des Hrn. Verf. herabsetzen zu wollen, vielmehr können wir es nicht genug ehren, dafs er selbst die unfruchtbarste Mühe nicht scheute, um die richtige Erkenntnifs seines Gegenstandes zu befördern, und dafs er sich von der besonders in der Lateinischen Philologie so Ueberhand nehmenden Mode frei hielt, aus einer oberflächlichen und einseitigen Kenntnifs der Sache Gesetze für das ganze Sprachgebiet aufzustellen. Nur möchten wir, dafs er sich in der Mittheilung seiner gelehrten Studien etwas beschränkt hätte. Wir meinen damit nicht etwa die Zahl der Beispiele, die, wenn auch reichlich, doch nie im lästigen Uebermafse vorhanden sind, und unter denen wir nur die meisten von denjenigen ausschliefsen möchten, die auf unsichrer Lesart oder gar nur auf schwankenden Conjecturen beruhen, durch deren auch noch so gelehrte Behandlung für die Sache selbst nichts gewonnen wird. Denn welchen Nutzen hat es, wenn wir z. B. S. 301. erfahren, dafs *Pareus* im *Lex. crit. p.* 89. erzählt, der *Cod. Palat.* habe zu *Plaut. Poen.* 4, 2, 10.: *libertinum furem an fugitivum velis*, aber *ad* sey korrigirt; und dafs er selbst *aut fug.* emendirt habe, und ebenso Bothe; Acidalius aber die Vulgata *ac* geändert und *an* geschrieben habe, was der Verf. auch billigen würde, wenn er andere ähnliche Beispiele im Plautus gefunden hätte. Solche Bemerkungen, wo das Resultat ganz unentschieden bleibt, gehören zwar für gelehrte Adversarien, aber möchten doch endlich, wenigstens wahrhaft gelehrte Männer, einen Unterschied machen zwischen dem, was in ihre Collectaneen und was für das gelehrte Publikum gehört, um sich nicht den Ruhm und diesem den Genufs und das Interesse an der Sache zu verderben. Keinen Dank aber wissen wir dem Hrn. Verf. für die vielen Bogen, welche er der Polemik geopfert hat, und zwar nicht einer gegen alte allgemein gültig gewordene Vorurtheile oder gegen Irrthümer, die theils durch einen Schein von Gelehrsamkeit oder Scharfsinn, theils durch die berühmten Namen, von denen sie ausgegangen sind, der richtigen Erkenntnifs zu schaden drohen; sondern gegen eine jede Meinung die in Commentarien, Grammatiken oder Zeitschriften im Widerspruch mit der seinigen einmal ist aufgestellt worden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Ferdinandi Handii Tursellinus seu de Particulis Latinis Commentarii. Volumen primum.

(Schluſs.)

Es giebt nemlich unter den Latein. Philologen Einige, die durch oberflächliche oder verkehrte Bemerkungen, wenn sie nur den Anschein einer neuen Entdeckung hatten, in einem gewissen einseitigen Kreise von Literatoren sich eine Art von gelehrtem Ruf erworben haben, welcher allmählich, theils durch die gefällige Aufnahme und blinde Verehrung, die sie hie und da fanden, theils durch die Stimmen, die sich dagegen erhoben, zwar weiter verbreitet wurde, aber mit der Zeit, wie ein vom Regenwasser entstandenes Bächlein, sich von selbst im Sande verlieren muſs. Daſs Hr. H. auch die unbedeutendsten Bemerkungen nicht ungeprüft lieſs, muſs anerkannt werden, daſs er aber auch diejenigen, welche er verwerfen muſste, und die sogar oft von selbst zerfallen, mit der gröſsten Genauigkeit vor den Augen des Publikums zerlegt, und nicht selten die ganze Geschichte einer falschen Ansicht, mit allen ihren Schicksalen, Anfeindungen und Vertheidigungen, die sie in verschiedenen Commentationen, Journalen, Excursen und Appendicibus gehabt hat, erzählt, so daſs man glauben sollte, es handle sich um einen Grundpfeiler der Wissenschaft, wo es am Ende nur darauf ankommt z. B. Gernhard's unhaltbare Lehre über die drei Arten der Frage zu widerlegen; und wenn man dazu bedenkt, daſs der ganze in dem genannten Beispiele geführte Krieg nur eine Episode zu den eigentlichen Präliminarien für die Bestimmungen des Frageworts *An* seyn soll: so können wir für diese Ausführlichkeit dem Hrn. Verf. keinen Dank wissen; denn sie ermüdet selbst den Beharrlichsten und möchte Viele von dem so lehrreichen Werke abschrecken. Wozu sind wir denn so reich an kritischen Zeitschriften, wenn die Kritik auch die gelehrten Werke, deren Dienerin sie nur ist, füllen soll? und zwar eine Kritik, die sich herabläſst jeden unüberlegten Einfall, wie (S. 399.) Doelekes in seiner Schulgrammatik „daſs *antequam* den Conjunktiv bei sich habe, wenn von einer bekannten Sache die Rede sey, und wenn etwas als nicht wirklich geschehen dargestellt wird," zu bekämpfen. Glaubte aber Hr. H., daſs er die Irrthümer der Wahrheit wegen bekämpfen müſste, so hätte er bedenken sollen, daſs Irrlichter nur im Finstern leuchten, und sich damit begnügen, Licht und Klarheit über den Gegenstand selbst zu verbreiten.

Beispielen von dieser ermüdenden Polemik begegnet man auf jeder Seite, ohne sie würde aber das Werk nur an seinem Preise, nicht an seinem Werthe verloren haben; indem es dann nicht zu seinem übermäſsigen Umfange hätte anwachsen können. Der erschienene 1ste Theil nämlich enthält nur die Partikeln mit dem Anfangsbuchstaben *A*, also auf 587 Seiten groſs Octav dasselbe Gebiet, was in der Ausgabe des *Horat. Turs.* von 1769 nur 134 Seiten klein Octav einnimmt; und dabei mit strengerer Auswahl, indem von den Pronominibus nur die adverbialisch gebrauchten Formen, und von den von Adjectivis oder Verbis abgeleiteten Formen nur diejenigen aufgenommen sind, die eine besondere Eigenthümlichkeit bei der Verbindung und Construction der Wörter haben. Daher sind ausgeschlossen: *Acervatim*, *Acriter*, *Aegre*, *Aliquis*, auſser dem adverbialischen *Aliquid*, bei dessen Behandlung aber der Hr. Verf. sich zu weit über dieses Pron. überhaupt einläſst; ferner *Aliquot*, *Alius*, *Alte*, *Alter*, *Alteruter*, *Alternus*, *Amanter*. Dagegen wurden folgende seltnere Partikeln, die jedoch nur kleinere Abschnitte ausmachen, aufgenommen: *Abante*, *Abunde*, *Abusque*, *Adaeque*, *Adhuccine*, *Adinvicem*, *Adquo*, *Affatim*, *Ah*, *Aha*, *Ahahe*, *Ahu*, *Alia*, *Aliquoti*, *Alioversus* und *Aliovorsum*, *Aliqua*, *Aliquam*, *Aliquantisper*, *Aliquantulum*, *Aliquantulo*, *Aliquatenus*, *Aliquotfariam*, *Aliquovorsum*, *Aliuta*, *Alter-*

Digitized by Google

natim, *Alterne* und *Alternis*, *Alterutrimque*, *Altrinsecus*, *Altrorsus* und *Altrovorsum*, *Am*, *Ambifariam* und *Amfariam*, *Amodo*, *Atat*, *Au*. Dafs *Attamen* gänzlich fehlt, kann wohl nur ein Versehen seyn.

Was nun die innere Anordnung des Ganzen sowohl als Einzelnen betrifft, so behielt der Hr. Verf. für jenes die alphabetische Reihenfolge bei, da aus dem über die Eigenschaft und den Gebrauch der einzelnen Partikeln gesagten, leicht zu ihrer Classifikation übergegangen werden könne, wogegen die Sonderung derselben in Classen ein weitläuftiges und unsicheres Geschäft sey (S. XII.). In Bezug auf die Behandlung der einzelnen Partikeln wendet der Hr. Verf. gegen den möglichen Tadel, die Bedeutungen und Regeln zu sehr vervielfacht zu haben, ein (S. XIII.): die Bedeutung eines jeden Worts sey immer *eine*, aber man müsse zweierlei beachten 1) wie aus der einen ursprünglichen Bedeutung der verschiedene Gebrauch, entweder durch Veränderung der Begriffe, oder durch Verbindung mit andern Wörtern sich entwickelt habe, 2) auf wie verschiedene Art *ein* Begriff oder Gedanke von andern Völkern gedacht und ausgedrückt werde. Ein jeder Artikel daher, — nachdem über die Etymologie desselben die eignen Zeugnisse der Alten und neuerer Gelehrten vorangeschickt sind, ohne dafs der Verf. sich dabei in eigne weitläuftige Untersuchungen einläfst, die auch, bevor der Zusammenhang des Lateinischen mit dem Sanscritdialect vollständig erforscht seyn wird, gewöhnlich nur zu ungenügenden Resultaten führen — zerfällt, so zu sagen, in einen theoretischen und praktischen Theil, von denen jener die Begriffsentwicklung des Wortes, dieser die Erscheinungen in der Sprache, nach jener Entwicklung geordnet und genauer erläutert, enthält; den Schlufs macht jedesmal ein Verzeichnifs der in den Mss. häufigsten Verwechslungen mit Anführung der bedeutendsten Autoritäten dafür. — Das Lob der Genauigkeit und Reichhaltigkeit verdient hierbei der Herr Verf. im höchsten Grade, dagegen möchte ihn ein Tadel treffen dem ähnlich, gegen welchen er sich in der Vorrede vertheidigt: nicht gerade, dafs er die Bedeutungen zu sehr vervielfacht habe, sondern dafs er theils bei ihrer Bestimmung und Eintheilung den Grundbegriff entweder nicht scharf gefafst, oder, ihn aus den Augen lassend, sich zu sehr durch die üblichen Uebertragungen in die Muttersprache habe leiten lassen; theils die coordinirten und subordinirten Bedeutungen nicht in ihr gehöriges Verhältnifs zu einander gestellt habe. Um von dem Letzteren, was das Unwichtigere ist, Beispiele zu geben, so ist unter *An II.*, wo es sich um die *interrogatio per unam particulam an formata* handelt, No. 5. die Rede, dafs der Gebrauch dieser *concisa interrogatio* besonders der vulgären Redeweise eigen sey; und No. 6., dafs mit dieser Frage Ausrufungswörter, wie *amabo*, *obsecro*, verbunden würden. Beides war aber nicht als Verschiedenartiges nebeneinander zu stellen, sondern das 2te dem ersteren, als das Besondre dem Allgemeinen, unterzuordnen. Aus demselben Grunde war No. 7. (S. 347.): *ubi a nostra sententia ad alienam, quae contraria est, rem transgredimur, ut per eam negandam et refutandam illius veritatem confirmemus et objectionem inanem ac falsam occupemus*, nicht mit No. 8. (S. 348.): *Quare utuntur hac dicendi formula oratores etiam in rejicienda adversarii sententia*, zu coordiniren, sondern diese jener zu subordiniren.

Ueber die erstere und wichtigere aber von obigen Ausstellungen an des Hrn. Verfs. Kunst zu Definiren und Systematisiren liefsen sich, wenn man jede Partikel einzeln durchnehmen wollte, viele Bogen füllen, wir wollen uns jedoch nur, um nichts ohne Beispiel zu behaupten, möglichst kurz über die Präpos. *Ad* einlassen. Schon in der allgemeinen Definition (S. 75.): *Universa praepositionis Ad significatio ex ea ratione proficiscitur, qua duae res se attingere tentant, et qua motus aliquis versus aliquam rem dirigitur* ist die Bestimmung *qua duae res se attingere tentant*, einseitig und unwesentlich, und nur um No. II, 1. *Tum Ad indicat quietae rei vicinitatem et praesentiam, qua aliam alia res attingere videtur*, vorzubereiten; denn wo wäre stets bei *Ad* eine solche Gegenseitigkeit von zwei Dingen? Auch ist *motus* viel zu beschränkend, denn aus diesem Begriffe liefse sich der gröfste Theil der übertragenen Beziehungen, wie *Ter. Phorm.* 1, 3, 18. *modestus ad omnia alia. Cic. Tusc.* 3, 5, 11. *mentis ad omnia caecitas. Quint. Inst.* 6. 1, 42. *qui conticescunt ad hos casus*, und gar *Caes. B. C.* 2, 39. *Ne haec quidem res Curionem ad spem morabatur.* 1, 62. *ut — etiam rapiditate fluminis ad transeundum impedirentur*, nicht ableiten. Man kann vielmehr in *Ad* nur die Richtung (*conversio*) zu etwas hin erkennen,

Digitized by Google

so dafs diese eben sowohl in einer wirklich örtlichen oder zeitlichen Fortbewegung, als auch blofs in einem Zielen, Hinblicken, Beziehen bestehen kann, woraus alle Bedeutungen, die *Ad* im Gebrauche annehmen mufs, sich ohne Zwang ableiten lassen. Bei der von Hr. H. befolgten Methode können wir aber gar kein sichres und feststehendes Gesetz erkennen, denn bald ist dieselbe rein empirisch, so dafs die Bedeutung nach den Verbindungen, in welchen *Ad* vorkommt, bestimmt wird, bald logisch, so dafs dieselbe aus dem Grundbegriff entwickelt wird. Rein empirisch ist nemlich gleich I, 1. *Componitur Ad praepos. cum verbis, quae motum ad aliquam rem directum significant etc.*; dagegen logisch I, 2. *Hoc refertur ad tempus et res, quae in tempore sunt: quare etiam de rerum terminatione et de eventu dicitur.* Die zwei folgenden Hauptabschnitte II. *Tum Ad indicat quietae rei vicinitatem et praesentiam, qua aliam alia res attingere videtur* und III. *Denique inservit ea designandis rationibus, quae in rebus per cogitationem ponuntur, quaeque cernuntur*, sind ebenfalls nach logischen Gesetzen geordnet; aber IV. *de quibusdam formulis, quae non usum sed multiplicem habere videntur sensum, aut aliis adjunctis vocabulis, novam aliquam proprietatem in se recipiunt*, wieder nur nach dem Usus. Ferner finden wir keine consequente Sonderung der sinnlichen und geistigen Beziehung, sondern Oertliches, Zeitliches und Uebertragenes untereinandergeworfen; auch ist die Bewegung und Ruhe, abgesehen davon, dafs der Begriff der Ruhe mit der Grundbedeutung eigentlich unverträglich ist, für den Verf. kein fester Eintheilungsgrund geworden, sondern während derselbe No. II. im Gegensatz zu No. I. eintritt, gehört No. III. wieder zum übertragenen Theile von No. I, dessen 2. *quare etiam de rerum terminatione et de eventu dicitur* sogar mit III, 4. *in fine atque usu rerum significandis* zusammenfällt. Indem wir so darauf hingewiesen haben, wie sehr die Grundzüge in dem Entwurf verzeichnet sind, so glauben wir in unserm Leser hinlänglich die Ueberzeugung erweckt zu haben, dafs nach dieser Skizze die Ausführung des Bildes keine harmonische Anschauung gewähre, sondern einem Quodlibet etwas ähnlich sieht, dessen einzelne Theile mit Fleifs ausgeführt sind und von einem gründlichen Studium zeugen.

Ein bedeutender Vorzug des vorliegenden Werkes vor allen früheren dieser Art ist aber, dafs der Hr. Verf., was bei einem Werke über die Latein. Partikeln vorzüglich nothwendig ist, auf Zeitalter und Gattung der Schriftsteller die nothwendige Rücksicht genommen hat, wodurch wir einen aufserordentlichen Schatz gründlicher Beobachtungen über die geschichtliche Entwicklung dieser Redetheile erhalten, wie besonders über *Adeo*, *Adhuc*, *Admodum*, *An*. Ueber *Haud scio an*, *Nescio an*, *Dubito an* besonders sind so fleifsige Untersuchungen angestellt, dafs dieser Gegenstand bisher noch nirgends so vollständig behandelt ist. Nach einer etwas zu ausführlichen Kritik aller früheren Meinungen und Irrthümer geht nemlich der Hr. Verf. (S. 312) selbst von der von *Nescio* oder *Haud scio* abhängigen Doppelfrage aus, und zeigt, dafs in diesen Fragen die Meinung des Zweifelnden sich häufig deutlich nach einer Seite hinneige, wie *Cic. ad Fam.* 2, 5. *unum illud nescio, gratulerne tibi an timeam, quod mirabilis est exspectatio reditus tui.* Dies bot den passendsten Uebergang zur Erklärung der bekannten, im goldnen Zeitalter für diese Ausdrücke allein üblichen Bedeutung, *Forsitan*, welches selbst ähnlichen Ursprungs nur der positive und bestimmtere Ausdruck dem urbanen, in negativer Form affirmirenden, *Nescio an* gegenüber ist. Dabei mufste aber nach Zumpts Andeutung in der Lat. Gr. §. 721. der frühere von dem späteren Gebrauch bestimmt geschieden werden; denn wir können die Entstehung und den Gebrauch dieser Ausdrücke nur begreifen, wenn wir die ursprüngliche Bedeutung des im goldnen Zeitalter ausschliefslich dem zweiten Gliede der Doppelfrage angehörigen *An* festhalten. So lange nemlich *An* in der einfachen indirecten Frage den Römern gänzlich unbekannt war, konnte *Nescio an* ihnen nur als Ellipse gelten: indem dasjenige, wohin sich die Vermuthung neigte, mit Auslassung des ersten Gliedes der Doppelfrage, in der Form des zweiten, welches seiner Natur nach, wenn auch nicht immer im Gebrauch, das enthält, wofür der Fragende sich zu entscheiden geneigt ist, nach einer feinen Urbanität von dem discreten *Nescio* oder *Haud scio*, statt des die eigne Meinung bestimmter bezeichnenden *Fortasse* oder *Forsitan*, eingeführt wurde. Dieselbe Auffassung gab auch *Dubito an* und *Incertum an* seine affirmirende Bedeutung. Als aber in der späteren Latinität *An* überhaupt die Einführungspartikel für die indirecte Frage wurde, mufste sich mit dem Bewufstseyn zugleich auch die ursprüngliche Bedeutung jener Ausdrücke verlieren, und konnte sich

Digitized by Google

nur noch theilweise durch Gewöhnung oder Nachahmung traditionel erhalten, wogegen, indem man *An* ganz wie unser *Ob* gebrauchte, die unsrer Auffassungsweise entsprechende sich entwickeln und die eigentlich gebräuchliche werden mufste. Bei Quintilian, dem Nachahmer der Sprache des goldnen Zeitalters, neigt sich, bei genauer Untersuchung, eine geringe Mehrzahl von Stellen nach dem Gebrauch der älteren Zeit hinüber (vergl. auch Buttmann zu XII, 10, 2., denn Spalding war über diesen Gebrauch seines Autors nicht im Klaren); im Curtius ist uns dagegen nur eine Stelle für den alten Gebrauch bekannt: 4, 11, 8. *Nescio an Dareus ideo tam multa amiserit, quia nimiae opes magnae jacturae locum faciant.* Aus Tacitus wird nur *Ann.* 3, 53. genannt, und eben so ist die Zahl der für die affirmative Bedeutung aus den übrigen Autoren späterer Zeit angeführten Stellen sehr gering, so dafs sich bei genauer und vollständiger Beachtung das allmählige Erlöschen dieses Gebrauchs genau würde nachweisen lassen. — Die weitere Ausführung dieser Untersuchung enthält übrigens, abgesehen davon dafs der richtige Weg der Entwickelung verlassen wurde, einen trefflichen Reichthum von Beobachtungen. Ueberhaupt aber können wir einem Jeden, der die reichen Resultate eines gründlichen Studiums über die Lat. Partikellehre kennen lernen will, es anempfehlen, die Mühe nicht zu scheuen, sich mit dem vielen Lehrreichen dieses Buches genauer bekannt zu machen; wir müssen ja oft erst durch Staub und Schutt zu den Werken des Alterthums dringen. E. Bonnell.

XXXII.

Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie für alle wissenschaftlich Gebildete. Von Ernst Reinhold, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Jena. Erster Theil. Geschichte der alten oder der griechischen Philosophie. Zweiter Theil. Geschichte der neueren Philosophie. Erste Hälfte. Gotha in der Henningsschen Buchhandlung 1829.

Bei den in neuester Zeit sich mannichfach drängenden Bearbeitungen der Geschichte der Philosophie, sowohl einzelner Theile, als auch des ganzen Gebietes, scheint es wohl zweckmäfsig, sich sogleich nach den Grundprincipien umzusehn, und, je nach dem sie nur verlockende und bei näherer Sichtung verschwindende Irrlichter, oder Sterne der Wahrheit sind, auch den Standpunkt des Werkes, nach dem, was der erstarkte Geist zu fordern berechtigt ist, zu beurtheilen. So sind es denn hier vornämlich zwei Bestimmungen, welche als das Schiboleth für die Ungeweihten und Epopten gelten können, und beredtes Zeugnifs für das Verständnifs oder Mifsverständnifs der zu lösenden Aufgabe ablegen. Alles hängt nämlich von der Erkenntnifs ab, dafs die Geschichte der Philosophie nicht die Geschichte individueller Meinungen und zufälliger Vorstellungen, sondern eine nach dem innersten Gesetze des freien Geistes sich fortbewegende Entwickelung ewiger Gedanken ist, eine Erkenntnifs, welche zugleich die zweite Bestimmung, dafs sich hier nicht nur Wahrheiten oder Bestrebungen des Geistes von nur formellem Werthe, sondern die eine und ewige Wahrheit in ihrem reinsten Elemente, als das heiligste Vermächtnifs des Geistes niedergelegt findet, bedingt. Dies unerschütterliche Festhalten, und die sichere bis in die äufsersten Wurzeln und Fasern geleitete Durchführung dieser Bestimmungen sind es allein, welche den tief eingeweihten Kenner befriedigen und den noch nicht heimischen, aber nach diesem Lande sehnsüchtig hinüberblickenden, wie durch einen Zauber, in diese heiligen Regionen versetzen und seine früher liebgewonnenen und ängstlich gepflegten Kreise ihn vergessen machen können. So hat auch unser Herr Verfasser nicht sowohl den Kennern das grofse Gemälde wiederaufrollen, sondern auch einem gröfseren Kreise zugänglich und lieb machen wollen. Das Streben, der Philosophie selbst durch eine eindringende Darstellung ihrer Geschichte mehr und mehr allgemeine Theilnahme abzugewinnen, und mit dahin zu wirken, dafs die Beschäftigung mit ihr als eine solche anerkannt werde, wodurch der Mensch sich selbst am meisten ehrt, ist eben so edel, als auch zeitgemäfs. Aber gerade bei solchem Zwecke darf dem darstellenden Individuum Nichts an Tiefe und speculativem Sinne erlassen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie für alle wissenschaftlich Gebildete. Von Ernst Reinhold, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Jena. Erster Theil. Geschichte der alten oder der griechischen Philosophie. Zweiter Theil. Geschichte der neueren Philosophie. Erste Hälfte.

(Fortsetzung.)

Wie nur der in sich versöhnte und durch und durch künstlerisch gebildete und tiefe Dichter auch die Gestalten des gemeinen Lebens hervorbringen, und sich wohlgemuth und sicher auf der leichten Welle des augenblicklichen Genusses schaukeln kann, eben so vermag auch nur der Philosoph, der alle Höhen und Tiefen des Geistes in strenger Arbeit durchwandert seinen Gewinn zum allgemeineren Genusse auszustellen und zum Mitgenusse einzuladen. Bei diesem Zwecke handelt es sich daher besonders darum, den philosophischen Gedanken mit aller Energie an die Vorstellung zu bringen, so dafs die Individuen, welche sich stets nur in dieser Form bewegt, einmal ein befreundetes Element vorfinden, andererseits aber doch durch den darin niedergelegten Inhalt emporgehoben, und allmählig zu der unbekannten Welt hinübergeleitet werden. Unerläfslich aber ist es dabei, dafs dem Individuum durch die Darstellung selbst fortwährend das Gefühl einer neuen und fremden Region, in die es sich hineinleben soll, aufgezwungen werde, welche sich einzig und allein aus Liebe in einer dem Inhalt nicht schlechthin angemessenen Form ankündigt. Weit gefehlt also, dafs eine zu solchem Zwecke unternommene Entwickelung der Geschichte der Philosophie die grofsen Fragen und Zweifel, welche sich hier aufdrängen, abweise und umgehe, oder nur die dem gebildeten Verstande schon bekannten und fast geläufigen Antworten ertheile, hat hier der Darsteller vielmehr in alle Zweifel und Einwände des räsonnirenden Verstandes einzugehn, ihn selbst in seinen verstecktesten und listigsten Wendungen vor Gericht zu stellen, und so das Individuum zur Anerkennung eines bisher kaum geahndeten Inhalts zu erziehn. Auch wäre gerade innerhalb der entwickelnden Geschichte selbst vor Allem auf die Uebergänge und Fortschritte Rücksicht zu nehmen, und hier in stets erneuerter Weise auf das Bestimmteste dem Subjekte die Ueberzeugung der einen in rastlosem Fortschritt und nothwendigen Stufengängen sich offenbarenden denkenden Vernunft, als der Grundwahrheit, abzudringen.

Diesen Gesichtspunkt festhaltend, scheint uns Hr. Prof. Reinhold den Vorurtheilen des gewöhnlichen Bewufstseyns und den aus einer trägen Gemächligkeit stammenden engherzigen Vorstellungen, welche leider in philosophischen Schriftstellern selbst ihre hartnäckigen und frechen Vertreter haben, nicht, wie es der Zweck heischte, energisch genug entgegengetreten zu sein. Wenn das Individuum nicht vielmehr als seine bisher schon bekannten Vorstellungen erfährt, auch den vielfachen Zweifeln nicht begegnet sieht, so vermag es auch nicht zur Begeisterung entflammt zu werden, und die Reihe der dargestellten Philosophieen gewinnt ihm nur ein historisches Interesse ab. Demnach hat Hr. Prof. Reinhold in der Einleitung zwar die Geschichte der Philosophie als eine solche bezeichnet, deren einzelne Gestalten „nicht ohne eine nähere Verbindung neben einander und nach einander erschienen, sondern deren spätere durch die früheren bedingt worden und aus den früheren hervorgegangen" aber die gegen eine solche Einheit und nothwendig hervorgetretenen Entwickelungsstufen des philosophirenden Geistes so vielfach geltend gemachte Vorstellung der miteinander streitenden Systeme, und eines doch immer nur individuellen Denkens, das höchstens annäherungsweise die Wahr-

Digitized by Google

heit eines Allgemeinen zu erkennen vermag, wie der unmittelbar heraustretende Widerspruch der einen und ewigen Wahrheit mit ihrem allmähligen Wachsen und Gedeihen in der Zeit, wie alle daran sich reihenden Einwürfe des Verstandes und des allgemeinen sogenannt gebildeten Bewufstseyns hat der Hr. Verf. nicht berührt, und so auch den ausgesprochenen Gedanken vor ferneren Angriffen nicht sicher gestellt. Hier ist der Punkt, woran dem Individuum sein Gesichtskreis zuerst für die grofsartige Entwickelung erweitert werden kann, hieran mufs der Verstand in die Schule genommen und mit allen Waffen der Beredsamkeit und des Gedankens von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel getrieben, gefangen werden. Hieran allein, wenn irgend woran, vermag der Laye entzündet, und ein gewisser tiefer und heiliger Ernst in ihm erweckt zu werden.

Dagegen thut der Lauheit nichts mehr Vorschub, als die Vorstellung eines nur formellen Nutzens, der blofsen Uebung des Denkens, ohne auf einen absoluten Inhalt und eine endlich gereifte Frucht hinzuweisen. Es ist ein unersprieſsliches Reden von der durch die Geschichte der Philosophie immer mehr erstarkten Thätigkeit des Geistes, von einem ununterbrochenen Ringen nach intellectueller Bildung, wenn nicht der Inhalt, worin sich vertiefend das Denken seine Stärke gewonnen und die concreten Interessen, als Resultate des intellectuellen Strebens nachgewiesen werden. Allerdings ist die Erstarkung des Geistes die absolute Frucht der Geschichte der Philosophie, aber nur durch die Vertiefung desselben in sich und in sein Wesen, welches er zum Bewufstseyn bringt. Von dem Inhalte abstrahiren und nur bei der formellen Seite stehn bleiben heifst die Geschichte der Philosophie ausleeren und die trockene Schaale, künstlich zusammengefügt, dem nach einem Kerne sich sehnenden bieten, die er, also getäuscht, unmuthig fortschleudert, und auch künftigen Verlockungen nur schwer Zutrauen schenkt. Ein gesunder und kräftiger Sinn hat Recht, sich nicht mit einem blofsen Suchen und Streben ohne Finden und Erfüllen, abspeisen zu lassen, und vernimmt er diese Vorstellung immerfort, ja von denen, die sich zu Vertretern der Sache aufwerfen, endlich davon abzustehn und von seiner Höhe, wohin er sich mühsam hat hinaufwinden müssen, ohne doch eine bessere Aussicht gewonnen zu haben, herabzusteigen zu den anderen Genossen, welche, an den Dienst des Irdischen gefesselt, den Ankömmling nicht ohne Schadenfreude bewillkommen, indem er sie treuherzig versichert, dafs dort oben nicht eben mehr als hier unten zu erblicken sei. Vor Allem hat daher eine zu allgemeinerer Anregung unternommene Darstellung einer Geschichte der Philosophie das Hinweisen auf den Inhalt und nur auf den Inhalt nöthig, und dem Layen die Gewifsheit zu geben, dafs ein zweitausendjähriges Streben des Geistes nicht ohne die inhaltsvollste Erfüllung geblieben, um ihm für eine concrete Wirklichkeit, die er kennt und worin er sich wohlgemuth bewegt, eine sichere, aber ebenfalls lebendige und concrete Wirklichkeit des Gedankens eintauschen zu helfen.

(Der Beschlufs folgt.)

XXXIII.

Collectio selecta SS. Ecclesiae Patrum, complectens exquisitissima opera tum dogmatica et moralia, tum apologetica et oratoria, accurantibus D. A. B. Caillau, Missionum gallicarum presbytero, nonnullisque cleri gallicani presbyteris, una cum D. M. N. S. Guillon, in facultate theologiae Parisiensi eloquentiae sacrae professore, praedicatore regio etc. Tom. I—X. Lipsiae, ap. Frid. Fleischer, Parisiis et Bruxellis ap. Méquignon-Havard, editorem. MDCCCXXIX. in 8vo. (23 Thlr. 10 Sgr.)

Unternehmungen dieser Art haben eine erfreuliche und unerfreuliche Seite. Es ist nicht nur höchlich zu wünschen, sondern auch nothwendig, dafs die Schätze des kirchlichen Alterthums, wie sie sich selbst uns erhalten haben, so auch von uns nicht als todte behandelt werden und in die Vergessenheit gerathen, vielmehr, indem sie oft in neuer Gestalt erscheinen, auch zu neuem Gebrauch in die Hände der Leser übergehen. Die ganze geschichtliche Kenntnifs der kirchlichen Vorzeit ist dadurch bedingt. Kann denn in unsern Zeiten, wie damals, als die gelehrten Benedictiner ihren lebenslänglichen Fleifs der Kritik und die reichen Klöster einen Theil ihrer Einkünfte der Herausgabe aller Schriften Eines Kirchenvaters zuwandten und durch die Bemühung mehrerer nach einander sämmtliche Schriften der Kirchenväter edirt wurden, etwas der Art nicht mehr vorkommen und eine neue Ausgabe aller Kirchenväter entstehen, so ist es um so mehr als dankenswerth anzunehmen, wenn durch beharrlichen Fleifs und fromme Unterstützung wenigstens noch eine Sammlung der vorzüglichsten Werke und eine Auswahl dessen, was einen bleibenden Werth hat in den Schriften

Digitized by Google

der Kirchenväter, zu Stande kommt. Nimmt die protestantische Kirche aus dem reinhistorischen Gesichtspuncte daran mit Recht den lebhaftesten Antheil, so legt sich in der römisch-katholischen noch das weitere Interesse daran auf den wesentlichen Glaubensinhalt, die sich darin überliefert und dessen constante und unterbrochene Ueberlieferung zum Mitinhalte der Wahrheit des Dogma selbst gehört. Diesem wesentlich traditionellen Character der römisch-katholischen Kirche gemäfs macht sie es ihren Lehrern zur strengsten Pflicht, nicht nur die Anfänge der christlichen Dogmen in der heiligen Schrift, sondern auch die Ueberlieferung derselben in dem *consensus Patrum* aufzusuchen und dem gemäfs ist die gesammte Theologie dieser Kirche eine historische und das bindende Gesetz: *non sapere ultra* etc. Es wendet sich daher in dieser Kirche der Fleifs aller Erkenntnifs und Wissenschaft wesentlich der Vergangenheit zu und indem an sich dieses Bestreben der protestantischen Kirche nicht fremd ist, geht sie doch zugleich mit ihrer Erkenntnifs und Wissenschaft auf das aus, was in dem Vergangenen selbst nicht vergangen, sondern darin das absolut gegenwärtige, bleibende und ewige ist. Um aber in dem Ueberlieferten dieses zu erkennen, dazu ist der historische Gesichtspunct als solcher unzureichend und vielmehr ein speculatives Princip erforderlich, wodurch allein ausgemittelt werden kann, was unverlierbar und ewig dem Geiste angehört. Indem die protestantische Kirche dieses Princip in sich enthält, ist ihr zugleich nicht nur die treueste Benutzung des Gegebenen, sondern auch die unendliche Ausbildung der Form des Dogma anvertraut, welche in der römisch-katholischen Kirche längst unabänderlich fixirt, und eben damit erstarrt und versteinert, selbst in der Gegenwart als eine Antiquität und Ruine da steht. Gleichwie nun durch die römische Kirche und den Fleifs der Einzelnen, welche die Schätze des kirchlichen Alterthums nicht untergehen lassen, auch für das Bedürfnifs der protestantischen Kirche mitgesorgt ist, so hat auch diese früher schon die Werke der ausgezeichneten Männer, welche als ihre Kirchenväter im bestimmten Sinne gelten können, eines Luther, Melanchthon, Zwingli u. s. f. in mehreren brauchbaren Ausgaben hergestellt. Das Verhältnifs beider Kirchen aber zu der kirchlichen Vorzeit ist und bleibt ein verschiedenes. Wenn jetzt z. B. in der Exegese das an sich nicht zu tadelnde Zurückgehen auf patristische Auslegungen als Ersatz aller selbstständigen, freien, speculativen Forschung in der Schrift angesehen wird, wenn, wie jetzt so auffallend in der protestantischen Kirche sich die allgemeinere Neigung neuen Ausgaben, Auszügen, Uebersetzungen der Werke unserer Reformatoren zuwendet, wenn jede Wiederkehr eines gesegneten Abschnitts in der Geschichte unserer Kirche zu neuen Abdrücken der Confessionsschriften benutzt, das alles endlich von allen Seiten her angekündigt, anempfohlen und angepriesen, auch wohl die Rückkehr zu jener frommen Unmittelbarkeit und unmittelbaren Frömmigkeit als das höchste Ziel für die Wissenschaft selbst dargestellt wird — so ist das mit Recht für ein zweideutiges Zeichen der Zeit anzusehen. Es verkündiget sich darin eine unverkennbare Schwäche und Lähmung des selbstthätigen Geistes, der Ueberdrufs und die Uebersättigung an den eigenen Hervorbringungen der Zeit, bald der Wahn des Hochmuths, dafs man längst mit der freien, selbstständigen Erkenntnifs der Wahrheit zu Ende sei, bald der Wahn der Demuth, dafs eine solche Erkenntnifs des an und für sich Wahren etwas in sich selbst unerreichbares und alle darauf verwandte Mühe vergeblich und nutzlos sei: das letztere Vorurtheil besonders ist die als eine Seuche grassirende Verzweiflung an der Vernunft und Wahrheit, die Lehre von der Unerkennbarkeit Gottes, welche für alle, welche nicht denken wollen, ein grofser und süfser Trost ist; man stellt also das Denken ein und wendet sich dem Gedachten zu. So grofs und gerecht auch unsere Verehrung jener grofsen Männer, jener Helden des Glaubens ist, deren unvergänglichem Verdienste wir die Wiederherstellung des wahren christlichen Glaubens und der darin begründeten Denk- und Gewissens-Freiheit in der Welt verdanken, und so hoch man auch die noch immer geltende Bedeutung jener reformatorischen Schriften für den christlichen Glauben und die christliche Frömmigkeit mit Recht anschlagen mufs, so kann doch das jetzt darauf gelegte Gewicht nur sich beziehen auf die Belebung des christlichen Glaubens in den Gemüthern und es kann in dieser Hinsicht besonders das Unternehmen des Herrn Dr. Niethammer, die vortrefflichen Predigten Luthers den Geistlichen und Nichtgeistlichen in unserer Zeit zugänglich zu machen und neu zu verbreiten, mit Anerkennung und Dank genannt werden *), aber diefs alles doch nicht den Sinn haben, dafs das neu erwachte wissenschaftliche Bestreben unserer Zeit daran eine Gränze und Schranke finde, indem uns darin etwa das unmittelbar, rein und lauter protestantische vorgehalten und gesagt wird, da könne man recht sehen, worauf es in der Theologie als Wissenschaft ankomme. In solchem Urtheil verräth sich vielmehr die jetzt schier als allgemein anzusehende Unkunde des wahren Verhältnisses der Religion und Theologie, des Glaubens und Wissens zu einander. In Wahrheit hat die Reformation die Aufgabe der Wissenschaft, als ein weiteres Bedürfnifs nach und in dem wiederhergestellten Glauben, zu lösen nur möglich gemacht, nicht aber auch wirklich bereits gelöset: womit denn zugleich gesagt ist, dafs allerdings nur auf diesem gereinigten Grund und Boden der evangelischen Kirche die Wissenschaft des christlichen Glaubens entstehen kann, aber damit allein, dafs der wahre Glaube wiederhergestellt worden, die Wissenschaft von ihm selbst noch nicht vollbracht und vollendet ist. Unsere Reformatoren haben mit den unmittelbar im Glauben enthaltenen Wissenskräften (den in Christo (und dem Glauben an ihn) verborgen liegenden Schätzen der Weisheit und der Erkenntnifs Col. 2, 3.) Wunderwürdiges ausgerichtet; aber es hat sich jene unmittelbare Einheit des Glaubens und Wissens auch aufgehoben, ist in die Negation und den Unterschied, in den Gegensatz und Widerspruch übergegangen und das war auch eine unausbleibliche Nothwendigkeit; die Aufgabe, welche sich gegenwärtig

*) Luthers Predigten über die Evangelien auf alle Sonn- und Fest-Tage für unsere Zeit bearbeitet von Dr. Friedr. Immanuel Niethammer. Erster Theil. Nürnb. 1830.

Digitized by Google

der Wissenschaft stellt, ist die Aufhebung jenes Widerspruchs, die Versöhnung des Glaubens und Wissens, die Rechtfertigung des christlichen Glaubens vor der denkenden Vernunft und Wissenschaft: ein Bedürfniss, welches dem Zeitalter der Reformation noch fremd und unbekannt war.

Was nun das oben genannte Werk betrifft, so ist es seiner Beschaffenheit nach jetzt näher zu bezeichnen. Wenn die Congregation in Frankreich sich in allen Beziehungen so nützlich erwiese, als in diesem Unternehmen, so wäre sie allerdings sehr zu ehren. Der Gedanke und Zweck desselben ist lobenswerth. Nirgends anders, als in Frankreich, hätte wohl ein solches Beginnen, das nun auch anderen Ländern zu gute kommt, solchen Fortgang und Umfang gewinnen können; es gehört der ganze Eifer und die Freigebigkeit der Frömmigkeit, insonderheit aber die Theilnahme und Unterstützung eines zu frommen Zwecken keine Kosten scheuenden Hofes dazu, um ein solches Werk, so wohl ausgestattet, über den ersten Versuch und Anfang hinaus im Gang zu erhalten. Nach einer Aeusserung des Globe, ist nächst den zehn Bänden welche zu uns gekommen sind, das Werk bereits zu funfzehn Bänden angewachsen und damit der Origenes vollständig erschienen. Das Ganze ist auf dem schönsten Papier, mit der schärfsten Schrift, auch sehr correct gedruckt. Vor dem Abdruck der Schriften eines jeden Kirchenlehrers ist eine kurze biographische und bibliographische Notiz gestellt, welche meist ganz zweckmässig eingerichtet ist. Von mehreren Werken einzelner Kirchenlehrer, welche nach dem jetzigen Interesse der Zeit nicht mehr als ganz nutzreich erschienen, sind nur kurze, gedrängte Auszüge gegeben worden, doch meist mit den eigenen Worten der Verfasser selbst: so besonders bei einigen der apostolischen Väter, wie auch bei Irenäus, Clemens Alex. Zu den schweren oder nicht ganz rechtgläubig klingenden Stellen der einzelnen Schriften sind erläuternde und berichtigende Anmerkungen hinzugefügt, die aber meist sehr kurz und unbedeutend, wiewohl von den Herausgebern aus den grösseren Ausgaben entnommen sind. Was hingegen als wesentlicher Mangel bei dieser Sammlung in die Augen fällt, ist einmal diess, dass die griechischen Väter sämmtlich nur in der lateinischen Uebersetzung gegeben sind, wie sie sich schon in den Benedictinern-Ausgaben finden. Hiermit ist offenbar nur der unmittelbare Gebrauch zu asketischem Zweck beabsichtigt, wie ihn der eine der Herausgeber, Herr Caillau in der Vorrede zum ersten Band ausspricht. Da es so auf das Predigen lernen und die geistliche Eloquenz, die der Vorredner sehr hervorhebt als eine Haupteigenschaft des Priesters, abgesehen zu seyn scheint, so ist sehr zu besorgen, dass die Homilien der Väter in der Folge vorzugsweise berücksichtigt und dagegen wenigstens manche der übrigen, zumal die auf die grossen Controversen sich beziehenden dogmatischen Schriften werden übergangen werden. Jenes homiletische war schon der Hauptgesichtspunkt bei dem ähnlichen Werk des einen der beiden Herausgeber, Guillon, der *Bibliothéque choisie des Péres grecs et latins*, wovon der erste Band im J. 1822 zu Paris erschienen und welches bis zu 26 Bänden gekommen ist. Inzwischen kann, da die Homilien meistentheils zugleich die patristische Exegese enthalten, dieses dagegen zur Entschädigung dienen. Sodann als ein Uebelstand, der jedoch von einem Unternehmen dieser Art unzertrennlich ist, muss auch das angesehen werden, dass der Leser in Ansehung der Auswahl der patristischen Schriften und der Auszüge aus einzelnen, ganz in die Discretion der Herausgeber hingegeben ist. Es ist bei einem Werk dieser Art auf grosses, vorhergegangenes Vertrauen gerechnet und darin allein auch die Sicherheit und der Schutz dagegen, dass hier nicht die Zufälligkeit und Subjektivität, die Einseitigkeit und Engherzigkeit sich einen grossen Spielraum machen werde. Bei der Unmöglichkeit, sämmtliche Schriften der K. V. zumal vom 4. Jh. an vollständig zu umfassen, ist es im einzelnen sehr schwer zu entscheiden, was nicht nach diesem oder jenem äusserlichen Gesichtspunct, sondern seinem wesentlichen Inhalt nach ein *exquisitissimum* sey. Schon Frankreich hat hierin ganz andre Bedürfnisse, als Deutschland, die römisch-katholische andere, als die protestantische und die angekündigten bestimmten Gesichtspunkte der Herausgeber werden wohl in den meisten Fällen die Entscheidung haben. — Geliefert sind in den genannten zehn Bänden bis jetzt, im 1. Die Schriften der apostolischen Väter Barnabas, Hermas, Dionysius Areopagita (dessen Schriften doch erst ins 6 Jahrh. gehören und von welchem auch hier nur die Titel seiner Schriften vorkommen), Clemens Rom. (von welchem der erste Brief an die Corinther hier nach Rufinus Uebersetzung abgedruckt ist), Ignatius (dessen Briefen auch das *martyrium Ignatii* angehängt ist, ferner die Relation des Tiberianus an Trajan, des jüngern Plinius Bericht an denselben und Trajans Rescript). Polycarpus, Justinus (dessen Schriften den grössten Theil dieses Bandes einnehmen) zum Schluss *Acta martyrum Lugdunensium*. Im 2. Bd. die von den Herausgebern noch zu den apostolischen Vätern gerechneten Tatianus, Athenagoras, Theophilus von Antiochien, Hermias (*philosophorum irrisio*) und Irenaeus (jedoch nur sehr auszugsweise). Im 3. Bd. folgen noch das 5. Buch des Irenaeus und die Fragmente. Hierauf Minutius Felix, Clemens Alex. (die *cohort. ad gentes* und *Paedagogus* (3 Bücher) dessen *Hymnus* und *Quis dives salvetur*. Im 4. Bd. *Clem. Alex. Stromata* (7 Bücher) Hippolytus. Im 5. Bd. Tertullianus (*Apologeticus, ad nationes, de test. animae, ad Scapulam, de spectaculis, de idololatria, de pallio de poenit de orat. ad martyres, de patientia, de cultu foem. ad ux. adv. jud. de praescript. de baptismo, adv. Hermog. adv. Valentinianum* und *Scorpiace*). Im 6. Bd. Tertullianus (*de corona, de virg. vel. de carne Christi, de resurr. carnis, advers. Marcionem libri V adv. Praxeam, de anima, de fuga in pers. de jejuniis. exhort. ad cast. de monog. de pudic.* Im 7 Bd. Julius Afric. und *Origenes* (*de Trinit.* 4 Bücher. *de orat. exhort. ad martyrium*). Im 8. Bd. *Origenes contra Celsum* acht Bücher. Im 9. Bd. *Origenes Commentaria* (die Homilien in *Genesin, in Exod. in Levit. Num.* Im 10. Bd. *Origenes Commentaria* (in *Joh. Judic. in lib. 1. regnor.* in Psalm. in *Cant. Cantic. in Jesaiam.*

Dr. Marheineke.

Digitized by Google

Nro. 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie für alle wissenschaftlich Gebildete. Von Ernst Reinhold, ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität zu Jena. Erster Theil. Geschichte der alten oder der griechischen Philosophie. Zweiter Theil. Geschichte der neueren Philosophie. Erste Hälfte.

(Schluſs.)

Auch Herr Professor Reinhold hat in der vorliegenden Arbeit das nur Formelle über den concreten Inhalt erhoben, und so eher das leitle Räsonnement des gemeinen Menschenverstandes und seiner Polemik gegen das Studium der Philosophie und ihrer Geschichte begünstigt, als es mit seiner Wurzel ausgebrannt. Es wird der Frechheit des Räsonnements gewiſs leicht dergleichen gang und gäbe Vorstellungen zu seinen Gunsten selbst zu benutzen, und sich in immer erneuertem Kampfe herumzuschlagen. In dieser Rücksicht heiſst es p. XXI. der Einleitung: „Hinge der Anspruch, den die Philosophie auf unsere Hochachtung und Theilnahme zu machen berechtigt ist, von der Entscheidung der Frage ab, ob und in wie weit die Lösung ihrer Aufgabe ihr gelungen ist, so würde ihr Werth nach keinem allgemeingültigen Maaſsstabe, sondern nur nach individuellen, einander bestreitenden Ansichten einzelner Schulen und Forscher beurtheilt werden können." Hier wird die Lösung der Frage nach dem absoluten Inhalte von dem schlechtesten Elemente, der nur individuellen Ansicht, abhängig gemacht, mithin auf ihre wahrhafte Beantwortung verzichtet. In der That giebt eine ächte Geschichte der Philosophie selbst die absolute Antwort, welche zu verstehn und zu begreifen das Individuum erzogen werden soll. Zugleich giebt der Herr Verfasser als Grund an, warum die Entscheidung dieser Frage nur auf das individuelle Gebiet verwiesen wird, „denn immer noch stehn verschiedene Systeme und Methoden der philosophischen Forschung im Kampf einander gegenüber und sogar über die Beschaffenheit und den Umfang jener Aufgabe weichen die Vorstellungen der Selbstdenker zum Theil beträchtlich von einander ab." Anstatt das Individuum über diesen Widerspruch hinwegzuführen, in den es bei dem ersten Anlauf geräth, wird er vielmehr zu einem unübersteiglichen Bollwerk gegen die Lösung derjenigen Frage gemacht, welche einzig und allein das gesunde Individuum interessiren und durch deren in den Principien gegebenen möglichen Beantwortung es seine zärtlich gehegten Vorurtheile und hergebrachten Meinungen zu opfern bestimmt wird. Dagegen bleibt uns hier nur die absolute Gewiſsheit der formellen Bildung und Thätigkeit als des wenn gleich für sich wichtigen, doch nach der Arbeit und der Aufgabe, um welche es sich hier handelt, kärglichen Gewinnes übrig. „Aber bei diesem Zwiespalte der Lehrmeinungen ist doch das Eine gewiſs und zulänglich historisch bewährt, daſs die Thätigkeit und Bemühung der Philosophen, als bloſses Suchen und Streben betrachtet, der intellectuellen, der sittlichen und religiösen Bildung und mithin den wichtigsten Angelegenheiten und höchsten Interessen der Menschheit im reichsten Maaſse förderlich und heilsam sich erweiset." Heilsam und förderlich aber ist die Thätigkeit der Philosophen doch nur den höchsten Interessen der Menschheit gewesen, indem sie nicht nur bei dem Suchen und Streben stehn geblieben, sondern ihren substanziellen Inhalt aufgeschlossen und zum eigensten Besitze für das denkende Individuum gemacht hat.

Wir sind dem Herrn Verfasser in seinen Principien nachgegangen, und meinen ihn damit seiner Ehre und seinem Recht nach behandelt zu haben. Diesem Standpunkt gemäſs hat uns Herr Prof. Reinhold die Uebergänge der einzelnen Philosophien nicht in ihrer inne-

Digitized by Google

ren Nothwendigkeit, wie wir es gewünscht, dargestellt und diese Bänder und Gliederungen, woran sich recht eigentlich die Individuen heraufarbeiten können zu einer freien und inhaltsvollen Verehrung dieser Wissenschaft, ziemlich locker und lose gehalten, so dafs sie den mannigfachen Zweifeln und Einreden durch ihre Darstellung selbst nicht begegnen. Auch läfst das Urtheil über den nach seiner Sorgfalt und fleifsigen Benutzung der Quellen sehr verdienstvollen, nach seinem Standpunkte aber und seiner Ausführung des Verhältnisses der einzelnen Systeme, sehr einseitigen und beschränkten Tennemann, auf kein grofses Bedürfnifs des Herrn Verfassers in diesem Punkte schliefsen. Denn p. XVIII. erklärt der Herr Verfasser selbst, dafs „die nachfolgenden Bemerkungen keinen Anspruch darauf machen, Tennemann in einem Hauptpunkte zu verbessern und zu vervollständigen. „Sie beabsichtigen vornämlich nur meine mit Tennemanns Urtheil im Wesentlichen einstimmige Ansicht von dem Probleme und der Bedeutung der Geschichte der Philosophie, nebst der hieraus abzuleitenden Festsetzung ihrer Gränzen, ihrer Haupteintheilung und des Zweckes und Interesse ihres Studiums in einem Zusammenhange von Betrachtungen mitzutheilen, in welchem diese Punkte dem Kreise der Leser, für den ich geschrieben, am einleuchtendsten und am kürzesten dargelegt werden können." In der That müssen wir doch sagen dafs das Werk unseres Verfassers dem „Mann ein besser Zeugnifs redet als sein eigner Mund" und dafs er trotz seines Anspruches dem Fortschritte des philosophirenden Geistes und seines Bedürfnisses sich nicht hat entziehn können, denn von jenem bei Gelegenheit der Wendtschen Bearbeitung des Tennemannschen Werkes von uns in diesen Blättern näher bezeichneten abstrakten und dürren Principe finden wir in der Arbeit unseres Herrn Verfassers keine Spuren. Auch dürfen wir Hrn. Prof. Reinhold das Zeugnifs nicht versagen, dafs überall eigene Sichtung und Quellenstudium sichtbar sind, welches sich besonders erfreulich durch Heranziehen früher oft ganz vernachlässigter oder mifsverstandener Stellen kund giebt, wie man es denn zur Ehre des Herrn Verfassers seinen meisten Citaten ansieht, dafs sie nicht, wie jetzt gang und gäbe, aus anderen Handbüchern abgeschrieben, und mit unnützen aus entfernten Winkeln zusammengekehrten Stellen verbrämt, sondern aus eigener Lectüre entstanden und prunklos hingestellt sind. Die Uebergänge aber und Verknüpfungen der einzelnen Philosophien sind, besonders in der vorsokratischen Periode weder durch den Fortschritt des Gedankens als nothwendig erkannt, noch auch selbst in ihrer von dem Herrn Verfasser bezeichneten Stellung gerechtfertigt. So können wir uns mit der Stelle, welche dem Anaxagores gleich hinter dem Anaximenes und Heraklitos und vor dem Empedocles, den Atomisten, Eleaten und Pythagoräern, als welche alle einen Fortschritt des Princips darstellen sollen, angewiesen ist, durchaus nicht vertragen. Wir wissen sehr wohl, dafs das Princip des Anaxagoräischen νοῦς in sich noch unentwickelt ist, und daher dem Materielen, wozu er in den concreten Beziehungen seine Zuflucht nahm, noch abstrakt gegenübersteht, zugleich setzt ihn aber gerade auch der energische Gedanke des νοῦς, als des einzig Lebendigen und Wirklichen, des schlechthin ewigen schaffenden, wenn auch die Art der Schöpfung selbst daraus noch nicht abgeleitet worden, über alle frühern Versuche hinaus. Auch gehört er seiner ganzen Bildung und Weltanschauung nach Athen an, wo er, in der bestimmtesten Weise, als der Vorläufer eines Bruchs erscheint, der in den Sophisten und endlich im Socrates seinen Gipfel erreicht hat. Mehr als irgendwo handelt es sich in diesen vorsokratischen Philosophien, welche mehr nur das Princip, als Princip, in noch unentwickelter Form festhalten, um die Erkenntnifs des Gedankens und der Bedeutung des Princips in seiner Bestimmtheit; denn Alle haben mehr oder weniger auch zu andern mit dem Principe unvereinbaren Erklärungen ihre Zuflucht genommen. Es ist ein grofser Verlauf von Philosophien nothwendig gewesen, ehe der Geist ein inhaltsvolles System des geistigen Universums zu erbauen angefangen. In diesen älteren Philosophien mufs zur rechten Würdigung ihres Fortschrittes und ihres Verhältnisses Princip gegen Princip gehalten werden. Da ergiebt es sich denn, ob die Pythagoräische Zahl, oder das Parmenideische ὄν oder der Anaxagoräische νοῦς ein concreterer und geistigerer Ausdruck für das Absolute ist. Solch ein strenges Gegeneinanderhalten erleichtert die Einsicht in den nothwendigen Fortschritt und benimmt auch dem Layen die so bequeme und geläufige Vorstellung eines nur individuellen und damit willkührlichen Denkens und Zusammenhanges. Es ist daher durchaus nicht aus dem Begriff des Pythagoräischen Princips,

Digitized by Google

welches überhaupt dürftiger als die anderen Philosophien behandelt worden, geschöpft, wenn es von demselben heifst p. 137: „Am weitesten gedieh die philosophische Speculation der Hellenen während ihrer ersten Periode in der pythagoräischen Schule," und ferner „diese Schule wufste zuerst die metaphysische Weltansicht mit der physikalischen und beide mit den edelsten Interessen und Forderungen einer streng sittlichen Denkart und Gesinnung harmonisch zu verbinden und sowohl die rein apriorische Speculation als die Theorie der Naturerscheinungen in einer für jede angemessenen Sphäre geltend zu machen." Wir müssen dabei bemerken, dafs jener auf das Sittliche allerdings abzweckende Bund und die mannigfach daraus hervorgegangenen ethischen Sprüche mit ihrem philosophischen Principe durchaus nichts gemein haben, ja, dafs wo es sich um die Ethik als Wissenschaft bei ihnen handelt, dieselbe ihrem Principe gemäfs höchst dürftig und nur als die äufsersten Anfänge derselben auffassend erscheint. Noch weniger können wir es mit ihrem Princip vereinbar finden, wenn es heifst „Ihr gelang es, zwischen dem noch einseitigen Rationalismus der Eleaten und dem nicht minder einseitigen Realismus der Jonier eine Mitte zu treffen, welche von dem Beschränkten in beiden Vorstellungsweisen sich frei machte und ihre Vorzüge vereinigte." Der Herr Verfasser hat sich des Beweises dieser assertorischen Behauptung, aus dem guten Grunde überhoben, weil auch der kühnste Gewaltstreich aus dem pythagorischen Principe solche Vermittlung nicht herausbringen könnte und jedes Zeugnifs dafür mangelte. Wir müssen es den Abschnitten über Plato und besonders über Aristoteles rühmend nachsagen, dafs sie die seltneren und fast der Erinnerung entrissenen Stellen aufgezeichnet und gut benutzt enthalten. Dahin rechnen wir besonders die reichlich angezogenen Stellen aus den herrlichen Büchern *de anima* und der Metaphysik, welche gottlob unser Herr Verfasser nicht in wohlbeliebter Weise als einen nur ungestalteten rohen Bücherhaufen aus dem Kreise Aristotelischer Werke hinausweist; wie er denn überhaupt vor der vornehmen Krankheit der Hyperkritik sich durch eine edle Besonnenheit durchaus geschützt hat. Auch geben besonders im zweiten Theil die Abschnitte über Cartesius, Spinoza, Locke, Wolf ein ehrenvolles Zeugnifs von des Verfassers selbstständigem Studium der Werke selbst und einer prunklosen Benutzung derselben. Auch sind uns im Einzelnen nicht gerade Mifsverständnisse oder gar einer zufälligen Vorstellung zu Liebe spitzfindige Auslegungen und Verdrehungen aufgefallen. Wenn daher die ruhige und verständige Aneinanderreihung der Systeme und ihrer einzelnen Theile, meist mit den eigenen Worten der Philosophen belegt, das höchste Verdienst und die absolute Aufgabe einer Geschichte der Philosophie ausmachte, so hätte der Herr Verfasser dieselbe allerdings auf höchst befriedigende Weise gelöst und einen unverwelklichen Kranz sich errungen.

Aber die menschliche Besonnenheit giebt noch keine Anschauung der Idee in ihrer Totalität und Gegliederung, die verständige Aneinanderreihung ist noch kein organisches Verbinden und alle, für sich betrachtet, treffend gewählten und richtig verstandenen Stellen gewähren noch keine Einsicht in den Bau eines ganzen Systems in seinen mannigfach verschlungenen Gängen und sich kreuzenden Bogen und Strebungen, alle Berufung auf die Aussprüche der Philosophen offenbart noch keine innere Nöthigung, dafs die Gestalt einer Philosophie im Verhältnisse zu ihrer Zeit und zu ihren Vorgängern sich gerade so und nicht anders ausgebildet habe. Diesen Standpunkt verständiger Zusammenstellung der Einzelnheiten bietet nun durchgängig das Werk unseres Herrn Verfassers dar, der nach dieser Seite hin, nicht wie Tennemann, ein abstraktes Princip zum Grunde legt und in dasselbe, wie in ein Prokrustesbett, alle Systeme hineinzwängt, sondern der Klasse sogenannt unpartheiischer Geschichtschreiber angehört, welche das Faktum als solches in seiner Wahrheit d. h. als unantastbare Thatsache hinstellen und dies mit Abweisung jedes sich einschleichenden Urtheils als den reinen Ertrag zu überliefern für die höchste Aufgabe halten. Wird unter dem Urtheilen das zufällige von keiner Idee geleitete Räsonnement verstanden, so hat dieser Standpunkt ein Recht es als die Wahrheit verwirrend und entstellend abzuweisen, begreift er aber auch das speculative, den Organismus erkennende und die Ideen in ihren Gestaltungen rechtfertigende Denken darunter, so weist er dasselbe nur ab, weil er es schlechthin gar nicht kennt, und kaum eine Ahnung davon hat; fast in eben dem Sinne, in welchem Jacobi einst das nur verständige Denken angreifend und als unzulänglich für das Erkennen des Unbedingten nachweisend damit zugleich jegliches ver-

Digitized by Google

mittelnde Denken aufhob, weil er von den Operationen des speculativen Erkennens auch gar keine Vorstellung hatte. Dieses nur verständige, die Facta mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit darstellende Verfahren, ohne die Einsicht in ihre Nothwendigkeit zu gewähren, verhält sich zu der speculativen Methode, welcher überall die Idee in ihrer Totalität und damit in ihrem nothwendigen Verhältnisse gegenwärtig ist, wie nach Platonischem Ausdruck die menschliche Besonnenheit zum göttlichen Wahnsinn, worin die endliche mit Trennung und Verbindung des Einzelnen beschäftigte Thätigkeit, im Gegensatz der die Idee in ihrer Ganzheit anschauenden und auf das Unbedingte sich hinrichtenden Seele, angedeutet ist. Diesen Unterschied bei unserem Werke festhaltend, hat uns der Herr Verfasser wohl aus den Quellen aufgezeichnet, wie Plato sich den Staat gedacht und im Einzelnen gestaltet hat, welche des Aristoteles Grundzüge der Logik und Metaphysik, welche Principien der Ethik derselbe aufgestellt, ingleichen alle Hauptdefinitionen aus der Ethik des Spinoza, Lockes Vorstellung über den Ursprung und den Umfang menschlicher Erkenntnifs, Leibnitz Monadologie u. s. w. mit Treue und Fleifs aus den Werken dieser Männer selbst aufgeführt; aber die tieferen und das höchste speculative Interesse befriedigenden Fragen, warum der Platonische Staat im Systeme dieses Geistes diese und keine andere Gestalt habe annehmen können, warum hier Ethik und Politik schlechthin zusammenfallen, welches der absolute Fortschritt und Unterschied der Aristotelischen und Platonischen Idee sey, wie die Spinozistische Substanz in ihrer Auffassung aus dem Cartesianischen Princip mit Nothwendigkeit hervorgehe, wie die Monadologie einen wesentlich integrirenden Gegensatz zur Starrheit der Spinozistischen Substanz bilde, diese Fragen hat uns der Herr Verfasser nicht gelöst, und somit sich überhaupt nicht auf den Standpunct speculativer Philosophie hingestellt. Wie viel Verdienstliches aber jenes nur historische Verfahren für sich haben mag, so überschaut es doch nie das Gebäude in seiner nothwendigen Gegliederung, und vermag daher auch eine solche Einsicht niemals zu einem allgemeinen Bewufstseyn zu bringen.

Dr. Rötscher.

XXXIV.

Journal of a second Expedition into the Interior of Africa, from the Bight of Benin to Soccatoo. By the late commander Clapperton etc. To which is added the Journal of Richard Lander from Cano to the Sea-Coast etc. With a Portrait of Capt. Clapperton, and a Map of the Route, chiefly laid down from actual observations for latitude and longitude. Lond. MDCCCXXIX. I Vol. 4.

Wer die heldenmüthigen Anstrengungen, welche von den Britten seit einer Reihe von Jahren gemacht worden sind, um das Innere des Africanischen Continents den Blicken der kultivirten Welt aufzuschliefsen, verfolgt hat, wird den unerschrockenen Männern, welche sich der Reihe nach der Förderung der Wissenschaft geopfert haben, seine Achtung nicht versagen können. Und immer höher ist dieser Muth zu achten, da mit jedem Jahrzehend die Zahl der Opfer gröfser wird, und, so viel wir wissen, noch keiner das Licht der civilisirten Welt wiedergesehen hat, der es zum zweiten Mal wagte, sich in den dunkeln Abgrund hinabzustürzen. So haben dort nach einander M. Park, Hornemann, Oudney, Denham *), Laing, Clapperton und viele Andere theils durch Gewalt von Menschenhand, theils durch die Tücke des Klima's ihren Tod gefunden. Hier haben wir das Tagebuch des Letzten dieser Helden vor uns, der, durch das Gelingen seiner ersten Reise ermuthigt, zum zweiten Mal das Wagstück unternahm und ein Opfer des Klima's wurde. Mit Uebergehung alles dessen, was zu den persönlichen Schicksalen des Reisenden gehört, richten wir an das uns vorliegende Werk jetzt blos die Frage: Was hat Clapperton durch seinen Tod der Wissenschaft errungen?

*) Er starb, wenn wir nicht irren, als Gouverneur von Sierra Leone.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Journal of a second Expedition into the Interior of Africa, from the Bight of Benin to Soccatoo. By the late Commander Clapperton etc. To which is added the Journal of Richard Lander from cano to the Sea-Coast etc. With a Portrait of Capt. Clapperton, and a Map of the Route, chiefly laid down from actuel Observations for latitude and longitude. Lond. MDCCCXXIX. I vol. 4.

(Fortsetzung).

Es ist bekannt, dafs Clapperton diese zweite Reise in's innere Afrika von der Bucht von Benin aus unternahm, um den vielbesprochenen Flufs, der sich in sie ergiefst, von der Mündung aufwärts kennen zu lernen. Leider aber konnten es die Reisenden nicht wagen, in der Nähe der Mündung selbst vor Anker zu gehen, weil eingezogenen Nachrichten zufolge der dort herrschende König gegen die Engländer sehr feindselig gesinnt war. Sie landeten daher zu Badagry an der Bai von Benin und setzten von hier aus ihre Reise in nordöstlicher Richtung nach Kano in Houssa fort. Auf diesem Wege mufste aber Cl. den Niger — wie wir ihn, sonderbar genug, noch immer nennen — falls er sich in die Bai von Benin ausmündete, nothwendig durchschneiden, und da nun wirklich der Quorra, denn so sollte man ihn jetzt immer nennen, von den Reisenden überschritten wurde, so fragen wir vor Allem: Inwiefern hat Cl. unsere Kenntnifs des vielbesprochenen Flusses erweitert?

Die Reisenden erblickten den Quorra zuerst bei Boussa *) (in 10° 14′ N. Br.); es war dies aber nur der westliche Arm des daselbst eine Insel einschliefsenden Flusses. Dieser Westarm, dort Menai genannt, war ungefähr zwanzig (engl.) Ellen breit und etwa zwei Faden tief, die Strömung kaum wahrzunehmen. Der östliche Arm hingegen, mit dem sich unfern dieser Stelle der Westarm vereinigte, hatte ungefähr dreifsig Ellen in der Breite und einen so schnellen Lauf, dafs dadurch in dem Menai eine aufwärts gehende Strömung verursacht wurde. Beide Arme sind trübe und von rother Farbe; ihr Stand war damals, am Ende des März, zufolge der Aussage eines Eingeborenen, der niedrigste im Jahr; in der Regenzeit soll der Wasserstand ungefähr funfzehn Fufs höher seyn (S. 97. u. 98.). Einige Stunden im Süden von Boussa sahe Cl. den Flufs voller gröfserer und kleinerer Inseln und Felsen, und dicht unterhalb dieser Inseln hatte der Flufs damals (am 2. April) einen Fall von drei bis vier Fufs (S. 107), so dafs Cl. der Meinung ist, M. Park und Martin würden, wenn sie auch bei Boussa glücklich vorbeigekommen wären, an dieser Stelle höchst wahrscheinlich ihren Untergang gefunden haben. Weiter südwärts, bei dem Dorfe Songa, wo der Strom ein ungetheiltes Flufsbett hatte, betrug seine Breite nicht über drei Viertel der Breite, welche die Themse bei Somerset House hat, wenn ihr Stand hoch ist; die hie und da felsigen Ufer erhoben sich auf beiden Seiten des Flusses zu einer Höhe von 45 oder 50 Fufs. Eine (engl.) Viertelmeile unterhalb des genannten Dorfes theilte sich der Quorra wieder in drei klippige Ströme, und ungefähr eine und eine halbe Stunde südlich von Songa stürzt sich der Flufs mit grofser Gewalt durch eine felsige Schlucht, deren beide Pfeiler, so viel der Reisende bemerken konnte, aus Porphyr bestanden. Sonst ist Granit in der Gegend vorherrschend. Hier hörten übrigens die Hindernisse im Strome noch nicht auf, sondern auch weiter abwärts war derselbe noch voll von kleinen felsigen Eilanden und Stromschnellen. Das Dorf Comie oder Wonjerque ist der grofse Ueberfahrtsort für alle Karawanen von und nach Houssa, Nyffe u. s. w. (S. 109). Doch müssen wir hier den Irrthum der beigefügten

*) Die englische Orthographie ist durchweg beibehalten worden.

Digitized by Google

Karte berichtigen, wonach Comie auf der Ostseite des Flusses liegt, da doch nach S. 111 u. 115 kein Zweifel obwaltet, dafs es auf der Westseite belegen sey. Ueberhaupt vermissen wir auf der Karte die Andeutung des Reiseweges von Boussa nach Comie, der aber, wie wir aus Allem schliefsen müssen, auf der Westseite des Flusses hinging, so dafs das Dorf Songa ebenfalls auf dieser Seite liegt. An dem Orte, wo bei Comie die Karawanen gewöhnlich über den Quorra gehen, war derselbe ungefähr eine (engl.) Viertelmeile breit und in der Mitte zehn oder zwölf Fufs tief (S. 115). So viel erzählt uns Cl. aus eigener Anschauung. Lander, Cl.'s Bediente, der auf seiner Rückreise ebenfalls über den Quorra setzen mufste und bei Inguazhilligee *), wie er den Ort nennt, landete, erzählt uns blos, dafs er den Quorra — am 22. August, während der Regenzeit — um hundert Ellen breiter gefunden habe, als auf der Hinreise (S. 312).

Ehe wir aus den eben mitgetheilten Nachrichten einige Folgerungen zu ziehen wagen, halten wir uns verpflichtet, hier auch noch dasjenige zusammen zu stellen, was uns Cl. an verschiedenen Stellen nach den Aussagen der Eingeborenen über den Quorra mittheilt, so wenig Werth auch im Allgemeinen auf dergleichen Berichte der Eingeborenen Afrika's zu legen ist **). In Chaki (auf dem Wege von der Küste nach Katunga) ward den Reisenden erzählt, dafs der Quorra bei Benin in's Meer falle (S. 25).

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXV.

Le vraie Messie, ou l'ancien et le nouveau testamens examinés d'après les principes de la langue de la nature; par G. Oegger, ancien premier vicaire de la cathedrale de Paris. Motto: Un peu de philosophie eloigne du Christianisme, beaucoup de philosophie y ramène. Paris, de l'imprimerie de Felix Locquin etc. 1829. 501 S. 8.

Dieses Buch gehört unstreitig unter die merkwürdigsten unserer Zeit, mehr wegen seiner Erscheinung selbst, als wegen der Neuheit seines Inhalts. Der sehr wohldenkende Verfasser scheint gleichwohl auch auf letzteren einen Werth zu legen, und mag theils durch subjective, theils durch objective Gründe dazu bewogen worden seyn. Räthselhaft für Viele, welche mit der neuern Kirchengeschichte unbekannt sind, mufs dieses Werk nothwendig seyn; die Sache wird sich aufklären. Der Verf. hat einen Teutschen Namen, und kennt die Teutsche Literatur. Er ist seinem Titel nach in der Römisch-katholischen Kirche nicht nur erzogen, sondern auch mit einem kirchlichen Amte bekleidet gewesen. Er äufsert sich aber indifferent über die äufsern Confessionen, indem er nur die innere Kirche des Herzens, die auf Liebe und Wahrheit gegründet ist, zu suchen befiehlt; er eifert sogar gegen die Mifsbräuche und Irrthümer, womit Rom und das Pabstthum im Laufe der frühern Zeit die Gemeine des Herrn und das wahre Christenthum verdorben (s. z. B. S. 360. 362. 373. 437. 466. 474.), er eifert gegen den Cölibat (S. 427.), und verwahrt sich so stark gegen den Verdacht des Jesuitismus, dafs er (S. 437.) sagt: „*De toutes leurs corporations la plus fameuse, la plus orgueilleuse et la plus intrigante, pour laquelle le nom de Chretien n'etait plus une assez grande distinction, n'avoit elle point pris le nom sacré de Jesus, et ne l'a-t-elle point porté comme si elle ne l'eut pris que dans l'unique intention de le rendre odieux?*" — Dagegen will er allerwärts die Mifsbräuche abgeschafft und auch äufserlich eine einfache Kirche, die dem Evangelium gemäfs sey, aufgerichtet wissen, und will selber dazu die Hand bieten, indem er glaubt, dafs die Zeit gekommen sey, besonders durch die Entdeckung der Natursprache, als einzigen Schlüssels der Exegese und als überzeugenden Vereinigungsmittels für alle getrennte sichtbare Kirchengesellschaften. Es ist nöthig, die Worte herzusetzen, die er nach einem zur Vorrede dienenden Schreiben: *à Monsieur Charles Coquerel, redacteur de la Revue protestante*, an die sich für befähigt achtenden Behörden richtet: „*Aux autorités qui se croiront competentes. Le vrai sens des Livres-Saints etant enfin irrevocablement fixé par la decouverte de la Langue de la nature, le soussigné demande que les diverses autorités ecclesiastiques se hatent de supprimer des abus dorenavant incompatibles avec la societé perfectionnée, et d'organiser partout un culte simple et sublime comme l'Evangile. S'il arrivait, ce qu'il ne peut croire, qu'après un delai convenable les autorités ecclesiastiques n'eussent point pris sa demarche en consideration, le soussigné demanderait alors, au nom des lois, qu'appreciant les effets des progrès toujours croissans des lumieres, le gouvernement lui assignat, dans la capitale, une Eglise ou un Temple où il put commencer à exercer le saint ministere d'après ses nouvelles connaissances acquises, et sans une odieuse distinction des sectes; distinction aussi contraire à l'Evangile qu'à la raison et au repos des Etats.*" — Er spricht hier von seinen neuerworbenen Kenntnissen, und dieses führt auf seine Lebensgeschichte, woraus er an zwei Stellen (S. 291 f. und 316) etwas bemerkt, was zu seiner Ehre gereicht. Er sagt: „Es war eine Zeit, wo wir uns, wie etwan auch ihr, auf dem uferlosen Ocean der menschlichen Gedanken verirrten; aber endlich, nach zwanzigjährigen

*) Mufs nach Lander's Beschreibung seiner Reiseroute (S. 313) ganz in der Nähe von Comie liegen.

**) S. die völlig widersprechenden Nachrichten in Ritter's Erdkunde a. a. O. S. 482. 486. 489. 515. u. s. w.

Digitized by Google

Studien, Untersuchungen und Betrachtungen, um den Zeitpunkt der völligen Reife des Geistes, sind wir so glücklich gewesen Christ zu werden, aus einem Deisten, man mufs ja das Wort nennen, der wir waren. Und dor eigentliche Augenblick, der unsere Veränderung bestimmte, war der, wo wir dem Schöpfer feierlich gelobten, die heilige Wahrheit nicht zu entweihen, wenn wir ihr begegneten, und mit dem Studium das Gebet verbänden," u. s. w. In der zweiten Stelle beklagt er, dafs er vierzig Jahre lang (vermuthlich sein Lebensalter, bis er zur christlichen Ueberzeugung gekommen war) irre gegangen sey, mit stolzen Philosophen und noch stolzern Theologen, und wie unsinnig die ganze metaphysische Welt durchlaufen habe, um Gott und die Gesetze seiner Liebe zu finden, während der Gott des Herzens ihm so nahe, und das Gesetzbuch der Liebe und Glückseligkeit unter seinen Händen gewesen sey.

Wir sehen also hier einen vom Zweifel zur Wahrheit bekehrten, einen warmfühlenden und emsig forschenden glaubigen Mann, dem es viel Kämpfe gekostet haben mag, nicht nur sich vom Deismus zur Offenbarungslehre, sondern auch vom einseitigen Dogmatismus einer besondern Kirche zum universellen Christenthum zu erheben; den in so fern kein andrer Tadel trifft, als dafs er die ganze Welt seines Glücks, seinen Erlöser gefunden zu haben, theilhaftig machen möchte, und der daher alle Achtung verdient. So achtungswerth aber überhaupt der bekannte Eifer neuerwachter Gemüther ist, Andern ihre Ueberzeugung mitzutheilen, und Verbesserungen zu stiften, die man ihnen wenig dankt, so schwer scheint es für viele unter ihnen zu seyn, ihre rechte Reife abzuwarten, ihre Studien nicht abzubrechen oder zu beschränken, sich nicht für fertig zu halten, und nicht eben dadurch, selbst bei vermeinter Geistesfreiheit, Particularismen anheim zu fallen, die der Geübte sofort an ihnen entdecken wird, und die nicht geeignet sind, bleibendes Gute zu stiften, weil auch sie wieder auf die Capelle der Läuterung müssen. Diese schmelzt zwar nicht dasjenige ab, was als unendlich fortstrebende Erkenntnifs uns in die Ewigkeit begleitet und den Kreis der Wahrheiten vervollständigt, wohl aber die Einseitigkeiten, die keinen Anspruch auf allgemeine Annahme machen können, sofern sie sich ausschliefsliche Gültigkeit anmafsen. Hievon ist der Verf. nicht freizusprechen, er hat sein eigenes, particulares System; er hat übel gethan, es nicht bei seinem wahren Namen zu nennen oder dessen Ursprung zu verschweigen, es sogar gewissermafsen für neu auszugeben, und irrt wenn er vermeint, es werde sich als allgemeingültig Bahn brechen und die Mutter einer neuen Reform werden. Dazu ist es zu arm und zu beschränkt, je allzu falsch in verschiedenen Theilen.

Wir erinnern voraus, dafs so ehrenwerth der Charakter und die Absicht des Verfs. ist, eben so viel Wahres und Beherzigungswerthes in seinem Buche zerstreut liegt; wir empfehlen es Allen die durch Fesseln verschiedener Art gebunden, noch nicht so weit sind als er in mehrern Punkten ist, und dazu gehören wohl Manche, die sich über seine Forschungen erhaben wähnen, und als seine Richter glauben absprechen zu können. Aber wir wünschen dafs die, denen er etwas Neues zu sagen scheint, seine Lehre zu würdigen in Stand gesetzt seyn mögen.

Im Ganzen sind es zwei verbundene Angeln, in denen sich dieses System bewegt. Der erste Grundsatz ist der von dem Daseyn einer Natursprache, worin die ganze heilige Schrift geschrieben sey, und deren Verständnifs daher mehr als Philologie, und unentbehrlich auch bei dieser, zur Auslegung diene. Der andre betrifft die Person Jesu Christi, oder was in sofern einerley ist, die Trinität, indem geläugnet wird, dafs es drei Personen der Gottheit gebe, hingegen behauptet, dafs der Erlöser der einzige wahre Gott sey und sie alle in seiner Person vereinige. Dazu kommen noch andre Sätze, die uns von dem Rückblick auf ältere Häresen oder Particularmeinungen abmahnen und sogleich zur rechten Quelle führen werden. Nach dem Verf. giebt es z. B. keinen persönlichen Satan, die Teufel sind eben so wohl wie die Engel, vormalige Menschen, ihres fleischlichen Ueberzugs entkleidet, nunmehr Geister, entweder entartete und verworfene, oder selige und vergöttlichte; auch die dämonischen Besitzungen werden durch Verstorbene bewirkt (s. S. 42. 43. 134. 155. 177. 273. 341 f. 345. 365 f. 402. 411. 428 ff.). Ferner, das wahre Wort Gottes begreift nur den Pentateuch, die Propheten, die Psalmen, die Evangelien und die Offenbarung Johannis, mit Ausschlufs der Episteln des N. T. (S. 300. 499). Ferner, es giebt keine zweite Zukunft Christi und kein jüngstes Gericht als noch bevorstehend, sondern dieses ist schon vorüber, und das neue Jerusalem hat sich schon zur Erde herabgelassen, die alte Kirche ist gerichtet, und die des neuen Jerusalems blüht im Stillen; daher zu rathen ist, dafs man sich zwar nicht willkührlich oder gewaltsam von seiner äufsern Kirchengemeinschaft losreifsen, falls man aber diese auf zu grofsen Abwegen von dem Evangelium finden sollte, sich anschliefsen möge an eine von den Societäten, die in England, Schweden, Teutschland, Amerika und selbst in Frankreich, unter dem Namen der Christen des Neuen Jerusalems bestehen (S. 407ff. 415. 421. 442. 449 ff. 475. 498. 500 ff.). Aus dem Allen und sonstigen Aeufserungen ist nun nicht schwer zu errathen, dafs der Verfasser eigentlich ein Swedenborger ist, ob er gleich, vermuthlich um nicht durch einen Sectennamen abzuschrecken, und weil er glaubt die Lehre, die ihm etwa zuerst zur christlichen Erkenntnifs verhalf, in eigenen Saft verwandelt zu haben, Stillschweigen darüber beobachtet, und Recht den Namen Swedenborgs nur an Einer Stelle des Buchs (S. 233 Anmerk.) gefunden hat. Gehen wir ein wenig näher in die beiden Hauptmaterien ein.

Der Verf. hat im Allgemeinen richtig erkannt, dafs die Bibel eine Bildersprache redet, welche (vg. S. 37 f.) sich auf diejenige Sprache gründet, die Gott in der Natur durch den Ausdruck des Wesentlichen oder Unsichtbaren in sinnlichen Formen spricht, und dafs die Bibel selbst auf dieses ihr Sprachfundament hinweist. Allein das ist am wenigsten eine neue Entdeckung, vielmehr ist der Verf. und die ganze Swedenborgische Schule noch zu schwach, einseitig und manchmal auch sehr irre in ihren blofs geistlichen oder moralischen Auslegungen des Buchstabens (woneben sie zwar noch einen dritten oder

Digitized by Google

himmlischen Sinn annehmen), so dafs dadurch zwar Manches richtig erläutert, aber auch Vieles hinweggedeutet wird, was zum Glaubensgrund und zur Vollständigkeit der christlichen Erkenntnifs wesentlich mit gehört. Der Verf. möge sich bescheiden, dafs er erst ein Anfänger in diesem hieroglyphischen Studium ist, sich aber um so weniger abhalten lassen, die gewonnene Einsicht in allen ihren so fruchtbaren Beziehungen weiter zu verfolgen, ohne auf das zu achten, was die Beschränktheit seiner Genossen, oder die entgegengesetzte Beschränktheit derer, die nur nach gemeinen Vernunftregeln auszulegen wissen und alle Tiefe für Schwärmerei halten, mit sich bringt. Auch hoffe er nicht, seine Symbolik, oder die symbolische Auslegung in ihrem gröfsern Umfang, werde heute eine Umgestaltung der theologischen Ansichten bewirken, da eben sie dem sogenannten Rationalismus, der mit so vielem Eigensinn verfochten wird, von langer Zeit her ein Aergernifs und eine Thorheit ist. Möge er sich auch besonders davon überzeugen, dafs seine oder die Swedenborgische Methode keinen gehörigen Unterschied zwischen blofsem Bild und zwischen buchstäblicher Wahrheit, und auch dem was beides zugleich ist, zu machen weifs, ja dafs das einfache Allegorisiren da nicht hinreicht, wo Edelsteine von sieben Augen oder Flächen liegen.

Die oben erwähnten Lehren Swedenborgs und des Verfs. über die Geisterwelt, den Kanon, die Zukunft des Herrn u. s. w. mufs Rec. sämmtlich für falsch und für Mifsverstand erklären. Swedenborg hat bedeutende Blicke gethan, aber auch zum öftern geirrt. Was aber den andern Hauptpunkt betrifft, so lautet das Bekenntnifs der Swedenborger oder Christen des Neuen Jerusalems also: „Ich glaube, Jehova Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, ist ein Einiger in seinem Wesen und in Person, in welchem eine göttliche Dreiheit ist, die aus Vater, Sohn und heiligem Geist besteht, und dafs der Herr und Heiland Jesus Christus dieser Gott ist" (s. Dr. Burkhards Geschichte der Methodisten in England, Th. I. S. 82). Unser Verf. hat nun durch das ganze Buch hindurch dieses Glaubensbekenntnifs fast noch strenger als es sich auslegen läfst, ohne jedoch desselben zu gedenken, commentirt, für die absolute Einheit Gottes in Wesen und Person, für die alleinige Gottheit Jesu Christi, als Schöpfers und Erlösers zugleich, als Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, gefochten, indem derselbe einige Zeit, als geistlicher oder göttlicher Mensch, irdisches Fleisch an sich genommen habe, und nur dadurch Sohn geworden sey; der Sohn sey der erniedrigte Vater, der Vater der erhöhete Sohn; der Vater das universelle Ich, der Sohn das personificirte Ich; die Trinität bestehe eigentlich nicht in Gott, sondern rücksichtlich des Menschen u. s. w. So viel Wahres und Scharfes nun auch der Verf. gelegenheitlich beigebracht hat, weswegen sein Buch der Empfehlung würdig bleibt, so ist doch seine Polemik nicht allzu umsichtig, und giebt Blöfsen, die sie durch gröfsere Billigkeit hätte vermeiden können. Gott ist drei, ist eben so wahr, als dafs Gott eins ist; und damit die menschliche Vernunft, welche diese Wahrheiten in ihrem jetzigen Zustand schwer zu vereinigen weifs, sie gleichwohl annehmen möge, so ist beides uns gesagt und gezeigt; denn dafs z. B. bei der Taufe Jesu die Dreiheit deutlich auseinander tritt, ist ohne sophistische Ausflucht nicht zu läugnen; dafs aber auch in Christo die ganze Fülle der Gottheit wohnte, dafs der Vater in ihm war, dafs wer ihn sah, auch den Vater sah u. s. w. ist eben sowohl ohne ähnliche falsche Kunst unbestreitbar. Allein den Verf. irrt nach mehrern Stellen seines Buchs eigentlich der kirchliche Ausdruck Person oder Hypostase, und er streitet immer dafür, dafs Gott sowohl persönlich als wesentlich eins sey, was aber eben deswegen ein blofser Wortstreit über eine Sache wird, welche wir nicht nennen können, weil sie über unserer Logik und über unserm Wortvermögen hinausliegt, und welche die heil. Schrift, um weder zum Unitarismus noch zum Tritheismus Anlafs zu geben, der erleuchteten Forschung aber freien Spielraum zu lassen, mehrentheils umschrieben und von ferne angedeutet hat. Auch will ja die wahre Trinitätslehre nichts Anderes als: Gott sey einig im Wesen, dreifach aber von Person, d. i. Erscheinung, Aeufserung, Offenbarung u. s. w. und bekümmert sich dabei um keine menschliche Wortbestimmung. Was aber dreifach in der Offenbarung ist, oder wie der Verf. sagt, in Rücksicht auf den Menschen, das ist auch dreifach in sich, ohne seine Einheit zu verlieren, oder hat das Vermögen inwohnend, sich selbst und Andern sich so darzustellen, wovon viele Abbilder in der Natur uns überzeugen können, selbst jeder Triangel, der, wenn man will, ein in die Dreiheit getretener Cirkel ist. Unstreitig ist ferner nach der Schrift, dafs der Sohn die Form des Vaters ist, (εἰκὼν, χαρακτὴρ, Coloss. 1, 15. 2 Kor. 4, 4. Hebr. 1, 3), und der Geist derselbe Gott als Wirker von sich selbst ausgehend. Aber wir haben hier keine Abhandlung über die Dreieinigkeit zu liefern, sondern nur zu ermahnen, dafs man bei diesem höchsten der Geheimnisse nirgends die Grenze der Vorsicht und Bescheidenheit überschreiten, sondern sich durch die Kraft von oben mit der Zeit sagen lassen möge, wie es sich damit verhält. Sehr fertig ist der Mensch im Definiren, sehr taub und schwach in der Geduld. Eine natürliche Folge davon ist, dafs wir in göttlichen Dingen leichter von unserm Eigenen geben, als uns geben lassen was Gottes ist. Dennoch weifs Niemand was Gottes ist, als der Geist Gottes (1 Kor. 2, 11). Es ist als wenn wir stets vergäfsen, dafs nicht nur morgen auch ein Tag, sondern dafs wir für eine Ewigkeit erschaffen sind, in die wir noch weit weniger als in den morgenden Tag Licht hineintragen können, wohl aber von ihr und schon von unserer hiesigen Führung erwarten dürfen. Darum wollen wir einander ermahnen, nicht uns an die äufsern Gesellschaften des Neuen Jerusalems anzuschliefsen, sondern zu trachten, dafs das Licht jener ewigen Stadt in uns dämmern und immer helle leuchten, und der wahre Morgenstern aufgehen möge in unsern Herzen (2 Petr. 1, 19).

J. F. v. Meyer.

Digitized by Google

Nro. 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Journal of a second Expedition into the Interior of Africa, from the Bight of Benin to Soccatoo. By the late commander Clapperton etc. To which is added the Journal of Richard Lander from Cano to the Sea-Coast etc. With a Portrait of Capt. Clapperton, and a Map of the Route, chiefly laid down from actual observations for latitude and longitude. Lond. MDCCCXXIX. I Vol. 4.

(Fortsetzung.)

In Ensookosoo wurden sie ferner, als es sich darum handelte, auf welche Weise Menschen und Handelswaaren von der Küste aus in's Innere geschafft werden könnten, berichtet, dafs Kanots von Chekerie oder Warrie (Awerri?) den Quorra aufwärts bis Nyffe oder Tappa kämen, und dafs sie zu dieser Fahrt zehn Tage gebrauchten (28). Da aber nach Cl.'s Karte Nyffe (auch Nyffee) zwischen 9° und 10° N. Br. liegt, so berührt diese Gegend den Punkt (Comie), wo Cl. selbst über den Quorra setzte. In Comie erzählte der Besitzer des Hauses, in welchem Cl. wohnte, und den Cl. selbst einen sehr achtbaren Mann nennt, dafs der Flufs fast auf der ganzen Strecke bis zur See, in welche er sich bei der Stadt Fundah ergösse, voll von Felsen und Inseln wäre; dafs ferner die Einwohner von Benin zu Lande hierher (nach Comie) kämen, es aber vermieden auf dem Wasser zu reisen, da es gegen ihren Fetisch sey; dafs endlich der Quorra auf seinem ferneren Laufe mehr ostwärts fliefse, bis zu seiner Vereinigung mit dem von Osten herkommenden Flusse Kadania (Kodonia); von da an wende er sich gegen W. und falle in die See (S. 116). In Tabra endlich wurde Cl. erzählt, dafs der Quorra hinter Benin bei Fundah in die See ginge (S. 122).

Um zuletzt noch die Nebenflüsse des Quorra zu nennen, so macht uns unseres Reisenden Tagebuch zuerst mit der Moussa oder Juffee bekannt (S. 32), welche von Westen her, an der Gränze von Nyffee, sich in den Quorra ergiefst. Von derselben Seite, aber etwas nördlicher, geht der Oliflufs in den Quorra. Der Oli hat ein sehr felsiges Bett und soll in der Regenzeit wegen der Schnelle seines Stromes nicht zu passiren seyn. An der Stelle, wo Cl. diesen Flufs überschritt und wo damals (am 20. März) das Flufsbett völlig trocken lag, bestanden die in demselben vorhandenen Felsen aus einem dunkelfarbenen Thonschiefer; der Lauf des Flusses ging von W. N. W. nach O. S. O. Der Häuptling eines nahen Dorfes erzählte Cl., dafs der Oli in den Hügeln nördlich von Niki *) seinen Ursprung habe, an der Nordseite von Kiama hinfliefse und oberhalb Rakah in den Quorra falle (S. 79). Flüsse, die von der Ostseite dem Quorra zufliefsen, sind die Coodoonia (Codonia), welche Lander, Clapperton's Bediente, auf dem Rückwege (am 11. Juni) durchwatete, wobei ihm und den Seinigen das Wasser nur bis an's Knie reichte. Der Flufs hatte (an dieser Stelle) einen nordwestlichen Lauf und ergiefst sich — Lander war aber nicht Augenzeuge — nahe bei Funda in den Quorra (S. 293). Auf seiner Reise nach Dunrora, und zwar schon ziemlich in der Nähe dieses Ortes, setzte Lander über den Rary, den er einen grofsen Flufs nennt, und der seinen Lauf gegen S. O. hatte (S. 296); diefs mufs aber eine lokale Krümmung des Flusses gewesen sein, denn der beigefügten Karte zufolge hat er mit geringen Abweichungen eine ostwestliche Richtung und geht in die Codonia. Auf der Rückreise nach Zegzeg setzte Lander auch über den Makammee, welcher südlich flofs und nach L.'s Ausdruck ein grofser Flufs war (S. 302). Nach der Karte strömt der Makammee (auch Makamie) in südwestlicher Richtung der Coodonia zu. Der Accra,

*) Soll die Hauptstadt des Königreiches Borgoo sein. S. 83.

Digitized by Google

nach Lander gleichfalls ein grofser Flufs, welcher da, wo dieser ihn sahe, eine nordwestliche Richtung hatte (S. 291), ergiefst sich wahrscheinlich in den Makamie. Aufser den genannten sahe L. auf seinem Wege nach Dunrora noch mehrere Flüsse, welche alle ihren Lauf gegen Westen nahmen, deren Namen er aber nicht erfahren konnte (S. 289). Es wäre dann noch der Shary zu erwähnen, der sich nicht minder als der Quorra selbst den Blicken der Europäer zu entziehen sucht. Weder Clapperton noch Lander sahen den Shary, obgleich letzterer ihm in Dunrora sehr nahe war. Lander hörte hinsichtlich desselben, dafs er eine halbe (engl.) Meile von der Stadt Jacoba vorbeifliefse, dafs er aus dem See Tchad entspringe, und dafs zu jeder Jahreszeit Kanots aus jenem See in den Niger gelangen könnten; der Shary (oder Shar, wie L. ihn nennt) ergiefse sich aber bei Funda, welches genau im Westen von Dunrora liegen soll, in den Niger (S. 297). Ein Nebenflufs des Shary von S. O. her ist angeblich der Asha-Flufs, welcher durch Bagermie fliefsen und oberhalb Logan in den Shary fallen soll (S. 230). Einen Kotangkora genannten Flufs, welcher nach der Karte auf der Nordseite von Tabra hinfliefst und ein wenig oberhalb Comie von N. O. her in den Quorra geht, erinnern wir uns nicht, in dem Werke selbst irgendwo erwähnt gefunden zu haben, ungeachtet die Reisenden auf ihrem Wege den Flufs mehrmals überschritten haben müssen; statt dessen wird uns gesagt, dafs Tabra (S. 121) und Koolfu (S. 135) am Flusse May-Yarrow liegen, der aber auf der beigegebenen Karte nicht zu entdecken ist. Endlich wäre noch des Flusses zu gedenken, welcher auf der Südseite der Stadt Kashna und in geringer Entfernung nördlich von Soccatoo hinströmt (beides ist aber, wenn man der beigegebenen Karte trauen darf, ein und derselbe Flufs); er entspringt ungefähr in 9° O. Grw., hat eine westliche Richtung und ergiefst sich aller Wahrscheinlichkeit nach in den Flufs von Timbuktu. Sein Name ist nicht angeführt. Um nichts unerwähnt zu lassen, was zur Aufklärung der Hydrographie des Sudans dienen könnte, bemerken wir noch, dafs Clapperton in der Nähe von Soccatoo (in den Ebenen von Gondamie) eine Kette von Seen und Sümpfen entdeckte, welche wenigstens auf die relativ niedrige Lage dieses Landstriches hindeuten. Die Ufer dieser Seen sind der Sammelplatz von unzähligen Elephanten und andern wilden Thieren (S. 180).

Ehe wir nun die sich hier ergebenden Thatsachen unsern bisherigen Kenntnissen von den Stromsystemen des Sudans anreihen, wollen wir nur mit einem Worte des Ortes erwähnen, wo M. Park ein Opfer seines Entdeckungseifers wurde, denn die Feststellung dieses Punctes durch Cl. ist kein unwichtiges Moment für die Aufhellung des geheimnifsvollen Stromes. Amadi Fatouma, M. Park's Begleiter und Dolmetscher, erzählte (gröfstentheils nach eigener Erfahrung), der englische Reisende habe sich in Sansanding eingeschifft, sey durch den Dibbie-See, alsdann bei Kabra, dem Hafenorte Timbuktu's, vorbei, bis an die Gränze des Reiches Houssa geschifft; bei Yaour (Youri des Cl.) sey er gelandet und habe auf der Weiterreise bei Boussa seinen Tod gefunden, indem er sich, vom Ufer her angegriffen, nach langem Kampfe mit seinem letzten Begleiter in den Strom gestürzt habe *). Diese Erzählung von M. Parks Ende wird aber in allen wesentlichen Theilen durch Cl.'s eingezogene Erkundigungen auffallend bestätigt (Einleit. S. XX.; Tageb. S. 84. 89. und 134.); ja Cl. sahe sogar mit eigenen Augen den Fleck bei Boussa, wo Park's Boot auf einer Untiefe strandete und der kühne Mann mit den Seinigen den Tod fand (S. 104) **).

Da nun auf diese Weise der Ort, wo M. Park sein Leben endete, festgestellt ist — Boussa liegt nach Cl. in 10° 14′ N. und 6° 11′ O. Grw. — sich aber gegen Park's ununterbrochene Fahrt von Sansanding bis hieher keine Zweifel erheben lassen, so ergiebt sich daraus natürlich die wichtige Thatsache, dafs der bei Kabra vorbeifliefsende Joliba und der Quorra bei Boussa ein und derselbe Flufs sind; zugleich wird aber die lange behauptete Identität ***) des Joliba und des in den Tchad-See fliefsenden Yeou (Yaou) höchst unwahrscheinlich gemacht. Sollte nehmlich ein *solcher* Zusammenhang des Joliba mit dem Yeou Statt finden, so müfste die Vereinigung derselben südlich von 8½° N. Br. geschehen, da noch in dieser Gegend die Gewässer (Makamie, Codonia, Rary) gegen Westen fliefsend dem Quorra zueilen und hierdurch die westliche Abdachung des Landes bekunden. Nähern wir uns aber

*) Ritter's Erdkunde 2. Ausg. Th. I. S. 428 ff.

**) M. Park's damals verloren gegangenes Tagebuch dereinst wieder zu erhalten, scheint nach S. 104, 123 u. 134 wenig Hoffnung vorhanden zu sein.

***) Vergl. Ritter's Erdkunde a. a. O. S. 486, 490, 491 u. s. w.

Digitized by Google

dem Aequator nur um einen halben Grad, d. h. bis auf 8° N. Br., so befinden wir uns, wenn Lander's Begleiter Mahomet sich in der Angabe der Entfernung nicht irrte (s. oben), an den Ufern des Shary selbst, oder doch jedenfalls unfern dieses Flusses. Mahomet behauptete ausdrücklich, der Shary komme aus dem Tchad-See (*lake Tchad*) und ergiefse sich bei Funda in den Niger; da wir aber wissen, wie häufig Ursprung und Mündung eines Flusses von den Afrikanern mit einander verwechselt werden, und da überdies Denham einen grofsen wasserreichen Flufs, Shary genannt, von Süden her in den Tchad-See fallen sah, so gewinnt die Meinung derer, welche annehmen, dafs der Quorra, durch eine Bergkette von seinem südlichen Laufe abgewendet, gegen Osten fliefse, folglich mit dem Shary ein und derselbe Flufs sey und daher zuletzt in den Tchad-See falle *), grofse Wahrscheinlichkeit. Dieser Ansicht, welche namentlich der Maj. Rennell, dem die Erdkunde Afrika's so viel zu verdanken hat, fest hält **) und welche durch die Aussagen einzelner Eingeborenen unterstützt wird, widerstreiten aber folgende Thatsachen, die von glaubwürdigen Männern der Welt dargelegt, ohne Gegenbeweise nicht angefochten werden dürfen. Nach Laings Beobachtungen liegt die Quelle des Joliba ungefähr 1510 Par. Fufs hoch ***); der Tchad-See aber hat nach Oudney's bar. Beobachtungen eine absolute Höhe von 1340 Fufs ****). Da hierunter aber englische Fufs zu verstehen sind, so würden dafür 1236 Par. zu setzen sein. Ziehen wir nun diese von den vorigen ab, so würden wir für einen Flufs, der nach ungefährer Schätzung eine Linie von wenigstens 420 geogr. M. (15 = 1°) durchlaufen müfste, 274 Fufs Gefäll übrig behalten. Trotz dieses beispiellos geringen Gefälles, würde der Flufs nichts desto weniger die Kraft behalten müssen, sich durch die hohen Gebirgsketten hindurch zu arbeiten, welche Denham im Süden des Tchad-Sees auf seinem Wege nach Mora und Mosfeia erblickte. Dies widerstreitet aber aller Analogie. Wenn indessen hierdurch jene Ansicht, welche Quorra und Shary für identisch hält, noch nicht völlig widerlegt wäre, so könnten wir noch einiges anführen, das sich mit derselben auch schwer vereinigen lassen dürfte. Lander kam auf seinem Rückwege von Kano nach Dunrora zu einer Stelle — offenbar dem Südrande des im innern Afrika zwischen 8° und 14° Br. gelegenen Hochlandes — von wo sich ein ebenes Tiefland vor ihm ausdehnte, so dafs er, nach seiner Schätzung, eine Strecke von acht Tagereisen vor sich liegen sahe (S. 297). Dieses Tiefland müfste demnach der Quorra durchströmen; aber die Beschreibung, welche uns Lander schon von der Physiognomie desjenigen Landes macht, das er bis Dunrora hin durchreiste, macht es höchst unwahrscheinlich, dafs dieser in eben jenem Tieflande gelegene Ort noch in einer absoluten Höhe von beiläufig 1300′ d. h. nur im Niveau des Tchad-See's liege. Endlich aber bleibt noch der Umstand zu berücksichtigen, dafs bei der Annahme von dem östlichen Laufe des Quorra für die wasserreichen Ströme, die sich in die Baien von Benin und Biafra ergiefsen, und deren Zahl sich auf etwa zwanzig belaufen soll, kein Raum übrig bleibt. Denn falls das Bett des Quorra von den eben genannten Flüssen, wie man meint, durch eine Bergkette geschieden wäre, so würden diese nur etwa 40 geogr. M. vom Meere ihre Quellen haben können. Woher dann aber die Wassermasse jener Ströme, von denen einige (Alt-Calabar, Rio del Rey, Boni und Neu-Calabar) an ihrer Mündung eine Breite von 11 bis 12 engl. Meilen haben, und welche zusammen eine solche Menge süfsen Wasser's in's Meer schütten, dafs noch 25 engl. Meilen vom Cap Formosa Schiffe Stunden lang auf süfsem Wasser fahren sollen *).

Wir müfsten die Gränzen dieses Aufsatzes überschreiten, wenn wir noch etwas über die in den Berichten der Eingeborenen beständig vorkommende Verwechslung des anfangs von Westen nach Osten fliefsenden Joliba (Quorra) mit dem gleichfalls in östlicher Richtung und unter nicht sehr verschiedener Breite strömenden Yeou sagen wollten; doch erlauben wir uns hier noch auf den sonderbaren Umstand aufmerksam zu machen, dafs auf der dem Clapperton'schen Journal beigefügten Karte die Höhe der Berge, auf welchen der Shashum, ohne Zweifel einer der Quellflüsse des Yeou, entspringt, zu ungefähr 600′ engl. angegeben ist. Wir haben im Werke selbst keine Aufklärung darüber gefunden, und lassen es für jetzt dahin gestellt sein, wie

*) *Quarterly Review vol. XXXIX. Nr. 77. January* 1829.

**) *Quarterly Review* a. a. O.

***) Vergl. den Krit. Wegweiser im Gebiete der Landkartenkunde, 1829. Bd. I, 1. S. 30.

****) Vergl. Hertha XII. S. 204.

*) Vergl. Hertha XII. S. 301 u. 302.

Digitized by Google

diese höchst auffallende Angabe, von der wir nicht wissen, woher sie stammt, mit Oudney's Bericht über die absolute Höhe des Tchad-Sees zu vereinbaren sey. So viel über die Gewässer des Sudans.

Wir haben uns durch diese Abschweifung aber selbst den Raum entzogen, um jetzt noch von der reichen Ausbeute umständlicher zu sprechen, welche unser Werk hinsichtlich der Nachrichten über die physische Beschaffenheit der Länder, über Völker und Staaten des innern Afrika's darbietet.

Was zunächst die Bemerkungen über die Oberfläche, Vegetation, Thierwelt u. s. w. der von Cl. durchreiseten Länder betrifft, so erfahren wir, dafs zwischen der Benin-Küste und dem Quorra ein Gebirgszug sich hinlagert, dessen höchster Punkt indessen da, wo man diese Kette überschritt, der Karte zufolge 2500′ engl. nicht übersteigt. In Chaki wurde den Reisenden gesagt, dafs diese Gebirgskette sich durch Ghunga hinziehe, 35 Tagereisen weit von Ckaki gegen W. N. W. (S. 25); nach einer andern Nachricht soll sie sich in dem Lande Berghoo erheben und östlich durch Jaboo nach Benin streichen; sie hat eine Breite (von N. nach S.) von etwa 80 englischen oder ungefähr 16 deutschen Meilen (S. 21). Der ganze Gebirgszug scheint aus Granit zu bestehen. Schroffe und gigantische Granitblöcke erhoben sich an manchen Stellen 6 bis 700 Fufs über die meist engen, gekrümmten Thäler, durch welche die Reisenden hinzogen (S. 21). Diese Thäler waren, was in diesem Theile Afrika's nichts Ungewöhnliches ist, mit Baumwolle, Korn, Yam's und Bananen wohl angebaut (S. 20 u. 21). Aus dem Umstande, dafs die Reisenden schon zwischen Duffoo und Chiadoo anfingen bergabwärts zu steigen, möchten wir schliefsen, dafs die nördliche Abdachung dieses Höhenzuges breiter als die südliche sey (S. 22 u. 23). Diese Granitbildung setzt sich bis Katunga (S. 35) fort und findet sich selbst noch an den Ufern des Quorra. Dagegen tritt bei Kiama und bei Watatoo (auf dem Wege von Kiama nach Katunga) auch schon Sandstein auf (S. 63 u. 75). Bemerkenswerth erscheint es, dafs auch auf der Ostseite des Quorra Granit vorhanden ist, wie namentlich bei Wazo, unweit Womba (S. 148) und bei Guber in Duschee, unweit Guari (S. 152). Zwischen Guari und Makundi bestanden die Felsen aus schieferartigem Sandstein (S. 156). Eine zweite hohe Hügelkette erblickte Lander auf seinem Rückwege nach Dunrora; sie lag ihm gegen Osten und erstreckte sich von Norden nach Süden, so weit das Auge reichte (S. 289). Wenn der Aussage der Eingebornen, dafs dieser Höhenzug sich bis zum salzigen Wasser (Meere) ausdehne, zu trauen ist (S. 290), so müfste der Quorra doch auch diese Hügelkette durchbrechen, falls er sich in den Tchad-See ergiefsen soll.

Fruchtbar und theilweise wohl angebaut, theils aber mit dichten Wäldern besetzt (S. 30, 296 u. s. w.) ist das ganze Land, welches die Reisenden von der Küste bis Kano und Soccatoo, und in entgegengesetzter Richtung von Kano bis Dunrora durchzogen; in der Stadt Zaria ragten nur die Gipfel der Häuser aus dem Korne (Hirse und Durra) hervor (S. 157). Die Produkte, namentlich des Pflanzenreiches, welche Cl. für manche Gegenden aufzählt, sind sehr mannichfaltig: so ist z. B. Wawa, eine Provinz von Borgoo, reich an Yam's, Korn, Durra, Indischem Korn (Mais?) und Hirse; aufser diesen Hauptnahrungspflanzen bringt das Land auch Limonien, Pisang, Bananen und verschiedene wilde Früchte in Menge hervor. Das Thierreich liefert Fische, die man in grofser Menge aus dem Quorra und seinen Zuflüssen erhält; ferner hat man Ochsen, Pferde, Schafe und Ziegen; Federvieh ist in grofser Zahl, Honig und Wachs in reichlicher Fülle vorhanden, und an allen Wildarten, die in Afrika heimisch sind, ist Ueberflufs. Elfenbein und Straufsfedern, die gleichfalls in grofser Menge zu haben wären, finden bis jetzt keinen Käufer (S. 93). Es würde zu weit führen, wollten wir hier den Reichthum der einzelnen Länder, welche Cl. besuchte, aufzählen; wir wollen uns daher begnügen, hier nur noch des mannichfaltigen Landbaues zu *gedenken*, welchen Cl. im Fellata-Lande vorfand. Die Aecker waren daselbst mit Durra und anderm Getreide bestellt und die Räume zwischen den einzelnen Reihen des Durra sehr ökonomisch benutzt, um Hirse und dergl. darauf zu säen. Aufserdem baute man süfse Kartoffeln, Gaza (s. S. 218), Weizen, Reis, Melonen, Indigo, Baumwolle u. s. w. (S. 216—221). Als solche Produkte, welche dieses Land in beträchtlicher Menge ausführen könnte, nennt uns Cl. Elephantenzähne, Ochsen-, Ziegen- und Antelopen-Häute und Gummi Arabicum (S. 222).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Journal of a second Expedition into the Interior of Africa, from the Bight of Benin to Soccatoo. By the late Commander Clapperton etc. To which is added the Journal of Richard Lander from Cano to the Sea-Coast etc. With a Portrait of Capt. Clapperton, and a Map of the Route, chiefly laid down from actual Observations for latitude and longitude. Lond. MDCCCXXIX. I vol. 4.

(Schluſs.)

Unsere Kenntniſs von den Völkern und Reichen des Innern wird durch Cl.'s Werk gleichfalls um Vieles erweitert. Als der mächtigste Herrscher erscheint der Sultan von Bornu, welchem die Sultane von Boussa, Youriba, Niki, Kiama, Wawa und Youri tributpflichtig sind, wie der Sultan von Boussa Clapperton selbst versicherte (S. 103). Das bedeutendste Königreich auf der Westseite des Quorra ist unstreitig Borgoo, welches in die untergeordneten Staaten von Niki, Kiama, Wawa und Boussa (und Youri?) zerfällt, unter welchen aber Boussa dergestalt den ersten Rang einnimmt, daſs Wawa, Kiama, Niki und Youri wieder in einem gewissen abhängigen Verhältniſs zu ihm stehen (S. 90 u. 117). Hieraus geht aber deutlich hervor, wie unsicher die politischen Verhältnisse dieser Länder und wie groſs die Despotie sein müsse, welche die gröſseren dieser Reiche über die kleineren ausüben. Niki, Kiama und Wawa sind demnach zu gleicher Zeit von dreien Herren, den Sultanen von Bornou, Borgoo und Boussa abhängig, und dabei ist die Herrschaft, welche Boussa (doch eigentlich nur eine Provinz von Borgoo) ausübt, so bedeutend, daſs wenn zwei minder mächtige Häupter der andern Provinzen mit einander Krieg führen, es sich im Mittel schlägt und beide Parteien Strafe zahlen läſst (S. 117). Die Statthalter aller vom Königreiche Borgoo abhängigen Staaten oder Provinzen sind übrigens so lange erblich, als sie ihren Platz behaupten können, und machen sich, wie schon bemerkt, kein Gewissen daraus, bisweilen ihre Waffen gegen einander selbst zu kehren. Borgoo ist auf der Ostseite vom Quorra, im Süden vom Königreiche Youriba, im Westen von Dahomey und auf der Nordseite angeblich von einem ausgedehnten Lande, welches Gourima heiſsen soll, begränzt. Die Ausdehnung des ganzen Königreiches soll von Norden nach Süden elf, und von Osten nach Westen dreiſsig Tagereisen betragen; die Karavanen, welche von Houssa und Bornou nach Gonja und Yourriba gehen, nehmen ihren Weg durch dieses Land. Die Einwohner sind gröſstentheils Heiden (S. 117), doch giebt es auch Mohamedaner unter ihnen (S. 89 u. 95), deren Mohamedanismus freilich nur im Hersagen weniger Gebete und im Beobachten der gewöhnlichsten äuſsern Gebräuche besteht.

Eins der mächtigsten Völker in dem von Cl. besuchten Theile Afrika's sind gegenwärtig die Fellata's, welche das Reich Houssa, zu dem die Provinz Kashna gehört, inne haben *); Fatika ist die äuſserste Stadt des Fellatagebietes gegen Westen (S. 153). Diese Fellata's haben ihre Macht schon bis Jinnee (bei Timbuktu) ausgedehnt und werden, meint Cl., bald das ganze Innere (den Sudan) beherrschen **). Einzelne Stämme dieses Volkes traf Cl., der übrigens Fulahs und Fellata's für identisch hält (S. 159), auf dem ganzen Wege von der Küste bis Wawa an, und unter diesen Stämmen gab es einige, die nicht Mohamedaner, sondern Heiden waren. Cl. findet die Fellata's so schön, wie die unteren Volksklassen der Portugiesen oder Spanier.

*) Der gröſsere Theil von Kashna hat die Herrschaft der Fellata's indessen wiederum abgeschüttelt, namentlich die Distrikte Guari und Katongkora (S. 154).

**) Nach öffentlichen Nachrichten haben sie seitdem auch Timbuktu erobert.

Digitized by Google

Sie führen ein Hirtenleben, indem sie von Ort zu Ort ziehen, je nachdem sie Gras für ihr Hornvieh finden (S. 96). Es verdient bemerkt zu werden, dafs die Houssa-Sprache auch aufserhalb der Gränzen des Fellata-Landes im Gebrauch ist; so ist sie z. B. in Koolfu, der Haupthandelsstadt von Nyffe, die Sprache des Marktes (S. 142). Die Fellata's sind Mohamedaner; sie beten fünf Mal des Tages, aber stets auf Arabisch und gröfstentheils ohne das zu verstehen, was sie hersagen; sie glauben an Prädestination, doch ohne in ihren Handlungen das Geringste von diesem Glauben zu offenbaren. Cl. nimmt an, dafs unter zehn Individuen ungefähr eins lesen und schreiben könne (S. 223 u. 224), was zusammen mit ihrer Geschicklichkeit im Ackerbau und in der Anfertigung von mancherlei Stoffen und Geräthen uns eine höhere Meinung von ihrem Kulturzustande beibringt, als wir sonst von den Völkern des innern Afrika's zu hegen gewohnt waren. Manches Interessante führt der Verf. noch an über die despotische Regierungsform, namentlich über die Verkäuflichkeit aller höhern und niedern Aemter und über die Abgaben (S. 215); weiterhin spricht er über die Schulen, wobei wir folgende merkwürdige Sitte der Fellataischen Schuljugend nicht unerwähnt lassen dürfen. Hat nehmlich der Lehrer die an die Tafel geschriebenen arabischen Worte, welche auswendig gelernt sein müssen, ehe er zu einer neuen Lektion übergeht, abgewaschen, so wird das Wasser, dessen er sich hierzu bediente, von den lernbegierigen Schülern getrunken (S. 214 u. 215). Wem fiele dabei nicht das „*In succum et sanguinem*" ein! — Ehe wir diesen Abschnitt beschliefsen, werfen wir, um nichts Wesentliches zu übergehen, noch einen Blick auf das Königreich Yourriba (Yarriba). Dieses Reich erstreckt sich von Puka (höchstens fünf. engl. Meilen von der Küste), Lagos und Whydah in Süden bis ungefähr 10° Br. gegen Norden. Es ist von Dahomey gegen N. W., von Ketto und den Maha-Ländern im N. begränzt; von Borgoo wird es in N. O. durch die Mossa geschieden (S. 320), und der Quorra begränzt es gegen O.; Accoura, eine Provinz von Benin, liegt in S. O. und Jaboo gegen S. und W.; tributpflichtige Länder des Königreiches sind Dahomey, Alladah, Badagry und Maha. Der Verf. giebt hierauf eine kurze Skizze des Landes und seiner Produkte; der Handel beschränkt sich fast allein auf Sklavenhandel, doch treiben die Youribaner mit den Bewohnern der Küste auch einen Tauschverkehr, indem sie im Lande verfertigte Baumwollenzeuge gegen Rum, Tabak, europäische Zeuge und andere Artikel austauschen. Sonst wird die Stelle des Geldes auch hier überall durch die Kaury-Muschel ersetzt. Die Regierung von Youriba ist erblich und ein absoluter Despotismus, indem jeder Unterthan als ein Sklave des Königs angesehen wird; die Verwaltung ist übrigens mild. Eine Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit der Youribaner macht den Beschlufs dieses Abschnittes (S. 56 u. 57).

Hätten wir nicht schon aus Denham's und Clapperton's erstem Reiseberichte viele volkreiche Städte dieses Theiles vom Innerafrika kennen gelernt, so würden wir erstaunen, in vorliegendem Werke aufser Soccatoo und Kano wenigstens elf Städte genannt zu finden, welche nach Cl.'s Schätzung von 10 bis 30,000 Einwohner haben; die Nachweisung im Einzelnen verbietet uns der beschränkte Raum, den wir schon längst überschritten zu haben befürchten. Wir brechen daher ab und setzen zum Schlufs die geographischen Positionen her, welche Cl. hie und da nach seinen Beobachtungen mittheilt.

Chocho (Königr. Youriba) in 8° 8′ N. Br. u. 4° 2′ O. Grw.
Eyeo (Hauptst. v. Youriba) in 8° 59′ N. Br. u. 6° 12′ O. Grw.
Kiama (Königr. Borgoo) in 9° 37′ 33″ N. Br. und 5° 22′ 56″ O. Grw.
Wawa (ebend.) in 9° 53′ 54″ N. Br. u. 5° 56′ O. Grw.*).
Womba (in der Prov. Kotangkora) in 10° 35 N. Br. u. 7° 22′ O. Grw.
Guari (im Distrikt gl. N.) in 10° 54′ N. u. 8° 1′ O.
Zaria (Hauptst. v. Zegzeg) in 10° 59′ N. u. 8° 42′ O.
Baebaegie (zwischen Zaria u. Kano) in 11° 54′ N. und 9° 13′ O.
Boussa in 10° 14′ N. u. 6° 11′ O.

Angehängt sind dem Werke neun aus dem Arabischen übersetzte Aufsätze, sämmtlich, bis auf einen, geographischen oder ethnographischen Inhalts, deren Originale sich unter Cl.'s Papieren vorfanden. Wir billigen es, dafs man sie nicht der Vergessenheit übergeben hat, doch können sie für die Wissenschaft immer nur von untergeordnetem Werthe sein. Demnächst folgt ein Wörterverzeichnifs der Youriba- und ein gleiches der Fellata-Sprache und zum Beschlufs eine meteorologische Tabelle, fortgeführt (mit Unterbrechungen) vom 2. December 1825 bis zum 1. Mai 1827.

*) Diese Längenangabe beruht auf Rechnung.

Digitized by Google

Diese dürftige Skizze von dem Inhalte des vorliegenden Werkes wird wenigstens darthun, dafs durch Clapperton's zweite Reise ein bedeutender Schritt zur Erreichung des lange verfolgten Zieles geschehen ist. Schon hat sich, wie wir hören, unseres Helden wackerer Diener und Leidensgefährte, Richard Lander, abermals auf den Weg gemacht, um das erst halb gethane Werk wo möglich zu vollenden. Gröfsere Gewöhnung der Eingeborenen an den Anblick der Europäer und erhöhete Achtung vor den Letzteren, von Aberglauben unterstützt, wird ihm, so wie allen folgenden Reisenden Vieles erleichtern. „Thue keinem Christen etwas zu Leide, sonst wirst Du sterben, wie die Leute von Boussa" *) ist schon jetzt ein gemeines Sprichwort durch den von Clapperton zuletzt besuchten Theil des afrikanischen Continents.

Walter.

XXXVI.

Geographie von Indien und der Persischen Monarchie bis zum Euphrat. Von Konrad Mannert. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1829. 8.

Hr. Mannert wollte bekanntlich keine vergleichende Geographie schreiben, sondern blofs die Nachrichten der auf uns gekommenen griechischen und römischen Schriftsteller zusammentragen und kritisch ordnen. Es wäre demnach einsichtslos und unbillig von ihm zu verlangen, was seitdem Ritter mit umfassender Gelehrsamkeit und grofsem Scharfsinn vollführt hat; er solle alle auf uns gekommene Nachrichten der verschiedenen Nationen, über einen und denselben Ort mit einander vergleichen und gegenseitig berichtigen. M. fühlte aber recht gut, dafs man die fragmentarischen, aus zufälligen Umständen entstandenen Nachrichten der Alten, ohne Ortskenntnifs oder eine diese theilweise ersetzende Bekanntschaft mit den Nachrichten neuerer Reisenden und Geographen, gar nicht gehörig verstehen und beurtheilen könne. Er suchte demnach bei der ersten Ausgabe seiner Geographie der Griechen und Römer die Nachrichten neuerer Scribenten mit den Angaben der Alten zu vergleichen und konnte dadurch manche unbestimmte Angabe der Alten in ihr gehöriges Licht setzen. Seitdem sind aber alle historischen Wissenschaften, vorzüglich der Theil, der sich auf den Osten bezieht, mit Riesenschritten vorwärts gegangen und Mannert ist leider stehen geblieben. Ein Recensent, der den heutigen Maafsstab der Wissenschaft an die vorliegende Erdkunde legen würde, wird dem Werke nicht viel Gutes nachrühmen können. Scheint doch M. nicht zu wissen, dafs Ker Porter etwas über Asien hat drucken lassen und dafs St. Martin Memoiren über Armenien geschrieben hat?

Moses von Chorene, der unter seinem Namen vorhandene Abrifs der allgemeinen Geographie von Pappus aus Alexandrien, die orientalische Geographie des Iben Khordaibeh — alle diese höchst wichtigen und jedem zugänglichen Werke über Persien, Armenien und andere Länder existiren nicht für den Verfasser der Geographie der Griechen und Römer; ruhig stellt er hier weitläuftige Untersuchungen über Dinge an, die längst schon ausgemacht sind und sucht dort etwas mit Muthmafsungen zu unterstützen, das deren gar nicht mehr bedarf. Dabei scheint nun immer die alte Ansicht durch, dafs alle den Griechen widerstreitenden Angaben der Barbaren erlogen sind. Mit einem Citat, Herodot I, 71. dafs die alten Perser „hart und roh, ohne weiteres Bedürfnifs gelebt haben," glaubt man alle „neuern Geschichtschreiber der Nation, welche von mächtigen Königen, von Eroberungen und grofsen Kenntnissen sprechen" (II. 367) umstofsen zu können. Und wo sollen die Perser diese Nachrichten auch herbekommen haben? Aus den Chroniken der königlichen Hausarchive? Man bedenke nur, sagt M., dafs „diese Chroniken blofs zur Nachweisung für die Könige gedient haben, dafs sie auch wohl nicht eigentlich die Geschichte des Landes enthielten, sondern vielmehr Privatnotizen, welche dem Gedächtnisse des Königs nachhelfen sollten," — wie man über Dinge, die man gar nicht erlebt hat, dem Gedächtnisse blofs nachhilft, begreift man nicht. Und wer sagt denn, dafs es neben den Hauschroniken der Könige nicht noch andere geschichtliche Ueberlieferungen gegeben hat? Gab es keine Tempelarchive, die jeder, wie man aus einer Nachricht bei Moses von Chorene schliefsen kann, benutzen konnte. *)

---

*) Gründet sich auf die Sage, dafs gleich darauf, als durch die Schuld der Bewohner von Boussa M. Park und seine Gefährten um's Leben gekommen waren, eine Seuche den König und den gröfsten Theil der Bewohner von Boussa hinweggerafft habe.

*) Diese gewöhnlich übersehene Angabe (z. B. von Hahn, in

Digitized by Google

Es ist jetzt wohl nicht mehr von Nöthen diesen Rest der historischen Hyperkritik des 18. Jahrhunderts, die man vielleicht passender eine historische Beschränktheit nennen könnte, ernstlich zu widerlegen. Die Zeiten sind vorüber, wo Schlözer die Aehnlichkeit des Sanskrit mit der griechischen Sprache für ein Hirngespinnst erklären, wo man Anquetil einen Betrüger und die Zendschriften ein französisches Machwerk schelten durfte.

Es ist gar bequem Verhältnisse und Begebenheiten, die man nicht so recht begreifen kann, gerade zu für ersonnen zu erklären. Wer in aller Welt könnte aber so etwas, wie die Geschichte eines Volkes, ersinnen? Man bedenke nur, dafs man die einheimische persische Geschichte, die Hr. Mannert mit dem noch ältern Baumgarden gradzu verwirft, in allen politischen und religiösen Einrichtungen, in allen Künsten und Wissenschaften der Nation wiederfindet und dafs der Einzelne wie das ganze Volk an ihnen grofs gezogen wurde. Aber gesetzt auch alle diese Heldenthaten der alten Pahlavans, alle diese Weisheit Hom's, Dschemschids und anderer sey erlogen und erfunden; gesetzt auch einige verschmitzte Betrüger, Jesuiten und Mönche hätten dies Alles ausgebrütet und die dumme Nation habe all diese Lügen für baare Münze angenommen, — so gehören diese Lügen nichts desto weniger zur Geschichte. Man kennt einen Menschen nur halb, wenn man blofs weifs, was er ist, man mufs auch wissen, was er selbst von sich hält.

Bei den Quellen, die dem Unterzeichneten zu Gebote stehen, könnte er leichtlich einen starken Band Berichtigungen und Zusätze allein zur Geographie Persiens und Armeniens liefern. Hauptwerke sind Indsidscheans Alt-Armenien gedr. 1822 auf St. Lazaro bei Venedig, ein Bd. 4. von 538 Seiten; dessen Geographie von dem jetzigen Armenien 1 Bd. 8. Venedig 1806. Tschamtscheans grofse Geschichte von Armenien 3 Bd. 4. von 2700 Seiten, St. Martin's *Mémoires* und Anderes. Wir können hier aber nur einige Punkte herausheben.

Wenn auch das unter Aristoteles Namen vorhandene Schreiben an Alexander *Περὶ Κόσμου* unterschoben ist, so hätte doch bemerkt werden sollen, dafs hier schon Taprobane erwähnt wird (*c.* 7. S. 30 *ed Batteux Paris* 1768) *ἥτε Ταπροβάνη, πέρας Ἰνδῶν, λοξὴ πρὸς τὴν οἰκουμένην.* Der Name *Παλαισιμούνδου* bei Arrian im Periplus S. 35. und auch sonst bei Marcianus u. s. w. ist sicherlich verdorben, auch kommt ja dieses Wort gewöhnlich getrennt vor *Πάλαι Σιμούνδου.* *ΣΙΜ* scheint aber aus *ΣΙΛ* verdorben zu seyn und Silundu ist ganz das einheimische Silundiv, Insel Silan oder Zeilan; dib oder diba heifst nämlich in Sanskrit und in vielen andern mit ihm zusammenhängenden indischen Sprachen Insel. Diese Bemerkung findet sich schon bei *Renaudat anciennes relations des Indes* S. 133. Auch Pappus von Alexandrien beschreibt Taprobane ausführlich bei Moses von Chorene. *Assemani Bibl. orient III.* 2. 778.

(Der Beschlufs folgt.)

---

seinem *Bardesanes gnosticus, Syrorum primus hymnologus. Lipsiae* 1819) ist in mannigfacher Beziehung so wichtig, dafs wir sie ganz hiehersetzen wollen. Moses berichtet uns Mehreres von Wacharsch, dem Sohne Dikrans und setzt dann hinzu (Geschichte von Armenien II. 66): „Dies berichtet uns Bardadsan aus Edessa, ein ausgezeichneter Schriftsteller zu den Zeiten Antonius des Jüngern. Er hielt sich zuerst zu dem Anhange des Valentianus, sagte sich aber später davon los und bildete eine eigene Sekte. In seiner Geschichte berichtet er aber nichts Falsches, denn er war ein sehr gelehrter Mann; er erliefs ein offenes Schreiben an Antonius, schrieb Vieles gegen die Sekte des Marcion und gegen die Verehrung des Fatums und der falschen Götter in unserem Lande; deshalb kam er auch hieher, damit er die blinden Heiden bekehre. Da ihm dieses nicht glückte, so ging er in die Feste Any, las daselbst die Tempelgeschichten, worin auch die Thaten der Könige berichtet werden, gab von dem Seinigen hinzu, was er nur immer hatte und übersetzte dies Alles ins Syrische; später ward diese Geschichte ins Griechische übertragen." Die Feste Any, die hier erwähnt wird, ist nicht die berühmte Stadt in der Provinz Ararat, sondern Any, welches später Gamach genannt wurde, und am Euphrat liegt. Die Ruinen der Stadt Any (*Ἄνιον* bei Cedrenus II. 761) liegen heutigen Tags an einem Seitenflufs des Arapes, von den Armeniern Achnuran genannt; Gamach, (bei Constantinus Porphyrog *Ψάμαχα*, *de adm. imp. c.* 50. S. 183) existirt noch heutigen Tags und ist ein Flecken nicht weit von Erzerum. Indhidschean Alt-Armenien S. 7 folg. Armenisch. St. Martin I. 72.

Digitized by Google

Nro. 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Geographie von Indien und der Persischen Monarchie bis zum Euphrat. Von Konrad Mannert.

(Schluſs.)

Mannert II. 133. „Tigranes wurde selbst den angränzenden Parthern gefährlich." War denn Tigranes nicht selbst ein Parther, aus dem Hause des Arsaces? Armenien war bloſs eine Secundogenitur der groſsen parthischen Feudalmonarchie, deren Beschaffenheit eine Stelle des armenischen Historikers Agathangelos, der Canceller des Arsaciden Tiridat des Groſsen, besser beschreibt als Alles, was wir sonst über die Parther haben. Die Worte lauten nach der alten griechischen Uebersetzung des Agathangelos (*Acta Sanct.* 30. *Septbr. Val. VIII.* 320) *Πάρθων ἐν εὐτυχίᾳ μεγίστῃ ὄντες καὶ κρατοῦντες τῆς τῶν Περσῶν βασιλείας καὶ Ἀρμενίων καὶ Ἰνδῶν τῶν γιτνιαζόντων τοῖς ἑῴοις Πέρσαις, ἐτὶ δὲ τῶν σκληροτάτων Μασσαγετῶν.* Ueber die Aechtheit des historischen Theils des Agathangelus kann für denjenigen, der des Armenischen kundig ist, kein Zweifel obwalten. Man kann sich demnach leicht denken, daſs die ganze geschichtliche Einleitung zu Armenien höchst mangelhaft seyn muſs; M. weiſs nicht II. 135. daſs der Name Persarmenien in doppelter Bedeutung genommen wird; erstens versteht man darunter die siebente armenische Provinz, die sich östlich bis an die Gränzen Aderbydschans erstreckt; sie wird von den Armeniern die Landschaft Her und Sarewant genannt; zweitens versteht man unter diesem Namen den ganzen Landstrich, den die Perser von dem ehemaligen Königreich Armenien erobert haben. Dieser wichtige Unterschied darf nicht übersehen werden. Indsidschean Alt-Armenien S. 150.

Der Lykus, den M. II. 147. nicht kennt, ist der Fluſs, den die Armenier Kail nennen, ein Wort welches mit *Λύκος* gleiche Bedeutung. Wir können in Betreff der Flüsse und Gebirge bloſs auf St. Martin I. 46. folg. verweisen. Armenien war nicht in eine Menge kleiner „Landschaften" (II. 155) getheilt, sondern im Ganzen in 15 Provinzen und diese wiederum nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit in eine gewisse Anzahl Thäler oder Cantone; die Namen der Griechen und Römer sind theils corrumpirte Provinzen- und Cantonbenennungen der Eingebornen, theils auch Uebersetzungen der ursprünglich armenischen Namen. Wer sich um die vorhandenen Quellen bekümmert, wird M. Behauptung, „daſs man von den wenigsten Cantonen die gewisse Lage anzugeben wisse," nicht beipflichten können. St. Martin und Indschidschean haben sie bereits von den meisten angegeben. Seltsam ist die Verwunderung des Verfassers, der bei Procopius einen Katholikos der Armenier findet und dann hinzusetzt (II. 166): „Also hat wirklich die Existenz des Armenischen Patriarchen bei Eriwan ein höheres Alter, als man glauben sollte!" Die Armenier sind seit 302 uns. Zeitrechnung Christen und ihr erster Katholikos und Apostel ist Gregorius, der Erleuchter. — Artaxata, armenisch Artaschad, d. h. Stadt des Artaschir (und dies Artaschir II. Moses v. Chorene II. 46) lag auf einem Hügel an dem Orte, wo das Flüſschen Medsamur in den Araxes fällt, armenisch Erasch genannt; sie war auf der einen Seite von Araxes und auf der andern von Medsamur umgeben und lag also gleichsam auf einer Halbinsel. Ker Porter beschreibt nicht allein ihre Ruinen, sondern sie finden sich selbst auf einem Grundrisse abgebildet *Travels in Persia etc. II.* 621. — Naxuana bei Ptolemäus ist Nachdschawan der Armenier und das Nachidschewan der Perser und Türken. — Es giebt zwei Tigranakerd, das Eine in der armenischen Provinz Achznik, dies ist die vierte; das Andere in der elften Provinz Paidagaran, in dem Canton gleichen Namens und Kerta heiſst nicht Stadt, wie allenthalben der Glosse des Hesychius nachgeschrieben wird, sondern erbaut von kordsiel, im Persischen kerden,

Digitized by Google

Wörter, die alle mit dem Stamm kri im Sanskrit, welcher machen, wirken, bedeutet zusammenhängen. Kachak heifst im Armenischen Stadt. Dafs Ekbatana die Stadt Hamadan ist, braucht nicht erst muthmafslich behauptet zu werden; sie wird schon so genannt bei Esras I. 6. 2, wo Hieronymus *in Ecbatanis* übersetzt. Uebrigens kommt die Benennung *Χαματὰν* schon bei den Alten vor.

Es wird wohl jeder Unbefangene die grofsen Verdienste Mannerts um Geographie und Historie anerkennen, ohne jedoch sich der Bemerkung, dafs seine neuen Arbeiten und neuen Auflagen alter Werke gewöhnlich hinter dem Standpunkt der Wissenschaft zurückbleiben, entschlagen zu können. Der Unterzeichnete hielt es zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft für seine Pflicht, dieses in Betreff desjenigen Theiles der Historie und Geographie, dem er sich seit einiger Zeit vorzüglich ergeben hat, öffentlich auszusprechen.

Carl Friedr. Neumann.

XXXVII.

Geschichte der Teutschen. Nach den Quellen von J. C. Pfister. Zweiter Band. Hamburg 1829 *bei Fr. Perthes. XXI u.* 672 *S.* 8. *(A. u. d. T. Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Zweiter Band.)*

Im Juliheft des vorigen Jahrganges unserer Blätter ist der erste Band dieses Werkes beurtheilt worden. Dessen rasche Fortsetzung anzeigen zu können, ist uns um so erfreulicher, als einzelne Schwächen, die wir damals anzumerken uns erlaubten, in vorliegendem Bande fast völlig verschwinden. Von einem müfsigen Etymologisiren ist keine Spur; gewisse subjective Aeufserungen über einen möglichen oder wünschenswerthen andern Gang der Deutschen Geschichte treten seltner (S. 64, 362) und leiser ein. Die Hoheit und Gewalt der hier geschilderten Periode, der Zeiten von Conrad dem Ersten bis zum Untergange der Hohenstaufen, erfüllt den Verfasser und giebt seiner Darstellung durchgängig ernste und würdige Haltung. Dabei vermissen wir nirgends früher gerühmte Verdienste; nicht die Selbstständigkeit und Treue der Forschung, welche ohne Beabsichtigung ungewöhnlicher Resultate, doch Ansichten von Frische und Eigenthümlichkeit erzeugt; nicht die Bündigkeit des Ausdrucks, die Auswahl und gewandte Anordnung der Thatsachen, welche für den zugetheilten Raum die möglichste Fülle und Gediegenheit des Inhalts gewinnen läfst. Demnach wiegt die Kriegsgeschichte weniger vor, als sonst wohl hergebracht ist; für ihre Einzelheiten und andres Detail kam zu Statten, dafs auf v. Raumers Hohenstaufen und Stenzels fränkische Kaiser verwiesen werden konnte; doch hat der Verfasser nicht versäumt, durch geschicktes Einflechten prägnanter individueller Züge die Darstellung zu beleben, und Zeit und Menschen unmittelbar vor Augen zu stellen. Er hat z. B. nicht verschmäht, die merkwürdigen Weissagungen der Seherin Hildegard über den Untergang der kaiserlichen und apostolischen Gewalt (355 Note) aufzunehmen.

Dagegen sind nun die Hauptmomente des öffentlichen Lebens mit besondrer Sorgfalt durch die mannigfachen Wendungen und Stufen ihrer Entwicklung durchgeführt, vor allen die Vereinigung der gesonderten ostfränkischen Stämme, welchen der Anfang dieser Periode in Deutschlaud begegnet, zu einer Deutschen Nation (vgl. z. B. 16, 20, 30, 59, 120, 140), die Schicksale der grofsen Herzogthümer nebst dem Aufwachsen der Landesherrschaften aus ihren Trümmern, (18, 36, 58, 102, 118, 120 ff., 169, 176, 194, 274, 279, 310, 373, 475, 644, 664, 667, 771), der lange Streit zwischen Erblichkeit und der Wahl des Deutschen Königs, die Kämpfe endlich des Pabstes und des Kaisers um die Weltherrschaft. — Die Anführung der Quellen und Schriftsteller scheint uns in diesem Bande der Zahl und Art nach in genügender Weise geschehn; an passenden Stellen sind treffende Characteristiken der Hauptchronicanten in die Darstellung verwebt (z. B. 147, 315). Es ist endlich noch als besonders verdienstlich auszuzeichnen die stete Sorge des Verfassers, dem Leser den Ueberblick, die Beherrschung der Einzelheiten zu erleichtern. Darauf zielen schon die mit Einsicht gemachten Gliederungen des Ganzen, die körnigen und bedeutsamen Rubriken und Summarien, vornemlich aber die Schlufsübersichten, welche nicht nur der ganzen Periode und ihren vier Zeiträumen, sondern auch den einzelnen Abschnitten und Unterabschnitten bis auf die Regierungen der einzelnen Kaiser hinab beigegeben sind. Indem dadurch dieselben Thatsachen wiederholt der Gegenstand zusammenfassender und vergleichender Betrachtungen werden, zeigt sich wie sehr der Verfasser seinen Stoff durchdrungen hat, wie kunstreich er ihn nach mannigfaltigen Seiten zu wenden, wie belehrend für den Leser er ihn zu allgemeinen Ergebnissen in verschiedenen Abstufungen zu führen weifs. — Gewifs ist die ganze Behandlungsweise des Werks geeignet, Leser von wissenschaftlicher Richtung, die in ihm das Resultat der Quellenforschungen für Deutsche Geschichte suchen, nicht nur zu befriedigen, sondern auch zu eignen und tiefern Forschungen zu reizen.

Wir glauben nun noch ein Paar Bemerkungen über Einzelnes nicht fehlen lassen zu dürfen. — S. 629 zeigt sich eine sonderbare Lücke. Der Abschnitt „Fortschritte der teutschen Cultur im Nordosten", verspricht in der Inhaltsanzeige auch von der „Cultivirung der Marken in den slavischen Ostseelanden" zu handeln, ohne dafs im Texte weiter davon die Rede wäre.

S. 549. heifst es: der Landfriede v. J. 1235 habe den

Digitized by Google

Todschlag an Leib und Ehre gestraft, und also das Wehrgeld aufgehoben (vgl. S. 656). Angenommen auch, dafs hier zuerst die Belegung des Todschlags mit einer Leibesstrafe ausgesprochen sey, (der wenigstens nicht spätere Sachsenspiegel II. 13. kennt sie ja schon), und dafs andrerseits das Gesetz sogleich völlig wirksam geworden, so ist jene Folgerung doch nicht zuzulassen. Das einfache Wehrgeld ist überhaupt nicht die Strafe des Todschlags, sondern der Ersatz des den Verwandten zugefügten Verlustes. Dieser Ersatz wird freilich absorbirt, wenn die körperliche Strafe eintritt; wo aber von einer Strafe überhaupt nicht die Rede ist, bei der Tödtung aus Nothwehr, Unachtsamkeit, durch Kinder, Unsinnige, Thiere, findet das Wehrgeld fortdauernd Anwendung; der Fälle nicht zu gedenken, wo es als Maafsstab einer zu stellenden Bürgschaft u. s. w. dient, (vgl. den Ssp. Reg. s. v. Wehrgeld).

S. 373. wird des berühmten Oesterreichischen Freiheitsbriefes v. 1156, der ein so frühes Vorbild abgeschlossener Territorialgewalt aufstellt, und der Zweifel gegen dessen Authenticität gedacht. Es ist auffallend, dafs weder der Verfasser noch andre Neuere z. B. Biener *Commentarii P. II. Vol. I.* p. 46, Eichhorn Rechts-Geschichte II. §. 238. Note a., Raumer, Hohenstaufen II. 55., bei Gelegenheit dieser merkwürdigen Urkunde, der Arbeiten F. F. Schrötters, seiner Abhdl. aus dem Oesterreichischen Staatsrecht, (Wien 1762 ff.) welche deren Aechtheit vertheidigen, und seines Versuchs einer Oesterreichischen Staatsgeschichte (Wien 1771), welcher S. 297—476 einen sehr gründlichen und ausführlichen Commentar liefert, Erwähnung thun [4]).

Für die Reichsverfassung des 13ten Jahrhunderts hätten wohl die Rechtsbücher, die auch im öffentlichen Recht als Ausdruck der allgemeinen Zeitansichten, und als diese wiederum für die Folgezeit bestimmend zu betrachten sind, eine entschiedenere Berücksichtigung verdient; namentlich haben wir die Bezugnahme in zwei bedeutenden Momenten vermifst. Das erste ist die Entwicklung des ausschliefslichen Wahlrechts der Kurfürsten. Der Sachsenspiegel III. 57. §. 2. fixirt hier eine merkwürdige Stufe dieser Entwicklung, indem er einerseits die sieben Wahlfürsten schon namentlich aus der Masse der übrigen hervorhebt, andrerseits ihr Recht noch so limitirt: „die als die ersten an der Wahl genannt sind, sollen nicht kiesen nach ihrem Belieben, sondern weil die Fürsten alle zum König erwählen, den sollen sie zuerst namentlich (*by namen*) kiesen" d. i., wie mit Herbeiziehung sonstiger Quellen anzunehmen, nach einer vorhergehenden Vereinbarung aller Fürsten (*ex praetaxatione principum*) über einen oder mehrere Candidaten, werden jenen einflufsreichsten bei der feierlichen Stimmenabgebung die ersten, und wohl entscheidenden, Stimmen eingeräumt.

Der zweite Punct betrifft den welthistorischen Kampf der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt um das Supremat in der Christenheit, dessen Gang der Verfasser für das 13te Jahrhundert überhaupt nicht so genau wie für die frühere Zeit verfolgt hat. Seit Gregor VII. gewinnt bekanntlich die Streitfrage allmählig diese Stellung: ist die geistliche Gewalt über der weltlichen, oder sind beide gleich; oder bestimmter und in der Fassung der Zeit: haben Pabst und Kaiser jeder für sich und selbstständig das Schwert ihrer Gewalt von Christus empfangen, oder hat der Herr beide St. Petern übergeben, der dann wiederum das weltliche dem Kaiser überträgt. Es ist nun behauptet worden, das 13te Jahrhundert habe bestimmt für den Pabst entschieden, namentlich ist es von Eichhorn geschehn, der R. G. §. 286. als allgemeine Deutsche Rechtsansicht jenes Jahrhunderts den Satz aufstellt: „beide Gewalten sind dem Pabste als Stellvertreter Christi und sichtbaren Oberhaupt der Kirche anvertraut; von diesem und daher von ihm abhängig und unter seiner Aufsicht hat der Kaiser die weltliche Gewalt." Das Interesse der Frage und Eichhorns Autorität machen es wohl der Mühe werth, hier eine gegentheilige Meinung zu vertheidigen, soweit es durch kurze Zusammenstellung einiger Facta geschehn kann.

Der Sachsensp. I. 1. sagt: „Zwei Schwerter liefs Gott auf Erden zu beschirmen die Christenheit. Dem Pabst ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche". Weiter heifst es, beide Gewalten sollen sich gegenseitig unterstützen. Also eine ruhige aber bestimmte Ablehnung der päbstlichen Ansprüche. Ihr ist gemäfs das Schreiben der Deutschen Fürsten an den Pabst v. J. 1240. „*non esse sui juris imperatorem substituere, sed tantum electum a principibus coronare.*"

Dawider Innocenz IV. im J. 1245. an Friedrich II.: „*non solum pontificalem, sed regalem constituit principatum (Christus), beato Petro terreni simul ac coelestis imperii commissis habenis* (s. Raumer Hohenst. IV. 178.); und diesem ganz folgend der Schwabenspiegel (2te Hälfte d. 13ten Jahrh.) Vorr.: „Seit nun Gott des Friedens Fürst heifst, liefs er zwei Schwerter auf Erden, die befahl Gott St. Peter beide. — Das weltliche Schwert des Gerichts leihet der Pabst dem Kaiser;" und nachher fehlt der Satz des Sachsenspiegels von der Unterstützung des Kaisers durch den Pabst. Also klarer Gegensatz in Ansprüchen und in Lehren.

Eichhorn behauptet nun (a. a. O. Note d.) nicht etwa, dafs der Schwabenspiegel eine gröfsere, den Sachsenspiegel verdrängende, Autorität in Deutschland geübt, sondern dafs im Schwabenspiegel die nähere Erläuterung des letzteren enthalten

[4]) Dafs namentlich letztere Schrift Eichhorn unbekannt geblieben, glauben wir aus einer Verschiedenheit des von ihm a. a. O. und von Schrötter gegebenen Abdrucks schliefsen zu können. E. stellt nämlich die Worte „*ut princeps imperii dignoscatur*" an den Anfang des 2ten Absatzes; Schrötter (S. 323.) schliefst damit den vorhergehenden, und augenscheinlich richtiger. Die Urkunde spricht Oesterreich von dem Reichsdienst frei, nur mit der Ausnahme, dafs es zwölf Mann gegen Ungarn stelle, und zwar *in ejus rei evidentiam, ut princeps imperii dignoscatur*, damit doch ein Kennzeichen der Reichsstandschaft des Herzogs übrig bleibe. So hat auch die, alle frühere Freiheitsbriefe in sich aufnehmende, deutsche Urkunde Carl V. von 1530 verstanden, s. Schrötter a. a. O.

Digitized by Google

sey. Der Grund für Eichhorn, da eine deutlichere Erklärung zu finden, wo wir den entschiedensten Widerspruch sehen, liegt, wie es scheint, in der weiter geäufserten Ansicht, die Glosse des Sachsenspiegels (erstes Drittel des 14ten Jahrhunderts) erkläre diesen eben so, wie der Schwabenspiegel. Die §. 289. Note h. angeführte Glossenstelle thut es allerdings, allein eine genauere Erwägung des Zusammenhanges zeigt bald, dafs jene keinesweges die endliche Meinung des Glossators ausspricht. Nach seiner Weise wirft er die Frage auf: wer ist höher, der Pabst oder der Kaiser, und bringt Argumente für jenen und diesen vor. Jenes Citat bei E. nun enthält nur eins der erstern Argumente, nicht aber die schliefsliche Entscheidung, die vielmehr, dem Texte ganz conform, so lautet: „Sage, dafs ihrer jeder seine sonderliche Gewalt habe," oder wie die Magdeburger Schöffenglosse im Görlitzer Codex sie ausdrücklich als *Solutio* giebt: „sie sind gleich an ihrer Gewalt, so lange jeder sich so würdig hält, als er soll." Wie wenig die Glosse die Meinung des Schwabenspiegels theilen will, geht auch daraus hervor, dafs sie nicht die beiden Schwerter an St. Peter, sondern das weltliche, das nun der Kaiser habe, an Johannes ertheilen läfst.

Eichhorn beruft sich endlich auf den *Gervasius Tilberiensis*, der, obwohl am Hofe des Kaisers Otto von Braunschweig lebend, doch die Ansicht des päbstlichen Hofes ausspreche. Wir denken *Gervasius* in den *cit. Otiis imp.* widerlege nur diejenigen, die den Kaiser höher als den Pabst, nicht die ihn ihm gleich stellten. *Porro sacerdotio regnum se noverit adesse non praeesse, adjici non praefici*, sagt er, und von dem Ursprung beider Gewalten allgemein, es stamme *utrumque ab eodem autore Deo.*

So glauben wir also dafs die Rechtsansicht über jene Frage fortwährend eine gespaltene blieb, dafs jene beide Rechtsbücher für Deutschland die Repräsentanten des Gegensatzes sind. So verändert sich denn hienach auch der Gesichtspunct für den unter Ludwig dem Baiern neu erwachten Streit. Wenn der Gibelline Dante in seiner *monarchia* es für offenbar hält, *quod auctoritas temporalis monarchae sine ullo medio in ipsum de fonte universalis auctoritatis descendit*, wenn die Kurfürsten 1338 erklären: *quod imperialis dignitas et potestas est immediate a Deo*, so mufs die von uns bestrittene Meinung in diesen Aussprüchen eine Auflehnung gegen ein allgemein herrschendes Rechtsprincip sehen, während wir sie als den Ausflufs einer ununterbrochen lebendig gebliebenen Idee betrachten.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dafs mit jener vom Kaiser verworfenen vasallitischen Unterordnung nicht seine ehrerbietige Stellung als Sohns der Kirche gegen den Pabst verwechselt werden darf, die weder vom Sachsenspiegel noch von Dante vergessen wird. —

Um schliefslich auf unsern Herrn Verfasser zurückzukommen, so wollen wir noch bemerken, dafs er wiederholt versprochen, im 3ten Bande die Geschichte der Deutschen zu beendigen. Wir hoffen von seiner Fähigkeit das Beste für die Lösung der schwierigen Aufgabe, darin dem ganzen Zeitraum von Rudolph von Habsburg an gleiches Recht wie den vorigen widerfahren zu lassen.

G. Homeyer.

De septem clypeis militaribus, scripsit Dr. Julius Weiske. Lips. in libr. Serigiana MDCCCXXX. II. u. 125 S. 8. (Mit der Abbildung der Heerschilde aus dem Heidelberger Codex des Sachsenspiegels.)

Wir begnügen uns auf diese fleifsige Untersuchung über die früher viel besprochnen aber nicht hinlänglich erläuterten sieben Heerschilde des *MA* die Germanisten aufmerksam zu machen. Aufser der Hauptsache selbst haben manche nahe liegenden Puncte eine oft interessante Erörterung gefunden. Auch die in der obigen Anzeige erwähnten Ansprüche des Pabstes sind (p. 34—39.) in der besondern Form zur Sprache gebracht worden, ob der Kaiser jemals ein Vasall des Pabstes habe genannt werden können; eine Frage welche der Verfasser mit Recht selbst nicht durch den Schwabenspiegel und durch eine andere Stelle des *Gervasius* (*decis. secund. actionum imperial. c. 19.*): *beneficio papae confertur imperium*, für entschieden bejaht hält.

Uebrigens betrachtet der Verfasser die siebenfache Abstufung des Heerschildes als ein im 12ten und 13ten Jahrhundert lebendes Institut. Seine Darstellung indessen selbst, die kein Zeugnifs für den Gebrauch dieser Stufen aufserhalb der Rechtsbücher beibringt, bestärkt uns in der Meinung, dafs diese Gliederung nur für eine theoretische Speculation des Verfassers des Sachsenspiegels zu halten sey, die im gemeinen Leben nie Wurzel gefafst hat.

G. Homeyer.

Digitized by Google

Nro. 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

XXXVIII.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang. Prag, im Verlag des Böhmischen Museums, 1827. *Zwölf Stücke.* 8.

Diese Zeitschrift hat einen grofsen Vorzug vor manchen andern, dafs sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Defswegen giebt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was sie mittheilt ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannigfaltiges Eine unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen: Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Räumlichkeit rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine grofse mannigfaltige Flufsregion, fast durchaus von eignen Quellen bewässert, ein Kontinent mitten im Kontinente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, grofse, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und sich in der neueren Zeit durch Vorstädte nach aufsen fröhlich in's Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welcher Aufschlufs uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt ist, so ordnen wir die verschiedenen Theile unter gewisse Rubriken, und wenden uns zuvörderst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursach finden.

Bevölkerung Böhmens. Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die gesammte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt sich dafs die Volkszahl seit 34 Jahren fast um den vierten Theil gestiegen ist; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältnifs von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowohl die stärkste als geringste, vor Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Klassen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältnifs des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert, und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen, und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet, die Langelebenden sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt, und sogar nach Kreisen speciell aufgezeichnet.

Wir schliefsen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stelzig, Physikus der Altstadt Prag, und treten seinem geäufserten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl beim Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns zugleich auch über den moralischen, physischen und

Digitized by Google

pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen, und als Materiale zu einer medicinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere, besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern."

Bevölkerung der Hauptstadt. Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wünschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination. Es bedarf keiner weitumsichtigen und durchdringenden Seelenkenntnifs, um zu wissen, dafs wenn man dem hülfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arznei oder sonstiges Heilmittel anbietet, solche sogleich als universell und in allen Fällen erprobt angesprochen werden, dafs aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft angesehen wurde, als ungewifs und bedenklich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder. Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäfs, auch dasjenige, was sich daselbst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, dafs diese Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden sein, um den Fremden, der sich eine Zeitlang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts- so wie der Naturfreund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des grofsen Zwischenreichs in den Jahren 1439 *bis* 1453 läfst uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein sehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwischen Würdigen und Mächtigen in's Schwanken geräth, und defswegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleifs und scharfer Blick das gröfste Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Werth und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1464. Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt, seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche, war höchst schwierig, und als ein grofsdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der späteren vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: Man müsse einen Fürstenbund schliefsen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zustand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als dafs unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reisediarium, aus dem Böhmischen übersetzt, in natürlichsten Style von einem Gesandtschaftsgenossen verfafst, ist eins von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läfst, von der wir glücklicherweise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne. Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergiebt sich ein Ereignifs, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit auf's unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse grofser und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt,

Digitized by Google

wobei denn höchst merkwürdig erscheint, dafs die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen: Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Processionen und Wallfahrten. Auch dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648. Unter den historischen Aufsätzen zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreifsigjährige Krieg geht zu Ende, schon sind die Gesandten in Westphalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau sich dagegen zur Wehre setzen, die Brücke vertheidigen, und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerschaft indessen leidet, ist eine furchtbare Geschichte.

Die Studenten und Professoren der Karolinischen Universität thun sich auf's kräftigste hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militair, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen besorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen sich musterhaft beim Löschen. Was aber die Bangigkeit dieser Beschreibung vermehrt ist das Unbehülfliche beider Partheien, das sowohl im Angriff als in der Vertheidigung und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten mufs, so bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde, mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweis im Lande umhertrieben, brandschatzen, sengen und verderben.

Bei so grofsen, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als dafs ein Theil der Belagerten sich davon durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die defshalb aufgesetzte Kapitulation giebt zu der Betrachtung Anlafs, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand eben so wenig mit Willen, als das Leben verläfst, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht ist, doch alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle Habe beisammen zu erhalten, und ihrer Persönlichkeit die gröfste Willkühr zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr scheint der Kaiserliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Muth als Klugheit bisher das militairische Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wissend, dafs wer, in den äufsersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westphalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst beschädigte Stadt erfreut sich ihres Karakters; der Kaiser, dankbar für die grofsen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünstigt Alle, und vergifst es ganz, dafs Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Daseyn und Selbsterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden. Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsre Darstellung verweilen lassen, ist es wohl Zeit, dafs wir wieder zurückschreiten, und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühsten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unsere Leser an dem tapfern Betragen der Karolinischen Universitätsverwandten Theil genommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu sein erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Konflikte bis auf den heutigen Tag gewaltsam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag. Kaiser Karl IV. kam als ein Prinz aus dem Hause Luxenburg nach Frankreich, und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heifst; ein vorzüglicher, zum Herrschen geborener Mann bemerkte gar bald die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur Dienstlichkeit gebracht und der Einflufs der Geistlichkeit vermindert werden; das Erste gelang ihm durch die goldne Bulle später, das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen grofsen Versuch, es war: Wissenschaftliche Thä-

Digitized by Google

tigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonner ward eine Prager Universität eingerichtet, Männer vom gröfsten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Daseyn. Die Karolinische Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Karln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine gröfsere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen, die Absicht war löblich, der Zweck eines grofsen Zusammenstrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den Römischen Kultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, dafs ein jeder sich wo es ihm beliebe könne hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Hufs nahm die Bewegung einen inländischen Karakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Konflikt wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab, und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die grofse Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus grofses langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die Römischkatholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und grofsentheils im Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Karolinische Universität hiezu kein Werkzeug sein konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet, und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Kollegium zu St. Klemens übergeben.

Die Karolinische Universität bestand aus vier Fakultäten, und übte die Rechte derselbigen aus; der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mifsverhältnifs zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, dafs auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Karolina früher der Utraquistischen und darauf der Protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mufsten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen, durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolphs II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem weifsen Berge Kaiser Ferdinand II. über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Parthei ernstlicher betrieben. Die Karolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie inkorporirt, und die letztere liefs jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Kanzler der Karolina, fand sich in seinen Rechten verletzt, ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz, als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung, die Väter der Societät Jesu seyen, ohne Autorität des Päpstlichen Stuhls, keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Karolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe defshalb wieder zurückzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang.

(Fortsetzung).

Die Karolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigne Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Karolina, und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuiten-Societät und der Karolina neue Mifshelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen ward ein Vergleich versucht, und nahe zu Stande gebracht. Aber der dreifsigjährige Krieg wüthete dazwischen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Akademiker, besonders aber die von der Karolina, patriotisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie defshalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der Römischkatholischen Kirche bald einen möglichen Abschlufs. Es wurde anbefohlen, dafs gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, so wie von allen nun zu promovirenden Doktoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängnifs der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äufsere Lage war von der Art, dafs jederman sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiemit für immer gebrochen, und die Karolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; defshalb man auch diesseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugnifs des Kanzlers, des Rektors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Funktion eines modernen Kurators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender von Hrn. Prof. Schnabel mit Gründlichkeit verfafster Aufsatz, dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht, defshalb wir Allen und Jeden, welche berufen sind, sich mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Kapitel als von grofser Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, dafs die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indefs es denjenigen, die sich standgemäfs damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen. Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse, bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läfst. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Defshalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend anrühmen, sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten mufs.

Digitized by Google

Die Nekrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannigfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame im Karakter erkennen läfst. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Hrn. Prof. Millauer gelieferten Notizen über siebzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Fakultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweist sich in ihnen mächtig, und neben dem, dafs man nicht vergessen kann, Katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, dafs man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabrifs des Grafen Thun Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn von Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gelehrten Johann Matschek und Joseph Dlabatsch, so wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke, gewähren einen reichen Ueberblick mannichfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse sein müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese. Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltne Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleifs und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück, und vereinigte so mit dem gröfsten Ruhm in der Wissenschaft den seltneren eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfafst hat, und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den grofsen Arbeiten unsres Pertz alsogleich für die Böhmische Geschichte seinen Gewinn erliest, vermehrt er rückwirkend den der unsrigen. Seine Bemerkungen über das alte Mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfliefsenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicherweise die Enträthselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slawischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Hrn. Prof. Ens über das frühere Verhältnifs des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Hrn. von Schwabenau über Konrad II. Fürsten von Znaim, sodann von Hrn. Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez später Geiersberg genannt.

Die von Hrn. Prof. Millauer mitgetheilte Original-Matrik der juridisch-kanonischen Fakultät der Prager Karolina, so wie die Anzeige des Programms des Hrn. Rektor Held, — worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Hufs, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Dekrets gewirkt, auf welches der grofse Abzug erfolgte, — schliefsen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner. Hr. Gubernialrath Neumann liefert über die Produktion und Konsumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens, einen umständlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberflufs, und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug, wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwicklung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften,

Digitized by Google

die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Aktiengesellschaften und andre Vereine zu gemeinnützigen Zwecken, zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig, für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstkultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäfs belehrend. Wir werden einige hieher bezügliche noch unter eignen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum. Wie in anderen Theilen des Oesterreichischen Kaiserstaats war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818. lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe. Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andre Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleifs und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannigfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäfsiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, endlich aber konnten die fertigen Statuten zur Kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822. sehr gnädig erfolgte, und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827. zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen, die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Klassen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschufs von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder, und einer besondern Klasse beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andre Aneignung.

Zeitschriften. Neben der Böhmischen Sprache besteht die Deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die Böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die Deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die Böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäfs in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Litteratur, deren Sprache sich in engeren Gränzen abschliefst, geraume Zeit fast nur dem unteren Volk überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über grofse Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewifs preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverläugnung, als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern Böhmischen Litteratur, die ja auch eines klassischen Zeitalters sich rühmen kann, mufs freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprichwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge, werden mit sorgfältigem Fleifse zum Druck befördert. Indefs schliefsen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannigfacher Art, histo-

Digitized by Google

rische, kritische, und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Tschelakowsky, Kollar, Sedlatschek, Swoboda und Andre bilden eine tüchtige Reihe Neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Litteratur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den in's Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatz von Franklin und einigen Elegieen von Tibull, auch Pindars erste Olympische Siegshymne aufgezählt, und dafs letztere als dem Versmafse der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der Böhmischen Sprache, so wie von dem Talent des Uebersetzers Machatschek, eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten. Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Hr. Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner wie Hr. Hoborsky ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch finden diese sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom Gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, dafs die dortigen Gärten den vorzüglicheren anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen *Erica*, *Diosma*, *Phylica*, *Passerina*, deuten auf wohlbesetzte Kaphäuser: die *Helicteres*, *Curcuma*, auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der létztern Art in den Prager Listen in Verhältnifs nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene Brasilische erinnern dagegen an Wien, oder sind wohl unmittelbar vom Direktor mitgebracht worden.

Am entschiedensten verräth sich aber der Einflufs, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt sich das Verzeichnifs mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfodern aber auch eine ganz eigene Kultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schliefslish gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erstenmal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch-botanisch darstellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen, und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine Französische Uebersetzung hat eben daselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen, nur so viel sey zu sagen erlaubt, dafs höhere Ansicht und gründliche Forschung so wie ruhig besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe. Reich an Getraide und grofsen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabsäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegneren Zukunft dem Auge nah zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatz über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage, und giebt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einigermafsen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preufsen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbau's in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heifsen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambory, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Namen damals noch den Preufsischen bei dem Volk überwog. Doch erst in späterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und ist es seitdem in angemessenem Verhältnifs geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig, und bei deren Mangel unschätzbar.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang.

(Schluſs.)

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in einem zweiten Aufsatz die Steinkohlen. Der Ueberfluſs an Brennholz, welchen die Böhmischen Waldungen liefern, soll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Ersatzmittels nicht ausschlieſsen, und der Bau der Steinkohlen, woran Böhmen sogar mit England soll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiser Franzens Brücke. Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatschrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit lithographirten Rissen der bei Karsbad über die Tepl im Jahre 1826. neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniſs, auf welches uns vom dortigen Kurorte zurückgekehrte Freunde, sowohl wegen seiner kühnen Anlage als sorgfältigen Ausführung, schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuſs Weite, welche auf zwei Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der auſserordentlichen Ueberschwemmung in der Nacht zwischen dem 9. und 10. September 1821. sechs oberhalb durch die Fluthen mitfortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgethürmt, und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaſst. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluſs zu verschaffen und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden muſste, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzusteil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein projektirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Konventionsmünze anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichst bekannten K. K. Straſsenbaudirektors Strohbach, durch den umsichtigen Straſsenbaukommissär Aloys Meyer im Herbste 1825. begonnen und mit solchem Eifer betrieben wurde, daſs schon im November 1826. die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Leergerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuſs Weite bei 13 Fuſs Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings vergleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Thl. III. S. 484. dessen Wasserbaukunst), in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniſs, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuſs Weite und 14 Fuſs Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straſse von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuſs

Digitized by Google

11 Zoll Weite zu 11 Fuſs Bogenhöhe, und ist dies bei steinernen Brücken mit Einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniſs. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit Einem Bogen zu 140 bis 150 Fuſs Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $\frac{1}{5}$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht $\frac{1}{7}$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unsrer Erinnerung durch auſserordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchstgefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäſsig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren $3\frac{1}{4}$ bis $4\frac{3}{4}$ Fuſs starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen, und den K. K. Straſsenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeuſsere anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Töplitz her mit groſser Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkömmt, der K. K. Baudirektion zur gröſsten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraſse neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere mit der Benennung Kaiser Franzens Brücke steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser groſsartigen Anlage. Möge solche von der Allgewalt auſserordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie. Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an groſsen Mustern fehlt, noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachläſsigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannigfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eignes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns dieſsmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reiche Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läſst sich schon aus dem Einen Verzeichniſs abnehmen, das uns Hr. Galleriekustos Burde bloſs von solchen Oelgemälden des Lukas Kranach angiebt, die bisher in dem Heller'schen Verzeichniſs der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Konservatorium der Tonkunst. Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äuſserst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuſs und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weiteren Entwickelung entgegen, zu welcher es beinah auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloſs natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur gröſsten Mannigfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daſs auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810. eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur

Digitized by Google

Beförderung derselben mit Kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Konservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Konservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademieen und selbst dramatische Vorstellungen, lassen auch im Publikum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826. unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die grofsen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Komponisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie. Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäfs den eigenthümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens, in doppeltem Daseyn, in einem Böhmischen und einem Deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei gröfster Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die Böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu sein, so sind hinwieder die Deutschen Dichter in Böhmen, durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerseits recht eigentlich Böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich Böhmische Stoffe gewählt, und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem grofsen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Rofs Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutscher Uebersetzung neuere Böhmische Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch Deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka in's Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem diesen aber dürfte das Ergebnifs folgen, dafs, in Gemäfsheit des schon festgestellten Verhältnisses, beiderlei Dichtungszweige, der Böhmische wie der Deutsche, ihren wahren Grund und Boden, dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbstständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blüthenzeit. Die kostbaren Ueberbleibsel seiner alten Litteratur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen unverhofft, durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Alterthum überall neu erwacht ist, Hr. Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handschrift, eine Sammlung Böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in Deutscher Uebersetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen Slawischer und Böhmischer Volkslieder von Tschelakowsky und andre dahin gehörige Mittheilungen schlossen sich an, und seitdem bereichert sich diese Litteratur von Tag zu Tag. Noch manchen gröfsern Fund dieser Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Aussicht, besonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für diese Gegenstände, durch das Böhmische Museum so kräftig unterhalten wird.

So häuft sich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unsern Deutschen Schätzen solcher Art Aehnliches sehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und geniefsen mag, dessen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein ist.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Karakter des Altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark

Digitized by Google

hervorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neueren Böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschliefst, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater. Hier ist in Kürze anzumerken, dafs die von den Böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den bestgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden Deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhm erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erscheinungen wird verständiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, dafs von der Prager Bühne herab, neben dem Deutschen Schauspiel auch zu Zeiten ein Böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergötzt, und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten. Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlufsverzeichnifs, und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, dafs nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaktion von solchen Kontroversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschweren sie sich? Ueber Durchreisende, und wer hat sich über die nicht zu beklagen, — über mifswollende Stadt-und Landsgenossen, — dieses Geschlecht stirbt nicht aus; also nur im äufsersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verläumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als das Publikum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefafste Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schlufs. Unsre Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit, eine übergrofse Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Mafsregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermafsen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, dafs ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechs und siebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, — wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen, und dadurch jede Fortsetzung von unsrer Seite entbehrlich zu machen.

J. W. v. Goethe.

Zweiter Bericht.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Acten der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher. — Nees von Esenbeck.
Azais explication universelle. — Michelet.
Aristoteles, Bücher von der Seele; übersetzt von Weifse. — Rötscher.
J. H. Fichte, Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie. — Michelet.
Eisendecher, über die Entstehung, Entwickelung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom. — Hube.
Zimmern, römische Rechtsgeschichte. — Mühlenbruch.
Laspeyres, über d. libri feudorum. — Albrecht.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaften, Medicin).

Wutzke, Gewässer, Ostseeküste u. Beschreibung des Bodens in Preufsen. — Klöden.
v. Struve, über die Hautkrankheiten.
v. Eschwege, Brasilien. — Link.
Justinus Kerner, die Seherin von Prevorst. — Lüders.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

Sylvestre de Sacy, correspondance des Samaritains de Naplouse. — Gesenius.
Donandt, Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechts. — Phillips.
Elisaeus, Geschichte Wartans und der Schlacht der Armenier. — C. F. Neumann.
Mémoires du Maréchal Suchet, Duc d'Albufera dep. 1807—1814. ecrits par lui même. — v. Scharnhorst.
Voigt, Geschichte v. Preufsen 2ter u. 3ter Bd. — Lucas.
Baini, vita di Palestrina. — Klein.
Thomas Moore, Memoirs of Lord Byron. — G. v. Meyer.
Oeuvres de Victor Hugo. — W. Neumann.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

März 1830.
Nro. 3.

Personal - Chronik.

Des Königs Majestät haben den Superintendenten Marot zu Berlin zum Consistorialrath und Mitglied des Consistoriums der Provinz Brandenburg Allergnädigst zu ernennen und die diesfalsige Bestallung für denselben Allerhöchst eigenhändig zu vollziehen geruht.

In derselben Weise ist der bisherige aufserordentliche Professor Leo in der philosophischen Facultät der Universität zu Halle zum ordentlichen Professor in derselben Facultät und der bisherige aufserordentliche Professor Gebser in der theologischen Facultät der Universität zu Königsberg zum ordentlichen Professor in der gedachten Facultät ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasio zu Hamm, Rector Schulze, ist zum Director des Gymnasiums zu Duisburg ernannt worden.

Der bisherige Oberlehrer am katholischen Gymnasio zu Breslau Dr. Wissowa ist zum Director des Gymnasii zu Leobschütz ernannt worden.

Der ordentliche Professor Dr. Voigt zu Königsberg ist für das Sommersemester 1830 zum Prorector der dortigen Universität erwählt und in dieser Eigenschaft vom vorgesetzten hohen Ministerio bestätigt worden.

Der ordentliche Professor der Jurisprudenz Dr. Heffter an der Universität zu Bonn ist in gleicher Eigenschaft an die Universität zu Halle versetzt worden.

Dem Geheimen Medicinalrath und Professor Dr. von Walther an der Universität zu Bonn ist auf sein Ansuchen, um einem nach München erhaltenen Ruf zu folgen, mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 11ten Februar l. J. die erbetene Dienstentlassung, unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen Leistungen an gedachter Universität, ertheilt worden.

Dem griechischen Geistlichen Konstantios Oikonomos in Petersburg (Verfasser eines Werks über die Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der slavisch-russischen, der lettischen und der litthauschen Sprache) ist von des Königs Majestät der rothe Adlerorden dritter Klasse verliehen worden.

Wissenschaftliche Institute.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre vom 6ten Febr. l. J. die Verwendung der commendaturabteilichen Competenz von Wongrowicz zu 1500 Thaler jährlich, noch auf anderweite 5 Jahre zu einem Stipendienfonds für katholische Theologie Studirende des Grofsherzogthums Posen, welche deutsche Bildungsanstalten besuchen, zu bewilligen geruhet.

Des Königs Majestät haben mittelst Allerhöchster Cabinets-Ordre vom 14ten Januar l. J. der Universität zu Königsberg zu Errichtung einer Professoren - Wittwen - und Waisen - Kasse einen jährlichen Zuschufs von 1000 Thaler zu bewilligen geruht.

Dem aufserordentlichen Professor Kilian in der medicinischen Facultät zu Bonn ist die provisorische Wahrnehmung des chirurgischen Klinikums bei der dortigen Universität bis zur definitiven Besetzung dieser durch den Abgang des Geheimen Medicinalraths von Walther erledigten Stelle vom vorgesetzten hohen Ministerio übertragen worden.

Das Königliche Ministerium der Geistlichen - und Unterrichtsangelegenheiten hat auf Veranlassung des von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Berlin für 1829 erstatteten Jahresberichts über das daselbst bestehende Seminar für gelehrte Schulen, 6 Mitgliedern dieser Anstalt zu Erhöhung ihrer pro 1829 genossenen Stipendien zusammen die Summe von 120 Thlr. bewilligt und aufserdem die Bezahlung der im gedachten Zeitraum für die Bibliothek des Seminars angeschafften Bücher, im Betrag von 43 Thlr. 23 Sgr. übernommen.

Von der Königlichen wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Berlin sind im Lauf des Jahres 1829, fünf und vierzig Schulamts-Candidaten geprüft worden.

Bei den 21 Gymnasien in der Provinz Sachsen sind im Laufe des Jahres 1829 273 Abiturienten geprüft worden. Darunter studiren Theologie: 33 mit dem Prüfungszeugnifs Nr. I., 111 mit d. P. Z. Nr. II. und 10 mit d. P. P. Nr. III., zusammen 154: Jurisprudenz studiren: 15 mit d. P. Z. Nr. I., 50 mit dem P. Z. Nr. II. und 5 mit d. P. Z. Nr. III., zusammen 70. Medicin studiren 3 mit d. P. Z. Nr. I., 15 mit d. P. Z. Nr. II. und 2 mit d. P. Z. Nr. III. zusammen 20. Der Philologie und andern Wissenschaften widmen sich 3 mit d. P. Z. Nr. I. und 7 mit d. P. Z. Nr. II. zusammen 10. Von den übrigen 19 Geprüften sind 15 zurükgewiesen, einer ist ohne Zeugnifs von der Schule gewiesen worden und 5 widmen sich ohne eine Universität zu beziehen andern Berufen.

Bei der Universität zu Greifswald ist, nach dem Vorbild des bei der Berliner Universität bestehenden, ein theologisches Seminarium errichtet worden. Dasselbe hat, zufolge des diesfalsigen Statutenentwurfs die Bestimmung: ausgezeichnete Theologie Studirende zu eignen Arbeiten in den verschiedenen theologischen Disciplinen anzuleiten und indem so ihre Thätigkeit unmittelbar in Anspruch genommen wird, ihre Studien mehr zu beleben, die fruchtbare Benutzung der Vorlesungen dadurch zu fördern und zu erhöhen und die christliche Theologie überhaupt zu einem lebendigen Bewustseyn in ihnen zu bringen. Der letzte und höchste Zweck dieses Instituts ist, wie es in dem erwähnten Statutenentwurf heifst, ein praktischer und geht auf das hervorzubildende wahre christliche Leben hin. Die Uebungen der Mitglieder des Seminars sollen sich hauptsächlich nur auf die exegetische und die historische Seite der Theologie erstrecken und das Institut wird demgemäfs aus zwei Abtheilungen bestehen, einer exegetischen und einer historischen. Die Dogmatik wird hiernach nicht als ein systematisches Ganzes, sondern nur in historischer Gestalt, zur Behandlung gezogen werden. — Das Seminarium steht unter der Aufsicht der theologischen Facultät, die unter dem Vorsitz des jedesmaligen Decans die Direction darüber zu führen hat. Alle ordentlichen Professoren der Theologie sind berechtigt und, in so fern ihre Zeit durch anderweitige Zwecke nicht zu sehr in Anspruch genommen wird, in der Regel auch verpflichtet, an der speciellen Leitung der Arbeiten des Seminars in den verschiedenen Ab-

Digitized by Google

theilungen derselben Theil zu nehmen. Diese Theilnahme wechselt unter den Mitgliedern. Ausnahmsweise können auch aufserordentliche Professoren an der Leitung der Arbeiten der Seminaristen Theil nehmen. — Das vorgesetzte hohe Ministerium hat den in Rede stehenden Statutenentwurf gebilligt und die Organisation des Seminars darnach genehmigt. Nach Verlauf von zwei Jahren, wenn die Zweckmäfsigkeit dieses Entwurfs sich noch näher wird bewährt haben, wird das Ministerium unter Benutzung der noch zu sammelnden Erfahrungen den Statutenentwurf zu einem definitiven Reglement erheben. Das Ministerium behält sich vor am Schlufs des Jahres den einzelnen Professoren, welche die verschiedenen Abtheilungen des Seminars geleitet haben, für ihre diesfalsigen Bemühungen eine Remuneration, so wie den einzelnen Mitgliedern des Seminars, welche sich vorzüglich ausgezeichnet haben, angemessene Prämien mit Rücksicht auf die jedesmalige financielle Lage der Universität zu bewilligen. —

Ministerial-Rescripte.

Auszug aus einem Rescript des hohen Ministerii der Geistlichen- und Unterrichtsangelegenheiten an die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien zu Coblenz und zu Münster.

Unter den 14 Schulamtscandidaten welche sich im verflossenen Jahr bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Bonn für das höhere Lehrfach haben prüfen lassen, sind, zufolge des Berichts der gedachten Commission, 12 gewesen die keine mathematischen Kenntnisse, auch nicht in den Elementen der Mathematik, besitzen. Das Ministerium sieht sich daher veranlafst, hierdurch anzuordnen, dafs bei der Anstellung und Beförderung junger Philologen, unter übrigens gleicher Qualification, derjenige den Vorzug haben soll, welcher die andern an mathematischen Kenntnissen übertrifft, und beauftragt das Königliche Provinzial-Schulcollegium sich hiernach bei den Vorschlägen zur Wiederbesetzung erledigter Gymnasiallehrerstellen zu richten. Was insonderheit die in grofser Anzahl vorhandenen katholischen Candidaten des höhern Schulamts betrifft, so hat das K. Provinzial-Schulcollegium die Directoren der Gymnasien anzuweisen, jungen Leuten welche nicht ausgezeichnete Naturgaben besitzen, von Ergreifung des Lehrerberufs abzurathen und sie aufmerksam darauf zu machen, dafs bei der grofsen Anzahl von Bewerbern um höhere Schulstellen der Staat keine Veranlassung hat, Unterstützungen für diejenigen zu verleihen, welche sich dem gelehrten Schulwesen widmen wollen.

Das Königliche Schul-Collegium der Provinz Brandenburg hat, nach einer Anweisung des vorgesetzten hohen Ministerii, an die bei den gelehrten Schulen der gedachten Provinz bestellten Abiturienten-Prüfungs-Commissionen und an die Directoren und Rectoren dieser Lehranstalten, unterm 23sten Febr. l. J. folgendes Rescript erlassen:

Zufolge Verfügung des Königlichen Ministerii der geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 6ten d. M. soll hinfort auch die philosophische Propädeutik Gegenstand der Prüfung der Abiturienten seyn. Den, bei den gelehrten Schulen unsers Bereichs angeordneten Prüfungs-Commissionen tragen wir daher auf, bei dem mündlichen Examen der Abgehenden auch auf diesen Lehrgegenstand Rücksicht zu nehmen, denselben etwa mit der §. 11. der Instruction über die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Scholaren, d. d. Berlin, den 25. Juni 1812, angeordneten mündlichen Prüfung in der höhern Grammatik, in Verbindung zu bringen und auch das Ergebnifs dieses Theils des Examens in das Protokoll aufzunehmen.

Rescript des Königl. Ministerii der Geistlichen- und Unterrichtsangelegenheiten vom 20sten Februar l. J. an die sämmtlichen Königlichen Regierungen.

Seine Majestät der König haben auf den Antrag des unterzeichneten Ministeriums in Betreff der, in Seminarien ausgebildeten Schulamts-Candidaten, welche zur Erfüllung ihrer Militair-Dienstpflicht nach der Allerhöchsten Cabinets-Ordre vom 29sten October 1827. als Rekruten der Kriegsreserve oder der Landwehr resp. zu sechs- und vierwöchentlicher ersten Ausbildung eingezogen werden sollen, unterm 24sten December v. J. zu genehmigen geruht, dafs diejenigen derselben, welche für die militairischen Uebungen tauglich sind, von den Militair-Behörden zu jeder Zeit zur Uebung angenommen werden.

Was das Königliche Krieges-Ministerium demgemäfs an die Königlichen General-Commando's unterm 4ten d. M. erlassen hat, wird der Königlichen Regierung in der abschriftlichen Anlage zur Kenntnifsnahme mitgetheilt.

Rescript des Königl. Ministerii der Geistlichen- und Unterrichtsangelegenheiten vom 22sten Januar l. J. an die sämmtlichen Königl. Consistorien- und Provinzial-Schul-Collegien.

Von Seiten der hiesigen Universität ist angezeigt worden, dafs öfters Studirende, denen bei ihrem Abgange Honorare für gehörte Collegia wegen Unvermögens gestundet sind, in der Folge, wenn sie zu öffentlichen Aemtern befördert worden, oder sonst zu bessern Vermögens-Umständen gelangen, die Zahlung und Abtragung der Schuld unterlassen.

Das Ministerium fordert daher das Königl. Consistorium mit Bezug auf die Circular-Verfügung vom 21sten October 1826 hierdurch auf, der Quästur der hiesigen Universität sowohl, als auch den betreffenden Landes-Universitäten von der erfolgten Anstellung derjenigen Predigt- und Schul-Amts-Candidaten, denen bei ihrem Abgange von der Universität Honorare für gehörte Collegia gestundet sind, und deren Stundung in deren bei ihrer Prüfung vorzulegenden Abgangs-Zeugnissen bemerkt ist, die nöthige Anzeige mit Angabe des ihnen verliehenen Amts und des Orts ihrer amtlichen Anstellung zu machen.

Litterarische Nachrichten.

Berichtigung.

Die Zueignungsschrift des Herrn von Goethe an Se. Majestät den König von Baiern, vor dem letzten Theile seines von ihm herausgegebenen Briefwechsels mit Schiller, enthält einen mittelbaren Vorwurf für die Fürsten Deutschlands, welche Zeitgenossen Schiller's waren: dafs nämlich Letzterer keinen Beschützer unter Ihnen gefunden habe, durch dessen Gunst Ihm das Leben erheitert, dem Vaterlande aber seine Geistesthätigkeit länger erhalten worden wäre.

Um diesen Vorwurf wenigstens von Sr. Majestät dem Könige von Preufsen, meinem allergnädigsten Herrn, abzuwenden, und in einem Gefühle, das alle meine Landsleute mit mir theilen werden, wage ich es, die amtlich nur mir bekannte Thatsache zu allgemeiner Kenntnifs zu bringen: dafs unser allertheuerster König Schillern, als dieser den Wunsch geäufsert hatte sich in Berlin niederzulassen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus allerhöchst eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 Rthlr., nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage, zugesichert hatte. Nur dessen nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den grofsmüthigen Mo-

Digitized by Google

narchen und unser engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preufsen mehr zu zählen.

Berlin,
den 27. März 1830. v. Beyme.

Ueber das in der vorigen Nummer dieses Anzeigeblattes enthaltene vom Hrn. Prof. Neumann aus München entworfene und von demselben mit einigen Erläuterungen versehene Verzeichnifs der von des H. Wirklichen Geh. Raths von Humboldt Exc. aus Rufsland mitgebrachten armenischen und chinesischen Schriften, befindet sich in Nr. 91. der Haude- und Spenerschen Zeitung ein sehr interessanter und beachtenswerther berichtigender Aufsatz, den wir unsern Lesern nachstehend mitzutheilen keinen Anstand nehmen. Rücksichtlich des belehrenden Tons in diesem Aufsatz, müssen wir es dahin gestellt seyn lassen, in wie fern vielleicht die darin enthaltenen Ausstellungen dem gegenwärtig auf einer Reise nach China begriffenen Hrn. Prof. Neumann oder einem Dritten wieder Veranlassung zu neuen Gegenbemerkungen geben dürften und bemerken wir nur, dafs Hr. Neumann seiner in den letzten Tagen vor seiner Abreise von hier flüchtig entworfenen Arbeit nur sehr wenig Mufse hatte widmen können:

In dem Anzeigeblatt Nr. 2. des Februar-Heftes der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, findet sich ein Verzeichnifs der armenischen und chinesischen Handschriften und Bücher, die Se. Exc. der Hr. G. R. Alexander v. Humboldt von seiner Reise in Rufsland mitgebracht hat. Der Verfasser dieses Verzeichnisses hat sich in Hinsicht der gedruckten chinesischen Bücher in mehreren Punkten geirrt.

Das San kue tschi, oder die Geschichte der drei Reiche, in welche China, nach dem Ende der Dynastie Han, getheilt war, ist keineswegs ein Geschichtbuch, sondern ein historischer Roman, in dem der Stoff zwar geschichtlich ist, die Episoden und die Einkleidung aber nur geschmackvolle Erfindungen zu nennen sind. Es ist auch dieses Werk gar nicht von Fabeln frei, wie Hr. Prof. Neumann in der Vorrede gelesen zu haben glaubt, die aber davon nichts sagt, obgleich er den Anfang der Stelle anführt. Das erste Capitel des Buches hätte ihn vom Gegentheil überzeugen können; es beginnt damit, dafs im vierten Monate des Jahres 169 n. Chr. Geb., bei einem fürchterlichen Sturme, eine blaue Schlange von ungeheurer Gröfse im Thronsaale erscheint, und den vorletzten Kaiser der Dynastie Han, Namens Ling ti, in Furcht und Schrecken setzt.

Die Zerspaltung China's in drei Reiche fällt auch nicht zwischen 212 und 277 n. Chr. wie Hr. Prof. Neumann sagt, sondern fängt mit der Thronbesteigung des ersten Kaisers aus der Dynastie Wei, in Nordchina, 220, an. Im J. 212 regierte noch Hian ti, der letzte Kaiser der Han, und China war noch nicht getheilt. Das zweite der drei Reiche ist das der Han von Schu, in der itzigen Provinz Szü tschhuan; es begann 221 und endigte 263. Das dritte, U (nicht Wu) genannte, nahm das ganze südliche China ein, und dauerte von 222 bis 280. Die Wei wurden von den Tsin entthront, welche auch die beiden andern Reiche unterwarfen.

Die wirkliche Geschichte dieser drei Reiche ward gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, von Tschhin scheu, einem Gröfsen der Dynastie Tsin, verfafst und bildet jetzt eine Abtheilung der grofsen Chinesischen Reichsannalen Nian eul szü. Zur Zeit der mongolischen, in China herrschenden, Dynastie Yuan ward sie von Lo kuon tschung zur Grundlage eines historischen Romans genommen, dem er ebenfalls den Titel der Geschichte der drei Reiche gab. Derselbe und noch drei andere ähnliche Romane, das Schui hu tschhuan, d. i. die Erzählungen von den berühmten Räubern an den Seeküsten, zur Zeit der Dynastie Sung, Si siang ki, oder die Begebenheiten des westlichen Flügels des Palastes, und King phing mei, oder das Leben des verschwenderischen und ausschweifenden Specereihändlers Si men king, werden für die vortrefflichsten ihrer Art gehalten, und man begreift ihre Verfasser unter dem Namen der Vier Tsai tsü oder schönen Geister. Da nun die Geschichte der drei Reiche den ersten Platz unter denselben einnimmt, so führt sie auch den Titel Ti y tsai tsü schu, oder das Buch der ersten der vier schönen Geister, und nicht, wie Hr. Neumann übersetzt „Erstes Werk der grofsen Geister oder Klassiker". Dieser Roman wird zwar in China viel gelesen, aber so wenig für klassisch gehalten, dafs ihn der Kaiser Khian lung nicht einmal in die grofse Sammlung klassischer Bücher, die er herausgeben liefs, aufgenommen hat. Es ist ein Lesebuch für das Volk, geschrieben im eleganten, aber gemeinen, Stil Sias schue genannt, der sich sehr der gesprochenen Sprache nähert, und in dem nichts von der klassischen Schreibart der wahren Geschichtschreiber zu finden ist.

Hr. Prof. Neumann irrt ebenfalls, wenn er sagt, dafs das, auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindliche, Werk, unter dem Titel, Geschichte der drei Reiche, ein blofser Auszug des gröfseren Werkes sey, das er beschreibt und als dessen Verfasser er Kin schin suy nennt. Die Geschichte der drei Reiche auf der Königl. Bibliothek, ist der Originalroman von Lo kuon tschung, von dem ich oben gesprochen habe. Kin sching than, und nicht Kin schin suy war ein Schriftsteller, der später zu Ende der Dynastie Ming und zu Anfang der jetzigen mandschuischen, lebte, und die früher erwähnten vier Hauptromane der Chinesen neu bearbeitet und ansehnlich erweitert hat. Das Werk in der Königl. Bibliothek ist also als das Original dessen anzusehen, welches H. v. Humboldt aus Sibirien mitgebracht hat. Die chinesische Gränzwache, wo er es erhielt, heifst auch nicht Chaini mailahon, sondern Choni mailakhû. Es giebt in der Nachbarschaft des Irtysch drei Gränzwachten dieses Namens; die eine liegt hart am linken Ufer des Flusses, die andere rechts davon in einiger Entfernung östlich; die dritte endlich südöstlich von der vorigen, von der sie der Bergrücken Nam dabahn trennt. Der von Hrn. Prof. Neumann unter Nr. 4. angeführte „Inbegriff des Wissenswürdigsten über den Geist des Himmels" hat im chinesischen den Titel Thian chin hoei tho, d. i. Unterhaltungen der Engel. Hr. Neumann ist bei der Uebersetzung dieses Titels in den gewöhnlichen Fehler der Anfänger im Chinesischen verfallen, der darin besteht, dafs sie jeden Buchstaben einzeln übersetzen, weil sie die zusammengesetzten Wörter nicht kennen. Thian bedeutet freilich Himmel, und schin Geist, aber Thian schin ist die Benennung, mit der die katholischen Glaubensprediger die Engel bezeichnen. Hoei kho bedeutet Zwiesprach, Unterredung in Fragen und Antworten. Das von H. v. Humboldt mitgebrachte Werk führt diesen Titel, besteht aus 28 gedruckten Blättern in grofs Octav und ist vom Archimandriten Hyacinth (russisch Jakinth oder Jakinph) zu Peking nur herausgegeben, aber nicht verfafst. Es ist nichts, als ein Auszug aus dem, eben so betitelten, Werke des P. Franciskus Brancatus (chinesisch Pan kue kuang genannt) aus Sizilien gebürtig, der von 1637 bis 1671 das Christenthum in China gepredigt hat. Sein Buch ist oft und in verschiedenen Städten des Reichs neu aufgelegt worden, und der gewöhnlichste Katechismus der chinesischen Christen. Eine der schönsten Ausgaben ist die Pekingsche von 1739. Der Archimandrit hat, wie gesagt, nur einen Auszug davon gegeben, in dem er alles das umgeändert, was nicht mit seiner Confession verträglich war. Unter andern ist in demselben das Wort Mi sa (Messe) stets durch Li tu eul ki ja (Liturgia) ersetzt.

Auf der Rückseite des ersten Blattes steht wirklich der Name des Archimandriten; er ist aber nicht, wie Hr. Neumann sagt, durch Hiho ausgedruckt, sondern man liest deutlich und in grofsen Buchstaben J ho kin the (Jakinth). Auch hat er sich geirrt, wenn er dessen Titel „Vater oder Priester des Him-

Digitized by Google

melsgeistes" übersetzt. Im Originale steht Ta-schin fu, d. i. der grofse geistliche Vater (Archimandrit). Da der Buchstab Ta, grofs, dem Buchstaben Thian, Himmel, ähnlich sieht, jedoch oben einen Strich weniger hat, so ist Hr. Neumann in diesen Irrthum verfallen. Auch begeht der gute Mönch kein Plagiat, denn er sagt nicht, dafs er das Werk verfafst, sondern nur khe d. i. habe drucken lassen. e+f.

Nach einer Mittheilung aus Stralsund ist der dortige Consistorialrath Mohnike, dieser gründliche Kenner des nordischen Alterthums, mit einer deutschen Bearbeitung der Hemskringla-Saga des Snorre-Sturleson beschäftigt.

Frankreich. In der Rechtsfacultät zu Caen ist durch eine Königliche Ordonnanz ein Lehrstuhl des administrativen Rechts errichtet worden, wie solches bereits vor zwei Jahren für die pariser Rechtsschule geschehen ist.

Literarische Anzeigen.

So eben ist bei Fr. Vieweg in Braunschweig erschienen:

Entwurf eines Strafgesetzbuches für ein Norddeutsches Staatsgebiet, namentlich für das Herzogthum Braunschweig und die Fürstenthümer Waldeck, Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe, von F. K. v. Strombeck. Geheimenrath und Oberappellationsrath etc. gr. 8. fein Velinpapier (1 Rthlr. 15 Sgr.) 1 Rthlr. 12 Ggr.

So eben ist bei Fr. Vieweg in Braunschweig erschienen:

Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand, par le Général Comte de Ségur, auteur de l'histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812. 8. Pap. fin. broché. (1 Rthlr 10 Sgr.) 1 Rthlr. 8 Gr.

Rufslands neuere Stellung wird das Studium seiner Geschichte einem gröfseren Kreise des gebildeten Publikums wünschenswerth machen, und der vorstehenden geistreichen Arbeit des berühmten Verfassers, ein doppeltes Interesse für den Geschichtsforscher, Politiker und Militair geben. Die Ausgabe steht in typographischer Hinsicht der Pariser nicht nach, und kostet kaum ⅓ derselben.

Tübingen, bei L. Fr. Fues ist erschienen:

Tübinger Zeitschrift für Theologie. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten, namentlich der Mitglieder der ev. theol. Fac. D. Kern, D. Baur, D. Schmid, herausgg. von Dr. Steudel. 1tes Heft 1830.

Inhalt. I. Ueber das bei alleiniger Anerkennung des historischen Christus sich für die Bildung des Glaubens ergebende Verfahren. II. Die Lehre des Joh. Scotus Erigena vom Wesen des Bösen nach ihrem innern Zusammenhang und mit Rücksicht auf einige verwandte Systeme der neuern Zeit. III. Neander, der Kirchenhistoriker. IV. Ueber einen häufig übersehenen Punkt in der Lehre der Ebioniten von der Person Christi. V. Neue Erklärung der Stelle Röm. 5, 12. VI. Bemerkungen in Bezug auf den Aufsatz in der ev. K. Zeit. „Christus und unser Zeitalter in Bezug auf Ehebündnisse zwischen Geschiedenen. VII. Die Bürger in Ulm, der Zwingl. Confession zugethan. VIII. Zum Andenken H. G. Süskinds, eine Rede.

Von dieser Zeitschrift erscheint vierteljährlich ein Heft von 10 — 12 Bogen, geheftet, und man macht sich zur Abnahme eines ganzen Jahrgangs verbindlich, der (3 Rthlr. 3¼ Sgr.) 3 Rthlr. 3 Gr. oder f. 5. 30. kostet.

Uebersetzungen Römischer und Griechischer Klassiker.

Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Ovid's Verwandlungen, deutsch v. J. H. Vofs. 2 Theile. Zweite verbesserte Aufl. gr. 8. geglättet. Velinpap. Subscriptionspreis (2 Rthlr. 20 Sgr.) 2 Rthlr. 16 Gr

Propertius Werke, deutsch von J. H. Vofs. gr. 8. gegl. Velinpap. Subscriptionspr. (1 Rthlr. 20 Sgr.) 1 Rthlr. 16 Gr.

Die allgemeine Stimme huldiget so sehr dem unerreichten Uebersetzer-Talent von J. H. Vofs, dafs es anmafsend erscheinen dürfte, den obigen Werken, mit welcher die deutsche Literatur nach seinem Tode beschenkt wird, eine weitere Empfehlung beizufügen.

Ovid's Verwandlungen haben in der Vossischen Uebersetzung lange gefehlt; des Propertius Werke erscheinen hier zum ersten Mahl. Die bei einer ausgezeichneten typographischen Ausstattung doch sehr billigen Subscriptionspreise erlöschen Michaelis 1830, und treten sodann die um die Hälfte erhöheten Ladenpreise ein.

Des M. T. Cicero Abhandlung von der Freundschaft und vom Alter, Paradoxien der Stoiker und Traum des Scipio. Uebersetzt v. K. F. v. Strombeck. gr. 8. 1 Rthlr.

Des Caj. Vellejus Paterculus zwei Bücher römischer Geschichten, so viel davon übrig geblieben. Uebers. v. K. F. v. Strombeck. gr. 8. (1 Rthlr. 5 Sgr.) 1 Rthl. 4 Gr.

Ovid's Heilmittel der Liebe. Uebersetzt von K. F. v. Strombeck. Zweite sehr veränderte Auflage. gr. 8. (20 Sgr.) 16 Gr.

Von demselben ausgezeichneten Uebersetzer, von J. H. Vofs und Conrad Heusinger sind früher in meinem Verlage erschienen:

Aristofanes Werke, deutsch von J. H. Vofs, mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne. 3 Bde. gr. 8. Subscriptionspreis 4¾ Rthlr. Ladenpreis 5¾ Rthlr.

Horaz Werke, deutsch von J. H. Vofs. 3te sehr verbesserte Ausgabe. 2 Bde. gr. 8. Subscriptionspreis (2 Rthlr. 20 Sgr.) 2 Rthlr. 16 Gr. Ladenpreis (3 Rthlr. 10 Sgr.) 3 Rthlr. 8 Gr.

Virgil's Werke, deutsch von J. H. Vofs. 3te sehr verbesserte Ausgabe. 3 Bde. gr. 8. Subscriptionspreis 4 Rthlr. Ladenpreis 5 Rthlr.

Properz Elegien, übersetzt und erklärt von K. F. v. Strombeck. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. gegl. Velinp. (1 Rthlr. 15 Sgr.) 1 Rthlr. 12 Gr.

Des Cajus Cornelius Tacitus sämmtliche übrig gebliebene Werke, übersetzt von K. F. v. Strombeck. 3 starke Bde. gr. 8. 5 Rthlr.

Livius römische Geschichte, übersetzt und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von Conrad Heusinger. 5 starke Bände. gr. 8. Subscriptionspreis 6 Rthlr. Ladenpreis 8 Rthlr.

Die Subscriptionspreise der Vossischen Uebersetzungen des Aristofanes, Horaz und Virgil, so wie des Livius von Heusinger sind zwar bereits erloschen, doch sollen sie für Diejenigen, welche bis zum Schlufs des Subscriptionstermins für den Ovid und Properz auf alle 4 Werke noch subscribiren wollen, bis dahin bestehen bleiben. Einzeln können sie nur zum Ladenpreise abgelassen werden.

Braunschweig, im Jan. 1830.

Friedr. Vieweg.

Digitized by Google

Nro. 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

XXXIX.

Mémoires de M. de Bourrienne, ministre d'état, sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration. Paris 1829. 10 *vol. in* 8.

Fauvelet von Bourrienne, Jugendgenosse Napoleons auf der Kriegsschule zu Brienne, in den ersten Ruhmesjahren desselben sein Geheimschreiber, dann in Ungnade, doch ferner gebraucht in öffentlichen Geschäften, und der, so vielen Dingen und Personen einmal vertraut, auch der weiteren Vorgänge leicht kundig wurde, darauf in der Restauration mitthätig, die ihn zur Ehrenwürde eines Staatsministers erhob, — dieser Mann erzählt uns sein Erlebtes! Wir haben es hier weder mit einem Lascases zu thun, der in schwärmerischer Befangenheit für seinen doch nur spät erst gefundenen Herrn und Meister während der höchsten Spannung der letzten Lebensgeschicke desselben schrieb; noch mit einem Rovigo, der den Taumel der verschwundenen Herrlichkeit, mit den jetzt machtlosen Hülfsmitteln dreister Behauptungen und Verschweigungen künstlich für heutigen Zweck zugerichtet, im Andenken erneuern möchte; von diesen, zwar in ihrer Art stets wichtigen, aber durch ihre Zeugnisse mehr Kritik als Vertrauen erweckenden Verkündern Napoleons ist unser Autor sehr verschieden; seine Botschaft kommt unter ganz andern Umständen und lautet ganz anders. Als aufrichtig und unpartheiisch kündet er sich an, und wirklich läfst seine Redlichkeit im Mittheilen sich kaum in Zweifel ziehen. Er will die unverstellte Wahrheit sagen, nicht die herausspekulirte, kritische, geistige einer die gewöhnliche Fassungskraft übersteigenden mächtigen Erscheinung, sondern die augenfällige, schlichte, gemeine des Einzelnen, was er gesehen und vernommen hat. Keine Rücksicht hält ihn zurück; er selbst ist alt und hofft nichts mehr; sein einziger Freund und Meister ist seit einer Reihe von Jahren todt, eine grofse Menge andrer betheiligter Personen ebenfalls, dagegen können auch viele noch überlebende die Aussagen kontrolliren; der ganze Weltzustand, von dem er redet, ist vergangen, die Rechtfertigungen oder Anklagen sind schon gröfstentheils geschichtlichen Interesse's, und das des Tages wird nur in wenigen Fällen noch berührt. So erfahren wir denn ohne Rückhalt Gutes und Schlimmes, Schuld und Schwäche wie Treffliches und Grofses, bisher beides oft in gleichem Mafse verheimlicht oder verfälscht, jetzt aber in seiner wahren Gestalt — denn dafür soll sie doch gelten — an's Licht gezogen. Dafs Pietät gegen Napoleon hier hätte hemmen sollen, können wir nicht einsehen. Es ist noch die Frage, ob er im Einzelnen nicht bei dieser Aufrechnung sogar gewinnt, denn die unmäfsigen wahrheitwidrigen Apologieen haben das allgemeine Urtheil nicht bestochen, das hier bestätigte Schlimme war den Zeitgenossen meist bekannt und geglaubt, und manches Gute dagegen ist neu. Aber auch ohnedies kann weder Bourrienne's Verhältnifs, noch Napoleons Eigenart hier eine Pietät so nothwendig fordern lassen. Schonung und Scheu war das, was Napoleon selbst sein ganzes Leben hindurch am wenigsten geübt und geachtet, auf die Lebenden und Todten warf er rücksichtslos Beleidigung und Schmach, verstiefs und mifshandelte seine Nächsten, und sein Geheimschreiber selbst ist in dem Falle, sich über gehäufte Unwürdigkeiten zu beklagen. Wo läge hier die Verpflichtung, auf Kosten des eignen Namens und so vieler andern den einen zu schonen? In der Selbstverläugnung giebt unser Autor überdies ein starkes Beispiel; er schont sich nicht, wo es gilt die Wahrheit zu sagen, und Bekenntnisse, die der Eitelkeit höchst empfindlich seyn mufsten, z. B., dafs er von selbst frühzeitig dem Dutzen entsagt, während Napoleon es fortgesetzt, dafs dieser eine Klingel für ihn habe anlegen wollen, dafs er ihn geschimpft, zum Zimmer hinausgescholten, und dergleichen, — was die späteren, mit dem An-

Digitized by Google

trage des Herzogstitels und des Grofskreuzes der Ehrenlegion begleiteten, und doch vergebliehen, Bitten um Uebernahme einer wichtigen Sendung, doch nie genugsam überkleiden können —, legt er mit treuherziger Beflissenheit getrost ab.

Von dieser Seite also wäre das Unternehmen ganz gut und vielversprechend. Aber die sonstige Beschaffenheit des Mannes, wie sie aus seiner Arbeit hervorleuchtet, mufs unsre Erwartungen gleich wieder gewaltig herabstimmen. Die neuere französische Litteratur hat gewifs wenige Schriftsteller, die sich so ganz arm an Geist zeigen, wie Bourrienne. Er hat dessen von keiner Sorte, weder den der Geselligkeit und Bildung im Allgemeinen, der in seiner Nation doch so häufig zu finden ist, noch den des Staatsmannes, und am wenigsten des Geschichtschreibers. Seine Weltansicht ist fast immer gemein, seine Gesinnung unsicher und schwach, sein Urtheil eng und seicht. Breite, Weitläuftigkeit, Unbildung im Ausdruck, Mangel an Ordnung und Gruppirung des Stoffes, wären nicht so auffallend in seiner Schreibart, wenn sie nicht so tief in ihm selbst lägen. Die seit den Begebenheiten, deren er gedenkt, bis hieher verflossene Zeit hat in dieser Beziehung auch nichts gebessert, er selbst zeigt sich uns als herumwühlend in seinen alten vergraben gewesenen Papieren, bringt bald das eine vor, bald das andre nach, entschuldigt seine Unordnung, und bekennt, dafs seine Erinnerungen nicht immer klar sind. Da können wir uns denn schon gefafst machen, auch in den gemeinen, äufseren Einzelheiten, die man oft ganz allein für Thatsachen ausgeben möchte, auf Irrthümer und Mifsgriffe genug zu stofsen! Umständlichkeit ist in der Geschichte nicht selten ein so grofser Fehler als Genauigkeit eine Tugend, doch scheint der Autor diese meistens nur in jener zu suchen. Schon die weitschweifigen Auseinandersetzungen seiner eignen Lagen, Verhältnisse, Gespräche und Gedanken, wovon oft mit kurzen bündigen Worten sich hinlängliche Rechenschaft geben liefse, sind fast immer unnütz, und machen seine Mittheilungen, anstatt sie zu beleben, matt und farblos. Ungeachtet des reichlichen Stoffes, den eine Begleitung Napoleons von seiner Jugend bis an sein Lebensende darbieten mufs, hätten die zehn Bände dieser Memoiren, durch Ausscheidung des Unwesentlichen und durch Schärfung des Stils ganz füglich auf ein Drittheil herabgebracht werden können, und dieses Drittheil wäre dann möglicherweise eine anziehende, unterhaltende Lektüre geworden, anstatt dafs die zehn Bände jetzt nur ausnahmsweise dieses, im Ganzen aber verdriefslich und langweilig sind.

Ueber die Familienverhältnisse und die Jugendjahre Napoleons können wir Bourrienne's Nachrichten als ziemlich genau und zuverlässig ansehen. Manches ist neu, oder war doch nicht nach allen Umständen so bekannt. Aus den Feldzügen und Verhandlungen in Italien erfahren wir ebenfalls in persönlichem Betreff manches Bemerkenswerthe. Am reichhaltigsten dünken uns die Nachrichten von dem Leben und Treiben Napoleons in Aegypten, und dieser Theil des Buches dürfte leicht der beste des Ganzen seyn. Auch über die Rükkehr nach Frankreich und das erste Wiederauftreten in Paris werden Aufschlüsse ertheilt, welche bisher fehlten, und deren Glaubwürdigkeit nicht eben zu bezweifeln scheint; der 18. Brumaire wird sehr ausführlich behandelt, und von diesem Vorgange so wie von den nächstfolgenden Entwicklungen können wir den einen Faden, der davon durch Bourrienne's Hand lief, und an den sich freilich vieles anreiht, wohl mit Zutrauen annehmen. Wenn jedoch schon in diesen Mittheilungen, und bei Gegenständen, von denen er unmittelbare Kenntnifs haben will, Bourrienne für sich allein keine volle Autorität zu sein vermag, welche man abweichenden Berichten gradezu entgegenhalten könnte, so wird er bald nachher, so wie er in Ungnade gefallen, und ihm der unmittelbare tägliche Zuflufs abgeschnitten ist, mit jedem Schritt unzuverlässiger und trüber, vermag selbst seine nächste Umgebung nicht mehr gründlich zu durchschauen noch richtig aufzufassen, und artet zuletzt, da er aus seinem Seitwärtsstehen dennoch die nach allen Richtungen in die Weltgeschichte eindringende Bahn Napoleons verfolgen und erörtern will, in einen traurigen, nichtssagenden Schwätzer aus, der ohne höheren Gesichtspunkt für die grofsen und ohne sichres Maafs für die kleinen Dinge ist. Es ist unglaublich, welche Unfähigkeit dieser Mann offenbart, sei es, dafs er Ansichten aufstellen oder einzelne Thatsachen mittheilen will. Ein Mann, der in Deutschland studirt hat, sich unaufhörlich als der Deutschen Sprache ganz mächtig angiebt, dann jahrelang in Hamburg in diplomatischem Amte steht, das ihn mit ganz Norddeutschland in genaueste Beziehung setzt, giebt der in Aller Munde lebenden, wie er selbst sagt angebeteten, durch Tugend, Schönheit und Napoleons Feindschaft verherrlichten Kö-

Digitized by Google

nigin von Preufsen immerfort gutes Muthes den Namen Wilhelmine, macht Stralsund zu einer mecklenburgischen Stadt, — zum Ersatz liegt Wien 1805 auf dem rechten Ufer der Donau, durch den Strom gegen das andringende Französische Heer vertheidigt, — und läfst sich im Jahre 1806 von Blüchern sagen — man bedenke im Jahre 1806, von Blüchern —, wie dieser General nach seinen und allen andern Unfällen des Preufsischen Heeres nun seinen Hoffnungstrost auf die Deutschen Universitäten setze! Wie unkundig, unkritisch, seicht und verworren, ja sogar unverantwortlich, ganze Folgereihen von Bourrienne's Angaben und Verknüpfungen in den späteren Theilen sind, dafür lassen sich fast in jedem Kapitel Belege aufweisen, und zwar in Französischen Angelegenheiten wie in den ausländischen. Der Abfertigung, welche der Freiherr von Stein ihm hat widerfahren lassen, liefsen sich viele von gleichem Recht und Nachdruck beigesellen.

Wir wollen damit nicht abläugnen, dafs er oft auch Erhebliches vorbringt, doch meist aus der früheren, ihm noch günstigeren Zeit. Auch wollen wir ihn, wo er seine Vorgänger Lascases, Rovigo, den wirren Fauche-Borel, die untergeschobenen Memoiren Fouché's und andre solche Bücher bestreitet, keineswegs ungehört lassen; ihm gebührt unter den Zeugen, die über Napoleon und seine Zeit zu vernehmen sind, allerdings eine Stelle; nur zum alleinigen Gewährsmann möchten wir ihn für keine Angabe so leicht genügend halten, mit Ausnahme der von ihm bestimmt als unmittelbar aus Napoleons Munde gehört wiedergegebenen kurzen Sprüche, Antworten und Ausrufungen, für die wir ihn als einen durch Willen und Fähigkeit allenfalls genügenden Bürgen ansehen dürfen, während wir bei den längeren Reden und Auseinandersetzungen gleich wieder allen Grund haben mifstrauisch zu seyn, ob nicht Verwechslung der Zeiten, Mifsverstand der Absichten und selbst der Worte dabei sich eingeschlichen habe. In Betreff der Wichtigkeit der Gegenstände ist auch eine andre Täuschung den Verfassern solcher Denkschriften leicht gefährlich. Vieles früher Geheime, nur einem kleinen Kreise Bekannte, hatte seinen ganzen Werth und Reiz einzig von dem Lebensmomente damaliger Gegenwart, von der Gunst oder Gefahr, welche der Tag mächtig damit verband; diese Bedeutung verflüchtigt sich weiterhin allmählich mit dem Geheimnisse zugleich; wer nun aber von den frühesten Mitwissern sein Geheimnifs grade recht gut und lange bewahrt hat, und mit der endlichen Offenbarung noch spät besondre Wirkung zu machen erwartet, der wird dann freilich erfahren müssen, dafs man auch zu lange geschwiegen haben kann. Bourrienne scheint nicht selten in diesem Falle zu sein, und vielerlei Unbedeutendes noch mit dem Eifer einer Wichtigkeit zu behandeln, die schon längst von der Sache gewichen ist.

Seinen Helden läfst er als solchen auf dem öffentlichen Schauplatze wohl gelten, und ist für ihn voll Bewunderung und Staunen, auch findet er in der Geschichte ihm als Feldherrn, Volkshaupt, Machtherrscher keinen andern gleich; ihn als solchen darzustellen ist er aber nicht berufen, wiewohl er auch darauf es gern anlegen möchte. Ganz im Gegentheil, das Grofse und Gewaltige Napoleons mufs er zwar in dessen weitausgeströmten Wirkungen mit tiefster Beugung anerkennen, in ihm selbst aber sieht er es am wenigsten, oder findet das nicht wieder, was diese Wirkungen hervorbringt; diese Thaten, die er bewundern mufs und mit nichts vergleichen kann, vermag er mit dem Manne, den er von Jugend auf so gut kennt und täglich so nahe sieht und hört, nicht zusammenzureimen, und ihm ist zu Muthe, wie einem Ueberraschten, der nicht weifs, ob er sich ärgern soll oder freuen, im Grunde sich aber doch ärgert. Wir rechnen hieher nicht, dafs er in vielen Hauptsachen, die wenigstens als solche in Napoleons Leben gelten und oft besprochen sind, fast immer den Glanz mäfsigt, oder gradezu das Nachtheilige behauptet und zu erweisen bemüht ist, zum Beispiel, dafs Napoleon die Pestkranken keineswegs angerührt, wohl aber ihren Tod durch Gift befördern liefs, dafs er in seinen Berichten die Staatsbehörden und das Publikum schamlos getäuscht, Genossen und Feinde empörend verläumdet habe, dafs er in den Entscheidungen des Brumaire so gut wie bei Marengo nur durch fremdes, nachher geflissentlich unterdrücktes Verdienst gerettet worden sei, dafs eine Landung in England ihm nie recht Ernst gewesen, dafs er allein des Herzogs von Enghien Hinrichtung zu verantworten habe, dafs Moreau aus Hafs und Eifersucht verfolgt und Pichegru wirklich im Gefängnifs erdrosselt worden sey; diese und andre Sachen ähnlichen Belanges waren zum Theil längst bekannt und für den Unterrichteten festgestellt. Dasselbe gilt von der näheren Bezeichnung des persönlichen Karakters, von seiner frühen und fortgesetzten

Digitized by Google

Verstellung, seinem eifersüchtigen Hasse, seiner kein Verhältniſs, keinen sittlichen und geistigen Zweck anders als für den eigennützigen Bedarf abschätzenden, jedes Höhere zum Mittel miſsbrauchenden Menschenverachtung, auch hievon wuſste man was nöthig war, und als ein vorzugsweise Italiänischer Karakter ist Napoleon längst erkannt worden, nur daſs man hier jetzt durch hundert aus allen Richtungen zusammengefaſste Züge sein Bild in höchst gesteigertem Ausdruck erblickt, und das Werden und Hervortreten des Einzelnen nach genaueren Zeitangaben ordnen kann. Was wir Bourrienne vorwerfen, ist nicht dies, wozu seine Aufgabe, wenn er überhaupt eine sich stellen wollte, ihn nöthigen muſste. Der Tadel liegt darin, daſs er nichts hat, als das angehäufte Einzelne, dessen Auffassung nirgends ein vereinigender Sinn leitet, daſs er nur zuweilen die Person, aber die Persönlichkeit Napoleons niemals sieht, daſs er für die Gröſse des ganzen Menschen, in welchem doch die des Feldherrn und Herrschers nothwendig wurzelt, und von dem die ungeheuern leuchtenden Strahlen neben schwarzen Schattenstellen doch wirklich ausströmen, gar keinen Sinn hat, und in Summa nicht groſsartig mit seinem Helden, sondern kleinlich mit sich selber beschäftigt ist, wobei er seine eignen Unzulänglichkeiten und Eitelkeiten — denn hier ist er in seiner Sphäre — mit besserem Gelingen, als er wünschen kann, zur Schau trägt. Für den Kammerdiener giebt es keinen Helden, ist ein alter Ausspruch, den man irrig gegen den Helden anzuwenden meint, da er doch grade und nur den Kammerdiener trifft. — Wir sehen an Bourrienne's traurigem Beispiel wieder recht deutlich, wie der Werth der Autopsie zwar an sich unschätzbar, aber dies doch weniger um der Fülle des Einzelnen willen, das doch im Verhältniſs zum Ganzen immer nur wenig sein kann, als wegen des lebendigen Maſses ist, welches damit für alles auch Nichtgesehene gegeben wird. Ein glückliches Apperçu, ein gründliches Gewahrwerden mit Augen des Geistes, wie Goethe den Ausdruck nimmt, überflügelt siegreich alle Massen der gemeinen Erfahrung. Mit Napoleon lange und vertraut gelebt hat Bourrienne, das ist gewiſs; wiefern er ihn gekannt, bleibt wenigstens zweifelhaft.

Dem Geschichtsforscher bringt das ganze Werk wenig neues Licht; indeſs hat es durch seinen sich weitausbreitenden Inhalt einer Menge noch fortwogender und empfindlicher Interessen zum Anreize gedient, besonders in Frankreich, und anstatt eines festen, bleibenden Ertrags doch immer einen Erfolg des Augenblicks gehabt, den der Verfasser sich kann genügen lassen.

K. A. Varnhagen von Ense.

XXXX.

Shakspeare's Schauspiele, von Joh. Heinr. Voſs und dessen Söhnen Heinr. Voſs und Abraham Voſs. Mit Erläuterungen. 1818. 19. *Leipz. I. b. III. B.* 1820 — 1829. *Stuttg. IV — IX. Bd. in* 8 *Abtheilungen.* 8.

Bei dem anerkannten und geschichtlich wol erklärbaren durchgängigen Verfall der Bühne bleibt es für den Freund der dramatischen Poesie immer eine tröstliche Erscheinung, daſs gerade der gröſste moderne Bühnendichter, Shakspeare, die edelsten deutschen Geister beschäftigt und übt, die ernster und gründlicher sich bildenden Franzosen anzieht und fördert, ja selbst seine Landsleute, wie durch ausländische Verehrung beschämend, allmälig zu etwas mehr, als leidigen Abdrücken seiner Schauspiele bestimmt, nämlich zu Aufführung einiger, wenn auch zuvörderst noch verwässerter, Stücke. Wenn daher unter uns einerseits die Flachen und Faden das ganze Rüsthaus ihrer verbrauchten Pfiffigkeit aufbieten und erschöpfen müssen, um die ehrenvolle Zurückberufung des Geächteten, oder die Ehrenerklärung des durch ihr Stümmel- und Streichhandwerk Beschimpften zu hintertreiben, so muſs es erfreuen, wenn andrerseits, wie wir lesen, in einer groſsen Hauptstadt Deutschlands, die in aller Bildung würdig voran geht, beschlossen wird, Shakspeare künftig unverstümmelt, treu und wörtlich wieder aufzuführen. Denn auf die Länge, oder für immer erfolglos kann und wird ein solcher Versuch nicht bleiben, selbst wenn er zuvörderst sich nicht genau mit Boden und Himmelstrich berechnet hätte, indem er ein höheres Bedürfniſs der Gebildeten zugleich mit der kläglichen Dürftigkeit der Menge ausspricht, gleichviel, wie diese Dürftigkeit bedingt sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Shakspeare's Schauspiele, von J. H. u. H. u. A. Voſs.

(Fortsetzung.)

Belehrt uns ja doch schon das Schicksal der verschiedenen Uebersetzungen, daſs das Fleiſsige, Tüchtige und Redliche sich doch allmälig Bahn macht, daſs ein mit fremdem Maaſsstabe gemessener wielandscher, ein meierisch verhunzter Sh., trotz alles Auctoritätsglaubens, trotz aller Marktschreierkünste, in wenig Jahren vergessen und verachtet sind, indeſs der fleiſsige und ehrliche Eschenburg, der ausdauernd zuerst Bahn brach, auch neben glücklichern und gewandtern Bearbeitern noch immer anerkannt und geachtet wird. Und wie könnte es auch in der That anders seyn? Darf man mit Fug und Grund behaupten, daſs es, trotz so vielen, zum Theil ehrenwerthen Bemühungen gelehrter Ausleger, ungeachtet zahlloser zierlicher Ab- und Wiederdrucke, noch immer an einer, auch nur dem dermalen gewonnenen, gewiſs aber noch höher zu nehmenden Standorte der Kritik angemessenen Ausgabe der Werke dieses Genius fehle, so darf man sich auch nicht wundern, daſs die Versuche, ihn unserer Sprache, unserer Anschauung anzueignen und zu befreunden, nicht alle, und nicht sogleich glücklich ausschlagen können; ja der Besonnene wird in dem Miſslingen einmal nur die Nemesis erblicken, welche die Aftervorstellungen von einem „trunkenen Wilden", einem angeborenen wilden Waldgesange, einem vermeinten Schenkenwitze u. dgl. auf diese Weise heimsucht, dann aber in der erhabenen, reichen, uns ferner und anders vom Weltgeist gestellten doch fremderen Weltansicht, wie ächt protestantisch sie auch in ihrem tiefsten Grunde sey, Gründe genug finden, eine solche Aneignung für eine Aufgabe mehr als einer Geschlechtsreihe anzusprechen.

Hierin aber kann auch der leichtsinnige, unverschämte und schülerhaft unwissende Uebersetzertroſs, der Cervantes' bekanntes Wort über Uebersetzungen thatsächlich bestätigt, nicht irre machen. Denn möge man nun, das Handwerkliche mit dem Kunstgewandten vermengend, oder mit dem schulstolzen Köhlerglauben an die unerreichbare eigenthümliche Trefflichkeit einer Sprache in der andern, Uebersetzungen gleich im voraus den Stab brechen, Niemand wird doch auch von guten Uebersetzungen eine andere als mittelbare Ausbeute und Wirkung erwarten.

Daſs nun die Vossische Familie, um zu ihr überzugehn, nicht leichtsinnig noch unvorbereitet zu ihrem Werke geschritten, ist allerdings unläugbar. Dies beweisen die Einleitung und die jedem Bande mitgegebenen Erläuterungen, welche mit Wahl und Maaſs aus den englischen Auslegern zusammengetragen und zum Verständniſs des Vor- und Mitweltlichen in Shakspeare's, wie seines eigenthümlichen Styls durch fleiſsig nachgewiesene Parallelen gewiſs eine schätzbare Mitgabe sind. Denn abgerechnet, daſs ohne sie des Dichters sinn- und gedankenschwere Kürze oft nicht wenigen Lesern räthselhaft und dunkel bleiben müſste, so kann sich auch daraus, für den Unbefangenen wenigstens, ergeben, wie tief und allseitig Sh. nicht nur seine Zeit und Mitwelt, sondern auch die frühere Weltgeschichte durchdrungen, ja in Saft und Blut verwandelt hatte, und wie dazu nicht lediglich Gelehrsamkeit verhelfe, welche der weit gelehrtere Ben Jonson und andere nach ihm gerade an Sh. vermiſsten, sondern wie zwischen Gelehrsamkeit und wahrhaft menschlicher universeller Bildung noch eine groſse Kluft befestiget, und der wahre Genius allerdings der göttlich bevorrechtete Seher sey, welchem eben darum nicht erlassen wird noch werden kann, frei seine Kraft an dem wechselnden Spiele der Zeit- und Raumerscheinungen zu üben und zu stählen. In der That ist auch an diesem Herrlichen vorzüglich anschaulich, wie Genius der Geist und Natur entzündende und schmelzende Blitz ist, dessen Kraft einen neuen Himmel und eine neue

Digitized by Google

Erde hervorruft, denen er als Sonne, Licht und Wärme ertheilt; wie ihm alles Geschehene, jedes Fertige und Gestaltete aus der Vergangenheit, wovon der Weltgeist wie in grofsartig göttlicher Eil die Hand abgelassen zu haben scheint, so verjüngt, frisch und ungesucht sich bietet, dafs er es bald ernst, bald scherzhaft in das Spiel der unmittelbarsten Gegenwart hineinziehend verflicht und beide in wechselseitiger Durchdringung zum Ausdruck einer neuen Geistes- und Weltbewegung, ja zu dieser selbst umbildet. Und so bleibt ihm denn nichts fremd, von den ersten leisen Lebensregungen in der Menschenbrust an bis zu den wüthendsten Stürmen der Leidenschaft, von der thierischen Rohheit und Verdunkelung bis zur lichtesten Klarheit und Durchsichtigkeit des Geistes, vom wildesten Chaos der Natur bis zu ihrer sondersten Heiterkeit und bräutlichem Festschmuck. Alles durchfühlt, durchglüht, durchschaut, kurz durchlebt er, und wie es so sein Eigenthum geworden, entläfst er es wieder frei mit erhabener Gleichgültigkeit und Unbefangenheit aus seiner Brust, dafs es aufser ihm, neben ihm wandele, eigener Lebenskraft und Fülle froh vertrauend, und so hinwieder anziehender, wie aus- und fernwerfender Mittelpunct werde für einen neuen Weltkreis, dessen Geschick und Geschichte in seinen Geschöpfen sich abspiegele. Diese meisterhafte Darstellung der mit tiefster Innigkeit, ich möchte sagen Liebestolz, anerkannten Kraftfülle des Einzelnen, gegenüber dem ihr obsiegenden Geschick, diese wundersam wahr ergriffene und dargestellte Hoheit und Hehrheit des Einzelnen in seiner Demüthigung selbst ist es, die Shaksp. zum Herolde der Freiheit und des Protestantismus macht, ja ihn ermächtiget, kraft seiner Anerkennung des Ewigen im Zeitlichen, mit dem Zeitlichen selbst grofsartig und kühn zu spielen. Er verherrlichet den Machtgrund der Modernität, die Individualität, ohne die Klippen zu verkennen, woran sie scheitern mag. Ehrfürchtige Scheu vor dem Ganzen stählt in ihm nur die selbständige Kraft des Einzelnen. Auf dieses Weben und Leben, Schalten und Walten des Genius aufmerksam zu machen im Einzelnen und so, gleichsam allmälig daran zu gewöhnen, ist gewifs eine dankenswerthe Mühe.

Auch die Kritik des Textes ist nicht leer ausgegangen. So manche durch fehlerhafte und unverständige Abdrucke (aus ohnehin schon von Directoren, Schauspielern, oder ihren guten Freunden verstümmelten und mundrecht gemachten Rollen und Einhelfebüchern) entstellte Lesarten und in Prosa aufgelöste Stellen sind umsichtig, ohne sonderliche Gewalt, oft mit ganz einfachen Mitteln hergestellt, erörtert und erläutert worden, so dafs ein künftiger Uebersetzer oder Herausgeber auch diese Arbeit nicht unbeachtet wird lassen können und ihre Vollendung allerdings gar sehr zu wünschen ist.

Könnte nur aber auch von der Uebersetzung selbst so viel Gutes gesagt werden! Hier jedoch fordert die Sache, dafs unumwunden gesagt werden mufs, sie sey so wenig getroffenes Ab- und Nachbild ihres Vorbildes, dafs ebensowenig zu hoffen steht, als es wünschenswerth wäre, Sh. könne und werde in dieser Gestalt das deutsche Publicum ansprechen; ja dafs dies Mifsglücken und dessen Grund näher angegeben werde.

Es ist bereits von einem andern Freunde in diesen Blättern über Vater Vossens Uebersetzungsweise im Allgemeinen, und früher von einem geistreichen Ungenannten über die des Homer gesprochen worden. Auch hat sich durch eine Reihe von Uebersetzungen griechischer und römischer Dichter ihre Artung so ausgesprochen, dafs Unbefangene mindestens, die den sprach- und sachkundigen Schulmann, den Bahn brechenden Metriker und Verskünstler von einem geist- und sinnvollen Nachbildner genialer Schöpfungen zu unterscheiden vermögen, darüber nicht lange in Zweifel verharren können. Diese Uebersetzungsweise nämlich ist eine starre, einförmige Manier, wie sie hervorgehen mufste aus einer Unansprechbarkeit für das Besondere und Eigenthümliche irgend einer Geistes- und Sinnesphysiognomie, was gerade in Sh. ein Hauptmoment seiner Darstellung ist. Auf die einzelnen festen, oder auch beweglichen Züge einer solchen mit Liebe und Hingebung einzugehen, ihre Gesamtheit und Harmonie in Einem Bilde aufzufassen, damit seine eigene Bildungskraft zu durchdringen, zu durchleuchten, dafs es mühlos aus seinem Geiste, wie Licht aus einem durchsichtigen Körper, hervorschiene, und die Sprache nur das lockere Gewand wäre, unter welchem noch der schöne ebenmäfsige Gliederbau sich andeutete — dies war diesem sonst wohlverdienten Manne unmöglich. Der Sprach-, Wort- und Versforschung allzu ausschliefslich fröhnend, ja verfallen, eine gewisse angeborene landschaftliche Derbheit mit einer angelernten, sauer erworbenen Zierlichkeit zu sänftigen und zu schmeidigen

Digitized by Google

bedacht und beflissen, immer jedoch mit einer sichtlichen Vorliebe für schwerlöthige Wörter, schwertrittige Rhythmen und Wortklumpfüſse, wie mit einer Krankheit, behaftet, vermochte er nicht, den leicht hinschwebenden und anmuthig flatternden Tanz der Rede und den ungesuchten Wohllaut, den er theoretisch wohl im Einzelnen bestimmen konnte, im Ganzen, als zur Harmonie verschmolzenen Accorden, abzulauschen und wiederzugeben. Schwere Reime, spondeische und molossische Rhythmen beliebten und gelangen ihm; und sie hervorzubringen, den Gedanken immer gepanzert, oder doch in Steiflinnen auftreten zu lassen, schwärzte er seltsam zusammengeschweiſste Epitheta ein, verkehrte den Bau der Rede, oder zählte die Glieder einzeln und unbeholfen zu, dergestalt daſs von reiner und freier Zeichnung, von Licht und Schatten, Hauptton und Localfarbe, Abstufung und Verschmelzung gar nicht die Rede war, sondern nur, wie bei den Malern der späteren Zeit, die Macchianten heiſsen, von Fleck gegen Fleck, Dickicht gegen Dickicht, kurz grellen, unklaren und ungesonderten Gegensätzen. Dazu kam noch eine besondere Vorliebe für Idiotismen, Zunft- Gau- und Gaunerwörter, die er ohne Noth und an ungehörigen Stellen anbrachte. So wurde die Sprache steif und ungelenk, unselbständig und unfrei, trotz aller angestrebten Reinheit, aller gerühmten Bildsamkeit, und ihr so wenig, als dem Geschmacke ward ein wesentlicher Dienst durch diese Uebersetzungen geleistet. Studien und wol nützliche Studien in Sprache und Versbau werden sie immer seyn; aber fremde Geisteseigenthümlichkeit abspiegeln und mit ihr befreunden, reinen Genuſs der Vielseitigkeit, des Reichthums, der Anmuth gewähren, das vermögen sie nicht. Unsere Unparteilichkeit aber und Entfernung von aller ungebührlichen Abwürdigung zu beweisen, heben wir noch eine andere Seite dieser Uebersetzerschule, wenn wir diese Weise so nennen dürfen, hervor, welche verdienstlich wird. Sie dünkt uns nämlich, wie sie sich verbreitet hat, ein gefordertes Gegengewicht und, wenn auch etwas heroisches, Gegenmittel gegen die eingerissene lotterhafte Behandlung und die, unter dem unhaltbaren Vorwand einer accentuirenden, alle Quantität durchaus verneinenden Sprache, willkürliche Behandlung des deutschen Verses und Versbaues, auch wo er nicht blos uns die Weisen der Alten vergegenwärtigen soll. Wir können nicht umhin, diese Lüderlichkeit und Geschmackseligkeit für ein leidiges Ueberbleibsel jener Zeit zu erklären, wo die Verbildung und durch Abstammung wie Gattung ganz anders bedingte Behandlung der französischen gebundenen Sprache, welche sich auch beim Rhythmus mit einer Convenienz abfindet, unserer sich wiedergebärenden Sprache Vorbild war. Der Vers ist aber allerdings ein Zweig der geschriebenen und Kunstpoesie, welche freilich wol weitab liegt von jener Urpoesie des Seyns und Wesens, die uns aus den Sagen gottbegeisterter Völker als Formthätigkeit des Ewigen und Höchsten, frisch und lebendig anweht. Wie aber aus dieser letztern jene erste sich entwickelt und aus ihrem Keime hervorgebildet hat, so auch die in ihm beschlossene Musik, als Idee der Verhältnisse ihrer Theile. Daſs sich nun unsere Sprache diesem Spiele williger und fügsamer erwiesen, als irgend eine neuere, das mögen die mit den provençalischen wetteifernden kunstreichen Formen der Minnelieder beweisen. Wenn nun aber, nachdem in dem unglücklichen dreiſsigjährigen Kriege dies alles vergessen war und nun die Kunst abermals beginnen und ihre Schule machen muſste, das musikalische Element der Sprache aufgenommen, entwickelt und immer mehr ausgebildet wurde, sollen wir dies etwa als ein unwürdiges, müſsiges Kinderspiel ansehen, dem sie glücklicherweise jetzt entwachsen, und das höchstens den Orbilen zur Nachfrage zu überlassen sei? Wär' es etwa nur eine mitleidig zu verzeihende Grille, daſs Klopstock, Voſs, Wolf, Humboldt, Apel, Solger u. a. diese Seite der Poesie so ausgebildet? oder ein der Sprache aufgedrungenes, abgequältes Kunststück, welches nur Cabinetstücke und Curiositäten giebt? — Vor dergleichen Einseitigkeit zu warnen, wodurch jene Lotter- und Schülerhaftigkeit nur geschützt, entschuldigt und befördert, und der ohnehin überhandnehmenden Genieseuche Vorschub gethan wird, scheint ebenso sehr an der Zeit zu seyn, als auf die Schulstrenge der Alten zu dringen, die, nach den Zeugnissen der Grammatiker und Scholiasten, die kleinsten wie die gröſsten Elemente der Kunst in ihrem Wechselverhältniſs, ihrer Durchdringung in einem organischen Kunstleibe, auf das schärfste abwogen und bestimmten. Wie wäre denn sonst eine so scharfe Vergleichung der alten und neuen tragischen Schule möglich gewesen, wie davon Aristophanes eine Probe giebt? Kann und muſs denn unter einem Talar kein Priester, unter dem bunten leichten Flügelkleide keine holde Nymphe, sondern nur ein Au-

Digitized by Google

tomat und eine Gliederpuppe stecken? Wird ja doch keiner in Versen zu dichten gezwungen; und wer es nicht versteht, der lerne was an der Kunst lehr- und lernbar ist!

Gegen die Sache also, d. h. gegen den Anbau und die Ausbildung unserer Sprache für die mannigfaltigsten und schönsten Kunstformen, möchte wol nichts Triftiges aufgebracht werden können, sondern nur Dichtersinn, Geschmack und Kritik zu empfehlen und zu fordern seyn.

Doch wir kehren von diesem kleinen und nahen Seitenwege in den Hauptweg zurück und bemerken, daſs auch die Söhne die Aehnlichkeit mit dem Vater nicht verläugnen können; nur daſs, wenn Abraham eine noch nicht so tief eingewurzelte Pedanterie voraus hat, Heinrich sich noch mehr Sprachverstöſse, Härten, Unrichtigkeiten, und Uebertreibungen in das Schmutzige und Gemeine zu Schulden kommen läſst. Allen dreien aber fehlt der Sinn und Tact für das Schickliche, der sichtende und wählende Geschmack, die Auffassung und Haltung des jedesmaligen Tons und der Localfarbe, was gerade bei Shk. so bewundernswürdig ist, und die Leichtigkeit der Uebergänge, so daſs mithin alle Stücke, wie eins, und eines wie alle klingen, hart, spröde und unverständlich die Hülfe des Originals, ja wol gar der Anmerkungen, fordern. Rec. dürfte, um das hier Gesagte zu beweisen, jedem Unbefangenen nur eines Stückes Vorlesung anmuthen, und könnte der vollsten Beistimmung gewiſs seyn. Doch fordert und erlaubt dieser Ort, von jedem der drei Uebersetzer ein Stück zu vergleichen und den Leser selbst entscheiden zu lassen.

Wir beginnen mit dem vom Vater Joh. Heinr. Voſs übersetzten Gemälde der Liebe: Romeo und Julie und werden überall zur Vergleichung den Urtext der Uebersetzung voranschicken.

II, 1. beschwört Mercutio den Romeo unter Juliens Gartenfenster

By her (nämlich Rosalinens) *fine foot, straight leg and quivering thigh*

und nennt dies gleich darauf *a fair and honest invocation — in his mistress' name, but to raise up him.* Der Uebersetzer hart, grell auftragend und etymologisch knechtisch einerseits, wie andrerseits untreu, giebt dies

Beim drallen Fuſs, Streckbein und Quabbelschoos

wobei nichts als Vorliebe für das breite *u* zu *dräll*, Verwandtschaft von *straight* zu *Streck* und *quiver* zu *quabbel*, und endlich ein kleiner Anflug von Waldgöttergeschmack zu *Schoos* verführen konnte. Letzteres muſte wol auch dem Abraham begegnen, wenn er im Timon von Athen IV, 3. Timon sagen läſst, Apemantus möge seinem Vater fluchen,

. . . . . that poor rag
. . . . . who, in spite, put stuff
To some she-beggar and compounded thee
Poor rogue hereditary
Dem armen Lump, der ekellos besprang
Ein Gassennickel und zusammenpfuschte
Dich lumpigen Erzgauner.

II, 2. wo Julie am nächtlichen Fenster dem Romeo erscheint

As is a winged messenger of heaven
Unto the white up-turned wondering eyes
Of mortals that fall back to gaze on him,
When he bestrides the lazy puffing clouds.

Wenn dies so übertragen wird:

Wie ein beschwingter Himmelsbote stralt
Dem weiſs emporgekehrten Wunderblick
Des Erdensohns, der rückwärts fallend staunt,
Wann er betritt still wandelndes Gewölk.

so ist stralt schon ein schreiender Localton für das anspruchslose is; dann ist nicht der Blick weiſs emporgekehrt, sondern das Weiſse im Auge; ferner ist in dieser Begriffverbindung das er sprachlich auf den Erdensohn zu beziehen, da es doch auf den Himmelsboten gehen soll, welche Zweideutigkeit im Original durch die Mehrzahl *mortals* nicht aufkommen konnte, endlich ist mit dem Betreten stillwandelnden Gewölks die Anschauung verändert. Denn *to bestride* wird vorzüglich von Reitern gebraucht, und *lazy puffing clouds* sind lose, locker sich blähende Wolken, wie z. B. auf Correggio's sogenanntem Wolkenreiter in Dresden; und ein Bild der Art mochte wohl Sh. vorschweben.

II, 3. Du und der Schmerz, ihr wart für Rosalin' allein ist ein Alexandriner, wovon im Original nichts zu spüren.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Shakspeare's Schauspiele, von J. H. u. H. u. A. Voſs.

(Schluſs.)

II, 4. *The pox of such antic lispening affecting fantasticoes*

Die Krankt so frazicht lispelndem, gezierten Fantasten!

Warum gerade die bäurische Wortform?

III, 1. *Nay an there were two such, we should have none shortly*

Ja gäb' es zwei so, bald wär' keiner nach.

Gewiſs unverständlich und undeutsch!

I will be deaf to pleading and excuses

Taub hör' ich Vorwand und Beschönigung

welches allerdings ein Kunststück seyn möchte.

Ebendaselbst wird der schwarze Mantel der Nacht zum Flor verdünnt, und die hellstralende Sonne in der Sonne Flunkerglanz noch dazu entselbstet, wenn man so sagen darf. — Das Wörtchen Ja, welches mehr vergiften soll als das Tod schieſsende Auge des Basilisken, blitzt hier schnellern Tod Als aus giftglühndem Aug ein Basilisk.

Daselbst wurde das ungesucht einfältig Anschauliche

O serpent heart hid with a flow'ring face

in

O Schlangenherz, versteckt in Blumenschau

vernebelt und verdunkelt. Die schöne Drachenhöhle wird zur prachtschönen Kluft; der *dovefeather'd raven* zum Rab hell wie Täuber. Julie schilt sich ein Vieh, weil sie Romeo geschmäht, was doch für *beast* ein wenig zu treu ist. Romeo wird von ihr mit demüthiger Ergebenheit und Schmerz *poor my lord* genannt, wogegen das Arm Männchen an komisches Bedauern streift. — Ebendas. fragt Julia nach ihren Aeltern mit den Worten:

Wash they his (nämlich Tybalds) wounds with tears? Mine shall be spent,

When theirs are dry, for Romeo's banishment.

Das Deutsche

Wäscht seine Wund' ihr Gram? Mir strömt er dann

Wann ihrer stockt, um Romeo's Verbann

ist bei allem Holprichten und Verschrobenen doch nicht so bedeutungsschwer. So wird Romeo's kräftig Einfaches

The damned use that word (nämlich banished) in hell,

Howlings attend it

zu

Der Höllenabgrund brüllt das Wort

Mit Angstgeheul auf

aufgesteift. Ob das

Nicht kannst du reden von was du nicht fühlst

deutsch sei, wäre doch zu fragen.

III, 3. wo Lorenzo tröstend Romeo's Glück im Unglück aufzählt, sagt er

A pack of blessings lights upon thy back,

die Uebersetzung

Ein Pack voll Segens drückt die Schultern dir,

wo man mehrerer Treue wegen nur noch Buckel vorschlagen möchte!!

III, 4. *If we ravel much*

Pampen wir zu sehr.

To pamper und *to ravel* möchten aber doch verschiedene Begriffe seyn.

III, 5.

Some say, the lark makes sweet division

mit Doppelsinn im letzten Wort; dafür ist

Man sagt, die Lerch' hebt kräuselnd süſsen Lauf

ohne das Original nicht verständlich. Denn wollte man auch Lauf für den gewöhnlichern Kunstausdruck Laufer laufen lassen, so würde doch einen Lauf heben für trillern, oder wirbeln nicht leicht gesagt werden. —

IV, 2.

I'll have this knot knit

Sei dieses Band geknotet.

Warum nicht noch buchstäblich treuer

Will ha'n den Knot g'knot't?!

Digitized by Google

IV, 4.

The curfew hath rung
Die Morgenglocke bammt

bedarf keines Fingerzeigs.

IV, 5. *Slug-a-bed*, Bettlunscherin, *beguil'd*, vom Tode um Freude betrogen, wird mit beschnellt wiedergegeben. Nicht geschmackloser und gemeiner, aber noch treuer hätte ja das platte *begygelt* gebraucht werden können, wenn der Buchstabe — nicht tödtete.

V, 1.

Ah me! how sweet is love itself possesst,
When but love's shadows are so rich in sweets?
O mir! wie prangt die Liebe selbst ein Gut,
Ist schon ihr Schattenbild so freudenreich?

Hier ist wieder das einfachste verstelzt und verkehrt, und die Mehrzahl *shadows*, worunter Träume verstanden werden, nicht gut mit dem Singular vertauscht. Dazu die Liebe selbst ein Gut für der Besitz der Liebe selbst, die Liebe im Besitz, als Besitzthum, wer erriethe das? — Das. heiſst des armen Apothekers an Romeo verkaufter Gifttrank, nach Voſs auch Giftschluck, *poor compound*, und wird in der Uebers. arm Rühricht; wohl zu merken im tragischen Style!

Sehen wir nun, wie Abraham Voſs Die gezähmte Keiferin behandelt hat! Ueber das Gauwort *pisacken* für *to pheeze* I, 1. wollen wir nicht rechten. Daſs aber das

What 's here? One dead? or drunk?

mit

Was da? verreckt? besoffen?

verdolmetscht wird, scheint doch eher eine Farbenklekserei. Warum sind *brave attendants* zu Prunklakei'n aufgesteift? — Das. ist in

When he says, he is — say, that he dreams

der Name *Sly*, den der Herr noch nicht wissen konnte, vermieden; der Uebers. freilich wuſste ihn. — Das Wortspiel *to court* und *to cart* wird unglücklich mit Freiwerben und Heu werben wiedergegeben. Anhalten und abhalten hätten wohl näher gelegen.

Für *to endure her loud alarums* ist, zu bestehn ihr laut Bubu nicht wenig gesucht. Eben so wenig wird Jemand Aus schlüpft die Brut, englisch *'T is hatched*, verstehen als: der Plan ist reif.

II, 1. . . . *nun gleich höflich auch zu seyn,*
Da ich von Euch mehr Höflichkeit genoſs,
Als wer, gönnt Zutritt diesem jungen Mann

ist ebenfalls lahm und schief gedacht. Gremio will sagen: um gleich höflich gegen Euch zu seyn, wie Ihr gegen mich, geb ich euch hiemit diesen jungen Gelehrten; und sagt dies auch wirklich im Original.

But youth in ladies' eyes that flourisheth
Doch Jugend ists, die Weiberaugen klärt

entstellt Sinn und Begriff um Reims willen.

III, 2. *You may be jogging*
Da juckelt hin

Wieder eine unverständliche, und unverständige Treue!

IV, 1. Jades, Schindkracken. Warum so gemein? —

That bate and beat
Der flurrt und burrt

Baizt und *beiſst* hätte doch als Wortspiel näher gelegen.

IV, 2. Cullion, Quast ist dem Rec. fremd.

Heinrich Vossens Verfahren endlich werde am König Lear geprüft!

I, 1. *To plainness honesty 's bound*

Wer würde für: Ehre macht Offenheit zur Pflicht sagen

Grad muſs die Ehr'
Angehn.

Das. ging in

Nor are those empty hearted, whose low sound
Reverbs no hollowness
Nicht zeigt's ein leeres Herz, hallt schwacher Klang
Nicht Hohlheit

durch Verwischung des Persönlichen, und durch hallen für wiederhallen, nachhallen die einfache sprüchwörtliche Klarheit verloren. — Das. ist statt

Whilst I can vent clamour from my throat
Weil noch lauten kann mein Hals

nicht wenig geziert, wie für

To come betwixt our sentence and our power
Zu hemmen unserm Ausspruch unsre Macht.

Das.

That Jam glad, to have not, though not to have it
Hath lost me in your liking.
Die gern ich nicht hab, ob nicht haben gleich
Geraubt mir eure Neigung

ist unbeholfen und durch Weglassung des it unverständlich.

Das.

. . . . . *who hath receiv'd you*
As fortune's alms. You have obedience scanted.
. . . . . *der euch als Glücks-*
Almos' empfing. Ihr habt die Pflicht geschmält.

Hier ist zuvörderst Almos', wie II, 3, eine unziemliche Freiheit; dann ist Gehorsam zu Pflicht verallge-

Digitized by Google

meinert; endlich giebt schmälen für schmälern einen Doppelsinn.

I, 2. Who in the lusty stealth of nature take
More composition and fierce quality
Than doth within a dull, stale, tried bed
Go to the creating a whole tribe of fops
Got 'twixt asleep and wake.
Wir, die im Wollustraube der Natur
Empfahn mehr Derbheit und Trutzhaftigkeit,
Als ein verdöst, flau, herzmatt Ehebett
Austhut zu einer Brut von Dümmlingen
So zwischen Schlaf und Wachen.

Was ist dies verdöst? dies austhut, dies so, als ein gauwörtlicher, misbräuchlicher, nachlässiger Redezwang? Das ist wie mehrmals das beliebte wippen für *to top*; *upon the gad*, d. i. spornstreichs ist hier im Bremsenflug.

If you come slack of former services
Wenn ihr was sachter angehn laſst den Dienst

etwa wie Pferde und Wagen. Oben I, 1. wurde dies beliebte angehn für *to be bound* gebraucht.

Das. *Where is the mongrel?*
Wo bleibt der Ketzer?

Von einer andern Lesart ist hier nicht die Rede?

I, 4. in Lear's Fluche

Create her child of spleen, that it may live
And be a thwart disnatured torment to her.
Dann schaff 'ein Kind aus Aerger und leb 'ihrs
Mit querer Unnatürlichkeit zur Qual.

Warum denn dies so verquert?

II, 1. All their thunders bend
Glut und Donner schnellt

Zu viel, oder zu wenig! Dagegen *beastly knave*, unnützer Ochs, offenbar zu viel!

II, 2. Stocking his messenger
Blöckt ihn, der bringt sein Wort

könnte doch wegen blöken doppelsinnig werden, wie das alte bekannte γαλην' ὁρῶ.

II, 3. My face I'll prime with filth
Mein Antlitz sudl' ich wüst.

Hier ist statt *prime* und *filth* nur ein anderes Bild untergeschoben worden, das seltsamer klingt.

III, 1. *Impetuous blasts*, zuckender Orkan für wüthendes Gebraus verschönert das Original nicht.

And from some knowledge and assurance
Und als ein Kenner voll Vertraun

möchte nicht treffen, möge man die *knowledge* auf Kunde der Umstände, oder des Mannes mit welchem er vertrauend spricht, beziehen.

III, 2. *Rage! blow. Blast* für *toll!* wird beinah komisch. So auch:

Rumble thy belly-full
Rumml' aus den Schlund voll!

IV, 6. Whose face between her forks presageth snow.
Ihr Antliz um die Haube weissagt Schnee.

geht bis zum Unsinn. Es war vergessen, daſs Lear selbst III, 4. den Menschen *forked animal* nennt; die Inversion statt *presageth snow between h. f.* übersehen, und somit der Sinn: die in der Mine Keuschheit lügt, deren Antlitz Keuschheitseis, oder auch Kälte verspricht, verfehlt und entstellt.

IV, 7. Was that a face
To be expos'd against the warring winds?
To stand against the deep dread-bolted thunder?
War dies Angesicht
Werth dazustehn der Wind' empörtem Kampf,
Zu stehn des Donners tiefem Graungeroll?

Werth für durch Würde, Zartheit oder Alter wenig geeignet, und das Graungeroll verschieben das Bild.

In the most terrible and nimble stroke
Of quick cross-lightning
Im schrecklichsten bekenden Schwung des Strals
Und Gegenstrals.

Wer wird hier das schnelle Kreuzen der Blitze sogleich erkennen?

So viel gnüge, um obiges Urtheil zu begründen und zu belegen, daſs, mögen Wortfüſse auf Wortfüſse, Versfüſse auf Versfüſse genau passen, Klang der Vocale ganz stimmen, Wortverwandtschaft bis zur Buchstäblichkeit anschaulich gemacht, Versmaaſse gut gemessen seyn, doch keine probehaltige, ansprechende Uebersetzung geliefert seyn wird, so lange Treue mit Hörigkeit, Würde mit hölzerner Ziererei, Einfalt mit Unbeholfenheit, Kraft mit Plumpheit, Derbheit mit Gemeinheit, Eigenthümlichkeit mit Provincialismus, und Dynamik mit Atomistik verwechselt wird. Sonstigen obenangedeuteten Nutzens wegen wünschen wir dieser Arbeit Vollendung. Adolf Wagner.

XLI.

***Darstellung des Erbrechts nach den Grundsätzen des Sachsenspiegels, mit Rücksicht auf die verwandten Quellen, von Rudolf v. Sydow. Berlin bei F. Dümmler* 1828.**

Wiewohl der Verfasser der vorliegenden Schrift in der Einleitung (S. 4.) sich darüber ausspricht, daſs er

Digitized by Google

bei Berücksichtigung anderer Quellen, neben dem Sachsenspiegel, nur die Absicht habe, den letztern aus den erstern zu erläutern, so geht er doch in der Ausführung selbst vielfältig darüber hinaus, indem er nicht blos solche Stellen herbeizieht, in denen die anderweitigen Quellen sich den Rechtsätzen des Sachsenspiegels anschliefsen, sie bestätigen, oder zum Verständnifs derselben behülflich sind, sondern auch dasjenige, worin sie gänzlich von ihm abweichen, durchgängig wenigstens andeutet; und wenn der Verf. nicht alle ältern und gleichzeitigen Quellen in diese vergleichende Darstellung hineinzog, so sehen wir, dafs diese Beschränkung nicht sowohl absichtlich von ihm beobachtet, als vielmehr ihm, wider seinen Wunsch, durch äufsere Gründe aufgedrungen wurde (ebendas.). So gerne man es sich gefallen läfst, auf diese Weise mehr, als verheifsen ist, zu empfangen, so dürfte doch eine Darstellung, in welcher der Sachsenspiegel durchweg als Norm und Fundament, die übrigen Quellen nur als Modifikation und Abweichung behandelt werden, schon an und für sich in dem Leser die Idee erwecken, jener verhalte sich zu diesen, wie gemeines Recht zu Partikularrechten. Und dafs dieses wirklich die Ansicht des Verf. sey, ergiebt sich denn auch aus einzelnen gelegentlichen Bemerkungen, in denen er dem Inhalt des Sachsensp. ausdrücklich die Bedeutung eines gemeinen Rechts beilegt (S. 243. „von dem gemeinen Rechte, wie es der Sachsensp. giebt" — S. 290. „von dem gemeinen Rechte des Sachsensp." — S. 82.); ja diese Ansicht dürfte um so unverfänglicher scheinen, da so viele Germanisten und unter ihnen Eichhorn (Einleitung in d. deutsche Privatr. §. 10.) und Mittermaier (Grunds. d. gem. deutschen Privatr. §. 2.) sich zu derselben so unumwunden bekennen, als ob sie nicht dem geringsten Zweifel unterliege. Indem Ref. sich erlaubt, diese Ansicht etwas näher zu beleuchten, bemerkt er vorläufig, dafs er nur mit denjenigen streiten wolle, welche, wie Eichhorn a. a. O., unter dem gemeinen Rechte ein solches verstehen, dessen Sätze für allgemein anwendbar gelten, wo nicht abweichende Gewohnheiten u. s. w. entgegenstehen, mithin die Präsumtion der Gemeingültigkeit für sich haben *). Dafs ein gemeinrechtlicher Stoff dieser Art zu allen Zeiten den Rechtszustand Deutschlands durchdrungen hat, soll nicht geläugnet werden; allein, mich dünkt, eine oberflächliche Betrachtung des Gebiets, welches er beherrschte, mufs uns davon überzeugen, dafs der Sachsenspiegel unmöglich als Depositar desselben angesehen werden könne. Die Einheit und Uebereinstimmung in dem Rechte aller Theile Deutschlands, die eben die Basis jenes Gemeinrechtlichen bildet, und die Mannichfaltigkeit, worauf das Partikularrechtliche ruht, sind gewifs stets im Allgemeinen dergestalt vertheilt gewesen, dafs die erstern sich nur auf die Grundlagen und Fundamente des Rechts im Ganzen, so wie seiner einzelnen Theile und Institute, und auf das, was zunächst an diese sich anschliefst, beschränkte; der letztern dagegen alles weiter liegende Detail der Rechtsbestimmungen anheimfiel. Daher ist eine bis in das kleinere Detail ausgearbeitete Theorie deutschrechtlicher Institute, welche in allen ihren Theilen den Charakter einer wahrhaft gemeinrechtlichen an sich trüge, nicht wohl möglich. Prüfen wir doch nur, ob diejenigen neuern Schriften, deren Verfasser uns ausdrücklich ein gemeines deutsches Recht verheifsen, etwas Anderes, als ein Gemisch von gemeinrechtlichen und partikularrechtlichen Sätzen liefern.

*) Offenbar hat zwar Eichhorn hier nur ein s. g. hypothetisch gemeines Recht im Sinne, d. h. ein solches, bei welchem jene Präsumtion sich nicht auf die Institute, sondern nur auf die Rechtssätze über ein einzelnes Institut, erstreckt (vergl. Einleitung §. 40. Note e.), wie dieses z. B. der Charakter einzelner Theile des Preufs. Landrechts, u. A. des Abschnitts über Gütergemeinschaft ist. Allein seine Ansicht über das gemeine deutsche Recht erhält dadurch noch eine besondere und, wie mich dünkt, sehr entstellende Farbe, dafs er auch dem römischen Rechte nur die Bedeutung eines hypothetisch gemeinen Rechts einräumt und somit beide unter eine Kategorie setzt (ebendas.).

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

N. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Darstellung des Erbrechts nach den Grundsätzen des Sachsenspiegels, mit Rücksicht auf die verwandten Quellen von Rudolf v. Sydow.

(Fortsetzung).

Wie oft müssen sich diese unsere Lehrbücher des gemeinen deutschen Rechts damit begnügen, die Mannichfaltigkeit, welche in den Bestimmungen der Partikularrechte über das Detail der Institute herrscht, in einzelnen Beispielen anzudeuten, ohne auch nur den Versuch zur Aufstellung einer gemeinrechtlichen Norm zu wagen; wie vieles, was für ihren Zweck, eine Einleitung in das Studium der einzelnen Partikularrechte zu seyn, höchst ersprieſslich ist, müſste wegbleiben, mit welcher Unsicherheit und Aengstlichkeit müſste der Autor jeden seiner Schritte abmessen, wenn ihm das strenge Festhalten der Grenze des gemeinrechtlichen zur Aufgabe gemacht werden würde. Wenn man sich nun auch die Einheit des Rechts im 13. Jahrhundert gröſser als in der Gegenwart denkt, eine Annahme, zu der wir überdem gewiſs groſsentheils nur wegen mangelhafter Kenntniſs der damaligen Partikularrechte geneigt sind, so dürfte doch schon der Umfang des Sachsenspiegels, sein vielfältiges Eingehen in das Detail einzelner Institute und Einrichtungen, den Beweis davon liefern, daſs wir in ihm eine reine und unvermischte Darstellung des gemeinen Rechts nicht erblicken dürfen. Wenn es ferner dem heutigen Germanisten, auch bei der gewissenhaftesten Benutzung des reichsten wissenschaftlichen und legislatorischen Apparats über das Recht aller Theile Deutschlands, so äuſserst selten gelingt, die Grenze zwischen dem Gemeinrechtlichen und Partikularrechtlichen mit völliger Bestimmtheit zu ziehen, wie läſst sich dieses von Ecke v. Repgow erwarten, der augenscheinlich nur niederschrieb, was seine Erfahrung und sein Gedächtniſs ihn lehrte, eine Quelle, die zwar die Frische und Anschaulichkeit der Erkenntniſs in hohem Grade begünstigte, aber für eine Aufgabe, die ein so tiefes und umfassendes Studium nothwendig macht, offenbar nicht ausreichte. — Und findet sich denn wohl im Sachsenspiegel auch nur die entfernteste Andeutung, daſs eine Darstellung des gemeinen, für ganz Deutschland geltenden Rechts im Plane des Verfassers lag? *) Mag immerhin seine Absicht nicht so beschränkt gedacht werden müssen, daſs er bei seiner Darstellung blos den Sprengel des Landgerichts, in dem er Schöffe war, im Auge hatte, so deuten doch andererseits manche Stellen dahin, daſs er wenigstens nicht über die Grenzen des Sachsenlandes seinen Gesichtskreis erweiterte (III, 64, 62 — I, 30). Zwar hat man sich zum Beweise der entgegengesetzten Ansicht sogar auf den Titel „Landrecht," den sich das Rechtsbuch selbst giebt, berufen (Eichhorn, Einleitung §. 9. Mittermaier, Grunds. §. 2). Ref. aber gesteht, es nicht begreifen zu können, aus welchen Gründen man diesem Worte die Bedeutung des gemeinen Rechts vindiciren wolle, da es unstreitig hier, wie in allen Stellen, die man für jene Bedeutung angeführt hat, nur den Gegensatz von Lehen-, Hof- und Weichbildrecht bezeichnet, worüber unser Verfasser selbst an einer Stelle sich sehr richtig ausspricht (S. 9. flg.). — Wenn nun aber der Sachsenspiegel nicht gemeines Recht enthielt, wie erklärt sich die unzweifelhafte Thatsache, daſs der Gebrauch und die Benutzung

*) Im Schwabenspiegel finde ich allerdings eine Andeutung, daſs ein solcher Plan dem Verfasser vorschwebte (wie wenig entsprechend auch die Ausführung ausgefallen seyn mag) in dem Kap. 5 §. 9, wo er sagt, er wolle „ein Landrecht, das über allen Landrechten sey" schreiben; eine Aeuſserung, die, wie mich dünkt, bei der neuerdings von Finsler (Eranien, 2. Liefer.) behandelten Streitfrage, ob der Schwabenspiegel blos als eine Recension des Sachsensp., oder als ein selbständiges Rechtsbuch anzusehen sey, als ein nicht unwichtiges Moment zu Gunsten der letztern Meinung zu benutzen seyn dürfte.

Digitized by Google

desselben sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus erstreckte? Allerdings ist dieses ein Beweis einer allgemeinen Anwendbarkeit, die ihm in einer gewissen Weise zukam, nicht aber einer solchen, wie sie die Natur eines wahren gemeinen Rechts mit sich bringt. Was nöthigt oder vielmehr was berechtigt uns zu der Annahme, dafs der Schöffe jedes Landes und Ortes, von dem wir wissen oder vermuthen, dafs der Sachsenspiegel daselbst gebraucht worden sey, ihn als einen Codex ansah, dessen Sätze ohne Unterschied er gewissermafsen blindlings und ohne weitere Prüfung so lange für gültig hielt, bis eine unzweifelhafte Abweichung seines Partikularrechts diese Präsumtion zerstörte? Im Gegentheil, ausgehend von den Principien seines Partikularrechts, suchte er durch die Uebereinstimmung, die Analogieen, die weitere Ausführung, welche der Sachsenspiegel davon darbot, sein Wissen zu befestigen und zu erweitern, sein Geschäft des Urtheilfindens sich zu erleichtern; die Sätze des Rechtsbuchs hatten daher für ihn nur Gültigkeit, weil und soweit sie mit den Normen seines vaterländischen Rechts übereinstimmten. Nicht blos der Form wegen, als Privatarbeit, sondern auch dem Inhalte nach war es für ihn nicht Rechtsquelle, sondern nur Hülfsmittel, es diente nicht sowohl dem Partikularrechte selbst zum Supplemente, als vielmehr der Kenntnifs und Anwendung desselben zur Stütze und Erleichterung. Und dafs es in dieser Art der Brauchbarkeit zu einem so weit verbreiteten Ansehen gelangte, erklärt sich einfach theils aus der inneren Verwandschaft, in der es, wie jedes Partikularrecht, mit allen übrigen stand und zwar in um so höherm Grade, je mehr es sich von der Darstellung eines blofsen Lokalrechts entfernte, theils auch wohl aus dem äufsern Grunde, dafs es, so viel wir wissen, die erste und für ihre Zeit sehr gelungene Erscheinung ihrer Art war. — Ref. glaubt diese Ansicht mit um so gröfserer Zuversicht aussprechen zu dürfen, da wenigstens Eichhorn, den er wegen einer Aeufserung in seiner Einleitung in das deutsche Privatrecht zu seinen Gegnern zählen mufste, an einer andern Stelle (Rechtsgesch. §. 277) sich völlig übereinstimmend über die Bedeutung der Rechtsbücher erklärt und man daher geneigt ist, zu glauben, dafs jener ersten Stelle nicht sowohl eine entgegengesetzte Ansicht, als vielmehr nur eine Ungenauigkeit im Ausdrucke zum Grunde liegt, ein Fehler, dessen man sich freilich bei dem Gebrauche des Wortes „gemeines Recht," nur zu oft schuldig macht.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem vorliegenden Werke zurück. Die Art und Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt, wird wesentlich dadurch bestimmt, dafs er, wenn auch nicht ausschliefslich, so doch vorzugsweise auf eine Rechtsquelle seine Aufmerksamkeit richtete. Wenn für den Germanisten, der alle Quellen auf gleiche Weise zur Construirung eines Gesammt-Gemäldes über eine Materie benutzt, Vollständigkeit in der Mittheilung des Details jeder einzelnen nicht Zweck seyn kann, so hat dagegen unser Verf. seine Aufgabe und das eigenthümliche Verdienst, um welches er sich dabei bewerben durfte, gewifs richtig begriffen, wenn er mit einer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit, als gelte es eine noch jetzt durchaus praktische Rechtsquelle, nicht blos jeder, mit seinem Thema in Verbindung stehenden Stelle des Sachsenspiegels ihr Recht widerfahren läfst, sondern auch Parthien, über die in der Quelle selbst nur Andeutungen zu finden waren, bis in das Detail verfolgt (z. E. S. 110 flg.), ja selbst, gestützt auf die gewonnenen Principien, häufig durch eine selbstgeschaffene Casuistik die Lücken, welche das Rechtbuch läfst, auszufüllen suchte (z. B. S. 289. 334). Dabei zeugt von der ausgedehnten und genauen Bekanntschaft des Verfassers mit den wichtigern Quellen des Mittelalters, und insbesondere auch mit einer Mehrzahl von Urkundensammlungen der Reichthum von Citaten, womit er seine Schrift ausgestattet hat. Auch darf bei dem Lobe des Verfassers die Einfachheit und Klarheit der Darstellung nicht unerwähnt bleiben. Dafs es bei dem Interesse, welches schon von jeher alle Germanisten dem Erbrechte und unter den germanischen Rechtsquellen vorzugsweise dem Sachsenspiegel zugewendet haben, unserm Verf. an Gelegenheit fehlte, durch Aufstellung ganz neuer umfassender Grundansichten zu glänzen, liegt in der Natur der Sache; gewifs aber darf es als eine nicht minder wichtige Bereicherung der Wissenschaft angesehen werden, wenn er theils so viele Einzelnheiten, die bisher meistens übersehen wurden und deren Nichtbeachtung sich früher oder später bestraft, ans Licht gezogen, theils Theorien, die zwar schon bisher von den Meisten angenommen waren, aber, genauer betrachtet, diesen allgemeinen Beifall eben so sehr einer gewissen Tradition, als einer genügend durchgeführten Untersuchung ver-

Digitized by Google

dankten, von neuem einer gründlichen Revision unterworfen und zu überzeugender Evidenz erhoben hat, wohin Ref. insbesondere die Lehre von der Lineal-Gradual-Erbfolge, als Basis der alten deutschen Successionsordnung rechnet, die nach der sehr genauen Untersuchung des Verf. gewiſs um Vieles mehr, als bisher, Anspruch machen darf, zu den feststehenden Punkten in der Wissenschaft gezählt zu werden.

Bei einer Darstellung, deren vorherrschende Tendenz auf Mittheilung eines reichen Details gerichtet ist, kann es nicht fehlen, daſs der Leser oft auf Stellen stöſst, bei denen er sich zu Zweifeln und selbst zu einer entschieden entgegengesetzten Meinung geneigt fühlt. Da jedoch die Mehrzahl dieser Punkte eben deswegen, weil sie dem kleinern Detail angehören, von der Art ist, daſs sie auf die Gestaltung des Ganzen, oder einer gröſsern Parthie desselben, keinen wesentlichen Einfluſs haben, so glaubte Ref., daſs ein näheres Eingehen auf dieselben hier nicht am Orte seyn dürfte *). Er beschränkt sich daher darauf, einen Mangel zu rügen, der ihm nicht allein mehrmals wiederzukehren, sondern auch mehr, als irgend ein anderer, einen entstellenden Einfluſs auf einzelne wichtige Parthien der Untersuchung zu haben scheint. Er besteht mit einem Worte darin, daſs der Verf., vielleicht zu befangen von dem in den Quellen unmittelbar vorliegenden, nicht immer die Principien welche die Basis desselben bilden, zu erkennen oder sich wenigstens derselben recht klar bewuſst zu werden scheint; ein Umstand, der natürlicherweise dem Gange seiner Untersuchung etwas Schwankendes und Unsicheres, seinen Behauptungen etwas Schiefes und Unbefriedigendes geben muſs. Um diesen Tadel zu rechtfertigen, hebe ich folgende drei Stellen heraus.

1) Das s. g. Repräsentationsrecht, behauptet der Verf., genossen nach dem Sachsenspiegel nur die Enkel von vorverstorbenen unabgeschichteten Söhnen (S. 77, 78, 85). Daſs es diesen wirklich zukam und im Gegentheil die Descendenz von Töchtern desselben nicht theilhaftig war, sagt der Sachsensp. mit klaren Worten (I, 5); allein daſs auch die Enkelinnen von Söhnen, desgleichen ihre entferntere Descendenz davon ausgeschlossen war, dafür möchte das Wort „Söhne" (nämlich von vorverstorbenen Söhnen) dessen sich der Sachsensp. a. a. O. bedient, um so weniger als genügender Beweis gelten, da wenigstens einige Handschriften statt dessen „Kinder" lesen. Das Ungenügende in den äuſsern Zeugnissen über die zweifelhaften Punkte dieser Lehre, so wie das Auffallende, welches auch die unzweifelhaften haben, hätte den Verf. zu dem Versuche veranlassen sollen, wo möglich, den innern Grund, das Princip dieser ganzen Gestaltung des Repräsentationsrechts zu entdecken, und dieses ist, wie mich dünkt, klar angedeutet in dem, von dem Verf. zu gleichgültig behandelten, Worte „unabgeschichtete Söhne." Zuvörderst weiset diese Beschränkung des Repräsentationsrechtes auf den Gesichtspunkt hin, aus welchem es überhaupt zu betrachten ist. Wenn gleich die Kinder bei dem Leben beider Aeltern eine Abschichtung vielleicht nicht als Recht fordern durften (S. 88), so gab ihnen doch unstreitig die herrschende Sitte bei Etablirung eines eigenen Hausstandes einen Anspruch darauf. Wie höchst unbillig wäre es daher gewesen, wenn gerade diejenigen Kinder, welche durch Verzichtleistung auf die Abschichtung ein Opfer zu Gunsten der Aeltern gebracht hatten, durch ihren zu frühzeitigen Tod um jeden Antheil an dem älterlichen Vermögen gebracht worden wären. Diese Unbilligkeit sollte wenigstens in ihren Nachkommen gut gemacht werden. Die Succession der Enkel von unabgeschichteten Kindern in einen Kindestheil erscheint daher in der That als ein Surrogat, gleichsam als eine Nachholung der früher, bei Lebzeiten der Kinder, unterbliebenen Abschichtung. Somit war es dabei nicht sowohl auf ein, von allgemeinen Grundsätzen abweichendes, Privilegium zu Gunsten der Enkel abgesehen, sondern vielmehr auf Realisirung der als Regel feststehenden Gleichheit unter den Kindern selbst. Bauen wir auf diesem Fundamente des Repräsentationsrechts der Enkel, nämlich der unterbliebenen Abschichtung ihrer Aeltern, fort, so erklärt sich einfach, woher die Descendenz von Töchtern dieses Recht entbehrte. Denn mich dünkt auch ohne ausdrückliche Belegstellen die Annahme nicht zu gewagt,

*) Wenn Ref. auch diejenigen Punkte, über welche der Verf. mit ihm polemisirt (z. B. S. 248, 262, 300), mit Stillschweigen übergeht, so geschieht dieses wahrlich nicht aus Geringschätzung seines Gegners, sondern weil er zu seinen Gründen, die, wie er gestehen muſs, auch jetzt noch nicht allen Werth verloren zu haben scheinen, nichts von Erheblichkeit hinzuzufügen weiſs.

Digitized by Google

dafs Töchter bei ihrer Verheirathung *) stets und in jedem Falle „ausgeradet" wurden und somit stets zu den abgeschichteten Kindern gehörten. Was ferner die Ausdehnung betrifft, in welcher der Descendenz von Söhnen das Repräsentationsrecht zukam, so würde unser Princip offenbar dahin führen, dafs es nicht blos den Enkeln sondern auch den Enkelinnen (natürlicherweise nicht so, dafs sie mit Söhnen, sondern nur mit Töchtern concurrirten) und überhaupt der Descendenz aller Grade und von beiden Geschlechtern zustände, und von dieser Ansicht dürfte man nicht ohne sehr bestimmte Zeugnisse für das Gegentheil abzugehen geneigt seyn. — Uebrigens könnte es leicht Irrthum und Verwirrung erregen, dafs der Verf. in die Lehre von dem Repräsentationsrechte die von dem Vorzuge der Söhne vor den Töchtern verwebt, insbesondere die von ihm behauptete Ausdehnung des letztern auf die Enkel mit dem Repräsentationsrechte derselben in Verbindung zu bringen scheint (vergl. S. 79., wo jener Behauptung unmittelbar die Worte folgen: „dieses ist die einzige Anwendung des s. g. Repräsentationsrechtes im Sachsensp.") Beide Dinge stehen durchaus in keiner Verwandschaft, weder in Hinsicht des Princips, da die Abschichtung auf den Vorzug der männlichen Descendenz nicht den mindesten Einflufs hat, noch in Hinsicht ihrer geschichtlichen Entwickelung, indem beide offenbar eine ganz entgegengesetzte Richtung genommen haben, der Vorzug des männlichen Geschlechts an Ausdehnung und Allgemeinheit immer mehr verloren, das Repräsentationsrecht allmählig immer mehr gewonnen hat. Ueberhaupt aber hätte der Vorzug des Mannstammes wohl eine genauere Erörterung verdient, als ihm von dem Verf. gewidmet ist. So oft es auch gesagt ist, dafs das deutsche Recht diesen Vorzug in einer zwiefachen Ausdehnung kennt, in der weitern, wo er dem ganzen Mannstamm zukommt, in der beschränktern, zu der sich namentlich auch der Sachsensp. bekennt, so herrscht doch in Hinsicht der genauern Begrenzung dieser letztern durchweg eine auffallende Unbestimmtheit. Woher der Vorzug gerade bei den Enkeln abschneiden solle, sieht man in der That nicht ein; wenigstens pafste die Ratio, auf welche der Verf. ihn in Betreff der Söhne und Enkel gründet, nämlich die Fortpflanzung der Familie durch dieselben (S. 77 folg.), offenbar ebensogut auf die entferntern Glieder des Mannstammes. Ref. hält dafür, dafs nach dem Sachsenspiegel der Vorzug des Mannstammes in der geraden absteigenden Linie auf alle Grade derselben sich erstreckte.

2) Ueber die Frage: wer von den Verwandten zum Einspruch bei Veräufserungen von Erbe und Eigen berechtigt war, stellt der Verf. eine sehr weitläuftige und höchst mühsame Untersuchung an (S. 198—219), deren Resultat nichts destoweniger, wie er selber gesteht, ungenügend ausfällt. In dem einen Punkte, den er vollkommen festgestellt zu haben glaubt, weicht er zugleich wesentlich von der bisher herrschenden Ansicht ab, indem er nicht blos dem nächsten Erben, sondern auch entferntern das Einspruchsrecht zuspricht, über den zweiten, bis zu welchem Grade der Verwandschaft dieses Recht reiche, erklärt er sich aufser Stande etwas zu bestimmen. Wenn an irgend einer Stelle die Wirkung des oben gerügten Mangels sich zeigt, so ist es gerade an dieser. Gewifs würde der Gang der Untersuchung um Vieles einfacher und leichter und das Resultat genügender ausgefallen seyn, wenn der Verf. sich des Princips und Fundaments bemächtigt hätte, worauf das Revokationsrecht des Erben gebaut ist. Ref. glaubt in seiner Schrift über die Gewere (S. 36.) dargethan zu haben, dafs das deutsche Recht, um die Revokationsklage des Erben in sein System hineinzufügen, sich der Fiktion bediente, der Veräufserer sey im Augenblick der Veräufserung gestorben, wodurch denn, nach dem bei dem wirklichen Tode eintretenden Grundsatze, der Uebergang der (juristischen) Gewere auf den Erben vermittelt wurde (a. a. O. S. 33 folg.), welche die unerlafsliche Bedingung jedes dinglichen Klagerechts war (a. a. O. S. 81 folg.).

*) Uneheliche Kinder einer Tochter hätten darauf, dafs ihre Mutter nicht ausgeradet war, so wenig ein Repräsentationsrecht gründen können, als sie überhaupt ein Erbrecht in dem Nachlafs ihrer Grofsältern hatten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Darstellung des Erbrechts nach den Grundsätzen des Sachsenspiegels, mit Rücksicht auf die verwandten Quellen, von Rudolf v. Sydow.

(Schluſs.)

Ist demnach das Revokationsrecht basirt auf die Idee einer anticipirten Erbfolge, wie der Verfasser selbst es an einer Stelle flüchtig andeutet (S. 220.), so ergiebt sich, daſs es nur dem nächsten Erben und nicht zugleich dem entferntern zustehen konnte, ein Satz, für den es denn auch an äuſsern Zeugnissen nicht fehlt, welche der Verfasser zwar zum Theil anführt (S. 213 flg.; vergl. noch Wenk Hess. Landesgeschichte I, Urk. 298, II. Urk. 51.), aber mit einem Skepticismus behandelt, der Jedem, welcher das Gewicht der innern Gründe nicht verkennt, wohl etwas zu weit getrieben scheinen muſs. Wie aber erklärt sich, daſs wir in den Urkunden meistens Verwandte verschiedenen Grades bei Veräuſserungen zuziehen und consentiren sehen? Offenbar liegt diesem Verfahren eine Eventual-Maxime zum Grunde. Während des Zeitraums, welcher die gesetzliche Frist zur Ausübung des Revokationsrechts war, konnten, durch inzwischen eintretende Todesfälle, entferntere Verwandte in die *Rechte* des nächsten Erben treten und diese Reihe successiv Berechtigter war es, deren Einspruch man im Voraus durch ihren, schon im Augenblick der Veräuſserung gegebenen, Consens entfernen wollte. Eben dieses successive Verhältniſs, welches unter den mehrern Berechtigten obwaltete, scheint in einer, vom Verf. allegirten, Urkunde (Note 612) angedeutet zu werden, wo den Kindern, als *heredes immediati*, die Geschwister und Geschwisterkinder, als *heredes mediati*, entgegengesetzt werden *). Was endlich den, von dem Verf. unentschieden gelassenen, Punkt betrifft, nämlich bis zu welchem Grade der Verwandtschaft das Revokationsrecht reichte, so scheint das, was oben als Fundament des Ganzen bezeichnet ist, zur Erledigung dieser Frage vollkommen auszureichen. Jenes Recht reichte nämlich so weit, als das Erbrecht, d. h. es schloſs mit dem 7ten Grade in jeder Parentel ab (§. 29.).

3) Ein Princip, welches der Verbindlichkeit des Erben in Betreff der Erbschaftsschulden zum Maaſsstabe dient, spricht der Sachsenspiegel selbst (I, 6.) in den Worten aus: *der Erve is pflichtig nichene schult zu geldene, wenne die, der he Wederstadunge untfinc* (S. 331.). Die Anwendung aber, die unser Verf. von diesem Princip macht, scheint in zwiefacher Weise verfehlt, indem er es einerseits mit Unrecht für das Fundament eines andern, an und für sich unbestrittenen Satzes ausgiebt, andrerseits das, was wirklich darauf gebaut ist, theils verkennt, theils nicht damit in Verbindung setzt. Ersteres zeigt sich darin, daſs der Verf. die bekannte Regel, der Erbe hafte nicht über den Bestand der ererbten fahrenden Habe, aus jenem Princip herleiten will. Der Mobiliar-Nachlaſs müsse nämlich als der einzige Fond, in welchem der Erbe für die Befriedigung der Erbschaftsgläubiger „Wiedererstattung" finde, deswegen betrachtet werden, weil die Immobilien, vermöge ihrer Unveräuſserlichkeit und Unverschuldbarkeit, von dem Erben als ein Vermögen angesehen werden könnten, welches ihm schon bei Lebzeiten des Erblassers völlig sicher sey und gewissermaſsen gar

*) So entschieden und mit voller Ueberzeugung Ref. dem Verf. in der Behauptung jenes successiven Verhältnisses entgegentritt, so gesteht er doch über die Art dieser Succession in einigem Zweifel zu seyn, ob nämlich dem zur Zeit der Veräuſserung nächsten Erben, seine Erben folgen, oder diejenigen, die nach ihm den Veräuſserer beerben würden. Ein näheres Eingehen auf diese Frage dürfte zwar um so interessanter seyn, da es eine Revision einiger Grundprincipien des deutschen Rechts veranlassen könnte, jedoch die Grenzen der gegenwärtigen Anzeige überschreiten.

Digitized by Google

nicht als Bereicherung angerechnet werden dürfe, eine Wendung, die mir eben so gekünstelt, als unrichtig scheint; das Letztere, weil für eine Erbschaftsschuld, die z. B. in dem Kaufpreise eines Grundstückes besteht, der Erbe doch wahrlich die Wiedererstattung in dem erkauften Grundstücke, also in der Immobiliar-Masse findet, das Erstere, weil der Grundsatz, Immobilien dürften ohne des Erben Einwilligung nur im Fall echter Noth angegriffen werden (ein Fall, der den verstorbenen Schuldner nicht treffen kann) vollkommen hinreicht, jene beschränkte Haftung des Erben zu erklären. Dagegen hätte der Verfasser mit gröfserer Bestimmtheit und Consequenz, als es von ihm geschehen ist, den obigen Satz des Sachsenspiegels als Grundprincip zur Bestimmung derjenigen Schulden, für die der Erbe überhaupt nicht haftet, geltend machen sollen; die Aufzählung dieser Ausnahmen wäre alsdann erschöpfender und die Erklärung der einzelnen befriedigender ausgefallen. Wenn der Verf. bei Erwähnung des Satzes, der Erbe sey wegen eines, vom Erblasser begangenen, Diebstahls zwar zur Restitution der gestohlenen Sache, nicht aber zum Ersatz oder zur Strafe verbunden (S. 366.) ganz richtig den Zusammenhang andeutet, in welchem er mit jenem Grundprincip steht, so ist es auffallend, dafs er nicht auch die Unverbindlichkeit der Bürgschaftsschuld für den Erben (S. 360.) mit demselben Princip in Verbindung setzt. Noch auffallender ist es, dafs er einen Unterschied zwischen Schulden aus lukrativen und onerosen Rechtsgeschäften in Betreff der Verbindlichkeit des Erben geradezu läugnet (S. 343.). Offenbar würde man aus unserm Grundprincip schliefsen, dafs alle Schulden der ersten Art den Erben nicht binden und diese Folgerung wird denn auch vollkommen bestätigt durch die Ungültigkeit der Erbverträge (auch über Mobilien), von der zwar nicht der Sachsenspiegel selbst, wohl aber viele, der Zeit und dem Geiste nach ihm verwandte, Quellen die unzweideutigsten Belege enthalten (vergl. die oben angef. Schrift des Ref. §. 20.). W. E. Albrecht.

XLII.

Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich 1828. *XX. u.* 970 *S. (Zwei Hälften mit fortlaufender Seitenzahl).*

Schon während des Druckes vorliegenden Werks hatte ein Verlauten, was der berühmte Forscher unsrer Sprache nun auch für das Deutsche Recht bereite, die Erwartung der Germanisten hoch gespannt; als es dann wirklich erschien, wurde es aller Orten mit freudiger Begier ergriffen, von der besten Autorität sogleich als ein solches hingestellt „durch welches die Kunde des ältern Deutschen Rechts eine ganz neue Grundlage erhalte" *), in einer Reihe späterer einschlägiger Arbeiten ungesäumt und eifrig benutzt. Es gilt somit in gegenwärtiger Anzeige nicht mehr, die Freunde des Deutschen Rechts auf das neue Gestirn, was ihnen hier aufgegangen, hinzuweisen, noch auch ein Urtheil ins Allgemeine hin darüber erzeugen zu helfen; wohl aber dürfen wir noch jetzt versuchen, diesen allgemeinen Preis näher zu begründen, ihn nach den verschiedenen Seiten des Geleisteten hin bestimmter auszubilden und abzustufen. Ohnedem blieb noch übrig, denen unsrer Leser zu genügen, die dem germanistischen oder überhaupt dem juristischen Fache fremd, doch über dessen Haupterscheinungen eine Auskunft zu verlangen, nach der Bestimmung dieser Blätter befugt sind.

Zunächst ist, was der Verf. unter diesen „Deutschen Rechtsalterthümern" umfassen wollte, und ihr Verhältnifs gegen verwandte Unternehmungen älterer und neuerer Zeit anzugeben. Wir legen dabei zum Theil dasjenige zu Grunde, was die Vorrede darüber in sehr lehrreicher und sich selbst klarer Weise ausspricht.

Die im vorigen Jahrhundert übliche Behandlung des altdeutschen Rechts ist vorherrschend antiquarisch. Die Bemühungen der Zeit gehn selten hinaus über Sammlung, Anordnung, Erläuterung der einzelnen aus den Quellen zu schöpfenden Thatsachen; das Institut, der Satz wird um sein selbst willen erforscht, für sich dargestellt, nicht als Glied des ganzen Rechtsorganismus, als Ausflufs der allgemeinen Principien der Zeit, nicht als Frucht des Vorangegangenen, als Keim des Folgenden, des Heutigen. Mit vollem Recht trägt der so behandelte Stoff den Namen Antiquitäten. Aber auch innerhalb dieser beschränkteren Sphäre wird das Ziel bei weitem nicht erreicht. Wie gründlich auch für den ganzen Umfang des Rechts Heineccius systematisch, Haltaus lexicalisch gearbeitet, wie viel Wissen sich auch in Westphalens, Grupens, Dreyers diffuser Behandlung einzelner Materien versteckt, wie eifrig

*) Eichhorn, Deutsches Privatrecht. 3te Aufl. Vorr. XXXII.

Digitized by Google

auch Hindlinger und Bodmann noch bis in dieses Jahrhundert für ihre Provinzen geforscht, die Summe aller dieser, vom Verf. kurz und treffend geschilderter Leistungen, ergiebt dennoch, dafs weder der Reichthum der Quellen erschöpft, noch das zu Tage geförderte übersichtlich zusammengestellt, noch eine tiefere Erläuterung des Mehrsten mit ausreichenden sprachlichen und geschichtlichen Einsichten unternommen worden.

Dieser antiquarischen Betrachtung des ältern Deutschen Rechts sind wir wohl befugt die des jetzigen Jahrhunderts als eine geschichtliche entgegenzusetzen. In ihr waltet offenbar das Streben vor, in der Vergangenheit nur die Anfänge unsers gegenwärtigen Rechtszustandes aufzufinden; die mehrste Kraft ist auf möglichst vollständige Enthüllung der Glieder gewendet, welche das Alte mit dem Neuen verknüpfen; in der Aufzeigung des Werdens, des Wachsens, nicht in der Entfaltung des ruhigen Seyns der Institute wird die Hauptbefriedigung gesucht. Somit ist die Aufgabe überhaupt verwandelt, nicht die Lösung der frühern mit bessern Mitteln versucht; ja so wenig ist dies der Fall, dafs vielmehr die einzelnen antiquarischen Erläuterungen in unsern gefeiertsten rechtsgeschichtlichen Werken, gegen die der vorigen Periode gehalten, eine nicht abzuläugnende Schwäche verrathen. Auch dem Streben der jüngern Generation, die in der neuern Richtung allmählig thätig wird, war es bisher gemäfser, die in allgemeinen Zügen entworfne Rechtsgeschichte für einzelne Zeiten und Gebiete genauer durchzubilden, und diese Studien durch Bearbeitungen der Quellen zu fördern, als jene, übrigens anerkannten, ja überschätzten Leistungen eines Grupen und Dreyer zu erreichen und zu überbieten. Doch in dem Grade, wie die Beschränkung des Feldes diesen Bemühungen das tiefere Eindringen ins Detail gestattete, mufsten sie in manchen Beziehungen den antiquarischen wieder näher treten. Die Betrachtung, je mehr sie sich in den Gegenstand versenkte, je weniger vermochte sie in den frühern Zuständen diejenigen Elemente, die ihre Sprossen bis zur Gegenwart treiben, von den längst abgestorbnen scharf zu scheiden; ja die Untersuchung gewann an Reiz und Lebendigkeit durch die ungehemmte Verfolgung der Erscheinung in ihre einzelsten Verzweigungen. Eben so wenig wollte sich für eine Vorzeit, in der noch in natürlicher Weise der ganze Mensch unverhüllt im Recht sich zeigt, das Bedürfnifs abweisen lassen, bei jedem Schritte der Forschung in dem physischen, geistigen, sittlichen Charakter des Volks, in den sogenannten allgemeinen Alterthümern Aufschlüsse zu suchen. Aber wandten wir uns nun zu diesem Gebiete, wie fand sich die Beherrschung erschwert, wie war seit jenen Sammlern des vorigen Jahrhunderts für jede Seite des mittelalterlichen Lebens der Stoff ins Unübersehbare gewachsen, die Betrachtungsweise erhöht, erweitert, und, um nur bei dem einen stehen zu bleiben, wie durften z. B. sprachliche Erörterungen gewagt werden, ohne der neugegründeten strengen Schule sich in etwas hingegeben zu haben. Gewifs war hier die Sorge gerechtfertigt, dafs manches flüchtigere und unvorbereitete Hinausschreiten von Seiten der Juristen zu vielfacher Verwirrung führen, eine zuverlässigere Bemächtigung aber des Feldes, wo Recht und Sprache zusammentreffen, ihnen nur nach langem Abmühen und wiederholten Ansätzen gelingen werde.

Dieser Sorge scheinen wir entledigt. Ein Meister selbst jener Deutschen Sprachschule, der Vertraute des mittelalterlichen Geistes, der geübteste und rastloseste Sammler im Fache des ganzen germanischen Alterthums kommt hier den Juristen von jener Seite bis weit in das Gebiet, auf dem sie sich heimisch fühlen, entgegen. Hören wir den Verf. selbst. Dem historischen Rechtsgelehrten, „der das Neue aus der Geschichte des Alten erläutert, das ganz Veraltete liegen läfst, das Alte dem System des neuen Rechts anfügt", stellt er sich als Alterthumsforscher gegenüber, der geneigt ist, „die vielgestaltige Erscheinung des Alten auf ihrer breiteren freieren Grundlage ruhen zu lassen" (Vorr. VII). Insbesondere aber ist seine Absicht darauf gerichtet: „Materialien für das sinnliche Element der Deutschen Rechtsgeschichte vollständig und getreu zu sammeln;" die Seiten also der Rechtsinstitute, die mit Sprache, Poesie, Sitten u. s. w. sich berühren, sind vorzugsweise Gegenstand der Hervorziehung und Deutung. — Das erfolgreiche Erspähen der besondersten Wendungen des Geistes unsrer Vorfahren steht mit einer innigen Hinneigung zu ihrer Weise in einer nothwendigen Wechselwirkung, und so gäbe die tiefgefühlte, an feinen Zügen so reiche apologetische Vergleichung des mittelalterlichen Rechtszustandes mit dem heutigen, welche der Vf. der Vorrede eingeflochten, schon eine Gewähr, wenn es ihrer bei seinem Namen bedurfte, für den Ernst und Eifer seiner Forschung.

Digitized by Google

Dem Volke und Lande nach bestimmte sich das eigentliche Feld des Vfs. durch die Grenzen des ganzen germanischen Volksstamms, mit Inbegriff der Angelsachsen und Skandinavier; doch ist die Vergleichung auch auf die Rechtsgebräuche der Römer, Griechen, Orientalen und Celten ausgedehnt, wenn eine Uebereinstimmung mit den germanischen nahe lag. Der Zeit nach war ein scharfer Abschnitt noch weniger thunlich; ruht auch die Betrachtung vornemlich auf dem frühern Mittelalter, da die Blüthe der Sinnlichkeit im Recht etwa gleichmäfsig mit dem Eindringen des römischen Rechtes abstirbt, so war doch ihr Durchscheinen in einzelnen Sätzen, Gebräuchen, Formeln bis in die Quellen des 18. Jahrhunderts, ja bis in die Gewohnheiten der Gegenwart hinein zu verfolgen. Endlich der Ausführung nach, bezeichnet der Verfasser selbst diese 62, mit gröfster Raumersparung gedruckten, Bogen als Versuch einer ersten Arbeit in diesem Sinne, als ein Werk voll Materials, das mehr Oel als Salz enthalte (Vorrede VII).

Schon diese Aeufserung läfst wenig für Solche erwarten, die hier das Ergebnifs reicher Studien in völlig durchgearbeiteter anmuthiger Form dargelegt sehn möchten; in der That zeigen sich uns meistens nur Reihen in *extenso* mitgetheilter Quellenstellen, unter gewisse Rubriken geordnet, mit Bemerkungen sparsam durchwebt, eingeleitet oder beschlossen. Findet sich dazu, dafs der Druck manche gewohnte Bequemlichkeit entbehren läfst, so erscheint das Werk vorzugsweise nur für eifrig der Sache schon zugethane Leser berechnet, und repertorienähnlich fast weniger zum Durchlesen als zum Nachschlagen bestimmt. — Die Anordnung ist natürlich und leicht übersichtlich. Der Einleitung, deren Inhalt unten noch näher anzugeben, folgen in 6 Büchern, 1) die Stände (Herrschende, Edle, Freye, Knechte, Fremde), 2) der Haushalt (Familien- und Erbrecht), 3) das Eigenthum, 4) das Gedinge (Vertragsrecht), 5) Verbrechen, 6) Gerichtswesen. Diese Haupt- und ihre Unterglieder sind in Columnentiteln, aber in keinem besondern Inhaltsverzeichnifs angegeben. Da die Unterabtheilungen auch in den einzelnen Büchern keine durchlaufende Bezifferung haben, so ist es nur möglich nach den Seiten zu citiren, ein Umstand, der bei einem vielfach benutzten Werke im Falle künftiger Auflagen, vorsorgende Maafsregeln des Verfs. erfordern wird, um nicht zum Uebelstand zu werden.

Indem wir, was auf solchem Gebiete mit solchen Absichten vollbracht worden, zu würdigen versuchen, haben wir erst einen Blick auf die zugezogenen Quellen zu werfen. Niemanden, der im Fache des germanischen Rechts blofse Verzeichnisse von Quellen, sey es auch nur für einzelne Gegenstände, angelegt hat, ist noch ein Vorwurf gemacht worden, wenn er von einer vollständigen Aufzählung entfernt geblieben. Wie viel weniger kann hier an solchen gedacht werden, wo das Gebiet so ungemein ausgedehnt worden, wo es sich nicht um blofse Kenntnifs der Existenz, sondern um wirklichen Gebrauch, nicht nur um Benutzung der eigentlichen Rechtsquellen, sondern auch der Dichter, der Geschichtschreiber, der Urkunden handelt, wo endlich eine Abschliefsung vor völliger Bemeisterung der Mittel auch rathsam schien, um vorerst einen festen Kern zu gewinnen, einen Gegenstand für eigne unbefangnere Betrachtung, und für fördernde Beihülfe theilnehmender Freunde. Unter diesen Umständen ist ein Urtheil über den Grad jener Vollständigkeit nur durch Beziehung auf früher Geleistetes zu fassen. Hier aber ergiebt sich leicht, dafs *Heineccii elementa juris*, als die dem Umfange des Stoffs nach unserm Werke am nächsten kommen, in den mehrsten Richtungen bei weitem in der Zahl gebrauchter Quellen übertroffen sind. Welchen unter diesen des Verfassers Neigung sich besonders zu- oder abgewendet, wollen wir für einzelne Classen näher bezeichnen.

Für die vier Zweige des skandinavischen Rechts, den isländischen, norwegischen, schwedischen und dänischen, wird der Fortgang der für sie alle neu *begonnenen* Ausgaben erst den vollen und sichern Gebrauch möglich machen; doch ist schon ein Theil der zugänglichen Quellen hier mit mehr Umsicht, Sprachkenntnifs und entschiednerem Gewinn als früher von v. Westphalen, Grupen, Dreyer benutzt worden. — Den leicht übersehbaren germanischen Volksrechten, den fränkischen Capitularien und Formelsammlungen ist hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich 1828. Zwei Hälften.

(Fortsetzung.)

Was aber die unendliche Reihe der dem Lande und der Sprache nach eigentlichen Deutschen Quellen betrifft, so ist der hier unvermeidliche Vorzug natürlich solchen gegeben, die das sinnliche Moment des Rechts am klarsten und reichsten hervortreten lassen. Zunächst also den localen und speciellen Erzeugnissen der Autonomie, welche das Volksleben bis in die äufsersten Enden der Besonderheit zur Erscheinung bringen; und hier wiederum den auf dem Lande erwachsnen vor den städtischen. Denn wie das Landvolk, gläubig an dem von den Vorvätern ererbten hängend, die Tradition am treusten bewahrt, so sind auch seine Rechtsweisungen vorzugsweise der Vergangenheit hingewendet, der alterthümlichsten Züge voll, ja bis ins Sagenhafte, Unglaubliche sich verlierend. Hier ist nun das Bestreben des Verfs. auf möglichst vollständige Sammlung und Benutzung gegangen; ein besondres Register verzeichnet nicht weniger als 388 gebrauchter Weisthümer, vom 13. bis ins 18. Jahrhundert reichend, von denen 51 noch ungedruckt *). Bei der bisherigen Schwierigkeit, diese so zerstreuten Quellen zu übersehen, bei dem geringfügigen Gebrauch, der von ihnen gemacht wurde, ist dies Verdienst nicht genug zu erkennen. Viel weniger ist dagegen die vielleicht noch reichere Quellenfülle, welche das städtische Leben seit dem 13. Jahrhundert hervortreibt, berücksichtigt. Seine Willkühren, Urtheile, Verträge u. s. w. sind aus den Forderungen einer lebendigern, raschern Gewerbthätigkeit, aus dem Bedürfnifs eines sicherern und schnelleren Verfahrens, aus dem Erfolgen eines jahrhundertelangen Ringens der Gemeinde und ihrer einzelnen Genossenschaften nach Selbstständigkeit entsprossen; so zeigen sie sich hell, verständig, für die Gegenwart sorgend, die Zukunft bedenkend, immer voranstehend in der Entwickelung neuer Rechts- und Verwaltungsgrundsätze, und somit dem Rechtshistoriker allerdings gröfsere Ausbeute gewährend, als dem Alterthumsforscher. Nehmen wir hiezu, dafs der Verf. den publicistischen Theil der Stadtrechte, den Ursprung und die Entfaltung der bürgerlichen Freiheit von seiner Betrachtung ganz ausschliefst (S. 300), so ist wohl die geringe Beachtung dieser Quellen guten Theils gerechtfertigt. Aber sollte dennoch nicht die Ansicht zu einseitig, der Ausdruck zu hart seyn, wenn die Stadtrechte dem Verf. wie zünftiger Meistergesang gegen kräftige frische Volkslieder vorkommen, und wenn er einem Bande jener Weisthümer höhern Werth für die Rechtsalterthümer beilegt als zehn Bänden „dürrer" Stadtrechte (Vorr. X. XI.)? Es fehlt ja diesen Normen, besonders den Innungsgebräuchen, wenn gleich jener Duft halb mythischer Traditionen, doch nicht das Gepräge frischer Lust und sinnigen Scherzes, in so manchen Zügen, denen der Verf., glauben wir, eine Aufnahme nicht wohl versagen könnte.

Zwischen den Neues ordnenden Stadtrechten und den Hofrechten, die das Alte selbst ohne Rücksicht auf wirkliche Uebung wiedergeben, stehen die Rechtsbücher, als durchschnittlich das schon Bestehende, aber noch Anwendbare sammelnd, in der Mitte. Dabei empfehlen sie sich zwar durch die Vollständigkeit der Materien und eine gewisse Gemeinrechtlichkeit des Inhalts, aber andrerseits haben diese allgemeineren Tendenzen, und ein daraus resultirender gewisser Grad wissenschaftlicher Abstraction, die an dem Individuellsten haftende bunte Sinnlichkeit zum grofsen Theil abstreifen müssen. Unter ihnen hat der Verf. natürlich die ursprüng-

*) Ihre Zahl liefse sich durch diejenigen, welche in v. Kamptz Provincial-Rechten aus *Schrassert Codex Gelricus*, der *Eifelia illustrata* u. A. angeführt sind, freilich noch vermehren; doch mögen manche derselben vom Verf. übergangen worden seyn, weil sie für seine Zwecke keine Ausbeute gaben.

Digitized by Google

lichste Arbeit, den Sachsenspiegel und namentlich dessen landrechtlichen Theil am häufigsten, ja fast ausschliefslich, obwohl nicht durchaus erschöpfend, benutzt; bei weitem seltner, und mit Recht, den paraphrasirenden Schwabenspiegel und die allgemeinen Sentenzen des Kaiserrechts, auch nur in wenigen Sätzen das sächsische Lehnrecht, den Richtsteig und den vermehrten Sachsenspiegel. Beim Lehnrecht liegt der Grund wohl darin, dafs der Verf. das gesammte Ritterwesen ausgeschlossen (S. 300), dennoch möchte es manche aufzunehmende Stellen liefern, z. B. den sehr bestimmten Ausspruch für die Oeffentlichkeit der Gerichte (c. 76. Senkenb.), den Belag, bis zu welcher Steifheit die Ansichten Mancher über die im Gericht zu beobachtende Feierlichkeit und Stille gingen (c. 72, bis zum Verbot nemlich des Fliegenabwehrens, Hustens u. s. w.). Noch mehr Stoff giebt der Richtsteig (d. i. Weg des Gerichtes), der keineswegs bei einer blofsen Uebertragung des Sachsensp. in die processualische Form stehen bleibt. Auszuzeichnen wären aus dem Richtst. Landrechts: der Ritus beim Schwur dem Beklagten die Reliquien auf den Kopf zu setzen (a. 8.*), 32 a. E., 35 i. d. M.), das Benehmen des Richters mit der Parthey vor Erscheinen der Urtheiler und deren Vorladung durch des Richters Zeichen (29), das Binden des Gestohlnen auf des Diebes Rücken (32), die schöne Verpflichtung des Vorsprechen, auch noch für den Leichnam seines verurtheilten Clienten zu sorgen (35 a. E.); die berühmte Stelle im a. 50. als Belag für die vielfachen Stufen des Rechtszuges und für die Wahl der Gerichtsorte. — Auch der vermehrte Sachsensp. würde, besonders in dem, was er als örtliche Gewohnheit anführt, manches bieten**), doch ist freilich der so oft verdorbne Text, den Böhme uns gegeben, zu einer Benutzung wenig einladend.

Von den Territorialrechten konnten vornemlich nur die frisischen, an alterthümlichem und poetischem Gehalt so reichen Landesgemeinderechte genauere Beachtung finden; aufser ihnen hat, zu unserm besondern Vergnügen, der Rügianische Landgebrauch, dieser so vollständige und treue Ausdruck lange bewahrter germanischer Rechtsgewohnheiten in fleifsiger Anführung die verdiente Würdigung erhalten. — Dafs endlich neben den Geschichtschreibern und Urkunden auch die Dichter nicht vergessen worden, bedarf kaum erwähnt zu werden.

Indem wir von den Quellen zum Inhalt übergehen, scheint es uns am förderlichsten, das Geleistete nicht nach der Folge der Materien, sondern nach gewissen allgemeinern Rücksichten aufzufassen. Wir glauben hier die Bemühungen des Verfs. um die Rechtspoesie, um die Rechtssprache und um das Rechtssystem sondern zu können.

I. Poesie im Recht. Es sey erlaubt, hierunter nicht nur das eigentliche poetische Element, das Bildliche in Form und Inhalt, sondern überhaupt die ganze Gemüthswelt zu begreifen, die in Glauben und Ahnen, in Innigkeit, Mitleid, Spott und Laune eben so frei und unverholen das Recht des Mittelalters durchdringen darf, als sie aus der abstracten Verständigkeit des heutigen verbannt werden mufs. Unter jenem Namen und in einem gleich umfassenden Sinne zeigte schon ein Aufsatz unsers Verfs. im Jahre 1816 (Ztschr. für gesch. Rechtsw. Bd. 2.) „wie Poesie und Recht mit einander aus einem Bette aufgestanden seyen." Weder vorher war in einem solchen Umfange das Eintreten des Sinnlichen und Gemüthlichen in das rechtliche Reden und Handeln unsrer Vorfahren nachgewiesen worden, — denn Dümge's Symbolik (Heidelberg 1812) begreift ein viel kleineres Feld —, noch hat dieser Aufsatz späterhin eine weitere Ausführung gewonnen. Wir können also unsern Verf. nur mit sich selbst messen. Hier zeigt sich freilich noch die frühere Arbeit in eigenthümlicher Weise nicht nur anziehend durch ausgeführtere und annehmlichere Darstellung, sondern auch belehrend durch Zusammenstellung dessen nach gewissen Kategorieen, was nach der Anlage gegenwärtigen Werks sich unter die einzelnen Institute vertheilt, des Sinnlichen z. B. in den einzelnen Rechtsworten, des Erscheinens der Frömmigkeit, der Ehrlichkeit, Vergnüglichkeit, der Grausamkeit im Recht. Im übrigen haben aber zwölf Jahre der treuesten Forschung die neue Arbeit reicher und zugleich gewählter, besonnener, tiefer

*) Wir citiren nach dem, von Ludovici im Lehnsprocefs wieder abgedruckten Text der Augsburger Ausgabe von 1516, der wiederum aus einer Breslauer Hdschr. entnommen und dem Senkenbergischen weit vorzuziehn ist.

**) z. B. V. 3. 3. (Böhme Th. V. S. 24): „Wenne der becker sin wandil vorwirkit in keiser wichbilde mit czu kleinem brotbacken, das ist uff den korp gesaczt an eyn sule gehangen vnd ein messir in die hant gegebin vnd eine semmel, her siczcze wile langk adir kurcz, hernedir mus her fallen in der pfutczin strucz."

Digitized by Google

von manchem Vagen und Halbdunkeln freier gestalten, die Verbindung aber mit dem Rechtssystem ihr gröfsere Anschaulichkeit und Eindringlichkeit verleihen müssen. In der That vereinigt sich nun hier das Wesentlichste zu unsrer Befriedigung. Der scharfe Sinn, der auch die leisesten Aeufserungen des sinnlichen Moments nicht übersieht, der Fleifs in der Fülle der vereinigten Thatsachen, der Geist, die Feinheit und Sicherheit der Bemerkungen, welche aus ihnen das leitende Princip entwickeln, scheinen uns gleich bewundernswerth und zur Zeit unübertroffen. Dies Urtheil etwas näher zu begründen, giebt uns die Einleitung die beste Gelegenheit. Indem sie dazu bestimmt ist, das eigentlich poetische Element des Rechts nach gewissen allgemeinern Weisen seiner Erscheinung zusammenzufassen, läfst sie das Verdienst des Verfs. um die Seite, mit der wir es jetzt zu thun, unvermischt hervortreten.

Nachdem im Cap. 1., die Formen überschrieben, zunächst die Rubrik Terminologie dargethan, dafs die germanischen Worte der *leges Barbarorum* grade juristisch technische sind, wendet der Verf. sich zu der zartesten Weise des sinnlichen Ausdrucks, zur Alliteration, die uralt und in der Gerichtssprache des *MA* weit verbreitet, auch selbst der heutigen noch nicht ganz entfremdet ist, (Bausch und Bogen, Leib und Leben, Haus und Hof); dann zum Reim der gegen jene als seltnere und jüngere Form erscheint *). Die Tautologie ferner (13–27) zuweilen mit der Alliteration verbunden (los und ledig), häufiger von ihr unabhängig, wird in Deutschen Rechtsquellen erst im 14. Jahrhundert recht üblich. Dennoch hält Hr. Grimm sie für alte Eigenheit der germanischen Gerichtssprache, weil sie den lateinischen Rechtsdenkmalen und den ältern Deutschen Dichtern nicht fehlt. Wir möchten dies nicht unbedingt zugeben; die (S. 23 ff.) beigebrachten lateinischen Stellen gehören meist den Urkunden und Formularbüchern an, deren vorsichtige Prolixität einen weitern Schlufs mit Sicherheit nicht gestattet; die Dichter allein liefern dann wohl keinen zureichenden Beweis. Der Satz scheint uns so beschränkt werden zu müssen. Die Häufung verwandter Ausdrücke ist nur in dem Maafse für alterthümlich zu halten, als sie sich an Alliteration oder Reim schliefst, und als sie ferner innerhalb der beiden Endpunkte einer ganz leeren, eigentlichen Tautologie, und der Verbindung verschiedener aber zugleich gewollter Begriffe, (mit Hand und Mund), sich mehr dem letzteren nähert. Als bestimmte Einzelnheiten wollen wir nur angeben, dafs in den Sächsischen Rechtsbüchern die Tautologie, den alten reinen Texten fast ganz fremd, von Abschrift zu Abschrift, wie später von Abdruck zu Abdruck wächst, und in vielen Fällen ganz sichtlich aus einer Häufung der Lesarten mehrerer vorliegenden Exemplare entsteht; dafs auch die Tautologie der Urkunden sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr aufbläht *). — Unter denselben Maafsgaben ist auch der negative Schlufssatz (27—31) als alterthümlich zu betrachten, der den vorangehenden positiven durch die Verneinung des entgegengesetzten verstärkt. Bei einzelnen Formen dieser Art setzt schon die weite Verbreitung das hohe Alter aufser Zweifel, wie bei dem Schwur der Eidhelfer, der Eid des Angeschuldigkeiten sey „rein und nicht mein," eine Form, die in Rügen wie in Tyrol, in Schweden wie bei den Angelsachsen gefunden wird.

Das 2. Cap., 31—54, giebt eine bedeutende Sammlung von Formeln, theils nach dem Gegenstande, theils nach der Form geordnet. Vielleicht hätten sich noch bestimmter sondern lassen, die Denksprüche, durch Reim **), Alliteration oder sonst durch sinnliche Wendung veranschaulicht, wie sie ein durch Tradition sich fortpflanzendes Recht nicht entbehren kann, in einem schwachen Rest noch in unsern *paroemiis juris* lebend. Sodann die auf tiefen Eindruck berechneten feierlichen, tönenden, oft wortprangenden Phrasen der Verbannungs-Sühn-, Amtseids- und dgl. Formeln. Endlich die langen Verzeichnisse von Bestandtheilen, Zubehörden u. s.

*) Beiläufig die Frage: der Reim in der heutigen Redensart: „(auf) Stein und Bein schwören," auch in einem Kinderliede: „schät nich, bät nich, sten und ben verlät mi nich," hängt er zusammen mit den nordischen Gränzmerkmalen *ben ock sten* (S. 896), oder bezeichnet er den mit Steinen verzierten Kasten mit dem Gebein der Heiligen, den der Schwörende berührte?

*) So giebt eine Märkische Urkunde v. 1518 (Wohlbrück Geschichte v. Lebus II. 417) in der Phrase „mit wissen, willen, volwort, konsens und nachgeben" eine fünfgliedrige Tautologie, der sich unter denen vom Verfasser angeführten nur eine v. J. 1586 (S. 17), keine aus dem Mittelalter, zur Seite stellt.

**) Ist die Spur eines solchen in der Stelle des Ssp. I, 16: „Svar't kint is vri und echt, dar behalt it sines vader recht" zu suchen?

Digitized by Google

w. in denen das cautelarische Princip der Urkunden den Gegenstand zu erschöpfen, und jeder Ungewifsheit vorzubeugen strebt.

Die folgenden Capitel führen von der Sinnlichkeit in der Form zu der den Inhalt selbst durchdringenden. Das dritte zunächst, S. 54—109 von den Maafsen handelnd, versetzt uns in ein Gebiet der wunderbarsten Bestimmungen, die der Strenge des neuern Rechts am schroffsten gegenüberstehend, nur noch hie und da in Denk- und Ausdrucksweise des Volks einigen Anklang finden. Es ist hier die Erscheinung gemeint, dafs das alte Recht, wo es etwas zu bemessen hat, gerne der rein mathematischen Bestimmung ausweicht und die Abmarkung mehr oder minder einem Ungewissen, Loosartigen, Zufälligen überläfst; sey es, dafs es eine Gränze durch einen Wurf, die Gröfse eines ausgehauenen Knochens, und die der hienach sich richtenden Bufse, nach dessen Klang in einem Schilde bestimmen läfst, oder eine gewisse Weite von der Erkennbarkeit eines leuchtenden Gegenstandes, das zu einer Disposition erforderliche Maafs von Gesundheit von der Besteigung eines Pferdes abhängig macht. Und zwar darf hiebei weder an eine blofs poetische Verhüllung eines eigentlichen Maafses gedacht werden, noch ist bei der Mannigfaltigkeit der Gebräuche, in welchen das Princip erscheint, bei der wiederkehrenden Anwendung der einzelnen auf verschiedenartige Fälle, ein Zweifel an der wirklichen, wenigsten ursprünglichen Uebung möglich. Es spielen hier, wie uns scheint, verschiedene Seiten des alten Volkscharacters hinein. Mit einem Muthwillen, einer kecken Lust (die bei Gränzabmarkungen sich zuweilen noch in weiten herrenlosen Räumen ergehn durfte), mit einer poetischen Abneigung vor nüchterner Zahlenbestimmung, mischt sich eine ernstere und tiefere Scheu vor menschlicher Willkühr, eine Scheu, die da, wo ohne Motiv zwischen einem Mehr oder Weniger gewählt werden soll, statt der eigenen Entscheidung gleich die höhere anspricht, welche als solche den Vortheil gewährt, allen heilig und unantastbar zu seyn. Denn der Ausgang eines unter schwieriger Stellung zu unternehmenden Wurfes ist fast eben so sehr ein Gottesurtheil, als der Zweikampf, der so oft nach den Volksrechten, als das Wasserurtheil, das nach dem Ssp. die Gränzstreitigkeiten entscheiden mufs. Wie dieser innere Grund, so weiset auch die ausgedehnte Verbreitung solcher Vorschriften, das merkwürdige Uebereinstimmen des germanischen Nordens und Südens in Natur und Anwendung der einzelnen Mittel auf das tiefste Alterthum zurück. Dagegen kennt schon das spätere Mittelalter manches nur als blofse Tradition (so z. B. die vom Hammerwurf im Rhein S. 64.), und der Gegenwart ist nur aufserhalb des Rechts in einer gewissen Neigung des Volkes zu unbestimmten Maafsen (Hundegebell, Pfeife), auch wo wohl bestimmtere zur Hand lagen, eine Erinnerung an Empfindung und Bedürfnifs der Vorwelt geblieben.

Wir dürfen dem Verf. in die Mannigfaltigkeit der einzelnen Maafse, in die Auseinandersetzung ihres Gebrauchs, in die geschickte Anknüpfung an aufsergermanische Sitten nicht folgen, und verweilen nur näher bei einem Puncte. Der Wurf, (55—63, 527, 938) gewöhnlich ein Hammerwurf, hat die mehrsten Beispiele (über 60) gegeben; fügen wir diesen noch eins hinzu *), so ist es nur, weil die practische Richtung der aus der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts stammenden Quelle für eine derzeitige wirkliche Uebung zu sprechen scheint. — Dieser Hammerwurf hat nun für den Verf. noch eine ganz besondre Bedeutung.

Er macht S. 527 u. 540 auf einen allerdings merkwürdigen Gegensatz aufmerksam, der sich in den skandinavischen Rechten bei der Eintheilung einer Dorfflur zwischen der *solskipt* (Sonnentheilung) und der *hamarskipt* findet, und glaubt (Vorr. XVIII.) dafs er die wesentlichsten Gegensätze des Deutschen Eigenthums betreffe, Hirtenleben und Ackerbau, Markenverfassung und geregelten Landbesitz.

*) Nach dem verm. Ssp. IV. 5. *pr.* (Böhme V. S. 4) soll der Friede der Haustauben nicht weiter reichen „wen ein man gewerffen mag mit einem hammer von ir wonunge". Der Ssp. III. 51. aus dem das *princ.* genommen, hat diesen Satz nicht.

(Die Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

No. 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich 1828. *Zwei Hälften.*

(Fortsetzung.)

Ueber die *solskipt* waltet eben kein Streit; sie ist die Theilung der Feldmark nach den Weltgegenden, in der doppelten Beziehung, dafs die Lage der Höfe im Dorfe nach Osten, Westen u. s. w. auch die Lage der ihnen zugetheilten Acker-Wiesenstücke u. s. w. normirt, und ferner dafs die einzelnen Stücke eine gleiche, durch Nachmessen (*repning*) sogleich wieder herauszubringende, Gröfse erhalten. Vgl. aufser den Stellen beim Verf. noch *Stjernhöök* 294, Rosenvinge Dän. Rechtsgesch. §. 49. Note b. e., und Denselben in den Anmerk. zu Erichs Seeländ. Gesetz S. 368. Ein Gegensatz zu dieser Sonnentheilung tritt nun in den schwedischen Quellen so hervor. Wer beim Streit über ein Grundstück auf die *solskipt* provocirt, soll nach dem Südermannl. Gesetz (Grimm S. 528) dem auf *hamarskipt* dringenden im Beweise vorgehn. Sodann geben das Upländische G. (v. 1295) und nach ihm das Landzlagh (v. 1442) die rechte Theilung einer Feldmark für den Fall an, wenn Bauern ein neues Dorf bauen wollen, oder wenn „es bisher gelegen *i forno skipt* (in alter Theilung) und *hambre*". Die schwedischen Gelehrten (Verelius, Loccenius) verstehn unter *hamar* eine Fels- und Waldgegend, und übersetzen demnach die letztere Stelle: *jacens in asperitate soli ac desolatione quadam*, und *hamarskipt* mit Waldtheilung. Der Verf. aber, mit Beziehung auf die, auch in Schweden nicht seltene Gränzabmarkung durch Hammerwurf, versteht darunter eine durch diesen bestimmte freiere Theilung. Rec. kann sich hievon nicht überzeugen. Erstens scheint ihm die Natur jenes alten Maafses selbst zu widerstreben. Der Wurf wird gemeiniglich gebraucht, um die Ausdehnung einer einzelnen Berechtigung in dem Gebiet eines Andern (z. B. des Plaggenhauens in der gemeinen Mark) zu bestimmen, seltner schon um die Gebiete überhaupt dem Eigenthum nach von einander zu scheiden, aber auch in diesem Falle ist es immer nur um die Sonderung zweier Gebiete, um einen Gränzzug zu thun, und zwar durch die Handlung dessen, der in das Allgemeinere, Weitere hineingreift. Wie aber und von wem sollte da der Hammerwurf ausgehn, wo ein schon begränztes Ganze, die Feldmark, vorliegt, und es dessen Zerfällung in viele, doch wohl im Wesentlichen gleich gute Theile gilt. Zweitens erscheint bei des Verfs. Annahme der Ausdruck: das Dorf liegt im Hammer, doch gar zu kühn. Rec. glaubt, es sey bei der alten Ableitung zu bleiben, und unter *hamarskipt* freilich nicht eine durch Wälder und Felsen gegebene (wogegen der Verf. besonders kämpft), sondern diejenige Theilung zu verstehn, die für waldige Striche üblich war, nämlich eine solche, bei der nicht ein mathematisches Verhältnifs, sondern die Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens und natürlicher Gränzen die Theile bestimmte. Dafür ist 1) K. Erichs Seel. Ges. II. 56. anzuführen, in dem zuerst von der Sonnentheilung gesprochen und mit Bezug darauf bestimmt wird, der habe den Vorzug bei einem Streit, der eine Gleichheit der Loose behaupte, am Ende aber hinzugefügt wird; „aber was Waldtheilung (*skogh skiftae*) anbetrifft, so mag es damit nicht gehn nach dem Sonnenfall" denn „man nimmt oft den schlechtesten Wald und legt ihn zu dem besten, und macht so eine Theilung". 2) Das Schwedische Gesetzbuch v. 1734 hatte in seinem merkwürdigen Zusammenhang mit den alten Rechten auch die *rätta solskifte* sanctionirt, *Bygningab. I.* 1. Spätere Verordnungen treffen hier eine Aenderung, und zwar so, dafs sie der *solskifte* die Rücksicht auf *jämngodhet* (gleiche Güte) entgegensetzen, und letzterer den Vorzug einräumen (s. Drangel, Anm. till Sweriges Rikes Lag, Stockh. 1766. 4. S. 56.). — Auch in dieser Fassung ist der Ge-

Digitized by Google

gensatz wichtig genug, um eine nähere Aufklärung durch nordische Gelehrte, die hier wohl in höherer Instanz entscheiden müssen, zu wünschen. —

Wie viel näher als diese Maafse sind den Forderungen unsrer Zeit, wie viel verständlicher unsrer Sinnesweise die Symbole des Mittelalters (Cap. 4.), die noch jetzt das öffentliche Recht, das Polizeirecht (Marktfahne, Strohwisch), ja selbst das Privatrecht nicht ganz entbehren kann *). Das Recht unsrer Vorfahren aber ganz damit zu erfüllen, vereinigt sich die allgemeine Richtung auf das Sinnliche mit dem Bedürfnifs, die Rechtsgeschäfte, die durch den Mund des Umstandes bezeugt werden sollten, dem Auge unmittelbar zu erklären und einzuprägen. Die Einzelheiten dieser reichen, den Sinn des Mittelalters so offen darlegenden Welt hat der Verf. mit besondrer Liebe ausgeführt; dem Oel fehlt hier nirgends das Salz; Wahl und Anwendung der einzelnen Symbole ist nach Gegenstand, Zeit und Ort gelehrt und scharfsinnig aus dem Material entwickelt. So scheidet der Verf. den Halm von dem Rasen, von der Erde, als ein abstracteres, dem Gegenstande nach allgemeineres, örtlich aber beschränkteres, namentlich den Sachsen und dem Norden nach fremdes Wahrzeichen; der Hut wird als sächsisches Symbol, das Ohrzupfen als baierisches nachgewiesen. So tritt die Einwirkung des Christenthums, so auch die allmählige Vermittlung der ursprünglich nur zwischen den Partheien vorgehenden symbolischen Handlung durch den Richter hervor. — Eine Abhandlung über die Bilder zum Sachsenspiegel, deren Werth für die Erklärung des Inhalts der Verf. mit vollem Recht als beschränkt bezeichnet, schliefst dieses umfassende von S. 109—202 reichende Capitel.

Cap. 5. Zahlen (S. 207—225). Dafs die Sinnesart, welche trockne Zahlenbestimmungen lieber ganz vermeidet, da, wo sie zu diesen genöthigt wird, nicht willkührlich hin und her fährt, ist leicht erklärlich. Daher gewisse Grundzahlen des germanischen Rechts, zusammenhängend mit kosmischen Anschauungen, religiösen Vorstellungen und wohl auch mit einer in den Zahlenverhältnissen selbst liegenden Mystik, Zahlen, welche es einfach, oder weiter entwickelt und zusammengesetzt, fast ausschliefslich wählt. Herr Grimm begnügt sich vornemlich die einzelnen Dinge, die das Recht zählt, nach den Zahlen zusammenzustellen, wobei Drei, Sieben und Neun als Hauptzahlen erscheinen, doch nicht ohne manche feine Bemerkung über die, bei der Entstehung der höhern aus den niedern Zahlen wirksamen Principien einzuschalten. Wir möchten dabei noch fragen, ob die bekannte vierzehnnächtige Frist, die der Verf. als verdoppelte Sieben nimmt, nicht vielmehr das Simplum der Fristen ist, von der halben Mondszeit entnommen, (*Tac.* 11 *cum aut inchoatur luna aut impletur*). — Besondre Aufmerksamkeit verdienen die durch Zugabe entstehenden Zahlen, 220 ff., deren Princip, wo es überhaupt klar vorliegt, wohl nicht immer das gleiche ist. Bei den Fristen erscheint darin die Gnade, die dem Vorgeladenen noch einen Termin, zu den dreien den vierten (die Königsfrist) nachgiebt; bei den Tagen der einzelnen Fristen die Nöthigung, beide, den anfangenden und schliefsenden Tag, zur Sicherung des völligen Ablaufs der Frist, mitzuzählen (8 Tage, *quinze jours*); bei Zahlen von Personen wie Eidhelfern *), Schöffen, das Schwanken zwischen einer

*) Freilich sind sie mehr in Particulargewohnheiten als in allgemeinen Gesetzgebungen zu suchen. Denn wenn das Preufs. Landrecht von einer symbolischen Besitzübertragung, einer Uebergabe durch Zeichen redet, so hat diese mit der mittelälterlichen wenig mehr als den Namen gemein. Das *MA* symbolisirt bei der Veräufserung unbeweglicher Sachen 1) die Auflassung des Rechts vor Gericht durch die Uebergabe eines Zeichens, Ast, Scholle, Splitter u. s. w., 2) die Einweisung in den Besitz durch gewisse Handlungen des Besitzergreifenden, Umfassen des Thürpfostens u. dgl. Bei letzterer wird weder etwas übergeben, noch ist sie anders als in unmittelbarer Gegenwart der Sache möglich; die symbolische Handlung soll die wirkliche Besitzeinräumung nicht vertreten, sondern ihr Geschehn augenfälliger machen, ihren Zeitpunct fixiren. Die symbolische Besitzübertragung des Pr. Landrechts dagegen besteht in der Uebergabe einer Sache, sie findet statt, wo die des eigentlichen Gegenstandes nicht geschehn kann, sie soll diese so viel als möglich vertreten, das Uebergebene, der Schlüssel z. B. zu einem Behältnifs, der Kaufbrief über ein Seeschiff, soll einen realen Nutzen gewähren, die Disposition über die ferne Sache ermöglichen, erleichtern. Sie unterscheidet sich also gleich sehr von der *traditio juris* und von der Besitzeinweisung des alten Rechts. Dieser aber entsprechen hie und da z. B. in Pommern noch übliche Gebräuche bei der Besitznahme von Grundstücken, das Abschneiden eines Spans von der Thür, ein feierliches Platznehmen im Hauptzimmer u. dgl.

*) Beiläufig, ist unsre Betheurung „meiner Six" auf den Schwur mit 6 Eidhelfern, *manu septima*, zurückzuführen?

Digitized by Google

Mitrechnung und einer Weglassung einer Hauptperson, der Parthei, des Richters (11 + 1 oder 12 + 1) zu oder von der eigentlichen Zahl. In der Erklärung unseres „Jahr und Tag" (233) ist der Verf. geneigt ein Jahr und einen Tag für die ursprüngliche Berechnung, dagegen die von 1 J. 6 Wochen, 3 Tagen für die Folge einer spätern nach willkührlicher Analogie gemachten Deutung zu halten; eine Ansicht die in der Praxis des Lübschen Rechts (366 Tage), wenn deren Alter constirte, ferner auch in dem *annus et mensis* des *L Feud.* 22. und dem Jahr und 4 Wochen des Rüg. Landgebr. (54) eine Stütze finden könnte. Albrecht (Gewere 115) hat dagegen angenommen, dafs Jahr und Tag aus einer peremtorischen Frist des jährlich 3mal gehaltenen Echtedings ($3 \times \frac{1}{3}$ Jahr) und der des gebotnen Gerichts (3×15 Tage) zusammengesetzt sey. Wir erlauben uns eine dritte Hypothese darauf zu gründen, dafs im Sap. der Graf sein echtes Ding zu 18 Wochen „auslegt", während für andre Gerichte 6 Wochen gelten (L. 2. §§. 2 — 4, III. 61. §§. 1. 2.). Halten wir uns nun befugt, in diesen 6 Wochen $1\frac{1}{2}$ Monate oder 6 Wochen und 3 Tage zu sehen, so dürfen wir jene 18 Wochen auch für $4\frac{1}{2}$ Monate halten; und diese grofse Gerichtsfrist, dreifach oder peremtorisch genommen, ergäbe dann die geheischten $13\frac{1}{2}$ Monate. Oder anders ausgedrückt, Jahr und Tag ist $3 \times 3 \times 3$ des Simplums der Gerichtsfristen, die 15 Tage desselben zu einem halben Monat gerechnet.

Mit den Zahlen schliefst die Einleitung. Fassen wir damit zusammen denjenigen Bestandtheil der folgenden 6 Bücher, der das Leben der Poesie und Gemüthlichkeit in den einzelnen Instituten nachweist, so erwächst uns überhaupt für diese Seite des mittelalterlichen Rechts ein Bild von kaum geahnter Fülle.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Skizze einer allgemeinen Diagnostik der psychischen Krankheiten von Dr. J. B. Friedreich. Würzburg 1829. 165 S. 8.

Plutarch läfst den Thales auf die Frage: was ist das Weiseste? antworten: die Zeit, denn sie hat schon das eine erfunden und das andere wird sie noch erfinden. An die Weisheit der Zukunft ist besonders das Studium des Wahnsinns gewiesen, da es, sowohl dem Zeitraum nach, in welchem es lebendig für Medicin geworden, als auch der wissenschaftlichen Erkenntnifs nach, durchaus in der Kindheit ist. Der Wahnsinn ist Produkt des ganzen Menschen, nicht seiner körperlichen Natur allein; und die in sich vollendete Naturgeschichte dieser Krankheit kann nur die Frucht seyn einer wahrhaft anthropologischen Heilkunst. Diese wird bedingt durch die Psychiatrie, als die Lehre von der Seele in ihren Beziehungen zu sämmtlichen Gebieten der theoretischen und practischen Medicin. Der Verein von Medicin und Psychiatrie ist die anthropologische Heilkunst. Durch dieselbe kommt die Medicin, als Menschenheilkunde, gleichsam erst zu ihrem Selbstbewufstseyn und der wesentliche Unterschied von Thierheilkunde stellt sich erst dar. Die Psychiatrie und durch sie die anthropologische Heilkunst ist die nächst höhere Entwickelungsstufe der Medicin als Wissenschaft. Aus der begriffenen Geschichte der Medicin folgt ihre Nothwendigkeit, und wie diese selbst, so ist jene höhere Metamorphose unabwendbar.

Dies war zu bedenken, um die wissenschaftlichen Ansprüche an jenes Werk nicht zu hoch zu steigern. Zu solchen Ansprüchen überhaupt berechtigte der Name des Verfs., der Titel: „allgemeine Diagnostik der psychischen Krankheiten," in dem Sinne genommen, wie allgemeine Pathologie und Therapie, und endlich die Inhaltsangabe des Buchs selbst, in welcher nicht nur von der Diagnose, sondern auch von den Ursachen und dem Wesen psychischer Krankheiten die Rede ist. — Diese Ansprüche waren aber aufzugeben. Das Werk trägt den Charakter der Compilation und sogenannter rationeller Empirie. Einzelnes von Einzelnen ist vereinzelt aneinandergereiht in Bezug auf die psychischen Krankheiten im Allgemeinen. Wer also das so menschliche Sehnen zu befriedigen glaubt, in grofsen, auf Erfahrung basirten Gedankenzügen das Gesonderte vereint zu erblicken, auf den wirkt das Buch vielleicht, nach Lichtenberg, wie eine Vorlesung aus einem Kochbuch, wann ihn hungert.

Es soll hiedurch dem Werke keinesweges ein Vorwurf gemacht werden. Jede Arbeit im Reiche des Wahnsinns ist dankbar aufzunehmen, da des Unerforschten, ja selbst Unberührten in der Empirie noch so Vieles ist, da die Psychiatrie durch solche Beiträge

Digitized by Google

stets gewinnt, und dieser Gewinn wieder reichliche Zinsen trägt für die theoretische Erkenntnifs der psychischen Krankheiten an sich. Jeder Arbeiter in diesem Gebiete schafft Material herbei zum Bau des Tempels, in welchem das Heil ächt menschlicher Heilkunst verkündigt werden soll.

Für das empirische Studium des Wahnsinns ist durch dies Werk der Buchhändlerspruch, dafs einem Bedürfnifs abgeholfen sey, einmal wahr geworden. Es ist eine sehr gelehrte, mühsame Zusammenstellung der zerstreuten Beobachtungen und Erfahrungen über diesen Gegenstand, und der Verf. denkt wahrlich zu bescheiden, wenn er sagt: er fühle nur zu sehr, wie weit das Buch nur hinter die leisesten Anforderungen an eine Vollständigkeit zurückbleiben mufste. Die grofse Belesenheit des Verf. ist eine seltne Erscheinung bei dem, Gediegenheit und Ernst zerstreuendem Wirbel ephemerer Tagesblätter. — Der Verf. hat sehr wohl die Alten berücksichtigt; aber es wäre ihm, welcher eine Literärgeschichte der psychischen Krankheiten angekündigt, leicht gewesen, die Beobachtungen Jener noch mehr hervorgehoben zu haben, da die genauere Kenntnifs von Wenigen zu erwarten steht, und neuere Beobachter so vielleicht zu dem mahnenden Bewufstseyn gekommen wären, dafs dieselben, ja bessere Beobachtungen in der Vergangenheit scheintodt ruhen, dafs den ihrigen wohl einst dasselbe Schicksal vielleicht bevorsteht, und dafs hier sich grofsentheils bewährt das Wort des Dichters: Alles wiederhohlt sich nur im Leben. — Die Citate sind, so weit das Nachschlagen erlaubt war, richtig. Es darf dies um so eher ausgesprochen werden, weil zufällig die erste citirte Beobachtung wohl in dem Werke von Spurzheim steht, allein nicht ihm, sondern dem Haslam gehört, nach jenes Angabe, wodurch eben kein günstiges Vorurtheil genährt ward. Manche Beobachtungen sind nicht als fremde angegeben, obgleich es solche sind; der Verf. hat auch deren geliefert, sie verhalten sich, wie der Einzelne zum Ganzen, d. h. verschwindend. — Zerstreut finden sich auch Reflexionen vom Verf. und von Andern. Sie stehen durchweg auf dem Standpunkt empirischer Psychologie, und sind dadurch in Einklang mit der Behandlungsweise des Gegenstandes überhaupt. Den Reflexionen können, wie den Beobachtungen, entgegengesetzte, mit demselben subjectiven Recht für sich, aufgestellt werden, was in diesen Blättern nicht zu verlangen.

Dies im Allgemeinen über das Buch; jetzt einige Bemerkungen zu den sechs Paragraphen, in welche es zerfällt. §. 1. (S. 4—36) hat zur Ueberschrift: allgemeines Bild der Seelenkrankheiten überhaupt, zerfällt in ein somatisches und psychisches.

Ueberraschend war es doch, sich vom Verf. gleich von vorn herein versetzt zu sehen in die einzelnen Beobachtungen, welche nur ganz äufserlich geordnet sind, in dem somatischen Bilde: in Bezug auf Sinnesorgane, körperliche Einwirkungen, Haut und Darmkanal, Arterienschlag, Muskelkraft, Geschlechtssystem, Neigung Insekten zu erzeugen und äufsern Habitus.

Als ein Bild, d. h. als ein in sich vollendetes und begränztes ist der §. nicht zu erkennen, es ist nicht einmal eine Skizze zu solchem, sondern nur der äufsere Apparat, das Material zu demselben. Es sind *disjecta membra poetae*. Das Wort „allgemein" ist nicht anders als so zu verstehen, dafs es nur die allgemeinen Merkmale giebt, welche den Seelenkrankheiten überhaupt zukommen. Aber gerade dadurch entsteht viel Vages, Unbestimmtes, welches der Verf. häufig vermieden haben würde, wenn er die somatisch und psychisch unterscheidenden Merkmale vereint und die gewöhnlichen vier Hauptformen des Wahnsinns getrennt hätte. Die Eigenthümlichkeiten derselben wären so bestimmter hervorgetreten, und aus ihnen hätte er, vom Besondern zum Allgemeinen sich erhebend, die charakteristischen Symptome der Seelenkrankheiten überhaupt bestimmter concentriren und fixiren können. Der Verf. hat diesen Mangel übrigens selbst gefühlt, da er doch bei Bestimmung der Merkmale bestimmte Formen des Wahnsinns genannt hat, wie z. B. die Tobsüchtigen mit solchem Grade von Gefräfsigkeit, dafs oft der eigene Unrath verschlungen wird. Diese nähere Bestimmung hätte aber passendere Gelegenheit anderswo gefunden. Denn solche Gefräfsigkeit kommt auch im Blödsinn vor, und in den Formen von Melancholie und Narrheit, welche sich zu jenem schon hinneigen. Das Kothessen ist auch durchaus nicht allein als höchster Grad von Gefräfsigkeit zu erklären, wie Verf. thut. Der Grund liegt tiefer im Wesen des Wahnsinns.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Skizze einer allgemeinen Diagnostik der psychischen Krankheiten von Dr. J. B. Friedreich.

(Schluſs.)

Es ist ein Zeichen des höchsten Grades von Verrücktheit, daſs der Mensch, obgleich er weiſs, daſs es sein eigener Unrath ist, dennoch nothwendig dabei beharrt, das, was seinem Zwecke nach ausgestoſsen ist aus dem Körper, wieder als Nahrung in denselben zu bringen. Bei Melancholischen ist dies Zehren der eigenen Excremente die widrige sinnliche Offenbarung des zum Wahnsinn gewordenen sich Entäuſserns von allem Objectiven, wobei der Mensch auch von sich selbst zehrt, und darum sich selbst verzehrt. Dasselbe, im Blödsinn geschehend, erinnert an ähnliche Beobachtungen bei Thieren. Immer ist es daher eines der bösesten prognostischen Zeichen. Bemerkenswerth für den Anthropologen ist noch, daſs bei dieser unnatürlichsten Speise, die relative Gesundheit, ja Fülle des Körpers und Frische selbst sehr lange bestehen kann, wenn nur die Kräfte der Seele und des Geistes mehr und mehr schwinden und verschwinden.

In dem Abschnitte „psychisches Bild der Seelenkrankheiten," spricht der Verf. von den Umänderungen des moralischen Charakters, Gedächtnisses, der Combinationsgabe, von der Wahnsinnigen List, Ueberlegung und Miſstrauen, von ihren Gefühlen für Recht und Unrecht, Dankbarkeit, besondern Neigungen und Abneigungen und zwar auf die dem Buche eigene Weise.

In dieser Zusammenstellung des Einzelnen zeigt sich wieder recht: daſs der Wahnsinnige nie von dem Menschen zu trennen ist, und daſs bei ihm die Erscheinungen des psychischen Naturells, Interessen, Leidenschaften und Aeuſserungen, so verschieden sind und aus denselben Ursachen, wie bei den Gesunden. Es ist eine Quelle groſser Irrthümer und unnöthiger Verwunderung, den Wahnsinn für etwas ganz Absonderliches, man weiſs nicht was, zu halten, dem alles Menschliche gleichsam abgestreift seyn soll. Der Umgang lehrt, daſs sie mitten in ihrer Verrücktheit Menschen sind, und innerhalb des Kreises der Verrücktheit sich ganz klug zu benehmen wissen, eben weil das Menschliche das Zeugende, Ernährende und Erhaltende ihres Zustandes ist. Solche witzige Anekdoten kann man täglich von Wahnsinnigen hören, wie die hier erzählte. Ein Mädchen frägt nämlich ihren Arzt, der ihr sehr nahe ins Auge sieht, warum er das thue; ich bewundere ihren schönen groſsen Augenstern, erwiedert er. Was bedeutet dieser, frägt das Mädchen; eine groſse Seele, sagt der Arzt; die Wahnsinnige erwiedert: dann hat ein Kalb auch eine groſse Seele.

In §. 2., „Quellen und Hülfsmittel der Diagnostik der psychischen Krankheiten" sucht der Verf. auf seine Art Fragen zu beantworten über die somatischen und psychischen Einflüsse, welche vorher, oder während des Leidens einwirken, auſserdem sind einige praktische, die Diagnostik unterstützende Regeln aufgezählt, nebst andern Momenten, welche auf den Verlauf desselben Einfluſs haben; nichts besonders Neues. — Die Bemerkung, welche der Verf. nach Esquirol richtig anführt, daſs Färber, welche vorzüglich mit Indigo umgehen, traurig und finster werden, erzählte dem Benj. Rush ein „kluger Färber" in Philadelphia. Ueber den Einfluſs des Mondes auf Wahnsinnige spricht der Verf. auch, und scheint sein Urtheil dem von Esquirol zu unterwerfen. Erfahrungen sind allerdings für oder gegen diese Einwirkung; doch läugnen wohl die erfahrensten Irrenärzte Deutschlands, Frankreichs und Englands dieselbe. Rhythmische Exaltation oder Depression des Zustandes der Wahnsinnigen ist etwas Gewöhnliches, und das Zusammenfallen mit Neu- und Vollmond mag ein sehr zufälliges seyn. Wirkt der Mond auf sie, so wirkt er wohl, wie auf Gesunde, durch die Phantasie, aber nicht als Mond an sich; dies ist um so

Digitized by Google

wahrscheinlicher, da Wahnsinnige ja von den klimatischen, tellurischen, kosmischen Einflüssen, von endemischen, epidemischen Krankheiten, die ihnen näher stehn, so schwer afficirt werden. Paracelsus freilich spricht sich auch an andern als den vom Verf. angeführten Stellen sehr bestimmt für diesen Einfluſs aus, besonders in den Kapiteln: *de origine* und *de curatione Lunaticorum* (schwankend zwar, doch nicht blos als „Mondsüchtige" genommen). Es steht hier z. B.: *ita ergo per solam Lunae attractionem multi homines intellectu suo exuuntur*, und: *est virtus attractiva quaedam in Luna, quae rationem homini subtrahit.* In den 7 Metallen glaubt er die Heilmittel gegen die 7 „Planeten" zu haben. — Daſs der Nationalcharakter auch im Wahnsinn im Allgemeinen sich reflektirt, hat der Verf. nicht übersehen, allein er ist zu kurz verhältniſsmäſsig darüber hingegangen. Das Factum ist wahr, die Irrenhäuser verschiedener Länder bezeugen es, ist auch ganz nothwendig. Zu übersehen ist jedoch nicht, daſs an recht nachläſsig, roh dirigirten, schmutzig gehaltenen, überfüllten Irrenanstalten die Kranken vorzugsweise etwas sehr Niedergeschlagenes, Blödsinnartiges haben.

Auf, durch Religion bedingte Unterschiede der Erscheinungsweisen des Wahnsinns hätte der Verf. hier auch aufmerksam machen können, da Materialien genug vorhanden sind. Gewiſs ist z. B. nach selbstgemachten Beobachtungen, daſs der Wahnsinn bei ungebildeten ächten Juden etwas unbeschreiblich Strenges, Hartes, selbst Unheimliches hat. Es ist, als verfolgte sie auch hier, unter den mannigfachsten Formen, der ihnen durch religiöses Gesetz und weltliches Schicksal eingefleischte Geist der Furcht, nicht der der Liebe. Sie sind daher, *ceteris paribus*, schwerer zu heilen als Christen.

In §. 3. (47—80) behandelt der Vf. die Diagnostik des Verlaufs und Ausgangs der Seelenkrankheiten, er spricht über Entwickelung, Krisen, besonders auf somatischem Wege und Voraussagung. — Von der Entwickelung des Wahnsinns wenige Blätter, und doch ist dieselbe dessen tiefstes, bedeutungsvollstes und eben deshalb hinreissendstes Studium. — Der wissenschaftliche Menschenforscher müſste aus einer einfachen That, einer reinen Aeuſserung des Menschen die ganze Seele desselben sich zur geistigen Anschauung bringen können, wie Cuvier aus einem Knochen auf das ganze Thier schlieſst und es bestimmt, wie Winkelmann aus einem Bruchstück das ganze Kunstwerk sich dem innern Auge offenbaren läſst. Einem solchen Anthropologen wär— e es möglich, die wahre Entwickelungs- d. h. die Natu rge- schichte des Wahnsinns zu geben, und aus dem K- eim, der Psyche, die Nothwendigkeit des Entstehens, Blühens und Vergehens der vielfachen Gestaltungen desselben in Wahrheit zu ergründen. — Wie der gesunde Mensch nach Leib und Seele seine Evolutionen hat, so die Krankheiten des Leibes und der Seele. Selbst im Wahnsinn bewahrt die Natur einen geordneten Rhythmus, und es haben die einzelnen, reinen Formen an sich, nicht nur ihre nothwendige Entwickelung, sondern auch die Formübergänge in und auseinander. Hieher gehörte auch die Beobachtung, daſs beim Aufhören des Wahnsinns, die Ursache desselben, z. B. die Liebe zu einem Menschen, erloschen ist. Dann ist radicale, keine palliative Heilung da und kein Rückfall zu fürchten; analog den Erfahrungen bei körperlichen Krankheiten.

Bei den Krisen scheint der Verf. besonders die körperlichen begünstigt zu haben. Ueber diesen Gegenstand, dessen Begriff so vielen Täuschungen ausgesetzt ist, sich auszulassen, ist hier nicht der Ort; nur so viel, daſs die Krise im Wahnsinn, wenn sie wirklich erscheint, die That der Krankheit ist, die Arbeit der unmittelbar vereinten Heilkraft des organischen und psychischen Lebens, gleich, ob jene Krise eine somatische oder psychische ist. Diese ist gewiſs seltener zu bemerken, wie jene, und hat mehr den Character der *Lysis*. Was der Verf. Krisen auf psychischem Wege nennt, sind zum Theil gar nicht solche, da sie sich nicht von innen heraus entwickelt, sondern als Heilursachen von auſsenher eingewirkt haben. — Beiläufig, daſs, was Esquirol und Haslam nebst andern hier nicht genannten, über die Beziehungen des Fettwerdens zur Besserung des Wahnsinns sagen, schon Ballonius und Aerzte vor ihm angeführt haben. Es heiſst nämlich (*V. opera omnia stud. Thevart, Tom. IV. Genev.* 1762) in den *consil. medic. Lib. I. cons.* 9. *Tom. I.: nam ut dicebat quidam ex veteribus: melancholia hypochondriaca laborantes, tum demum curati dicuntur, quum pinguescunt;* und *cons. Lib. III., cons.* 49. *annotat. quarta, Tom. III.: oportet Melancholicos bene comedere, ut si fieri potsit* ευσαρκιαν *concilient: tum enim bene habent, quum impinguantur.* — -

Das Bemerkenswerthe, was der Verf. in Bezug auf die Prognose bei psychischen Ursachen des Wahnsinns, beigebracht hat, läſst sich wohl näher dahin be-

Digitized by Google

stimmen: dafs der aus erträumten Ursachen entstandene schwerer zu heilen sey, als der aus wirklichen, und dafs von den imaginären die, welche sich auf äufsere Dinge beziehen, eine weniger ungünstige Prognose stellen lassen, als die, welche die eigene Person betreffen.

In dem Abschnitte über Rückfälle, beschäfftigt den Verf. besonders die Frage: wann genau zu bestimmen, ob der Kranke gründlich und dauernd geheilt sey. Wesentlich möchte es darauf ankommen, dafs nicht nur die Symptome, sondern auch das ursächlich bedingende des Wahnsinns als solches aus der Seele wirklich gänzlich verschwunden sey. Dies zu ergründen ist freilich nicht leicht, ist aber die Aufgabe, welche ein erfahrungsreicher anthropologischer Irrenarzt zu lösen hat. In §. 4. (80 — 129) spricht der Verf. von den Complicationen psychischer Krankheiten mit psychischen, oder somatischer Krankheiten mit psychischen. Jene verschwinden fast in der Darstellung auf Kosten dieser, auf welche der Verf. ganz besonders sein Augenmerk gerichtet hat. Man würde vergebens anderswo eine so reiche, mühsame Compilation über diesen Gegenstand suchen. Den Zweck möchte übrigens der Verf. sehr verfehlen, wenn er durch die, der Verbindung somatischer Krankheiten mit psychischen, geschenkte Sorgfalt, etwa zu dem einseitigen Urtheil die Leser verleiten wollte, dafs die Ursachen des Wahnsinns durchaus im Körper zu suchen seyen. Es wäre leicht durchzuführen, dafs keine einzige, aber auch nicht eine einzige der körperlichen Complicationen nothwendig den Wahnsinn erheischt, sondern alle da seyn können, ohne dafs Wahnsinn da ist, alle fehlen können, ohne dafs Wahnsinn fehlt. Den Wirrwarr der Meinungen über die Ursachen desselben kann nur heben der Begriff der Seele, und die in ihm wurzelnde und aus ihm sich entfaltende psychiatrische Physiologie und Pathologie, welche die Einheit der Wechselbeziehungen der Psyche und ihrer Erscheinungen im gesunden und kranken Zustande, zu dem Organismus und seinen Organen und Funktionen im gesunden und kranken Zustande darthun sollen.

Im 5ten §. (129—149) findet sich die Diagnostik des psychischen Erkrankens nach Alter und Geschlecht.

Den Wahnsinn bei Kindern betreffend, so mufs man dem Verf. sehr dankbar seyn, wegen der von Niemand so vollständig gegebenen Zusammenstellung hiehergehöriger Beobachtungen. Nicht gedacht ist einer wichtigen Stelle in Pinel's bekanntem Werke, 2te Ausgabe §. 333., wo er sagt: dafs nach seinen Beobachtungen die „*Manie*" sich bei dem männlichen Geschlecht nicht vor der Pubertät gezeigt hat, dagegen sey sie beim weiblichen Geschlecht im Jahr 11 neunmal, und eilfmal im Jahr 12 vor der Epoche der Pubertät eingetreten. Er frägt: *Seroit il donc vrai, que le développement de la raison comme ses égaremens est plus précoce pour la femme que pour l'homme?* — — Ob in frühern Zeiten der Wahnsinn im Kindesalter höchst selten oder gar nicht vorgekommen? Fast scheint es so nach dem, was wir von den Alten wissen; denn dafs sie es nicht angemerkt, läfst sich von ihrer Sorglichkeit im Beschreiben nicht erwarten. Der gelehrte Greding erwähnt keines Beispiels aus den Alten, und Perfect sagt ausdrücklich in dem vom Verf. citirten: er erinnere sich nicht, dafs von irgend einem Schriftsteller ein Fall angeführt wäre, wo die Krankheit schon im Alter von 11 Jahren so bestimmt und deutlich eingetreten sey. Gewifs ist, dafs in den neusten Zeiten die Zahl wahnsinniger Kinder zunimmt. — Aufserdem spricht der Verf. in diesem §, von dem psychischen Erkranken in den Entwickelungsjahren, auch von dem „Brandstiftungstrieb" mit Hinzufügung seiner eigenen Ansichten über die Ursachen desselben.

Der 6te § endlich ist überschrieben: Diagnostik des Wesens der Seelenkrankheiten.

Da der Verf. in den 5 frühern § sich vorzugsweise mit Lust in der Bearbeitung der organischen Bedingungen des Wahnsinns bewegt hat, so war das hier ausgesprochene Resultat vorwegzubestimmen: nämlich, dafs die nächste Ursache der Seelenkrankheiten immer nur in der Leibesseite des Organismus zu suchen sey (152). Es ist allerdings unläugbar, dafs die Zahl der Beobachtungen, welche für die Meinung der rein materiellen Ursachen des Wahnsinns sprechen, unglaublich die Zahl der psychischen überwiegt; allein warum? — Darum, weil Jahrtausende hindurch die einseitig materiellen Systeme in der Geschichte herrschen mufsten, in allen nur möglichen Formen, und weil die Lehre vom Wahnsinn, wie das historische Studium zeigt, sich stets dem herrschenden System als Appendix anschlofs. Seit dem grofsen Wendepunct der neusten Geschichte der Medicin, seit dem revolutionären Brown, welcher sich von den verjährten, abgenutzten, starrmaterialistischen Ansichten gewaltsam losrifs, seit den aus ihm sich entwickelnden Theorien der Erregung und Lebenskraft ist freilich vielfach mehr und mehr das psychische Moment

Digitized by Google

bei Wahnsinnigen benutzt; allein die sehr beschäfftigten, stimmführenden Praktiker in diesen Krankheiten, durch ihren Beruf halb schuldlos halb selbstverschuldet verstrickt in die Gewohnheit, nur dem Sichtbaren, Materiellen nachzuspüren, machten es gerade so bei ihren Untersuchungen über die Ursachen des Wahnsinns, und daher ist mit dem Begriff des Beobachters so häufig der des Materialisten identisch. So ergiebt sich ganz natürlich der Reichthum der auf die materielle Natur des Wahnsinns sich beziehenden Beobachtungen, allein keineswegs der Beweis, dafs das Wahre über das Wesen des Wahnsinns in ihnen verborgen sey, wohl aber, dafs vorzugsweise die Art dieser Beobachtungen möglich war, und Zeit und Aerzte vielfach unfähig, das Psychische zu würdigen, weil weder der Geist der Zeit noch der Herren eigener Geist jenseit seines Gesichtskreises sehen kann. — Abgesehen von diesen geschichtlichen Gründen, liegt der Grund des sich Bestimmens für körperliche Ursachen, in der Dunkelheit und dem Wirrwarr der Begriffe von Seele und ihren Unterschieden von Leben und Geist. Alles dreies wird nach Belieben untereinander gemengt. Beim Verf. selbst sieht man sich auch vergebens nach reiner Sonderung um, es scheinen ihm identisch Seele und Geist, und wiederum ist ihm die Psyche nichts als die durch das Cerebralsystem in ihrer höchsten (?) ideelsten (?) Bedeutung thätig erscheinende organische Lebenskraft. — Die Psyche des Menschen ist nicht Geist, nicht organische Lebenskraft, sondern ein drittes Mittelreich an und für sich. Sie ist die unmittelbare Einheit beider, aber ein drittes, von beiden verschiedenes, gleichsam chemisch gemischtes Product. Was vom Allgemeinen gilt, gilt auch von allen einzelnen Erscheinungen und Ausstrahlungen der Seele in ihren Sphären von Gesundheit und Krankheit. In allen wirkt die Einheit beider Momente und bewirkt ein drittes, Eigenthümliches, eben das Psychische in seiner Besonderheit. Die Berücksichtigung der organischen Bedingungen des Wahnsinns ist daher unschätzbar, ein wesentliches Moment zum Begreifen der Psyche und ihrer Krankheiten; allein einzig berücksichtigt, ein unhaltbares, vergängliches, eben weil es dann herausgerissen ist aus dem ganzen Element, worin es nur sein lebendiges wahres Seyn finden konnte. Die Psyche ist der Ausgangs- und Endpunct, der Mittelpunct der Psychiatrie und des Wahnsinns, dessen Begriff, ohne eine intellectuelle Einsicht in das Wesen der Psyche zu haben, gar nicht gegeben werden sollte was denn der Verf. auch gänzlich unterlassen hat.

H. Damerow.

Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich 1828. *Zwei Hälften.*

(Fortsetzung.)

II. Die Rechtssprache. Von ihr, insofern sie ihrer Form nach poetisch ist, war schon die Rede. Hier haben wir es nur mit den Bemühungen des Verfs. um die Sammlung, vornehmlich aber um die etymologische Deutung der Rechtskunstwörter zu thun. Was die erstere betrifft, so ist die gegebene Terminologie bei allem Reichthum freilich noch einer bedeutenden Vermehrung fähig. Doch erscheint es uns zweifelhaft, ob überhaupt der Verf. es auf eine Vollständigkeit derselben angelegt und nicht vielmehr früher Gelieferteſs blofs habe ergänzen wollen, wenn wir ziemlich gangbare Ausdrücke vermissen, wie etwa S. 479. „erven" in der mittelalterlichen Bedeutung für „vererben, zum Erben machen"; S. 395. „Pröven" (von *praebenda*) für die Vergütigung an Frohnende; S. 618. Name und Erklärung von „Weddeschatt" (nordisch *vaeth skötning*, also etwa *scotatum vadii causa*); S. 855. „Sakewolde" in seinen mannigfachen, schon bei Haltaus angegebenen Bedeutungen für Kläger, Beklagter, Hauptparthei u. s. w. Bemerkenswerth ist, dafs der Ssp. durchaus kein Wort für „Beklagter" kennt, sondern umschreibt: „*up den de klage geit*"; der Richtsteig hat schon *antwerder*, eine Interlinearglosse des Ssp. „*lyder*". Zu 747 möchte anzuführen seyn, wie aus „*ring*, *hring*" (Gerichtsversammlung) das italienische *arringo*, *arengo* geflossen, wovon weiter *arrengare* und das franz. *haranguer*.

Wichtiger ist die philologische Betrachtung des Gegebenen. Der Verf. ist ihr so wenig ausgewichen, dafs er gefürchtet, sie zu viel angebracht zu haben, wenn sie nicht unerläfslich geschienen „je höher man ins Alterthum hinaufsteigt, wo noch alle Formen eine stärkere, sinnlichere Bedeutung tragen, wo die Masse der Wörter noch weicher ist". (Vorr. XII.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich 1828. *Zwei Hälften.*

(Fortsetzung.)

Was nun in dieser Beziehung von dem Gründer der Deutschen Sprachgeschichte erwartet werden durfte, scheint uns vollkommen erfüllt. Fassen wir das für diese Seite geleistete, gänzlich in den einzelnen Materien zerstreute, zusammen, so ergiebt sich gleichfalls ein alles Frühere an Umfang Ueberwiegendes, an Inhalt neu Gestaltendes. Es trifft dies nicht allein die zahlreichen für einzelne Formen gegebenen Erklärungen, die theils den dunkeln Sinn enthüllen, theils den schon bekannteren sprachlich feststellen; ein gleiches, ja ein höheres Verdienst liegt in dem für die ganze etymologische Methode aufgestellten Vorbilde. Dieselbe freilich wie in der Deutschen Grammatik, aber veranschaulicht in der Anwendung auf den Juristen geläufige und wichtige Formen und Begriffe, vermag sie hier entschiedener jenem Dilettantismus entgegenzuwirken, der auf dem verschiedensten Boden mit gleicher Sicherheit aufzutreten, und je schwächer seine Mittel, desto weniger in seinen Ableitungen Gränze und Abstufungen zu beachten pflegt. Wie viel ist vom Verf. zu lernen, wenn er ein Gebiet für uns einfacher unzerlegbarer Wurzeln anerkennt und weise vermeidet, wenn er auf dem zugänglichen Felde, mit Beherrschung eines aufserordentlichen Formenschatzes, mit gewandter und stets besonnener Handhabung der Regeln, von dem Falle wo er sichre Wege zu finden weifs, in vielfachen Schattirungen bis zu dem hinabsteigt, in welchem ein vorsichtiges und kühnes Spähen nach allen Seiten ihm nur leise und unterbrochne Spuren verräth. Auch die Milde ist zu erwähnen, mit der er bei einer unendlichen Ueberlegenheit über die Vorgänger ihre Versehen berichtigt; kaum dafs die Deutungen, welche der *reippus* der *lex Salica* früherhin erfahren müssen, ihm einmal die Bezeichnung „heillos" abdringen (425). Geben wir der Hoffnung Raum, dafs aus einer genaueren Beschäftigung mit diesem Werke hier ein Verzichtleisten auf das Etymologisiren, dort ein tieferes Studium der Deutschen Sprachgeschichte, jedenfalls ein umsichtigeres Auftreten der Juristen in diesem Fache hervorgehn werde.

Die Leistungen des Verfs. für das Besondre der Rechtssprache sind nun in einigen Beziehungen anzugeben, wobei ein Erschöpfen der Beläge um so weniger nöthig ist, als ein eignes dankenswerthes Register (967 — 970) etwa 600 mehr oder minder erläuterte Worte aufführt. — Die Erklärung der Malbergischen Glosse, obgleich der Verf. sich an sie, als durchaus entstellte, versetzte, zerrüttete Formen enthaltend, zu wagen Scheu trägt, erhält doch einige Beiträge; S. 303 z. B. wird das *L. Sal. t.* 38 so oft vorkommende *theu* mit *servus* übersetzt. — In den alten Volksrechten werden hie und da Lesarten berichtigt, eine in diesem Felde nicht häufige Erscheinung, z. B. 908 wird das anstöfsige *urtella* der *Lex Bajuvar.* in *urteila* verwandelt; s. auch 498, 652 unter 6, und 898. Der Vorschlag jedoch, im Ssp. III. 69. *to den benken geboren* in *gekoren* zu ändern, ist nicht anzunehmen, da die Schöffen des Ssps. in der That geborne, Erbschöffen sind (III. 26 §. 3.)

Von den zahlreichen Bestreitungen früherer Etymologieen und Deutungen geben wir als Proben zunächst solche, welche die Meinungen neuerer und nahmhafterer Forscher treffen. S. 755 stellt Eichhorns Ableitung des „Schultheifsen" von einem *scullen, jubere*, die auch früher angenommene von „Schuld" und „Heischen" wieder entgegen; 291 berichtigt Savigny in der Worterklärung des *arimannus* und *rachinburgus*; 504 behauptet gegen Möser und Eichhorn mit den Aeltern, dafs *erfexen* „Erbäxte" nicht „Erbechten" zu deuten; 294 thut Hüllmanns Zerlegung des *biderman* in *bid erbman* als unhaltbar dar; 396 tadelt Rogges Zusammenstellung des *vargangus* mit *vargus* und *arg*;

Digitized by Google

474 weist gegen Dreyer das bekannte *torfacht* als ein von *torf* mit *icht*, *acht* abgeleitetes Adjectiv nach; 681 substituirt bei *harmiscara* die Ableitung von *harm* (Strafe) und *scara* (Zugetheiltes) der des Haltaus von Haar und scheeren; 314 hält gegen Möser und Wigand doch dafür, dafs die *biergelden* des Ssp. ihren Namen von einer Abgabe an Bier tragen; 318 nimmt *scaram facere*, das Eichhorn Rechtsgesch. §. 193 Note g in einer wichtigen Beziehung mit „Kriegsdienste leisten" erklärt, für ein gewöhnliches Scharwerken.

Aufserdem zeichnen wir als neu und belehrend noch Folgendes aus. Aus der *lex Salica* wird die berühmte *chrenecruda* in einer reich belegten Ausführung als „reines Kraut" (111), der eben so nahmhafte *reippus* als „Reif" erklärt (425); 847 zeigt dafs die *sunnis* (Ehehaften) nicht in *sumis* zu verwandeln und mit Säumnifs zusammenzubringen sey, und 817 führt *solsadium*, das man wohl für ein Bastardwort hielt, weil man *sol* als germanische Form für Sonne nicht kannte, auf das nordische *solsetr* (Sonnenuntergang, engl. *sunset*) zurück. Vom „Grafen" wird 753 eine neue Ableitung von *râvo* Dach, *girâvo* Geselle, die also wieder auf den Begriff des *comes* und des von Phillips vorgeschlagnen *gefera* (Gefährte) hinführt, jedoch als eine „gewagte" aufgestellt. S. 230 bezweifelt die sonst wohl übliche Herleitung des „Königs" (*kuning*) von *kuni* Geschlecht, und giebt ein verlornes *kuns*, das Masculinum der nordischen *kona* oder der angels. *cven* (engl. *queen*) als Wurzel an. Wir machen noch aufmerksam auf das 818 für Dienstag, 536 für *mansus absus*, 655 für *delatura*, 655 für *adrhamire*, 466 für *gerhab*, 467 für *sippe* beigebrachte.

Wie schon in der Gramm. II. 471, wird hier mehrmals (138, 403, 411, 447, 465) *mundium* von *munt*, *manus*, nicht von *munds*, *os* abgeleitet, und dadurch die beliebte Vorstellung, dafs *mundium* eine zunächst auf Vertretung durch die Rede begründete Gewalt bezeichne, zerstört. Wir wagen dieser Etymologie nicht zu widersprechen, da nicht nur der Laut, sondern in den mehrsten Fällen auch der Begriff von *mundium* und seinen *derivativis* besser zu ihr stimmt; während freilich andre Fälle, wie „Vormund" für Vorsprecher im Gericht, *mundeling* für den durch ihn Vertretenen (Richtsteig c. 4) jener gewöhnlichen günstiger wären.

Einen besondern Dank darf der Verf. für seine Erläuterungen der Gewere (556, 602) in Anspruch nehmen. Die Mannigfaltigkeit der Begriffe, die diese Form in sich schliefst, war bekannt, doch da die Rechtsquellen keinen Lautunterschied andeuteten, schien ein Zusammenhang auch der verschiedenen Begriffe, ein Zurückführen aller auf den gemeinschaftlichen etwa des Schutzes nicht unmöglich, ja geboten. Der Verf. hat nun, besonders mit Hülfe der Dichter und ihres Gebrauchs des Reims, nachgewiesen, dafs drei verschiedene Stämme zu scheiden: 1) *wern*, *prohibere* (Goth. *varjan*), davon *were* Vertheidigungsmittel, 2) *wern*, *vestire* (G. *vasjan*), davon *were* Besitz, 3) *wërn*, *praestare* (G. etwa *vairan*), wovon *wëre*, Gewähr. Somit hat nun die logische Trennung eine bestimmte Rechtfertigung und bei ihrem Weitergehn einen willkommnen Stützpunkt gewonnen. Uebrigens ist die Verwandlung des *e* in *a*, die der Verf. 603 Note ** auf die romanischen Sprachen und auf den dritten Stamm (*garant*, *warrant*) zu beschränken scheint, doch auch Deutsch und allgemeines, *lenware* z. B. ist aufser Laudemium auch Lehnsbesitz und Lehnsgewähr, s. Haltaus u. vergl. beim Verf. 141, 505, 556.

Bei Gelegenheit der 316 bemerkten Zusammenziehung des niedersächsischen *landsete* (Landsafse) in *lanste*, *holtseten* (Holzsafsen) in *holsten* (woraus so wunderlich „Holsteiner" geworden), mag für diejenigen, welche bei den Sachsen noch an Sassen, Insassen denken, daran erinnert werden, dafs dieses Volk eben auch niedersächsisch „Sassen, Saxen" heifst, und nicht „Saten, Seten," wie jene Deutung erfordern würde. — Zu bedauern ist, dafs die Ausschliefsung des Lehnrechts dem Verf. die Gelegenheit genommen, sich über *feudum* zu äufsern, und hier zu entscheiden, ob es sich aus *feoh*, *fee* durch blofse Ableitung entwickelt habe, wofür die in Frankreich üblichen Formen *feum*, *fevum*, *fedum*, *fegum* sprechen, oder ob es aus *fe* und *od* zusammengesetzt sey. Die Herleitung von *fides*, welche Eichhorn nach Grupen mit den Leitersprossen *fides*, *fideles*, *feaux*, *feodum* aufstellt, scheint uns durchaus unhaltbar.

Eine Reihe von Wörtern hat sich dem gelehrten Scharfsinn des Verfs. noch nicht gefangen geben wollen. Unerklärt ist noch, wie der Fraueneid *nastahit* in der *lex Alem.* (906) wie der westgothische *thiuphad* (754), der bekannte Hülferuf *to iodute* (877) *), wie

*) Der Verf. sagt: „*to iodute* würde hochdeutsch *ze iotuze*

lotheigen (494), das übrigens in der Form „ludeigen" noch jetzt in Baiern vorkommt, abzuleiten sey. Für das seltsame, gewöhnlich mit Zwitter gegebene, ἅπαξ des Ssp. „*altvil*" werden (409) nur Vermuthungen gewagt *). Bei dem gleichfalls nicht aufgelösten longobardischen und bairischen *aldio* (309) wäre an das *halt* in *ekehalt* Dienstbote (Frisch, Westenrieder) das noch in Baiern gebräuchlich, zu erinnern. — Die übliche Deutung des bei Uebergaben so häufigen Symbols *andelang* mit „Handlangen" wird in einer ausführlichen Darstellung 196 — 199 widerlegt, doch ohne dafs eine andre sichere dafür gewonnen würde. Eine eben so ausgedehnte aber fruchtbarere Untersuchung liefern S. 305 — 310 über die in den D. Bauern- und Ministerialenverhältnissen so wichtigen *liti*, *lazzi*, *laten*, denen der Verf. noch die *laeti* der Byzantiner zugesellt. Das Resultat ist, dafs allen diesen Formen *laz* d. i. *piger*, lafs, zum Grunde liege. Rücksichtlich der *lazzi* und *laten* finden wir diese neue Ableitung annehmlicher, als die sonst wohl gewöhnliche vom Zeitwort „lassen;" für den *litus*, dessen Begriffsidentität mit *late* selbst noch sehr zweifelhaft, scheint sie uns besonders dem Laute nach nicht gerechtfertigt. Jedenfalls ist die Untersuchung noch nicht für abgeschlossen zu halten. Bei ihrer Fortsetzung möchte auch darauf zu achten seyn, dafs *litus*, *lito* nur in lateinischen Quellen, ein *lit* in deutschen, so viel wir wissen, nicht vorkommt.

In der Lehre vom Eigenthum ist uns auffallend gewesen, dafs der Verf. (491) Eigen gleich *dominium* nimmt, und dieses in liegendes für unbewegliches (492) und fahrendes für bewegliches Gut (564) theilt. Diesem Sprachgebrauch, der bekanntlich nicht dem gegenwärtigen Recht angehört, stellen wir für das mittelalterliche folgende Sätze entgegen. Es ist 1) festzuhalten, dafs Eigen nur unbewegliches Gut bezeichnet, und der fahrenden Habe gegenübersteht, nicht nur in den Rechtsquellen, sondern auch bei Dichtern (Walther 60, 35). Wir wüfsten weder im Deutschen noch im Skandinavischen Recht eine Stelle, in der bestimmt auch die fahrende Habe darunter begriffen wäre. 2) Die Rechtsbücher legen die Bezeichnung des Rechts, zu welchem ein Grundstück besessen wird, in den Namen des Gegenstandes selbst. In dieser Beziehung ist Eigen das ohne Beschränkung überlassene, zu vollem Recht besessene Grundstück, und steht so dem Lehn, der Leibzucht, den Hubgütern u. s. w. gegenüber (Ssp. III. 76. §. 3.: *wedewe, de egen, len, liftucht oder tinsgut hevet* 1. 29. *egen unde huven*;) Während man also im ersten Sinne sagen kann: an Eigen ist rechte Leibzucht der Frauen (III. 75. §. 1.), heifst es in diesem: kein Weib mag ihre Leibzucht behalten zu Eigen (I, 32). In Phrasen wie die letztern, noch mehr in solchen wie: Eigen an etwas verlieren, behaupten, gezeugen (1. 32, II. 44. §. 3, 1. 62, §. 6) fliefst der Begriff von dem Gegenstande schon auf das Recht hinüber; man darf übersetzen: zu Eigensrecht behalten u. s. w. 3) Was bewegliches Gut betrifft, so giebt es keinen allgemein durchgehenden Ausdruck, der auch hier sogleich die Qualität des Besitzes entschiede. Doch wird in dem Satz vieler Handschriften des Ssp. 1. 15. §. 1. „*mach he sin varende gut daran getügen, oder sin erve gut*" mit *varende gut* solche Habe bezeichnet, die *a*) gewonnen, nicht ererbt *) *b*) zu vollem Recht, nicht blofs als geliehene, verpfändete, deponirte empfangen ist. 4) Es fehlt den Rechtsbüchern an technischen allgemeinen auf Eigen und fahrende Habe zugleich bezüglichen Ausdrücken, sey es nun, dafs das volle Recht an ihnen, oder sie als zu solchem besessen, oder der Berechtigte bezeichnet werden soll. Bei der Grundverschiedenheit der rechtlichen Verhältnisse unbeweglicher und beweglicher Güter ist das Interesse einer solchen Abstraction nicht vorhanden. So weifs der Ssp. den Eigenthümer nur unbestimmt und allgemein zu umschreiben: „der, dem das Gut zugehört, der da Recht zu hat (II. 37. §. 1, III. 43. §. 2, 67). 5) In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. findet sich „Eigenschaft" (Augsb. Stat. v. 1276, Freyberg Rechtsalt. S.

zietus lauten; wie wenn *tiodut* dem hochd. *zeter* nahe läge und beide blofs verschiedene Ableitungen (— *ut*, — *er*) hätten." Es ist uns angenehm, diese Vermuthung durch die Form *zcuyothir* (— *er*) aus einer obers. Handschr. des Richtsteigs v. 1473 vollkommen bestätigen zu können.

*) Für eine solche giebt Rec. auch nur seine Ansicht, dafs *al* und *tvil* zu trennen, und letzteres als eine der zahlreichen Ableitungen von zwei, niedersächsisch *tve*, *tvi* (wie *tvies*, *twyen*, *tweel* u. s. w.) zu betrachten seyn möchte.

*) Wie hier das *varende gut* von dem *erve gut* getrennt wird, kommt bekanntlich auch bei Grundstücken zuweilen noch eine weitere Scheidung zwischen *eigen* als gewonnenem Gute und *erve* vor s. u. a. Haltaus, und so kann denn *erve* auch allerdings das gesammte ererbte Vermögen bezeichnen.

Digitized by Google

95), seit dem Anfange etwa des 14. Jahrh. auch „Eigenthum." Doch schwerlich möchten diese Worte vor der vollendeten Herrschaft des fremden Rechts den allgemeinen Begriff von *dominium*, *proprietas* erreicht haben; vielmehr folgten sie wohl bis dahin den, durch obige Gegensätze bedingten und beschränkten Bedeutungen von „Eigen". Das Augsb. Recht und die ersten Urkunden in denen *egendom* angeführt wird *), zeigen nur, dafs man in der Anwendung des Wortes so weit ging, als nöthig war, um den Gegensatz der Lehnseigenschaft auszudrücken, die sich freilich auch auf Gerechtsame, aber doch nicht auf bewegliche Habe erstreckte. — Im 16ten Jahrh. gilt nun Eigenthum, Eigenschaft, auch Eigen (s. Wehner *s. h. v.*) bestimmt für *dominium*, von welchen Formen die beiden letzteren bekanntlich der ersteren allmählig gewichen. Die besondre Beziehung auf Grundstücke zeigt sich noch in der Weise, wie wir „Eigenthümer" gebrauchen. 6) Wie nach obigem fahrendes Eigen gar nicht gesagt werden kann, so dürfte auch wohl liegendes Eigen als Gegensatz des beweglichen Guts ungebräuchlich seyn; man sagt entweder liegende und fahrende Habe, oder das Eigen wird auch weiter eingetheilt in liegendes und stehendes, (Westphalen IV. 3254, 3234: *fahrende gut*, *liggende gründe unde stahnde stöcke*, vgl. Rügian. Landgebr. 74.).

III. Rechtssystem. Von der Angabe der Formeln, der Symbole hätte sich die Betrachtung des Ausgedrückten, des Bezeichneten selbst, von der Sammlung der Terminologie und der etymologischen Untersuchung ein Eingehn auf das Dogma nur durch künstliche Begränzung trennen lassen. Davon fern hat der Verf., reichlich vergeltend, was etwa die Juristen früher für Rechtspoesie und Sprache geleistet, weite Züge in deren eigentliches Gebiet, in das der Rechtsbegriffe gethan. Auf dieses Gebiet ist er freilich mit anderem Sinne und von einer andern Seite gelangt, als diejenigen, welche sich vom Fache nennen. Herr Grimm sammelte, aus einer ungemeinen Zahl von Denkmalen, wie wir annehmen dürfen, nicht sowohl mit dem Rechtssystem vor Augen, und in der Gewohnheit stets für dieses zusammenzuknüpfen, zu sondern, zu abstrahiren und analysiren, als mit der vorwiegenden Richtung, auch in den eigentlichen Rechtsquellen, Poesie, Sprache und Sitten des Volkes zu erkennen. Den reichen hieraus erwachsenen Schatz von Rechtssätzen giebt er uns in einer leichten Anordnung, begleitet von mehr oder minder ausgeführten Erörterungen. Das früher Geleistete ist freilich berücksichtigt, aber nur, um es zu berichtigen, zu bestätigen, darauf zu verweisen oder weiter zu bauen, nicht um es in seiner Breite aufzunehmen, und das Eigne, Selbsterworbne dadurch zu einem Vollständigen, gleichartig Ausgeführten abzurunden. Wir haben also weder an gröfsern und kleinern Lücken des Systems, noch an einer Behandlung Anstofs zu nehmen, die von vereinzelten Andeutungen und blofsen terminologischen Angaben bis zur vielseitigsten Betrachtung der Materien abweicht; eine Ungleichartigkeit, die noch dazu, wie wir zu unserm Bedauern hören, zum Theil in einer absichtlichen Zurückhaltung, um nicht das Ganze zu sehr anzuschwellen, ihren Grund hat, (Vorr. XIII.)

Diesem ungebundneren Verfahren entspricht auch, dafs der Darstellung eine Periodisirung und eine Trennung nach Ländern und Stämmen, wenn sie gleich im Einzelnen vorkommt, doch als eine durchgehende fremd ist. Isländisches und Tyrolisches darf neben einander stehn, „Stellen aus Tacitus und aus Weisthümern, die vielleicht erst vor 100 Jahren aufgeschrieben worden, beweisen in einem Athem" (Vorr. VIII.). Wir sind weit entfernt eine andre Behandlung zu wünschen, nur Zusammenstellungen, wie diese sie möglich macht, vermögen so sicher und auf einen Schlag die überraschende Verbreitung und Dauer gewisser Sätze zu zeigen; doch wie es überhaupt in der Richtung des Verfs. liegen mufs, mehr die Wortformen, in der der Juristen, mehr die Rechtsbegriffe zu spalten und auseinanderzuhalten, so scheint jene unbeschränkte Weite des Gebiets zuweilen ein gewisses Verfliefsen der Institute begünstigt zu haben.

*) *Westphalen Mon. II. c. 84. d. a. 1322.: contulimus plenam proprietatem, quae vulgariter dicitur Eghendom super viginti marcarum redditus.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm. Göttingen bei Dieterich 1828. *Zwei Hälften.*

(Schlufs.)

Hieher möchten wir rechnen, wenn in der Lehre von der Benehmung des Landrechts (728 ff.) die in den Rechtsbüchern so bestimmt geschiedenen Institute der Rechtslosigkeit und Friedlosigkeit (Zustand des Verfesteten) vermischt, wenn 855 Klage und Rüge nicht bestimmt getrennt werden, wenn 787 ff. die doppelte Weise der Urtheilfindung durch Berathung aufserhalb des Gerichts (z. B. Richtsteig c. 50) und durch Abstimmung innerhalb desselben (Richtsteig 48, Ssp. II. 12. §. 7, s. S. 864), so wie 865 der Fall des Scheltens eines Urtheils von dem der verweigerten Zustimmung (*vulbort*) zu dem gefundenen nicht unterschieden ist, auch wenn S. 624. der durch das ganze germanische Recht schlagende, aber im nordischen am bestimmtesten ausgesprochne, Gegensatz der Verletzungen mit oder ohne Willen (*med vilja eller vådа*) nicht klar hervortritt.

Einigermaafsen dürften auch die Betrachtungen des Verfs. über die Geschwornen zu denen gehören, die eine juristische Schärfe vermissen liefsen. Nach einer sehr lehrreichen Zusammenstellung des baierischen *judex*, des fränkischen *sachibaro* und des frisischen *asega* (780—85) berührt er den vielbesprochnen Ursprung jenes Instituts, und theilt Ansichten mit, die aus einer allgemeinen Vergleichung der Schöffen, Zeugen, Eideshelfer mit der neuern englischen Jury hervorgehen. Zu gleicher Zeit ist diese Frage bekanntlich der Gegenstand genauerer geschichtlicher Entwickelungen geworden, für England von Biener und Phillips, für Dänemark von Larsen, (dessen Aufsatz Paulsen in der Ztschr. für die R. W. des Auslandes I. 476 im Auszug mittheilt). Doch springen die Resultate weit auseinander. Biener entwickelt die Jury aus den Zeugen, Phillips läfst sie aus einer Vereinigung der Urtheiler und Eidhelfer entstehn, Larsen knüpft die skandinavische *nefnd* an letztere allein an. Wenn Rec. was die Jury betrifft, Bieners Ansicht den Vorzug giebt, so ist es auch darum, weil die erste Formation, in der wir in England die Geschwornen bestimmt erkennen, die *Assisa* nemlich der 12 *vicinorum* in Eigenthums und Besitzstreitigkeiten (Biener Inquis. Proz. 256 ff.) sich unmittelbar auch an das Deutsche Zeugenwesen anschliefsen läfst. Das Wesentliche nemlich der *Assisa* und dann auch der *Jurata* scheint uns darin zu liegen, dafs ihr *veredictum* einestheils nicht ein einseitiges Beweismittel einer Parthey, sondern ein für beide gemeinschaftliches ist, und somit ein gewisses richterliches Element enthält, dafs ihm aber anderntheils das Urtheil selbst noch folgen mufs. Ein solches Verdict ist gleich verschieden von dem Ausspruch der Schöffen, oder dem Urtheil, von dem der Eidhelfer, oder der Betheurung, der Haupteid sey rein und nicht mein, endlich auch von der Aussage der von der Parthey mitgebrachten Zeugen, die Thatsache, die diese behaupte, sey wahr; wohl aber finden wir es in dem Zeugnifs derjenigen *testes*, die in Besitz und Eigenthumssachen zugezogen werden Wir führen nur zwei Stellen an. 1) Urk. v. J. 814 bei Kindlinger, Hörigkeit No. 1. a. *hi (testes) juraverunt, et per judicium testificaverunt, quod ecclesia — de captura — legitimas investituras habuisset, nec Gunthramo — ulla exinde competeret justicia, sed de jure esset ecclesie. Hinc scabini, tale testimonium in veritate perpendentes, unanimiter judicaverunt, quod prefata ecclesia etc.* Also zuerst ein Zeugnifs, welches nach beiden Seiten hin entscheidet, dann ein ihm entsprechendes Urtheil. 2) Der 500 Jahre spätere Richtsteig giebt c. 26 a. E. bei einem Streite über die Gewere eines Gutes, in Folge der Vorschrift des Ssp. III. 22. §. 1. über Zeugnifs der Nachbaren, dem Kläger diese Regel: frage, ob ihr dessen zu Recht nicht sollt auf die Umgesess-

Digitized by Google

nen gehn, die", wie einige Handschr. noch hinzufügen „euch entrichten wer besser Recht dazu habe." Auch in diesen Nachbarzeugen, deren mehrste Stimmen entscheiden, sind jene Elemente einer *assisa* vollständig gegeben, es fehlt nur die Bestimmung, dafs der Sieger wenigstens 12 Stimmen für sich haben mufs, und das Recusationsrecht der Partheyen.

Der Verf. ist keiner dieser Ansichten ganz fremd. Er nimmt freilich insbesondre einen unverkennbaren Zusammenhang der altdeutschen Urtheiler mit dem Geschwornengericht an (785), aber behauptet zugleich ein vielfaches Ineinanderfliefsen der Urtheiler, Zeugen und Eideshelfer, namentlich der beiden erstern. Er wiederholt nemlich (858) ohne Einschränkung Rogges Satz „dafs das abgelegte Zeugnifs die Sache entschied, ohne dafs vom Gericht noch ein Urtheil gefunden zu werden brauchte," ein Satz, den aufser der obigen Urkunde noch viele andre widerlegen (s. Buchner altd. Ger. Vf. 291 ff.). Lag gleich in dem Ausspruch der Zeugen oft nicht nur die faktische, sondern auch schon die Rechtswahrheit, wie in obigem Fall und auch häufig in den Verdicten der Jury (Biener 303), so bedurfte es doch noch eines Urtheils, theils der Form halber, theils auch um die letzte rechtliche Folge z. B. das Herausgeben der angesprochnen Sache, die Verurtheilung des ungerecht Klagenden in Bufse und Gewette festzustellen.

Nach dieser ganzen Anlage ist wohl die Stellung der Juristen zu gegenwärtigem Bestandtheil des Werkes eine andre als zu den frühern. Ist der Verf. ihnen für die poetische und sprachliche Seite des Rechts unbedenklich Basis, Muster und Führer, so giebt er für das Rechtssystem vielmehr Beiträge zur Bereicherung des Grundstocks, der ihnen aus andern rechtsgeschichtlichen Werken und dem Ertrage eigner Studien erwächst. Wobei jedoch zu bekennen, dafs diese Beiträge an Zahl und Inhalt so glänzend sind, wie sie früher nie aus einer Hand geboten worden, und dafs sich im Einzelnen nicht selten das Verhältnifs umkehrt, dafs das Interesse des Verfs. für einige Institute und die Benutzung neuer Quellen ihn auch hier die Männer vom Fache haben übermeistern lassen.

Unter den weiter ausgeführten Materien, die dazu die Beläge liefern, möchte die Darstellung der Marken 494—531, deren rechtliche Verhältnisse, besonders aus Weisthümern nach allen Richtungen hin erörtert werden, den ersten Platz einnehmen. Auch der Abschnitt von den Zinsen *), und in diesen besonders die Lehre vom Besthaupt, 364—374, dann die Darstellung des Heergewette und der Gerade 566—586 enthalten nebst ausgewählten Stellen aus der Ueberzahl der sich darbietenden, vortreffliche Betrachtungen über Ursprung und Grundgedanken dieser Institute. Die Untersuchungen, welche einzelne Rechtsgebräuche als gewissen Deutschen Stämmen ausschliefslich angehörend nachweisen (128, 141, 145, 426, 558), sind höchst willkommne Beiträge zur Lösung der schwierigen Frage, wie weit ein Gegensatz des sächsischen, fränkischen, schwäbischen Rechts u. s. w. dem Umfange und der Dauer nach lebendig war. Aus den aufsergermanischen Rechten haben die Gottesurtheile mannigfache Beleuchtung erhalten (931 ff.); andre Institute sind durch die Verbindung griechischer und römischer Quellen mit zerstreuten Stellen der germanischen, aus fast völligem Dunkel ans Licht gefördert, z. B. die Aussetzung der Kinder 455, das Recht der Fürsten zu Ehegeboten 436. Ueberhaupt hat die vergleichende Herbeiziehung aufsergermanischer Gebräuche und Formeln, für wie gefährlich sie sonst geachtet werden mag, von der Besonnenheit und den Kenntnissen des Verfs. geleitet, die geschichtliche Ansicht gar vieler Punkte in der anziehendsten Weise erweitert. Die wichtigern Fälle eines auffallenden Zusammenstimmens jenes Fremden mit dem Einheimischen hat der Verf. selbst Vorr. XIII. XIV. aufgezählt. Es darf nicht unbemerkt bleiben, dafs er die Zusammenstellung auch deshalb unternommen, um die Anhänger des classischen Alterthums gegen die, nicht verhehlte, Rohheit mancher altdeutscher Gebräuche durch die Nachweisung einer ganz gleichen in jenem, duldsamer zu machen. — Unter so Vielem das noch näherer Auszeichnung werth wäre, übergehn wir auch manche erfolgreiche Benutzung des nordischen Rechts, weil grade hier die vorschreitende Eröffnung der Quellen die rechte Ausbeute erst wird gewinnen lassen.

*) Wir finden nicht darunter das Fersengeld, das in Westphalen und in der Mark eine auf Rinder bezügliche Abgabe zu bezeichnen scheint. Wie sind aber im folgenden Satz Ssp. III. 73. §. 3.: *latet sie ok ire man* (d. i. verlassen sie, die Wendinnen, auch ihre Männer), *also wendisch recht is, sie muten irme herren die versne penninge geuen*, die Fersenpfenninge zu deuten? Scheint hier nicht ein Zusammenhang mit unserm „das Fersengeld geben" für „davon gehen" durch?

Digitized by Google

Bei der überaus grofsen Zahl der berührten Gegenstände ist es bewundernswürdig, in welchem Grade der Verf. Sätze, die gradezu als irrig bezeichnet werden könnten, zu vermeiden gewufst hat *). Dies ist die Frucht nicht nur seiner Gelehrsamkeit, sondern auch einer ungemeinen Unbefangenheit der Forschung, die ohne vorgefafste Meinung, ohne hartnäckiges Beharren, nach allen Seiten hin sich offnen Blick und freie Bewegung bewahrt.

Haben wir gewisse besondere Verdienste des Verfs. nachzuweisen versucht, so ist ein allgemeineres noch zuletzt anzugeben. Sein Werk hat das Recht und die übrigen Seiten des Volkslebens so in ihrer Durchdringung erfafst, dafs es, die Juristen und die Alterthumsforscher gleich sehr an sich ziehend, ein lang entbehrtes Band zwischen ihnen zu knüpfen, beider Interessen in die innigste Berührung zu setzen vermag. Diese Stellung des Werkes, die Behandlungsweise, die allenthalben Gelegenheit und Reiz zum Bereichern giebt, des Verfs. Name und fügen wir auch hinzu seine liebenswürdige Anspruchlosigkeit, alle diese Umstände lassen voraussehen, dafs von allen Seiten sich diesem „Versuch", wie einem Centrum, eine Fülle von Beiträgen anschliefsen wird. Auch der Unterz. gedenkt, da längere Verzeichnisse nachzutragender Einzelheiten sich für diese Blätter nicht eignen, der Pflicht, die er zu Mittheilung solcher fühlt, in andrer Weise nachzukommen. Das Mehrste aber erwarten wir von dem beharrlichen und geübten Eifer des Verfs. selbst, der Vorr. XVIII. von der Freude spricht „mit geschärften Augen die Quellen zu lesen und des übersehenen oder nicht verstandenen in Menge zu finden," dem es bei der D. Grammatik „kein Besinnen kostete, den ersten Aufschufs mit Stumpf und Stiel niederzumähen." So dürfte die künftige Auflage ein so gehäuftes Material zu bewältigen finden, dafs vielleicht eine bestimmtere Scheidung dessen, was den rechtsgeschichtlichen Arbeiten überlassen werden kann, und dessen, worin uns der Verf. am unentbehrlichsten ist, eintreten mufs.

G. Homeyer.

*) Nicht leicht möchte sich ein Seitenstück zu S. 782 finden, wo es gegen *Lib. V. Capp. c.* 260: *comites et centenarii et ceteri nobiles viri legem suam discant,* heifst: die fränkischen *missi, comites* und *centenarii* brauchten das Gesetz gar nicht zu kennen.

XLIV.

Theater der Hindus. Aus der englischen Uebertragung des Sanskritoriginals von Horace Hayman Wilson, metrisch übersetzt. Erster Theil XII und 283 S. 8. *Weimar Industrie-Compt.* 1828.

Als vor zwei Jahrtausenden der macedonische Eroberer die Propyläen eines Landes betrat, welches bis dahin, durch wunderbare Sagen ausgeschmückt, den Hellenen eine Fabelwelt geschienen, da gelangte zum erstenmale durch Augenzeugen die Kunde nach Europa, dafs dort ein grofses Volk in vielen Beziehungen den civilisirtesten Ausländern an die Seite trete. Die wohleingerichteten Staaten der Inder, von den unumschränkten Monarchien an bis zu den gemäfsigten Hierarchien und Republiken; ihre zweckmäfsigen Einrichtungen, Betriebsamkeit und Industrie, welche von den geringsten Fabricaten bis zur zierlichen Schreibkunst auf Seide sich erstreckte; ihre abweichenden Sitten und die Standhaftigkeit mit welcher ein Kalanus sich den Flammen überliefs: diefs Alles mufste die Griechen mächtig überraschen und auf diese Nation aufmerksamer machen, als man es sonst bei Ausländern gewesen war. Die dürftigen Fragmente, welche von den unzähligen Berichten der Begleiter Alexanders auf uns gekommen sind, lassen den Verlust dieser Werke um so mehr bedauern, weil selbst das anscheinend Mährchenhafte täglich mehr aus den Originalschriften der Inder sich aufhellt, unerachtet die Macedonier nur die Grenzen Indiens erreicht hatten, das mächtige und glänzende Reich der Prasier ihren Blicken gänzlich unerreichbar blieb und von der Literatur und Kunst der Nation nur Gerüchte zu ihnen gelangen konnten. Zu diesen rechnen wir, neben der Notiz welche ein späterer Sammler (Aelian) aufbewahrt: dafs die Inder in ihrer Sprache den Homer, wie den Griechen das Epos erscheinen mufste, gesungen, ganz besonders diejenigen Andeutungen, welche einen Anklang der dramatischen Spiele zu enthalten scheinen; freilich wohl die ersten Versuche eines Thespis, die lange vorhergehen mufsten, bevor sich im letzten Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung das Drama mit Kalidasa auf den höchsten Gipfel der Blüthe erhob. Es ist dieses die letzte und schönste Frucht der Literatur eines edlen Volksstammes, der allenthalben durch seine glänzende Mythologie die Keime des Epos und Drama

Digitized by Google

in sich trug und sie durch heitere Götterfeste entwickelte, während der ernste Semitische Stamm sich über die lyrische Poesie und Didactik nicht erheben konnte. Die Griechen fanden in Indien eine entschiedene Vorliebe für Musik und Tanz (φιλωδοι, ειπερ τινες αλλοι, Ινδοι Arrian) und in den Indischen Epopöen wird keine Feierlichkeit ohne Musik begangen, kein Mythos spielt im Indischen Olymp, ohne dafs Gandharven und Apsarasen diese Kunst üben, oder die Sterblichen im Gesange, Spiel und Tanz unterrichten. Die Anwendung dieser Künste war bei religiösen Feierlichkeiten den Hierodulen überlassen, die in einem geeigneten Costüme, dem Tänzerkleide, erschienen, wie noch gegenwärtig an dem Feste des Krischna Scenen aus dessen Leben, besonders sein Umgang mit den Gopias, einigermaafsen den Musen vergleichbar, dramatisch vorgestellt werden, mit Tänzen, extemporirten Vorträgen und Liedern durchflochten. Darauf bezieht sich unstreitig die Nachricht bei Lucian, dafs die Inder unter Hymnen den Tanz der Sonne nachahmten, welche Hymnen der Gewährsmann des Philostratus mit den Päanen des Sophocles vergleicht. Aus den Opfergesängen und ländlichen Lustreigen, aus der lyrischen Poesie, deren Ueberbleibsel, wie Gitagovinda, Ghatakarparam u. a. durch Dialog dramatischer Natur sind und ganz besonders aus dem Epos bildete sich hier, wie bei den Griechen, frühzeitig das Drama, als ausschliefsliches Eigenthum der Inder, während Europa, von den Darstellungen biblischer Geschichten ausgehend, erst nach griechischen Mustern sein Theater schuf. Die Inder geben drei Gattungen als die ersten Anfänge des Drama an, nämlich den blofsen Tanz *nritta*, sodann eine Art Mimen *nritya*, welche mit Gesang und Action begleitet zum eigentlichen Schauspiel *nâtya* hingeführt hätten; sie setzen die Erfindung dieser drei Gattungen, welche sämmtlich durch ihre Namen verrathen, dafs der Tanz die Hauptstütze derselben geblieben, in die mythische Zeit hinauf, insofern sie dieselben einem alten Weisen, Bhârata, zuschreiben, der sie von Gandharven und Apsarasen, zunächst am Hofe des Indra aufführen lassen. Nach und nach entwindet sich das Drama der Religion und wagt sich ins bürgerliche Leben, besonders wohl an den glänzenden Höfen zu Palibothra und Ougain (*Ujjayinî* bei Ptolemäus Οζηνη), grade als der Buddhismus und andere Elemente sich gegen die wachsende Priesteranmafsung auflehnten und ein Zustand der Gährung eingetreten war, der zu der glänzendsten Volksbildung hätte führen mögen, hätte nicht die Hierarchie sich des Schwerdtes bemächtiget um alle Fäden derselben zeitig abzuschneiden. Die Anerkennung von Kalidâsas Genius und dem nachherigen Verfalle der Dichtkunst spricht noch ein späterer Indischer Dichter mit folgenden Worten aus: „Poesie war die fröhliche Tochter des Vâlmikis, sie ward erzogen durch Vyâsa und wählte den Kalidâsa als Bräutigam, ist aber nun alt und weifs nicht, in wessen Hütte sie den Fufs setzen soll."

Dafs die Mongholen und Tataren in Indien von diesen Kunstwerken nichts erwähnen, ist sehr natürlich, da sie selbst von dieser Poesie keinen Begriff hatten, wenn auch die Dramen in den Zeiten der Knechtschaft wären aufgeführt worden und so geschah es, dafs erst W. Jones zu ihrer völligen Kenntnifs gelangte. Die sogenannten *Lettres édifiantes* hatten der *Nâtakas* als mythologischer Schriften erwähnt, die man im Norden Indiens antreffe; die Brahmanen belehrten hierüber den Jones, dafs sie dialogisch und vor alten Rajas vorgestellt seyen, bis endlich Râdhakanta, der Lehrer des Jones, bei der Aufführung eines englischen Stückes in Calcutta bemerkte: die *Nâtakas* seyen ganz ähnliche Producte und einige dreifsig Stücke namhaft machte, von denen die Sakontalâ am meisten geschätzt werde. Diese wufste ein alter Brahmane ganz auswendig, es wurden Handschriften herbeigeschafft, von Jones übersetzt und so wurde zuerst Europa auf diesen Zweig der Indischen Litteratur aufmerksam, der so ungemein wichtig für die Sitten, den Glauben und das ganze innere Leben des Volkes werden mufs, da die Charactere aus der Natur entlehnt und nicht wie im Epos erdichtet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

No. 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Theater der Hindus. Aus der englischen Uebersetzung des Sanskritoriginals von Horace Hayman Wilson, metrisch übersetzt. Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Man weiss mit welcher Begeisterung die Sakontala aufgenommen wurde; die Engländer nannten den Kalidasa, den man richtiger mit dem Calderone oder Metastasio vergleichen möchte, augenblicklich den Shakspeare Indiens; Herder schrieb zu der Verdeutschung durch G. Forster (Mainz 1791) eine lobende Vorrede und erklärte das Stück: „seiner Abweichungen vom griechischen, französischen und englischen Theaterkostüme ungeachtet, für ein Drama wie irgend eins es seyn möge, eine wahre ja die zarteste Schicksalsfabel" und Göthe rief begeistert aus:

„Willst du die Blüthe des frühern, die Früchte des späteren Jahres,
Willst du uns reizen und ernähren, willst du was sättigend und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sacontala dir, und so ist Alles gesagt. —

Trotz seiner Schönheiten aber war dieses Stück zu romantisch und verlangte zu sehr das Hineindenken des kalten Europäers in die blühende Mythologie und das einige Leben des Inders, dem die ganze mitfühlende Natur eine Welt von reinen Genüssen darbietet, als dass es dem Geschmacke völlig genügen oder gar der Bühne hätte zusagen sollen und eine zu lange Zeit verging ohne dass an neue Proben gedacht wurde. Taylor's Uebersetzung des metaphysischen Sectendrama's *Prabodha Chandrodâya* erschien zwar, wurde jedoch wenig bekannt und liess nur diejenigen, welche auf Indische Alterthümer aufmerksam waren, vermuthen dass zwischen beiden so heterogenen Dramen eine Menge von Abarten in der Mitte liegen müsse. Diess wird gegenwärtig bestätigt durch den gründlichen Wilson, der durch sein mühsames Wörterbuch des Sanskrit, durch eine Uebersetzung der Annalen von Kasmir und eine metrische Uebertragung des Meghadûta gezeigt hat, dass er zu diesem Unternehmen wohl befugt war. Er liefert in seinen *select specimens of the theatre of the Hindus, Calcutta* 1827. 3 Bände, die Uebersetzung von sechs Dramen und giebt noch die Titel von sechzig andern, die jetzt wenigstens namentlich durch ihn bekannt werden. Der erste Band erscheint hier übersetzt, die beiden folgenden enthalten noch: *Malati* und *Madhavas* von Bavabhutis, von welchem auch bereits der erste Act im Original, von dem gründlichen Lassen besorgt, vor uns liegt; ferner *Uttararâmacharitram*, die letzten Schicksale des Râma, nach dem siebenten Buche des Râmâyana, von demselben Dichter; sodann *Ratnâvali* ein Lustspiel von Harshadevas, Könige von Kasmir aus dem 11. Jahrh. und endlich *Mudrarâkshasas* Siegel des Rakschas, ein geschichtliches Schauspiel, welches den *Chandraguptas* (Σανδροκοττος) einführt, von Visâkhadattas, der im 10. Jahrh. lebte. Möchte doch Herr Wolff, der bekannte deutsche Improvisatore, welcher, dem Vernehmen nach, den ersten Band, und zwar meisterhaft ins Deutsche übertragen hat, uns bald mit der Fortsetzung des Werkes beschenken! Die Einleitung des englischen Bearbeiters versichert, dass die grösste Treue und Genauigkeit beobachtet worden, dass nirgends absichtlich oder muthwillig vom Originale abgewichen sey, und dass nur hin und wieder Stellen ausgedehnt oder verkürzt worden. Dagegen aber haben wir sichere Kunde von einem trefflichen Kenner, der in London Gelegenheit hatte, die Uebersetzung mit dem Originale zu vergleichen, dass W. allerdings häufiger vom Texte abgewichen als nöthig gewesen wäre, und einige Stellen völlig shakspearisirt habe; es mögen dahin besonders die metrischen Parthien gehören, denn die englische Sprache ist wenig geschickt, die Rhythmen und Versmaasse des Sanskrit wiederzugeben; hinsicht-

Digitized by Google

lich der Gedanken mögten wir fast die Treue verbürgen, da sie so ganz aus dem Indischen Leben und Glauben entsprungen sind.

Der Uebersetzung voran geht eine schätzbare antiquarische Abhandlung in mehren Abschnitten, gearbeitet nach den besten Dramaturgien Indiens, von denen die erste und gründlichste, *Dasarûpaka* von *Dhanañjaya*, erst aus dem 11. Jahrh. ist, als mit der Sanskritsprache die dramatische Poesie ausstarb; eine allgemeine Rhetorik mit Belegen aus alten Mustern, *Kâvyaprakâsa* ist etwa erst 500 Jahr alt. Man lernt im Allgemeinen daraus, dafs die Inder bei den Erzeugnissen ihres Theaters nicht gleichgültig waren, aber auch erst beim Verfalle der Kunst auf die Structur dieser Producte aufmerksam wurden; dafs sie weder auf Poesie noch Effect mehr Rücksicht nehmen, sondern das ganze System in einer Reihe von spitzfindigen Künstlichkeiten suchen und gerne einen Scheiterhaufen anzünden mögten, wie Lessing sagt, um eine Mücke zu verbrennen. Nach den Citaten und Classificationen der Dramaturgen mufs der Umfang der dramat. Litteratur sehr bedeutend gewesen seyn, indessen sind wohl nur die Stücke vom ersten Range auf die Gegenwart gekommen; den gefeiertsten Dichtern Kalidasa und Bhavabhutis werden jedem nur drei Stücke zugeschrieben. Der allgemeine Name der dramatischen Poesie ist *rûpaka*, weil sie Charactere und Gefühle in Personen verkörpern; die Gattungen derselben sind von den Indischen Kunstrichtern in verschiedene Classen gebracht, denn das Indische Drama bewegt sich in einer sehr weiten Sphäre: in der Götterwelt, dem Heldenleben, dem häuslichen und philosophischen Kreise; von letzterem giebt es wiederum Abarten, worin Häretiker die Hauptrollen spielen (*sanlâpaka*), sey es dafs die Philosophie der pietistischen Jainas, der atheistischen Charvâkas oder der protestirenden Buddhisten zur Zielscheibe des Witzes aufgestellt werde, wie im *Prabodha Chandrodaya*. Aus dem Volksleben giebt es kleinere Dramen, welche entweder Processionen, kriegerische Evolutionen oder andere, meist abgerundete Handlungen in Einem Acte darstellen, zuweilen selbst als Monologe (*Bhana's* genannt), gewöhnlich aber mit Musik und Tanz eingeleitet und geschlossen oder auch in spottenden Mimen vorgetragen, den Tänzen der Etrusker gleich, welche mit den Fescenninen verbunden die Anfänge des römischen Drama wurden. Hieher gehört auch die eigentliche Posse (*prahasana*), welche nur Lachen erregen will und selbst der heiligsten Personen, wie Brâhmanen und Asceten nicht verschont, wohin der *Hâsyârnava* der See des Lachens von *Kalidasa* gehört; ferner ein eigner Drama für Leute niedern Standes, für Sclaven und Ausgestofsene, das sogenannte *prastâna*, dessen Oeconomie nicht genau bekannt ist. Alle diese Gattungen werden zu den untergeordneten Schauspielen (*uparûpakas*) gerechnet, oder zur niedern Komik, wie denn überhaupt dem Stile sowohl als den Regeln nach zwischen ihnen und dem höhern ernsthaften Drama ein grofser Unterschied ist. Das eigentliche Schauspiel vorzugsweise (*nâtaka*) z. B. Sakontala, Mudrarakschasas u. a. mufs einen berühmten Gegenstand und nur erhabne Personen darstellen, der Hauptheld darf also entweder nur ein Gott oder ein Heros und Monarch seyn und Eine Handlung mufs durch das Ganze durchgreifen. Die Einheit der Handlung ist also auch hier, wie bei den Alten, erstes dramatisches Gesetz, womit gewissermafsen Einheit des Orts und der Zeit zusammenhängt; indessen läfst sich der Indische Dichter durch letztere selten beschränken: die Zeit verfliefst zwischen den Acten oder wird durch einen Erzähler ausgefüllt, der die Begebenheit bis zum folgenden Acte vorträgt und in die Handlung hineinleitet. Der Act (*anka*) selbst, der durch das Abtreten aller Personen bedingt wird, darf nicht über einen Tag hinausgehen und ein würkliches Drama nicht weniger als fünf, und nicht mehr als zehn solcher Acte enthalten; Sacontala zählt sieben, das erste hier übersetzte Stück würklich zehn. Diese Länge, welche die Alten durch die Trilogie erreichten, wird durch die Zeit der Vorstellung herbeigeführt, welche bei jeder feierlichen Gelegenheit am Tage stattfindet: an einem Götterfeste, bei einer Krönung, an Feiertagen, Hochzeiten, bei der Einweihung eines Hauses oder bei Volksversammlungen auf den Märkten und der ruhige Inder sieht geduldig der Catastrophe entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLV.

Johann Petersens Chronica oder Zeitbuch der Lande zu Holstein, Stormarn, Ditmarschen und Wagrien. Für unsere Zeit lesbar gemacht von Ernst Christian Kruse, Doctor der Philos. und Pastor zu Neuenbrock.

Digitized by Google

Altona, bei J. F. Hammerich 1827. VIII. u. 188 S. gr. 8.

Die grössere geistige Regsamkeit, welche in dem Jahrhundert der Reformation sich so kräftig zeigte, und man kann sagen besonders durch diese erzeugt wurde, äusserte sich auch in dem, fast in allen Ländern des protestantischen Deutschlands erwachten Streben, die vaterländische Geschichte zu erforschen und aufzuzeichnen. Nicht gesagt wird natürlich hiermit, dass nicht schon vor der Reformation ausgezeichnete Männer in verschiedenen Gegenden Deutschlands auch diesem Zweige wissenschaftlicher Thätigkeit sich sollten zugewendet haben, könnten wir doch selbst mehrere berühmte Namen nicht bloss aus der der Reformation unmittelbar vorangegangenen Zeit, wie Peter Eschenloer, den Beschreiber der Breslauischen Geschichten seiner Zeit, und Diepold Schilling, den Erzähler der Burgundischen Kriege, sondern auch aus den frühern Jahrhunderten anführen — aber in dem Reformationsjahrhundert ward jenes Streben fast ein allgemeines, und wenn man bisher sich wenigstens grösstentheils der lateinischen Sprache bedient hatte, so wurde es nun immermehr Sitte, in deutscher Sprache die Begebenheiten der Vergangenheit und der Gegenwart zu beschreiben. Eine grosse Zahl dieser vaterländischen Chroniken und Geschichten ist gedruckt, mehrere derselben, die zum Theil mit eben so grossem Recht das Licht erblicken könnten, sind bisher nur noch in Handschriften vorhanden und fast nur innerhalb der Gränzen derjenigen Länder und Städte, auf welche sie sich beziehen, bekannt. Die Verfasser dieser Bücher waren zum grossen Theil Geistliche.

Die Länder und Städte der deutschen Ostseeküste erklärten sich bald nach Luthers Auftreten mit entschiedener Vorliebe für seine Lehre, und manche derselben erhielten eine geregelte kirchliche Verfassung fast noch früher als selbst Sachsen und andere evangelische Provinzen des mittlern und südlichen Deutschlands. Im Norden unsers deutschen Vaterlandes zeigte sich denn auch gewiss nicht in geringerem Grade der Trieb zur Erforschung und Aufzeichnung der vaterländischen Geschichte, und es giebt keine einzige Provinz, ja keine einzige bedeutende Stadt der deutschen Ostseeländer, die nicht einen oder mehrere, zum Theil ausgezeichnete Chronikanten aus dieser Zeit aufzuweisen hätte, bis nach Curland und Liefland hinauf. Sehr rühmlich steht in dieser Beziehung Pommern da, das ausser seinem Johann Bugenhagen, der noch als Katholik in lateinischer Sprache seine Pomerania schrieb, und ausser Thomas Kanzow und Niclas von Klempzen, die als treue Freunde gemeinschaftlich sich der Erforschung ihrer vaterländischen Geschichte widmeten, nicht nur seinen Valentin von Eickstedt, sondern noch mehrere andere nennen kann; das einzige Stralsund könnte seinem Bartholomäus Sastrow noch drei bis vier der Zeitgenossen desselben hinzufügen, welche, wenn auch eben nicht die Geschichte der Vorzeit ihrer Stadt, so doch ihre eigene und ihrer Zeit Geschichte uns hinterlassen haben. Bei dem Zustande der historischen Kritik jener Tage muss man, hinsichtlich dessen, was von den frühesten Zeiten erzählt wird, nicht zu starke Ansprüche an die sämmtlichen Chronikanten des sechszehnten Jahrhunderts machen; je mehr die erzählten Begebenheiten aber der Zeit der Geschichtschreiber näher treten, desto zuverlässiger werden diese; manche Quelle stand ihnen noch zu Gebot, die jetzt versiegt ist, wie denn fast alle evangelischen Länder in historischer Beziehung die mit der zum Theil revolutionären Einführung der Reformation verbundene Zerstörung der Kirchen- und Klosterarchive durch die vertriebenen katholischen Geistlichen und Mönche nicht genug zu bedauern haben. Von den meisten dieser Chroniken aber gilt, was der Herausgeber des vor uns liegenden Buches sagt: „dass sie uns tief einblicken lassen in die Denkungsart, die Sitten und die Gebräuche unserer Vorfahren und so uns die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Menschheit liefern, auch dass bei mancher Chronik die naive Sprache und Darstellung uns mächtig anzieht."

Dem sechszehnten Jahrhundert gehörte auch Johann Petersen, Pfarrer zu Oldenburg, gestorben 1552, an, der uns in vier Büchern die Geschichte des alten Nordalbingiens, oder der Lande zu Holstein, Stormarn, Ditmarschen und Wagrien bis auf seine Zeit beschrieben hat. Er fasste sein Buch in der sassischen oder plattdeutschen Mundart ab, aus welcher es Dominicus Dräuer (oder wie er selbst schreibt Dräwer) aus Goslar, zu Lüneburg ansässig, ins Hochdeutsche übertrug und 1557 herausgab *). Das erste Buch schliesst mit dem Jahr 1139; das andere führt uns bis an den Schluss des vierzehnten Jahrhunderts, oder bis auf die Zeiten der Königin Margarethe, das dritte bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts und es sind demselben einige einzelne denkwürdige Geschichten angehängt, welche der Zeit nach zum Theil noch dem zweiten Buche angehören; das vierte Buch beschäftiget sich vorzüglich mit der Geschichte der Könige von Dänemark Christian I., Johann und besonders mit der Entthronung Christian's II., bei welcher Gelegenheit mehrere öffentliche Documente mitgetheilt werden. Es schliesst mit dem Tode Friedrich's I. im Jahr 1533. Einer der interessantesten Abschnitte in diesem Buche ist die Erzählung von König Christian's I. Reise nach Italien.

Nur die beiden ersten Bücher hat der neue Herausgeber abdrucken lassen. Möchte die offenbar weniger sorgfältige Abfassung der beiden letzten und der geringere Zusammenhang derselben mit der Geschichte der auf dem Titel genannten Lande ihm hiezu auch genügende Veranlassung geben, so hätte doch das Daseyn des dritten und vierten Buchs auf irgend eine Weise angedeutet werden müssen, besonders da gesagt wird,

*) Der jetzige Herausgeber sagt es sey unbekannt, ob die sassische Urschrift je gedruckt worden. Ich möchte dies nicht bezweifeln nach Dräuers Worten in der Dedication: „Es ist diese Chronik anfänglich in Sachsischer Sprach beschrieben, und von vielen rathsam erachtet, dass sie jetzt zum andermale in Hochteudtscher Sprach aufgieng". Schellers Bücherkunde der Niederdeutschen Spr. führt jedoch keine plattdeutsche Ausgabe auf.

Digitized by Google

Petersen gedenke der Einführung der Kirchenreformation in Schleswig und Holstein mit keinem Worte, was die Leser befremden muss, da das Buch mit dem Jahr 1386 schliesst. Auch Petersens Vorrede ist weggeblieben.

Die hochdeutsche Uebersetzung von Dräuer ist es nun, welche uns der durch seinen „St. Anschar" (Altona 1823) rühmlich bekannte Herausgeber in einer erneuerten und lesbaren Gestalt, wie er sich ausdrückt, mittheilt. Verdienstlicher wäre es, selbst in sprachlicher Beziehung, gewesen, wenn die sassische Urschrift abgedruckt worden wäre, denn unlesbar ist auch Dräuers Sprache nicht, und die Veränderungen in dem Abdruck sind, was übrigens zu loben ist, auch nicht wesentlich. Die Sprache und Schriftweise des sechszehnten Jahrhunderts steht uns ja nicht so ferne, dass diejenigen, welche überhaupt Bücher dieser Art lesen, dadurch gestört werden sollten. Die Dräuersche Uebersetzung kann auch nicht selten seyn, da der Herausgeber selbst drei verschiedene Ausgaben nennt, zu welchen ich noch eine vierte, die vor mir liegt, Lübeck 1614 in Quart, hinzufügen kann.

Zu den ausgezeichnetsten Chronikanten des sechszehnten Jahrhunderts möchte ich Petersen nicht zählen, wenigstens leidet er mit den Pomeranern Kantzow und von Klempzen keine Vergleichung. Indessen ist sein Buch im Ganzen doch ein sehr wackeres; er erzählt mit Einsicht und Umsicht, ruhig und unbefangen; der Aufführung der Begebenheiten geht die Beschreibung der einzelnen Länder, ihrer Eigenthümlichkeiten, des Charakters ihrer Einwohner voraus; überflüssiges Räsonnement findet sich nirgends, die Sprache ist gleichförmig, einfach und fliessend. Weil es die Geschichte mehrerer Provinzen ist, die erzählt wird, so treten einzelne Parthien etwas zerstückelt auf, welches jedoch weniger dem Verfasser als der Sache zuzuschreiben ist. Wunderliche und abentheuerliche Dinge werden gar nicht berichtet. Wenn besonders in der ersten Hälfte des ersten Buchs Manches vorkommt, was die historische Kritik verwerfen muss, so hat Petersen dieses mit den Chronikanten seiner Zeit gemein; der Herausgeber hat die Berichtigungen in den Noten beigebracht; einiges dieser Art hat er auch gar nicht mit abdrucken lassen. Ein grosser Theil der Geschichte des ersten Buchs betrifft die Geschichte der Einführung des Christenthums, das an den Bewohnern dieser Lande, besonders an den Ditmarschern und Wagriern eben so eifrige Gegner fand, als überhaupt an den wendischen Völkerschaften der Ostsee, namentlich auch in Mecklenburg, Pommern und auf der Insel Rügen, die es ja zum Theil Jahrhunderte lang später annahmen, als die Skandinavier des Nordens. Für die Geschichte Dänemarks, Schwedens, des Erzstifts Hamburg in der Folge nach Bremen, des Bisthums Oldenburg, späterhin nach Lübeck verlegt, der deutschen Kaiser aus dem Carolingischen, sächsischen und schwäbischen Hause, der Städte Hamburg, Bremen und Lübeck, Mecklenburgs und Pommerns, anderer Länder, wie Preussens und Liefflands nicht zu gedenken, kommt manches Interessante vor, wenn gleich es auch anderswoher schon bekannt ist — von einzelnen Begebenheiten möge hier nur die Annahme des Christenthums von Harald Klack, dem D. Münter jüngst (1826) eine eigene Monographie in dänischer und deutscher Sprache gewidmet hat, die Taufe Harald Blauzahns (Blátand) von Dänemark, der Tod des wendischen Rügenfürsten Krito, fast umständlicher erzählt, als bei den pommerschen Chronikanten, die Ermordung des zum König der Obotriten ernannten Herzogs von Schleswig Kanut durch Magnus, Herzog von Gothland, die wandelbaren Schicksale Heinrich's des Löwen, der Mönchsstand des Grafen Adolph IV. von Holstein, die Gefangennehmung König Waldemar's durch Graf Heinrich von Schwerin, die Thaten Gerhard des Grossen, Grafen zu Holstein und dessen Sohns Heinrich des Eisernen angedeutet werden. Von Geistlichen wird besonders des heiligen Anschar, seines Nachfolgers im Erzbisthum Hamburg und Bremen, Rembert und des heiligen Vicelin, Bischofs von Oldenburg gedacht. Auf Helmold, Saxo Grammaticus und besonders auf den spätern Albert Kranz beruft sich Petersen einigemal.

Die Anmerkungen des Herausgebers sind erklärender, grösstentheils berichtigender Art; manche sind ziemlich unbedeutend. Die Vermuthung, dass S. 7. Franken statt Finnen gelesen werden müsse, ist falsch — wie sollten die Franken zwischen die Schweden und Wenden kommen? Nicht die Bewohner des jetzigen Finnlands brauchen hier gerade gemeint zu seyn — der Völkerstamm der Finnen oder Quänen breitete sich über einen grossen Theil des nördlichen Schweden und Norwegen aus. — Dass der Name Ottensund, den eine Enge des Lymfjord führt, nicht von Otto dem Grossen den Namen führt, darin bin ich mit dem Herausgeber S. 25. einverstanden; aber auch von Odin möchte ich ihn nicht herleiten; das Natürlichste ist wohl an das schwedische und dänische Wort *udde, odde*, eine Erdzunge, zu denken. — Der wendische Gott, den Petersen Phrone, Phrono und Preno nennt, wenn letzteres nicht ein Druckfehler ist, ist Prowe — auch unter dem Namen Perun kommt er vor. Statt Pogaga S. 95. muss es Podaga heissen. Ueber beide slavische Gottheiten verweise ich auf *B. S. Ingemann Grundtræk til en Nord. Slavisk og Vendisk Gudelære. Kopenh.* 1824. 4. S. 13. u. s. w. u. S. 19 u. s. w. (übersetzt von L. Giesebrecht in den Neuen Pommerschen Provinzialblättern B. 4. H. 1.) — Petersen sagt S. 50. die Heruler seyen mecklenburgische Fürsten gewesen. Das ist nun freilich falsch, aber dass, wie Kruse behauptet, der Wohnsitz der Heruler die Insel Rügen gewesen sey, entbehrt doch auch des schwer zu führenden Beweises. — S. 68. die Gemahlin des Wendenfürsten hiess Slavine, nicht Schlaviana, welches ein völlig corrumpirter Name ist. — Hagninus, S. 79. und Briger S. 153. geben sich leicht als Schreib- oder Druckfehler für Haquinus und Birger zu erkennen.

Mohnike.

Digitized by Google

Nro. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Theater der Hindus. Aus der englischen Uebertragung des Sanskritoriginals von Horace Hayman Wilson, metrisch übersetzt. Erster Theil.

(Fortsetzung.)

Die Dichter selbst leisten der kindlichen Neugier ihres Volkes allen möglichen Vorschub, denn sie können nie aufhören, sondern spinnen einen interessanten Gegenstand nach allen Seiten aus, oder lange Episoden werden gestattet, wenn sie auch nur im Entferntesten zum Abwickeln der Fabel beitragen. Voran geht jedem Stücke ein Segensspruch oder Gebet für die Zuschauer, sodann die Ankündigung des Stückes und Dichters; der Zuschauer wird von dem Vorhergegangenen kurz in Kenntnifs gesetzt, um das Folgende zu verstehen und dieser Prolog ist denen des Euripides darin einigermafsen vergleichbar, dafs er fast immer das Ziel voraus zeigt, weil der Dichter dennoch der Theilnahme gewifs seyn darf. Gewöhnlich spricht ihn der Schauspieldirector (*sutradhara*), bei Kalidasa selbst agirend, insofern er die Bühne anordnet, sich über die glänzende Versammlung freut und nun mit einer Hauptperson seiner Truppe über die Wahl des Stückes sich beredet; mitunter wird der Prolog einem Augenzeugen als Rolle gegeben, die uns plötzlich in das Locale versetzt oder es wird endlich ein Lied gesungen bis ein Schauspieler auftritt und durch irgend eine Handlung in die Scene hineinspielt: theilnehmende Volkschöre finden sich nicht. Der Plan des Stückes wird von den Indischen Kunstrichtern genau auseinander gelegt und es müssen ihnen zufolge fünf Elemente von der Schürzung des Knotens bis zur völligen Entwicklung desselben zum Grunde liegen, nämlich: die Ursache (*vija* Saame) oder der erste Umstand aus welchem eine dramatische Handlung entspriefsen mag; sodann die Entwicklung der Nebenumstände (*vindu*), der Tropfen der das Gedeihen gleichsam befördert; ferner Episoden, die entweder blofse Verzierungen (*patâka* Fahne), oder von untergeordneter Wichtigkeit (*prâkâri*) überhaupt sind und endlich die Lösung der Catastrophe (*kâryam*), der eigentliche Zweck: nur scheint es, als ob in den Classificationen bei Wilson Ein episodisches Element, da sie im Grunde nur secundär sind, aus dieser Reihe zu tilgen seyn mögte und statt dessen das Hindernifs (*garbha* die Schwangerschaft genannt) eintreten müsse, weil in jedem Drama ein scheinbar hemmender Umstand, der indessen grade die Auflösung befördern hilft, wesentlich nothwendig ist. Die Charactere betreffend, verlangen die Dramaturgen dafs einige streng nach der Sphäre des Stückes gehalten werden; dahin gehören besonders die Hauptpersonen: der Held (*nâyakas*) sey jung und liebenswürdig oder unschuldig und duldend, damit er im Kampfe mit dem Schicksale Mitleiden und Theilnahme in Anspruch nehme, wie es auch von der Heldin (*nâyikâ*) erfordert wird. Beide haben nach Umständen einen Gefährten oder eine Freundin, durch deren Mittheilungen dem Zuschauer manche Einzelheiten und geheime Beziehungen klar werden. Eine andere Hauptperson ist der Gegner des Helden (*pratinâyakas*), gewöhnlich boshaft und gegenwirkend; indessen dürfen Grausamkeiten, ein Todschlag allenfalls ausgenommen, nie vor den Augen des Zuschauers statt finden, sondern höchstens nur die Vorbereitungen gezeigt werden: der schreckliche Thyest würde den Inder empören. Ueberhaupt ist die eigentliche Tragödie unbekannt, Trauer- und Lustspiel fliefsen hier in einander und da noch überdiefs der Inder eine wunderbare Entwicklung vorzieht, wo Aristoteles eine natürliche fordert, so kann man das Indische Drama im Gegensatze des Classischen das Romantische nennen. Um die Intriguen auszuspinnen und den Situationen einen komischen Effekt zu geben, sind die Rollen dreyer Personen gewöhnlich mit dem Stücke verflochten: die des *Vita*, einer

Digitized by Google

Art Hofmeister, in allen Künsten, besonders der Musik erfahren, zuweilen den Cicisbeo, zuweilen den Parasiten machend, nur nie von der verächtlichen Seite dargestellt. Komischer ist ferner der *Vishkambha*, ein wahrer Arlekino, der die Lücken durch Scherz und Possen füllen und immer Lachen erregen mufs; er ist zuweilen aus einer bestimmten Gegend her, welcher der Volkswitz einen böotischen Charakter beizulegen pflegt, wie man ja auch den Bergamosiner im Italiänischen Arlekin erkennt. Nicht völlig so burlesk gehalten ist endlich der *Vidhushaka*, ebenfalls durch Witz zur Belustigung des Publikums verpflichtet. Er ist ein demüthiger Gefährte des Helden, gleichsam der Pantalone, und merkwürdigerweise immer ein Brâhman, dessen höchste Seligkeit häufig, wie in beiden vorliegenden Stücken, im Essen und Trinken besteht. Die Gegenstände der dramatischen Darstellung können mannigfach seyn und W. giebt in einem eignen Abschnitte die Indische Classification der Gefühle (*ragâs*) und Gemüthsstimmungen (*bhavâs*) welche obwalten können, mit Beispielen aus vorhandenen Stücken. Das Hauptthema aller Dramen aber ist Liebe, zuweilen äufserst zart und dem Range des Gegenstandes angemessen gehalten, zuweilen glühend und roh, jedoch „weit weniger sinnlich, fügt W. hinzu, als die der griechischen und lateinischen Comödie und nicht so metaphysisch wie die des französischen und englischen Trauerspiels." Ueberhaupt lernen wir durch das Epos und die Kenntnifs des Indischen Drama, welches ja gänzlich aus dem Leben entnommen ist, eine weit bessere Behandlung und eine unumschränkte Freiheit des andern Geschlechts kennen, als wir sie aus der, durch mohamedanische Despotie verderbten Gegenwart oder aus dem strengen, priesterlichen Gesetzbuche entnehmen konnten. Jungfrauen edler und niederer Abkunft bewegen sich hier im bürgerlichen Leben ohne Zwang, nehmen in der Versammlungshalle Theil an den Gesprächen der Männer, besuchen ohne Schleier die Lusthaine und Tempel und reisen ungescheut im Lande einher; von einem Harem ist nicht die Rede und erst in den spätesten Dramen erscheinen Eunuchen als Tugendwächter. Die weiblichen Rollen werden sämmtlich, wie es die alte Comödie nicht verstattete, von Frauen gespielt, aber zarte Rücksicht ist es, dafs nie die Gattin eines Mannes zum Gegenstande der Intrigue genommen werden darf. Nur Eins ist unsern Sitten zuwider; die Liebe des Helden zu Hetären oder seinen Nebenfrauen, besonders in den Stücken, welche den Namen *prakarana* führen und eine Fiction des Gegenstandes mit den Farben des würklichen Lebens enthalten müssen. Eine solche Hetäre (*Vesyâ*) wie die *Vasantasenâ* im *Mrichchakati*, eine wahre Aspasia, erscheint dann gewöhnlich im glänzendsten Lichte und macht das Anstöfsige vergessen welches selbst der Inder darin findet. Unter den Ursachen dieser Erscheinung hat Wilson richtig angegeben, dafs hier vieles auf Rechnung der mangelhaften Erziehung zu setzen sey, deren das weibliche Geschlecht theilhaftig wurde. Man stand in dem Wahne, durch Bildung werde des Weibes Sittenreinheit und Häuslichkeit beeinträchtiget und die Macht der Gewohnheit ist gegenwärtig so grofs, dafs ein Frauenzimmer sich die schwersten Vorwürfe zuzuziehen glaubt, wenn man erführe dafs sie schreiben und lesen könne, obgleich auch diefs im Alterthume anders scheint, da die einfache Sakontala einen Liebesbrief schreibt. Die Tempeldienerinnen dagegen, Tänzerinnen und Hetären, die leider jetzt oft unter Eine Rubrik zu stellen sind, wurden auf das sorgfältigste erzogen; sie sollten den Geist, Hausfrauen ihr Herz bilden. — In den meisten Dramen ist, wie sich erwarten läfst, der Stoff aus der Mythologie und den Epopöen entnommen, so Sakontalâ und Urvasi, und bei beiden Stücken sind wir in den Stand gesetzt, durch Bekanntschaft mit Kalidasa's Quellen, über sein dramatisches Talent zu urtheilen: der entscheidende Ring sowohl ist seine Erfindung als bei der Urvasi die völlige Umänderung eines Purana. Durch diese Benutzung der Sage wird jedes Indische Drama im höchsten Grade nationell, und begeistert, wie das politische Drama die Griechen, hier die ganze Nation, so sehr sie durch abweichende Regierungsformen getrennt seyn möge. Auch kann der Dichter es wagen, barbarische Nationen, wie die Kiratas u. a. mit ihren eigenthümlichen Gebräuchen einzuführen ohne dafs das Interesse gestört würde, weil das unermefsliche Epos die Sitten solcher Barbaren hinlänglich geschildert hat, wogegen der Grieche mitunter seine eignen Gebräuche den Ausländern leihen mufs. Die Epopöen werden hier so bekannt vorausgesetzt, dafs der, Gelehrsamkeit affectirende, *Sansthanaka* im *Mrichchakati* ein Beispiel über das andere, aber allesammt unrichtig, daraus anführt, wodurch der Dichter einen komischen Effect beabsichtigt, gleichsam als ob der Grieche Personen und Facta der Ilias, der Deutsche die der

Digitized by Google

Nibelungen untereinander würfelte, ohne jedoch wohl ein allgemeines Lachen dadurch zu erzwingen. Nach diesem Umstande und weil das Indische Drama gröfstentheils Sanskrit geschrieben ist, scheint Wilson seine Behauptung aufgestellt zu haben: es sey wohl einzig für die Gelehrten und höhern Stände aus der Brahmanen- und Kriegercaste bestimmt gewesen. Dagegen spricht aber, dafs dramatische Lustbarkeiten bei Volksversammlungen auf den Märkten stattgefunden und dafs solche, besonders volksthümliche Ballette und Possen, freilich nunmehr in neuern Dialecten, noch bis auf die neuste Zeit in den kleinen freien Staaten Hindostans stattfinden. Raffles fand selbst auf Java die theatralischen Vorstellungen aus der frühesten Heldengeschichte sehr beliebt und *Papi* war im Dekkan Zeuge wie man das ganze Leben eines Helden an mehren Tagen nacheinander dramatisch vorstellte, worüber er sich günstig genug ausspricht: „Anstand, Ausdruck, Würde und Costüm übertrafen meine Erwartung und ich mufs gestehen dafs manche unsrer europäischen Schauspieler ihre Rollen gewifs nicht so gut gespielt haben würden." Wir dürfen daher wohl getrost auf ein grofses Publicum, besonders an den heitern Volksfesten einiger Gottheiten, schliefsen und sind dazu um so eher berechtigt, da Drama und Lyrik nicht zu den heiligen *Sâstras*, sondern zur profanen Poesie gerechnet werden; da die Dichter selbst, deren Lebensumstände sich errathen lassen, nicht zu den Brahmanen gehören und diese sogar zu geifseln wagen; da ferner die drei ersten Casten gleich vertraut mit Mythologie und Vedagelehrsamkeit waren und das Sanskrit, die Schriftsprache Indiens, allgemein verständlich war. Fanden sich Sudras aus der niedrigsten Volksclasse ein, so gingen freilich die schönen Worte bei ihnen vorüber und die Action allein mufste sie befriedigen, wie allenthalben der Fall ist. Der nächste Zweck des Indischen Theaters war zu ergötzen und auf diese Art eine weise Moral einzuschärfen, denn die Dramaturgen behaupten ausdrücklich: „die Haupttendenz des Theaters sey, durch Süfsigkeit die übelschmeckende aber heilsame Bitterkeit des Bechers zu verdecken."

Die Diction der Dramen mufs blühend und wohlklingend seyn mit allen Zierden der Rhetorik und Rhythmik geschmückt und nach W. entfaltet sich nirgend die Sanskritsprache reicher und wohltönender als in den Stücken von Kalidasa: hier mufs leider jede Uebersetzung verlieren und mögen wir noch so sehr im Indischen Geiste lesen, so werden dennoch einige Gedanken, die ursprünglich durch Redeschmuck gehoben wurden, matt und alltäglich erscheinen. Die heitern Parthien sind gewöhnlich Prosa, Reflectionen aber oder Naturschilderungen und gesteigerte Leidenschaft in gebundener Rede und allen möglichen Versmaafsen eingekleidet. Helden und Hauptpersonen sprechen Sanskrit, Frauen das weichere Prakrit und dieser sanfte Dialekt des Sanskrit, der sich zu diesem wie etwa das Romanische zum Latein verhält, ist so sehr für milde Empfindungen geeignet, dafs zuweilen selbst die Klage des Helden darin verfällt und Maitreya im *Mrichchak.* sagt: er müsse immer lachen wenn eine Frau Sanskrit läse. Andere Charactere sprechen mehr oder minder verdorbene Mundarten, etwa wie beim Aristophanes die Barbaren verdorbenes Griechisch oder Dorisch, die Megarer, Böotier und Lacedämonier ihren eigenthümlichen Jargon reden. Die rauhern Volksdialekte werden im Indischen Drama von den Commentatoren immer durch Sanskrit erklärt, weil das Stück nach der Darstellung durch Abschriften sofort vervielfältigt und ein Eigenthum der Nation wurde; jedoch mufsten die gebrauchten Dialecte dem Volke gleich bekannt seyn, da sowohl mit dem Sanskrit als Prakrit Wortwitze gemacht werden. Manche Stücke scheinen zwar nur einmahl aufgeführt, bei andern aber läfst sich erweisen dafs sie öfter auf die Bühne gebracht worden, wie diejenigen, deren Verfasser im Prologe als längst verstorben genannt werden. Der scenische Apparat endlich scheint nach den Andeutungen, die sich darüber sammeln lassen, einfach gewesen zu seyn, denn eine stehende Bühne war nicht vorhanden. Bei öffentlichen Vorstellungen auf den Märkten scheinen amphitheatralische Erhöhungen, Terrassen, Balcone und dergleichen aufgerichtet und der Raum des Theaters von bedeutendem Umfang gewesen zu seyn, da Thronsitze, Waffenübungen, Processionen und Wagen, von lebenden Thieren gezogen, auf der Schaubühne selbst erschienen. Ein Vorhang trennte die Bühne, *rangabhûmi* wörtlich Cirkel oder Rangfläche, von den Zuschauern, deren Phantasie es vielleicht überlassen war, sich das entsprechende Local auszumalen, weil Zimmer, Strafsen u. s. w. ebenfalls durch Schirme und Vorhänge angedeutet wurden und von colorirten Decorationen nichts verlautet; die Spieler indefs waren den Rollen gemäfs gekleidet und

Digitized by Google

das Erscheinen von himmlischen Nymphen so wie mystische Verwandlungen konnten wohl nicht ohne alle Maschinerie gegeben werden. In den Pallästen der Grofsen waren eigne Höfe, Säle und Nebenhallen, zugleich für Tanz und Orchester, daher *sangîtasala's* Concertsäle, eingerichtet, welche eine Menge von Zuschauern fafsten, und es mag nicht uninteressant seyn hier eine kurze Beschreibung eines solchen Pallastes folgen zu lassen, da wir erst aus dem vorliegenden Drama einen deutlichen Begriff davon erhalten. Die Indische Nation suchte, wie jede deren Religion symbolischer Art ist, in allen ihren Einrichtungen, selbst in den Bauten, eine religiöse Idee zu versinnlichen, hier eine astrologische, von den sieben Vorhimmeln sabäischer Culten entnommen. Der königliche Pallast nahm mit seinen Gärten die Mitte der Residenz ein (*antaspura*), daher auch Damayanti, im Nalus, sofort in den Lusthain wandeln kann; der Pallast bestand, dem Râmâyana zufolge, aus sieben Abtheilungen als Vorhallen (*kakshyûs*) bevor man zur achten, dem Allerheiligsten, oder dem weifsen Gebäude (*pûndaragrika*) gelangte, worin sich der Fürst befand. Diese Zahl und Farbenangabe erinnert an die Bauart von *Ekbatana* und den achtstockigen Belusthurm zu Babel; ja noch gegenwärtig hat die berühmte Pagode zu Cheringham sieben Quadrathöfe, aus deren Mitte sie sich erhebt. Auf gleiche Weise beschreibt uns nun das Drama aus der Zeit Christi den prächtigen Pallast der *Vasantasenâ*: durch einen hohen, gewölbten Thorweg, über dessen Bogen Fahnen wehten und dessen Pfeiler als Capitäler chrystallene Vasen mit jungen Mangobäumen trugen, während Jasmingewinde sich an die Pfosten hinaufrankte, gelangte man in den ersten Hof, unbedeckt wie die übrigen, aber an beiden Seiten mit bedeckten Säulengängen eingefafst, aus denen Treppenfluchten zu den obern Zimmern der Seitenflügel führten; die Höhe erhellt daraus, dafs es heifst: die chrystallenen Fenster hätten auf die Stadt herabgeblickt. In diesem Hofe safs ein Thürhüter im Lehnsessel. Im zweiten sah man zu beiden Seiten die Ställe mit ihren Stieren, Rossen und Elephanten; der dritte Hof war Sammelplatz der schönen Welt, welche der Vasantasena ihre Huldigung brachte; hier schlenderten die Herren herum und betrachteten die Gemälde ihrer Angebeteten, auch standen Tische und Stühle hier und Maitreya findet ein aufgeschlagenes Buch auf einem Spieltische liegen. Der vierte Hof war nur der eigentliche Concertsaal; hier lasen junge Dichter ihre Schauspiele und Gedichte vor, andere begleiteten ihren Gesang mit der *Vina*, Jungfrauen sangen oder übten sich in Tänzen. Um Kühlung zu verbreiten hingen hier zierliche Vasen mit kaltem Wasser umher. Der fünfte Hof rückt dem Hauswesen näher, denn hier war die Küche, woselbst Fleischer und Confectbäcker beschäftiget waren; der sechste enthielt die Schätze der Herrschaft und Wohnungen des Gesindes, auch gingen fremde Beschauer umher um den Luxus zu bewundern, denn hier safsen die Juwelire, untersuchten und schliffen Corall und Edelsteine, bohrten Perlen und fügten sie zum Schmucke. Der siebente Hof der Vasantasenâ war, vielleicht aus Liebhaberei, eine Vogelhecke mit dem schönsten singenden Geflügel angefüllt, welches hier in Käfigen auf den Balconen stand oder daran herabhing; der achte endlich Sitz der Herrschaft selbst und von ihm gelangte man in den geräumigen Garten, der sich um das Gebäude herzog und mit den herrlichsten Blumen prangte, während die Bäume unter der Last köstlicher Früchte sich beugten und seidene Schaukeln für junge Mädchen dazwischen hingen.

Es bleibt uns nun noch übrig den Inhalt der beiden Stücke selbst kurz anzugeben. Das erste führt den Namen *Mrichchakati* (von *mrit* Thon und *sakata* Wagen) das Kinderwägelchen, weil ein solches Spielzeug darin zur Auflösung mitwirken mufs; der Titel hätte ebensowohl lauten mögen: Sieg der Liebe, die belohnte Treue, oder dergleichen. Zugeschrieben wird es dem Könige Sûdrakas von Ugain, der nach der Sage im letzten Jahrh. vor, nach geschichtlichen Combinationen aber in den beiden ersten Jahrhunderten nach unsrer Zeitrechnung lebte, womit dann auch alle Beziehungen des Drama stimmen. Der Verfasser giebt seinen Personen nur Stellen des Epos, nicht aber aus den Puranas in den Mund, woraus man schliefst dafs wenigstens diejenigen mythischen Schriften, welche die Vorstellungen der epischen Gedichte amplificiren, noch wohl nicht bekannt waren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Theater der Hindus. Aus der englischen Uebertragung des Sanskritoriginals von Horace Hayman Wilson, metrisch übersetzt. Erster Theil.

(Schluſs.)

Der Stil ist einfach wie in den ältern Schriften; die Stadt Palibothra war damals noch vorhanden (S. 131); der gröſste Beweis für das Alter des Stückes ist aber die genaue und aus dem Leben copirte Schilderung der Buddhistengebräuche, die noch öffentlich ausgeübt und anerkannt werden, wie es nur in den letzten Jahrhunderten vor und dem ersten nach unsrer Zeitrechnung stattfand. Die letzte Aufführung des Drama muſs ebenfalls in eine frühe Periode fallen, denn der Verfasser des Segensspruches hält zugleich eine Lobrede auf den Feuertod, dem der König Sudrakas sich im Alter unterworfen: dieser Selbstmord aber wird in allen bekannten gesetzlichen Bestimmungen verboten. Das Stück ist reich an komischen Situationen, aber auch an schönen poetischen Schilderungen der Natur, die den Wechselgesängen der lyrischen Gedichte gleichen, z. B. im 5. Act:

Die Wolken hängen an des Berges Gipfel
Dunkel und tröpfelnd, dem gepreſsten Herzen
Der Gattin gleich, die tief um ihres Herrn
Abwesenheit sich grämt. —

und sodann vom Blitz und Regen:

Der Himmel läſst zur Erde eine Kette
Von Silber nieder; und die Erde selbst
Mit Blüthen leuchtend, holden Duft verbreitend,
Wird wie von demantschaft'gen Speeren jetzt
Durchbort von Regenschauern.

Stellen, in denen man jedes Wort zurückübersetzen könnte und die schwerlich vom Original viel abweichen. Der Held des Stückes ist ein rechtschaffner Bráhman Charudatta, durchaus edel gehalten und voller Güte gegen seine Gattin und Hausgenossen; selbst der einzige Flecken, seine Liebe zu Vasantasenâ ist mehr platonischer Art und wird von seiner Gattin gebilligt; durch groſse Freigebigkeit verarmt, ist er jetzt von allen Freunden gemieden und dieſs eben seine Trauer:

Ich klage nicht um das verlohrne Gut:
Doch tief betrübt mich, muſs ich dir gestehen,
Daſs nicht der Gast mehr meine Wohnung sucht,
Seitdem der Reichthum draus entflohen ist.
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig
Des Elephanten breite Stirne fliehen,
Wenn eingetrocknet drauf der Thau erstarrte,
So kommen sie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Der einzige Maitreya ist ihm getreu geblieben, ein ehrlicher aber beschränkter Priester, der das Ganze mit seinen naiven Späſsen würzt; er beklagt am meisten daſs er nicht mehr an Charudattas reichem Tische sich laben könne: „in seinen guten Tagen, sagt er, war ich gewohnt mich vollzustopfen, bis ich nichts mehr essen konnte, mit duftenden Gerichten, so daſs ich endlich selber duftete; dann saſs ich in jenem Thorwege, mich dehnend und mir die Finger färbend, wie ein Maler, dadurch daſs ich in dem bunten Confect herumwühlte, oder auch mit Muſse wiederkäuend, wie eine wohlgenährte Stadtbulle". Die zweite Hauptperson ist Vasantasenâ, eine Hetäre mit glänzenden Eigenschaften; reich und angesehen, verschenkt sie nur nach Neigung ihre Gunst; sie liebt den Charudatta, den sie in einem Lustgarten gesehen und umsonst sucht der Schwager des Königs, Sansthanaka, sie durch List und Gewalt zu erobern. Diese ist die Meisterrolle des ganzen Stückes und sehr wohl gehalten: frivol und boshaft, kalt und grausam, pocht er unaufhörlich auf sein Ansehen und seine Verschwägerung; giebt sich den Schein einer groſsen Belesenheit in den epischen Gedichten, hat aber beständig das Unglück Facta und Personen zu verwechseln und mit sichtbarem Wohlgefallen hat der Dichter diesen Indischen *parvenu* so keck und grell auftreten lassen, um ihn mit dem Fürsten in sein Nichts zurück-

Digitized by Google

zustürzen. So ziehen sich durch das Drama zwei feindliche Gegensätze: die Liebe der beiden Hauptpersonen und die Intriguen des Sansthanaka, durch welche der arme Charudatta in immer neuen Verdacht schwerer Verbrechen geräth und unser Mitleiden für ihn bis zur Entwicklung sich steigert. Viele Episoden sind eingefügt, welche sämmtlich dazu beitragen sollen die Charactere in ein helleres Licht zu setzen; dahin gehört die Scene eines Spielers im 2ten Acte: ein solcher Taugenichts wird wegen Spielschulden verfolgt, flüchtet sich in einen Tempel und stellt sich als Götterstatue auf ein Postament hin; er wird hier von den Verfolgenden geknifft und gehänselt, aber erst als sie an zu würfeln fangen, zieht ihn die Leidenschaft herab; er flieht nun, nach einigen Schlägen, in das Haus der Vasantasena welche grofsmüthig seine Schulden bezahlt, worauf er, um ein müfsiges Leben zu führen, Buddhabettler wird. Die Scene eines Diebstahls, im 3ten Act, ist ergötzlich, zeugt aber von einer schlechten Polizei in Ujjayini; der Zweck ist hier ein gedoppelter; es soll die Kunstliebe des Charudatta verrathen werden: „was giebts hier, sagt der Dieb, eine Trommel, ein Tamburin, eine Laute, Pfeiffe; hier sind Bücher; zum Henker, bin ich denn in das Haus eines Tänzers oder eines Poeten gerathen"? der Dieb aber will mit dem gestohlnen Schmuck, den Vasantasena ihrem Geliebten hatte zugespielt, seine eigne Geliebte, die Dienerin der Vasantasenâ, lösen; bei einem Rendezvous mit ihr, erkennt sie die Schnur und verräth einen Antheil an Charudatta, worüber der junge Mann entrüstet wird und einen Sermon hält, der einem eifersüchtigen Liebhaber nicht übel steht:

Es hüte sich der Jüngling
Der Tugendhafte vor des Weibes Reizen,
Sie blühen sich wie Kirchhofsblumen auf, —
Des Meeres Wellen sind beständiger,
Das Abendroth nicht so vorübereilend
Als eines Weibes Liebeszärtlichkeit.
. . . . . .
Warum erwarten, was Natur versagte?
Der Lotos blüht nicht auf des Berges Gipfel
Das Maulthier trägt die Last des Pferdes nicht,
Das Gerstenkorn sprofst nimmer auf als Reis
Und keine Tugend weilt in Weibes Brust.

Uebrigens schenkt Vasantasena ihrer Dienerin die Freiheit und erwirbt sich auch von dieser Seite Liebe und Dank. Der 5te Act schildert den Besuch der beiden Hauptpersonen; er ist, als das Centrum des Drama, der Liebe Triumph und des Dichters, der hier in lange Naturschilderungen sich ergiefst, bevor er das Gewitter über Charudattas Haupt losbrechen läfst. Er hat dazu den Zeitpunct gewählt, wo ein Usurpator Aryaka, der bereits grofsen Anhang gegen den despotischen Fürsten sich erworben, aus den Staatsgefängnissen entrinnt und sich in Charudattas Wagen rettet, der die Vasantasena nach einem Vergnügungsorte fahren soll. Diese steigt aus Versehen, im Marktgedränge, in den Wagen des Sansthanaka, der ihn vom Lande heim holen sollte und wir fürchten nun für Beide, da Charudatta den Verdacht der Verrätherei auf sich ladet und Vasantasenâ ihrem Verfolger zugeführt wird. Belustigend ist noch die Prügelscene der Wache, die den Wagen visitiren will, so wie die Ueberraschung des Maitreya, als er im Begriff die Gebieterin seines Freundes mit Zärtlichkeit aus der Sänfte zu heben, entdeckt dafs „statt einer Vasantasenâ ein Vasantasenus drinnen sitze." Endlich langt auch Vasantasena an, wo Sansthanaka und der Vita schon lange auf den Wagen warteten:

Sansthanaka: Meister, die Sänfte ist da.

Vita: Woher weifst du das?

Sanst. Hörst du es nicht schnauben wie ein altes Schwein?

Vita: Du hast Recht, da ist sie.

Sanst. Nun, mein lieber Sthavaraka, bist du endlich gekommen?

Sthavaraka: Ja, Herr!

Sansth. Und der Wagen?

Sthav. Hier ist er, Herr!

Sansth. Und die Ochsen?

Sthav. Hier sind sie!

Sansth. Und du selbst?

Sthav. Hier sind wir allesammt, gnädiger Herr!

Sansth. So fahr herein!

Sthav. Wo? Herr!

Sansth. Hier, wo die Mauer durchbrochen ist.

Sthav. Das ist unmöglich, das würde das Vieh tödten und den Wagen zerschmettern und obendrein würde ich den Hals brechen.

Sansth. Vergifs nicht, Schlingel, dafs ich des Königs Schwager bin! Wenn das Vieh stirbt, da kaufe ich anderes, geht der Wagen entzwei, so lafs ich mir einen neuen machen, und brichst du den Hals, so mufs ich mir einen andern Treiber miethen.

Digitized by Google

Sthav. Das ist sehr wahr, gnädiger Herr! Der Verlust wird auf meiner Seite seyn, denn ich bin nicht im Stande, mich mir wieder zu schaffen.

Die Arme wird nun, wie sich denken läſst, mit höhnischer Freude empfangen, endlich vom Sansthanaka gemiſshandelt, für todt zurückgelassen und Charudatta von jenem des Mordes angeklagt. Das Gericht verurtheilt ihn zum Tode, weil so manches von gewichtigen Zeugen gegen ihn vorgebracht wird und Keiner seine Unschuld darthun kann, so offen und derb auch Maitreya über die Cabale des Sansthanaka redet: „Du schändlicher Königsschwager, du Gefäſs angefüllt mit Allem, was der Menschheit gehäſsig ist, du mit goldnen Spielsachen behängter Affe, wiederhole es noch einmal in meiner Gegenwart, daſs mein Freund, der nie in seinem Leben eine Blume auf eine rauhe Weise abgepflückt hat, der niemals mehr als Eine zur Zeit abbrach, und immer die jungen Knospen unberührt lieſs, wiederhole es, daſs er ein solches, in beiden Welten gleich verhaſstes, Verbrechen begangen habe, und ich will dir den Kopf in tausend Stücke zerschlagen mit diesem Stock, der so knotig und so verdreht ist, wie dein eignes Herz"! Nach langen Verhandlungen wird Charudatta, im 10ten Acte, zum Richtplatz geführt und nimmt rührenden Abschied von Allen, besonders von seinem Kinde:

Komm her, mein theures Kind! die kleinen Hände
Vermögen schlecht, die letzten traur'gen Tropfen
Auf ihres Vaters Brandmahl hinzusprengen.
Nur spärlich schlürft mein Geist noch deine Liebe,
Im Himmel folgt dann schmerzlich langer Durst. —
Ein traurig Angedenken laſs ich Dir,
Du künftig zu Dir von dem Vater spricht. —
Nimm diese heil'ge Schnur, da sie noch mein ist,
Sie, des Brahmanen höchster Schmuck, mein Knabe,
Ist nicht von Gold und nicht von Edelsteinen,
Doch dient mit ihr den Weisen Er und Göttern.
Sey Deine Zierde sie, wenn ich gestorben.

Plötzlich aber wendet sich alles zum Besten, wobei freilich der Knoten zerhauen wird, denn Aryaka wird König, Vasantasena ist zu sich gekommen, mehre Zeugen treten für Charudattas Unschuld auf und dieser, mit der Geliebten vereint, vergiebt noch am Schlusse dem Sansthanaka der nun selbst in sein früheres Nichts gestürzt ist. —

Das zweite Drama: *Vikrama* und *Urvavî* (*Vikramorvasî*) der Held und die Nymphe, aus welchem sich eine glänzende Oper machen lieſse, ist aus dem letzten Jahrhunderte vor Chr., von dem berühmten Kalidasa, dessen blühende Poesie hier in ihrem schönsten Schmucke sich zeigt. An Kunstwerth übertrifft das Stück voriges Schauspiel bei weitem; die eigentliche Schicksalsidee durchdringt und leitet das Ganze, es ist der göttliche Rathschluſs, dem sich die höchsten Sterblichen, die halbgöttlichen Nymphen, ja Indras selbst, dem Zeus vergleichbar, fügen müssen. Das Süjet ist aus der heroischen Mythologie genommen: die Liebe der Urvasi, einer Apsaras oder Oceansnymphe von groſser Schönheit, zu einem irdischen Könige, Pururavas, daher die Scene bald im Himâlaya, bald am Hofe des Fürsten, in der Stadt am Zusammenfluſse des Yamunâ und Ganges, seit Akber Allahâbâd genannt. Die Charactere sind vortrefflich und mit vieler Menschenkenntniſs angelegt: Urvasi zart, treu und mit Bewuſstseyn ihrer himmlischen Würde und Schönheit, der König planlos und unschlüſsig, vorzüglich wegen seiner Untreue gegen die rechtmäſsige Königin, eine Tochter des Königs von Benares, der er sogar zu Füſsen fällt, als sie aus den Schmeicheleien ihres Gatten grade auf seine Kälte schlieſst und endlich noch einen Liebesbrief der Urvasi an ihren Gemahl gefunden. Ein ziemlicher Beweis für die damalige Monogamie der Indischen Fürsten. Das Thema scheint vor den beiden Puranas: Vishnupurâna und Padmapurâna, welche dasselbe behandeln und aus denen W. die Legende mittheilt, bearbeitet, jedoch zieht sich nur der Faden des Mythus durch das schöne Drama, welches so unendlich reich an prächtigen Schilderungen von Kalidasas eigner Erfindung ist. Bald sehen wir das Hofleben in seiner Pracht, bald erscheint die Göttin aus der Luft und birgt sich, nur dem Geliebten sichtbar, in Glanz, Nebel oder die Mâyâ ihres Schleiers; bald klagt sie um ihn, bald sucht der verliebte König die Einsamkeit, in jeder Naturschönheit theilnehmende Stimmen seiner Liebe vernehmend. Der schönste Act ist der vierte, eine Art Melodram, fast gänzlich im weichen Prakrit, und bloſs eingeführt, wie es scheint, um der Poesie freien Lauf zu lassen, denn kein Indisches Drama hat einen ähnlichen. Die Scene ist in einem Walde des Himalaya, wo Urvasi vom Könige gesucht wird: sie hatte im Himmel ihre Liebe zu Pururavas verrathen und war so lange zur Strafe auf die Erde gebannt, bis der König einen Sohn von ihr sähe; jetzo klagt er in diesem Intermezzo, welches mit

Digitized by Google

Musik und Chören hinter der Scene ganz zum Singen bestimmt ist, um die Verlohrne, und die Nymphe Chitralekhâ desgleichen um die Freundin. Z. B.

Chor: *Am Himmel tönen holder Stimmen Klänge*
Da um die Freundin jede Nymphe weint,
Und sich vermischend, klagen die Gesänge,
Dafs sie nicht mehr mit ihnen sich vereint.
So kommt des Schwanes klagend Lied gezogen,
Den Strom entlang, wo roth der Lotos blüht,
Wenn auf den leichtbewegten Silberwogen
Des Morgens holder Sonnenstrahl erglüht.

Chitralek.: *Die Schwäne ziehen den Ström entlang,*
Beklagen den Freund der geschieden;
Sie hauchen den Schmerz in Trauergesang
Und finden weinend Frieden.

Und in dieser Abwechslung von Chor und Lied geht es fort bis der Fürst eine Weinrebe anredet und umarmt und diese sich plötzlich zur Urvasi verwandelt, denn der ewige Rathschlufs des Schicksals lautete, dafs sie, die Grenzen überschreitend, zu einer Schlingpflanze werden sollte. An den Hof zurückgekehrt, bringt ein Einsiedler dem Pururavas einen Knaben Ayush, den Sohn des Königs mit Urvasi: sie hatte ihn dem Geliebten verborgen, weil Indras den Ausspruch gethan, dafs sie in den Himmel zurückkehren müsse, sobald der Fürst den Sohn gesehen; nun aber wird er zurückgegeben, weil er im Walde einen Habicht erlegt und diese Blutthat ihn von der frommen Einsiedelei verbannt. Mit Schmerzen denkt Urvasi an die Trennung, allein Naradas der Götterbote erscheint, weihet den Ayush zum königlichen Mitregenten, vereint aufs Neue das Paar und auf die Frage, ob der Fürst noch etwas vom Indra zu erbitten habe, wünscht Pururavas noch am Schlusse:

Nicht stehe feindlich mehr in wildem Streit
Entgegen sich Glück und Gelehrsamkeit;
Es möge sie fortan Ein Band verschlingen
Den Menschen wahre Wohlfahrt zu erringen!

Wie, sollte auch Kalidasa die Erfahrung gemacht haben, dafs die Kunst nach Brodt gehen mufs? Fast scheint es so.

v. Bohlen.

XLVI.

1) *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfafst von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; auf Allerhöchsten Befehl aus dem Mongolischen übersetzt von Isaac Jacob Schmidt. St. Petersburg* 1829. *gr.* 4.

2) *Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben. Leipzig* 1828.

Zweiter Artikel.

Es ist der Geist, der Einzelnen wie ganzen Nationen einen fortwährenden Einflufs sichert bei den Zeitgenossen und den kommenden Generationen; es ist ihr Geist, der da bewirkt, dafs Menschen fortleben und nicht unbemerkt, oder wie gewaltige Naturerscheinungen blofs schreckenerregend und verderbungsvoll in der Weltgeschichte vorüberziehen. Griechen und Römer wie die Juden und Altperser sind als Nationen untergegangen; ihre Geisteserzeugnisse, ihre Cultur, ihre Gesetze und Sitten waren und sind aber noch heutigen Tags von grofsem Einflusse auf einen grofsen Theil der Völker der Erde, während die eben so grofsen und noch gröfsern Reiche der Gothen, Hunnen und Mongolen, was sie selbst betrifft, blofs wie ein Erdbeben, oder wie ein Länder und Städte verwüstender Orkan dahingefahren. Gothen und Hunnen waren ohne irgend einen bekannten, wenn auch nur mittelbaren, geistigen Einflufs, — nicht so die Mongolen. Ohne eine eigenthümliche festgewurzelte Civilisation, konnten sie zwar durch sich selbst, eben so wenig wie Gothen und Hunnen, auf keiner der von ihnen unterjochten Nationen von irgend einer erspriefslichen geistigen Wirkung seyn, sondern waren vielmehr allen Rückwirkungen der geistig selbstständigen Nationen ausgesetzt; — Tschinggischan und seine Nachkommen sind aber von einem grofsen, nicht selten übersehenen mittelbaren Einflufs in der Culturgeschichte der Menschheit. Sie haben Nationen befreundet, die sich seit Menschengedenken fremd geblieben waren und unter dem Schutze ihrer Weltherrschaft konnten Künste und Wissenschaften von dem äufsersten Osten nach dem Herzen Europas wandern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

1) *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfaſst von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; auf Allerhöchsten Befehl aus dem Mongolischen übersetzt von Isaac Jacob Schmidt.*

2) *Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben.*

(Fortsetzung.)

Man bedenke nur, daſs alle die Künste und Erfindungen, die das funfzehnte Jahrhundert zu Tage förderte, lange schon vor den Zeiten, wo die Kreuzzüge und die Mongolenherrschaft das Abendland mit dem Morgenland in Verbindung brachten, im Orient bekannt waren; man erinnere sich daſs Abdalla Beidavi schon gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die chinesische Typographie kennt und ihr Verfahren genau beschreibt (S. 6. ed. Müller); man übersehe nicht daſs die chinesische Rechenmaschiene (*Suan puan. Morris* tonisch. Wörterbuch 9632) durch die Mongolen nach Raſsland und Polen gekommen ist, und man wird es nicht unwahrscheinlich finden, daſs wir einen groſsen Theil unserer jetzigen Civilisation den Verheerungszügen der Mongolen zu verdanken haben *).

Durch diese wundervolle Weltherrschaft der Mongolen erhalten wir ferner Berichte von den verschiedensten Nationen über dieselben Begebenheiten; Griechen, Lateiner, Perser, Araber, Syrer, Armenier, Chinesen, Slaven und Mongolen selbst überlieferten uns Nachrichten von den auſserordentlichen Eroberungen des Tschinggis und seiner Nachkommen. Kein Ereigniſs der Weltgeschichte hat, die Sündfluth ausgenommen, so viele verschiedene Nationen zugleich berührt und auch diese Thatsache kann uns für die Culturgeschichte der Menschheit wichtig werden; denn einzelne und ganze Völker charakterisiren sich vorzüglich dadurch, wie sie dieselben Erscheinungen verschieden auffassen und darstellen. Eine Charakterisirung der griechischen und lateinischen Nachrichten halten wir hier für unnöthig; die Nachrichten, die uns Vincenz von Beauvais in seiner allgemeinen Weltgeschichte (*speculum historiale*) überliefert hat, scheinen uns bei weitem die vorzüglichsten. Vincenz spricht über die Mongolen, wie über viele andere Begebenheiten seiner und der vorhergegangenen Zeiten, als ein unpartheiischer, kritischer Forscher, — und wissen konnte der Mann gar Vieles. Ob wohl Europa jetzt in einer innigern Verbindung steht mit Asien, als im dreizehnten Jahrhundert? Ueber die persischen und arabischen Quellen zur Geschichte der Mongolen finden sich ausführliche Nachrichten in der Vorrede zur *Histoire des Mongoles par d'Ohsson, Paris* 1824. Der Verfasser dieser Geschichte scheint die Studien eines ausgezeichneten, bekannten Orientalisten benutzt zu haben; Manches in diesem Werke beurkundet eine besondere Nachlässigkeit. So wird auf der Karte das kleine chinesische Feudalreich Hia mit Tangut verwechselt. Bei weitem die wichtigste persische Quelle ist die Annalensammlung des Groſs-Vesirs Raschid-eddin; er und andere persischen Schriftsteller schöpften so wie die chinesischen Historiker aus den einheimischen mit mongolischer Schrift und in mongolischer Sprache geschriebenen Monumenten und die Nachrichten dieser beiden Nationen müssen demnach nothwendig übereinstimmen. Der Druck dieses Werkes würde der Geschichte Mittelasiens sehr förderlich seyn und es ist zu hoffen daſs Ruſsland, wo in so kurzer Zeit schon so viel für die asiati-

*) Man vergleiche die gelehrten und geistreichen Betrachtungen Rémusats in seinem zweiten *Mémoire sur les relations politiques des princes chrétiens avec les empereurs mongoles* S. 158 folg.

Digitized by Google

sche Literatur geleistet wurde, auch dieses Verdienst für sich in Anspruch nehmen wird; in der Bibliothek von Ardebil haben sich nämlich auch zwei Handschriften der Annalensammlung Raschid's vorgefunden.

Die syrischen Chronisten setzen wir als bekannt voraus; wenige mögen aber von armenischen Quellen zur Geschichte der Mongolen Kunde haben. Es erging den armenischen Gelehrten und Priestern im dreizehnten Jahrhundert nicht besser als allen übrigen, die sich unter das Mongolenjoch beugen mufsten; ein Theil von ihnen ward getödtet und die Uebergebliebenen als Sklaven verkauft. Von den persischen Gelehrten sollen nach dem Zeugnisse Iben Batutas nur zwei der Vertilgungswuth der Barbaren entgangen seyn und der Vesir Alaied-din sagt in der Vorrede zu seiner Geschichte des Welteroberers „dafs alle Gelehrten Khorassans durch das Schwerdt der Mongolen umgekommen sind" (*d'Ohsson XXI.*). Der armenische Historiker Wanagan ward wie der Suphi Attar um 50 Piaster als Sklave verkauft. Dieser Mönch, diefs ist die Bedeutung von Wanagan, hiefs mit seinem eigenen Namen Johannes und war der ausgezeichnetste Zögling des berühmten Mechitar Cosch; er beschrieb die Geschichte seiner Zeit vom Jahre 1236—1265 und berichtete in diesem Werke Alles, was er über das Herkommen und die Geschichte der Mongolen erfahren konnte. Dieses Werk kennen wir jetzt nur aus den Anführungen bei Cyriakos und Wartan dem Grofsen und aus einzelnen daraus erhaltenen Bruchstücken; aller Nachforschungen ungeachtet, konnte man bis jetzt noch keine Handschrift der Geschichte Wanagans auffinden. Dies ist desto mehr zu bedauern, weil die allgemeine Weltgeschichte Wartans (geht bis 1267) die Geschichte Wanagans voraussetzt; Wartan beginnt sein berühmtes, leider noch ungedrucktes Werk mit der Erschaffung der Welt und berichtet das Merkwürdigste aus den syrischen, griechischen, persischen, hebräischen und mongolischen Geschichtsbüchern und andern Monumenten über die Geschichte dieser verschiedenen Nationen; — bei der Darstellung der gleichzeitigen Begebenheiten beruft er sich aber gewöhnlich auf das, wie es scheint, damals sehr verbreitete Werk Wanagans (vergl. unsere Jahrbücher vom vorigen Jahr S. 358). Hieher gehört auch die Geschichte Armeniens des Mönchs Cyriakus, von Tiridat dem Grofsen bis zum Tode Hethums I. d. h. von 300—1269 und das Werk eines andern Mönchs, Malachias mit Namen. Die Geschichte der Orbelier, die schon im Jahre 1775 zu Madras gedruckt wurde, die dann St. Martin im zweiten Bande seiner *Mémoires sur l'Arménie* mit einer Uebersetzung begleitete, enthält ebenfalls Vieles zur Geschichte der Bogenschützen, — dies ist der gewöhnliche Namen der Mongolen bei den armenischen Skribenten. Die Geschichte der Orbelier ist aber keineswegs, wie Lacroze und St. Martin glaubten, ein Werk des berühmten Erzbischofs von Sünik, Stephanus, sondern eines viel spätern Autors. Dies ergab sich aus einer sorgfältigen Vergleichung mit der handschriftlichen Geschichte der Provinz Sünik von Stephanus, die sich auf St. Lazaro befindet (*Quadro della storia litteraria di Armenia da Sukias Somal* S. 119). Der fanatische Hafs der Chinesen in der Vertilgung der historischen Monumente nach dem Untergange der Dynastie Iwen ist sicherlich nicht so grofs gewesen, wie Schmidt (XI) anzunehmen scheint; würden sich sonst so ausführliche Nachrichten erhalten haben und würde ihre Geschichte dem Kang mo des Tschuhi hinzugefügt worden seyn? Gaubil, Wisdelou, Mailla und vor Kurzem der Archimandrit Hyakinth haben hinlänglich gezeigt, welche reichlichen Quellen in der Literatur des Mittelreichs über die Geschichte der Mongolen vorhanden sind. Die Slaven waren zu der Zeit zu sehr erniedrigt, als dafs wir ein bedeutendes historisches Werk über Tschinggis und seine Nachfolger von ihnen erwarten könnten. Das Andenken an die Mongolen hat sich aber allenthalben in den Volksgesängen bis auf den heutigen Tag erhalten. Man erinnere sich an die erst vor Kurzem aufgefundene altböhmische National-Gesänge. Die Nachrichten der Mongolen selbst finden sich, wie wir oben schon bemerkten, bei Alaieddin, bei Raschid und bei einigen andern persischen Skribenten dieser Zeit; doch verstand keiner dieser Historiker die Sprache seiner Gebieter und daher entstand die beinahe durchgehende Verwechselung der Mongolen und Türken. Babur hingegen, dessen Denkwürdigkeiten viel zu wenig bekannt und nicht nach ihrem Werthe gewürdigt worden sind, kennt beide Nationen, Türken und Mongolen ganz genau; die Fragmente mongolischer Volkslieder, und die Erinnerungen aus dem frühern Leben der Nation, die sich hier vorfinden, dürften bei einer allgemeinen Geschichte dieses Volkes nicht übersehen werden. Der Verfasser der vorliegenden Geschichte der Mongolen lebte lange nach

Digitized by Google

den Eroberungen des Tschinggis und seiner Söhne; sein Werk hat defshalb blofs den Werth einer einheimischen historischen Compilation; er hat, wie am Ende (S. 299) berichtet wird, sein Werk aus vier mongolischen und drei chinesischen zusammengetragen und im Schin-bars-Jahre (1662) im 59sten Jahr seines Alters vollendet. Ssanang Ssetsen leitet seinen Stammbaum bis auf Tschinggis zurück; er war ein Fürst des zahlreichen Stammes Ordus, der häufig in dieser Geschichte erwähnt wird.

Ueber die älteste Geschichte des Volkes erfahren wir wenig Neues, was zugleich haltbar wäre; die Genealogie des Tschinggis, (dessen Name auch hier (S. 71) dem zufälligen Gezwitscher eines Vogels zugeschrieben wird), die hier auf die Könige Tibets zurückgeführt wird, ist eine Frucht des Buddhaismus und die Umtaufung des ursprünglichen Volksnamens Bédé in den von Mongol (nach Schmidt von *mong*, welches trotzig heifst) mag wohl eine poetische Ausschmückung seyn. Hat nicht die ganze Erzählung Ssanangs von Tschinggis einen poetischen Anstrich? Aehnlich klingende Namen wie Bede bei Ptolmäus oder Arrian beweisen wenig, so wie eine Vergleichung der Bede mit den nordischen Barbaren, chinesisch Peti genannt, ganz unstatthaft ist; ein *nomen appellativum* kann doch für ein *nomen proprium* nichts beweisen. Und kommen denn die Mongolen unter ihrem Namen nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert in der Geschichte vor (*Mailla Hist. gén. de la Chine VIII.* 518)? Freilich mufs zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, dafs der genaue Windelen noch glaubt zweifeln zu müssen, ob mit demselben Namen auch dasselbe Volk gemeint sey (Zusätze zu Herbelot 4. Ausgabe S. 333). Wir gestehen demnach dafs wir uns bei der vereinzelt dastehenden Angabe eines sich so grobe geschichtliche Versehen schuldig machenden Schriftstellers, wie Ssanang, noch nicht befriedigen können und dafs es uns scheint, man müsse die bei den Chinesen vorkommenden Völkernamen zuerst genau untersuchen, ehe man ein entscheidendes Wort sprechen dürfte. Mag es aber mit den Bede stehen, wie es wolle, der Tagesbefehl des Tschinggis ist nicht weniger schön und kräftig; die Etymologie Schmidts von Mongol und was er gegen Raschid bemerkt, scheint durchaus gegründet.

Die Züge Temudschin's gegen die Namians, gegen Ungkhan und die Niutsche, deren Dynastie die goldne (Kin, Altun) hiefs, sind für denjenigen, der etwas von der chinesischen Sprache, ihrer Geschichte und ihren Sitten kennt, ziemlich deutlich. Wie schwer es aber für jeden andern ist, sich unter diesen verwirrenden Namen und Titeln zu Recht zu finden, sieht man daran, dafs auch ein so ausgezeichneter Forscher, wie Schlosser, sich nicht gegen Versehen bewahren konnte. Die grofsen Tartarenreiche, die im Laufe der Zeiten auf einander folgten und bald einen gröfsern, bald einen geringern Theil des nördlichen Chinas eroberten, sind die Reiche der Hiongnu (von 126 vor bis 329 nach Christi Geburt), der Khitan oder Leao (von 915—1125), der Niutsche oder Kin (von 1115—1234) und der Mongolen oder Iwen (von 1206—1368). Alle frühern Tartarenreiche begnügten sich mit einem Theile des nördlichen Chinas, der von seinen Beherrschern, den Khitan, selbst den Namen Khatai erhalten hat; der Nachfolger des Tschinggis eroberte zuerst auch den südlichen Theil des grofsen Reiches, das zuerst von den Indiern sogenannte Grofstschin (*Mahatchin*); den Mongolen folgten, nach dem Erlöschen der Ming, die Nachkommen der Niutsche, die Mantschu oder Thsing. Die Dynastien dieser Barbaren nahmen nach chinesischer Sitte gewöhnlich Ehrentitel an und solche Titel sind Leao, Kin, Iwen und Thsing. Diese Ehrenbenennungen der herrschenden Familien sollten nicht mit dem eigenen Namen des Volkes verwechselt werden; es gab blofs eine Dynastie Kin und ein Volk der Niutsche. Nennt man wohl die Chinesen Ming, Tang u. s. w., nach dem Titel ihrer Herrscherfamilien? Ung-Khan oder Ong-Chaghan war aber keineswegs Fürst der Khitan, deren Reich, wie wir gesehen haben, längst schon von den Niutsche zerstört war (Schlosser Weltgeschichte III. 2. 1. S. 268), sondern Chaghan der Kerait, einer mongolischen Völkerschaft nahe am Onon-flusse. Ong-Khan ist der berühmte Priester Johannes, dessen Christenthum wir weder mit Schlosser noch mit Schmidt für ein blofses Märchen der Missionarien halten können. Man möchte schon *a priori* behaupten, dafs eine so allgemein geglaubte, während vieler Jahrhunderte sich erhaltende Sage, wenigstens einen Schein der Wahrheit zum Grunde haben müfste, — und finden sich denn nicht wirklich Spuren des Christenthums in Hoch- und Nordasien? Haben sich die Syrer Mares und Abulpharadsch mit Plan Carpin und Marcopolo zur Verbreitung dieser Fa-

Digitized by Google

bel verschworen? Ist nicht Abulpharadsch ganz genau von dem Jahre der Bekehrung der Kerait, die er Crith oder Cherith nennt (Berith ist ein Schreibfehler), unterrichtet (398 der Hedschra)? Es soll auf das Zeugnifs des Bischofs von Gabal bei Otto von Freisingen (VII. 33.) und auf das viele Fabeln enthaltende Document bei Assemani (*Bibl. orient. III.* 2. 490) kein besonderes Gewicht gelegt werden, aber Raschid, der muselmännische Raschid, der nach mongolischen Quellen arbeitete, sagt ausdrücklich, „dafs die Lehre Jesu zu den Kerait gekommen sey und dafs diese nach seinem Gesetze lebten" (die Stelle ist im persischen Original abgedruckt bei *St. Martin Mém. sur l'Armenie II.* 280)? Es wäre lächerlich Raschid eines Einverständnisses mit den Christen zu beschuldigen. Schmidt bringt die Angabe von dem Christenthum der Kerait mit dem berühmten Monument von Singanfu in Verbindung (384) und erklärt diese Inschrift für falsch, ohne aber innere Gründe für seine Meinung anzugeben. Sch. scheint aber von der Geschichte dieser merkwürdigen Betrügerei nicht genau unterrichtet zu seyn; ich sage Betrügerei, weil ich nach einer langwierigen, gewissenhaften Untersuchung zu diesem Resultate gekommen bin. Ich hoffe an einem andern Orte dieses aus dem Steine selbst mit solchen schlagenden Gründen darthun zu können, dafs der Streit hierüber mit einem Male geendet seyn wird. Hier nur Einiges. Die Verfasser der Inschrift waren Syrer, oder stammten doch wenigstens aus Syrien und waren in beständiger Verbindung mit dem Abendlande, — wie so kommt es, dafs sie Tatschin (das Abendland) grade so, wie die chinesische Geographie unter den Tang beschreiben? Haben die Spanier und Portugiesen, die Holländer und Engländer in den Monumenten, die sie auf fremdem Boden zurückgelassen haben, Europa und ihr Vaterland nach der Wahrheit oder nach den fabelhaften Ansichten fremder Nationen beschrieben? Haben die Chinesen selbst Judäa jemals Tatschin genannt und hiefs der Westen nicht Fulin zur Zeit der Inschrift? Auf den chronologischen Fehler in Betreff der syrischen Patriarchen (von 3 Jahren) wollen wir kein besonderes Gewicht legen; Renaudot's Grund ist zwar unhaltbar, denn es herrschte grade unter den Tang viele Verbindung zwischen Ost- und Westasien. Niemals, niemals hätte aber ein chinesischer Kaiser in einem öffentlichen Dekret von einer fremden Lehre sagen dürfen „*elle doit être publiée par toute la terre*" (Herbelot a. a. O. 379) ohne den Kern der Nation, die Schukiao zu empören; niemals hat ein chinesischer Kaiser die heilige Schrift übersetzen und im ganzen Reiche bekannt machen lassen (*il ordonna spécialement de la publier l. c.*); niemals hat ein Kaiser in seiner Hauptstadt eine Kirche bauen lassen und niemals standen Kirchen in allen Städten. Wir leugnen deshalb dies Alles mit so grofser Bestimmtheit, weil in der chinesischen Geschichte, wo auch die leiseste Hinneigung der Kaiser zu den Taosse und Buddhaisten angemerkt und getadelt wird, nicht die entfernteste Spur von dem Allen zu finden ist; „die Chinesen haben aber die Anhänger Buddhas und Christi für dieselben gehalten". Wie, dies sollte den im Faktischen so genauen Chinesen widerfahren seyn? sie, die selbst die einzelnen buddhaistischen Sekten unterscheiden, sollten die Christen und ihre Feinde für dieselben gehalten haben? Ist denn nicht in der Inschrift selbst von den Feindseligkeiten und Verfolgungen der Kinder des Sche (Säkja) die Rede? Und man sehe nun zu, welch ein Kaiser die Lehre des Olopen so vortrefflich gefunden hat, — es ist der Kaiser, der für einen der Wiederhersteller der reinen Lehre des Kong tse gilt, der da erklärte: kein Heil sey, aufser der Lehre des vollkommenen Weisen (Mailla VI. 50.)! Und haben nicht die chinesischen Christen und die andern Chinesen gleich bei der Erscheinung dieses Faktums daran gezweifelt? Dies berichtet uns der Bischof Navarette in seinen berühmten Tratados S. 104. 105. *No solos los Gentiles, sino tambien los Christianos dudan, y no poco del caso*; die Provincialbeamten haben deshalb, wie derselbe N. berichtet, den ganzen Vorfall genau untersuchen lassen, — warum haben die Jesuiten den Erfolg der Untersuchung nicht bekannt gemacht (die ganze Stelle des Navarette ist abgedruckt im *Thesaurus epist. Lacrozianus III.* 19.)? Was sollen aber, fragt man, die Jesuiten bei der Unterschiebung eines Nestorianischen Documents für eine Absicht gehabt haben? Finden sich wirklich bedeutende nestorianische Ketzereien in diesem Monument? Den Beweifs in Betreff der Stelle, wo von der Dreieinigkeit die Rede ist, hat schon der grofse Kenner des Chinesischen, Premare, vor 100 Jahren zu Nichte gemacht (*Lettres edifiantes XIX. Recueil. Paris* 1729. S. 453.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

1) *Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses, verfaßt von Ssanang Ssetsen Chungtaidschi der Ordus; auf Allerhöchsten Befehl aus dem Mongolischen übersetzt von Isaac Jacob Schmidt. St. Petersburg* 1829. *gr.* 4.

2) *Ueber die Verwandtschaft der gnostisch-theosophischen Lehren mit den Religionssystemen des Orients, vorzüglich dem Buddhaismus, von demselben.*

(Schluſs.)

Daſs aber die Jesuiten erstens so viel syrisch wuſsten, um die Inschrift zu verfertigen, ist jedem bekannt, der die Geschichte der indisch-syrischen Kirche, auch nur oberflächlich kennt; ihr berühmtes Seminar bei Cranganor war vorzüglich für die Bekehrung der Syrer bestimmt und blühete grade um die Zeit des berühmten Faktums; daſs die Jesuiten zweitens gelogen und betrogen haben, und noch lügen und betrügen *ad majorem Dei gloriam*, gestehen sie selbst ein (Mailla XI, 382.) und dies ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. Was hatten aber die frommen Väter für einen Zweck dabei? Die Chinesen sollten wähnen das Christenthum sey keineswegs eine neue Lehre, sondern der Glaube eines groſsen Theils ihrer Väter; wie kann es fürder noch einer wagen gegen die Lehre des Thiantschu zu sprechen, wenn er das Dekret des allverehrten Taythong der Tang gelesen hat? Deshalb kommt auch von der Kreuzigung Christi, dem Fundamente der Erlösung, kein Wort vor in dem hyperbolischen, in vorsätzliches Dunkel eingehüllten Machwerk, dieser Punkt schadete nämlich dem Christenthume vorzüglich in der Meinung der Chinesen und schon Ricci suchte ihn zu vermeiden, wo er nur immer konnte. Nach dieser Abschweifung kehren wir wiederum zur Geschichte der Mongolen zurück.

Der armenische Historiker Kyriakos berichtet die Geburt des Tschinggis ganz auf dieselbe fabelhafte Weise (Tschamtschean III. 412.) wie wir sie bei den Schriftstellern anderer Nationen lesen; es ist dies ein Bruchstück der mongolischen Heldensage, die höchst wahrscheinlich nach den Sagen der Tgurn gebildet wurde. (Vergl. die Nachrichten des Alaieddin aus den Büchern der Tguren bei d'Ohsson II. 681.). Der Familienname des Tschinggis war Kijot von 1162—1227.); sein Vater ward von den Tartaren durch Gift um's Leben gebracht, und er selbst soll auf eine hinterlistige Weise auf seinem Zuge nach Tangut das Leben eingebüſst haben. Sonderbar genug ist Ssanang (S. 103.) der einzige Schriftsteller, der Tschinggis keines natürlichen Todes sterben läſst. Und dies ist neben dem herrlichen poetischen Ausschmückungen das einzige Neue, das wir aus Ssanang über Tschinggis erfahren. Tschinggis soll vor dem Tode folgende Worte zu seinen Getreuen gesprochen haben: „Leistet meiner zurückgebliebenen Frau und ihren Söhnen zu jeder Zeit ohne Furcht und Feigheit alle Hülfe! Der Edelstein Chas ist von keiner Haut und polirter Stahl von keiner Schlacke überzogen! Der geborne Körper ist nicht ewig; er geht dahin, ohne Heim- und Wiederkehr; dieses behaltet in steter ernsthafter Erinnerung! Die Seele jeder That ist ihre Vollendung; fest und unerschütterlich ist das Gemüth des Mannes, der sein gegebenes Wort hält. Richtet euch ein Wenig nach den Wünschen anderer, damit ihr mit Vielen in Eintracht bleibet"!

Herrlich sind die Todtengesänge auf Tschinggis: „Wie ein Falke schwebtest du einher", sang Kiluken Baghatur, „jetzt muſs dich ein knarrender Wagen wegrollen, du mein Herrscher! hast du deine Gemahlin und deine Kinder wirklich zurückgelassen, du mein Herrscher! hast du deine gesammten Unterthanen wirklich verlassen, du mein Herrscher! Wie ein Adler freudig umherkreist, also fuhrst du daher, du mein Herr-

Digitized by Google

scher! wie ein unerfahrnes Füllen bist du niedergestürzt du mein Herrscher"! Der Leichenwagen blieb in Thongrund stecken und derselbe Kiluken dichtete ein Lied, wovon dies der Anfang: „Von dem blauen ewigen Tegri wunderbar erzeugter Löwe der Menschheit, du Tegri-Sohn mein Bogda-Herrscher! willst du dein ganzes grofses Volk verlassen und hier allein bleiben? Mein Bogda! die dem erhabenen Standpunkt deiner Geburt angemessene Gemahlin, deine festgegründete Reichsverfassung, die ausübende Gewalt deiner Gesetze, dein treu anhängliches Volk — Alles ist dort". Dieser immer zurückkehrende Refrain „Alles ist dort" nimmt sich sehr schön aus. Rührend ist die Geschichte mit dem Lautenschläger, den Tschinggis eines Vergehens halber zum Tode verurtheilt hatte und dann, mit den Worten: „Mein redseeliger Arghassun, mein plauderhafter Churtschi" wiederum begnadigte.

Mit dem Tode des Tschinggis verliert das Volk der Mongolen viel von seinem Interesse; es gleicht einer ungeheuern Masse, ohne die Alles belebende und die einzelnen Theile zu einem Ganzen ordnende Kraft, — Theben ohne Epaminondas. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dafs wir in anderer Beziehung weder Tschinggis mit Epaminondas noch Timur mit Alexander dem Grofsen vergleichen möchten. Die Söhne und Nachfolger des grofsen Mongolen-Helden versanken bald in Weichlichkeit und Ueppigkeit; auch berichtet Ssanang ihre Geschichte sehr unvollständig, — die Geschichte der westlichen Mongolen-Dynastien scheint ihm selbst ganz unbekannt zu seyn. Zum Theil neu ist, was über die Geschichte der Mongolen nach ihrer Vertreibung aus China hier bemerkt wird; Mehreres davon wufsten wir schon durch die chinesischen Quellen und wahrscheinlich wird eine genaue Durchforschung der grofsen Geschichte der Dynastie Ming uns hierüber noch genauer belehren. Die Ming verfolgten die Reste der Mongolen über die Wüste Schamo (Cobi) hinaus (Mailla X. 66.). Der gröfste Theil des Mongolenvolkes steht jetzt unter den Mantschu; das Andenken an ihre frühern Grofsthaten ist aber keineswegs unter ihnen erloschen; sie gedenken mit Sehnsucht und mit Schmerz ihrer dahingeschwundenen Macht und der Buddhaismus gestattet ihnen Todtenopfer, dargebracht den Manen des grofsen Tschinggis *).

*) Diese Einzelnheiten haben wir in den Reisen Timkowski's gelesen.

In der berühmten Yassa des Tschinggis war auch ein Gesetz: dafs jeder seiner Nachfolger, der diese Verordnungen ändern würde, dadurch allein schon des Thrones verlustig sey (*The Travels of Ibn Batuta*, 93. 219). Dieses Gesetz verursachte manchen Aufruhr unter den, theils zum Buddhaismus theils zum Islamismus sich bekehrenden Mongolen. Und dies ist wahrscheinlich der Grund, dafs bei unserem Ssanang von einem eigentlichen Gesetzbuche des Tschinggis gar Nichts vorkommt; seine Gesetze werden blofs im Allgemeinen erwähnt S. 91. und 103. Die buddhaistischen und mohamedanischen Mongolen scheinen die heidnische Yassa mit Absicht vernichtet zu haben; die gesammelten Bruchstücke dieses merkwürdigen Codex und die Notiz hierüber von Langlès in den *Notices et Extraits* sind bekannt. Seitdem erhielten wir aber einige neue schätzbare Fragmente in Babers Denkwürdigkeiten und in der angeführten Reise des Ibn Batuta. Wenn irgendwo, so kann sich das ganze Werk in China erhalten haben.

Hier noch eine Vermuthung. Man weifs, wie viele Meinungen über das Wort Fagfur oder Bagfur aufgestellt werden, womit nach den Angaben der Araber, Perser, Syrer und Armenier die chinesischen Kaiser benannt wurden, — sollte Fagfur und der mongolische Ehrentitel Baghatur Baghatur nicht eines und dasselbe seyn? die Mongolen nannten wahrscheinlich schon lange vor ihrer Herrschaft den Kaiser von China ausschliefsend und vorzugsweise Baghatur und diese Benennung kann aus der Tartarei leicht ihren Weg nach Westasien gefunden haben. Wer sich mit dieser Vermuthung nicht begnügt, kann hierüber Müller zum Beidavi, Visdelou und St. Martin (*Mém. II.* 488.) nachlesen.

Carl Friedr. Neumann.

XLVII.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel, Königl. Preufs. Consistorial- und Schul-Rath. Dritter Band. Vom Ausbruche des Schmalcaldischen Krieges bis zum Ende der Regierung Karls V. Breslau 1830.

Nach den wiederhohlten Beschwerden und Ausstellungen, zu denen diefs Werk in den ersten beiden

Digitized by Google

Theilen denselben die nachgewiesene Veranlassung gab, war wohl mit Recht zu hoffen, der Verfasser werde die Gerechtigkeit derselben anerkennen und einsehen, dafs doch noch einiger Unterschied sey zwischen einer Revolution und Reformation, nicht allein in Ansehung des Objects und Princips, sondern auch der Form und Entwickelung, und dafs die Macht, womit der Glaube und das Gewissen in seiner Ueberzeugung von den heiligsten Wahrheiten sich für gebunden erklärt, nicht auf gleiche Linie zu stellen sey mit den rohen Ausbrüchen der Willkühr und der Zügellosigkeit der Leidenschaften zu allen Verbrechen und Missethaten, wie oft und leicht auch diese, dem Zeugnifs der Geschichte zufolge, sich von aufsen daran angeknüpft haben. Wirklich auch hat er in diesem dritten Bande von vorn herein sich sehr gehütet, in diesen Ton wieder zu verfallen und seine an sich treffliche und gelungene Darstellung, deren Talent wir auch früher bereits an ihm anerkannt und gerühmt haben, durch solche Ungehörigkeiten zu entstellen, als in den ersten beiden Bänden geschehen. Der Verf. hatte nur seinen wahren Beruf verkannt, sich an den rein objectiven Verlauf der Ereignisse zu halten, diese in einfacher, gedrängter Weise zu erzählen, alle Räsonnements aber davon entfernt zu halten. Wer sich nun bis in die Mitte dieses Bandes hineingelesen, sollte kaum glauben, dafs er noch den Verfasser der ersten beiden Bände vor sich habe; so ruhig und milde, so rein und klar fliefst der Strom der geschichtlichen Darstellung an uns vorüber. Hier begegnet man nicht mehr solchen Klagen und Herzenserleichterungen, solchen Einseitigkeiten und Partheilichkeiten des Urtheils, wie dort. Er geht hier sogar soweit, die kirchliche Reformation zur inneren Wiedergeburt der christlichen Kirche, wie zur Entwicklung des äufsern Lebens der Völker nothwendig zu finden. „Im Plane der Vorsehung, sagt er, war die durch den Wittenbergischen Glaubenszwist veranlafste Bewegung gegen die Kirche des Abendlandes, zur inneren Wiedergeburt der christlichen Kirche, wie zur Entwicklung des äufseren Lebens der Völker, die nothwendige Vorbedingung. Wenn Karls Maafsregeln beitrugen, dieselbe fortdauern zu lassen, darf hier, nachdem des Streites über das unbegreifliche Verhältnifs göttlicher und menschlicher Kräfte bei dem Werke der Besserung und Begnadigung des Einzelnen so oft Erwähnung geschehen, wohl auch hinsichtlich der weltgeschichtlichen Folgen der Entschlüsse des Kaisers auf den höheren Standpunkt der gläubigen Ueberzeugung hingewiesen werden, auf welchem die Gedanken der Menschen von den Rathschlüssen Gottes abhängig sind, ein Standpunkt, welchen in den Momenten frommer und dankbarer Begeisterung selbst die alten Römer erfafst hatten." S. 282. — wiewohl die fromme Betrachtung hier zuletzt etwas heidnisch ausläuft, an das Fatum der Alten erinnert und ausdrücklich hinweiset auf Cicero in *Catil. IV. c.* 8 *et* 9: *ille, ille Jupiter restitit; ille hoc Capitolium, ille haec templa, ille hanc urbem, ille vos omnes salvos esse voluit. Diis ego immortalibus ducibus hanc mentem voluntatemque suscepi*, — durch welche Wendung denn allerdings in die ernsthafteste Sache etwas Komisches kommt. Aber die Abwechselungen und Verwirrungen des Schmalk. Krieges, Schärtlins Heldensinn und der deutschen Fürsten Schwäche und Rathlosigkeit, des Landgrafen Philipp völlige Entnervung und des Churfürsten Johann Friedrich rührender Glaubensmuth, deutsche Treue und Charactertiefe, Morizens Zweideutigkeit und nachmalige Gröfse, das klägliche Schattenspiel des Augsburger und Leipziger Interim — diefs Alles und noch so manches Andere ist mit soviel Wahrheit, Anschaulichkeit und Kraft der Darstellung geschildert, dafs daraus deutlich genug zu erkennen ist, was der Verfasser in dieser Weise historischer Schilderungen zu leisten vermag, wenn er alles dessen, was seines Amts und Berufs nicht ist, sich zu enthalten gewufst hätte. Unter Amt und Beruf ist hier zu verstehen das Denken, welches auf einer ganz andern Geistesthätigkeit beruht, als das Beschreiben des Geschehenen, welches ein Vorstellen ist. Die höchste Treue und Genauigkeit ist hier das Erwünschteste und der edelste Preis, der zu erringen steht. Es ist ein richtiges Gefühl ächter Historiker, dafs sie der Einmischung sogenannter Ideen in die historische Entwickelung selbst abhold sind und das philosophirende Geschwätz innerhalb der reinen historischen Darstellung nicht dulden wollen. Es stört und unterbricht den objectiven Gang der Entwicklung, greift dem Leser in seinem Urtheil vor, täuscht ihn mit der Vorspiegelung, als ob das Urtheil auch ein historisches Factum, wenigstens sicheres Resultat der verschiedenen Thatsachen wäre und zieht die historische Anschauung in ein fremdes Gebiet hinüber. Will der Historiker seine subjectiven Empfindungen dem Leser vorsetzen, Herzenser-

Digitized by Google

leichterungen anbringen, Betrachtungen politischer, erbaulicher und sonstiger allgemeiner Art anstellen, so mag er es aufserhalb des ihm gegebenen geschichtlichen Zusammenhangs thun und will er mit Gedanken, Ideen und dergleichen sich abgeben, so mag er sich auf den philosophischen Standpunkt begeben und eine Philosophie der Geschichte schreiben; so weifs man, wen man vor sich hat. Das Philosophiren aber auf dem historischen Standpunkt kommt immer einseitig und somit falsch heraus, ist nur ein Urtheilen und dieses hat die logische Bestimmung, keinen Bestand zu haben, sondern in den Gedanken überzugehen. Löset es nicht sich in diesen auf, so ist es das Räsonniren, ein blofses Urtheilen aus Gründen und Grundsätzen und damit hat es die Philosophie und Wissenschaft nicht zu thun.

Die Gefahr, aus der rein historischen Darstellung heraus und in Irrthümer mancherlei Art zu fallen, ist daher für den Verf. so oft vorhanden, als er, sey es durch die in seinem Stoff gegebene Nothwendigkeit, oder aus eigner Wahl und Lust, sich veranlafst findet, sich auch mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, welche die Lehre betreffen, somit den Gedanken zu ihrem Elemente haben. Auch darauf geht er mit grofser Sicherheit und Zuversicht ein, urtheilt aber so ziemlich jedesmal schief und einseitig. In der allerdings unleugbaren Gewifsheit, dafs die Religion eine Sache für Jedermann sey, meint er auch zur Theologie und zur Beurtheilung des Dogma ohne weiteres befähigt und berechtigt zu seyn und stimmt in der That durch diese Meinung der andern bei, dafs die Theologie nichts von der Religion verschiedenes oder, die eigentliche Meinung zu sagen, gar nichts besonderes sey. Wie manche Theologen jetzt das Herz zur Quelle der Theologie machen (aus welchem doch, nach der Schrift, die argen Gedanken hervorgehen und dessen Tichten und Trachten bös ist von Jugend auf) und dieses als das Nothwendigste fodern, dafs man das Herz auf der rechten Stelle habe (daher die fleischliche Sicherheit): so folgt der Verfasser den Eingebungen des abstracten Verstandes, der in der Schrift als die fleischliche Vernunft des natürlichen Menschen bezeichnet ist und wohl sonst auch der simple Menschenverstand heifst. Es ist nicht abzusehen, welche Nothwendigkeit für ihn vorhanden war, den Bischöfen zu Trient in allen Glaubensbestimmungen zu folgen, da zu seinem Zweck eine äufserliche Beschreibung dieser Synode, eine allgemeine Uebersicht ihrer Arbeiten und besonders im Fache der Disciplin vollkommen hinreichend war. Hat er doch bei der Augsburgischen Confession und der evangelischen Entwickelung des Dogma sich nicht aufgehalten; zudem ist die Darstellung der Trienter Decrete über das Dogma immer nur ein halbes und einseitiges, da sie recht zu verstehen doch nur sind, wenn man ihnen zugleich die andere Seite des Gegensatzes, worauf sie sich stets beziehen, gegenüber stellt. Unpartheiisch hebt er nun zuerst die Schwierigkeiten hervor, von denen die nähere Bestimmung des Artikels vom Sacrament umgeben war. „Noch schwerer, sagt er, war es, das eigentliche Wesen der Sacramente und die Art ihrer Wirksamkeit genau zu bestimmen und alle Fragen zu beantworten, welche sich auf einem Gebiete, wo sich Endliches und Unendliches so nahe berühren, dem betrachtenden Verstande aufdrängen, so bald einmal seine Thätigkeit aufgerufen wird." S. 161. Die hier berührte nahe Berührung des Endlichen und Unendlichen, wenn man sich so ausdrücken will, ist ganz dieselbe bei jedem anderen Dogma; auch bei dem Artikel vom Sacrament war ebensosehr, als bei jedem andern Lehrpunct, nur der Gedanke, die Glaubenswahrheit zu bestimmen, auf der das Sacrament in seiner Erscheinung beruhet, d. h. der wahre Begriff desselben zu erörtern. Uebrigens wird es zu einer wahrhaften Bestimmung dieses Dogma nicht kommen, wenn blofs die Thätigkeit des Verstandes, als dieses endlichen Denkens, dazu aufgerufen wird, wie der Verfasser annimmt: seiner Meinung nach aber war dieses das Werk des Verstandes nur, worin er selbst die Intention der Synode ganz verkennt. Er führet sodann als das Wichtigste die Bestimmung über die Siebenzahl des Sacramentes und das *opus operatum* an. Das Wichtigste und den Begriff des Sacraments berührende war vielmehr, was der Verf. nicht berührt, das *Sacramenta gratiam continere*, welches man dem *conferre* auf der protestantischen Seite entgegensetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel, Königl. Preuſs. Consistorial- und Schul-Rath. Dritter Band. Vom Ausbruche des Schmalcaldischen Krieges bis zum Ende der Regierung Karls V.

(Fortsetzung.)

Er bemerkt bei dieser Gelegenheit: „der Inhalt des achten Kanons, nach welchem die Sacramente die Gnade Gottes durch den Gebrauch selbst (*ex opere operato*) auch ohne den Glauben des Empfangenden zutheilen, steht nicht unbedingt im Widerspruch mit der Lehre der Protestanten, da diese wenigstens von der Taufe, insofern dieselbe Kindertaufe ist, die katholische Ansicht vom *opere operato* beibehalten haben." S. 162. Allein nicht zu erwähnen, daſs durch jene Erläuterung vom *opus operatum* die Vorstellung der römischen Kirche davon noch lange nicht erschöpft ist, so ist der Verf. hier offenbar in dem Irrthum, als lehre die protestantische Kirche, was wohl zuweilen als Meinung Einzelner vorgetragen worden, es werde bei der Taufe in den Kindern der Glaube vorausgesetzt. Es kommt ihnen vielmehr nur der Glaube der Kirche zu gut, auch ehe sie noch selbst zu glauben vermögen und das ist eine inhaltsreiche Bestimmung und ebendamit alle Spur des Mechanismus und *opus operatum* entfernt. — „Auch die Reformation des päpstlichen Hofes wurde zur Sprache gebracht und die Meinung gehört, daſs dem Conzil das Recht zustehe, sie vorzunehmen. Die wichtige Frage über das Verhältniſs der Volksrepräsentation zum Staatsoberhaupte, welche ein späteres Zeitalter im politischen Sinne sich aufwarf und deren falsche Beantwortung mit dem Umsturze des ältesten der Europäischen Throne und beinahe mit dem Untergange der bürgerlichen Gesellschaft (die kam vielmehr, an die Stelle des Staats sich setzend, obenauf und das eben war die Revolution) gebüſst ward — diese Frage kam damals in Beziehung auf die geistliche Regierung auf die Bahn, indem mehrere der Prälaten des Conzils zu der Ansicht sich hinneigten, daſs eine Versammlung, welche die Gesammtheit der Kirche vertrete, mehr sey als das Oberhaupt derselben, das in gewissen Fällen, wie es zu Costanz geschehen, von den Vertretern der Gesammtheit abgesetzt werden könne. Die menschlichen Gesinnungen bleiben unter verschiedenen Formen der irdischen Verhältnisse dieselben." S. 166. Hier verfällt nun der Vf. schon wieder in das beliebte Parallelisiren des Geistlichen und Weltlichen, ohne zu bedenken, daſs das Object des Streits ein ganz anderes ist, welches mit einer so flachen Bemerkung, daſs die menschlichen Gesinnungen unter verschiedenen Formen der irdischen Verhältnisse sich gleich bleiben, gar nicht erschöpft ist; er stellt sich sichtbar genug auf die Seite der Ultramontanen mit der Meinung, daſs der Papst so über dem allgemeinen Conzilium stehe, daſs diesem keine Befugniſs beiwohne zur Reformation des päpstlichen Hofes, ohne zu bedenken, daſs dieser an sich disciplinarische Punct zuletzt doch und in seinem wahren Grunde auf dem Dogma von der Stiftung der Kirche entweder in Petrus allein oder zugleich in den andern Aposteln beruhe und daſs nicht nur allgemeine Conzilien des 15. Jahrh. factisch, sondern auch die frommesten, erleuchtetsten und dabei streng römisch-katholisch gebliebene Prälaten dieser Kirche, die auch niemand deshalb demagogischer Absichten beschuldigt, wenigstens in der Theorie der letztern Ansicht zugethan gewesen sind und noch sind. Solch eine noch im Innern der römisch-katholischen Kirche immer fortdauernde Differenz, wie die der Curialisten und Episcopalisten, läſst sich mit den verschiedenen Ansichten und Behauptungen politischer Verfassung gar nicht vergleichen, da hier die Frage nicht ist, wie dort, was Gott in Jesu Christo zum Seelenheil seiner Gläubigen einmal für immer und allge-

Digitized by Google

mein und gleich für alle Zeiten und Länder bestimmt und angeordnet habe, sondern höchstens, was sich für dieses oder jenes Land am zweckmäfsigsten eignet; daher, indefs die römische Kirchenverfassung in der ganzen Welt dieselbige ist, die allerverschiedensten politischen Verfassungen in der Welt mit gleichem Recht ruhig neben einander bestehen und von monarchischen Staaten selbst solche blos bürgerliche Gesellschaften, wie Nordamerica und Südamerica anerkannt sind. Die einzelnen Bischöfe der römischen Kirche bilden überdem gar nicht, wie etwa Deputirte oder Reichsstände eine Volksrepräsentation, wie der Vf. meint, sondern jeder ist selbst Regent der Kirche in seiner Diöcese unter dem allgemeinen Oberhaupt und das Volk hat dabei gar keine Stimme. Die Gesammtheit der Bischöfe ist vielmehr nach den Prinzipien dieser Kirche die Kirche selbst und die Frage war somit eigentlich nur, ob der Papst etwa noch über oder neben der Kirche etwas apartes sey, welches keiner der Päpste selbst jemals zu behaupten gewagt hat. Ebenso unpassend ist die Vergleichung der kirchlichen Unfehlbarkeit mit der weltlicher Richterstühle und Staatsbehörden. „Eifrige Wortredner der Unumschränktheit weltlicher Staatsgewalt (warum denn gerade dieser Art Wortredner und nicht vielmehr die der beschränkten Monarchie; so wenigstens wäre der Gegensatz richtig formirt) schelten auf diejenigen, die sich als geistliche Obrigkeit ihre Rechte (?) nicht gutwillig haben entreifsen lassen und erklären die angesprochene Untrüglichkeit geistlicher Herrscher und kirchlicher Versammlungen für eine himmelschreiende Anmaafsung, während sie den weltlichen Richterstühlen und Staatsbehörden, von deren Aussprüchen keine weitere Berufung statt findet, Untrüglichkeit zuschreiben und diejenigen für strafbar befinden, welche dieser Untrüglichkeit Unterwerfung verweigern. Dafs es, sagt er dann noch in der Anmerkung, mit der Infallibilität der Päpste und Conzilien nicht mehr und nicht weniger auf sich hat, als mit den Entscheidungen unserer Fürsten und ihrer Gerichts- und Verwaltungsbehörden, liegt Jedem vor Augen, der dieselben nicht absichtlich zuschliefst." S. 167. So sicher und dabei rhetorisch spricht hier der Vf. ohne den Unterschied zu machen, den hier der Gegenstand macht, welcher somit nur seine subjective Vorstellung ist, da gerade in demjenigen, was das Weltliche und Aeufserliche der Kirche ist und worin die Vergleichung ihr *tertium* hat, die römische Kirche sich Unfehlbarkeit nicht zuschreibt, sondern allein im Dogma, diese Unfehlbarkeit aber auch gar nicht auf den isolirten Alleinherrscher, auch nicht auf die einzelnen Bischöfe und ihre Officialate, sondern auf die Bischöfe in ihrer Gesammtheit bezieht.

Was nun eben diese Berufung auf den heiligen Geist und dessen Theilnahme an den Bestimmungen des Glaubens und der Lehre in der Kirche betrifft, so spricht der Verfasser so davon, als ob dieser heilige Geist ausschliefslich auf der Seite der römischen Kirche thätig gewesen wäre, sich aber allem, was evangelischer Seits der Art geschehen, gänzlich versagt hätte. Indefs er von der Augsburgischen Confession als einer „menschlichen" Schrift sehr geringschätzig spricht, zweifelt er nicht „an der gültigen Befugnifs der kirchlichen Autorität, ihre Stimme als die Stimme des göttlichen Geistes geltend zu machen." Mit Hrn. M. Erkenntnifs Gottes, als des Geistes, zumal, da er, seiner Meinung selbst nach, der Unerkennbare ist (S. die Vorr.), verträgt sich das, dafs er eben so partheiisch und einseitig, wie wohl ein Mensch seyn kann, sich ausschliefslich an die eine Seite stelle, nur innerhalb einer bestimmten, äufserlich abgegränzten Form der Kirchenverfassung und Confession sich bewege und halte, sich daran binde und darauf beschränke, Wahrheit, Liebe, Seligkeit nur nach dieser einen Seite hin verleihe, aber darüber nicht hinauszugehen vermöge. Er verkennet zunächst hier schon das, was mit der römischen Kirche die evangelische noch gemeinschaftlich bekennt. „Wenn bei uns in der geschickten Führung und gedeihlichen Entwickelung weltlicher Verhältnisse die Intelligenz als leitende und wirkende Kraft gepriesen wird, so wurde im kirchlichen Reiche (der röm. K.) der Geist Gottes als Geber und Schöpfer der Gedanken und Rathschläge *verehrt*, durch welche der Friedstand der Christenheit hergestellt und die Nebel und Wolken, welche die Sonne der Wahrheit umzogen hatten, zerstreut werden sollten. Diese Verehrung kann entweder als Ausdruck der Erhebung oder als Ausdruck der Demuth angesehen werden: jenes, insofern der menschliche Geist sich beikommen läfst, seine Schwachheiten für Ausflüsse göttlicher Stärke zu halten; dieses, insofern er der Selbstmacht sich entäufsert und niemals für die Erzeugnisse der eigenen, immer nur für die Aussprüche einer höhern Kraft und Weisheit, Glauben und Gehorsam verlangt." Dieses ist noch ebensowohl Lehre der evangelischen Kirche; auch

Digitized by Google

sie wollte nicht eigene, menschliche Erfindungen und Einfälle an die Stelle des göttlichen Worts setzen, sondern nur den Ansprüchen des göttlichen Geistes und Wortes folgen und dieses fand sie am reinsten in der heiligen Schrift und eben davon abgekommen, auf menschliche Institutionen und Neuerungen verfallen zu seyn, und menschliche Traditionen an die Stelle der göttlichen gesetzt und hiedurch das Wort Gottes beseitigt und die christliche Kirche zerrüttet zu haben, war der beständige Vorwurf der evangelischen Kirche gegen die römische. War die Augsburgische Confession eine „menschliche" Scrift, so war sie deshalb nicht von Gott verlassen und so war auch das Decret der Synode zu Trient so wenig ein übermenschliches, als unmenschliches, sondern hatte ebensowohl die Form des Menschlichen, wie das, ja der Verf. oben selbst eingestand, da er sagte, die Synode habe die Fragen über das Wesen der Sacramente und ihrer Wirksamkeit zum Gegenstand der Verstandesbetrachtung gemacht, und die Thätigkeit des Verstandes dabei aufgerufen. S. 161. Aber „Alles kam darauf an, ob eine gültige Befugniſs der kirchlichen Autorität vorhanden war, ihre Stimme als Stimme des göttlichen Geistes geltend zu machen. Um dieselbe zu erweisen, berief sie sich auf das im Daseyn (soll heiſsen: Ursprung) der Kirche liegende Zeugniſs ihrer göttlichen Vollmacht, auf die Unentbehrlichkeit des Rechts (was ist denn das und wie unrichtig aufgefaſst und bezeichnet! ist Unentbehrlichkeit des Rechts auch ein Beweis und eine Begründung des Rechts?), die Wahrheit zu bezeugen, neben der Pflicht und dem Auftrage, sie zu predigen und Glauben zu fodern; endlich (so spät erst!) auf die Zusage des Erlösers, daſs die Rede seiner Boten und Bekenner nicht ihre eigene sey, sondern daſs Gottes Geist durch sie rede, und daſs in ihnen er selbst entweder gehört oder verachtet werde. Matth. 10, 20. Joh. 16, 13. Luc. 10, 16. Wie viele Gründe sie aber für ihre Befugnisse anführte (wieviel Werth die angeführten auch für den Verf. haben mögen, so hat er damit die Lehre der röm. Kirche doch wenig treu und genau dargestellt), alle zusammen wurden in den Augen der Opposition durch den schroffen Gegensatz überwogen, in welchem ihr die Wirklichkeit der römischen Kirche gegen das Bild der von Christo gestifteten Gemeinde erschien und durch den Gedanken der Unerträglichkeit des Jochs, welches theilweise oder ganze Anerkennung jener Gründe in verstärkter Schwere auf ihren Nacken gelegt haben würde, nachdem sie einmal die Süſsigkeit kirchlicher Unabhängigkeit geschmeckt hatte." S. 389. Schroff nennet der Verf. den Gegensatz, in welchem die Wirklichkeit der röm. Kirche gegen das Bild der von Christo gestifteten erschien, wie wenn der Gegensatz selbst ein von der protestantischen Kirche nur gemachter, sich vorgestellter und eingebildeter gewesen wäre, welcher in solcher Schroffheit nur ihr so erschien und also von ihr herkam; der schroffe Gegensatz war vielmehr ein in der Erscheinung wirklicher, nicht blos so erscheinender, daſs er nur der scheinbare gewesen wäre und in dieser Zusammenstellung und Vergleichung der erscheinenden Wirklichkeit mit dem Bilde der von Christo gestifteten Gemeinde lag alles Recht der Reformation, welches Hr. M. nicht anerkennt. Dennoch sagt er selbst wieder unmittelbar darauf und sich selbst ungetreu: „es habe sich der Gegensatz zwischen der Idee und der Erscheinung, den die Protestanten in seiner ernsten und drohenden Gestalt erblickten, in der Mitte des röm. Kirchenthums selbst dargestellt. Die Witzlinge in Trient, sagt er, bemerkten, der heilige Geist komme im Römischen Felleisen herüber und müsse sich manchmal wegen ausgetretener Flüsse verspäten. Es war dieſs ein Nachhall der Meinung, die im Jahrhundert eines früheren groſsen Kirchenzwistes so viele Köpfe erfüllt und so viele Federn in Bewegung gesetzt hatte, daſs ein wahrhaftes Concil nicht unter, sondern über dem Papst stehen müsse. Aber dem Streben, diese Meinung zu verwirklichen, war es ergangen, wie es in späteren Zeiten den Versuchen ergangen ist, die weltliche Staatsgewalt aus den Händen der Könige zu nehmen und an Parlamente oder Reichsstände, als die Inhaber der National-Intelligenz zu übertragen. Wenn die Kirche als ein äuſserer Körper (also wie ein Stein oder Block und nicht einmal als ein Leib, der wenigstens eine Seele, wo nicht Geist hat) im Leben bestehen und eine monarchische Verfassung haben sollte, durfte das Haupt von den Gliedern nicht getrennt oder gar unter dieselben gestellet werden. Der geistliche Monarch, der im Vertrauen auf die Leitung des heiligen Geistes das Regiment der Kirche einer Versammlung überlassen und seiner Rechte sich entschlagen hätte, würde in die Lage eines weltlichen Fürsten gerathen seyn, der im Vertrauen auf die Macht der herrschenden Einsichten die souveräne Gewalt in die Hände seiner Reichsstände le-

Digitized by Google

gen wollte. Das irdische (ja wohl irdische) Daseyn des Kirchenthums machte auch irdische Formen unentbehrlich; doch würden die Mängel und Misklänge derselben (wie zart und schonend!) leichter vermieden und Haupt und Glieder der Hierarchie mehr als ein einiger, ungetheilter Körper erschienen seyn, wenn der Papst am Orte gewesen und dadurch für das Präsidium die Nothwendigkeit erspart worden wäre, Anweisungen und Belehrungen aus der Ferne herbeizuholen. Dann aber würde wieder von Andern über den Druck der Gegenwart des Papstes und seiner Umgebungen geklagt worden seyn (war dieser Druck geringer, wenn, wie geschah, nichts zu Trient sanktionirt wurde, ohne zuvor zu Rom besehen, geprüft, gebilligt zu seyn?): denn das menschliche Loos, es nicht jedermann recht machen zu können, hatten diejenigen, die als Werkzeuge des heiligen Geistes (doch nicht mit irdischen Mitteln, sondern nur durch die Macht des Geistes der Wahrheit und Freiheit) regieren sollten, mit den Trägern und Dienern der Intelligenz gemein, welche die Verhältnisse des irdischen Lebens richtet und ordnet." S. 391. In dieser Vorstellung erkennt der Verf. keinen innern Unterschied an zwischen der geistlichen und weltlichen Macht; er hält diese jener zum Spiegel vor und fodert sie auf, in gleicher Weise zu herrschen, wobei nur auffallend ist, was sich später finden wird, dafs er der weltlichen Macht nicht das Recht kirchlicher Regierung beilegt, was doch in gleicher Weise nothwendig wäre, wenn wirklich der Unterschied zwischen beiden Gewalten an sich und in der Wirklichkeit so aufgehoben wäre, als der Verf. in seiner Vorstellung ihn aufhebt. Indefs er aber nun so sich zum entschiedenen Vertheidiger und Lobredner der römischen Grundsätze macht, äufsert er sich über die andere Seite ganz anders und findet den Vorwurf, dafs die protestantische Kirche doch nur eine Secte sey, gewichtvoll genug. „Auf einer Zusammenkunft, welche die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Söhne des verstorbenen Kurfürsten Johann Friedrich, die Fürsten des Fränkisch-Brandenburgischen Hauses und Landgraf Philipp im März 1555 zu Naumburg, angeblich zur Befestigung einer zwischen ihren Häusern bestehenden Erbverbrüderung, hielten, liefsen sie, am 12. März, in Form eines Abschiedes, auf Veranlassung des vom Könige Ferdinand bei Eröffnung des Reichstages ausgesprochenen Tadels der Secten und Spaltungen, eine Erklärung ausgehen, des Inhaltes, dafs sie zwar die Aeufserungen des Königs gegen die Secten auf ihre christliche Religion nach der Augsburgischen Confession nicht ziehen wollten, da sie in derselben, Gott Lob, keine Secten wüfsten, dafs sie sich aber doch bewogen gefunden, sich dahin mit einander zu vereinigen, dafs sie und ihre Erben bei der Augsburgischen Confession von Anno 30 hiefürder gänzlich blieben, es der Religion darnach halten und durch christliche Visitation und sonst die Fürsehung thun sollten und wollten, damit dieser Confession gemäfs und nicht anders gelehrt, gepredigt, die Sacramente und sonst gehalten, das Widerwärtige aber verboten und abgeschafft, auch über und wider dieselbe nichts gehandelt würde." Ohne nun von der tiefen, wahrhaft christlichen Frömmigkeit dieser Erklärung auch nur eine Ahndung zu haben, oder im mindesten Notiz zu nehmen, commentirt der Verf. dieselbe in folgender Weise: „Ob hiedurch einer menschlichen Schrifft (verächtlich genug!), in welcher ihr Verfasser selbst nach Verlauf weniger Jahre Veränderungen anzubringen für nöthig befunden hatte (sie erfreute sich freilich nicht der Untrüglichkeit des Trienter Concils), nicht ein zu grofses Gewicht beigelegt werde und ob das, was sie deshalb an den König Ferdinand schrieben, dafs in dieser Confession allein die in dem Worte Gottes und der heiligen Schrift befindlichen, auch der Lehre der allgemein christlich-katholischen Kirche (welche sie aber von der römischen oder päpstlichen, als einer sectirerischen, wohl unterschieden) gemäfsen Stücke enthalten seyen, gegen jeden Zweifel aufrecht erhalten werden könne, kam bei dem Standpunkte auf welchem die Protestanten sich einmal festgestellt hatten, freilich nicht in Betrachtung." S. 578.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

XLVIII.

Carte generale de L'Amerique meridionale en deux grandes feuilles; d'après les observations et les cartes speciales rapportées du voyage dans l'interieur du Bresil pendant les années 1817—1820. *Dediée à sa majesté le roi de Bavière par les docteurs* Martius *et* Spix, *Chevaliers etc. Munich* 1825.

Das zweite Blatt der brasilianischen Karte erstreckt sich vom 20. Grade südlicher Breite bis zum Cap Horn und umfaſst so, mit dem ersten, das ganze Südamerika. Dieses ist bereits in einem der früheren Bände der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik beurtheilt worden. Wir wollen also sehen, ob das neue Blatt die gerechten Ansprüche an geographische Genauigkeit befriedigt. Zuförderst wird zur Seite der Karte ein Avertissement über die bei ihrer Entwerfung benutzten Hülfs-Mittel gegeben. Und diese bestanden namentlich in den von Martius und Spix mitgebrachten Materialien, nach welchen der verstorbene Ingenieur-Geograph Weiſs, im Jahre 1823 die in Rede stehende Karte entworfen hat. Für Brasilien, heiſst es, dienten portugisische handschriftliche Karten von den Capitanerien St. Paul, Rio de Janeiro, Minas Geraes, Piauchy, Maranhao und der Insel Marayo, die Karte vom Amazonenstrome nach den Aufnahmen der spanisch-portugiesischen Gränzvermesser; eigene specielle Aufnahmen einzelner Landstriche, Situations-Pläne; ferner englische Seekarten aus den Jahren 1814 bis 1821; mehrere Abhandlungen über die Schiffahrt in diesen Gewässern und die *Corografia brazilica* des Pater Cazal.

Für den übrigen Theil von Südamerica wurden Humboldt's, Azara's, Arrowsmith, Faden, Poirson und andere Karten benutzt.

Die Karte selbst ist von Weiſs nach Bonne's Projection mit Rücksicht auf die Erdabplattung entworfen; der Maaſsstab zu 200 deutschen Meilen auf den bayrischen Fuſs gewählt.

Der dritte Band der Reisebeschreibung soll die Nachweisungen (*renseignemens*) und kritischen Bemerkungen über die Materialien und deren Anwendung zur graphischen Darstellung des Innern enthalten.

Ueber die Genauigkeit der Manuscript-Karten läſst sich vor der Hand nicht aburtheilen; allein was Arrowsmith und Faden anbetrifft, so sind das nur sehr schlechte Autoritäten und gegen die Zuverlässigkeit von Azara's Karten hat man bereits sehr wesentliche Zweifel erhoben. Azara's Karte nehmlich wurde in Rio de Janeiro gezeichnet; aber die Resultate seiner Beobachtungen, die er an zahlreichen Orten angestellt haben will, werden von ihm selbst nur als vorläufige angesehen und es ist sehr zu bezweifeln, ob die ursprünglichen Beobb. gehörig benutzt worden seyn. Denn er bekennt, 1 Bd. S. 14 der Reise, das Detail in Paraguay zurückgelassen, jedoch darum geschrieben zu haben, um sie mit den europäischen zu vergleichen. Da nun solche vorläufige Resultate bekanntlich und vorzüglich bei der Beschaffenheit damaliger astronomischen Tafeln und Ephemeriden, oft sehr stark von der Wahrheit abweichen können; so bleiben jene vorläufigen Resultate immer sehr unsicher, so lange als wir nicht wissen ob Azara die Vergleichung angestellt hat. Selbst alte, längst bekannte, Beobachtungen scheinen bei seiner Karte nicht benutzt worden zu seyn. Der Pater Buenaventura Suarez nehmlich hatte in den Missionsflecken St. Cosmas und St. Ignatius (Paraguay) astronomische Beobachtungen angestellt. Sie stehen in den *Philosoph. Transact. Vol.* 45. (1748) und in den neuen *Actis Upsal. Vol.* 11 woraus bereits Wargentin 1741, die Länge von Cosmas zu 3 St. 52′ 23″ und Triesneker die von Ignatius zu 3 St. 57′ 50″ berechneten. Letztere wird noch durch

Digitized by Google

später beobachtete Verfinsterungen des Jupiters-Trabanten und eine Monds-Finsterniſs bestätigt. Man durfte doch wohl erwarten, daſs Azara, bei einiger Belesenheit, solche schätzbare Beobachtungen benutzt haben müsse. Allein weit davon entfernt setzt er z. B. die Länge von Cosmas 58° 39′ 29″ statt (den astronomischen Beobachtungen zu Folge) 58° 5′ 45″; also etwa 34′ zu weit nach Westen und Ignatius etwa 24′ zu weit nach Osten; den Längen-Unterschied beider Missionen $24\frac{3}{4}$′, statt 1° $22\frac{2}{3}$′ wie ihn die astronomischen Beobachtungen geben. Suarez selbst macht ihn 1° $22\frac{1}{2}$′.

Wir wollen keinesweges in Abrede stellen, daſs es schwierig ist, den genauen Längen-Unterschied zweier Orte aus himmlischen Beobachtungen zu bestimmen; aber dem Pater Suarez, welcher Jahre lang in beiden Missionen war, konnte es doch nicht entgehen, ob eine von der anderen zwanzig, oder acht deutsche Meilen entfernt war, selbst wenn er auch gar keine astronomische Beobachtungen gemacht hätte.

Wenden wir uns jetzt mit diesen Ansichten zu der oben rubrizirten Karte, so finden wir darauf die Länge

von San Cosmas	58° 52′
nach astron. Beobb. ist sie aber . .	58° $5\frac{3}{4}$′
folglich zu westlich um	$46\frac{1}{4}$′

den Längen-Unterschied zwischen beiden Missionen (nach eben dieser Karte) nur 35′ statt 1° $22\frac{2}{3}$′. Wir finden also im Inneren von Paraguay eben so groſse Unterschiede, als an der Karaibischen See, beim Chacopata, die bei Anwendung jener alten, höchstschätzbaren, Beobachtungen hätten vermieden werden können.

In Assumtion sind, in früherer Zeit schon, zahlreiche Beobachtungen an Jupiters-Trabanten sowohl als am Monde angestellt worden. Azaras Karte weicht von ihrem Ergebnisse nur etwa $6\frac{1}{2}$, die vorliegende dagegen sogar 16′ ab.

Da wir im Besitz aller Original-Beobachtungen der spanisch-portugiesischen Gränzvermesser sind, und sie berechnet haben; so lieſsen sich dergleichen Zusammenstellungen freilich ausdehnen. Wenden wir uns aber, der Kürze wegen, von den Ufern des Parana an die Seeküsten.

In San Pablo (z. B.) stellten Don Bento Sanchez Dorta und Don Olivero de Barbosa Beobachtungen der Jupiters-Trabanten und einer Monds-Finsterniſs an.

Sie geben die Länge 49° 0′ 41″; die in Rede stehende Karte macht sie 48° 41′ 30 also um fast einen drittel Grad zu groſs. Die Beobachtungen stehen übrigens in den *Memorias de Lisboa T.* 1., waren also längst vor Weisse's Zeichnung (1823) bekannt.

Ueberhaupt genommen kann man in jene Karten-Zeichnungen der spanisch-portugiesischen Gränzvermesser kein besonderes Vertrauen setzen. Für einen neuen Fund können sie auch nicht angesehen werden. Denn schon La Cruz Olmedilla benutzte sie, vor mehr als 50 Jahren, bei Entwerfung seiner *Mapa geografica de America meridional* (1775) die für Brasilien und Paraguay etc. grade auf die Arbeiten der Gränz-Kommissaire gegründet worden ist. (Azara's Reise T. I. p. 75. Geographische Ephemeriden. 1809 S. 197 und 198.)

Dabei treten noch andere Zweifel auf. Aus den Original-Beobachtungen der Portugiesischen Commissaire nehmlich ersehen wir, daſs die Beobachtungen der Jupiters-Trabanten bloſs mit Cassini's, Halleys und dergleichen Tafeln verglichen und hieraus die Längen hergeleitet wurden. Dies kann freilich den Gränz-Kommissarien nicht verargt werden. Sie benutzten ja die damals bekannten besten astronomischen Hülfsmittel. Aber jetzt zeigen Delambre's schöne Satelliten-Tafeln, desgleichen correspondirende Beobachtungen, Abweichungen oder vielmehr Verbesserungen von ganzen Längen-Graden.

Noch ist ein anderer Umstand zu berücksichtigen, welcher die Zuverlässigkeit der in Rede stehenden Manuscript-Karten sehr verdächtig machen kann. Bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Lacruzeschen Karte in von Zach's M.C. 1800 S. 368 wird nehmlich gesagt: „Man hat... in jenen Zeiten die Spanier sowol als die Portugiesen beschuldigen wollen, daſs ihre bestellten Staats-Geographen aus politischen Absichten und gegen besseres Wissen und Gewissen, fehlerhafte Karten verfertiget, darauf Flüsse verwechselt und umgetauft hätten, wodurch jede Partey bei ihren Demarcationen ihren Endzweck beabsichtigte und zu erreichen suchte."

Nehmen wir das alles zusammen; so ist der Werth und Nutzen jener alten Gränz-Vermessungs-Karten sehr problematisch.

Digitized by Google

Wenden wir uns nach diesen Betrachtungen zur West-Küste Südamerika's.

Das Kap Horn wird in 69° 20′ Länge angesetzt; nach den spanischen Seeoffizieren ist sie 69° 40′ folglich ein Unterschied von einem Drittel-Grade.

San Carlos de Chiloe. Nach der vorliegenden Karte ist die Länge dieses berühmten Hafens 77° 27′
nach astron. Beobachtungen aber 76° 8′ 42″
folglich ein enormer Unterschied von 1° 18′
Ueber die Richtigkeit der astronom. Länge kann kein Zweifel obwalten.

Die Offiziere von Malaspina's Expedition schlugen am 6. Februar 1790 ihre Sternwarte in San Carlos nahe am Meere auf und beobachteten hier unter 41° 49′ 40″ südlicher Breite, die Länge der Stadt.

Drei Seeuhren der Descubierta gaben den Längen-Unterschied zwischen San Carlos und Montevideo . . . . . 17° 34′ 2″
nach den Uhren der Atrevida . . 17° 37′ 15″
im Mittel . . . . . 17° 35′ 38″
die Länge westlich von Cadix . . 67° 31′ 38″
Absolute Beobachtungen gaben und zwar
Eintritt des ersten Jupiters-Trabanten vom 6. Februar 1790 . . . . . 67° 30′ 15″
Austritt desselben am 15. Februar . 67° 30′ 15″
Im Mittel . . . . . 67° 30′ 43″
Cadix von Paris . . . . . 8° 37′ 30″
Länge von San Carlos 76° 8′ 13″

Da die Expedition aber nicht bloſs Resultate, sondern die ursprünglichen Beobachtungen angiebt; so war es möglich sie von neuem zu berechnen, und der hochverdiente spanische See-Kapitain Don Felice Bauza hat sich, gleichzeitig mit mir, dieser Arbeit unterzogen.
Bauza findet die Länge . . . . 76° 8′ 42″
ich . . . . . 76° 6′ 1″
Das Mittel aus allen wäre 76° 7⅔.

Es ist leicht einzusehen, daſs der frappante Unterschied von fast 1⅓ Grad sehr wesentlichen Einfluſs auf die benachbarten Küsten-Puncte haben muſs.

Valdivia. Die Länge ist nach der vorliegenden Karte . . . . . 76° 28′
nach Lartigue's Beobachtungen und Givry's Rechnungen ist sie aber . . 75° 53′ 39″
also abermals ein bedeutender Unterschied von . . . . . 34½′
oder mehr als einem halben Grade.

(Eclaircissemens sur les positions geographiques determinées en 1821. 1822 *et* 1823 *etc. par M. Givry.)*

La Conception. Der bekannte Hafen von Talcahuano wird auf der Karte mit keiner Sylbe erwähnt, die Länge von Conception wird auf 75° 58½′ angegeben.
Talcahuano ist aber westlicher . . 0° 5′
also . . . . . 76° 3½′

Die Malaspina'sche Expedition fand am 26. Febr. 1790 den Längen-Unterschied mittelst 6 Seeuhren 0° 40′ östlich von San Carlos, und somit die Länge 66° 50′ 43″ von Cadix oder 75° 28′ 13″ von Paris
Bauza setzt nach seinen neuesten Berechnungen . . . . . 75° 31′ 30″
Ich, nach Malospina's Beobb. . . 75° 31′ 50″
Im Mittel . . . . . 75° 30′ 24″
Wiederum eine enorme Abweichung von etwa 34′ also über einen halben Grad.

Man hätte nur die alten Beobachtungen des ehrlichen Pater Feuillée einsehen können, um solche Abweichungen zu vermeiden. Siehe *(Journal d'observations etc.)* wo er die Länge von Alt-Conception auf 75° 32′ 30″ bestimmt. T. 1. p. 364. Alt-Conception ist 1751 durch ein Erdbeben zerstört worden, es lag aber etwa 8½ Bogenminuten östlich von Talcahuano.

Valparaiso. Unsere Karte giebt die Länge zu 72° 54′ an. Bauza findet sie . . 74° 2′ 20″
Ich . . . . . 74° 2′ 40″
Im Mittel . . . . . 74° 2′ 30″
Malaspina's Expedition berechnete diese Länge nach den See-Uhren . . . . . 65° 22′ 23″
aus dem Austritte des ersten Jupiters-Trabanten vom 19. März 1790 . . . 65° 23′ 30″
desgleichen vom 25. März . . . 65° 25′ 30″
desgleichen vom 11. April . . . 65° 20′ 00″
Im Mittel . . . . . 65° 22′ 50″
Cadix von Paris . . . . . 8° 37′ 30″
Länge von Valparaiso . . . . 74° 0′ 20″
und wiederum im Mittel aus diesen, Bauza's und meinen Berechnungen 74° 1′ 47″

Lartigue fand sie, in den Jahren 1821 bis 1823) *(Eclaircissemens sur les positions geographiques etc.)* 74° 3′ 47″.

Vergleichen wir nun hiermit die Angabe der in Rede stehenden Karte 72° 54′, so ergiebt sich abermals ein enormer Unterschied von Einem Grade und 8′.

Digitized by Google

An der Genauigkeit der spanischen und französischen Beobachtungen ist nicht zu zweifeln. Man hätte auch diesmal nur Feuillee's Beobachtungen befragen sollen, um eines bessern belehrt zu werden. Denn Triesneker berechnete bereits vor etwa dreifsig Jahren, die Länge von Valparaiso aus einer Sonnenfinsternifs 74° 7′ 21″; aus einer Jupiters-Trabanten-Verfinsterung 74° 14′ 15″. (*Ephemerides Vindobonenses anni* 1801 *p.* 384 *sqq.*) Triesneker giebt übrigens dem ersten Resultate den Vorzug.

Coquimbo. Die Martius-Spixsche Karte setzt die Länge der Stadt 72° 17½′. Schon Pater Feuillée fand sie vor 120 Jahren, aus astronomischen Beobachtungen, 73° 40′ 45″ (*Journal d'observations Tome II. p.* 554. *sqq.*) und Triesneker berechnete sie, aus eben diesen Beobachtungen, ein Jahrhundert später, auf 73° 38′ 48″.

Man hätte daraus schon entnehmen können, dafs die auf der Karte verzeichnete Länge von Coquimbo um Einen ganzen Grad und ein Bedeutendes darüber fehlerhaft sey.

Kommen wir jetzt auf neuere Beobachtungen. Malaspina's Geschwader landete am 18. April 1790 im Hafen von Coquimbo. Es fand die Länge nach den

See-Uhren	65° 6′ 20″
nach einem Austritt des ersten Jupiters-Mondes am 18. April 1790 . . .	65° 2′ 30″
desgleichen am 20. April . . .	64° 58′ 0″
aus der Mondsfinsternifs vom 28. .	65° 2′ 45″
Aus 2 Sternbedeckungen desselben Tages	65° 10′ 0″
Im Mittel	65° 4′ 0″
Cadix westlich von Paris . . .	8° 37′ 30″
Länge von Coquimbo . . .	73° 41′ 30″
Bauza findet sie	73° 43′ 26″
Ich, aus den Original-Beobachtungen	73° 43′ 6″
Im Mittel	73° 42′ 41″
die vorliegende Karte . . .	72° 17½′

also ein Unterschied von Einem Grad und 24 Minuten.

Nach diesen Darstellungen dürfte es wohl überflüssig seyn, auf eine Beleuchtung der Küste, Punct für Punct einzugehen, und es als hinreichend erwiesen angesehen werden können, dafs die vorliegende Karte, was auch die oben erwähnte, noch zu erwarten stehende Kritik der ihr zu Grunde gelegten Materialien zu deren Rechtfertigung wird aufzuführen vermögen, dem gegenwärtigen Zustande unserer geographischen Kenntnisse von Südamerika keinesweges entsprechend sey. Zu einem näheren Belege dieses, eben nicht erfreulichen, Ergebnisses möge noch folgende Tabelle dienen, die Vergleichung einiger Karten-Positionen mit den Angaben enthaltend, welche man dafür in der *Conn. des tems* für 1823, die also noch drei Jahre vor der Zeichnung der Karten erschienen ist, aufgeführt findet.

	Conn. des tems.	*Martius Karte*
Cap Horn	69° 41′ 29″	69° 20′
San Carlos	75° 15′ 0″	77° 27′
Valdivia	75° 46′ 30″	76° 28′
La Conception	75° 25′ 0″	75° 58½′
Valparaiso	73° 58′ 30″	72° 54′
Coquimbo	73° 39′ 30″	72° 17½′

J. Oltmanns.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel, Königl. Preufs. Consistorial- und Schul-Rath. Dritter Band. Vom Ausbruche des Schmalcaldischen Krieges bis zum Ende der Regierung Karls V.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt kehrt in dem weiteren Verlauf des Werks die ganze Krankheit der ersten Bände und der Verfasser zu allen seinen früheren ungesunden Urtheilen zurück. In den letzten Kapiteln besonders bricht der ganze unter dem Schein einer erzwungenen Mäfsigung lang verhaltene tiefe Hafs gegen die evangelische Kirche, wie die zärtlichste und doch schwächliche Anhänglichkeit an die römische Kirche, die auffallendste Partheilichkeit in der Form und dem Gewande d[illegible] partheilichkeit selbst hervor. Nur, was die N[illegible] digkeit der geschichtlichen Wahrheit mit sich [illegible] und sich nicht verbergen läfst, bringt er von den Thaten und Gesinnungen der beiden grofsen Churfürsten Johann Friedrich und Moriz bei; er selbst hält aber da seine Achtung und sein Lob sehr zurück oder spricht es doch nur sehr bedingt und bedenklich aus. Er hat seine Feder so edlen und rührenden Characterzügen des ersteren in der Gefangenschaft des Kaisers nicht entziehen können, wie folgende sind, da ihm wegen der Annahme des Interims zugesetzt wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel, Königl. Preuſs. Consistorial- und Schul-Rath. Dritter Band. Vom Ausbruche des Schmalcaldischen Krieges bis zum Ende der Regierung Karls V.

(Fortsetzung.)

„Noch an demselben Tage wurde seiner Dienerschaft ihr Gewehr abgenommen und dem Hofmarschall und dem Küchenpersonal befohlen, an den Fasttagen keine Fleischspeisen mehr bereiten zu lassen. Schmerzlicher war es dem frommen Fürsten, daſs sein Hofprediger, Christoph Hoffmann, von ihm scheiden muſste und daſs ihm seine Bücher, unter andern auch eine auf Pergament gedruckte und illuminirte Bibel und Luthers Schriften bis auf den Psalter und die Hauspostille, die ein treuer Diener versteckt hatte, weggenommen wurde. Nach der unbegränzten Verehrung, die er gegen Luthers Person bei dessen Lebzeiten empfunden hatte, beurtheilte er auch dessen Schriften (wozu diese im eigentlichen Sinn invidiose Einstreuung? der Verf. ist freilich in seiner kantisch-französischen Aufklärung über beiderlei Verehrung hinweg.) „„Dieselben gingen durch Mark und Bein und hätten rechten Geist in sich; wenn er gleich einen Bogen andere Bücher läse und nur ein Blättlein Luthers dagegen halte, so finde er mehr Saft und Kraft, auch mehr Trost darin, denn in einem ganzen Bogen anderer Scribenten.““ Dennoch sagte er beim Wegtragen dieser Bücher ganz gelassen: „„nehmen sie mir gleich die Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt, nicht aus dem Herzen reiſsen.““ Als die beiden Augsburger Prediger, die wegen des Interims ihre Stellen verlieſsen, bei ihm Abschied nahmen, tröstete er sie mit den Worten: „„verbietet der Kaiser euch das Reich, so hat er euch doch nicht den Himmel verboten. Gott wird euch wohl ein Land finden lassen, wo ihr sein Wort predigen könnt.““ S. 296. Sodann da er den Jubel der Rückkehr des Churfürsten aus der Gefangenschaft beschreibt, führt er an: „Am 2. Sept. verlieſs der Churfürst mit seinem Gefolge Augsburg und zog auf Donauwerth. Am 4. empfingen ihn in der Nähe von Nürnberg Abgeordnete des Magistrats mit vierzig Pferden; das Volk, welches ihm in groſser Zahl eine halbe Meile weit entgegengegangen war, begrüſste ihn mit groſsem Freudengeschrei; viele schlugen frohlockend in die Hände, andere vergoſsen Thränen der Rührung. So war Kaiser Karl nirgends empfangen worden. In Bamberg wurde er vom Bischofe auf dem Schlosse prächtig bewirthet. Von Koburg kam ihm sein Bruder, Herzog Johann Ernst, den er seit der Schlacht bei Mühlberg nicht mehr gesehen, mit dem ganzen Hofstaate entgegen; auf dem Markte standen die Knaben und Mägdlein mit Rautenkränzen und stimmten das Herr Gott dich loben wir, an. Die Churfürstin Sibylle hatte ihr seit fünf Jahren getragenes Trauerkleid ausgezogen und ihren Schmuck angelegt. Als nun in Erfüllung ging, was sie oft gesagt hatte: „„sie hoffe gewiſs, daſs sie nicht sterben werde, ehe sie ihren Gemahl seines Gefängnisses entledigt wieder gesehen und sie wollte nicht ablassen, Gott darum anzuflehen,““ ward sie über der Freude des Wiedersehens ohnmächtig. Auf der Weiterreise huldigte Johann Friedrich zu Wolfersdorf und Welniz der alten Jagdlust; herzlich aber freuete er sich bei seiner Ankunft in Jena, wo seine Söhne, zum Ersatz der Wittenbergischen Hochschule eine Universität errichtet hatten, als er wieder Professoren und Studenten erblickte. „„Sieh da, sagte er zu seinem ältesten Sohne, der mit dem Maler Lucas Cranach bei ihm im Wagen saſs, das ist Bruder Studium.““ Die Glückwünschungsreden der Professoren hörte er mit entblöſstem Haupt an und dankte mit gnädigen Worten. Auch vor den kleinen Knaben und Mägdlein entblöſste er das Haupt im Vor-

Digitized by Google

beifahren. S. 510. Aber auf der folgenden Seite ist Churfürst Johann Friedrich „ein zwar frommer und wohlmeinender, aber in seinen religiösen Vorstellungen beschränkter Fürst." S. 512. Einen solchen weiten Mantel, wie der Verf. trägt, unter welchem man Verehrung des heidnischen Fatum und des Jupiter und christlichen Glauben an göttliche Vorsehung, Anhänglichkeit an die römische Kirche und protestantisches Bekenntniſs mit einander vereinigt tragen kann, wuſste freilich die einfache und ungekünstelte, noch nicht verschrobene Frömmigkeit jener Zeit nicht mit Anstand zu tragen. Ganz schief fasset er die Gesinnung des frommen Fürsten auf, indem er sagt: „die Hauptbeschäftigung seiner Tage blieb die Theologie." S. 524. Denn die Theilnahme der evangelischen Fürsten an der Theologie war nur eine in tiefer, lebendiger Frömmigkeit begründete und davon ausgehende, es war nur eine mittelbare, um der Religion selbst willen. Dieses erkennet der Verf., wiewohl wiederum sehr bedingt und mit Hindeutung auf seinen viel höhern Standpunct, da er des Churfürsten und seiner Gemahlin Tod beschreibt, mit folgenden magern, dabei gezierten, wie aus einer Leichenpredigt entnommenen Worten selber an: „Unser Ende sey wie das Ende dieser Gerechten! Wie sie Luthers Kirchen- und Glaubensform aufgefaſst hatten, kann dieselben wenigstens der Vorwurf nicht treffen, daſs Mangel christlichen Sinnes und Vorherrschaft einer weltlichen Geistesrichtung den Eifer für sie erzeugt und erhalten habe. Stark und treu in ihrer Beschränkung, zur Beschämung vieler, welche schrankenloser Geisteserhebung sich rühmen, werden sie, so hoffen wir, das Wort, daſs ein Jeglicher seines Glaubens leben wird, als keine leere Verheiſsung befunden haben." S. 526. Und vorher, da er den Tod des Churfürsten Moriz nach der Schlacht bei Sievershausen und in der Blüthe der Jahre, beschreibt, sagt er zwar: „Unzweifelhaft scheint es, daſs ohne seinen Dazwischentritt das Conzil zu Trident die auf Wiedervereinigung des getrennten Glaubens gerichtete Absicht des Kaisers zur Ausführung gebracht und eine ganz andere Entwickelung der deutschen und der europäischen Verhältnisse statt gefunden haben würde. Aber, setzet er dann so kahl und nüchtern, als möglich hinzu, von der Vorsehung war diejenige Bahn, auf welcher wir wandeln, als die rechte bestimmt worden; die Herzen der Menschen richtet Gott, der sie zur Vollziehung seiner Rathschlüsse lenkt." Und bald darauf: „aber für die weltregierende Macht ist kein einzelner Mann unentbehrlich und ein jeglicher fällt seinem Herren in dem Augenblicke, wo seine Bestimmung erfüllt ist." S. 528. Des Verfs. Berufen auf göttliche Vorsehung in allen solchen Fällen enthält immer zugleich die leise Erinnerung daran, daſs Gott auch aus dem Bösen Gutes zu entwickeln wisse; er scheut sich nur dieses geradezu zu sagen. Hingegen wo es das östreichische Interesse gilt und den Ruhm Karls V., da ist er mit ganz anderen Urtheilen bei der Hand. Daſs Moriz dem fliehenden Kaiser nachsetzt, nachdem er ihn gefangen zu nehmen versucht hatte, ist ihm äuſserst unangenehm. „Es gehört zu dem seltsamen Misgeschick, welches Karln, neben dem Schein groſsen Glücks, sein Leben hindurch verfolgt hat, daſs eine Unternehmung seines Gegners, die ihren eigentlichen Zweck nicht erreichte, bei der Mit- und Nachwelt den Eindruck einer wirklichen Groſsthat hervorbrachte und dem Churfürsten gröſsern Ruhm, als Andern ein entscheidender Sieg, ihm (dem Kaiser) gröſsere Schmach, als Andern eine vollständige Niederlage eintrug." Sodann nachdem er die Bewunderung des Africanischen Zuges ausgedrückt hat, sagt er: „Was in alten und neuen Zeiten den meisten Feldherren und Helden einmal wiederfahren ist, vor einem überlegenen Feinde eilig zurück zu weichen und was dem Kaiser noch weniger zur Schmach gereichen konnte, der, im Vertrauen auf den bestehenden Frieden und auf die gesetzliche Ordnung im Reich, wie auf die Dankbarkeit seines Schützlings, unbewehrt in einer seiner Städte Hof hielt, als er angegriffen und nach Einleitung einer Vertragshandlung durch unerwarteten Anmarsch zu schleuniger Abreise veranlaſst (nicht gezwungen!) wurde — dieſs durchflog wie ein Lauffeuer Deutschland und Europa. Jedermann sprach von dem fliehenden Kaiser und noch nach Jahrhunderten tönt in allen Geschichtbüchern der Ruf von der schimpflichen Flucht, in welche Churfürst Moriz den gewaltigen Karl gejagt habe. Unter den Zeitgenossen aber lieſsen diejenigen, welche die Kräfte beider abzuwägen verstanden, durch den augenblicklichen Erfolg sich nicht fortreiſsen u. s. f." S. 484. Und da er zuletzt den Tod des Kaisers beschreibt, und sagt: „seine Heiterkeit wurde aber bald durch düstre Vorstellungen gestört. Er fing an, sich Vorwürfe zu machen, daſs er zu seiner Zeit die rechten Mittel versäumt habe, den Frieden der Kirche zu

Digitized by Google

erhalten, da keine Religionsspaltung erfolgt seyn würde, wenn er bei Luthers Erscheinen in Worms Strenge gegen denselben gebraucht, nicht weltliche Gerechtigkeit und Treue seiner Pflicht gegen die Kirche vorgesetzt hätte." S. 585 — so tröstet er sich sogleich damit, dafs doch aus dieser Begebenheit, über welche er trauerte, und aus der Aufstellung einer Opposition auch für die römische Kirche und das geistige Leben der Kirche die gröfsten Vortheile entsprangen. Selbst das Geschichtchen mit dem schwarzen Hund, den der zu Verona sterbende Kardinallegat — „der Argwohn der Protestanten, dafs seine Krankheit ein Vorwand gewesen, war also ungegründet." S. 445 — vor seinem Bette erblickte und den die Protestanten — „nach der Bildungsstufe, auf der sich damals die meisten Deutschen befanden" — für den Teufel erklärten, ist ihm wichtig genug, um nicht nur die Vertheidigung des Legaten durch *Pallavicini* hier anzubringen, sondern auch folgende erbauliche Bemerkung hinzuzufügen: „Aber das Wort: richtet nicht, war in der Praxis gerade da (nämlich auf der protestantischen Seite) am meisten vergessen worden, als dem Spruche: wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen, in der Theorie die unbedingteste Gültigkeit beigelegt und der menschlichen Natur alle Würdigkeit aberkannt ward. In der Verblendung der Leidenschaft, welche die Meinungskämpfe entzündet hatten, glaubte man sogar das Urtheil der Hölle nicht verschmähen zu dürfen, um den Gaukelbildern des Hasses, welche das vergängliche Daseyn trüben, Dauer über das Grab hinaus zu versichern." S. 446. Zu den indirecten Vertheidigungen der römischen Kirche gegen die protestantische und den bestimmtesten Angriffen auf diese, welche durchgängig nur als die Opposition und als der Oppositionsgeist bezeichnet wird, gehört besonders, dafs er den weltlichen Fürsten das Recht gänzlich abspricht, in Angelegenheiten der Kirche mitzusprechen und irgend etwas zu verfügen. In dieser Beziehung spricht er ganz wie ein römischer Katholik oder wie ein Puritaner — denn diese Extreme berühren sich hier bekanntlich und werden wiederum eins. — Selbst Karl V. genügt ihm in dieser Hinsicht nicht ganz; er leistet mit seinem Interim dem römischen Hof und Conzilium nicht Obedienz genug, obgleich er auch dabei immer noch „der wohlmeinende" ist. „Der Kaiser nahm, da Niemand etwas einwendete, die Danksagung als allgemeine Zustimmung auf und befahl, das Interim in deutscher und lateinischer Sprache zu drucken und bekannt zu machen. In diesem Augenblicke mochte Karl der Erfüllung des lang gehegten Wunsches, des traurigen Religionshaders ledig zu werden, sich ziemlich nahe glauben. Aber je wohlmeinender hiebei seine Ansicht erscheint, desto weniger läfst sich leugnen, dafs er die Beschaffenheit des Secten- und Meinungswesens und die dasselbe bestimmende Gewalten, gänzlich verkannte," worauf sich denn der Verf. sehr pikant und beziehungsreich also vernehmen läfst: „Niemals ist es Fürsten gelungen, neue kirchliche Verhältnisse zu stiften und eigenen Schöpfungen oder Umbildungen der Religionsgebräuche und Religionslehren Eingang oder daurenden Bestand zu verschaffen, wenn sie nicht etwa, wie Heinrich der Achte und Elisabeth, ihrer geistlichen Wirksamkeit durch Feuer und Schwerdt Nachdruck verliehen." S. 287. Wie falsch und unwahr ist hier diefs: „Niemals;" haben die protestantischen Kirchenordnungen und Liturgien, von der Reformation an bis in die neueste Zeit, im Namen der Landesregenten ausgegangen, der Heidelbergische Katechismus, zum Theil von der Hand des Churfürsten zu Pfalz verfafst, und so viele andere unmittelbar von der Person des Landesherren ausgegangene kirchliche Institutionen nöthig gehabt, mit Feuer und Schwerdt durchgesetzt zu werden? Es geht ihm dann, wie man deutlich sieht, besonders schwer an, durch den Religionsfrieden die päpstliche und bischöfliche Jurisdiction in Deutschland für einen grofsen Theil desselben verloren gegeben zu sehen: aber er tröstet sich damit, dafs dafür nun die protestantische Kirche um so mehr unter die weltlichen Fürsten gefallen und von diesen abhängig geworden und stellet diefs als das gröfseste Unglück dar. Statt wie alle wahrhaft evangelische Christen dazumal die Erledigung vom päpstlichen Joch und von dessen Tyranney als die gröfseste Wohlthat Gottes zu preisen, wonach man nach so viel Jahren und Erfahrungen der Unverbesserlichkeit des römischen Hofes sich sehnte und das Vertrauen, womit die Völker auch in kirchlicher Hinsicht an ihre Fürsten und diese an jene sich anschlossen, zu ehren, säet er vielmehr durch seine ganz modernen Urtheile im Sinne der Revolution den Samen des Mistrauens und der Zwietracht zwischen Volk und Fürsten aus und ist von einer wahrhaft historischen Beurtheilung dieser Sache so weit entfernt, dafs er in jener Einrichtung weder eine

Digitized by Google

äufsere, und noch viel weniger eine innere Nothwendigkeit anerkennt. „Nicht das Volk und die Geistlichkeit, aus dessen Mitte das neue Religions- und Kirchenwesen hervorgegangen war (hatten denn Fürsten und Landesherren nicht von Anfang daran Theil genommen und sich aufs lebhafteste dafür interessirt?), sondern die Fürsten, welche die Beschützung derselben übernommen hatten, machten ihren Frieden mit den Gegnern (sollte denn Volk und Geistlichkeit ohne ihre Fürsten Frieden schliefsen mit solchen grofsen europäischen Mächten, wie der Kaiser und Papst war?) und derselbe kam ersteren nur in so fern und auf so lange zu Gute, als die Fürsten und Obrigkeiten der Ueberzeugung, in welcher sie zur Zeit des Abschlusses gewesen, getreu blieben. Wenn diese Ueberzeugung sich änderte und zur alten Kirche zurückwandte, verlor der Glaube der Unterthanen sogleich seine durch den Frieden erworbenen Rechte. Es lag am Tage, dafs dieses Verhältnifs ein äufserst ungünstiges war und dafs durch dasselbe die Religionsform, welche so mühvoll erkämpft worden war, der Willkühr und dem Wankelmuthe der Mächtigen blosgestellt ward." S. 577. Dieses ist so unwahr, dafs Sachsen auch nach dem Uebertritt seines Regenten zur römischen Kirche nach wie vor ungestört evangelisch blieb, ja Chursachsen sogar das Directorium des *corpus evangelicorum* führte.

Wir wollen es dem Verf. auf dem Standpunkte, auf welchen er sich nun einmal begeben, gar nicht verargen, wenn er seine päpstliche Parthei und die hierarchische Macht, den Kaiser und das Conzilium zu Trient gegen Vorwürfe vertheidigt oder lobpreiset, wie dieses z. B. noch in folgender Stelle geschehen ist: „Gegen diese Einrichtung des Geschäftsganges (auf der Kirchenversammlung zu Trient) dürfte sich kaum eine bedeutende Ausstellung erheben lassen. Schwieriger und nach dem Standpunct der Partheien verschieden ist das Urtheil über den Geist, in welchem das Conzil gearbeitet hat und über den Werth dessen, was durch dasselbe zu Stande gebracht worden ist. Die Gegner der römischen Kirche sind, begreiflicher Weise, einmüthig im Tadel einer Versammlung, welche ihre Aufgabe, die Lehre und Verfassung jener Kirche gegen die Angriffe der Opposition aufrecht zu erhalten und für die Zukunft sicher zu stellen, fest ins Auge gefafst und am Ende siegreich gelöst hat. (So? Selbst ein römisch katholischer Schriftsteller, Sarpi, von welchem aber der Verfasser zu seinem einseitigen Zweck keinen Gebrauch zu machen für gut gefunden, ist dieser Meinung nicht). Der Partheidienst gestattet ihnen nicht, auch nur die Klugheit, Geschicklichkeit und Einsicht zu würdigen, welche zu diesem Behuf in Anwendung gesetzt worden sind, sondern weil sie den Zweck nicht billigen, beeilen sie sich, alles, was zur Förderung desselben gethan worden ist, als hierarchisches Mach- und Triebwerk, gewöhnlich noch vor angefangener Prüfung und Untersuchung, unbedingt zu verkennen. Die Geschichte würde ihre Pflicht verletzen, wenn sie solchen Leidenschaften huldigte; ihr liegt es ob, den mancherlei Kräften, durch welche der, welcher Alles in Allem wirket, die Menschheit zu höheren Stufen der Entwickelung, oft unter scheinbaren Rückschritten, leitet, ihr Recht wiederfahren zu lassen; sie darf dieselbe parteilose Schätzung, welche sie den rohen Elementen in den Democratien der Hellenen und in der Adelsherrschaft des alten Roms gewährt, der grofsen Erscheinung der Hierarchie des in Römische Formen gefafsten Christenthums um so weniger versagen, als für den Mehrtheil der Christenheit diese Form der Weltentwickelung noch keine vergangene ist, sondern die Ueberzeugung besteht, dafs dieselbe alle andere Formen überleben und erst enden wird am Ende der Zeiten." (Amen!) S. 388. Wir wollen ihn auch nicht an seine eigene, obengedachte Aeufserung über die Nothwendigkeit der Glaubensverbesserung erinnern, mit welcher die gegenwärtige so sehr im Widerspruch steht, dafs sie ebendadurch zu etwas ganz nichtigem und in den Zusammenhang seiner Vorstellungen ganz und gar nicht *hinein*gehörenden herabgesetzt wird: denn er kann ja immer noch, seiner Ueberzeugung getreu und zufolge, sagen, darum sey die Opposition des Protestantismus und der reinen evangelischen Lehre noch nichts überflüssiges, denn die Vorsehung lasse ja auch das Falsche und Böse zu, damit durch den Gegensatz und die Ueberwindung desselben das Wahre und Gute desto herrlicher strahle und in seinem wahren Glanze erscheine.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. Von Karl Adolf Menzel, Königl. Preufs. Consistorial- und Schul-Rath. Dritter Band. Vom Ausbruche des Schmalcaldischen Krieges bis zum Ende der Regierung Karls V.

(Schlufs.)

Aber Gerechtigkeit, vorurtheilsfreie Würdigung der Verhältnisse, Anerkennung der gröfseren Aufgabe der Reformation, als nur jener eitle und negative, schlechte und wahrheitslose Gegensatz zu seyn, Ehrfurcht vor der erhabenen positiven Bestimmung der evangelischen Kirche im Reiche des christlichen Glaubens, des Geistes und der Wissenschaft verlangen wir eben so sehr von einem Jeden, der sich zu einem Geschichtschreiber dieser grofsen Bewegungen macht, um so mehr, da, (um mit den Worten des Verfs. zu reden) für alle wahren Verehrer der grofsen Erscheinung des Geistes der Wahrheit und Freiheit, und des von der Schlacke der Menschensatzung geläuterten, in evangelische Formen gefafsten Christenthums die Ueberzeugung besteht, dafs dasselbe alle andere Formen, sammt deren Vertheidigungen, überdauern und sich behaupten werde bis an das Ende der Zeiten.

Es wäre nun noch zuletzt von einem Punct zu handeln, der allein den Unterzeichneten betrifft. Allein ich trage billig Bedenken, vor dem Publicum eine so blos persönliche Sache zu verhandeln: nur ungern und nur gezwungen dazu bewege ich mich auf diesem Felde. Ich habe weder in dieser, noch in den beiden früheren Beurtheilungen seines Werkes gegen Herrn Menzel geschrieben, sondern allein gegen seine verkehrte Ansicht von der evangelischen Glaubensverbesserung und die dadurch entstandene Verfälschung der Geschichte. Ich würde sie auch unberührt gelassen haben, wenn es allein die seinige wäre, fest überzeugt, dafs das, was in der Gemeinschaft der Vernünftigen nur die einsame Sache ist, durch sich selbst schon verurtheilt ist. Diefs war auch gleich nach Erscheinung seines Buchs der Gedanke der Societät für wiss. Kr. Allein da derselben zugleich nicht unbekannt war, dafs diese seine Denkart gar Vielen in dieser Zeit mit ihm gemeinsam ist, dafs sie darauf rechne, daran anknüpfe, Manche noch dazu mit dem Glanz der Darstellung blenden und den Beifall aller derer gewinnen würde, welche nichts so sehr lieben und begünstigen, als was ihren eigenen vorgefafsten Meinungen und verrosteten Irrthümern entspricht und durch Hinzufügung eines Minimums von Licht und Wahrheit einen Schein und eine bestimmte Gestalt und ebendamit Nahrung und Dauer geben kann, so wurde eine nähere Beleuchtung des Buches für nöthig erachtet. Da war denn nichts nothwendiger, als zu zeigen, dafs nicht die Geschichte so spricht und urtheilt, sondern Hr. M. nur, der seinen Vorurtheilen dieselbe untergeordnet und accommodirt hat. Er nennt mich deshalb in der Vorrede zu diesem Bande mit Unrecht seinen Feind. Persönlich ist mir Hr. M. gar nicht bekannt, und persönlich mir gegenüber würde ich nicht ermangeln, ihm nicht nur Höflichkeit, sondern auch Liebe anzubieten und würde er sie verschmähen, dennoch nicht aufhören, der Lehre unserer Religion gemäfs, auch in dem, der mir Feind ist, den Bruder zu lieben. Es ist ein trauriger Trost und Nothbehelf alles blos subjectiven Denkens, was uns rein allein aus der Sache heraus unangenehmes und strafendes wiederfährt, nur dem Einflusse der Persönlichkeit und ihrer Ungunst in Rechnung zu setzen. Weil es selber nur in sich und seinen Vorstellungen, nicht in der Sache d. i. in der Wahrheit sich befindet, so hat es auch keine Vorstellung davon, wie man anders, als nur aus subjectiven Gründen und Nebenabsichten gegen dasselbe sich erheben könne. Vielmehr wäre es ja das beklagenswertheste

Digitized by Google

Zeichen von dem völligen Erloschenseyn des evangelischen Geistes in der Gemeinde sowohl, als in der Wissenschaft, wenn er solche selbst durch die Geschichte der Kirche dem Anschein nach gerechtfertigte Versündigungen an ihm ohne Rüge gelassen, und ohne in einen heiligen Zorn zu gerathen, eine solche Verunstaltung des geschichtlichen Zeugnisses und theuren Andenkens seiner grofsen Bewegungen und Segnungen, denen wir noch jetzt der Güter soviele, insonderheit die unschätzbare Freiheit des Geistes und Gewissens verdanken, gleichgültig ertragen hätte. Kann dagegen die vermeinte Unerkennbarkeit Gottes, von der allerdings sein Werk Spuren genug enthält, Hrn. M. glücklich machen (worüber er in der Vorrede mit mir handelt und S. 395. u. 396. viel Wunderliches, auch einige von ihm misverstandene Stellen der h. Schrift und die Ermahnung eines römisch-katholischen Schriftstellers, die für mich keine Verbindlichkeit hat, beibringt), so will ich ihn darin nicht stören. Es kann dieser und jener solcher Meinung seyn, und für den einen und andern kann selbst die offenbare Religion, als welche die christliche vorzugsweise verehrt wird, ein unergründliches Mysterium seyn: die christliche Kirche ist die Macht, alle dergleichen Meinungen in sich zu ertragen, nur sie selbst kann solcher Meinung, welche nicht nur die Theologie, sondern auch die Religion selbst von Grund aus vernichtet, nicht seyn: denn sie besteht nur aus solchen, welche ihr ewiges Leben darin finden, dafs sie Gott und den er gesandt hat, erkennen (Joh. 17, 3.) und die da wissen, dafs der Geist Alles erforschet, auch die Tiefen der Gottheit (1 Cor. 2, 10.) und in und nach solcher Erkenntnifs des geoffenbarten Gottes auch rechtschaffen leben. Oder soll etwa die Religion nur als Glauben und nicht die Theologie jenes Erkennen und Wissen seyn, wie sich soviele jetzt mit jenem unmittelbaren Bewufstseyn und Wissen, welches der Glaube schon ist, sogar in der Wissenschaft selbst begnügen und es ebendamit zur Theologie nicht kommen lassen? Das ist allerdings Hrn. M. Meinung und dafür führet er insonderheit Melanchthon's Zeugnifs gegen mich an. Diese Stelle aus der ersten Ausgabe der *Locorum*, in der Melanchthon von völlig unbegreiflichen Dingen in der Theologie spricht, von der Erforschung der Geheimnisse der Gottheit abräth und sagt, es verlohne sich nicht der Mühe, die man auf die höchsten Lehren von Gott, von der Einheit und Dreieinigkeit Gottes, von dem Geheimnifs der Schöpfung, von der Art und Weise der Menschwerdung verwende —, ist seit dreifsig Jahren oft genug citirt worden, um in solcher Autorität ein Recht zu finden, dafs man füglich das Denken einstellen und sich mit einem gedankenlosen Glauben in der Religion und mit dem Wissen ihrer Aeufserlichkeiten in der Theologie begnügen dürfe. Dafs aber dieser Ausspruch Melanchthon's sich nur auf die ungenügende Lehrweise der scholastischen Theologen beziehe, womit das Zeitalter bis zum Ueberdrufs erfüllt und deren nächste Folge die Vernachlässigung der Bibel gewesen war, geht aus der eigenen unmittelbar darauf folgenden Erwähnung derselben hervor und dafs Melanchthon, gleichsam den Mifsbrauch ahnend, der von dieser Aeufserung in der Folge gemacht werden würde, davon zurückkam und sie als ganz ohne Bedeutung und Wahrheit für die evangelische Kirche zurücknahm, zeigt die spätere Ausgabe vom J. 1561. bestimmt und deutlich genug. Denn hier spricht er ganz anders, läfst sich in alle Geheimnisse der Religion, in die tiefste Erforschung des göttlichen Wesens ein, entwickelt die Lehren von der Dreieinigkeit, von der Schöpfung, von der Menschheit Gottes auf das genaueste und ausführlichste, gründet alle seine Expositionen tief und fest auf die Zeugnisse der Schrift und sagt gleich zu Anfang: *haec enim sunt exercitia fidei piis et necessaria et non ignota* und fügt sodann hinzu: ich folge der Lehre der Wittenbergischen Kirche und aller mit ihr verbundenen und umfasse derselben Lehre, als die ohne allen Zweifel die Uebereinstimmung ist der katholischen Kirche Christi d. h. aller Unterrichteten (*eruditorum*) in der Kirche Christi. Beruft und beschränkt man sich wohl, um Luthers und Melanchthon's wahre Lehre von der Gnadenwahl zu wissen, auf die ersten, herben Aeufserungen derselben, welche fast gleichzeitig sind mit der ersten Ausgabe der *Locorum?* führet nun aber Hr. M. sonst, wo er das zu seinem Zwecke brauchen kann, so exact an, Melanchthon habe sich in der Augsburgischen Confession nach einigen Jahren Aenderungen erlaubt, vergifst er sonst nicht, zu bemerken, S. 264. Melanchthon habe nach weiterer Ueberlegung ein ganz anderes Bedenken, als das an den Churfürsten abgegebene aufgesetzt, warum bleibt er bei einer ersten Arbeit Melanchthon's stehen und geht nicht zurück auf die spätere, vollendetere seiner reiferen Jahre und Einsichten, nach welchen doch die eigentliche Ueberzeugung des

Digitized by Google

Mannes zu beurtheilen ist? War ihm diefs unbekannt, so ist es hingehen zu lassen; war es ihm aber bekannt, warum fufset er auf jener früheren Aeufserung, wenn nicht, um der Welt einen Schein vorzumachen und allen denen, welche nicht denken wollen, einen ansehnlichen, süfsen Trost darzureichen? — Und hiemit will ich mich auch vor der Societät für wiss. Kr. der Verbindlichkeit entledigt haben, die etwa noch künftige Fortsetzung dieses Werks, dessen Wesen und Tendenz ich genugsam dargestellt zu haben glaube, zu lesen und zu beurtheilen.

Dr. Marheineke.

XLIX.

Introduction Générale a l'Histoire du droit par M. E. Lerminier, Docteur en droit, Avocat a la Cour Royale de Paris. Paris, Alexandre Mesnier, Libraire. Place de la Bourse, 1829. *XXV. et* 445 *in* 8.

Unter allen neueren Völkern, die ein gebildetes Recht besitzen, stehen die Franzosen in Beziehung auf die Fähigkeit, dieses Recht auszuführen und nach allen seinen Seiten praktisch zu durchdringen, unstreitig obenan. Ihr feiner juristischer Verstand, der sich dem der alten Römer vergleichen läfst, die Gabe speciellen Verhältnissen bald die allgemeine Grundlage abzugewinnen, endlich der zu einer scharfen und präcisen Jurisprudenz besonders geeignete Bau ihrer Sprache, die aller weitschweifigen Vor- und Nebenwerke entbehrend, gleich in das Innere der Sachen führet, sind der Grund eines Vorzuges, der kaum von irgend einem unbemerkt bleiben kann.

Trotz dem ist seit mehreren Jahren eine grofse Verehrung deutscher Rechtswissenschaft in Frankreich erwacht: man hat auf Deutschland als auf das gelobte Land der Jurisprudenz hingewiesen: deutsche Werke beurtheilt, anempfohlen und übersetzt und das Studium der Rechtswissenschaft nach deutscher Weise einzurichten und zu erneuern gesucht. Die Männer, die dies zu thun unternahmen, mufsten aber ihre Bestrebungen mit dem Namen der deutschen Schule oder Secte büfsen, der so viel ich weifs von Herrn Dupin dem älteren, und zwar nicht im ehrenvollsten Sinne denselben beigelegt worden ist. An der Spitze dieser s. g. deutschen Richtung stand vor wenigen Jahren mein leider zu früh verewigter Freund Jourdan, der besonders für die deutsche Behandlungsart der Wissenschaft Geschmack und Liebe hatte.

Wie kommt das vorzugsweise juristische Volk dazu, uns nur einigermaafsen als Muster oder Vorgänger benutzen zu wollen, und haben diejenigen nicht Recht, die diesen Hinblick auf Deutschland als eine Verirrung, oder mild genommen als etwas Ueberflüssiges ansehen? Handelte es sich darum unserer deutschen Praxis etwas abgewinnen zu wollen, oder dem Rechte als Kunst eine weitere Ausbildung zu geben, so könnte man allerdings nicht begreifen, wie Franzosen auf den seltsamen Einfall kämen, aus Deutschland Hülfsmittel einzuführen, die sie in ihrem eigenen Wesen auf eine entschiedene Weise besser besitzen. Es würden abermals Eulen nach Athen seyn, und man könnte es nicht verargen, wenn diese Bestrebungen keine besondere Aufnahme zu erwarten hätten. Anders verhält es sich jedoch mit dem, was unterschieden von der Rechtskunde die Rechtswissenschaft bildet. Die Deutschen, welche seit den letzten vierzig Jahren theoretisch ungefähr denselben Gang eingeschlagen haben, den die Franzosen praktisch bahnten, sind sowohl in den Weisen das Recht zu begründen und zu betrachten, als auch in Beziehung auf historische und philosophische Ausführungen durch eine Menge von Systemen, Monographien, geschichtlicher Darstellungen und Arbeiten anderer Art bereichert worden, dafs sie den übrigen Völkern Europas gegenüber fast das einzige zu seyn scheinen, das sich einer wahrhaften Blüthe in der theoretischen Jurisprudenz erfreut. Diese Blüthe ist indessen keine ganz selbstständige, sie legt kein Zeugnifs für den eigenthümlichen juristischen Geist, in dem wir vielmehr vollkommen zurückstehen, ab, sondern sie hat in den Fortschritten ihre Wurzel, welche die beiden elterlichen Wissenschaften, die Philosophie und Geschichte gemacht haben. Wie eine Tochter erfreut sie sich des Wohlstandes des elterlichen Hauses; geniefst ihn, darf ihn zum eigenen Nutzen verwenden, und erscheint den Anderen, die in dies häusliche Verhältnifs nicht näher eindringen können, selbst reich und im blühenden Zustande. Ohne die grofse Revolution, welche seit Kant die deutsche Philosophie durchzumachen hatte, würde sich die Rechtswissenschaft bei uns noch in erbärmlichen Categorien herumbewegen, und die historische Schule hat sich im Grunde nur

Digitized by Google

bei der Philologie die feineren Werkzeuge geborgt, die sie noch dazu oft genug ungeschickt und mit einer Pedanterei anwendet, welche diese bisweilen als geborgte hervortreten läfst.

Wenn die Franzosen daher auf die deutsche Jurisprudenz mit Wohlgefallen hinsehen, und sich mit derselben in lebendige Mittheilung setzen, so gebührt diese Ehre hauptsächlich der deutschen Philosophie und Philologie, und in so fern diese in ihrem weitern Sinne erscheint, der deutschen Geschichtskunde. Nachdem die Franzosen vierzig Jahre damit beschäfftigt waren, die Gedanken, welche das achtzehnte Jahrhundert erfüllten, in Blut und Fleisch umzusetzen, nachdem die Wissenschaft in dieser Zeit nur die Bedeutung des unmittelbaren Nutzens oder der augenblicklichen Erholung haben konnte, dürfen sie zu ernsteren Studien, die deren selbst wegen vorgenommen werden, zurückgekehrt, es nicht verabsäumen die Arbeiten vorläufig durchzugehen, welche deutscher Fleifs und deutscher Tiefsinn, entfernter von der thatenvollen Bewegung aufgehäuft haben.

Herr Lerminier, der Verfasser der vorliegenden Schrift, kann jetzt als einer der wenigen betrachtet werden, an denen die sich eben erst umsehende Rechtswissenschaft in Frankreich einen lebensvollen Repräsentanten hat. Es ist die Erbschaft des früh dahingeschiedenen Jourdan in würdige Hände gefallen. Wenn das Talent geistreicher Auffassung, rascher und lebendiger Combinationen, in denen die Phantasie jedoch noch oft vorherrscht, vielfacher und allseitiger Kenntnisse ein Recht darauf geben, bemerkt und beachtet zu werden, so wird das Buch sich eines Kreises aufmerksamer Leser wohl zu erfreuen haben. Der Mangel, der an ihm hauptsächlicherweise bemerklich wird, gehört auch wiederum zu seinen Vorzügen. Das Buch ist nämlich aus zum Theil improvisirten Vorlesungen hervorgegangen, die Herr Lerminier, als sich der Unterricht in Frankreich unter der segensvollen Leitung des edlen Herrn von Vatismenil einer kurzen Blüthe zu erfreuen hatte, aufserhalb der Universität vor einem zahlreichen Kreise von Freunden, Staatsmännern und lernbegierigen jüngern Leuten gehalten hat. Daher ermangelt das Buch an manchen Orten der Ausführung, während diese überflüssig sich an anderen befindet, die Uebergänge sind bisweilen weniger streng, und jedes Kapitel ist mehr wie ein eigner Aufsatz rednerisch eingeleitet. Aber dadurch gewinnt das Werk auch an einem wunderbaren, und den Stoff immer neu erfrischenden Leben: es zieht sich eine rege Begeisterung wie man sie in unseren juristischen Büchern selten findet, durch das Ganze, bisweilen steigt die Darstellung sogar zu dramatischer Anschauung. Viele dürften eine so frische Form tadeln und manchmal die Langeweile vermissen, die als integrirender Theil oft rechtswissenschaftlichen Werken nicht abgeht: ich aber kann versichern, dafs mir lange nichts so viel Freude gemacht hat, als dieser jugendliche Muth, dieser wahrhafte Ernst in die Wissenschaft einzudringen, diese völlige Identificirung des Schriftstellers und seines Gegenstandes, diese Offenheit, womit Männer und Sachen betrachtet werden, ohne dafs die Gerechtigkeit verletzt oder Anstofs befürchtet wird.

Was aber nun den Inhalt des vorliegenden Buches angeht, so war der Plan des Verfassers ungefähr folgender: er wollte, ehe er selbst thätigen Theil nehme an den Streitigkeiten und Schulen, welche sich in der Rechtswissenschaft aufthun, gleichsam eine starke Recognoscirung voran gehen lassen: er wollte die Ansichten vom Rechte und die Behandlungsweisen wie sie sich seit dem zwölften Jahrhundert geltend machten und folgten, in Reihe und Glied auftreten lassen, damit eine Uebersicht vom heutigen Standpuncte der Wissenschaft gewonnen wurde. Das Buch ist also, wenn man will, eine Literargeschichte, aber nicht eine jener trockenen, in denen man Biographien, Büchertitel und andre Curiosa findet, sondern eine innere in Geist und Wesen der Lehren eindringende.

Der Betrachtung, wie sich seit dem zwölften Jahrhundert der Gedanke des Rechts in Europa wissenschaftlich ausprägte, mufste nothwendig die Ansicht des Verfassers über das Recht vorangeschickt werden. Hier nun zeigt es sich gleich, dafs derselbe von jenen einseitigen Auffassungsweisen befreit ist, die in Deutschland mehr oder minder zur Tagesordnung gehören. In dreien Kapiteln handelt er vom Recht nach seiner philosophischen Natur, nach seiner historischen Realität, so wie von der wissenschaftlichen Form und Positivität desselben.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1830.

Introduction Génerale a l'Histoire du droit par M. E. Lerminier, Docteur en droit, Avocat a la Cour Royale de Paris.

(Schlufs.)

Das Recht erscheint ihm somit als Gedanke, der sich in der geschichtlichen Entwickelung und Aufeinanderfolge darstellt: seiner Natur nach wesentlich philosophisch, ist auch hier der Ausgangspunkt zu nehmen. Der Boden des Rechts ist aber kein andrer, wie die Freiheit und der Wille ist der Mensch selbst *(la volonté est l'homme même, c'est lui, c'est moi)*. Dieser begreift sich durch die Vernunft, er verwirklicht sich durch die Freiheit *(il se concoit par l'intelligence, il se réalise par la liberté)*. Dem Menschen gegenüber ist aber die Natur, und diese ist wesentlich unfrei. Als solche enthält sie nichts, was der Mensch zu achten, oder sich gleichzusetzen habe: er wird sie also durchdringen, und zur seinigen machen. Sind die Sachen aber vom Menschen berührt, so erhalten sie dadurch einen Character, der sie gleichsam vermenschlicht, und sie in Beziehung auf Andere unverletzlich und heilig macht, wie den Menschen selbst. Die Person kommt so zum Eigenthum.

Gegen diese Entwickelung ist so wenig einzuwenden, dafs man nur gewünscht hätte, den Verfasser weiter in derselben fortschreiten, und vom Eigenthum zum Vertrag, zur Familie, zum Staate kommen zu sehen. Wenige rasche und geistreiche Züge, wie sie Herrn Lerminier in hohem Maafse eigen sind, hätten uns das ganze Gebäude seines philosophischen Rechts gezeigt: es lag aber wahrscheinlich nur in seinem Plane, den Boden des Rechts aufzuweisen, und die Freiheit als solchen zu bezeichnen. Wenn er neben der Freiheit als Wurzel des Rechts, auch die Geselligkeit als eine davon getrennte Form setzt *(En résumé, l'homme est libre et sociable. Or sa liberté est la racine du droit, et sa sociabilité en est la forme)* so würde eben eine weitere Ausführung diesen Dualismus aufgehoben, und die bürgerliche Gesellschaft sich als eine bestimmte Gestalt der Freiheit selbst ausgewiesen haben. So aber könnte man glauben, dafs die Geselligkeit Herrn Lerminier eine von der Freiheit unterschiedene, und nur äufserlich dazutretende Form sey, was an die Bemühungen erinnert das Naturrecht auf den Geselligkeitstrieb überhaupt zu gründen.

Wenn das Recht aber in der Natur und in dem Bewustseyn des Menschen liegt, so mufs es sich unvermeidlich in der Geschichte manifestiren, und mit einer in die Erscheinung tretenden Energie *(avec une éclatante énergie)* entwickeln. Die erste Stufe des Rechts ist unter den Flügeln der Religion zu wachsen: das Recht wird so göttlich, der Priester Gesetzgeber, bis durch eine Veränderung, welche ein Fortschritt ist, Religion, Philosophie, Politik, Staat und Wissenschaft sich unterscheiden. Aber das Recht, selbst unterschieden von der Religion, ist noch nicht die Gesetzgebung: es wurzelt in Sitten und Gewohnheiten, in Symbolen und Gebräuchen. Die Phantasie bemächtigt sich seiner und Bilder sind sein Ausdruck. Endlich genügen diese nicht mehr, das Recht geht vom Symbol zur Gesetzgebung über: dies finden wir bei allen Völkern, bei den Juden, bei den Römern, bei den germanischen Stämmen. Mit der Gesetzgebung hängt aber unmittelbar die Theorie und die Wissenschaft zusammen, daher die philosophische Jurisprudenz der Römer, die in Rücksicht auf Methode, Logik und wissenschaftliches System ihres Gleichen nicht wieder gefunden hat. Im positiven Recht eines jeden Volkes finden wir die drei Momente, des allgemeinen menschlichen Bewufstseyns, der Geschichte, und der bestimmten juristischen Wissenschaft der Nation, welche den philosophischen und historischen Bestandtheil zu einem Ganzen verarbeitet. Wer einseitig aus abstracten Vorstellungen das positive Recht

Digitized by Google

betrachten wollte, würde eben so sehr irren, wie derjenige, dem es nur um das historisch Besondere, nicht aber um das allgemein Menschliche in jedem Besonderen zu thun ist. In diesem Sinne erweisen sich Rechtsphilosophie, Rechtsgeschichte, Dogmatik und Exegese, als die vier nothwendigen Bestandtheile der Rechtswissenschaft.

Referent ist sicherlich am wenigsten geneigt dieser Ansicht etwas entgegenzusetzen, da er sich zu derselben beständig bekannt hat, und bekennen wird: der Verf. erscheint ihm zu seiner nicht geringen Freude, als ein vollkommen Gleichgesinnter, den er in dieser Eigenschaft begrüfst. Wenn also hier etwas zu bemerken übrig bleibt, so kann es füglich nur darin bestehen, dafs der Verf. die historische Manifestation des philosophischen Gedankens nicht selbst wieder vom philosophischen Standpunkt aus als nothwendig aufgefafst hat, sondern die Geschichte mehr als den Abfall, wie als den Ausdruck dieses Gedankens betrachtet. Wenn das natürliche Recht, sagt Herr Lerminier, rein und ohne Beimischung bei jedem Volke herrschte, so würden das positive Recht und die besonderen Gesetzgebungen nicht erstehen, und das Reich der Welt dürfte der Philosophie gehören. Aber Vorurtheile, Sitten, Leidenschaften ändern und entstellen es; der Philosophie gesellt sich die Geschichte zu, bald um sie auszudrücken, bald um ihr zu lügen. Gegen diese Darstellung nun möchten wir uns zu bemerken erlauben, dafs die Geschichte niemals der lügenhafte, sondern immer der wahre Ausdruck des philosophischen Gedankens ist, dafs nur der Gedanke des Rechts nicht in dem Sinne als absolut aufgestellt werden mufs, als wenn er von Hause aus da gewesen sey und nur die geschichtliche Entwickelung sich nicht zu ihm habe erheben können. Von Anfang an war die Rechtsidee eben so wenig da, wie ihre Realisation in der Geschichte. Diese Rechtsidee hat selber einen mit der Geschichte parallell gehenden Verlauf: die Geschichte des Naturrechts ist nur immer um wenige Schritte der wirklichen Rechtsgeschichte voraus: Platos Staat geht der Auflösung der griechischen Welt, und Rousseau's *Contrat social* der Französischen Revolution unmittelbar voran. Ist aber der Gedanke des Rechts selbst so weit davon entfernt, ein für allemal gesetzt, starr und unbeugsam zu seyn, ist er selbst der historischen Entwickelung unterworfen, so kann niemals die gleichzeitige Geschichte als ein Abfall dieses Gedankens, sondern vielmehr als dessen Bestätigung aufgeführt werden. Freilich, wenn wir das betrachten, was unser philosophisches Recht ausmacht, so wird dagegen die Orientalische, die Griechische, weniger, aber doch auch oft, die Römische Rechtsgeschichte als ein Abfall erscheinen: handelt es sich aber um die Vergleichung der Rechtsgeschichte und der Rechtsphilosophie, so ist man nur berechtigt, das philosophische Bewufstseyn eines Volkes mit den bei ihm herrschenden Gedanken zusammen zustellen. Hier finden sich freilich auch oft genug Abstände: die Vorstellungen des 18. Jahrhunderts sind bei Weitem den Zuständen desselben voraus; aber die Wirklichkeit zögert alsdann nicht entweder diesen Vorstellungen nachzukommen, oder sie als unwahr zu erweisen.

Für die Wahrheit des eben Aufgestellten sey es uns erlaubt ein sehr vollgültiges Zeugnifs anzurufen: es ist die Methode unseres Verfassers selbst. Von dem Satze ausgehend, *nulla est ars, quae singulari consummata sit ingenio*, will er, bevor er selbst ein System der Wissenschaft aufführt, die Baumeister durchgehen, die Hand an dieses Gebäude, oder, wie es der Verfasser nennt, an dieses legitime Babel der Menschheit gelegt haben: er will die Geschichte der Mühe und des Schweifses derer erzählen, die an dem Werke gearbeitet, das jeder fortzuführen berufen ist. Das Schauspiel dessen, was geschehen ist, soll zeigen, was zu thun übrig bleibt, und die Vergangenheit eine Belehrung für die Zukunft bieten. Wenn sich der Verf. somit die Wissenschaft, wie es nicht anders von ihm zu erwarten steht, in beständiger Entwickelung denkt, so wird er sicherlich nicht der Meinung seyn, dafs der eine Theil derselben, welchen er als die Rechtsphilosophie bezeichnet, solcher Entwickelung nicht ebenfalls unterworfen gewesen.

Aber wir wollen jetzt Herrn Lerminier in den Characteristiken folgen, die er von den Baumeistern der Wissenschaft, in kühnen, raschen oft poetischen Pinselstrichen, entwirft. Die Rechtswissenschaft im neueren Europa datirt vom zwölften Jahrhundert her: um diese Zeit gesellte sie sich zur Theologie und scholastischen Philosophie: Irnerius ist der Zeitgenosse des Abälard. Das Römische Recht, das nicht untergegangen war, sondern im Schatten des Christenthums und seiner Institutionen fortbestanden hatte, ging aus der Gesetzgebung in die Wissenschaft über: wenn die Theologie mit der Philosophie des Zeitalters verbunden war,

Digitized by Google

so hatte doch der weltliche Geist nun wenigstens eine Wissenschaft, an deren Ausbildung er sich befriedigen konnte. Italien, der Wiege des Römischen Rechts, war es vorbehalten, auch diese weitere Entwickelung zu beginnen. Zunächst wird das Römische Recht in seiner buchstäblichen Unmittelbarkeit studirt, daher die Literal und Marginalglossen, die in ihrer unendlichen Vielfachheit zerstreut, endlich im dreizehnten Jahrhundert, in Accursius, einen Sammler, Compilator, und wenn man will einen schon kritischen Bearbeiter finden. Bartolus und nach ihm Baldus fangen im vierzehnten Jahrhundert schon an Commentarien über die Institutionen, Digesten und den Codex zu verfassen, das funfzehnte Jahrhundert aber, obgleich an herrschenden und lehrenden Juristen arm, bereitet durch die allgemeine Restauration der Wissenschaften die Zeit des Alciatus und Cujacius vor. Angelus Politianus, obgleich selbst kein Jurist, liebt und betrachtet das Römische Recht, wie ein kostbares Ueberbleibsel des Alterthums. Die Jurisprudenz muſs sich aus ihrer bisherigen Particularität in die Schule der allgemeinen Bildung untertauchen und versenken.

Italien hört nunmehr auf der bevorrechtete Schauplatz der Rechtswissenschaft zu seyn; diese geht vielmehr an ein anderes Land und zwar ausschlieſslich an Frankreich über; hier war aber der Ausgangspunkt ein Anderer; schon früh unter Philipp August, dem heiligen Ludwig, Philipp dem Schönen hatte sich die Regierung der Legisten bedient: das Römische Recht war zu den Ordonnanzen benützt worden, welche die feudalen Einrichtungen, und den Einfluſs der Geistlichkeit entweder zerstören oder zurückdrängen sollten, die Parlamente hatten nicht bloſs Recht zu sprechen, sondern auch alle Gewalten zu ermäſsigen. Das Französische Recht beginnt also mit der Praxis, und seine ersten Monumente sind Gesetze und Sammlungen. Die Assisen von Jerusalem, die Etablissements des heiligen Ludwig, die *Coutumes et usages de Beauvoisins*, das *Speculum juris* geben davon ein Zeugniſs. Dieses nothwendige Rechtsbedürfniſs in Frankreich, und die Stimmung dafür lockt in der Person des Alciatus gleichsam die Wissenschaft von Italien herüber: er kommt mit den Schätzen des Alterthums, das eben erschlossen worden; seine glänzende, geistreiche Lehre erweckt den Cujacius. Dieser unternimmt die ungeheure Arbeit das Römische Recht in seine historischen Bestandtheile zu zerlegen, an diesem Ganzen die Analyse des Einzelnen zu versuchen. Nicht mehr das *Corpus juris*, nein die einzelnen Juristen, als Schriftsteller, in ihrer Eigenthümlichkeit, Ulpianus, Paulus, Africanus und Papinianus, werden der Betrachtung unterworfen. Mit der Einbildungskraft eines Historikers und Künstlers versucht sich Cujacius an denselben, oder, wie sich Herr Lerminier ausdrückt, er liebt das Römische Recht, wie ein romantischer Dichter. Cujacius ist das Muster der Exegese. Aber ihm fehlt die Kraft der Allgemeinheit, und auſserhalb der Interpretation der Texte, ist sein Geist ohne Stärke und ohne Gültigkeit. Daher ermangelt er auch nicht des Gegners, der das Andre besitzt. Dem Hugo Donellus ist das Recht als Recht lieb, als Grund des Staates und der bürgerlichen Verhältnisse: ein Logiker und Denker geht seine Bemühung auf Dogma und System hin: er ist kein Künstler, wie Cujacius, aber ein Geometer. Beide waren sich im Leben widerstrebend, wie dies immer die Synthesis und Analysis sind: aber die Geschichte der Wissenschaft faſst sie zusammen, als sich gegenseitig ergänzend. Die Anregung, die diese beiden Männer gaben, theilte sich Anderen mit; sie wirkte selbst zurück frühere zu erheben, oder eine lebendige Polemik hervorzurufen. Wenn nun Cujacius und Donellus, Hotomannus, Contius, Budaeus, Govea, Connanus, Balduinus, Charondas, Brissonius, die Gothofrede, Janus a Costa und Andere gleichsam als die dazu gehörige Gruppe umherstehen, so bedarf das Französische Recht eines eigenen und ganzen Mannes des Dumoulin. Dieses ersten französischen Practikers, wie Cujacius der erste Exeget, und Donellus der erste Dogmatiker war, dieses Schöpfers der französischen Jurisprudenz und Vorgängers der Pithöus, der Pasquiers, der Talons, der Seguiers, der Harlays, der de Thous. Aus dieser Schule geht der Kanzler *de l'Hopital* hervor, bemerkenswerther durch das was er wollte und begriff, als durch das, was er ausführte und durchsetzte, unpartheiisch in einem Zeitalter der Partheilichkeit, vermittelnd und gerecht in einem Zeitalter der Leidenschaft. Von ihm ab, wird die Wissenschaft matter, die Praxis unkräftiger. Im 17. Jahrhundert wird die Sprache reiner, aber die Doctrin verfällt; das achtzehnte Jahrh. hat in Frankreich in der Rechtswissenschaft noch rednerische Talente und groſsherzige Bewegungen, aber keine Studien, und fast nur einen nennenswerthen Juristen.

Aber das sechzehnte Jahrhundert mit seinen politischen und religiösen Stürmen muſste zugleich Gedanken über das Recht erwecken, Theorien, welche nicht die unmittelbare Wirklichkeit waren. An die historischen, exegetischen, dogmatischen und practischen Bemühungen schlossen sich nunmehr auch rechtsphilosophische. Die Reformation, die die Religion dem Gedanken preisgegeben hatte, muſste auch endlich an den Staat kommen. Wenn Machivaelli, noch mehr Beobachter als Theoretiker, noch mehr Historiker als Philosoph ist, wenn mehr der practische Staatsmann als das System aus ihm hervorschaut, so hat die Republik des Bodin den reinen Gesichtspunkt *a priori* aufgefaſst; sein Staat macht selbst dann auf Gültigkeit Anspruch, wenn er auch von der Geschichte verlassen wäre (*etiam si ab historia deseramur*). Aber trotz dem kann er sich in seinen apriorischen Abstractionen nicht erhalten, er muſs beständig in geschichtlichen Beispielen seine Zuflucht nehmen, und die Beobachtung, ohne es grade zu wollen, zu Hülfe rufen. Mystiker, Jurist und Philosoph zugleich ist sein Staat ein bizarres aber merkwürdiges Denkmal des sechzehnten Jahrhunderts. In der Rechtsphilosophie folgt Bacon dem Bodin, aber ohne dieselbe sehr zu bereichern: er gehört ihr mehr in seiner Eigenschaft als Philosoph überhaupt und als ein

Digitized by Google

solcher an, der das ganze Gebiet der Wissenschaften umfaſst. Als Practiker, als gelehrter Jurist, muſs er dem Selden weichen, der in seinem Werke *de jure naturali et gentium juxta disciplinam Hebraeorum*, zuerst den Namen eines Naturrechts, wenn auch nicht die Sache aufstellt. Aber als im siebzehnten Jahrhundert die Tendenz des europäischen Lebens darauf hinausgeht sich auf seinen Grundlagen festzusetzen, ersteht, in jenem Lande, das als ein Product des vorangegangenen Kampfes zu betrachten ist, in Holland auch ein universeller Jurist, der Vater der neueren Rechtswissenschaft, Hugo Grotius, der in seinem Werke *de jure belli ac pacis*, nicht bloſs die Gelehrsamkeit der Zeit entwickelt, sondern sie auch bei ihren beiden bedeutenden Extremen, beim Krieg und Frieden, als dem Inhalt der Rechtsverhältnisse erfaſst: er findet das Princip des Rechts in der durch die Vernunft geleiteten Geselligkeit, er befreit das Recht von der Theologie, und trennt zum ersten Male wirklich das Naturrecht vom Positiven. Hat heute auch das Buch des Grotius keine philosophische Bedeutung mehr, so hat es doch einen ungeheuren Einfluſs geübt: es war für das Völkerrecht lange das Handbuch der Publicisten und der Könige, und von ihm schreiben sich alle weiteren Bemühungen her, mit Bewuſstseyn Principien für das Recht aufzusuchen. Er ist der Zeitgenosse des Hobbes, der mit starrer Consequenz in der Gewalt das Recht findet, und Pufendorf nimmt aus beiden sein Natur- und Völkerrecht, dessen geistlose Aeuſserlichkeit zwar schon von Leibnitz gebührend bezeichnet worden ist, das aber dennoch nicht minder dem deutschen Naturrechte unter Thomasius, Wolf und deren Schülern über ein Jahrhundert die Richtung gegeben hat.

Neben diesen philosophischen Richtungen, deren Schauplatz von jetzt an ein für allemal Deutschland ist, treten hier und anderswo auch positive Juristen, doch ohne eine andre Bedeutung, als die ihrer Zeit zu genügen auf. In Deutschland, Heineccius und Bach, in Holland, Noodt, Vinnius, Schulting und Bynkershoek, in Frankreich Domat d'Aguesseau und Pothier. Bewahrer dessen, was noch an Wissenschaft übrig geblieben, gleichen die Deutschen weder dem Leibnitz, noch dem Holländer dem Grotius, noch die Franzosen dem Cujacius, Molinaeus oder *de l'Hopital*. Es sind nur Repräsentanten der allgemeinen Bildung, nicht solche, die sie selbst anders gestalten könnten. Um Frisches hervorzubringen, sind einige von diesen Allgemeinheiten isolirte, auf sich stehende, und in Widerspruch mit den herrschenden Vorstellungen befindliche Individuen nothwendig.

Diese Individuen erscheinen: in Italien Vico, der Verfasser der tiefen aber auch dunkeln *scienza nuova*, in Frankreich Montesquieu; der eine als Entdecker einer Philosophie der Geschichte, der andre von den Thatsachen ausgehend, aber sie nach ihren Gesetzen auseinanderlegend, beide von ihrem Zeitalter unverstanden, wie namentlich die seichtern Nachfolger beider, Filangieri und selbst der gutmüthige Beccaria bewiesen.

Wir sind Herrn Lerminier bisher in seinen Characteristiken und Zusammenstellungen gefolgt: obgleich es nicht möglich war in einem kurzen Abrisse, zugleich eine Vorstellung des lebhaften Colorits, der geistreichen hinreiſsenden, oft vielleicht zu dramatischen Darstellung zu geben die er anwendet. Nur sehr selten haben wir es uns gestattet eigene Verbindungssätze zu gebrauchen, wo wir seine Meinung zu errathen, oder Ausgeführteres zusammenzuziehen hatten. Wir dürfen, um diesen Artikel nicht zu lange auszudehnen, nur hinzufügen, daſs auch das, was der Verfasser über Kant und seinen Einfluſs auf die Rechtswissenschaft, über Fichte, und die historische Schule sagt, von Kenntniſs der Sache, von aufrichtigem Streben nach Wahrheit, und von einer bewundernswürdigen Kraft und Fähigkeit der Darstellung zeugt. Ref. muſs sich um so mehr enthalten hierin näher einzugehen, als er selbst in dem Buche der Beurtheilung unterworfen ist, und auf keine Weise die Absicht hat aus dieser Anzeige eine Antikritik hervorgehen zu lassen. Am Ende des Buches hat Herr Lerminier auch den Einfluſs der französischen Revolution auf die Rechtswissenschaft, so wie die sonderbaren, von Energie aber nicht von Geist zeugenden Bemühungen des ganz isolirt dastehenden Jeremias Bentham in Betrachtung gezogen.

Das vorliegende Werk, dem drei früher in der *Revue Francaise* erschienene Recensionen über des Unterzeichneten Erbrecht, so wie über Savigny's Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter angehängt sind, giebt zu reichen Hoffnungen Veranlassung in Beziehung auf das, was von dem Verfasser, und von der Französischen Rechtswissenschaft zu erwarten steht. Es war ein kühnes Unternehmen einen Zusammenhang in so Verschiedenartiges zu bringen; Historiker, Practiker und Philosophen durch einander als Baumeister an einem Werke zu behandeln, eine Literargeschichte nicht bloſs äuſserlich sondern nach einem tiefen die ganze Wissenschaft umfassenden Gedanken durchzuführen. Obgleich das Buch des Hrn. Lerminier vorläufig nur ein Versuch in dieser Hinsicht bleibt, obgleich manche Lücke sich sofort von selbst fühlbar macht, obgleich mancher bedeutende Name uns zu fehlen scheint (so sind z. B. Rousseaus Verdienste um die Rechtswissenschaft nicht gewürdigt) so darf dennoch der Beifall aller derer, die das Talent und die Kraft erfreut, nicht ausbleiben. Man muſs bedenken, daſs das vorliegende Buch aus improvisirten Vorlesungen hervorgegangen ist: die Schärfe, die man vielleicht bisweilen vermiſst, wird sich hoffentlich bald in anderen Werken desselben Verfassers, die wir nicht einem gleichen Ursprunge verdanken, vorfinden.

Eduard Gans.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1830. — Nro. 4.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben den bisherigen aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Bonn Dr. *Dietz* zum ordentlichen Professor in derselben Facultät zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben den Oberlandforstmeister *Hartig* hierselbst zum Professor honorarius in der philosophischen Facultät der Berliner Universität zu ernennen geruht.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Regimentsarzt und Director der chirurgischen Schule zu Münster Dr. *Wutzer* zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Director des chirurgischen Klinikums bei der medicinischen Facultät der Berliner Universität zu ernennen und die für ihn ausgefertigte Bestallung Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Des Königs Majestät haben die durch die Akademie der Wissenschaften getroffene Wahl des Professor und Oberbibliothekar Dr. *Wilken* zum Secretair der philologisch-historischen Klasse der Akademie, Allergnädigst zu bestätigen geruht.

Des Königs Majestät haben den Hofmedicus Dr. *Busse* zum Medicinalrath und Mitglied des Medicinal-Collegiums der Provinz Brandenburg und den Vorsteher der Berliner Vaccinationsanstalt, Dr. *Bremer* zum Medinalrath und aufserordentlichen Mitglied bei demselben Collegio zu ernennen und die diefsfals ausgefertigten Bestallungen Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht.

Der Custos bei der Königl. Bibliothek zu Breslau Dr. *Hoffmann* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden. —

Der bisherige Privatdocent bei der theologischen Facultät der Universität zu Berlin Dr. *Reinwald*, ist zum aufserordentlichen Professor in derselben Facultät ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent bei der medicinischen Facultät der Berliner Universität Dr. *Damerow* ist zum aufserordentlichen Professor in der medicinischen Facultät der Universität zu Greifswald ernannt worden.

Der Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, Dr. *Pohl* ist zum aufserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der dasigen Universität ernannt worden.

Der Privatdocent bei der juristischen Facultät der Berliner Universität, Commissionsrath Dr. *Rofsberger* ist zum Repetenten in der gedachten Facultät bestellt worden.

Den Oberlehrern *Petersen* und *Grabow* am Gymnasio zu Kreuznach ist das Prädicat Professor beigelegt worden.

Dem Consistorial- und Schulrath Dr. *Kohlrausch* zu Münster, ist, um einem an ihm ergangenen Ruf der Hannöverschen Regierung zu folgen, unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit Sr. Majestät des Königs mit seinen bisherigen Leistungen, die erbetene Entlassung bewilligt worden.

Der Oberforstrath *Pfeil* hat bei seiner Versetzung nach Neustadt-Eberswalde, die gewünschte Entlassung aus seinem bisherigen Verhältnifs als Professor *extraordinarius* der Berliner Universität erhalten.

Zu Greifswald starb am 13ten April der Professor der altklassischen Litteratur Dr. *Ahlwardt* beinahe siebenzig Jahr alt. Seine umfassende Kenntnifs der spanischen, portugiesischen und italienischen, so wie seine Verdienste um die gälische Litteratur und nahmentlich den Ossian, hatten ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Sprachforschern erworben.

Ministerial-Verfügungen.

Verfügung des hohen Ministeriums der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten an sämmtliche Königliche wissenschaftliche Prüfungs-Commissionen.

Es ist in der Verfügung des Ministerii an die sämmtlichen Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen vom 20sten November 1826 bestimmt worden, dafs Schulamtsbewerber, welche erklären, sie wollen nicht an Gelehrten- sondern nur an höhern Bürgerschulen angestellt werden, zur Prüfung *pro facultate docendi* zugelassen werden dürfen, wenn sie auch nicht nachweisen können, dafs sie das *triennium academicum* absolvirt oder überhaupt eine Universität besucht haben.

Die bisherige Erfahrung hat mehrfach gezeigt, dafs die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen durch diese Bestimmung für Nicht-Literaten zu einer zu grofsen Ermäfsigung derjenigen Anforderungen, welche an den künftigen Lehrer der höheren Bügerschule dennoch gemacht werden müssen, veranlafst worden sind. Das Ministerium findet sich daher bewogen, hierdurch

Digitized by Google

nachträglich zu bestimmen, dafs die obern Lehrer an den betreffenden Schulen, welche nicht blos oder doch vorzugsweise in technischen Fertigkeiten, sondern vorherrschend in wissenschaftlichen Gegenständen unterrichten, sich über ihre Zulassungsfähigkeit dadurch ausweisen müssen, dafs sie entweder mit dem Zeugnifs No II. die Schule verlassen, oder sich anderweitig den zum Lehrer der betreffenden höheren Bürgerschule erforderlichen Grad der Kenntnisse, besonders in Absicht derjenigen wissenschaftlichen Objecte, für welche sie angestellt werden, erworben haben.

Es ergiebt sich hieraus von selbst, dafs die griechische Sprache nur in so fern zu berücksichtigen ist, als sie in der höhern Bürgerschule Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ist und nicht blos als Privatlection behandelt wird, und dafs sie auch im ersten Falle nur von den, zu deren Unterricht angestellten Lehrern erfordert werden kann.

Nach einer an sämmtliche Königl. Provinzial-Schulcollegien erlassenen Verfügung des hohen Ministeriums der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten, soll in Zukunft denjenigen Schulamts-Kandidaten, welche das naturwissenschaftliche Seminar der Universität in Bonn besucht haben, bei ihrem Abgange aus demselben über ihre Qualification in Bezug auf die Naturwissenschaften ein förmliches und ausführliches Zeugnifs von der Direction des gedachten Seminars ertheilt werden, und dieses Zeugnifs die Wirkung haben, dafs die Kandidaten, denen es ertheilt worden ist, einer weitern Prüfung in den Naturwissenschaften von Seiten der Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Commission überhoben sind. Hierbei ist als sich von selbst verstehend bemerkt, dafs diese Kandidaten sich hinsichtlich der übrigen Prüfungsgegenstände der vorschriftsmäfsigen Prüfung bei den gedachten Commissionen unterwerfen, und über den Ausfall derselben ein Zeugnifs beibringen müssen.

Den sämmtlichen Königl. Universitäten ist vom hohen Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten die Anweisung ertheilt worden, zu Vermeidung von Mifsverhältnissen in Zukunft strenge darauf zu halten dafs den Studirenden das Abgangszeugnifs welches die ganze Zeit des Aufenthalts auf der Universität umfafst, erst bei ihrem wirklichen Abgang von der Universität verabfolgt und eventualiter darin dasjenige nachträglich aufgenommen werde, was in dem Zeitraum zwischen der Ausfertigung und Aushändigung des Zeugnisses Erhebliches wider dieselben vorgekommen seyn möchte.

Wissenschaftliche Institute.

Um dem wesentlichen Mangel abzuhelfen woran die im Jahr 1821 in Berlin errichtete und mit der dasigen Königl. Universität in Verbindung gesetzte Forstakademie dadurch litt, dafs mit dem Hören im Lehrsaal nicht auch zugleich der Unterricht im Walde verbunden werden konnte, ist von Ostern d. J. an die gedachte Anstalt nach *Neustadt-Eberswalde* verlegt worden.

Dem Director derselben, Oberforstrath *Pfeil* sind demgemäfs zwei an diesem Punkt sich berührende beträchtliche und in jeder Hinsicht lehrreiche Forstreviere (Liepe und Biesenthal) sowohl zur Benutzung beim Unterricht als auch zur eignen verfassungsmäfsigen Verwaltung überwiesen und zugleich zwei Lehrer, einer für Naturwissenschaften und einer für Mathematik beigeordnet worden. Es ist hiermit ein theoretisch-praktisches Forstinstitut gegründet, auf welchem junge Männer, unter Voraussetzung der gehörigen, anderweit genau bezeichneten Vorbildung, für die Verwaltung eines Forstreviers vollständig ausgebildet werden können. Da indefs diejenigen welche dereinst höhere Forstbeamten-Stellen in den Regierungen zu bekleiden gedenken, eines ausgedehntern akademischen Unterrichts, besonders im Fach der Rechts — dergleichen der Staatswissenschaft bedürfen, zu welchem Behuf sie eine Universität besuchen müssen und auch aufserdem die bisher zu Berlin gehaltenen Vorlesungen des nach Neustadt-Eberswalde versetzten Oberforstraths *Pfeil* durch manche Studierende welche sich nicht lediglich dem Forstfach widmen, besucht worden sind, so ist zu Befriedigung des diesfalsigen Bedürfnisses der als Schriftsteller rühmlichst bekannte und früher auch schon als Lehrer bewährte Königliche Ober-Land-Forstmeister *Hartig*, bei der berliner Universität als Professor *honorarius* angestellt worden, um an derselben forstwissenschaftliche Vorlesungen zu halten und namentlich eine Encyclopädie der Forstwissenschaft vorzutragen. —

Der Herr Graf *Eduard Raczynski*, im Grofsherzogthum Posen, hat in Posen, zu Förderung des wissenschaftlichen Geistes und der intellectuellen Bildung unter den Bewohnern seiner heimathlichen Provinz, eine öffentliche Bibliothek gestiftet und dieselbe nicht nur mit einer den Stamm derselben bildenden reichen und ausgewählten Büchersammlung, sondern auch mit einem auf seine Kosten im edelsten Styl aufgeführten Gebäude und einem ansehnlichen Kapitalfonds ausgestattet. Des Königs Majestät haben dem gedachten Hrn. Grafen in einer an denselben erlassenen Cabinetsordre Allerhöchstdero besondern Beifall zu erkennen zu geben und die über diese Stiftung abgefafste Urkunde mit den darin enthaltenen reglementarischen Bestimmungen Allergnädigst zu bestätigen geruht. Zugleich ist von des Königs Majestät diesem nationalen Institut die Befreiung von der Stempelsteuer und allen übrigen Staatsabgaben huldreichst bewilligt und die weitere Bestimmung hinzugefügt worden, dafs das von allen im Grofsherzogthum Posen im Verlag erscheinenden Werken, in Gemäfsheit des Gesetzes, am 24sten Dec. 1824, an die Universitätsbibliothek zu Breslau abzuliefernde Exemplar, fernerhin nicht mehr an diese, sondern an die neugestiftete Bibliothek abgegeben werden soll.

Digitized by Google

Der Gemeinderath zu Posen hat mit grofser Bereitwilligkeit für dieses heilsame Institut die Tragung der das Gebäude desselben treffenden Communallasten übernommen.

Das Königliche Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten hat bei seiner allseitigen und liberalen Fürsorge für das Gedeihen aller öffentlichen Unterrichtsanstalten des Staats, bereits seit seiner Errichtung im Jahr 1817, auch den auf den Gymnasien und den höhern Bürgerschulen früher gegen die übrigen Unterrichtszweige nicht selten zu weit zurückgebliebenen oder (zumahl in den neuen Provinzen) oft gänzlich hintangesetzten und gleichwohl für eine harmonische Bildung so wichtigen *naturwissenschaftlichen* Unterricht zum Gegenstand seiner besondern Fürsorge gemacht. Da es sich ergab, dafs der bemerkte Uebelstand nächst dem Mangel an geeigneten Lehrern, vornämlich in dem Mangel an den erforderlichen Sammlungen und Apparaten bei den verschiedenen Lehranstalten seinen Grund hatte, so hat die gedachte hohe Behörde, während dieselbe für die Ausbildung der zukünftigen Lehrer auch nach dieser Seite, auf den Königlichen Universitäten und ins besondre auf der in naturwissenschaftlicher Rücksicht so reich ausgestatteten Universität zu Bonn, (woselbst ein besonderes naturwissenschaftliches Seminarium errichtet worden) die geeignetsten Veranstaltungen gestatten, zugleich auf die Anschaffung und Vermehrung der beim naturwissenschaftlichen Unterricht an den mittlern Unterrichtsinstituten unentbehrlichen Lehrmittel an Sammlungen und Apparaten aufs eifrigste Bedacht genommen. Um eine Vorstellung von dem zu geben, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist, mag es genügen hier zu erwähnen, wie seit dem Jahr 1817 *sechs und vierzig* Gymnasien und höhere Bürgerschulen, (bei weiten der Mehrzahl nach in den neuen oder wieder erworbenen Provinzen) theils aus den eigenthümlichen Fonds dieser Anstalten, gröfsern Theils aber aus dem allgemeinen Fonds des Ministerii selbst, mit vollständigen physikalischen Apparaten, deren jeder im Durchschnitt gegen 340 Thaler gekostet, versehen worden sind. Unter den sämmtlichen Lehranstalten der in Rede stehenden Art im ganzen Umfang des Staats, dürften sich gegenwärtig nur noch sehr wenige befinden, welche nicht im Stande wären, beim Unterricht der Physik den Schülern die wichtigsten Phänomene durch Experimente zu veranschaulichen. Behufs des Unterrichts in der Naturbeschreibung sind während der letzten zwölf Jahre viele Gymnasien und höhere Bürgerschulen mit zweckmäfsigen mineralogischen Sammlungen und Herbarien, so wie mit naturhistorischen Kupferwerken (nahmentlich dem zoologischen Atlas von *Goldfufs*) versehen worden. — Die gedachte höchste Unterrichtsbehörde hat bei dieser Ausstattung der Unterrichtsanstalten mit Lehrern und Lehrmitteln nächst der Vervollständigung des Jugendunterrichts, zugleich noch den fernern Zweck ins Auge gefafst, die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse auch unter den Erwachsenen, vornämlich unter dem Gewerbstand, in den verschiedenen Theilen der Monarchie zu befördern. Mehrere der in neuerer Zeit gebildeten Gewerbvereine haben bereits angefangen die in den Gymnasialstädten durch geschickte Lehrer und zweckmäfsige Apparate dargebotene Gelegenheit zum naturwissenschaftlichen Unterricht der Gewerbtreibenden zu benutzen und wohlgesinnte und bemittelte Communen (wie z. B. das gewerbfleifsige Elberfeld) haben die diesfalsigen Bemühungen durch Vermehrung der Lehrmittel hülfreich und bereitwillig unterstützt.

Von sieben Gymnasien in der Provinz Ostpreufsen sind im verflossenen Jahr 79 Schüler zur Universität entlassen worden; von dieser Zahl widmen sich 51 der Theologie, 2 der Philologie, 17 der Jurisprudenz, 4 der Medicin, 3 den Kameralwissenschaften und 2 hatten sich noch für keinen bestimmten Beruf bestimmt. Das Prüfungszeugnifs Nr. I haben 6, das Zeugnifs Nr. II 67 und das Zeugnifs No. III. 6 Abiturienten erhalten. — Im Laufe desselben Jahres wurden von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Königsberg 78 Jünglinge geprüft: darunter widmen sich 4 der Theologie und der Philologie, 21 der Jurisprudenz, 4 der Medicin, 3 der Mathematik, 2 dem Baufach und 1 der Landwirthschaft: 36 wollten sich, ohne nähere Angabe des gewählten Berufs bei der philosophischen Facultät der zu beziehenden Universität einschreiben lassen und 3 hatten sich noch für keine Facultät entschieden. Unter den Geprüften erhielten 24 das Zeugnifs No. II. und 54 das Zeugnifs No. III.

Von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Bonn wurden im vorigen Jahre *pro immatriculatione* 128 Jünglinge geprüft. Darunter widmen sich 57 der katholischen und 16 der evangelischen Theologie, 1 der kath. Theologie und Philologie, 2 der Philologie, 20 der Jurisprudenz, 26 der Medicin, 3 den Kameralwissenschaften, 1 der Mathematik und den Naturwissenschaften und 1 dem Baufach. Unter den Geprüften erhielten 47 das Zeugnifs No. II. und 80 das Zeugnifs No. III. Zurückgetreten ist einer.

Für die Königliche- und Universitätsbibliothek zu Königsberg sind, nach dem vorliegenden Accessionskatalog derselben, im verflossenen Jahre überhaupt 415 Werke, zusammen für 1977 Thaler angeschafft worden.

Zu Vermehrung der Universitätsbibliothek zu Halle sind im verflossenen Jahre 368 Werke zusammen für 1882 Thlr. 23 Sgr. angeschafft worden.

Um dem Apparat der chemischen Laboratorii der Universität zu Breslau auf eine dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft entsprechende Weise herzustellen, ist vom vorge-

Digitized by Google

setzten hohen Ministerium im verflossenen Jahr dem Vorsteher des gedachten Instituts eine aufserordentliche Bewilligung von 300 Thaler überwiesen worden.

An den Beschäftigungen und Uebungen des polnischen und des lithauischen Seminars bei der theologischen Facultät zu Königsberg haben im verflossenen Jahr respective 20 und 17 evangelische Theologie Studirende mit gutem Erfolg Theil genommen. In der ersten Abtheilung des polnischen Seminars wurde aus der Bibel, nach Luthers Uebersetzung, in's Polnische übersetzt; in der 2ten Abtheilung desselben Seminars wurden Uebungen im Lesen, in der Orthographie, im Decliniren und Conjugiren, bis zu den Hauptregeln der Syntax der polnischen Sprache vorgenommen. — Die Beschäftigungen im lithauischen Seminar bestanden in schriftlichen Ausarbeitungen über die Apologie der augsburgischen Confession, in mündlicher Interpretation einzelner Abschnitte des neuen Testaments und in Disputationen über die gelesenen Abschnitte, um die Mitglieder im Ausdruck der lithauischen Sprache zu üben.

Für den zu Unterstützung unbemittelter Studirender auf der Universität zu Bonn bestimmten Fonds, ist aus den rheinisch-westphälischen Provinzen durch die im verflossenen Jahr veranstalteten beiden Collecten die Summe von 3258 Thlr. 2 Sgr. 7 Pf. aufgekommen (575 Thlr. weniger als im Jahr 1828). Seit Anordnung dieser Collecten ist überhaupt in den letzten 10 Jahren für den gedachten Fonds die Summe von 31,190 Thlr., also im Durchschnitt jährlich 3119 Thlr. eingegangen. Dazu haben die katholischen Gemeinden der gedachten Provinzen 1817 Thaler, die evangelischen Gemeinden 1194 und die jüdischen Bewohner 106 Thlr. beigetragen. (Die Zahl der katholischen Einwohner in den gedachten Provinzen verhält sich zur Zahl der evangelischen Bewohner ohngefähr wie 9 zu 4.). —

In der Provinz Westphalen sind im vorigen Jahre für die Reife zu den akademischen Studien 238 Jünglinge geprüft worden (darunter 204 bei den 4 Gymnasien der Provinz 29 bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission in Münster und 5 bei der Immatriculations-Prüfungs-Commission in Paderborn); aufserdem sind von den wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen zu Bonn und zu Berlin respective 8 und 6, zusammen 14 aus der Provinz Westphalen gebürtige Jünglinge *pro maturitate* geprüft worden, wonach sich die Gesammtzahl der in gedachter Art geprüften für das akademische Studium bestimmten Jünglinge der Provinz Westphalen auf 252 beläuft (im Jahr 1822 waren deren nur 130). Von den bei den Gymnasien geprüften haben 26 das Zeugnifs No. I., 166 das Zeugnifs No. II. und 12 das Zeugnifs No. III. erhalten. Von der bei den vorgenannten verschiedenen Commissionen Geprüften 48 Jünglingen hat keiner das Zeugnifs No. I., 30 haben No. II. und 18 No. III. erhalten. Die Gesammtzahl der Geprüften ist nach den gewählten Berufswissenschaften folgendermafsen vertheilt:

Evang. Theologie	35		236
Kathol. Theologie	149	Noch für keine besondere Berufswissenschaft hatten sich bei der Prüfung bestimmt	14
Jurisprudenz	47	Den Kaufmannsstand wollte sich widmen	1
Medicin	15	Dem Franciskaner-Orden (mit dem Zeugnifs No. III.)	1
Theologie	14		252
Kameralwissenschaften	1		
Bergbau	1		
Bauwesen	1		
Naturwissenschaften	1		
Pharmacie	1		
Astronomie	1		
	236		

Unter den Geprüften waren 94 für inländische Universitäten bestimmt (56 für Bonn, 26 für Halle, 11 für Berlin, 1 für Greifswald); 56 für die höhere Lehranstalt für katholische Theologen zu Münster, 30 für das bischöfliche Seminar zu Paderborn, 16 für ausländische Universitäten (6 für Göttingen, 3 für Heidelberg, 3 für Tübingen, 1 für Marburg, 1 für Jena, 1 für Giefsen, 1 für Wien); 2 hatten bereits auf dem bischöflichen Seminar zu Hildesheim studiert und bei 54 war die zu beziehende Universität noch nicht bestimmt. — Unter den 252 Geprüften befinden sich höchstens 98 deren Väter (ihrem Beruf nach) präsumtiver Weise selbst eine akademische Bildung genossen haben oder dem höhern Militairstande angehören (es befinden sich darunter nur 2 Officiersöhne); 110 (darunter 82 künftige katholische Theologen) der Geprüften sind die Söhne von Handwerkern, Krämern, Gastwirthen, Bauern, Tagelöhnern und Bedienten. Unter sämtlichen Geprüften sind 5 von Adel (welche sich sämtlich dem juristischen Beruf widmen).

Zusammenstellung der in den Provinzen Brandenburg, Ost- und West-Preufsen, Pommern, Schlesien und Posen im Jahr 1830 erscheinenden Zeitschriften.

	Zahl d. Zeitschriften.		Zahl d. Zeitschriften.
Prov. Brandenburg	85	Prov. Schlesien	50
Berlin	67	Reg. Bez. Breslau	24
Reg. Bez. Potsdam	10	— — Liegnitz	20
— — Frkft. a./O.	8	— — Oppeln	6
Prov. Ost- u. Westpr.	18	Prov. Posen	1
Reg. Bez. Königsberg	7	Reg. Bez. Posen	1
— — Gumbinnen	4	— — Bromberg	—
— — Danzig	3		
— — Marienwerder	4		

	Zahl d. Zeitschriften.
Prov. Pommern	10
Reg. Bez. Stettin	4
— — Cöslin	3
— — Stralsund	3

Die in Berlin erscheinenden 67 Zeitschriften sind nach den Fächern folgendermaafsen vertheilt: 3 politische Zeitungen; 1 Gesetzsammlung; 2 der Gesetzeskunde und 2 den polizeilichen Angelegenheiten bestimmte Zeitschriften; 1 Intelligenzblatt; 38 wissenschaftliche Journale (darunter 4 juristische, 2 historisch-politische, 9 medicinische, 11 naturwissenschaftliche, 6 technologische, 1 landwirthschaftliches, 3 militairische, 1 mathematisches, 1 allgemein kritisches) 3 der Kunstkritik gewidmete Zeitschriften, 6 Journale religiös-moralischen Inhalts; 7 Unterhaltungsblätter. — Von diesen Zeitschriften erscheinen 6 wöchentlich 6 Mal; 1 wöchentl. 5 Mal; 2 wöchentl. 4 Mal; 2 wöchentl. 3 Mal; 3 wöchentl. 2 Mal; 7 wöchentl. einmal; 1 monatlich 2 Mal; 15 monatlich einmal; 1 jährlich 8 Mal; 4 jährlich 6 Mal, 4 jährl. 4 Mal; 1 jährl. 1 Mal und 20 in unbestimmten Fristten.

Die übrigen in den genannten Provinzen erscheinenden Zeitschriften sind nach den Fächern folgendermafsen vertheilt. In der Provinz Brandenburg 1 politische Zeitung (in Frankf. a. d. O.) 8 Blätter für obrigkeitliche und Privatbekanntmachungen; 4 Unterhaltungsblätter; 4 Blätter für Unterhaltung u. Privatbekanntmachungen; 1 ökonomische Zeitschrift. — In Ost- u. Westpreufsen 3 politische Zeitungen; 3 Blätter für obrigkeitliche und Privatbekanntmachungen; 4 Unterhaltungsblätter: 6 Blätter für Unterhaltung u. öffentl. und Privatbekanntmachungen; 2 landwirthschaftliche und technologische Journale. — In Pommern 2 polit. Zeitungen; 2 Blätter für obrigkeitliche und Privatbekanntmachungen; 6 Blätter zur Belehrung und Unterhaltung. In Schlesien: 3 politische Zeitungen; 5 wissenschaftliche Journale; 4 Blätter für öffentliche und Privatbekanntmachungen; 27 Blätter für Belehrung und Unterhaltung; 4 Blätter religiös-kirchlichen Inhalts; 7 Blätter für Unterhaltung und Bekanntmachungen; in der Provinz Posen 1 politische Zeitung in deutscher und polnischer Sprache.

Digitized by Google

Nro. 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

L.

Paris, imprimerie royale: Correspondance des Samaritains de Naplouse pendant les années 1808 *et suivantes. Par Mr. le Baron Silvestre de Sacy. (Extrait du Tome XII des Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque royale et autres bibliothèques). Paris* 1829. 258 S. 4.

Um die Leser der Jahrbücher übersehen zu lassen, was in dem vorliegenden, seit fast einem Decennium lebhaft erwarteten und vielfach interessanten Mémoire des berühmten Verfs. enthalten und zu den schon früher durch den Druck bekannt gemachten Actenstücken hinzugekommen sey, scheint es am angemessensten, denselben zuvörderst die Hauptzüge aus der Geschichte des merkwürdigen, freilich in bedeutenden Unterbrechungen vor Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Jahr 1820 in samaritanischer und arabischer Sprache fortgeführten Briefwechsels zwischen einer Anzahl französischer, englischer und deutscher Gelehrten auf der einen, und den Wortführern der nunmehr dem Aussterben ziemlich nahen samaritanischen Secte auf der andern Seite, kürzlich ins Gedächtnifs zu rufen.

Der erste Gelehrte neuerer Zeit, welcher darauf hinwies, wie wünschenswerth es für die biblische Litteratur und Kritik sowohl als für religionsgeschichtliche Forschung sey, sich von den Samaritanern (die damals aufser ihrem Stammsitze Sichem oder Naplûs auch noch in Damascus, Jaffa, Cairo verbreitet waren) Abschriften ihres Codex sowie Nachrichten über ihre Dogmen und Gebräuche zu verschaffen, war Julius Cäsar Scaliger. Ohne Zweifel auf des Vaters Veranlassung schrieb sein Sohn Joseph *) Scaliger in hebräischer Sprache an die samaritanischen Gemeinden zu Naplus und Cairo, ihnen eine Reihe von Fragen vorlegend, und die beiden erst nach dem Tode von Scaliger eingelaufenen Antworten bilden den Anfang dieser Correspondenz (No. I. II.) *). Sie wurden zuerst nach einer lateinischen Uebersetzung von Joh. Morinus durch Richard Simon in den *Antiquitates ecclesiae orientales*, später im Original nebst einer lateinischen Version von Hrn. de Sacy im Repertorium für bibl. und orient. Litteratur Th. 13 bekannt gemacht. Ueber ihr Datum s. Anm. **). Im Jahr 1671 machte Robert Huntington, damals englischer Prediger zu Aleppo, eine Reise nach Jerusalem und besuchte von dort auch die Samariter zu Naplus, um Nachrichten über ihre Litteratur und Religion einzuziehen. Das abgeschlossene und beschränkte Völkchen erstaunte, als der Engländer die Schrift ihres Codex (die ihm aus der Pariser und Londoner Polyglotte bekannt war) zu lesen wufste, schlofs daraus, dafs es auch in England Samaritaner geben müsse, und Huntington liefs es in diesem seinem Zwecke bequemen Irrthum, welchen es von neuern Reisenden bestärkt auch noch heut zu Tage bewahrt. Er schlug ihnen vor, an ihre englischen Landsleute zu schreiben, denselben die Hauptquelle ihres Glaubens nebst ihrem Unterschiede von den Juden zu melden, und ein Exemplar des Gesetzes beizulegen, welches alles sie auch thaten. Der Brief (No. III.) ist im Jahr 1672 ge-

*) Nach Ständlins Uebersetzung des de Sacy'schen frühern *Mémoire* über die Samaritaner, im Archiv für Kirchengesch. I, 3 S. 48., wäre der erste Urheber dieser Verbindung Julius Cäsar S. gewesen. Aber man wolle unsere Angabe nicht aus jener berichtigen. Im Original stand richtig von jenen Briefen: *Elles sont datées l'une et l'autre de l'an de l'hegire* 998 (1589 *de J. C.*) *Scaliger avoit ecrit etc.* In der Uebersetzung aber „beide sind datirt 998. Heg. 1589. J. C. Scaliger hatte an die Samaritaner geschrieben u. s. w."

*) Nach diesen Nummern will Rec. die Briefe chronologisch ordnen, um sie dann darnach um so bequemer citiren zu können.

Digitized by Google

schrieben und lateinisch abgedruckt in *(Cellarii) Epistolae Samaritanae Sichemitarum ad Jobum Ludolfum. Cizae* 1688. 4. Die Beantwortung im Namen der angeblichen Glaubensbrüder in England übernahm Thom. Marschall durch einen hebräisch geschriebenen Brief (No. IV.); ehe dieser aber noch in Sichem angekommen war, erfolgte schon ein zweites Schreiben der Sichemiten vom Jahr 1085 der Hedschra — 1675 n. Chr. — (No. V.): beide bisher blos nach deutscher Uebersetzung durch Schnurrer (Repertor. Th. 9.) bekannt gemacht. Durch kleine pecuniäre und literärische Geschenke in bester Laune erhalten verfaſste der Oberpriester von Neu-Sichem bis zum Jahr 1689 in Beantwortung neuer Fragen noch vier andre Schreiben; ein arabisches vom Jahr 1086 der Hedschra (No. VI), arab. und deutsch im Repert. a. a. O.; ein dergleichen an ihre Brüder in England (No. VII.) vom Jahr 1096 ebend.; ein dergleichen an dieselben in hebräischer Sprache (d. i. um dieses ein für allemal zu erinnern, in einem ziemlich incorrecten und stark mit Samaritanismen versetzten Idiom, dessen sie sich noch in dem neuesten Briefe von 1820 bedienen) nur noch in Fragmenten der lateinischen Uebersetzung vorhanden (No. VIII.), endlich No. IX., arabisch und deutsch von Schnurrer a. a. O. herausgegeben.

Gleichzeitig mit diesen Verhandlungen hatte unser durch seine Forschungen in der äthiopischen Sprache berühmter Landsmann, Hiob Ludolf, damals zu Frankfurt am Main, durch Vermittelung eines reisenden orientalischen Juden ebenfalls Bekanntschaft mit dem treuherzigen, übrigens gegen den Metallreiz so wenig als seine jüdischen Halbbrüder, unempfindlichen Völkchen gemacht, welches sich die Geschenke der Europäer recht gern gefallen lieſs, ohne ängstlich zu forschen, ob sie auch aus reinen und ebenbürtigen Händen kämen, und welches selbst, wenn sie nicht von selbst kamen, an dergleichen durch nicht undeutliche Hindeutung (ברמז) zu erinnern begann. Auch Ludolf erhielt also in Folge geschehener Anfragen 3 Briefe in hebräischer Sprache, von welchen er zwei (No. X. XI.) 1688 durch Cellarius bekannt machen lieſs (s. die oben angeführte Schrift); der dritte (No. XII.) ward zuerst 1781 von Bruns bekannt gemacht, wiederhohlt im Repertorium Th. 13.

Von nun an hatte der Verkehr zwischen Europa's Orientalisten und der vorhergedachten Gemeinde über 100 Jahre geruht, als Bischof Gregoire zum Behuf seines Werkes *über die religiösen Secten* sich an mehrere französische Agenten des Orients wandte, mit der Bitte, ihm genauere Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand und Glauben auch dieser Secte zu verschaffen. Dieses Auftrages entledigten sich mehrere mit gröſserem und geringerem Erfolg; den besten, nämlich den schon von frühern Forschern erwählten, Weg wählte aber der französische Consul zu Aleppo, Hr. Corancez, welcher ihnen eine Anzahl von Fragen, ins Arabische übersetzt, vorlegen lieſs. Die Antwort bestand in einem langen arabischen Schreiben des noch jetzt lebenden Oberpriesters Salâmeh (No. XIII.), welches durch Gregoire, Herrn de Sacy, und durch diesen dem verstorbenen Canzler Schnurrer mitgetheilt, von letzterem in deutscher Uebersetzung (Fundgruben des Orients Th. 1.) bekannt gemacht wurde: und nunmehr trat auch Hr. Baron de Sacy selbstthätig auf den Schauplatz. Er schrieb einen neuen Brief nebst einer *Mémoire* dorthin, welches unter seiner Direction von einem syrischen Araber Michael Sabbagh ins Arabische übersetzt wurde (No. XIV.) und darauf erfolgte eine Antwort in ähnlicher Form (No. XV.), hebräisch, im Jahr 1810 geschrieben, und ein kürzeres arab. Begleitungsschreiben (No. XVI.): welche letzteren Actenstücke Hrn. de Sacy zu seinem im Jahr 1812 herausgegebenen, zweimal ins Deutsche übersetzten *Mémoire sur l'état des Samaritains (Extrait des Annales des Voyages, Cah.* 52.) veranlaſsten. Er machte darin Gebrauch von den bisherigen, besonders den letzten, Nachrichten; theilt auch einige Stellen aus den Briefen, aber nur in französischer Uebersetzung mit, das Ganze mehr den Bedürfnissen des gröſsern Publicums, als den gern ins Detail eingehenden Gelehrten anpassend. Von Gregoire, der die Arbeit in den besten Händen wissend, zurückgetreten zu seyn scheint, ist dem Rec. nichts die Secte betreffendes bekannt geworden; doch verdankte Rec., damals gerade mit dieser Litteratur beschäftigt, dem würdigen Bischof schon damals die unverlangte Zusendung einer französischen Uebersetzung der Actenstücke No. XV. und XVI. Hr. de Sacy hatte die Angelegenheit beynahe wieder aus den Augen verloren, als er, der unter seinem eigenen Namen noch nie mit der Gemeinde in Verbindung gestanden hatte, im Jahr 1820 ganz unerwartet zwei Briefe von derselben, den einen, an seine Person adressirt, (No. XVII.) in arabischer Sprache, den

Digitized by Google

andern in dem schon beschriebnen schlechten Hebräisch an die Samariter — in Paris (!) erhielt (No. XVIII). Das Erstaunen des berühmten Verfs. war nicht gering, aber bald mischte sich Unwillen in dasselbe, als er aus diesen Actenstücken ersah, wie fast ohne Zweifel ein die Samariter besuchender Reisender sich für den Verf. ausgegeben, und ihren alten Glauben an Samariter in England dahin berichtigt habe, dafs sie sich in Paris befänden. Auch ist darin auf einen angeblichen Brief des Hrn. de Sacy Bezug genommen, dessen Fragen hier zum Theil beantwortet werden. Wir werden auf den Inhalt dieser neuesten Actenstücke zurückkommen, und halten uns nun erst an Inhalt und Einrichtung des vorliegenden *Mémoire*.

Der Verf. liefert in demselben 1) eine zweite überarbeitete Ausgabe seines früher erwähnten *Mémoire sur l'état actuel cet.*; 2) eine Reihe von Actenstücken, mit Uebersetzung und kurzen Anmerkungen. In letzterer Hinsicht gibt er aber weit mehr, als sich nach dem Titel erwarten liefs, nämlich nicht blos die Verhandlungen von 1808—1820, sondern auch von den frühern Actenstücken alle diejenigen, von welchen das Original selbst noch nicht gedruckt, oder keine französische Uebersetzung vorhanden war. Die erwähnten schon bei Cellarius und im Repertorium abgedruckten Originalien werden also nicht wiederholt: diese Schriften mit unserem *Mémoire* zusammengenommen geben aber die ganz vollständige Briefsammlung, bestehend aus 16 Original-Briefen der Samaritaner, und zweien europäischer Gelehrten, welche letzteren zum Verständnifs der darauf erfolgten Antworten nicht minder nothwendig sind.

Wir wollen zuvörderst die neuhinzugekommenen Actenstücke aufführen, und von den letzten den Inhalt angeben, dann einige Bemerkungen über die vorangeschickte Abhandlung in ihrer gegenwärtigen Gestalt, und endlich über einzelne schwierige und wichtigere Textstellen folgen lassen.

Die neuen Actenstücke sind (hier nach chronologischer Ordnung und nach den von uns gegebenen Zahlen gestellt):

No. III. nunmehr im hebräischen Original, mit des Vfs. franz. Uebersetzung. Der Vf. erhielt eine Abschrift des erstern, die früher Bruns besessen, von Gesenius, später noch ein Facsimile desselben nebst einer Copie aus Schnurrer's Papieren.

No. IV. V. ebenfalls nunmehr hebräisch und französisch, nach Abschriften der Originale aus Schnurrer's Papieren.

No. VI—IX. in französischer Uebersetzung, weil die vorhandenen deutschen Uebersetzungen im Repertorium nicht jedem Leser des *Mémoire* zugänglich seyn möchten.

No. XIII. Salâmeh's erster Brief, nach einer doppelten Abschrift. Dem voran gehen: Nachrichten über die Samariter von dem französischen Consul zu Tripoli, Hrn. Guys, auf Gregoire's Anfragen, gröfstentheils unzuverlässig, und aus jüdischen Nachrichten geschöpft; dergleichen von Pillavoine, franz. Viceconsul zu St. Jean d'Acre; und ein Schreiben des Generalconsul Corancez an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris.

No. XIV. Das arabische Schreiben Hrn. de Sacy's an die Samariter, unter Hrn. Bischof Gregoire's Namen abgesandt. „*Lettre et Mémoire addressés au prêtre Salâmé par M. Gregoire et redigés par M. Silv. de Sacy.*"

No. XV. XVI. Die doppelte Antwort des Salâme, arab. und französisch.

No. XVII. u. XVIII. Die letzten Briefe von 1820 auf die schon erzählte unberufene Veranlassung. In dem arabischen Briefe an Hrn. de Sacy behandelt der Schreiber aufser wiederholten Versicherungen, dafs sie nicht in dem geringsten Punkte von dem Buchstaben des Gesetzes abgewichen seyn, und dafs alles, was man ihnen von dieser Art nachreden möge, eitel Lug und Trug sey, folgende, durch uns unbekannte Fragen veranlafste, Gegenstände: 1) Auf dem Vorhange, welcher den Schrank mit der Thora verschliefse, finde sich keineswegs eine Figur (wahrscheinlich hatte der halbgelehrte Frager zum 99sten Male nach der vielbesprochenen Taube, dem angeblichen Idol der Samaritaner, gefragt), sondern der Name des Verfertigers. Wenn man ihnen einen neuen Vorhang zugedacht habe (dieses hatten die Falsarien wahrscheinlich versprochen), so dürfe sich keine Figur darauf befinden, dieses würde gegen das erste Gebot seyn. Sie verehrten Niemand, als den, dessen verschiedene Namen alle mit 4 Buchstaben geschrieben würden. (Von diesen nennt er ausdrücklich יהוה ferner einen, der mit ת anfange, und mit ף endige, nach Hrn. de Sacy תקוף, das sam. Wort für

Digitized by Google

צור und die übrigen können ארני, אהיה, אלהים seyn, wobei das Jod nicht gerechnet wurde, vielleicht auch שדי, das ד doppelt gerechnet). 2) Das Grab des Gesetzbuches, قبر الكتاب, d. i. doch wahrscheindas Futteral, Behältnifs, welches Hrn. de Sacy bei seinem Besuche so gefallen habe, dürfte von jeder beliebigen Materie seyn. 3) Auf die Frage über die Auferstehung und den Ausgang der Seele aus dem Paradiese, eine räthselhafte Andeutung, auf deren von dem verehrten Verf., wie wir glauben, etwas verfehlten Sinn wir unten zurückkommen wollen. 4) Ein Exemplar des Pentateuchs für Geld könnten sie nicht senden, da ihnen dieses verboten sey: würden ihnen aber die Pariser eins von den ihrigen schicken nebst einem hebräischen Briefe mit angemessenen Bibelstellen durchflochten, so solle ein dergleichen, genau nach dem Exemplare des Berges (Garizim) abgeschrieben umsonst erfolgen. 5) Der Wunsch, einen Calender für die Neumonden und Feste zu besitzen, werde hiermit erfüllt, und es ist eine solche Tafel dem Briefe beigefügt. (Eine ähnliche Tafel fand Rec. bei einem sam. Gesetzbuche in Gotha: sie war aber zu unleserlich und zerrissen, um sie ganz entziffern zu können). 6) Man habe eine genaue Genealogie der Gemeinde gewünscht, um zu erkennen, ob sie auch gewifs von Oziel (man verstehe עֻזִּיאֵל Sohn des Kahath, Enkel des Levi 2 Mos. 6, 18. 4 Mos. 3, 19.) abstamme. Diese Frage habe sie in grofse Verwunderung gesetzt, da sie nur von einem Gliede ihrer Gemeinde veranlafst seyn könne. (Die Stelle, welche Hr. Baron de Sacy in diesem Satze als unverständlich ausläfst حتي يبقي عندهم التحية والحقيقة علي الكونة gehört wohl schon zum Segensspruche, und wir möchten sie übersetzen: *dafs ihnen bleibe Heil und Wahrheit überschwenglich*, علي الكونة oder علي لكونة nach S. 152. wahrscheinlich eine aus dem Sammaritanischen mit Corruption herübergenommene Formel für עד לחרת samaritisch עד לחרתה = dem hebr. עַד מֵאֹד.)

Der hebräische Brief an die Pariser Samariter ist aufser Salâmeh noch von 8 Gemeindegliedern unterschrieben. Sie erzählen darin, dafs ein Unbeschnittener aus jenem Lande und zwar aus der Provinz oder Stadt Angnûs (so! אנגנוז, ist das nun corrumpirt und אנגליז England, oder aus dem jüdischen אשכנז Deutschland, oder was ist es sonst?) zu ihnen gekommen, ihnen Nachricht von ihren Glaubensbrüdern in Paris gegeben, von denen sie daher lebhaft Briefe oder einen Besuch etwarteten, um über ihre Gebräuche unterrichtet zu werden, in dem sie ihnen zugleich einige von den ihrigen mittheilen.

Für die leichtere Uebersicht der Briefe wäre es vielleicht nützlich gewesen, wenn dieselben chronologisch geordnet, und wenn Original und Uebersetzung unter derselben Nummer gegeneinander über gestellt worden wäre.

Die Zusätze, welche Hr. Baron de Sacy der zweiten Ausgabe seines *Mémoire* über die Dogmen, Gebräuche und den gegenwärtigen Zustand der Samariter beigefügt hat, sind gröfstentheils auf die ersteren bezüglich und aus zweien Schriften des Rec. (*de Samaritanorum Theologia ex fontibus ineditis Commentatio. Halae* 1823. 4., und *Carmina Samaritana e codd. Londinensibus et Gothanis cet. Lipsiae* 1824. 4.) entlehnt, in welchen 4 samaritische Handschriften, 2 Londoner und 2 Gothaische, Psalmen, Gebete und Liturgien enthaltend, besonders auch für den Zweck der samaritischen Glaubenslehre benutzt sind, und woraus namentlich eine dem Anthropomorphismus und Anthropopathismus, wie überhaupt der Buchstäblichkeit feindliche, mehr philosophirende Auffassung vieler Dogmen hervorgeht, mag dieselbe (denn das Alter der Gedichte ist nicht sicher, und mehrere scheinen erst nach Muhammed verfafst zu seyn) von einer Annäherung an die alexandrinische Auffassung des Judenthums, oder von spätern Einflüssen der philosophischen Theologie bei den Moslem, oder von beiden zugleich herrühren. Zu sceptisch scheint der Hr. Verf. sich zu äufsern, wenn er S. 28., nachdem er die in einem Liede gegebene Vorstellungen über das ewige Leben mitgetheilt hat, sagt: *Mais je ne sais s'il est bien sûr, de juger des dogmes par ces poësies, dont les expressions sont souvent obscures.*

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Paris, imprimerie royale: Correspondance des Samaritains de Naplouse pendant les années 1808 *et suivantes. Par Mr. le Baron Silvestre de Sacy.*

(Schluſs.)

Gewiſs wird man dadurch wenigstens zu tieferen und gründlicheren Vorstellungen von ihren Dogmen gelangen, als durch die sich fast blos auf Aeuſserlichkeiten erstreckenden Nachrichten, die man der Feder des, wie es scheint, jetzt einzigen aber nicht allzugelehrten Depositars ihrer Traditionen entlockt hat, welcher sich selbst an einer Stelle auf solche Liturgien bezieht, deren Worte er gerade mit Worten der Schrift vermengt (S. 27.). Wie würde wohl die Kenntniſs der indischen Religion und Theologie beschaffen seyn, die man, nachdem die Bekenner derselben nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden bis auf einen Braminen ausgestorben wären, durch Erkundigung bei diesem zu gewinnen suchte? Wie die Kenntniſs des zabischen Religionssystems, welche man von dem mündlichen Unterricht der jetzt noch vorhandenen Individuen der Secte erwarten könnte *)? Ohne Vergleich wichtiger scheint uns die Kenntniſs und Durchforschung der samaritanischen Literatur, weil diese in Zeiten verfaſst ist, wo die religiösen Ideen noch lebten, wucherten und Früchte trieben, während sie jetzt zu einem todten Buchstaben erstarrt sind. Das Wünschenswertheste, was sich durch die Fortsetzung dieser Correspondenz erreichen lieſse, und wozu man den ehrlichen Salâmé vor allen Dingen auffordern sollte, wäre daher ohne allen Zweifel die Mittheilung aller noch bei seiner Partei vorhandenen Religionsschriften, unter welchen biblische Commentarien, auf welche auch in diesen letzten Briefen angespielt wird, obenan stehen würden. Daſs sie es mit dem Verkauf von Schriften, so genau nicht nehmen, zeigen die gothaischen Handschriften, (unter denen eine selbst biblische Texte enthält), welche Seetzen dort kaufte: daſs sie sogar Geld annehmen, ohne die Bücher zu liefern, erfuhr Lord Guilford, welchem (wie er Rec. selbst erzählt hat) ein Mitglied der Gemeinde zu Naplus im Jahr 1818 gegen Vorstreckung einer ansehnlichen Summe versprach, ihm eine Handschrift des Buches Josua zu verschaffen, sich aber mit dem Gelde auf und davon machte. So wichtig und interessant daher solche Nachrichten Jetztlebender über den gegenwärtigen Zustand und den zusammengeschrumpften Rest ihrer religiösen Erkenntniſs seyn können, so sehr, glaubt Rec., daſs dieselben älteren religiösen Urkunden nachstehen.

Wir wenden uns noch zu einigen Einzelnheiten des angeführten *Mémoire*. S. 4. scheint der Verf. wie in der frühern Ausgabe, doch zu viel Werth auf die Kirchenväter und die heutigen Samaritaner zu legen, wenn er es für zweifelhaft hält, ob die Samaritaner ihren Namen auch von Samaria haben. Zwar deuten jene den Namen schon durch φύλακες (τοῦ νόμου) und diese schreiben sich nicht שֹׁמְרֹנִים, sondern שֹׁמְרִים *custodes sc. legis*, und berufen sich häufig auf diesen ehrenden Namen; aber doch ist kaum zweifelhaft, daſs שֹׁמְרִים nur eine spätere verderbte Form aus שֹׁמְרֹנִים sey, welche zum Zweck hat, jene ihnen willkommne Etymologie

*) Im Jahr 1822 erhielt Rec. ein Schreiben eines aus Halle gebürtigen, später in England gebildeten Missionärs, Hrn. Wolf, aus Bassora über die dortigen Zabier, worauf Rec. denselben meist aufmerksam gemacht, und mit welchen er sich dort in Umgang eingelassen hatte. Das Wichtigste aber, was ihm die guten Leute mitzutheilen gewuſst hatten, war, daſs sie ein heiliges Buch hätten, welches vorn und hinten anfange, und in der Mitte endige. (Sie meinten das von Norberg edirte Buch Adams, dessen Handschriften so eingerichtet sind, daſs der Titel des ersteren Theiles vorn, der des zweiten hinten ist, beide Enden in der Mitte sich berühren).

Digitized by Google

geltend zu machen. — S. 26. bemerkt der Verf., dafs Reland's Meinung, nach welcher er den Samaritanern die Engellehre absprach, durch die vom Rec. nachgewiesene Lehre nicht sowohl erschaffener, als emanirter Engel bei den Samaritanern nicht widerlegt werde. Emanationen seyen doch keine Substanzen. „*Quel seroit, sans sela, l'auteur de ces substances? et, si, elles n'en ont point et sont coessentielles à Dieu, que deviennent son unité, sa toute-puissance etc.?*" Wir wollen über eine so metaphysische Materie mit dem verehrten Verf. keinen dogmatischen Streit führen, aber wir müssen doch bemerken, dafs nicht blofs die gnostischen Secten, sondern auch orthodoxe Väter der Kirche aus der göttlichen Substanz emanirte Engel annehmen, dafs selbst von Vielen der Logos als eine Art Emanation betrachtet wurde, ohne dafs man dadurch der Einheit Gottes Eintrag zu thun fürchtete.

Bei der Lehre vom Messias behandelt der Verf. S. 29. in einer Note auch die öfter besprochene Stelle der vom Rec. bekannt gemachten samaritanischen Psalmen (*Carmm. Sam. p.* 30 *u.* 75), worin das Wort תָּהֵב *convertens, conversor* (sonst als Name des Messias bei den Samaritanern) vorkommt, weshalb Rec. die Stelle auch Anfangs im messianischen Sinne zu nehmen geneigt war. Hr. de Sacy ist in Ansehung der vom Rec. vorgetragenen Lesung und Erklärung des Messiasnamen השהב, התהב durch *convertens* (*Part.* von שוב, תוב) mit demselben ganz einverstanden, will aber das Wort hier nicht vom Messias verstanden wissen, und auch Rec. hat diese Erklärung schon länger aufgegeben, da er auf die höhere Rechtgläubigkeit gern verzichtet, die ihren Ruhm und Stolz darin setzt, den Messias überall zu sehen, wo er sich auch mit hellen und gesunden Augen nicht sehen läfst. Die Stelle lautet:

תאכין את בעי
תתן לון עלמה
תחב עלינן
וסלח ברחמיך ראת יכל

(חסלח beim Verf. ist blofser Druckfehler), und wird hier so übersetzt: *Poenitentibus tu futurum dabis mundum* העולם הבא: *Convertere erga nos et condona per misericordiam tuam, nam tu potes.* Allein wenn hier בעי in der ersten, und עלמה in der zweiten Zeile zusammengenommen, und durch העולם הבא erklärt werden sollen, so wufste Rec. nicht, wie sich dieses grammatisch vertheidigen lassen sollte. Abgerechnet, dafs die Wörter so weit getrennt sind, kann בעי unmöglich auf בוא zurückgeführt werden, wofür die Samariter obendrein stets אָתָה haben. Auch kann תחב nicht Imperativ seyn, sondern nur Participium activum von תוב, für תָּאֵב. Den besten Weg zur Erklärung dieser Worte fand Rec. in einem Büchlein eingeschlagen, welches neben einem Uebermaafs fremden und eigenen jüdischen Aberwitzes (im Geschmack eines sich mit Gewalt genial und ästhetisch gebehrdenden Judenjünglings) doch hier und da auch ein Goldkörnchen enthält: die hebräische Sprache, von Raphaël Hanno, s. Th. 1. S. XI., wo diese Worte mit einer jüdischen Gesetzformel verglichen sind. Rec. übersetzt hiernach jetzt wörtlich also:

Poenitentes tu quaeris
(ut) des iis mundum:
convertis te ad nos
et condonas misericordiâ tuâ,
tu enim potes.

בעי Part. von בָּעָא *quaesivit*, und ebenso תָּהֵב und סָלֵחַ als Participia gefafst, nicht, wie auch von Hrn. Hanno geschieht, als Imperativen, was bei dem ersten die Grammatik nicht erlaubt, es mufste תוב heifsen.

Da über die Bedeutung dieses Messias-Namen neulich auch von Hrn. Hengstenberg (Christologie des A. T. I, 69.), einige Bemerkungen beigebracht worden, so wird es nicht unpassend seyn, sie hier gleich mit zu beleuchten. Man habe dieses Wort, meint derselbe, nicht durch *conversor*, sondern durch *restitutor* zu erklären da das Verbum wenn es transitiv stehe, nicht bekehren, sondern wiederherstellen bedeute [Jes. Nah.]; es sey dem Worte שִׁילֹה 1 Mose 49, 12 in der Bedeutung von שַׂר שָׁלוֹם Friedensfürst, Wiederhersteller nachgebildet, welches die Samariter vom Messias verstanden. Eins so unrichtig, als das andre. Für die messianische Erklärung des Schilo bei den Samaritanern citirt Hr. H. einen Brief der Samaritaner (Repert. IX. p. 27), wo allerdings der Vers 1 Mose 49, 10 messianisch genommen wird, aber keinesweges das Wort שִׁילֹה. Dieses beziehen, wenigstens die ältern Interpreten dieser Secte, auf die es hier ankommt, auf Salomo, den Verführer der Völker

Digitized by Google

s. den arab. Commentar im Repertorium XVI, S. 168. *Abusaid cod. Usier.* سليمان, dagegen *Cod. Barber.* مستحقة ganz nach der gewöhnlichen Erklärung des שָׁלָה (S. *Hwiid. spec. versionis arab. sam. Pentateuchi* S. 39. 40). Ferner ist die Bedeutung von תָּהֵב = שָׁב keinesweges ängstlich nach der Wendung zu erklären, welche das Verbum שׁוּב bei der transitiven Bedeutung in den Propheten hat, nach welchen die Samaritaner nie ihre Sprache geregelt haben: die Form des Namen ist samaritanisch und der Name nicht aus einem frühen Alterthum. Das Samaritanische und Arabische sind uns hier sicherere Führer. Von Wichtigkeit ist daher zuvörderst unsere Stelle, in welcher תָּהֵב עֵל einen bedeutet, der sich (gütig, verzeihend) zu den Sündern wendet, im Parallelismus mit סלח verzeihen, und dieses stimmt genau zum arab. تاب علي sich zu den Menschen wenden (von Gott), wovon تَوَّابٌ, welches unserm תהב ganz entspricht, *qui ad resipiscentiam movet.* So fafst das Wort auch Hr. de Sacy in der angeführten Note. Schade, dafs gerade bei diesem Verse die arabische Uebersetzung fehlt: höchst wahrscheinlich wird sie توّاب gelautet haben.

Auf die Lehre von den letzten Dingen bezieht sich eine Stelle in dem Briefe Salame's vom Jahr 1820, die wir noch hier kürzlich behandeln wollte, da der treffliche Verf. selbst über ihren Sinn ungewifs geblieben ist. Sie steht S. 131 und lautet also:

واما سوالكم عن يوم القيامة وخروج الارواح
من الجنة وكيف عندنا والحال يا سيدي خدوا
رمز الكلام الماخوذ من كتاب العالم العلام الواحد
الديّان في شرح صورة يوم القيام بين يدين
الملك العلام فمن فهم ما نزل فيها في توضيح
ذلك الكلام فلا يحتاج ينشرح له ويتحقق علي
التمام وهية (وهي) الصورة المدعو اسمها صورة
القيام في يوم الانتقام

und wird S. 149 übersetzt:

Vous nous interrogez sur la resurrection et sur la sortie des ames du Paradis, et vous nous demandez quelles sont nos opinions à cet egard. Prenez le sens symbolique des paroles tirées du livre de celui qui est le savant par excellence, l'unique, le juge, relatives a l'explication de la forme dans laquelle arrivera la resurrection, en présence du rois très-savant. Celui qui comprendra bien ce qui y est dit, concernant le vrai sens de ces paroles, n'aura pas besoin qu'on les lui explique: il en aura une parfaite connoissance. C'est ce qu'on nomme la figure de la resurrection au jour de la vengeance.

In der Note wird hinzugefügt: *Peut-être* صورة القيام *est-il le nom d'un livre; la suite semble justifier cette coniecture. Alors il faudroit traduire: „les paroles symboliques tirées du livre.... et rapportées dans l'ouvrage intitulé Explication de la forme etc."*

Allerdings wollte sich Salameh über diesen Punct, als eine Lehre, über welche der Pentateuch uns durch hergebrachte allegorische Auslegung gewisser dahin gezogenen Stellen Aufschlufs gab, wohl dunkel ausdrücken und eine ausweichende Auskunft geben, wie er in einem frühern Briefe ähnlich gethan hatte; das richtige Verständnifs der Stelle ruht aber auf dem Worte صورة, für welches das Reinarabische Figura, Forma hier freilich nicht ausreicht, und wofür man, wie so oft in solchen Texten, das Aramäische zu Hülfe nehmen mufs. Hier bedeutet nun ܨܘܪܬܐ, was in den Wörterbüchern allerdings auch nicht steht (s. aber *Assen. bibl. III*, 97 und daselbst Note 4. *Wiseman horae Syriacae* S. 39.) die heilige Schrift, einen heiligen Schrifttext, und hiernach ist die Stelle wohl zu übersetzen:

„Was eure Frage betrifft nach dem Tage der Auferstehung und dem Ausgange der Seelen aus dem Paradiese, und was wir darüber dächten, so ist die Sache folgende, mein Herr! Nehmet den allegorischen Sinn des Spruches aus dem Buche des Weisesten, des Einzigen, des Richters (wie er erklärt ist) in dem Commentar über die Schriftsteller (gleichsam den *locus classicus*) vom Tage der Auferstehung vor dem weisen Könige: und wer es durch die Erklärung des Spruches verstehen lernt, was darin offenbart ist, der hat nicht nöthig, dafs man es ihm erkläre, er wird es vollständig einsehen. Es ist aber diejenige Schriftstelle, welche genannt wird die (Haupt- oder Beweis-) Stelle von der Auferstehung am Tage der Arche." Dieser *locus classicus* ist nun ohne Zweifel 5 Mose 32, 35. wo im ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Text steht לִי נָקָם וְשִׁלֵּם, im samaritanischen aber ליום נקם ושלם, s. dazu die arab. Chronik des Abulphatech, im Neuen Repert. 1, 131, welche die Stelle eines Commentars dazu vorläufig vertreten kann. Damit man aber nicht glaube, dafs Salame seine Leser halb zum Besten haben wolle, mufs man bedenken, dafs er an einen Gelehrten und dessen samaritanische Freunde schreibt, die er sich im Besitz der erforderlichen Hülfsmittel denkt und denken mufs. Er verweist daher so zu sagen auf den sam. Midrasch zu Deut. 32, 35 und bekennt, dafs er weiter nichts zu sagen wisse, als das dort Gesagte.

Wir schliefsen mit Aushebung der Originalworte des samaritanischen Briefstellers, welche sich auf den Verfasser der samaritanischen Version des Pentateuch in den Polyglotten beziehen, weil ihre Auslegung zweifelhaft ist, und glauben, dafs dieses den biblischen Kritikern angenehm seyn werde. Sie stehen S. 106 und lauten: והוא מן תרגום נתן אל וממצא עמנו לזה היום nach Hrn. de Sacy: *cela est tiré de la traduction, que Dieu nous a donné, et qui existe encore parmi nous aujourd'hui*, mit dem Zusatze in der Note: *il est possible, que les mots* מן תרגום נתן אל *doivent être traduits ainsi: de la traduction de Natanaël. Ce seroit alors le nom de l'auteur de la version samaritaine du Pentateuque.* Letzteres wäre wohl geradezu nothwendig, wenn nicht das Wort durch den gewöhnlichen Punkt getheilt wäre: und ersteres kaum zulässig, denn hätte Salame geradezu ausdrücken wollen: die Uebersetzung, die Gott gegeben, so hätte er wohl Artikel und Relativ schwerlich ausgelassen, sondern geschrieben התרגום אשר נתן לנו יהוה, denn auch אל ist als Gottesname ungewöhnlich. Da der Trennungspunkt dasteht, so hält Recens. dessen ungeachtet נתנאל wirklich für den Namen des Uebersetzers, glaubt aber, dafs der Briefsteller durch die Worttheilung und die dadurch entstehende Dilogie eine bei den Seinigen wahrscheinlich schon recipirte Anspielung auf den göttlichen Ursprung, die Inspiration und Vortrefflichkeit dieser Uebersetzung beabsichtigt habe. Es ist dann ein ähnlicher Fall, wie mit der Aenderung des שִׁמְרֹנִים in שֹׁמְרִים, wo man ebenfalls aus dem Eigennamen ein Appellativum machte, um durch einen ehrenden Namen der Eitelkeit zu schmeicheln.

Möge der treffliche und verehrte Verfasser, von welchem das Publicum stets die gehaltvollsten, literärischen Gaben zu empfangen gewohnt ist, unter andern auch seines Versprechens in Ansehung eines ähnlichen *Mémoire's* über die Drusen nicht allzu spät eingedenk seyn.

Gesenius.

LI.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit. Tomus primus pagg. X. 783. Tomus secundus p. 787—1392. Regimontii Prussorum, Borntraeger 1829. 8.

Erster Artikel.

Wenn der neuesten Zeit das Verdienst gebührt, auf dem weitläuftigen Gebiete der Gelehrsamkeit und Kunst die fruchtbare wissenschaftliche Forschung und Methodik in grofsartigem Zusammenhange geahnt, begründet und vielfach entwickelt zu haben, so darf sie auf denjenigen Theil der Alterthumslehre, welcher den mythologischen Stoff begreift, ein vorzügliches Recht des Eigenthums geltend machen. Unser ehemaliges Wissen von Mythologie konnte nichts anderes als ein Gewirr von poetischen Fabeln und phantastischen Bilderspielen heifsen, wie nur die Mischung von Alexandrinischen Sammlungen und trüben Deutungen der Folgezeit sich gestalten mochte, und da sie von fleifsigen Antiquaren im Dienste der Kunstjünger und für das Bedürfnifs der Gebildeten jedes Alters, jedes Geschlechtes, dem das Verständnifs einer beträchtlichen mythischen Terminologie bei antiken und modernen Dichtern lästig fiel, gefügig bereitet wurde, fanden sich selbst die Philologen mit einer gedrängten Anschichtung unhistorischer Sagen und Erzählungen ab. Man betrachte wenigstens die massenhaften Notizen in den Kommentaren des Meziriac über Ovids Heroiden und der Holländer zum Hygin, um sich eine genügende Ueberzeugung von der Beschaffenheit der früheren Kompilationen in diesem Felde zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit.

(Fortsetzung.)

Auch hier verdankt man den ernsten Bemühungen von Heyne den Beginn einer anschaulichen Uebersicht und Ordnung, deren Werth durch den empirischen Mechanismus und die Flüchtigkeit eines allgemeinen Klassifizirens nicht aufgehoben wird. Sogar die Reihe schätzbarer und gründlicher Untersuchungen, welche bis zum Beginn etwa des gegenwärtigen Jahrhunderts durch jenes Beispiel angeregt oder aufgefordert, in polemischer oder freier Richtung, eine Anzahl wichtiger Kapitel im mythologischen Bereich erläuterten und die tiefere Behandlung der Autoren förderten, verfolgte den eröffneten Weg, ohne zur Selbständigkeit eines umfassenden Systems zu führen. Dieses Ziel ist in unserer Zeit das vorzügliche Problem der sogenannten symbolischen Methode geworden, welche nichts geringeres beabsichtigte, als den Körper der mythischen Fabelsage, welcher bisher im Sinne eines äuſserlichen lockeren Aggregates unabhängig von der Kulturgeschichte der Alten zergliedert war, mit innerem Lebensgeiste auszustatten und als wesentlichen Maſsstab des religiösen Zustandes festzustellen. Die warme Theilnahme welche das groſsartige Unternehmen fand, und eine Schaar bewundernder Nachahmer erweckte, lieſs augenblicklich die Mängel und Fehltritte verkennen, welche sowohl in der Anlage des Ganzen als in der konsequenten Durchführung des Einzelnen auf dem schlüpfrigen Boden begangen wurden. Es ist nicht eben schwer zu begreifen, wie die Bedeutsamkeit der leitenden Idee, der Aufwand an mannichfaltiger Erudition, die hülfreiche Phantasie der Kombination und der stete Zuwachs des ähnlichen und zusammenstimmenden, unter anderem auch die Mitwirkung zeitgemäſser Vorstellungen und Wünsche durch Lücken, Dornen und jegliche Hindernisse die enthusiastischen Gemüther aufschwingen konnte zum Traumgebilde der antik-orientalischen Religionsgeschichte, welche von mythologischen Bestandtheilen aufnahm was ihr zusagte, die Gewähr der nüchternen und unbefangenen Kritik dagegen zu häufig aussondernd verschmähte. Kein Wunder also, daſs der herbe vernichtende Widerspruch, der das rasch aufgeführte Gebäude schonungslos vernichtete, gewissermaſsen eine trostleere Dunkelheit auf allen Pfaden der Disziplin zurückzulassen schien, weil das rege gewordene Bedürfniſs einen durchgehends zusammenhängenden Verein von Prinzipien erheischte, während die Stimme der Antisymbolik nur ganz getrost zum verlassenen Stoff der Mythen zurückkehren hieſs, und das erwünschte Licht in der gemächlichen streng-historischen Untersuchung andeutete.

Voſs, dem eifrigen und beredten Vertheidiger dieser Gesinnung (*huius disciplinae conditori p. IX.*), ist der berühmte Verfasser des vorliegenden Werkes nach seiner eigenen Versicherung gefolgt. Dieselbe Nüchternheit und Entsagung, denselben Kampf gegen eitle Täuschung und Willkühr in Erforschung des alten Glaubens verkündet das Buch in allen seinen Theilen mit ernstem Ton und in folgerechter Ausführung. Zu dieser Grundtugend, dem wesentlichen Charakter der ächten Wissenschaftlichkeit, gesellen sich vielseitige und hervorstechende Vorzüge, welche den Fortschritt unserer Zeit in einer so gediegenen Erscheinung unzweifelhaft bezeichnen. Noch hat kein Mythologe sein Gebiet mit solchen Schätzen vieljähriger allumfassender Belesenheit betreten und angebaut, welche nicht nur das Alterthum im höheren Grade der Vollständigkeit durchmiſst, sondern auch die Analogieen neuer Sitten und Produktionen auf dem Felde der religiösen Feier und im Irrgarten mystischer Superstition geschickt ver-

Digitized by Google

webt und verwendet; und welche unsere Schätzung und Aufmerksamkeit um so mehr verdient, da wir jene sichere Gelehrsamkeit als die Frucht der blühenden Lebensjahre kennen lernen (*praef. princ.*). Diese Massen und Reichthümer aber sind jeder Spur des dunklen mühseligen Fleifses glücklicher, als vielleicht in früheren Arbeiten des Verfassers geschehen, entkleidet, mit kundiger Hand geordnet und vertheilt, mit Scharfblick und unbefangener Kritik gesichtet, benutzt und entwickelt, und in der klarsten Darstellung zum Ganzen vereinigt. Wir glauben hier auch die Kunst der Komposition erwähnen zu müssen, welche theils den Ernst des kalten Lehrtones durch Anmuth und Leichtigkeit des Vortrags, häufig durch gefälligen Witz und Laune mildert, theils eine vorzügliche Stütze und Tüchtigkeit durch die klassische Diktion besitzt, die freilich weder der Ciceronianischen noch sonst gangbarer Manier gleicht, aber auf die innigste Anschauung der guten Latinität begründet und durch das schätzbare Talent eigenthümlicher und angemessener Erfindung gehoben, immer in geregelter Objectivität und charakteristischer Individualität erscheint. Ein so gerundetes Kunstwerk des interessantesten Gehaltes und der würdigsten Form werden auch diejenigen, welche verschiedenen oder selbst entgegengesetzten Ansichten folgen, als wahrhaften Gewinn der Litteratur zu achten verstehen.

Wir gehen hiernächst zum Gehalt, dem eigentlichen Ziele des Buchs und unseres Berichtes, über. Seinen Stoff bildet die wichtige Forschung über die Mysterien der Griechen, welche neuerdings mit einer fast leidenschaftlichen Vorliebe behandelt sind, und wegen der Fülle von Angaben und der natürlichen Dunkelheit der meisten Fragen in diesem Kreise die fähigsten Gelehrten in Anspruch genommen haben. Im Doppeltitel sehen wir die wesentlichen Richtungen der gegenwärtigen Schrift angedeutet, indem Aglaophamus, der Name des Weisen, welcher den Pythagoras in die Orphischen Mysterien eingeweiht haben soll, diesen Theil der Griechischen Geheimlehre begreift, der erläuternde Zusatz aber die Principien jener Mystik verheifst. Das Ganze zerfällt daher in drei gesonderte Abschnitte, deren erster Eleusinia genannt, der zweite, weit ausführlichere Orphica, der dritte wird von den Samothrazischen und verwandten Weihen handeln: und zwar die beiden letzten in einer möglichst vollständigen Darlegung des vorräthigen Materials, weil das meiste bisher verworren und ungenügend erwähnt war, während bei den Eleusinia, deren Feier und Einrichtung sich hinlänglich aus mehreren Sammlungen ergab, es vielmehr auf innere Betrachtung des geistigen Inhaltes ankam. Ohne Zweifel sichert diese Anordnung gegen das nur zu gewöhnliche Zusammenfliefsen der Traditionen und Sagen, welche das mystische Gebiet berühren, und verwirklicht am gewissesten den Zweck, alles dem Objekt angehörige zu erschöpfen, welchen Zweck die Worte der Vorrede p. VIII. unzweideutig verkündigen: *Illis autem tribus generibus inclusum est, quidquid mysticae sapientiae e veterum scriptis recinil, neque ullam graviorem partem eius quaestionis, quam libri inscriptio indicat, plane praeteritam arbitror, nisi quid forte in locis aviis occultisque abditum latuit.* Es ist jedoch zu bedauern, dafs der würdige Verfasser nicht auch diejenige Kombination und Uebersicht des mystischen Glaubens, welche gewissermafsen die Fugen und den lebendigen Zusammenhang der so gesonderten Untersuchungen in einer historisch-philosophischen Entwicklung vermitteln würde, mit den gewonnenen Resultaten verknüpft hat: und wir müssen den Mangel einer Zierde bedauern, ohne welche der fragmentarische Charakter der Monographieen zur vollkommenen Ueberzeugung und Gewifsheit selten führt. Wir wünschten auch über das ursprüngliche Verhältnifs des Buches zu den früher erschienenen zahlreichen Programmen vom Verf. genaueres sagen zu können, als in dessen Vorrede p. IX. mit einem flüchtigen Worte ausgesprochen ist, wieweit sich die Differenz zwischen beiden in Darstellung und Umfang erstrecke. Doch wird jedem, auch wer die Vergleichung anzustellen verhindert ist, einleuchten müssen, dafs die Menge der polemischen Züge, welche sich allenthalben verbreitet, von der Zeit der früheren Abfassung gröfstentheils herrühren, und bei aller Mäfsigung und Ruhe, mit der solche Seitenblicke gleichsam als Würzen und stärkende Reizmittel eingemischt sind, gleichwohl im Laufe der Jahre minder energisch und unentbehrlich scheinen. So hat gewifs der verzweifelte Schwärmer Jac. Taylor eine noch derbere Züchtigung verdient, als ihm in der ironischen Kritik p. 93. ff. geworden ist, und niemand der sich hier gesund fühlt, wird anders als mit innigem Wohlgefallen das Gericht anhören, das zum Schlufs des Werkes bei Gelegenheit des *conx ompax* über den lächerlichen Mifsgriff des Wilford und seiner gläubige

Digitized by Google

Nachsprecher ergeht. Dennoch wollten wir lieber Einbufse an jenen trefflichen Ergiefsungen des dialektischen Witzes erlitten haben, als dafs die Fülle trefflicher Gelehrsamkeit an die Zeichnung der unheilbaren Querköpfe verschwendet würde. Wie nun der Leser in ähnlichen Fällen manches auf den Moment und vorgekommene Irrthümer berechnete bei der Auffassung des eigentlichen Gehaltes in Abrechnung bringt, so mufs der Referent eine noch gröfsere Menge sich fern halten und von seiner Beurtheilung ausscheiden, wo gar vieles und erlesenes bald als nützliche Zugabe, besonders in Anmerkungen und Exkursen (wie im zweiten des ersten Buches über maskuline Partizipien neben FemININ-Substantiven) grammatischer und lexikographischer Art, bald als augenblickliche Ausführung hervortritt; selbst wenn sich eine verschiedene Meinung darbieten sollte. Nicht sowohl erschöpfende Vollständigkeit der Anzeige als klare Charakteristik und scharfe Grundrisse des mythologischen Gebäudes können hier wünschenswerth und angemessen seyn. Zunächst also von der ersten Abtheilung.

Die Mysterien von Eleusis sind in ununterbrochener Tradition wenn nicht an Dauer, doch an Würde und Ruhm als die bedeutsamsten und einflufsreichsten des klassischen Alterthums verherrlicht worden. Sie waren die einzigen Weihen Griechenlands, welche dessen sämmtliche Bewohner in sich vereinigten und indem sie jeden von ächt-griechischer Herkunft und Sprache, jeden der sich schuldlos und rein an Händen wufste (s. Lobeck p. 14 ff.) zuliefsen, durften sie für den religiösen Mittelpunkt der Nation und als der Beginn einer inneren Gemeinschaft gelten. Uns die wir die zahlreichsten Beziehungen auf das wunderbare und beseligende Schauspiel der Eleusinischen Mysterien vorfinden, liegt nichts näher als die Frage nach den tieferen Zwecken und der eigenthümlichen Lehre, welche dem gefeierten Heiligthum als geistige Grundlage angehören mochten. Wenn die biedersten und vorzüglichsten Schriftsteller mit enthusiastischer Wärme die Beruhigung und Zuversicht schildern, die man für die ferne Zukunft und das andere Leben dort empfing, wenn sie mit geheimnifsvoller Scheu die Ursprünge der Welt und des Götterglaubens andeuten, worüber die Attischen Priester der Demeter den Epopten sich mittheilten, sollte man nicht von so bedeutungsvollen Spuren angeregt der lebhaften Erwartung Raum geben, dafs eine sorgsame Nachforschung und Zusammenstellung der zerstreuten Ansichten und Winke Trümmer der edelsten Weisheit offenbaren werde? Niemand wird also verwundert sein, dafs eine Reihe von Gelehrten, emsig bemüht um Förderung des begeisternden Zweckes, nicht nur den Vortrag über den Beginn menschlicher Civilisation und Gesetzlichkeit, sondern auch ein kühnes und weitschichtiges System als Inhalt der mysteriösen Geheimlehren entdeckten, wodurch die Hellenischen Götter auf Geschichten von ihrer früheren irdischen Existenz zurückgeführt, die Ueberzeugung von der Einheit Gottes als Schöpfers und Lenkers der Dinge in ihrer Reinheit eingesetzt und höhere speculative Prinzipien enthüllt wären; während die Cerimonien und Sühnungen aller Art mit dem künstlichen Apparat von Scenerie nur die Bestimmung zu erfüllen schienen, entweder das äufserste Ziel den Blicken der unberufenen Menge zu entziehen, oder als sinnliche Grundlage der künftigen Demonstration zu dienen. Wie vieldeutig oder tumultuarisch nun auch die Beweise waren, auf denen jene Gebilde der beweglichen Kombination ruhten, wie schwierig die Voraussetzungen und lästig die Folgerungen, welche die Hypothese begleiteten: die meisten Alterthumsforscher gingen vertrauensvoll auf das glänzende Dokument der Griechischen Symbolik ein, und begnügten sich einzelne Strahlen des mystischen Glaubens in den Selbstdenkern der klassischen Zeit zu ergreifen. Diesen wohlgemeinten Träumen hat die Lobeckische Kritik ein Ende gemacht, und mit einer Reife der unbestechlichen Urtheilskraft, wie selten in einer antiquarischen Untersuchung, gestützt auf den Reichthum bewährter Gelehrsamkeit, die Unhaltbarkeit der vermeinten Mystik durch alle ihre Schlupfwinkel und dunklen Ahnungen hin verfolgt und aufgedeckt. Wenn wir nun aber das Resultat, das der Verf. nach besonnener Erwägung gewonnen hat, einfach aussprechen, dafs die Eleusinien in ihrer inneren Anlage durchaus von ähnlichen religiösen Handlungen nicht verschieden gewesen *(ne quis hanc ipsam Eleusiniorum celebritatem singularis cuiusdam institutionis et a ceteris diversae argumentum esse ducat p. 44.)*, dafs sie mit allen übrigen eben nur den äufseren Pomp und Aufwand von sinnlichen Eindrücken getheilt oder wol in höherem Mafse geübt, ohne sich jemals irgend eines geistigen Wesens und Eigenthums zu bemächtigen, dafs das Gegentheil einen widersinnigen Streit gegen aner-

Digitized by Google

kannte moralische Thatsachen aufregen würde (*nam si illa valent, in vanum recident omnia, quae de priscae Graeciae victu et moribus, de initiis artium inprimisque de philosophiae sero ortu lentoque progressu accepimus, neque hi qui hactenus crediti sunt, veri investigandi auctores fuere, sed, quos nemo suspicatus erat, sacrificuli popaeque p.* 4.) wenn die Summe der angestrengtesten Erforschung sich in dieser kalten und unerwarteten Entscheidung vereinigt, so besorgen wir, dafs viele gutgesinnte Mitforscher an einer blofs negativen Zerstörung des Irrigen und Zweifelhaften, welches sich doch einzig durch die Anziehungskraft des vernunftmäfsigen Strebens Anhänger erwarb, Bedenken nehmen, und mit Mifstrauen gegen die wissenschaftliche Polemik in die Schutzwehr des ahnenden Glaubens entweichen werden. Vielleicht liegt auch hier eine gewisse Wahrheit in der Mitte, und müssen wir nur mit kühlem Muthe versuchen, ob eine Prüfung der dargebotenen Mittel und Beweise die feindlichen Extreme zur Annäherung führen könne.

Der Verfasser geht von dem wahren Grundsatz (p. 10.) aus, dafs der öffentliche Götterdienst und das religiöse Cerimonienwesen bei Griechen und Römern niemals mehr als Festzüge, Opfer und Gebetformeln enthielt, dafs die Priester hingegen Belehrungen ihrer Gemeinen und moralische Vorträge niemals betrieben. Keine Beobachtung kann auf festerem Boden stehen, noch tiefer im Wesen des antiken Naturlebens begründet sein; aber unseres Erachtens geht sie nur fern das Geschäft der Eumolpiden an. Denn diese weichen eben darin von den gewöhnlichen Priestern ab, dafs sie nicht die blofsen Gebräuche zur heiligen Feier begehen, zur Einweihung oder zur Beschwichtigung des göttlichen Sinnes, sondern als Wegweiser, man möchte sagen als Schauspieler den Zusammenhang einer symbolischen Tradition aus dem Kreise der agrarischen Gottheiten versinnlichen, und in den bedeutsamsten Akten und Momenten mit hellerem oder dunklerem Bewufstseyn der Menge vorführen. Was hier ausgesprochen ist, beruht nicht auf mühsamen Schlüssen und Vermuthungen, sondern auf den sämmtlichen Erzählungen der Alten, wie sie sich zerstreut auch im vorliegenden Buche finden. Zunächst setzen wir hieher die Worte p. 133. *Si quid igitur certum testatumque dici potest, est profecto hoc, mysticorum sacrorum haud diversum fuisse a publicis argumentum, deorum ortus, incrementa, amores, iras et cetera fabularis historiae complementa.* Sodann darf man sich auf die Phrase δείξαι τὰ ἱερά berufen, deren Erklärung (p. 49 — 51.) nicht völlig befriedigt, wenn sie entweder den Erfinder eines Kultus als Lehrer der Gebräuche bezeichnen oder das Zulassen zur Ansicht heiliger Reliquien (sonst ἀπόῤῥητα genannt, aber niemals von den Eleusinien erwähnt) andeuten soll. In letzterer Hinsicht macht jedoch der Verf. p. 58. mit Recht die nähere Bestimmung, dafs das Aufweisen der ἱερὰ sich auf Götterbilder und Symbole (die mehrmals genannten ἱερὰ φάσματα, ἀγάλματα) beziehe, welche den Geweiheten zur Anschauung vorgelegt wurden. Es läfst sich aber schwerlich bezweifeln, dafs die Eleusinien gleich den meisten feierlichen und fanatischen Kulten sich der Göttererscheinungen bedienten (ἐπιφάνειαι θεῶν), in der Umgebung eines blendenden Lichtes (vgl. *Plutarch. Agesil.* 24.), und mit Anwendung von mechanischen Druckwerken und Zurichtungen (s. Böttiger Griech. Vasengem. I. 2. p. 217. ff.). Nicht undeutlich ergiebt sich dieses auch aus *Plutarch. de orac. def. p.* 417. *B.* περὶ μὲν οὖν τῶν μυστικῶν, ἐν οἷς τὰς μεγίστας ἐμφάσεις καὶ διαφάσεις λαβεῖν ἔστι τῆς περὶ δαιμόνων ἀληθείας, εὔστομά μοι κείσθω. So wie nun Bildhauer und sonst tüchtige Künstler nach einer energischen Redensart den Gott sinnlich enthüllen und vergegenwärtigen (wie von Phidias ἔδειξε τὸν Δία), so stellte der Hierophant in kunstmäfsiger Folge und Berechnung von Scenen die wunderbare Macht seiner Gottheiten den Zuschauern vor Augen; und soweit stimmt Referent vollkommen mit der p. 61. gegebenen Ansicht überein: *Ex his igitur testimoniis — tantum efficitur, quantum ad hanc causam iudicandam satis est, sacra quae Hierophanta ostendit, illa ipsa fuisse ἅγια φάσματα sive simulacra deorum, eorumque adspectum qui praebeant δείξαι τὰ ἱερὰ vel παρέχειν vel φαίνειν dici, et ab hoc quasi primario Hierophantae actu tum Eleusiniorum sacerdotum principem nomen accepisse, tum totum negotium esse nuncupatum.* Endlich sind die gangbaren Ausdrücke ὄψις und ἐποπτεία welche in den Eleusinischen Mysterien ihren rechtmäfsigen Sitz haben, die gewissesten Anzeigen eines umfangreichen Schauspieles, wodurch das Attische Heiligthum sich entschieden vor anderen Tempeln und religiösen Vereinen auszeichnete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit.

(Fortsetzung.)

Ob aber tiefere und geheimnifsvolle Satzungen, ob ungewöhnliche und reine Grundsätze, die nur einer erlesenen Schaar zugänglich und mittheilbar waren, diesen dramatischen Gruppen und Ordnungen zum Grunde lagen? diese vielfach verzweigte Frage hat der Verfasser in einzelnen Kapiteln durchforscht, und mit bewundernswürdiger Gewandtheit alle möglichen oder gebrauchten Beweismittel, auf welchen die Muthmafsung einer esoterischen Tempellehre ruhen konnte, zu schwächen und zu entkräften versucht. Hiervon müssen wir indessen auf einem abweichenden Wege Bericht erstatten, da die Menge der Einzelheiten und ihre lose Verknüpfung weder Auszüge noch aufzählende Analysen erlaubt. Zuerst also fragt sich, in welcher Weise die Priester einen durchaus gemischten Volkshaufen beherrschen und die fähigeren Köpfe herauserkennen wollten, um diesen den innersten Gehalt ihres etwanigen Glaubens zu überliefern. Niemand wenigstens erzählt uns, dafs man die Ankömmlinge geprüft und nach erfolgter Auskunft den angemessenen Graden zugetheilt habe. Ste-Croix dachte wirklich an ein solches Examen: welches unser Verfasser p. 23. ebenso lächerlich findet, als wenn nach Art eines bündnerischen Verhöres der Meister gesprochen hätte, Sind Sie Meister? der Jünger aber antwortete, Ich kenne die Acacie. Zwar gehört auch das meiste von dem, was namentlich die Kirchenväter Symbolisches anführen, entweder den Sühnungen der Sabazischen und Rhea-Kulten an, über welche im Verlauf des Werkes p. 641 ff. die sorgfältigste Darstellung gegeben ist, oder es beruht auf irrigen Kombinationen, wie mit der schärfsten Genauigkeit an einer Behauptung des Tertullianus p. 31. ff. dargethan worden. Aber es wäre sonderbar oder vielmehr unglaublich, wenn die Vorsteher der Mysterien, welche durch uralte priesterliche Tradition unabhängig von politischer Norm mit eigenthümlichen Formen und nicht ohne bewufste Zwecke gegründet waren, auf keine Weise sich der eindringenden Volksmenge, zumal da den Einheimischen vergönnt wurde ihre Gastfreunde mitzunehmen (μυσταγωγεῖν, wovon p. 28. ff.), hätten versichern, und ihrer Andacht eine zwingende Fessel auferlegen können. Bei dieser Stellung der Eleusinien stehen wir nicht an den Zweifel (p. 42.) zu beseitigen, dafs die Athener, ein demokratischer und argwöhnischer Staat, wenigen und armseligen Priestern unmöglich die Macht verstatten konnten, das Geschenk der göttlichen Weihe nach Gefallen diesem zu gewähren, jenem zu entziehen. Doch hört man niemals, dafs die Demokratie sich den leisesten Eingriff in das mystische Treiben anmafste, sondern der Hierophant mochte ungehindert sowohl seine heiligen Formeln (τὰ ἀπόῤῥητα, s. p. 62. fg.), als auch die freien priesterlichen Gesetze und Entscheidungen in Religionssachen (ἄγραφοι νόμοι, nur leicht p. 193. berührt), welche sogar die beginnende Ochlokratie genehmigte, zur Anwendung bringen. Dagegen wundert uns, dafs der einsichtsvolle Verfasser eine Reihe von Lehren und Vorschriften, durch welche die Eleusinischen Mysterien Aufmerksamkeit und Erhebung des Gemüthes auch dem roheren Volkssinn abnöthigten und der beabsichtigten Weihe näher brachten, gleichgültig an das Ende seiner Untersuchung (p. 189. ff.) gleichsam in den Winkel verwiesen habe. Denn die dort gesammelten Stellen enthalten mehrere wesentliche Gebote der asketischen Art, ähnlich einigen Pythagorischen Dogmen, worin Reinheit des Lebens als Bedingung der gewünschten Seligkeit ausgesprochen war. Hier reicht schon *Porphyrius de abst.* 4, 16. hin: παραγγέλλεται γὰρ

Digitized by Google

Ἐλευσῖνι ἀπέχεσθαι καὶ κατοικιδίων ὀρνίθων καὶ ἰχθύων καὶ κυάμων, καὶ ἐπίσης μεμίανται τό τε λεχοῦς ἅψασθαι ὡς τὸ θνησειδίων. Auch fehlt es nicht an Spuren, dafs die Mysten von heiligen Abzeichen Gebrauch machten, welche den Amuleten der Bacchischen Feste und den orientalischen Phylacterien gleichen. *Photius Lex. v. κροκοῦν* (*coll. Lex. Rhetor. p.* 273.) *οἱ μύσται ὥς φασιν κρύκῃ τὴν δεξιὰν χεῖρα καὶ τὸν πόδα ἀναδοῦνται, καὶ λέγεται τοῦτο κροκοῦν.* Selbst die Geschichte bei *Livius* 31, 14. welche in einem anderen Sinne p. 26. gedeutet ist, dem zufolge zwei Akarnanen mit der übrigen Menge zu den Eleusinischen Weihen zogen, und durch ungeschickte Aeufserungen verrathen (*facile eos sermo prodidit absurde quaedam percunctantes*) getödtet wurden, beweist für irgend eine Uebereinkunft und vorausgesetztes Mitwissen, damit die Würde der Geheimlehre nicht zur profanen Kenntnifs herabsänke. Wie mangelhaft wir nun über die Propädeutik der Mysterien unterrichtet seyn mögen, so mufste man doch im Besitz von Mitteln seyn, um das unverwehrt zuströmende Volk für den Zusammenhang einer religiösen Genossenschaft zu verarbeiten und zu zügeln.

Aber diese sinnbildlichen Ahnungen können nur als die Vorhalle der innersten Anschauung gelten, deren geistiger Fortschritt aus einer solchen Gestaltung der Mysterien wenn nicht gefolgert, doch begriffen werden kann. Der äufsere Stoff des mystischen Dramas bedurfte seiner formellen Fassung und begründenden Auslegung, insofern geschlossene Vereine mit dunklen charakteristischen Riten, wenn sie nicht alle Klarheit und Erinnerung an die historischen und moralischen Prinzipien ihrer Stiftung aufgeben wollen, auf heiligen Legenden und urkundlichen Traditionen beruhen. Gleichgültig mufs hier die mythische Darstellung der Eleusinischen Priester bleiben, welche mancherlei Fabeln von Eumolpus und den Kriegern der Eleusinier mit Athen aufbrachten: wovon der erste Exkurs dieses Buches handelt. Auch jene Mysterien also hatten einen eigenthümlichen *ἱερὸς λόγος*, zusammengesetzt aus mythologischen Erzählungen von der Demeter und Persephone, deren berühmtestes Denkmal in einer leichten poetischen Auffassung der Homeridische Hymnus auf Demeter gewährt. Die Sagen welche sich auf die Begebenheiten und Irrfahrten der Göttin und vorzüglich auf ihre Einbürgerung in Attica bezogen, mufsten in einiger Ausführlichkeit vorgetragen werden, worauf namentlich Isokrates anspielt. Demeter (heifs es im *Panegyr.* 6.) gelangte nach der Entführung der Kore in unsere Heimat, und befreundete sich den Vorfahren wegen der Gunstbezeugungen, von denen nur die Mysten hören dürfen. Die Gestalt der Eleusinischen Legende nun hat der Verf. p. 148. ff. aus mehr oder weniger ähnlichen Beispielen näher zu bestimmen gesucht, und das Resultat gewonnen, dafs der Hierophant seine Mythen einfach entwickelte, ohne jedoch allegorische Gründe und künstliche Auslegungen hinein zu verweben. Dieses mäfsige Zugeständnifs schränkt er aber durch die Wahrnehmung ein, dafs der Inhalt des mystischen Vortrags auf eine widersprechende Weise von den Alten angegeben sey, dafs folglich die vereinten Ansichten und Vorstellungen der Priester nichts anderes als die jüngeren Deutungen vorgefundener Riten und Symbole gewährten. Unseres Erachtens hat den besonnenen Verfasser nur ein übertriebenes Gefallen an Konsequenz zur vergeblichen Mühe, seine Ueberzeugung als Eckstein der Forschung geltend zu machen, hinreifsen und vermögen können, dafs er glaubhafte Zeugen zugleich mit den willkührlichen Allegoristen verwarf oder mit Verdacht belegte. Mit den Euhemeristen bei Diodor werden wir uns nicht befassen, die Stelle aus Cicero's Tusculanen (beide p. 137. citirt) ist weiterhin wieder aufzunehmen; welcher Gedanke mag dagegen zulässiger seyn als die Versicherung Varros, dafs die Gesammtanschauung der Eleusinien auf die Erfindung des Getreidebaus sich bezog, und das treffende Wort des Cicero (N. D. I, 42.), der Inbegriff jener Mysterien gebe nicht über das Wesen der Götter, sondern über die Natur selbst Belehrung, *rerum magis naturam cognosci quam deorum?* Worin soll hier die hinderliche Verschiedenheit der Meinungen (*summa auctorum discrepantia p.* 136.) ruhen? Auffallender noch dünkt uns die Schlufsfolge, welche durch eine dunkle Bemerkung des *Clemens Alex. Strom. V. p.* 689. veranlafst darzuthun wagt, dafs man in den grofsen Eleusinien, dem Beschlufs der ganzen Feier, nichts weiter gelernt habe, sondern vertieft in die mystischen Schauspiele, verlassen von der Nachhülfe der schweigsamen Priester, sich der eigenen Beschaulichkeit und Reflexion überliefs (p. 140 ff.). Wir dürfen nicht bei den seltsamen Uebelständen dieser Auslegung verweilen, sondern lieber an der Darstellung des Kirchenvaters das Gegentheil erweisen. In der Absicht nemlich, auch den griechischen Theologen einen geheimnifsvollen und versteckten Ausdruck ihrer Lehr-

Digitized by Google

weise beizumessen, sagt er dafs die Mysterien zuerst mit Sühnopfern eröffnet wurden, dann die kleinen Mysterien folgten, δεδοκιμάσας ὑπόθεσιν ἔχοντα καὶ προπαρασκευὴς τῶν μελλόντων· τὰ δὲ μεγάλα περὶ τῶν συμπάντων οὐ μανθάνειν ἔτι ὑπολείπεται, ἐποπτεύειν δὲ καὶ περιοῦν τήν τε φύσιν καὶ τὰ πράγματα. Nicht leicht wird man in diesem Text den Sinn des Clemens erkennen, der einen Fortschritt der symbolischen Mystik vom einfachen zum künstlichen Mythenkreise bezeichnen wollte, das Aufsteigen von der vorläufigen Andeutung des kommenden zur höheren Weisheit selbst; man müfste denn sowohl den dissoluten und wäfsrigen Ausdruck οὐ μανθάνειν ἔτι als auch die aktive Bedeutung von ὑπολείπεται sich gefallen lassen. Vermuthlich schrieb der Autor: οὐ (*ed. Flor.*) λανθάνειν ἔτι ὑ., im letzten Grade der Mysterien, meint er, ist es noch vergönnt sich hinter räthselhafte Formeln zu verstecken, aber die Dinge der Welt mit erhabnerer Umsicht zu begreifen. Allein Clemens hat wie die meisten Kirchenväter, welche von den Eleusinien nur aus weiter Ferne weniges und gröfstentheils getrübte Sagen (s. Lobeck p. 197 ff.) vernommen hatten, für das gegenwärtige Problem einen zu bedingten Werth, als dafs man seine verflossenen Umrisse der Hierophantenkunst als ein statthaftes Moment, eine wahrhafte Ueberlieferung betrachten sollte.

Es ist nunmehr Zeit der nothwendigen Frage zu begegnen, ob den Eleusinischen Mysterien eine religiöse und öffentlich vorgetragene Spekulation zum Grunde lag, ob ihre Wirksamkeit durch eine moralische Belehrung oder dem Schein von blofs sinnlichen Schauspielen vermittelt wurde. Der scharfsinnige Verfasser hat in dieser Hinsicht einen solchen Aufwand von Reichthümern der philologischen Beobachtung und Syllogistik aufgeboten, dafs wol mancher Leser den gleichen Eindruck mit dem Referenten theilen mag, der ihn an den bekannten Ausspruch Ciceros erinnerte, *nescio quo modo, dum lego, assentior; cum posui librum, et mecum ipse — coepi cogitare, assensio omnis illa elabitur.* Indem die gewichtigsten und blendendsten Gründe, die für die mystische Dogmatik bisher gegolten haben oder gelten konnten, von den wohlgerüsteten Waffen der durchdachtesten Polemik vernichtet werden, glaubt man sich allerdings von dem Gefühl überwältigt, dafs die so verherrlichten Eleusinien ihre Verfassung und geistige Wirkung fast gänzlich den Phantasieen und Trugbildern neuerer Gelehrten verdanken. Denn unser Lobeck räumt die geheimnifsvollen Vorräthe ziemlich vollständig aus, er beweist (p. 65 ff.) dafs das Gebot des Stillschweigens, eine heilige Pflicht der Mysterien, nur von der äufseren Verehrung ausging; dafs die vielbesprochene Gefahr des Aeschylus, den das Volk wegen einiger mystisch klingenden Aeufserungen beinahe getödtet hätte, wenigstens aus Eleusinischen Lehrsätzen nicht abzuleiten sei (p. 77 ff.); dafs die Begriffe μυστήριον und τελετή, das letzte besonders im philosophischen Gebrauch, eine weitläuftige Anwendung auf jedes dunkle Symbol religiöser Darstellungen, auf jedes vollendete und gewissermafsen geweihete System, namentlich der Philosophie (p. 84 ff. 124 ff.) empfingen; dafs die zahlreichen Erklärungen, welche die Griechen von unverständlichen oder schwierigen Riten und Gewohnheiten zu ertheilen pflegen (p. 167 ff.), einen und denselben Charakter der ersonnenen Willkühr ohne historische Wahrheit an sich tragen; dafs endlich die mystischen Bücher liturgischer und mythologischer Art, deren zuweilen Erwähnung geschieht, von einer beträchtlichen Zahl alterthümlicher Antiquare herrührten (p. 194 fg.); und gegen diese sämmtlichen Beweise dürfte nicht viel erhebliches eingewandt werden. Welche Tendenz und Theorie gewährt nun der Verfasser den in solchem Mafse verflachten Eleusinien? Keine: so lautet seine feste Entscheidung; wir sollen uns nur nicht irre machen lassen durch die Lobpreisungen der Alten, auf welche der Ruhm von Attika wie die Menge der einheimischen Schriftsteller Einflufs hatten, und vielmehr uns gegenwärtig erhalten den Glanz der Festzüge, der wogenden Versammlung, des majestätischen Heiligthums, die reichen Ahnungen aufgeregter Gemüther; wir sollen uns des erhebenden Gefühls erinnern, welches den menschlichen Sinn immerdar in den Stätten der Gottesverehrung ergreift, um die Hochschätzung der Mysterien in den vielen bewundernden Zeugnissen zu würdigen; wir brauchen endlich nur die Stimmung zu denken, welche den lebhaften Hörer und Beschauer, wie den enthusiastischen Mortimer bei Schiller, vor den Herrlichkeiten eines katholischen Heiligthums, unter kunstreichen Symphonieen und beim Hochamte des Pabstes unwiderstehlich bezaubert (p. 44 ff.). Eine Vergleichung dieser Art ist nicht neu noch unerwartet; seit Middleton hat man eine Menge antiquarischer Parallelen auf das Identifiziren des Katholizismus mit dem Heidenthum verwandt, auch christliche Feste mit heidnischen in er-

Digitized by Google

trägliche Uebereinstimmung gesetzt; mit Nutzen, wenn sich hieraus geschichtliche Deduktionen ergeben sollten, aber ohne den geringsten Schein der Wahrheit, wenn man mit Verkennung des Glaubens und inneren Bewufstseyns, woran noch die fernesten Abweichungen des Christenthums Antheil nehmen, den Sinnentaumel ersonnener Gebräuche hier und dort für den gleichen und wesentlichen Bestand der Religionshandlung erklärt. Den Gleichnissen ist zwar in etwas zu hinken vergönnt; aber ein anderes mufs doch eine Wallfahrt nach Eleusis bedeuten, ein anderes die Pilgrimschaft nach Loretto und Kompostello oder gar nach der Muhamedanischen Kaaba (in denen der Verf. p. 71 keine Verschiedenheit sah), welche von roher Superstition erfüllt sein mag, jedoch niemals aufhört von Glaubenssätzen und religiösen Lehren getragen zu werden. Wenn indessen die Eleusinien nichts gröfseres als die vollständigste Ausstattung des priesterlichen Ranges, die reichste Feier des Hellenischen Götterthms erhaben über andere zerstreute Demeter-Kulten (s. p. 43) waren: aus welchem Grunde dachten wol die Mysten gerade von den Eleusinien die beglückende Zuversicht und Hoffnung auf ein anderes Leben zu entnehmen, welche kein Heiligthum des klassischen Zeitalters seinen Gläubigen gewährte? Wie bedeutsam spricht dieses innerste Gefühl Sophokles (mit ähnlichen Zeugen p. 69 angeführt) aus: „O dreimal glückliche der Sterblichen, die diese Weihen anschauten und zum Hades eingehen; denn diesen allein ist dort zu leben gegeben, den übrigen aber wird alles Unheil." Und wenn vollends Euripides den aus der Unterwelt zurückgekehrten Herkules sagen läfst: „τὰ μυστῶν ὄργι' εὐτύχησ' ἰδών" so wollte der Dichter schwerlich auf irgend eine wahrnehmbare Scene des mystischen Spieles deuten. Gleichwohl berührt der Verfasser selbst im Vorübergehen (p. 72.) die richtige Ansicht mit der Aeufserung: man dürfe nicht bezweifeln, dafs der Dienst von unterirdischen Gottheiten, zumal da der Mythus von Persephone auf den Kreislauf der Seelen gezogen wurde, im Einklange mit vielen Gebräuchen auf Schlüsse und Ahnungen über ein anderes Leben führten. Um so wunderbarer ist es, dafs ihm in dieser wichtigen Untersuchung das Verdienst von Vofs entging, der schon im ersten Theile der Antisymbolik am oben erwähnten Hymnus der Demeter den Ursprung und Werth des priesterlichen Satzes aufwies: selig seien in einem zukünftigen Leben die Geweiheten, verdammt die der Mysterien Unkundigen. In gleichem Geiste mit Sophokles und dem Hymniker berichten jenes Dogma die sichersten Autoren und in bestätigender Parodie die Komiker, worüber auf Heindorf zu *Plat. Phaed.* 38. zu verweisen genügen mag. Nur die mifsverstandene Stelle des *Cic. Tusc.* 1, 13. *Quaere quorum demonstrantur sepulcra in Graecia; reminiscere, quoniam es initiatus, quae traduntur mysteriis, tum denique quam hoc late pateat intelliges*, sey hier hinzuzufügen erlaubt, worin man gewohnt ist den früheren Satztheil mit dem folgenden zu einem Sinne zu verbinden, obgleich die Worte *reminiscere — mysteriis* davon gesondert auf die blofse Theorie von der Fortdauer, die Cicero behandelt, zu deuten sind. Eine reine vollkommne Spekulation war den Gründern der Eleusinien versagt, aber nicht der Glaube und die lebendige Anschauung einer seligen Ewigkeit, welche mit gutem Vertrauen einer angeregten unübersehbaren Volksmenge mitgetheilt werden durfte, und deren rohes Gepräge den forschenden Philosophen die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seelen enthüllte. In welchen Formen aber die Hierophanten diese Gewifsheit den Mysten darlegten, ob im Ausdruck einer schlichten Belehrung, oder im Gewande symbolischer Analysen, deren nicht leicht ein anderer Mythus empfänglicher ist als die schöne sinnreiche Sage von Persephone aus dem Gebiete der agrarischen Kulten. Dies zu beurtheilen liegt unserer Aufgabe fern; es wird hinreichen, wenn wir eine Lücke der gegenwärtigen Schrift beseitigt haben.

Nachträglich haben wir einige Beiwerke zu bezeichnen, welche der Verfasser in die Schilderung der mystischen Methode passend verwebt hat. Zuerst die Bemerkungen über die Theosophie der späteren Jahrhunderte (p. 91—111), welche sich rühmte durch magische Künste den Lauf der Natur und Weltregierung zu hemmen und in einem geistigen Verkehre mit den Göttern zu stehen, gleichsam als Ersatz der verschollenen Orakel, an deren Stelle die fanatischen Theurgen neue Sprüche, von der Art der Chaldäischen Weissagungen, aufbrachten; man wirkte durch Sühnungen und mancherlei Beschwörungen der Geister, man wollte sogar den Feinden mit Hülfe rächender Gottheiten, besonders der Hekate (wovon in *Epimetrum V.*) Verderben bereiten, nebst ähnlichen Gaukeleien (s. p. 120 ff.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit.

(Schlufs.)

Zu den letzten möchten wir indessen nicht (wie p. 226 geschieht) die tanzenden Körbe bei Strabo rechnen, die durch eine wahre Verbesserung (Ruhkopf. *ad Senec. Qu. Natt. p.* 193) sich längst in irrende Binsen verwandelt haben. Noch anziehender ist die Erörterung der allegorischen Mythendeutung und Religionsphilosophie bei den Griechen (p. 155—178), man führte zunächst die Homerischen Götter auf Naturkräfte zurück, und suchte die Dunkelheiten der Mythen und Religionsgebräuche der verstandesmäfsigen Auffassung anzupassen, man zwängte selbst die gemeinsten Dinge in gewisse Ursachen und Namen von Erfindern ein (wo jedoch Ausnahmen zuläfsig sein werden, (*Plutarch. ap. Procl. ad Hesiod. p.* 227.). Auf zusammenhängende Vollständigkeit sollten übrigens diese Notizen keinen Anpruch machen.

Das zweite Buch, die *Orphica*, läfst seiner Beschaffenheit und unseren Zwecken zufolge nicht dieselbe Zergliederung zu. Denn erstlich ist der Stoff der Orphischen Kompositionen ein Gebäu von abnormen, fratzenhaften oder abenteuerlichen Vorstellungen, deren Gesammtheit vielleicht Aufmerksamkeit erregen mag, deren Bestandtheile und Einzelheiten indefs keinen summarischen Ueberblick verstatten, wie die Grenzen dieser Relation ihn fordern. Sodann hat der gelehrte Verfasser seine systematische Darstellung, soviel sie gesonderter Begründung und Erweiterung fähig war, in guter Absicht mit den mannichfaltigsten Digressionen durchwirkt und belebt; allein nichts erschwert die Sicherheit und Anschaulichkeit einer treuen Entwicklung in so hohem Mafse, als der episodische Plan einer vielfach durchschnittenen Geschichtforschung auf dem verworrensten Gebiete der Philologie, und es scheint angemessener ein so reich ausgestattetes Füllhorn der Erudition gemüthlich aufzufassen und zu geniefsen, als den Reiz seiner kunstvollen Zusammensetzung mit kalter Kritik zu zerstören, gewissermafsen in die nüchternen Fachwerke eines Registers zerstückt zu vertheilen. Unter diesen Umständen hoffen wir am besten zu genügen, wenn wir das Eigenthümliche der Orphischen Weisheit im Grundrifs zusammennehmen, die eingefügten Erläuterungen aber nach dem Grade ihrer Nothwendigkeit einmischen oder ausgeschieden anzeigen.

Den Beginn eröffnet ein allgemeiner Abschnitt über Person, Zeitalter und Dichtungen des Orpheus. Als ein Kollektivbegriff hat dieser Name besonders durch die Späteren sehr ungleichartige Leistungen und Erfindungen übernehmen müssen, den Hexameter oder *versus theologicus*, Magie, Sühnungen, mystische Weihen, unter anderem sogar den Anlafs zur Päderastie bei den Thraziern, wofür das erste Kapitel die Stellen giebt. Im zweiten, welches überschrieben ist *de vita Orphica*, sind die Gebote des Orphischen Lebens enthalten, in denen eine Reihe von asketischen Observanzen einer reinen Diätetik, die Scheu vor Fleischspeisen, das Tragen leinener Kleidung und ähnliche Gebräuche der strengsten Enthaltsamkeit an die Pythagorischen Satzungen erinnern, mit welchen allerdings die Alten mehrere der Orphischen Riten verbinden und vermischen. Mit Recht urtheilt der Verf. p. 248. dafs die Mystiker nicht weniges vom gefeierten Orden des Pythagoras entlehnten, dagegen können wir ihm nicht beistimmen, wenn er einen grofsen Theil solcher Gesetze für uralt und natürlich (doch nicht bei den Griechen) erklärt, und wir glauben dafs diese Darlegung weiterhin eine schicklichere Stellung erhalten hätte, wo die fanatischen Kulten in Athens ochlokratischer Periode zusammengestellt

Digitized by Google

sind. Denn hier hat man es ja keineswegs mit Orpheus, sondern mit der Orphischen Sekte zu thun, welche von Herodotus, Euripides und Plato zuerst in Athen wahrgenommen wurde, und verkappt unter der glänzenden Autorität des Pythagoras (*Πυθαγορίζοντες* der Komiker, s. *Jonsius de Scr. tt. Ph. I*, 5. 6.) ihr Unwesen begann. Die nächste Forschung über das Zeitalter des Orpheus hat die vortrefflichsten Resultate geliefert, indem aus inneren Gründen erwiesen wird, dafs ein Orpheus, dafs heifst ein Sänger, der Poesie mit allerlei Künsten verband, weder vor noch in dem heroischen Zeitalter, welches Homer schildert, existiren konnte. Es entspricht der Einfalt einer ungeübten und unentwickelten Gesellschaft, dafs jeder ihrer Genossen unter den spärlichen Gewerben und Beschäftigungen, welche den göttlichen oder menschlichen Verhältnissen geweihet sind, eine vereinzelte Kunst in engem Bereich sich erwähle, dafs der Arzneikundige nicht Seher noch des Saitenspieles zugleich mächtig sey. Darin aber besteht ein vorzügliches Moment des Herausgehens aus der starren Form des patriarchalischen Naturstaats, dafs das priesterliche Regiment sich auflöst in eine freie Berechtigung zum Opfern und Verehren der Götter; noch ist die Anzahl der öffentlichen Heiligthümer gering, in gleichem Mafse gering die Menge und das Ansehn der von Staatswegen angestellten Priester, an deren Statt Könige sowohl als Familienväter, und wer sonst Beruf fühlt, sich mit Opferhandlungen befassen; als blofse Privatsache gesellt sich allmählich der Hang dazu, mittelst natürlicher Divination aus Wunderzeichen, aus dem Vogelflug und der Deutung von Träumen die Zukunft zu erschliefsen, doch befragt niemand für diesen Zweck die Eingeweide der Opferthiere. Ein so vielseitiger Künstler also, mit dessen Vorzügen Orpheus ausgeschmückt worden, entfernt sich gänzlich vom Geiste der Homerischen Kultur, s. p. 256 ff. Gleichwohl läfst sich dieser Schlufsfolge eine nur bedingte Beweiskraft zugestehen, da die Zeugnisse, worauf die vereinigten Attribute des Orpheus ruhen, aus sehr entlegenen und zum Theil unkritischen Schriftstellern gesammelt sind, und demnach über dessen ursprüngliche Bedeutung keinen Aufschlufs gewähren. Eher scheint die folgende Darstellung (p. 270 ff.) zum Ziele zu führen. Von hier wendet sich nemlich der Verfasser zur Entstehung der mystischen und mysteriösen Kulten, Feierlichkeiten und Opfer, deren Verfassung dem Homer unbekannt war. Es gab erstlich städtische und landschaftliche Geheimweihen, welche sich in früheren Jahren auf Einheimische beschränkten, und wie sie jeden Fremden ausschlossen, so für die Ausübung ihrer Riten vielfach an feste Zeiten gebunden waren; weil die Götter jener Religionen als lokale betrachtet und mit abergläubischer Vorsicht den ursprünglichen Besitzern gesichert wurden. Sodann bildeten sich die enthusiastischen Sacra des Bacchus, dessen Begriff als eines Vorstehers vom Weinbau wie sein Name bei Homer entweder gar nicht oder in sehr ungewissen Spuren erscheint. Hingegen war die Bacchische Religion den Bewohnern von Vorder-Thrazien national, und einer langwierigen Tradition galt Orpheus als ihr berühmtester Priester und Verbreiter. Aber das Verhältnifs des Orpheus zur Thrazischen Bacchusfeier ergiebt sich minder klar aus den angeführten Gewährsmännern, von denen keiner durch beträchtliches Alter ein höheres Gewicht besitzt, und mit gutem Grunde scheut sich der Verf. p. 297. dem Homer die Kenntnifs der Orgien abzusprechen. Eine dritte Form der Mystik wurde durch Sühnungen und weihende Reinigungen (*τελεταὶ καὶ καθαρμοί*) hervorgerufen; bei Homer findet jeglicher Mord seine genügende Bufse durch Geld oder Flucht; erst Hesiodus zeigt die Sühnung des Todschlags durch religiöse Lustrationen, welche schon der priesterliche Herrscher Melampus übte, dann nach Anleitung der Cerimonien im Dienste der Kybele mystische Sänger und Opferer handhabten und in Schriften vortrugen, wie Bakis, Euklus, Musäus und zuletzt Onomakritus. In den vier Jahrhunderten, welche Homer von den Perserkriegen trennen, denkt der Verfasser (p. 312 ff.) sey die religiöse Umwälzung erfolgt, welche gesteigert durch die Reife litterarischer Entwickelung, durch das Bewufstseyn eines unruhigen gepeinigten Gemüthes, durch die Festsetzung ausgezeichneter Kulten und die Bekanntschaft mit Aegypten die Wege zu Sühnungen, Geheimlehren, Priesterkunst und fanatischer Trugdichtung eröffnete, deren Andeutungen in den Poesien von Pamphos, Olen, den Sibyllen und endlich bei Pythagoras heraustreten. Nicht unähnliche Muthmafsungen und Ansichten bieten dar die mythologischen Forschungen von Vofs, dessen Methode der scharfsichtige Verfasser, obgleich in der reinsten Selbständigkeit befolgt; Referent welcher den historischen Gang der Lobeckischen Untersuchung bewundernd anerkennt, verhehlt gleichwohl sein Beden-

Digitized by Google

ken nicht, ob die leitenden Prinzipien, welche dort den Uebergang von schlichter Naturreligion zur bunten Mannichfaltigkeit des Griechischen Götterdienstes bahnen sollten, geeignet seyen die strenge wissenschaftliche Prüfung zu bestehen. Immerhin mögen die rohen Achäer um ihrer sorglosen Selbstgenügsamkeit willen (p. 312.) gepriesen werden; was jedoch ihrem Zeitalter mit isolirten Schutzgöttern taugte, konnte nicht mehr auf ein vorgeschrittenes Geschlecht mit reicheren Anlagen, mit gestärkter Urtheilskraft und im Besitz der herrlichsten künstlerischen und litterarischen Elemente übergehen, sondern man bedurfte bald eines geistigen Zusammenhanges in ernsten Religionsformen, Mythen und Gebräuchen, und die Priester, welche doch nur in äufserem Formelwesen dem Streben ihrer Mitbürger sich zu fügen verstanden, sind deshalb nicht des gehäfsigen Pfaffenlugs zu beschuldigen. Fürwahr es stände schlecht um die Blüte der Griechischen Bildung, wenn das Gaukelspiel von beschränkten Priestern die wachen lebensfrischen Geister umgarnt, oder das Volk unwandelbar an der Hülle fragmentarischer Riten sich beruhigt hätte. Man wird nicht leugnen können, dafs die Griechen der klassischen Zeit hierin ein gutes Maafs beobachteten: sie hielten sich entfernt von der schwelgerischen Theokrasie später Jahrhunderte (s. p. 462. ff.), sie haben vermuthlich die Feste nicht als leere Vereine der Ergötzlichkeit genossen, wenn gleich unser Verfasser in gelehrten Nachweisungen (p. 672. ff.) sie zu blofsen Freudenfesten der trunkenen und bis zur Mifshandlung unbändigen Menge, ohne tiefere Bedeutsamkeit gestalten will. Doch wir werden dieses Problem künftig am günstigeren Orte wieder aufnehmen und im einzelnen zu begründen versuchen.

Die Darstellung ist nunmehr zu den Orphischen Gedichten selbst gelangt. Nachdem die schwachen Argumente, welche sich noch für die urweltliche Existenz eines Orpheus beibringen liefsen (p. 320. ff.), beseitigt worden, erscheint im Beginn des sechsten Jahrhunderts eine Orphische Litteratur, der Sage nach von Pythagoreern verfälscht, doch am gewissesten von Onomakritus überarbeitet. Vom letzten rührten beträchtliche Einschiebsel in der Orphischen Fabel her, wie die widerwärtige Zerstückung des Dionysos durch die Titanen; dafs er aber die Bacchischen Orgien gleichsam organisirte, und seine fratzenhaften Mythen aus vorgefundenen Gebräuchen zusammenfügte, davon überzeugt die Kombination (p. 692. ff.) des Verfassers nicht. Seitdem kamen die Orphica in schnelleren Umlauf, Peripatetiker und Alexandriner, unter denen Epigenes, beschäftigten sich mit ihnen, aber niemals fanden sie gröfseren Beifall und emsigeres Studium als in den Jahrhunderten nach Christo. Uebrigens waren die kundigsten Alten über die jüngere Entstehung derselben einverstanden, wie namentlich Aristoteles; andere sahen den Pythagoreer Cercops als Urheber an. Dieses meinte *Cic. N. D. I*, 38. *Orpheum poetam docet Aristoteles nunquam fuisse, et hoc Orphicum carmen Pythagorei ferunt cuiusdam fuisse Cercopis: hoc carmen* allem Anschein nach auf das kosmogonische Korpus der *Θεογονία* oder *Θεολογία* bezogen, auf welches auch Plato und Isokrates deuten, nicht wie der Verf. (der die obige Stelle trotz des *ferunt* ganz auf Aristoteles zurückführte, und demgemäfs annahm, dafs der Philosoph mehrmals in verschiedenem Sinne sich über die Orphica äufserte) p. 350. willkührlich behauptet, von irgend einem Buche gesagt, das Aristoteles zufällig behandelte. Von den sämmtlichen Orphischen Büchern nun geben Clemens und Suidas Verzeichnisse, welche gegenseitig und aus anderen Erwähnungen vervollständigt eine Summe von 37 Titeln in seltsamen Klängen und über die ungeniefsbarsten Objekte der Mantik, der magischen und astrologischen Superstition gewähren. Nur die Hymnen sind von keinem Autor des klassischen Alterthums, selbst nicht in entfernteren Anzeigen berührt worden, obgleich Pausanias und andere Hymnen vor Augen hatten, die von den gegenwärtigen Gesängen völlig abwichen; dieses Machwerk aber, das in solcher Mischung und hyperbolischen Verschmelzung von allem in allem offenbar keiner öffentlichen Feier zusagte, noch weniger durch Anklänge von geheimnifsvollem Inhalt sich als Eigenthum eines versteckten Bundes ankündigen darf, weicht im Ausdruck und in der Wortbildung zurück von jeder möglichen liturgischen Anschauung der guten Zeit; mit dem gegründetsten Rechte theilt daher der Verfasser (in einer musterhaften Entwicklung p. 389. ff.) sie der fernesten Gräcität zu, wofür die einzigen Citationen bei den Tzetzen und Johannes Diaconus sprechen; von einem Antheil des Onomakritus daran kann nicht weiter die Rede seyn.

Die zweite Abtheilung giebt hiernächst den ganzen Bestand von 35 Orphischen Büchern bis zum Schlufs dieses Bandes, und das Verdienst einer genauen Samm-

Digitized by Google

lung und Erörterung des Textes sowohl als des schwierigen und oft zerrissenen Inhalts gebührt allein der beharrlichen Einsicht unseres Verfassers. Ihm in die einzelnen Produktionen des Orphischen Wustes dagegen nachzugehen tragen wir kein sonderliches Verlangen, und wenige Leser würden eine trockene Herzählung der Schriften, von denen die geringsten den Begriff eines Ganzen darbieten, behaglich finden. Nur von der umfassenden Orphischen Theologie, welche das Gedicht Θεογονία nach der (nicht ganz sicheren) Vermuthung des Verf. (p. 367. fg.) umschlofs, glauben wir die Grundrisse schuldig zu seyn; doch mit der Vorbemerkung, dafs diese Bruchstücke nach den inneren Spuren eines systematischen Verbandes und nicht als Trümmer eines gleichmäfsigen Körpers und Zeitraums (wie p. 602. anzudeuten scheint) zusammengereiht worden. Die Theologie der Orphiker nun war aus den Abschnitten einer Kosmogonie, Theogonie und Psychogonie folgerecht verkettet. Hiervon begann die Kosmogonie mit der unbegrenzten Zeit, welche der Entstehung der Welt voraufging; die Zeit erzeugte aus sich Chaos und Aether, das Chaos wurde zum Ei, aus dem Phanes, auch Metis oder Erikapäus genannt, entsprang; Phanes welcher die Substanz aller Götter in sich trug, schuf die Welt, und aus seiner Ehe mit der Nacht entstanden sämmtliche Götter. Daran schliefsen sich die Göttergeschlechter, indem zunächst aus dem Verein des Uranus mit der Ge Parzen, Kyklopen und namentlich Titanen mit dem Kronus hervorgingen, endlich vom letzteren Zeus und seine Brüder. Die Welt empfängt ihre Ordnung unter Mitwirkung der Nacht durch Zeus, der durch die räthselhafte κατάποσις Φάνητος die intellektuelle Verfassung dieser Welt gestaltet, in der Zeus selbst als höchster Grund Anfang, Mitte und Ende ist. Sofort eröffnet sich die Aussicht zum wesentlichen Kern der Theomythie, welchen Persephone, identisch mit Artemis und Hekate, bildet; wie in der gemeinen Fabel wird sie durch Pluton geraubt, doch nachdem sie von Zeus geschwängert worden; die Frucht dieser Verbindung ist der Gott Zagreus, des Zeus trefflichster Sprössling; aber die Titanen zerreifsen ihn, da der Knabe sich an verlockendem Spielzeug ergötzt; nur sein Herz vermag ihnen Athene zu entreifsen, und sie reicht es dem Zeus dar, der aus dessen Genufs den Dionysos hervorbrachte. Die Titanen erhalten ihre Strafe, doch aus ihrem Blute werden die Menschen geformt: die Reinigung der Seelen mittelst der Mysterien macht den Beschlufs. In diesem rohen Gewirr von Sagen laufen übrigens, wie man leicht erwarten darf, Dogmen und Mythen von bedeutendem Alter unter, wie sich aus Beziehungen Platos und anderer Klassiker ergiebt.

Die Bacchischen Kulten, die das Resultat der Orphischen Theologie sind, geben dem Verfasser den unmittelbaren Anlafs die mystischen Sabazien mit ähnlichen eingedrungenen Riten (p. 625. ff.) zu behandeln. Sehr richtig ist die Vorstellung, wovon hier ausgegangen wird, dafs die Zeit des Peloponnesischen Krieges, welche die festesten Grundsätze der Griechischen Bildung auflockerte und das Bedürfnifs nach beschwichtigenden Religionsweisen rege machte, das Aufkommen vieler ausländischen Superstitionen begünstigte. Vorzüglich aber geschah dieses in Athen, dessen ochlokratische Revolution entscheidend für solchen Aberglauben mitwirkte; daher wir eben in jenem erschütterten Hauptsitz aller Talente und Verderbnisse die reiche Aussaat von Sabazien, Metroen, Adonien und allerlei Phrygisch-Asiatischen Weihen und Lustrationen, auf Weiber und willigen Pöbel berechnet, wahrnehmen: in welchen Hinsichten uns besonders die Komiker vielfältigen Aufschlufs geben. Jetzt erhoben sich auch die scheinheiligen Orpheotelesten, welche die wohlersonnene Lockung durch Belohnungen in einem anderen Leben nicht vergebens anwandten: sie wie ihre Geistesverwandten nur im Stillen geduldet und niemals völlig vom Staate anerkannt. Auch hier müssen wir uns begnügen die glänzende Fundgrube gelehrter Nachweisungen zu bezeichnen, und von einer weiteren Betrachtung der Einzelheiten in diesem und anderen Kapiteln abstehend brechen wir ab, um die Grenzen der vorgesteckten Aufgabe nicht zu überschreiten. Doch können wir nicht umhin auf das gehaltvolle und interessante siebzehnte Kapitel aufmerksam zu machen.

Bernhardy.

Digitized by Google

Nro. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

LII.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 *bis* 1805. *Dritter Theil vom Jahre* 1797. *Vierter Theil vom Jahre* 1798. *Fünfter Theil vom Jahre* 1799 *und* 1800. *Sechster Theil vom Jahre* 1801 *bis* 1805. *Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung* 1829. *Vier Bde.* 8.

Dafs bei diesem Briefwechsel auf ein gröfseres Ganze zurückzugehen sei, auf ein Ganzes der Litteratur und des Lebens, woraus die köstlichsten Bruchstücke dargereicht werden, durften wir gleich beim Anfang der dankenswerthen Mittheilung äufsern. Jetzt, nachdem die Sammlung vollständig vorliegt, haben wir jene Ansicht zwar ausdrücklich zu bestätigen, können sie eben defshalb aber für unsre gegenwärtige Betrachtung auch wieder verlassen, um dagegen einen andern Gesichtspunct auszuwählen, der sich im Zuge des Weiterlesens nicht minder anbietet, und den früheren nicht aufhebt, wiewohl er im Gegensatze mit ihm diesen Briefwechsel hiewieder als ein Ganzes, ein in sich selbst Abgeschlossenes und Gerundetes, erscheinen läfst. Dieser Gesichtspunkt ist der eines mächtigen Einblicks in die wunderbaren Werkstätten der dichterischen Hervorbringung, in die Antriebe, Gänge, Kräfte und Leitungen des dazugehörigen Schriftstellens. In der That ist hier das Innere der Verwaltung der gröfsten litterarischen Güter, welche die Deutschen in neuerer Zeit aufweisen können, ohne Rückhalt offen dargelegt, als eine Art — wenn der Ausdruck erlaubt ist — von Musterwirthschaft, deren Umsicht, Klarheit, Würdigkeit, Gemeinwirkung und Eigenerfolg als ein höchstes Beispiel vor Augen stehen. Vom ersten Keimen und Wahrnehmen, Emporwachsen und Entwerfen, Erblühen und Ausbilden, bis zum Reifen und Vollenden — denn allerdings müssen hier, wie diese Bezeichnungen thun, Naturgabe und Kunstbildung als zusammenwirkend vereint werden — und dann, vom wohlbedachten Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, von der Sorge für die leibhafte Ausstattung in Druck und Papier und Umschlägen, bis wieder zu den allgemeinen und besondern Verhältnissen der Autoren und Leser, den Rücksichten, Wagnissen und Sicherheiten der grofs- und kleinen Fahrten, den offnen und heimlichen Fehden, Bündnissen, Reibungen, Vermittelungen — ist aller Betrieb und Zubehör, innerer und äufserer, wesentlicher und zufälliger, die Mysterien wie die Ausübungsformen des litterarischen Ritter- und Gewerbthums, in einem grofsartigen, aufrichtigen, und in seiner Art gradezu einzigen Bilde, für Freund und Feind enthüllt und ausgebreitet. Kein andres Buch bringt in solcher Hinsicht dem Weihegenossen und dem Weihesuchenden, dem jüngeren Schriftsteller überhaupt und dem aufstrebenden Dichter insbesondre, eine so reiche, tiefgehende, erhebende und anmuthige Unterweisung und Beispielkräftigung. Denn wenn Johannes Müller seinen Freund Bonstetten in jugendlichen Briefen, die noch jeden Leser begeistert haben, zum Vertrauten seiner Geschichtsstudien macht, so ist diese Mittheilung doch nur beschränkt und einseitig, es fehlt die Fülle des Dichters und die Reife des schon bewährten Meisters, und es fehlt die Erwiederung, da das Trachten des Jünglings auch neben dem Freunde nur einsam bleibt. Hier aber bildet sich vor unsern Augen ein schon im Beginn gewichtvolles Freundschaftsverhältnifs aus, entfaltet in rascher Wechselwirkung die gewaltigsten Kräfte, und giebt sich der Welt in Thaten kund, welche für die Deutsche Litteratur entscheidend sind, und denen, bei aller Verschiedenheit der Eigenschaften, eine treue Gemeinschaft des Sinnes und der Absicht zum Grunde liegt. In solches eigenthümliche Reich produktivster Freundschaft führen uns diese reichlichen Briefe und Zettel — ihrer sind in allem 971 an der

Digitized by Google

Zahl, davon wir keinen missen möchten, — so vertraulich als geistvoll ein.

Im Fortgange der Briefe mehren sich nur stets die Zeugnisse der seltensten Achtung, des Vertrauens, der Innigkeit, der zärtlichen Fürsorge, die gleichwohl immer in einer fast schüchternen Ernsthaftigkeit und Würde bleiben, denn alles Gefühl und alle Neigung, aufbrausender Jugend entwachsen, läutert sich zu klarer Schönheit und freier Sicherheit des Umgangs. Auch findet man, von dem gleich ersten Eindruck so reiner Stimmung schon befangen, es nur ganz einfach und richtig, in dem neunjährigen lebhaftesten, alles Empfindlichste und Reizbarste des Gemüths und Geistes berührenden Verkehr nirgends auf eine Spur von Störung, von Mifsverständnifs zu treffen, und keine Veränderung in dem schönen Verhältnisse wahrzunehmen, als seine gleichmäfsige, ununterbrochne Steigerung. Auch andre Freunde fanden Raum hinzuzutreten, und mehr oder minder sich anzuschliefsen; die Verbindung Wilhelms von Humboldt mit Goethe'n und Schiller, Wolfs und vor Allen Meyers, ist in demselben Karakter; aber so wie die beiden Dichter zu einander standen, was sie einander in glücklicher Nähe und Wechselwirkung leisten und sein konnten, das vermochte keiner von ihnen nach andrer Seite zu wiederholen, und ihre Freundschaft bleibt schlechthin einzig. Nicht ohne Bewegung liest man, mit welcher Geistesfreudigkeit der treffliche Schiller die Ueberlegenheit des Freundes anschaut und preiset, indem er von ihm an Meyer schreibt: „Unser Freund hat sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, dafs es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist. Ich hab' es entstehen sehen, und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einärntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt selbst, und können sich von allem dem mit eignen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, dafs er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken mufs, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz dafs er jetzt ganz der poetischen Praktik leben mufs. Wenn es einmal Einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn, wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Und eben so klar und unschuldig spricht er aus, was für Frucht ihm selbst von daher geworden: „Ich finde augenscheinlich, dafs ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Gränzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, dafs mich die Klarheit und Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat. Doch es schickte sich besser, dafs ich das aus Ihrem Munde hörte, als dafs Sie es von mir erfahren." Dagegen drückt Goethe seinerseits nicht minderes aus: „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältnifs wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äufsern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." Bis zum dichterischen Ausdruck steigert sich in Schiller das anschauende Wohlgefallen: „Wie beneide ich Sie — ruft er aus — um Ihre jetzige nächste Thätigkeit! Sie stehen auf dem reinsten und höchsten poetischen Boden, in der schönsten Welt bestimmter Gestalten, wo alles gemacht ist, und alles wieder zu machen ist. Sie wohnen gleichsam im Hause der Poesie, wo Sie von Göttern bedient werden." Der ganze Briefwechsel ist erfüllt von solchen

Digitized by Google

Stellen der höchsten Würdigung, der freiesten, dankbarsten Anerkennung. Wenn man alles zusammennimmt, was Goethe und Schiller während ihrer grofsen Laufbahn weit und breit überschwänglich an Lob und Ehren und Bewunderung geärntet, und den Sinn und Werth der Aussprüche vergleicht, so dürfte man unter so vielen Schönen und Grofsen doch kaum anstehen, diesen gegenseitigen Bekenntnissen auch an geistigem Werthe den ersten Platz anzuweisen. Das Beste, was jeder an solchem Preisen gewann, kam aus dem Schofse stiller Freundschaft, und lag als verschwiegenes Kleinod aufbewahrt, um erst nach dreifsig Jahren in ungeschwächtem Glanze vor der Welt zu leuchten! Man hat sich oft wundern wollen, und es als eine stolze Unempfindlichkeit getadelt, dafs Goethe auf die beeiferten, alles überfliegenden Huldigungen, mit welchen ihn die sonst tadelkühnsten Kritiker jahrelang umdrängten, stets geschwiegen und nicht einmal etwas wie eine Empfangsbescheinigung darüber ausgestellt hat, für welche Art von Verschmähung man sich auch nachher durch mühsame Einziehung des verschwendeten Lobes und durch allerlei übelwollenden Tadel öffentlich und heimlich zu rächen gesucht, allein wir sehen jetzt, welch andres, höheres, von jeder Nebenabsicht freies, wohlthuenderes Lob in derselben Zeit er aus edelster Hand empfing, und wie er bei solchen Schätzen im Pulte von jenen gröberen Gaben, deren er auch sonst nicht bedurfte, nicht sehr bewegt werden konnte.

Die beiden Freunde finden und hegen einander zunächst im Dichten; schon vorgeschritten auf ihren Wegen, lassen sie diese fernerhin bald zusammenfliefsen, bald nahe nebeneinander laufen, jeder auch in der gemeinsamen Bahn das Eigne bildend, aber zugleich den Freund nach Kräften fördernd. In diesem vereinten Streben empfinden sie das dringendste Bedürfnifs, für ihre Arbeiten den Vortheil theoretischer Einsicht zu gewinnen, welche, im Fall sie sich bewährt, das stärkste Band ihres dann gleichgeleiteten Wirkens werden mufs. Das Bemühen, da, wo sie der Ausübung längst Meister sind, auch noch eine ausreichende Theorie zu ergründen, steigt bis zur leidenschaftlichen Anstrengung; jeder sucht auf seine Art der Sache beizukommen, Schiller durch schlufsfolgernde Erörterung, Goethe nach seiner glücklichern Weise durch ordnendes Anschauen. Der Unterschied des Dramatischen und Epischen, von jeher ein Kreuz der Kritiker, wird mit beharrlichem Fleifs erforscht, Gegenstände und Bedingungen der verschiedenen Dichtungsarten möglichst abgesondert, zuletzt soll der poetische Stoff als solcher überhaupt ermittelt werden, und fast scherzhaft wird das gewaltsame Ausbeutenwollen desselben auf einer Reise draufsen in der Welt, die doch nichts zu bieten vermag, was nicht auch daheim die stille Nähe, recht angesprochen, längst gewährt hat, und immer wieder gewährt. Indem einerseits Aristoteles vorgenommen, andrerseits bestimmte Aufgaben der Kritik, zum Beispiel die berühmte Frage über die Einheit der Homerischen Gesänge, hin und her betrachtet werden, auch bei rückhaltloser Prüfung ihrer eignen Werke und Vorhaben die Freunde stets nach Grundsätzen ausblicken, kommt aus so eifrigem und geistreichem Bemühen ihnen und uns ein grofser und mannigfacher Gewinn zu gut, fruchtbare Gedanken, wichtige Fingerzeige, treffende Bemerkungen: doch bleibt die angestrebte Theorie zur Leitung im Hervorbringen ganz unzulänglich, und Goethe, der schon zu der Aeufserung veranlafst war: „Leider wissen wir aus der Erfahrung, dafs dem Dichter niemand seine Gegenstände suchen kann, ja dafs er sich selbst manchmal vergreift," mufs über den Hauptpunkt, die Schwierigkeit im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen, sich dahin bekennen: „Ich glaube wirklich, dafs zwischen beiden, sobald man sie getrennt ansieht, kein Verbindungsmittel Statt finde, und dafs sie nur in sofern verbunden sind, als sie von Haus aus verbunden wirken, welches bei dem Genie von jeder Art Statt findet." Und mit diesem Troste kann denn auch alle Welt vollauf zufrieden sein.

Bewufstheit und Einsicht, welche sich in abstrakter Allgemeinheit dem Dichten als Prinzipien und Regeln nicht recht beigeben wollen, finden wir dagegen zu ergiebigstem Nutzen wirksam, sobald unmittelbare Hervorbringung eigner bestimmter Dichtungen in Frage steht. Hier treffen alle Strahlen des Geistes, anstatt im gegenstandlosen Weiten fruchtlos hinzustreifen, alsogleich auf belebten Boden, den sie erwärmen, dessen erhöhte Bildungskraft sie hervorrufen. Die beiden Dichter zu solchen Ueberlegungen, welche sie für ihre Werke, bei oder nach ihren Arbeiten, vertraulich austauschen, zu begleiten, ihre Meinung zu vernehmen, und ihr Verfahren kennen zu lernen, wird uns zu desto gröfserem Reiz und Gewinn, je mehr die Werke selbst in unsren Lebensinhalt übergegangen sind, und wir unsre eignen

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten hier gleichsam mit durchblättern. Der Zeitraum der vom dritten Theile bis zum Schlusse gewechselten Briefe begreift nicht minder zahlreiche und mannigfache Hervorbringungen, als der frühere der beiden ersten Theile. Gemeinsam finden wir die Freunde noch mit den Horen, mit dem Musenalmanach und den Propyläen beschäftigt. Einem glücklich angeregten und fortgesetzten Wetteifer entspringen die schönsten Romanzen und Balladen. An dramatischen Arbeiten liefert Schiller den Wallenstein, die Maria Stuart, die Bearbeitungen des Macbeth und der Turandot, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, die Uebersetzung der Phädra, endlich den Tell; auch Stoffe, an deren Ausbildung ihn sein früher Tod verhindert, hat, Cook, die Malteser, Demetrius, schimmern hervor. Von Goethe sehen wir die Weiterführung des Faust, die großen und mühsamen Arbeiten zur Farbenlehre, die Uebersetzung des Mahomet und Tancred, die natürliche Tochter, Was wir bringen, die Herausgabe des Rameau, das Buch über Winckelmann, viele erst späterhin bekannt gewordene Dichtungen, die Achilleïs, die herrliche Löwen- und Tigernovelle, Helena, die neue Melusina, den Aufsatz über Polygnot, manches jetzt dem westöstlichen Divan Eingeflochtene, und auch hier einen jedoch frühzeitig aufgegebenen Tell. Ein Uebergewicht der eigentlich dichterischen Fruchtbarkeit ist in diesen Jahren; man sieht es, fast auf Schillers Seite, wie in den vorhergegangenen entschieden auf Goethe's.

Das produktive Verfahren zeigt sich aber bei unsern beiden Dichtern je länger je mehr in fast aller Hinsicht auffallend verschieden. Schiller ist von Krankheitsleiden und Schwächen oft unterbrochen, gestört fast immer, aber dabei starken Gemüths, und freien muthigen Geistes, so daß er dennoch Unglaubliches leistet, und ein Meisterwerk nach dem andern aus ihm reif hervorgeht. Auch von außen ist er zur Arbeit gedrängt, und er fügt sich diesem Zwange, doch ohne ihm zu huldigen, und ist darum fleißiger, doch nicht flüchtiger, und am wenigsten übereilt; ja er scheint in die reinere Sphäre des Schönen und Großen um so thätiger hinaufzusteigen, als ihn die niedere mit ihren Gewalten härter drängen will. Dieser kranke, sich verzehrende, ringende, und dabei nur um so freudiger dichtende, um so reiner strebende und jede minder schlechte Stunde gewissenhaft benutzende Schiller ist in der That ein außerordentlicher Anblick, der schmerzliche und bewundernde Verehrung weckt; diese Stärke im Leiden, im Handeln, und insbesondere im Handeln unter Leiden, diese höchste Forderung an sich selbst, und dieser strenge Ernst des scharfen Urtheils in eigenen und fremden Sachen, bei so hellen Gütern, so fühlender Theilnahme und so zarter Freundschaft, stellen uns ein Bild wahrer Vortrefflichkeit vor Augen, in welcher der Deutsche Karakter tief eingeprägt ist. Sehen wir dagegen Goethe'n in meist rüstiger Gesundheit und kräftigem Lebensgenuß, in freien sorglosen Verhältnissen und in gedrängter Fülle des Daseins, das Leben, Studieren und Dichten als ein Ineinanderfließendes mit gleichem Ernst und mit gleicher Heiterkeit behandeln, aus innerem Drange so fleißig, wie kein äußerer es bewirken könnte, in der Naturanschauung und in der Gesellschaftswelt, in Wissenschaften und Geschäften und mannigfachen Künsten daheim, und aus allem den tiefsten Gehalt zur höchsten Schönheit der Form erhebend, so übersteigt diese Vollendung und Ganzheit fast den Kreis dessen, was wir bei uns zu sehen gewohnt sind, oder vielmehr dieser Kreis des Vaterländischen erweitert sich durch sie. Solcher Verschiedenheit lassen sich immer weitere Gegensätze und zwar nicht selten unvermuthete ableiten, da man auf der einen Seite findet, was man grade auf der andern voraussetzen wollte. Bei größerem Kampfe, mühevollerer Strenge und eingeschränkterer Bahn ist Schiller dennoch fertiger, und ordnet selbst die Stimmungen seinem Willen unter; bei größerer Leichtigkeit, glücklicherem Gelingen und freiester Stoffesfülle bedarf hingegen Goethe längeren Vorarbeitens, langsameren Reifens, eigenthümlicherer Gunst der Zeit. Schiller fängt sein Werk alsogleich mit der Ausarbeitung an, ohne schon mit dem Plan des Ganzen im Reinen zu sein, es wird ihm unter den Händen, und er kann wenig nachbessern. Goethe trägt alles lange im Innern, ordnet das Ganze und die Theile, schematisirt ohne Unterlaß, und macht alles im Kopfe fast bis zum letzten Niederschreiben oder Diktiren vollkommen fertig, nimmt das Ganze dann gleichwohl wieder auf den Ambos, schmiedet es in neue Gestalt, und bessert auch daran noch lange fort, bis in das Einzelne der Sprache, bevor sein Werk ihm genügt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 *bis* 1805. *Dritter Theil vom Jahre* 1797. *Vierter Theil vom Jahre* 1798. *Fünfter Theil vom Jahre* 1799 *u.* 1800. *Sechster Theil vom Jahre* 1801 *bis* 1805.

(Fortsetzung.)

Schiller legt Strecken zurück, Goethe erfüllt Kreise, und deren viele vereinigt derselbe Mittelpunkt. In Betreff ihrer Hülfsmittel ist ein merkwürdiges Beispiel, dafs Schiller, als er das Lied von der Glocke dichtet, Belehrung in Krünitz Encyklopädie über das ihm dabei zu wissen nöthige Technische sucht; Goethe aber aus seiner naturvertrauten Kunde dem Freunde willkommene Fingerzeige wegen der Einführung der Kraniche zum Gewinn der Ballade desselben vom Ibykus ertheilt. So möchte Schiller Vossens Zeitmessung der Deutschen Sprache als Register zum Nachschlagen in einzelnen Zweifelfällen benutzen können; Goethe wünscht auch hier durch Einsicht und Uebung die Sache im Ganzen sich anzueignen. Allerdings bleibt der Wechselverkehr auch in solchen Beziehungen auf Beide nicht ohne Einfluſs; Schiller fertigt für den ganzen Wallenstein im voraus ein umständliches Scenarium an, und Goethe, der jetzt dem Freunde ausnahmsweise unter der Arbeit von ihr sprechen und sie stückweise mittheilen kann, gesteht auch zu, so wohl es gethan sei, seinen Plan im Ganzen gehörig zu überlegen, so habe doch die Ausführung, wenn sie mit der Erfindung gleichzeitig sei, grofse Vortheile, die nicht zu versäumen seien.

Hauptsächlich aber ist es Goethe, welcher dichtend und schreibend in einer Gröſse und in einem Glanz erscheint, denen nirgends etwas Aehnliches nahe kommt. Seine Ansichten, Bekenntnisse, Rathschläge, Vorsätze, seine Grundlehren, Maximen und Handgriffe sogar, bei Ausübung seines Berufs, vereinigen sich zu der lebendigsten Schule litterarischer Bildung, wo nun jeder seinen Kursus mit den höchsten Weihen abschliefsen kann! Einiges Bezeichnende dieser Art dürfe hier aufgereiht seine gebührende Stelle haben. Wiederholt wird ausgesprochen, dafs alles auf wahrhafter Innerlichkeit beruhe: „Ein sonderlich Heil ist für uns nicht in der äufsern Welt zu suchen, wo man überall nur gestückelt antrifft, was man schon ganz besitzt.“ Hier ist auch die sichre, ergiebige Stätte des produktiven Talents: „Mir hat sich die Ueberzeugung erneuert, dafs wir andern nichts thun sollten, als in uns selbst zu verweilen, um irgend ein leidliches Werk nach dem andern hervorzubringen, das Uebrige ist alles vom Uebel.“ In andrer Beziehung heifst es in eben dem Sinne: „Jede Betrachtung bestätigt mich in jenem Entschlufs: blofs auf Werke, sie seien von welcher Art sie wollen, und deren Hervorbringung meinen Geist zu richten, und allen theoretischen Mittheilungen zu entsagen. Die neuesten Erfahrungen haben mich auf's neue überzeugt: dafs die Menschen, statt jeder Art von ächter theoretischer Einsicht, nur Redensarten haben wollen, wodurch das Wesen was sie treiben zu etwas werden kann. — Die Mauer, die ich schon um meine Existenz gezogen habe, soll nun noch ein paar Schuhe höher aufgeführt werden.“ Und auf solchem Boden darf man, in der Hauptsache gesichert, allen Zufällen getrost entgegenstehen: „Ich bin mehr als jemals überzeugt, dafs man im Theoretischen und Praktischen, und besonders in unserm Falle im Wissenschaftlichen und Dichterischen, immer mehr mit sich selbst Eins zu werden und Eins zu bleiben suchen müsse. Uebrigens mag alles gehen wie es kann.“ Um die Mannigfaltigkeit bildend zu beherrschen, dieses schönste Thun zu geniefsen, ist Zusammengenommenheit erste Bedingung: „Lassen Sie es ja an Koncentration auf Ihre angefangene Arbeit nicht fehlen. Es ist doch im Grunde nichts wünschenswerther, als eine grofse Masse zu organisiren.“ Eine vorgängige feste Abgränzung darf nicht fehlen: „Lassen sie uns

Digitized by Google

immer strenger in Grundsätzen und sicherer und beharrlicher in der Ausführung werden! Das letzte kann nur geschehen, wenn wir während der Arbeit unsere Blicke nur innerhalb des Rahmens fixiren." Aber hiezu ist Einsamkeit vonnöthen, unsrem Dichter insbesondre: „Ich habe die Erfahrung wieder erneuert, dafs ich nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten kann, und dafs nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen meine poetischen Quellen gänzlich ableitet. Ich würde jetzt in einer Art von Verzweiflung sein, weil auch jede Spur eines produktiven Interesse bei mir verschwunden ist, wenn ich nicht gewifs wäre, es in den ersten acht Tagen in Jena wiederzufinden." Der Nachtheil der Gesellschaft ist grade die Zerstreuung: „Es ist für unser einen mit der Gesellschaft immer eine traurige Sache, man erfährt was, aber man lernt nichts, und was wir am meisten, ja einzig brauchen: Stimmung, wird nicht gegeben, vielmehr zerstört." Auf wahre, förderliche Theilnahme darf man nur bei wenigen Gleichgesinnten rechnen, welche sich mitabsondern: „Erst seit ich mir fest vorgenommen habe, aufser Ihnen und Meyern mit niemanden mehr über die Sache zu konferiren, seit der Zeit habe ich erst Freude und Muth; denn die so oft vereitelte Hoffnung von Theilnahme und Mitarbeit Anderer setzt einen immer um einige Zeit zurück. Nun kann ich, wie es Zeit, Umstände und Neigung erlauben, immer sachte fortarbeiten." Aber auch selbst dieser Antheil, besonders wenn er als Kritik hervortritt, behält in manchen Fällen nur sehr zweifelhaften Werth: „Ich habe erst wieder recht deutlich gesehen, wie die schätzbarste Theilnahme uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen kann. So lange ein Kunstwerk nicht da ist, hat niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel nur immer subjektiv, und Mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde; so dafs der eigentlich negative Werth der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann." Die ganze Litteratur mag zu Zeiten mit Gewinn vergessen und beseitigt sein, besonders aber das Tagesurtheil abgelehnt werden: „Ich suche so viel als möglich aufzuräumen, um mir ein paar ganz freie Wochen zu verdienen, und wo möglich die Stimmung vom Schlufs meines Gedichts zu finden. Von der übrigen lieben deutschen Litteratur habe ich rein Abschied genommen. Fast bei allen Urtheilen waltet nur der gute oder der böse Willen gegen die Person, und die Fratze des Partheigeists ist mir mehr zuwider, als irgend eine andere Karikatur." Selbst gegen eine gründliche Kritik will der Dichter eine unabhängige Stellung behaupten: „Uebrigens ist mir alles verhafst, was mich blofs belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben."

(Die Fortsetzung folgt.)

LIII.

Ueber die Bastarderzeugung im Pflanzenreiche. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift von A. F. Wiegmann, Dr. der Med. privatis. Apotheker in Braunschweig, der Leop. Carol. Acad. d. Naturforscher u. a. gel. Ges. Mitgl. Braunschweig 1828. 40 S. 4. *mit* 1 *Kupfertafel.*

Zu einer vollständigen Kenntnifs der Bastarderzeugung im Pflanzenreiche gehört einmal die genaue Beobachtung solcher Formen, welche nach gegenseitiger Befruchtung verschiedener Arten durch den Saamen entstanden sind, und zweitens eine vergleichende Untersuchung des Baues der Generationswerkzeuge der sich befruchtenden Pflanzen. Durch das erstere wird auf unmittelbare Weise die Erscheinung der Bastardformen überhaupt und deren Verschiedenheiten nach Maafsgabe der verschiedenen Verhältnisse bei der Befruchtung als Resultat derselben dargethan, während durch die Kenntnifs der inneren Organisation der Befruchtungswerkzeuge Aufschlufs über den inneren Verlauf der Thätigkeiten bei der Befruchtung selbst, über den Procefs der Erzeugung, gegeben werden mufs; damit man auch hiermit über das Feld der willkührlichen Vermuthungen und Voraussetzungen hinaus zu einer substantiellen und haltbaren Erkenntnifs des Allgemeinen und Gesetzlichen in diesen Erscheinungen gelange und die besonderen Bedingungen und Verhältnisse würdigen könne, unter denen eine Bastarderzeugung möglich und wirklich ist.

Ref. mifsbilligt es keinesweges, dafs jede dieser beiden Richtungen der Untersuchung für sich im Besonderen durchgearbeitet werde, wenn nur die Kenntnifs überhaupt dadurch bereichert wird, und erkennt die Bemühungen des Verf. sehr wohl an, wenn derselbe gleich seine Aufmerksamkeit nur auf die Beobachtung von Bastardformen, wie sie unter verschiedenen Verhältnissen nach absichtlich bewirkten Befruchtungen hervorgehen, gerichtet hat, um so mehr, als der Verf. diese

Digitized by Google

Kenntnifs der Formen von Pflanzenbastarden und deren einzelne Theile wie sie von Linnée und besonders Kölreuter dargestellt werden, auf willkommene Weise erweitert hat.

Wir geben in wenigen Worten eine Darstellung seiner Versuche. Der Verf. stellte künstliche Befruchtungen auf dreierlei Art an Pflanzen mit Zwitterblumen an, so, dafs jedoch, wie es scheint, nirgends die Staubfäden aus den zu befruchtenden Blumen gänzlich entfernt wurden. 1) Durch unmittelbare künstliche Bestäubung: acht Versuche mit verschiedenen *Verbascum*, *Nicotiana*, *Dianthus*, Arten; 2) durch Nebeneinanderstellen verschiedener Arten und Varietäten von den Gattungen *Brassica* *Phaseolus*, *Allium*, *Pisum*, *Vicia*, und 3) durch künstliche Bestäubung mittelst eines vom Blasebalge erregten Luftzuges, bei verschiedenen in Beeten nebeneinandergesäeter *Avena* Arten.

Aus den nach allen 3 Arten der Bestäubung erhaltenen Saamen erhielt der Verf. Bastarde, über welche er folgende allgemeine Bemerkungen macht. Die Bastarde, sind keinesweges reine Mittelbildungen zwischen den verschiedenen Arten, aus denen sie entstanden, sondern zeigen an verschiedenen Theilen von beiden Arten abweichende Formen, doch so dafs sie gemeinhin der Stempelpflanze mehr ähnlich als der Pollenpflanze sind. Bei den Bastarden der Hülsenpflanzen (*Pisum* und *Vicia*) zeigte sich die ganze individuelle Pflanze der Mutterpflanze ähnlich, während nur die Saamen in Form und Farbe etwas verändert erschienen; bei der mit *Allium Porrum* befruchteten gemeinen Zwiebel erzeugte der Saame Pflanzen mit Borrée ähnlichen Zwiebeln, während die übrigen Theile keine auffallende Abweichung zeigten. In keinem Fall zeigte sich eine solche Degeneration, dafs die Urarten in den Bastardpflanzen nicht sollten zu erkennen gewesen seyn, wie man neuerdings behauptet hatte.

Die Bastarde ähneln nicht (immer) wie Linnée sagte, in der Blumenbildung der Mutterpflanze, in den individuellen Theilen der Pollenpflanze. Nur die Saamen von *Phaseolus nanus* mit *Ph. vulg.* befruchtet, lieferte Pflanzen, welche in der Blumenbildung ohne Abweichung, aber mit einem windenden Stengel versehen waren.

Bei den übrigen zeigte sich die Veränderung an ganz verschiedenen Theilen: in Form und Qualität der Blumenbildung, Inflorescenz, Zwiebeln, Blättern u. s. w., so dafs oft nur an einem dieser Theile eine Abweichung zu bemerken war.

Die vom Verf. erzeugten Bastardpflanzen brachten ohne künstliche Bestäubung keimfähigen Saamen, wenn nicht zufällige äufsere Einflüsse es verhinderten, so dafs er die Fruchtbarkeit als eine allgemeine Eigenschaft der Bastarde betrachtet.

Fürs erste bemerken wir hierzu, dafs es wünschenswerth gewesen wäre, wenn der Verf. das Verhältnifs der Bastarde zu den Varietäten, welche nie durch andere Einflüsse als auf die Saamenbildung entstehen, näher entwickelt und bestimmt hätte, wodurch der so nahe liegende Umstand, dafs vor allen die cultivirten Pflanzen (Kohl, Erbsen, Getreidearten u. s. w.) so viele Varietäten haben, erläutert werden könnte. Kölreuter hatte diese Frage dadurch zur Sprache gebracht, dafs er einen Unterschied machte zwischen wahren Bastarden, als völligen Mittelbildungen, und Bastardvarietäten und Monstrositäten, welche mehr oder weniger fruchtbar waren. Der Verf. hält es für ein Vorurtheil, dafs mehrere Pflanzenbastarde unfruchtbar seyen, während man noch bis diesen Augenblick viele unfruchtbare Pflanzen cultivirt (wie das Zuckerrohr, die meisten gefüllten Blumen) von denen es von grofsem Interesse gewesen seyn würde, ihre Verwandschaft oder doch ihr Verhältnifs zur Bastarderzeugung aufzuklären. Offenbar giebt es Bastarde, welche unfruchtbar sind, wenn gleich solche nicht mit Kölreuter als die wahren Mittelbildungen, von denen überhaupt keine Norm aufgestellt werden kann, zu betrachten sind; aber auch andere, welche in verschiedenen Graden fruchtbar sind, und diese machen den deutlichsten Uebergang zu der Varietätenbildung in den verschiedensten Abstufungen, dergestalt, dafs was auch der Verf. selbst zugiebt, oft aus den verschiedenen Saamen einer und derselben Frucht nicht dieselbe, sondern ganz von einander (innerhalb gewisser Gränzen) verschiedene Pflanzen in Habitus, Form und Farbe der Theile daraus entstehen, wie diefs ja auch namentlich bei den Liliengewächsen z. E. den Tulpen im cultivirten Zustande, auffallend ist.

Auch wäre in dieser Hinsicht die Verschiedenheit derjenigen Bastarde, welche durch Befruchtung verschiedener Arten erzeugt werden, von denjenigen, welche durch Befruchtung verschiedener Varietäten einer Art, wie beim Kohl, (wovon der Verf. einen Bastard vom Kopfkohl und Savoyerkohl abgebildet hat), entstehen, näher in's Auge zu fassen gewesen, wozu der Verf. einen leichten Uebergang von dem eigenen Beweise aus, dafs nicht alle Bastarde wahre Mittelbildungen sind, gefunden haben würde, wenn er seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte.

Auf der andern Seite würde es dem Verf. leicht gewesen seyn, tiefer in das Wesen der Bastarderzeugung einzugehen, wenn er seine Aufmerksamkeit bei den Versuchen mehr auf die innere Organisation der Generationswerkzeuge, wie wir Eingangs angedeutet haben, gerichtet hätte, wobei ihm freilich zur Entschuldigung gereicht, dafs man in der neueren Zeit überhaupt die Lehre vom Pflanzengeschlecht durchaus ohne Berücksichtigung des Studiums der Organisation der Generationswerkzeuge besprochen hat. Zunächst hätte dem Verf. in Rücksicht der Organisation der Blumen überhaupt nicht entgehen können, dafs wenn es sich um ganz reine und entscheidende Resultate bei Versuchen über künstliche Bastarderzeugung handelt, die menoecischen oder dioecischen Pflanzen (z. E. die Cucurbitaceen, mehrere Euphorbiaceen u. s. w.) viel besser zu dergleichen Versuchen geeignet erscheinen als die Zwitterblumen, weil man bei ihnen nicht allein dem Einwurf der Veränderungen durch Verletzungen beim Abschneiden der Theile einer Blume, sondern auch der Unbestimmtheit und Ungewifsheit entgeht (was für dem Fall nothwendig und unvermeidlich ist, dafs man die Staubfäden der zu befruchtenden Blume nicht entfernt), welchen Antheil der fremde und welchen der eigene Blumenstaub an der Befruchtung hat.

Wir geben dem Verf. in dieser Beziehung gern zu, dafs nicht bei allen, besonders mit Zwitterblumen versehenen, Pflan-

Digitized by Google

zen der Pollen nahegelegenen Blumen durch gasförmige Entwickelung zur Befruchtung der zum Versuch bestimmten beitragen werde. Insofern aber bei allen dioecischen, den meisten monoecischen und vielen Zwitterblumen die Absorption gasförmiger befruchtender Stoffe durch die Sekrete der Narben und Griffelcanäle einzig und allein den wahren Gang der Befruchtung erklären, und solche auch hinreichend erwiesen werden kann, scheint es um so mehr der Mühe werth, auch bei den künstlichen Befruchtungen hierauf aufmerksam zu sein, als bei der Zartheit des befruchtenden Fluidums in dem Blumenstaube überhaupt ein solcher Uebergang von der tropfbaren zur gasförmigen Flüssigkeit vorhanden ist, dafs dieser Unterschied hier, weit entfernt allgemein und absolut zu seyn, im Gegentheil fast gänzlich verschwindet. Dafs die Pollenkügelchen als solche nicht befruchten, sondern blofs durch Entleerung ihres flüssigen Inhalts auf die Narbenpapillen wirken, wird der Verf. leicht zugeben, und hierin liegt zugleich der Beweis, dafs auch ohne die Pollenkügelchen selbst durch ihren tropfbar oder gasförmig aufgelösten Inhalt eine Befruchtung Statt finden mufs.

Insofern, wie Ref. anderweitig ausführlich gezeigt hat, die Narbe des Stempels nicht immer mit Papillen besetzt, im Gegentheil oft eine blofse zufällige Verlängerung oder sonstige Metamorphose der Griffelspitze ist, während die Narbenpapillen sich nur in dem Canal des Griffels und im Innern des Fruchtknotens um die Saamenanlagen entwickelen (*Nymphaea*, viele *Papaver* Arten, *Passiflora* u. v. a.) kann natürlich die Bestäubung der Narbe mit Pollen schon aus diesem Grunde nicht unmittelbar die Befruchtung bewirken, und es ist leicht möglich, dafs während in solchen Fällen die Narbe bestäubt ist, dennoch die wahre Befruchtung entweder gar nicht geschieht oder anderweitig bewirkt wird. So ist es auch möglich, dafs in anderen Fällen, wo dergleichen Narben (oder auch solche bei denen wie bei den meisten Liliengewächsen sich auf der Narbe nicht allein, sondern auch in der Griffel- und Fruchtknotenhöle Papillen befinden) gänzlich abgeschnitten werden, dennoch eine Bestäubung die wirkliche Befruchtung zur Folge haben kann, wie denn von Henschel wirklich dergleichen Fälle beobachtet, wenn gleich mit Unrecht als Beweise angeführt sind, dafs darum keine Befruchtung habe Stattfinden können. Die schlauchförmige Verlängerung, durch welche bei mehreren Pflanzen der befruchtende flüssige Inhalt des Pollens sich entleert, kann in solchen Fällen besonders dazu beitragen, dafs die befeuchtende Flüssigkeit sich sogleich in der Tiefe zwischen die Narbenpapillen ergiefst, um so desto leichter zu den Ovulis in dem Fruchtknoten gelangen zu können. Die Vorstellung von Brongniart, dafs durch ein (die befruchtende Flüssigkeit) leitendes Zellgewebe diese Verlängerungen eindringen, ist dahin zu berichtigen, dafs nicht wie man glaubte, die Griffelaxe durch ein solches Zellgewebe verschlossen ist, sondern dafs die von allen Seiten der inneren Wand des Griffelcanals sich gegen die Mitte zusammendrängenden Narbenpapillen den Anschein eines solchen leitenden Zellgewebes geben, während zwischen den Papillen überall ein freier Durchgang für die befruchtende Flüssigkeit zum Fruchtknoten vorhanden ist.

Auch der Zustand der mehr oder weniger unvollkommenen Entwickelung der Generationswerkzeuge, entweder blofs der Stempel oder der Staubfäden in einer Blume oder beider zugleich ist bei Bastarderzeugungen sehr zu berücksichtigen, um so mehr als besonders bei Zwitterblumen häufig eine Neigung zur monoecischen Entwickelung Stattfindet und die Befruchtung einer vollkommenen Narbe mit unvollkommenem Pollen, oder eines unausgebildeten Stempels mit ausgebildetem Pollen nicht wirksam seyn können, so dafs in solchen Fällen eine wechselseitige Befruchtung welche auch zufällig durch Insekten geschehen kann, nöthig ist. Der Verf. selbst führt gelegentlich Beobachtungen der Art an, wo bei Wollkraut und Nelkenarten die Blumen vollkommen entwickelte Stempel, aber unausgebildete Antheren hatten, so dafs sie, mit dem Pollen anderer Individuen derselben Art bestäubt, fruchtbar waren. Der Verf. ist der Meinung, dafs in solchen Fällen durch Befruchtung verschiedener Arten die wahren Mittelbildungen entstehen würden. Indessen haben wir schon oben bemerkt, dafs es unmöglich ist eine Norm für eine solche Mittelbildung festzustellen, indem es nämlich keine Bastardpflanze giebt, welche durchaus in allen Theilen an Form und Eigenschaften eine Mittelbildung zwischen zwei Arten wäre. Immer sind es nur Annäherungen oder Abweichungen einzelner Theile und diefs noch bei den verschiedenen Gattungen und Familien auf ganz verschiedene Weise, so dafs denn auch selbst Köhlreuter, der entschiedenste Vertheidiger der wahren Mittelbildungen, weder einen Typus hat aufstellen noch die Erscheinungen übersehen können, dafs nach allen Seiten hin Uebergänge entstehen. Dafs er die unfruchtbaren Bastarde für die wahren Mittelbildungen hielt, war eigentlich willkührlich, denn die Unfruchtbarkeit schien ihm nur Ein Hauptmerkmal, weil er unmöglich einen Typus des Ganzen finden konnte, wo es keinen solchen giebt, aber dennoch in der Voraussetzung befangen blieb, dafs es einen solchen geben müsse.

In 3 Nachträgen (p. 29—40.) führt der Verf. den Erfolg von den in späteren Jahren gemachten, wiederholten Aussaaten mehrerer seiner Bastardpflanzen an, aus denen hervorgeht, dafs die meisten sich durch Aussäen in mehreren Generationen erhielten, andere aber nach und nach wieder in die Form der Mutterpflanze übergiengen, wobei denn vielleicht freilich mögliche individuelle Veränderungen, durch Witterung und Boden erzeugt, mit zum Grunde gelegen haben könnten.

Wir schliefsen diese Anzeige mit der Bemerkung, dafs der Verf. überall seinen Gegenstand mit grofsem Interesse und vieler Sorgfalt behandelt hat und wünschen, dafs es ihm gefallen möge, auch seine weiteren Beobachtungen der Art vergleichend mitzutheilen.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

Nro. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 *bis* 1805. *Dritter Theil vom Jahre* 1797. *Vierter Theil vom Jahre* 1798. *Fünfter Theil vom Jahre* 1799 *u.* 1800. *Sechster Theil vom Jahre* 1801 *bis* 1805.

(Fortsetzung.)

Am wenigsten mag er sein Thun auf die Masse der Lesewelt, die man Publikum nennt, berechnen und beabsichtigen: „Wer nicht, wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio, den Saamen umherwerfen mag, ohne zu fragen, was davon und wo es aufgeht, der mufs sich mit dem Publiko gar nicht abgeben." Die beste und einzige Rücksicht besteht in der Sorge für die Güte des Werkes selbst, das man ihm darbietet: „Man soll nur seine Arbeiten so gut und so mannigfaltig machen als man kann, damit sich jeder etwas auslese und auf seine Weise daran Theil nehme." Besonders kann ein gegebenes Publikum, wie eine bestimmte Entwicklungsepoche es darstellt, keinen Anspruch machen, den Dichter zu bedingen: „Auf alle Fälle sind wir genöthigt unser Jahrhundert zu vergessen, wenn wir nach unserer Ueberzeugung arbeiten wollen: denn so eine Saalbaderei in Prinzipien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen." Am stärksten wird dies da gelten, wo das Publikum als Masse versammelt ist: „Niemand kann zwei Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im Deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen." Der Vortheil, zu welchem das Publikum sich wohl mifsbrauchen läfst, ist leicht genug, aber gering: „Wenn uns Dichtern, wie den Taschenspielern, daran gelegen sein müfste, dafs niemand die Art, wie ein Kunststückchen hervorgebracht wird, einsehen dürfte, so hätten wir freilich gewonnen Spiel; so wie jeder, der das Publikum zum besten haben mag, indem er mit dem Strome schwimmt, auf Glück rechnen kann." Gewissenhafte Behandlung seiner selbst wird am Ende die höchste Beachtung für die Andern: „Doch wenn ich nicht Zeit finde das Publikum zu bedenken, so will ich wenigstens so redlich gegen mich selbst handeln, dafs ich mich von dem überzeuge, was ich thun sollte, wenn ich es auch gerade nicht thun kann. Es giebt für die Zukunft leitende Fingerzeige." Der offne Kampf gegen die Wogen ist schwer und mühsam: „Den eigentlichen kindischen, barbarischen, abgeschmackten Tendenzen sollte nun der Künstler aus allen Kräften widerstehen; — aber wer kann sein Schiff von den Wellen sondern, auf denen es schwimmt? Gegen Strom und Wind legt man nur kleine Strecken zurück." Allein der Erfolg des guten Strebens bleibt nicht aus: „Uebrigens fahren Sie nur ohne Sorge fort. Die innere Einheit, die der Wallenstein haben wird, mufs gefühlt werden, und Sie haben grofse Privilegien auf dem Theater. Ein ideales Ganze imponirt den Menschen, wenn sie es auch nicht im Einzelnen zu dechiffriren, noch den Werth der einzelnen Theile zu schätzen wissen." Am Ende bildet sich ein besserer Sinn, der schon immer in Einzelnen wirkte: „Lassen Sie uns ja auf dem eingeschlagenen Wege fortfahren. Es mufs uns noch manches gelingen. Auch können wir der Theilnahme des Publikums gewifs sein: denn ob man gleich im Ganzen immer darauf schilt, so enthält es doch im Einzelnen sehr gebildete Menschen, welche die redlichen und ernsten Bemühungen eines Schriftstellers zu schätzen wissen." Und die Zuversicht auf solche Personen bewährt sich mehr und mehr: „Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, dafs eine gewisse höhere Bildung in Deutschland sehr verbreitet ist, deren Inhaber sich alle nach und nach an uns heranziehen werden." Ja es eröffnet sich endlich sogar das Ergebnifs, mit der früher feindlich störenden Kritik ein freundliches Vernehmen einzugehen: „Es ist kein geringer Vortheil für mich, dafs ich wenigstens auf der

Digitized by Google

letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerathe." So sehen wir aus anscheinender Trennung erwünschte Vereinigung hervorgehn, scheinbare Mifsachtung des Publikums die höchste Achtung zum Kern haben!

Ueber sonstige Umstände des Hervorbringens und die Verhältnisse des Hervorgebrachten erfahren wir die bedeutendsten und feinsten Wahrnehmungen, die treffendsten, lehrreichsten Bemerkungen. Wiederholt erging zwar die Mahnung: „Bleiben Sie fest im Bunde des Ernstes und der Liebe, alles Uebrige ist ein leeres und trauriges Wesen," allein dieser strenge Ernst macht auch wieder dem heitern Spiele Raum, als welches die Dichtkunst ursprünglich sich giebt: „Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen kann. Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung." Die innere Geschichte des Gestaltens und Hervorbildens wird in merkwürdigen Zügen beleuchtet: „Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr worden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblicke wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert." Und so heifst es bei andrem Anlafs gleicherweise: „Es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, dafs Eindrücke bei mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen." Das Folgende läfst uns in einen merkwürdigen Zustand der Kraftfülle blicken: „Alle meine Wünsche sind jetzt auf die Vollendung des Gedichtes gerichtet, und ich mufs meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann." Einen Blick werkthätiger Schaffenszeit gewährt auch dieses Bild: „Die Arbeit rückt zu, und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn sehr erfreut bin, und Ihnen, als einem treuen Freunde und Nachbar, die Freude sogleich mittheile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben, und ist er nur einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst." Und so steht neben dem üppigen inneren Naturwalten, wie ein glücklicher Ausdruck es versinnlicht, auch der Werth aufmerksamen äufsern Hülfleistens treulich angemerkt: „Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Uebersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben. — Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine grofse Schwammfamilie aus der Erde wachsen. — Ich lasse jetzt das Gedruckte wieder abschreiben, und zwar in seine Theile getrennt, da denn das Neue desto besser mit dem Alten zusammenwachsen kann." Wichtig für jeden Jünger der Dichtkunst mufs es sein, zu erfahren: „Diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke ist das Ueberflüssige weit auffallender, als bei einem, das in der Succession vor den Augen des Geistes vorbeigeht." Dagegen mögen wie Dichter so auch Leser und Kritiker die mahnende Erfahrung wohl beherzigen: „Ich habe wieder die Bemerkung gemacht, wie sehr man mit einer Kunst in Verhältnifs, Uebung und Gewohnheit bleiben mufs, wenn man ihre Produktionen einigermafsen geniefsen und etwa gar beurtheilen will." Welche gründliche Lebensregel wird im Folgenden ertheilt: „Kant's Zurechtweisung des Saalbaders ist recht artig. Es gefällt mir an dem alten Manne, dafs er seine Grundsätze immer wiederholen und bei jeder Gelegenheit auf den alten Fleck schlagen mag. Der jüngere praktische Mensch thut wohl, von seinen Gegnern keine Notiz zu nehmen, der ältere theoretische mufs niemanden ein ungeschicktes Wort passiren lassen. Wir wollen es künftig auch so halten." Und wie vielfacher Anwendung unterliegt ein schlagender Spruch, wie dieser: „Das Gedicht hat eine ganz eigne Art von Nullität. Die jungen Herrn lernen Verse machen, so wie man Düten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! — Das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäfse, um sein bischen Herz und Geist darein spenden zu können." — Eine solche Anthologie tiefer Meistersprüche, geistscharfen und bildhellen Ausdrucks, reicher Aufschlüsse und bedeutender Winke, könnte noch bogenlang fortgesetzt werden, und aus Schillers Briefen mit nicht geringerer Ausbeute, als die hier versuchte aus Goethe's. Aber fast dürften wir bereuen, schon diese Einzelheiten heraussondernd gesammelt zu haben, da sie gleichsam Lichter sind, welche hier zwar noch auf sich selbst den

Digitized by Google

Blick anziehen, aber nicht mehr zugleich die mannigfachen Gegenstände, in deren Mitte sie gestellt waren, erfreulichst mitbeleuchten.

Aber besonders noch werden wir durch den Inhalt dieser Briefe zu einer wichtigen Betrachtung aufgefordert, wie anders nämlich des Dichters Beruf und Loos dem leichteren Blick erscheinen, der auf der heitern Oberfläche des glücklich Geleisteten nur geniefsend weilt, und dem nachforschenden, welcher nun diese aufgeschlossenen Kammern der vorbereitenden Anstalten und wirklichen Arbeiten durchschaut! Die Vorstellung, dafs dem Genie alles von selbst erfolge, dafs der Günstling der Musen ihre Gaben spielend anwende, wird von einer Seite zwar bestätigt, insofern der entscheidende Moment dichterischer Hervorbringung allerdings diesen Karakter zeigt; aber wie viele ganz anders gestaltete Momente müssen jenem vorangehen und ihm nachfolgen! Nicht von Gnaden nur ist man Dichter, — ja man dürfte sagen, nicht ungestraft! Zu geschweige dessen, was ihm in eigner Brust durchzuempfinden, was ihm in Wagnissen und Verirrungen zu durchleben auferlegt ist, wovon der Ausruf: „Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt," schon frühes Zeugnifs giebt, abgesehen von diesen Schmerzen und Wunden, welche der höhere Mensch als eine Mitgift seiner Empfänglichkeit und Kühnheit nach Maafsgabe derselben häufiger und härter auf sich nimmt, so tritt für den Dichter noch insbesondre die strengste Last von Obliegenheiten und Bedingungen hinzu, die ganz eigentlich seinem Geschäft und seiner Arbeit angehören. Der Begabung, dem hohen Göttergeschenk, mufs hier ein ethisches Element, eine willenskräftige Verwaltung sich gesellen. Wenn Schillers Tugend in solcher Hinsicht als ein erhabenes Vorbild ehrlichen Strebens und Fleifses dasteht, so erscheint vollends Goethe rein und grofs auch in diesem Betreff als der seltensten Menschen einer. Welch unermüdete Beschäftigung, welch gewissenhafter Zeitgebrauch, welch strenge Anforderung an sich selbst, welch unablässig erneutes, nach allen Seiten waches und thätiges Ringen und Forschen enthüllen uns diese Urkunden! Rüstig, muthvoll, unkundig weichlicher Ruhe, bei keinem Siegeserfolge schwelgerisch verweilend, nur durch den Wechsel der Arbeit sich erholend, schreitet dieser edle Geist unaufhaltsam fort von Ziel zu Ziel, von That zu That. Was er alles betrachtet, erwägt, unternimmt, fördert und ausführt, welche Massen von Bildern und Gestalten er ordnet und leitet, welche Gedankenreihen er verfolgt, ja nur welche Bücher und wie gedrängt und fruchtbar er sie liest, in dem allen zeigt sich ein hartes, angestrengtes Leben, dem grofser Gewinn nicht ohne grofsen Einsatz erfolgt, und das unter dem Glanze der strahlenden Erscheinung nur einen arbeitvollen Dienst in schwerlastendem Amte treu versieht. Alle Kräfte des reichsten Lebens sind einzig der Dichtkunst hier geweiht, deren wundervolle, duft- und farbenschöne und heilkräftige Blüthe auch wohl erkennen läfst, was für Nahrung sie empfangen hat. Einen Dichter von dieser Seite her zu schauen, wie uns hier zum erstenmal gestattet wird, mufs zur bedeutendsten Lehre, zur gründlichsten Warnung dienen für Alle, welche den Lockungen des reizenden Berufs gegenüber ihren Muth und ihre Kraft zu prüfen haben. Ist sein Beispiel niederschlagend für den Schwachen, so ist es dagegen um so tröstlicher und ermuthigender für den Fähigen, der auch hier, bei allem Fleifs und aller Begabung, die heilige Quelle auf kurze Zeit stocken, bald aber um so reicher wieder strömen, und selbst den Zwischenzeiten einen Ertrag gesichert sieht, von dem es heifst: „Man geniefst doch zuletzt, wenn man fühlt, dafs man so manches subsummiren kann, die Früchte der grofsen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat," und wie zuletzt alles, auch das scheinbar Geringe, sich zum Ganzen aufreihet: „Es vergeht mir kein Tag ohne einen gewissen Vortheil, wenn er auch klein ist, und so kommt denn doch immer eins zum andern, und es giebt am Ende etwas aus, *da man sich doch immer nur mit würdigen Dingen beschäftigt.*"

Die beiden Freunde, von innen her so tief verbunden, bilden auch nach aufsen ihre Beziehungen mehr und mehr zu würdiger Gemeinschaft, sie stellen sich im Ganzen und im Einzelnen als Bundesgenossen dar, mit welchen für Andre in Gunst und Ungunst fast nur dasselbe Verhältnifs Statt finden kann. Widriggesinnte suchten zwar dies Bündnifs auch dadurch aufzulösen, oder doch zu schwächen, dafs sie zwischen beide die gröfsten Lobeserhebungen und den schneidendsten Tadel warfen, jene damals strenggesondert alle für Goethe, diesen für Schiller, nachher in umgekehrtem Bemühen,

Digitized by Google

dem verstorbenen Schiller unmäfsig alles zuwendend, was Goethe'n, dem noch lebenden Gegenstande des Neides, eben so abgesprochen werden sollte; allein das Verhältnifs hat diese Störung nicht aufgenommen, und zeigt sich durch die Herausgabe dieses Briefwechsels eben jetzt wieder in dem schönsten Gleichmafse. In den Briefen selbst finden wir die äufsere Welt, besonders die litterarische, im Allgemeinen mit seltnem Zusammenstimmen beurtheilt und behandelt, wobei für jedes Einzelne doch die selbstständige Freiheit bewahrt wird, und die wesentliche Verschiedenheit der Karaktere sich unverhohlen offenbart. In seinen Auffassungen und Urtheilen von Personen und Schriften ist Goethe fast immer von gröfserer Milde, in menschlicher Hinsicht besonders wohlwollend und gütig, von manchem Mifsfälligen sieht er blofs weg, andres läfst er schweigend vorüber. Schiller zeigt meist unerbittliche Strenge, verwirft und verdammt mit Schärfe, oft mit Härte, wenn auch in der Sache nicht mit Unrecht. Gegen Herder und Stolberg geht er heftig an, nicht minder gegen die beiden Schlegel, wo Goethe das Bild stets etwas milder zurückspiegelt. Besonders trifft Schillers Grimm die Falschen und Heuchler, die Schwächlinge und Eitlen, deren tückischer Eifer wohl gar den Mantel der Liebe umhüllt, um nur ja die düstre Mittelmäfsigkeit gegen lichte Geistesgröfse hervorzuheben, und jener die Ehren unverdient zuzuwenden, welche dieser gebühren. Die Ausdrücke gerechten Zorns gegen dergleichen Gezücht, die Schelt- und Strafworte, wo Personen und Bestrebungen ihm als schlecht erscheinen, wird man ihm nicht verargen dürfen, am wenigsten im vertrauten Briefwechsel, wo selbst Benennungen wie „Laffe", „Lump", und dergleichen, schon der Kürze wegen, als karakteristische oder summarische Bezeichnung, auch dem Sanftmüthigen oft sich aufdrängen mögen. Wenn Goethe solcherlei Herbes ausgehen läfst, ist meist eine besondre Laune oder treffende Bildlichkeit damit verbunden, indem auch hierin der plastische Künstler sich nicht verläugnen kann; wir wollen, statt aller andern Beispiele, nur die Art anführen, wie des Zeitungsschreibers Posselt Erwähnung geschieht. Bei dieser zwanglosen Art leuchtet denn auch im Gegensatze nur um so mehr das Lobenswerthe und Erfreuliche hervor, was in andern Fällen von Personen und Richtungen gesagt wird. In welch edlen Bildnissen hier Humboldt, Wolf, Meyer, zu erkennen sind, ist schon gesagt worden. So auch zu einer lebenvollen Zeichnung von Tieck, Cotta, Hirt, Hegel, Ritter, Mounier, der Frau von Staël, Johannes Müller, und andern Personen, empfangen wir theils Umrisse, theils einzelne scharfe Striche, welche von einem Anschauen zeugen, das ungehindert das Wahre erkennen will, aber doch am liebsten das Günstige finden mag. Ueber Wieland und Garve kommen Aeufserungen vor, welche den liebevollen Sinn reiner menschlichen Theilnahme lebendig darlegen. So auch werden Schmidt von Friedberg und Hölderlin mit der gütigsten Einsicht in ihr persönliches Sein und ihre dichterischen Bestrebungen ausführlich besprochen. Iffland wird bei aller Abneigung gegen ihn mit Unpartheilichkeit in seinen Vorzügen anerkannt; und selbst Freund Ubique, der doch sonst die Geifsel oft empfinden mufs, behält jedes gute Haar ungekränkt. Nicht unerwähnt bleiben darf die treue Sorgfalt, mit der die beiden Freunde, gleich ihren eignen Arbeiten, auch wohl die von Andern behandeln, wenn es der Fall erfordert; so bessern sie vereint an Schlegels und Mahler Müllers Aufsätzen; so wird dem Gedicht „die Schwestern von Lesbos" eine anhaltende, mühevolle Theilnahme förderlichst gewidmet.

Der treffenden, inhaltreichen, witzigen, nachdenkenswerthen, merkwürdigen Urtheile und Bemerkungen über Schriftsteller und Schriftwerke sind unzählige in diesen Briefen ausgestreut. Solche einzelne Worte verlieren nothwendig, wenn man sie aus ihrem Zusammenhange reifst, und von den Stimmungen sondert, welche sich nur im Ganzen der Mittheilungen wahrnehmen und daraus für das Besondre erklärend gebrauchen lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 *bis* 1805. *Dritter Theil vom Jahre* 1797. *Vierter Theil vom Jahre* 1798. *Fünfter Theil vom Jahre* 1799 *u.* 1800. *Sechster Theil vom Jahre* 1801 *bis* 1805.

(Schlufs.)

Wir begnügen uns daher nur allgemein anzudeuten, welch ein Schatz von geistreicher Auffassung, von scharf trennendem und kühn verbindendem Urtheil, von tiefer Andeutung und mächtigem Ausspruch in den oft nur flüchtigen, aber aus reifer Einsicht und durchdrungenem Gemüth hervorgegangenen Worten Schillers und Goethe's niedergelegt ist, wenn sie z. B. über Corneille und Racine, über Lessing, den nürnbergischen Dichter Grübel, den frankreichshitzigen Campe, über die im Gegensatze zusammengestellten Gedichte von Milton und Parny, über Thomasius, Retif, den heiligen Bernhard, Calderon, Frau von Genlis, über die Lucinde, den Vossischen Homer, und vieles andre dieser Art, ihre Meinung und Ansicht oft in aller Kürze vertraulich austauschen.

Auch andrer Inhalt erfüllt mannigfach diese Briefe mit hohem Interesse; bildende Kunst, das Theater mit seinen lebendigen Beziehungen, Naturwissenschaft, besonders in Betreff der Farbenlehre, der weimarische Hof, Reisen und Ausflüge, die Universität Jena, Fremdenbesuche, häusliches Verhältnifs und Leben, alles wechselt in bewegter Folge. Zuletzt, da auch Schiller in Weimar mit dem Freunde zusammen lebt, und das mündliche Gespräch an die Stelle des Briefwechsels tritt, erscheint dieser nur noch in kurzen, für äufserliche Benachrichtigungen geschriebenen Zetteln, belebt sich aber sogleich wieder zu neuer Fülle, sobald durch Goethe's Aufenthalt in Jena oder durch sonstigen Anlafs eine vorübergehende Trennung wiederkehrt. Auffallend ist es, wie wenig in diesem Zeitraume gröfster Weltereignisse, des im westlichen und südlichen Deutschland hin und her wogenden Revolutionskrieges, der Glanzerscheinung Bonaparte's in Italien, und, nach seiner Rückkehr aus Aegypten, der Machtgröfse seines Konsulats und Kaiserthums, gleichwohl in diesen Briefen verhältnifsmäfsig so wenig Politisches berührt wird. Der Name Bonaparte wird wohl genannt, der Kriegszüge als äufserlicher Umstände und Benennungen erwähnt, die politische Aeufserungsweise Posselts, Gentzens und Wielands von litterarischer Seite betrachtet, aber in den eigentlichen Geistesverkehr der beiden Freunde ist dieses Element nicht aufgenommen. Wir sehen in dieser Negative einen grofsartigen, preiswürdigen Karakterzug. In ihm ist eine edle Keuschheit der Poesie und Kunst bezeichnet, er giebt das Zeugnifs der höchsten Bildung und Vornehmheit. Nicht dafs der politische Beruf, welcher Art immer er sei, als Staatsmann, Krieger, Volksvertreter, Schriftsteller, dem Gebiete irgend einer Bildung je widerspräche, — im Gegentheil —, aber das beruf- und wirkungslose Schwatzen und Eifern, wo durch die ganze Lage der Dinge eine würdige Thätigkeit versagt ist, wird als ein müfsiges Spiel erhitzter Unterhaltung auch in geistreichen Händen zuletzt nur thöricht, und wäre in diesem Verkehr, ungeachtet des sonst in beiden Freunden mächtigen und bevorrechteten Interesse's an ihrer Zeit und deren Vorgängen, doch nur am unrechten Ort gewesen.

Wir haben noch anzumerken, dafs unsre Litteratur auch in Betreff der Schreibart und Sprache hier einen Gewinn empfängt. Nicht neue Wortgebilde und Redensarten, nicht künstliche Versuche neuer Wendungen und Muster eines gewählten und ausgearbeiteten Ausdrucks, sondern im Gegentheil, das seltne Beispiel einer ungezwungenen, bequemen, sorglosen und nachlässigen, zu keinerlei Zweck herausgeputzten Mittheilung. Wir haben in besseren und auch sonst werthvollen Schriften fast nichts dieser Art, was die Spra

Digitized by Google

che des gewöhnlichen Lebens schriftlich wiedergäbe, und doch liegt darin ein guter Bestandtheil, den wir lange nicht genug benutzen und aufbewahren. Die Redensarten gewöhnlichen Schlages, die bequemen, fast nicht zu missenden Ausdrücke, an denen die Grammatiker gröfsere oder kleinere Unrichtigkeit tadeln, die läfslichen Freiheiten, welche trotz aller Bannsprüche in ihrer Sphäre fortleben, dies alles findet sich öfters hier an guter Stelle, und wenn z. B. Schiller, und grade Schiller, der im erhabenen und sprachgerechten Ausdruck unbestreitbar Meister ist, von einer *schlecht schlafenden Nacht* oder *des Mannes seinem* Raisonnement spricht, so sehen wir darin mit einer Art Genugthuung ein Sprachrecht ausgeübt, das uns kein einseitiger Richterspruch rauben darf.

Wir schliefsen mit dem unsrer gesammten Betrachtung entnommenen Ergebnifs, dafs, welch mannigfache Reichthümer unsre Litteratur auch schon besitzt, und welch andre noch ihr künftig beschieden sein mögen, doch dieser Briefwechsel immer als einzig dastehen, und der eigenthümliche Reiz grade dieser Mittheilungen sich in keinen ähnlichen wiederholen wird, so wenig als Schiller und Goethe uns ein zweitesmal erscheinen können. Würdig war diese einzige Sammlung daher auch noch besonders, einem edlen Könige, dessen lebendiger Antheil an Deutscher Poesie und Geistesbildung die beiden Dichter und Freunde früh im Gemüth getragen, und den allzu schnell dahingestorbenen wie den glücklich noch lebenden mit hohen Ehren bedacht hat, als ein vereinigtes Denkmal beider so zugeeignet zu werden, wie dies vor dem sechsten Bande durch Goethe's dankbares Wort an den König Ludwig von Baiern für alle Zeiten zum unvergänglichen Denkmal so rühmlich geschehen ist. —

K. A. Varnhagen von Ense.

LIV.

Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie zu Vermittelung ihrer Gegensätze; von Immanuel Herrmann Fichte. Sulzbach, in der J. E. v. Seidel'schen Buchhandlung. 1829. S. *XXX, und* 416.

Indem der Verfasser vorliegender Schrift eine Darstellung und Schilderung der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland seit Kant bis auf die neueste Zeit unternommen, gibt er als seinen Zweck dabei an, diese Systeme zwar als die nothwendige Entwickelung des philosophirenden Geistes, wie dies jedes System sey, darzulegen, zugleich aber zu zeigen, dafs auch das letzte System, das Hegelsche, obgleich alle früheren widerlegend und vereinigend, dennoch auf einen höheren Standpunkt zu erheben sey, welchen der Verfasser dann wohl auch selber, jedoch nur auf wenigen Schlufsblättern andeuten will.

Die Schrift des Verf. stellt sich damit sogleich als eine polemische dar. Doch wie er angibt, ist diese Polemik nicht eine äufserliche, blos negative, sondern eine solche, welche eingehe in die Ansicht des zu widerlegenden Systems, und so von innen heraus, und durch es selbst seine Mangelhaftigkeit aufweise (S. 8, 9, 225 u. 226). Diese Polemik soll also nichts anders seyn, als der Geist der Philosophie selber, welcher den Zusammenhang aller Systeme erfassend, durch die Einseitigkeit des Einen das Andere erzeugt und in dieser Fortbildung die Wahrheit zum Bewufstseyn bringt. Dies ist eine Ansicht über Geschichte der Philosophie, welche Schelling angedeutet, und Hegel dann zur Entwickelung gebracht hat. Beim Verfasser findet sich jedoch keine Spur von Andeutung, woher er diese Einsicht geschöpft habe, sondern er produzirt sie kurzweg und immer als die seinige. Und so ist denn hier im Allgemeinen, und bevor Ref. an die Kritik des Einzelnen geht, zu bemerken, dafs alles was sich in des Verf. Schrift von spekulativem Gehalte nur irgend vorfindet, Hegelsche Gedanken sind. Es wäre damit an sich noch kein Tadel ausgesprochen, ja Ref. würde dem Verf. beistimmen, wenn derselbe dafür den Grund angäbe, dafs dies so seyn müfste, dafs dies ganz in der Ordnung sey, und die Wissenschaft allein dadurch weiter gebracht werden könne, dafs die Jüngeren von den Aelteren lernten. Aber, möchte Ref. fragen, warum nennt und citirt der Verf. nicht den Urheber, wenn er dessen Ansichten entwickelt? Warum thut er, als kennte er von den Hegelschen Werken nur „die Wissenschaft der Logik", da es sich sehr klar machen läfst, dafs ihm die Encyclopädie und Rechtsphilosophie auch bekannt seyn mufsten? Ohnehin ist diese Bekanntschaft eine sich von selbst verstehende Foderung, wenn der Verf. diese Philosophie darstellen und beurtheilen will. — Sollte es die Reife und Vollendung seyn, in welcher

Digitized by Google

sich der Hegelsche Gedankengang ausspricht, die so sehr den Charakter allgemeiner Bewahrheitung und innrer Nothwendigkeit an sich trägt, und von individueller Ansicht befreit ist, dafs man den Urheber über den Gedanken zu vergessen und diesen sich selber zuzuschreiben verleitet wird.

So widerlegt der Verf. mit der Hegelschen Dialektik alle früheren Systeme der Philosophie und wir werden dann zuletzt sehen, wie er nun die Waffen, welche diese Philosophie ihm geliehen hat, gegen sie selber kehrt, um sie mit ein Paar unverdauten Brocken, und erlernten Halbwahrheiten umzustofsen. Nichtsdestoweniger ist der Verf. immer noch denjenigen Angreiffern der Philosophie vorzuziehen, welche aufserhalb des Bodens der Philosophie stehend, und sich dessen sogar rühmend, nur zufällige Streifzüge gegen sie unternehmen können. Denn sollte es sich zuletzt zwar finden, dafs auch der Verf. aufserhalb der Philosophie steht, so weifs er es doch selbst nicht, und glaubt sich *bona fide* auf der höchsten Höhe moderner Spekulation sicher umgeschaut zu haben.

Die Vorrede dient dazu, die Absicht des Verfs. im Allgemeinen auszusprechen, dafs sie nämlich darin bestehe die Gegensätze in ihrer Versöhnung aufzufassen (S. V), und indem der Verf. (S. VII) auf „manche treffliche Geister hinweist, welche die gesammte geschichtliche Entwickelung der Philosophie als eine organisch gegliederte auf ein Gesammtresultat hinweisende darzustellen sich bemühen," — (selbst hier sagt der Verf. nicht, dafs er diese Ansicht jenen trefflichen Geistern verdanke), — so fordert er von ihnen volle Selbstentäufserung, dafs sie nicht ausgehen von der Annahme eines bestimmten Systems. Daran mögen jene Geister nun wohl auch ohne des Verfs. Rath gedacht haben, dieser aber hat vergessen, dafs indem sie es waren, welche diese Ansicht von der Versöhnung der Gegensätze überhaupt aufstellten, sie auch ihr System nicht zu einem bestimmten und einzelnen machen konnten, sondern die Versöhnung der Gegensätze selber zu ihrem Systeme erhoben. Indem der Verf. nun sagt, dafs ein philosophisches System widerlegen nur heifst es als ein einseitiges aufzeigen, und einen unversöhnten Gegensatz darin erkennen, so kann sich, wie wir nachher sehen werden, die Sache leicht umkehren, indem wo der Verf. zu widerlegen glaubte, ihm vielmehr selbst nur aus Misverstand ein unversöhnter Gegensatz in einer Philosophie übrig geblieben war, welche deren nicht zuläfst.

Naiv sagt der Verfasser (S. IX) „dafs wenn auch nur über die Bedeutung von Raum und Zeit Einverständnifs unter den Philosophen gewonnen werden könnte, alle konsequenten Denker in der Hauptsache wenigstens dadurch Eines Sinnes werden müfsten." Sehr richtig; denn um über Raum und Zeit einig zu seyn, mufs man es über die Prinzipien seyn, und dann wäre man es überhaupt. Mit gleichem Rechte läfst sich aber der Versuch zur Sühne an jedem anderen philosophischen Gegenstande machen.

Uebergehend, wie der Verf. Schelling's und Hegel's Verdienst gegen einander äufserlich abzumessen sich bemüht, da er solche Abmessung sogleich selbst für verwerflich hält, (S. X u. XI), beschränkt sich Ref. dem Verf. bemerklich zu machen, dafs wo dieser auf das gegenseitige Verhältnifs beider Standpunkte wissenschaftlich hinweisen will, er sich im Irrthum befindet, indem er die Prinzipien beider Philosophen zu nahe zusammenstellt, als sey die „Wissenschaft der Logik" kein höherer Standpunkt, sondern nur dialektische Entwickelung und Ausbreitung des „Identitäts-System's", wie er die Schelling'sche Philosophie nennt. Freilich ist Hegel's Philosophie die Entwickelung der Schelling'schen, aber in dem Sinne, wie dies jedes spätere System im Verhältnifs zum früheren ist. Der absolute Fortschritt Hegel's gegen den Schelling'schen Standpunkt ist aber eben der, durch die konsequente Durchführung der dialektischen Methode den Schelling'schen Idealismus, welcher im Gegensatze zum Fichte'schen subjektiven, von Schelling selber ein objektiver genannt worden ist, von dieser neuen Einseitigkeit befreit, und so durch Verknüpfung dieser beiden entgegengesetzten Systeme die dialektische Erkenntnifs der absoluten Idee zum Prinzipe erhoben zu haben.

Gleich die Einleitung des Buchs (S. 1 — 28), welche eine „populäre Hinleitung auf den Standpunkt der Schrift" seyn soll (S. XIII), beweist nun, wie wenig der Verf. den wahrhaften Sinn der philosophischen Methode, und die rechte Ansicht über Geschichte der Philosophie erfafst hat. Denn wenn ihm zwar die Wahrheit in der Auflösung der Gegensätze besteht, so soll die Einheit als das gewonnene Resultat selbst wieder „eine

Digitized by Google

nothwendige Begrenzung" haben, „die abermals weiter treibt zu einer noch höheren Vollendung: und so ist die Mündung im Strome der Erkenntnifs wiederum zur neuen Quelle geworden." So spricht der Verf. freilich hier noch nicht deutlich aus, dafs die letzte Versöhnung durch die Philosophie unmöglich sey, besonders da er jene nothwendige Begrenzung nur mit einem „vielleicht" einführt. Doch scheint die angeführte Stelle auf die Annahme eines Progresses ins Unendliche hinzuweisen, in dessen Natur es liegt nie erreicht zu werden, obgleich der Verf. aus der „Wissenschaft der Logik" die Einseitigkeit jener Kategorie consequent aufgezeigt hätte finden können. Dafs sich aber der Verf. von dieser unspekulativen Ansicht des Verstandes nicht hat losmachen können, beweist zunächst, — (nachher kommen die Beweise in Menge), — das unmittelbar Folgende. Es klingt z. B. ganz schön, wenn es heifst: S. 10. „Die Geschichte der Philosophie ist das Bewufstseyn der Philosophie über sich selbst in dieser Form der Zeitlichkeit;" S. 11. „Mit dieser zeitlichen Entwickelung ist aber zugleich das Vernichten der Zeit gesetzt, und der Beweis von der Einheit und Ganzheit der Philosophie;" S. 16 u. 17. „Unser Wissen und Erkennen ist die Selbstoffenbarung der Wahrheit in uns;" und S. 18. „und so könnte der Mensch eigentlich nach nichts Höherem streben, wie nichts Gröfseres erreichen, als seine Anlage rein und ganz aus sich zu entwickeln, wenn es möglich wäre." Und nun kommt die ganze Litanei von dem unaufgelösten und stets unauflösbaren Gegensatze: S. 19. „Wenn es möglich wäre, — setzen wir jedoch ausdrücklich hinzu: denn auch hier bleibt das Ewige unerreichbar in der Zeit, und nie ganz von ihr zu bewältigen, weil es ihre innere Grundlage, das schöpferisch in ihr Gestaltende ist, das also wie ein nie ganz aufgehender Rest in ihr zurückbleibt." Hier ist die perennirende Dauer des unaufgelösten Gegensatzes ausdrücklicher behauptet, das Ewige, die absolute Vernunft zu einer irrationalen Gröfse herabgezogen, und man begreift kaum, wie solche Widersprüche in einem und demselben Kopfe Platz haben können; denn einige Blätter vorher hatte er noch behauptet, dafs die vollständige Entwickelung der Philosophie die Zeit vernichtend ganz darin erscheint, wo dann doch kein Rest übrig bleiben kann.

Noch auffallender ist aber die Art und Weise, wie der Verf. sich die Entstehung dieses Restes oder Bruches in seinem philosophischen Rechenexempel, (auf den er übrigens noch mehrmals ausdrücklich zurückkommt, S. 56, 215) zu erklären sucht. Denn ungeachtet er vorhin sagte, dafs das Individuum, der menschliche Geist, die Selbstoffenbarung der Wahrheit, des absoluten Geistes sey, so wird ihm das Individuelle dann doch wieder zu einer blofsen „Begrenzung" (S. 16): „so bleibe uns eingedenk, dafs wir endliche seyen, dafs also auch die Wahrheit in uns nur besondere Gestalt annehmen könne" (S. 17); „die Wahrheit ist nirgends die ganze, den unendlichen Reichthum ihrer Beziehungen umfassende, die Allwahrheit ... Sich offenbarend im Einzelnen unterwirft sie sich zeitlicher Entwickelung".— Warum thäte sie dies, wenn sie, statt durch diese Offenbarung an Klarheit zu gewinnen, nur sich trübte? Diese Offenbarung wäre dann eigentlich keine Offenbarung. Zwar eifert der Verf. dagegen, dafs sie dadurch sich trübe: „Sie legt ins Unendliche hin auseinander, was in ihr ewig Eins ist. So wird ihre Einheit nicht getrübt, zerschlagen ... Aber alle schauen sie nur durch den Blick ihrer Individualität hindurch, demnach als eine Besondere, wie ihr ewiger Strahl durch den Fokus des Endlichen gebrochen wird" (S. 17 und 18) Wie ist es möglich innerhalb weniger Zeilen in solche Widersprüche zu verfallen? Mufs die ewige Wahrheit nicht getrübt werden, wie das prismatische Licht, wenn ihr Strahl durch den Blick der Individualität, durch den Fokus des Endlichen gebrochen wird? Und wird sie gebrochen, mufs sie dann nicht auch zerschlagen seyn? Ja der Verf. sagt, sie lege in's Unendliche hin auseinander, was in ihr ewig Eins ist. Sie kommt also nur darum nie mit der Auslegung dieses ewig Einen zu Stande, weil die Auslegung in's Unendliche gehen soll. Diese Offenbarung ist also nie der adäquate Ausdruck derselben. Vollendet erscheint sie dem Verf. daher nur, in sofern sie in sich bleibt: „Innerlich und in ihrer Wurzel ist sie allen Geistern die Eine" u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie zu Vermittelung ihrer Gegensätze; von Immanuel Herrmann Fichte.

(Fortsetzung.)

So müfste der einseitige Verstand, der die spekulative Vernunft begriffen zu haben meint, doch endlich über sich verständigt werden. Wenn das Individuelle, welches der Verstand dann aber „nicht dem Endlichen gleich setzen darf, erst das Allgemeine und die Wahrheit zur Verwirklichung und Selbstoffenbarung bringt, so mufs er dasselbe Individuelle dann nicht auch wieder so darstellen, als sey es der alleinige Grund eines Makels an dieser Selbstoffenbarung. Freilich schlechte Individualitäten können die Wahrheit verzerren, die Beispiele davon liegen nur zu nahe. Dafs die Individualität aber adäquater Ausdruck des Göttlichen seyn könne und solle, lehrt nicht nur das Christenthum, sondern eben so die Philosophie, so wie sie auch lehren, dafs die adäquate Auslegung nicht als ein Auslegen in jenes äufserliche Unendliche hinaus zu fassen sey.

Wozu alle jene vortrefflichen Deklamationen? Warum spricht der Verfasser die Sprache einer Philosophie, aus welcher er immer wieder in den Standpunkt der Endlichkeit, und des nie erreichten Progresses zurückfällt? „Doch es möge bedacht werden, dafs wir auch hier eigentlich nur ein Ideal anstreben, das jedem irdischen Beginnen nie ganz erreichbar ist." (S. 26). Bei der Incohärenz der Gedanken, die den Charakter dieser Schrift ausmacht, ist die naive Keckheit zu bewundern, dafs der Verf. durch diesen Rückfall in den unaufgelösten Gegensatz des unendlichen Progresses glaubt einen Gegensatz hervorgerufen zu haben, den die „Wissenschaft der Logik" noch nicht kenne, sein Buch also einen bisher noch nicht gethanen Fortschritt in der Geschichte der Philosophie repräsentire; „Indem nämlich hier versucht werden soll, ein höchstes Gesammtresultat der bisherigen Philosophie nachzuweisen; also zu zeigen, wie die einzelnen Elemente und Seiten desselben als Glieder eines lebendigen Ganzen sich vereinigen; so wird darin zugleich auch ein neues philosophisches Prinzip geltend gemacht, eine neue Ansicht hervorgerufen, welche wiederum andere Probleme und Aufgaben mit sich führen wird" (S. 27, u. 28). Es ist dem Verf. nur zu erwidern, dafs er Recht hat, wenn er S. 27 ausruft: „was bewahrt uns vor den tiefliegenden Idiosynkrasien des Geistes für jene oder gegen diese Ansicht, die halb unbewufst auch in wissenschaftlichem Zusammenhange das Urtheil täuschen, überhaupt den Vorurtheilen im weitesten Sinne." Er hat nämlich solchen Idiosynkrasien und Vorurtheilen nicht entgehn können. Und wenn er S. 23 u. 24 von drei falschen Weisen spricht, wie man mit spekulativen Wahrheiten heut zu Tage umgehe, so kann man die dritte, ohne dafs er es geahndet hätte, füglich auf ihn selber anwenden: „geschieht es nun dennoch, dafs das gemeine Bewufstseyn, die Geister gewöhnlicher Höhe Kunde empfangen von den eigentlich spekulativen Wahrheiten, so läfst sich dabei nur ein dreifaches Verhältnifs derselben denken . . . . . oder endlich, wenn die Zeit kecker geworden ist, und das Philosophiren eine Art von Mode zu seyn scheint, begehrt man wohl gar, die eignen gewöhnlichen Ansichten in der Form einer Philosophie zu besitzen" u. s. w.

Was nun die Abhandlung selbst betrifft, so zerfällt sie in vier Abschnitte. Der erste betrachtet die auf Kant vorbereitende Epoche: Locke und Leibnitz, Berkeley, Hume u. s. w. (S. 29—112), der zweite Kant und Jacobi und die versuchte Vermittlung Beider, (S. 113—258), der dritte die Philosophie der gegenwärtigen Epoche, wohin Fichte, Schelling und Hegel gerechnet werden (S. 259—368), der vierte endlich das Gesammtresultat, und welches die fernere Entwickelung der Spekulation sey (S. 369— Ende). Schon diese Ver-

Digitized by Google

theilung des zu bearbeitenden Stoffs zeigt Mangel an systematischem und dialektischem Geiste, denn wie hätte sonst Fichte mit Schelling und Hegel verbunden werden können, da er doch vielmehr zu Kant und Jacobi gehört, und zwar nicht blos als versuchte, sondern als wirklich ausgeführte Vermittlung Beider. Doch freilich verkehrt der Verfasser gänzlich Fichte's Standpunkt, wovon an seinem Orte.

I. Der erste Abschnitt als blos rück- und überblickend ist viel zu ausführlich, obgleich der historischen Treue der Darstellung im Ganzen wenig vorzuwerfen ist. Auch den dialektischen Widerlegungen jener Philosophien kann die Kritik um so weniger etwas anhaben, als ihre Prinzipien sämmtlich aus der „Wissenschaft der Logik" entnommen sind. So schlichtet der Verf. ganz richtig den Streit der *tabula rasa* und der angebornen Ideen (S. 37—44) durch die dialektische Betrachtung des Verhältnisses, welches zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen statt findet: „was Allgemeines heifst und Einzelnes sind nur Momente .... kein Einzelnes, in dem sich nicht ein Allgemeines bewährte .... Eben so ist umgekehrt kein Allgemeines, das nicht zugleich im Einzelnen existirte, widrigenfalls es ein nichtiger (unwirklicher) Gedanke, etwa ein „„leeres"" Ideal wäre" (S. 38). Begriffe der Verfasser, was er hier aus der „Wissenschaft der Logik", (Th. III, S. 37—70) ohne sie zu nennen, gelernt hat, er würde nicht in die Mifsgriffe verfallen seyn, die wir bereits gesehen, und die sich noch in der Folge darbieten werden, so z. B. wenn er später auch die Hegelsche Philosophie noch „den vollkommensten Sieg des Abstrakten" nennt (S. 375.)

Ferner kann das zu grofse Anpreisen Leibnitzens, welches der Verfasser überall an den Tag legt, nicht anders als verdächtig seyn, indem der Mangel des in sich durchaus consequenten und höchst spekulativen Inhalts der Leibnitzischen Philosophie, doch darin besteht, das Gebiet des Glaubens jenseits gelassen, und noch nicht mit der Philosophie in Berührung gebracht zu haben. Die Scheu diese beiden Gebiete versöhnt zu sehn, ist aber eben der Standpunkt des Verfs. So heifst es S. 44. „Und wirklich kam es uns nicht blos darauf an, Leibnitzens Lehre von den Mifsdeutungen zu retten, die sie lange genug schon erfahren hat, sondern wichtiger schien es noch, durch Leibnitz selbst einige Belehrung — (wir wagen es zu behaupten!) — unsern philosophischen Zeitalter zuzuleiten". Ja S. 45 wird dies Zeitalter fast aufgefordert auf den Standpunkt Leibnitzens zurückzukehren, indem gesagt wird, dafs „Kant ihn wohl misdeutet, aber nicht eigentlich widerlegt habe, und dafs bei Kant eben das, worin er sich jenem entgegensetzt, diejenige Seite der Lehre sey, welche die weitere Entwickelung der Philosophie wohl zurückzunehmen, und zu berichtigen hatte." Hiegegen ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, dafs der philosophirende Geist keinen Schritt zurückgeht, noch aufgibt, was er einmal errungen. Dann in Anwendung auf unsern Fall ist Kants Kritik gegen Leibnitz, (Kritik der reinen Vernunft, S. 232, 6te Auflage), ganz begründet, dafs er die Erscheinungen der Sinnenwelt zu Noumenen erhob, wenn er sie gleich Phänomene nannte. Denn Leibnitz glaubte mit dem Verstande und seinen Kategorien die an sich seyende Wahrheit aussprechen zu können. Davon die Philosophie befreit zu haben, wird Kanten diese ewig danken, und sie wird sich wohl hüten des Verfs. Rath zu befolgen, und diesen Fortschritt zurückzunehmen.

Nachdem der Verf. nun auch Berkeley und Hume betrachtet hat, macht er den Uebergang zu Kant, ohne von der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts mehr als den Namen angeführt zu haben (S. 112), da sie, wenn der Verf. auch recht hätte sie mit dem seichten Prädikat der „Seichtigkeit" abzufertigen, doch wegen ihrer grofsen Verbreitung und mächtigen Einflusses auf die ganze Denkweise des vorigen Jahrhunderts nicht hätte übergangen werden dürfen, um so weniger, als die deutsche Philosophie der letzten Zeit nicht ohne sie zu verstehen ist, indem diese zugleich als die Reaktion gegen die französische Philosophie aufzufassen ist, und als die Tendenz, den aus der Philosophie verlornen Gott wieder in derselben herzustellen.

II. Der zweite Abschnitt, welcher die Darstellung und Kritik der Kantischen und Jacobi'schen Philosophie enthält, thut nun wieder nichts anders als die dialektischen Waffen der „Wissenschaft der Logik" gegen jene Systeme zu wenden. So wird S. 128—130 der Apriorität von Raum und Zeit als subjektiven Formen der Anschauung durch die Reflexion begegnet, dafs das Allgemeine, der reine Raum, nur im Einzelnen, in einem bestimmten Räumlichen concret und wirklich sey. Eben so entlehnt (aus Hegel's Logik I, S. 138—150) ist

Digitized by Google

dann die Betrachtung der Widersprüche des Raums mit der Erinnerung an Zeno, den Dialektiker, (S. 133, 134), und S. 135 dafs Kant nichts gewinne, sondern nur noch mehr sich verwickele, wenn er von der Welt den Widerspruch entfernend, ihn in den Geist versetzt (Hegel's Encyclopädie §. 48, 2te Auflage). Auch die dialektische Betrachtung der Zeit (S. 135—137) findet man ziemlich wörtlich nach Hegel's Encyclopädie §. 257—259, vorgenommen, ja der Verf. entblödet sich nicht vom Standpunkte der für seine eigne Weisheit ausgegebenen Definition der Zeit, einen aus jenen §§. selbst citirten Ausspruch über die Zeit als „passend" zu billigen und mit „man" einzuführen: „Passend hat man daher die Zeit als dasjenige charakterisirt, welches ist, indem es unendlich nicht ist." Unendlich steht indessen an jener Stelle nicht, und ist auch ganz unpassend. Das Erste Erfordernifs, wenn man Anderer Gedanken citirt, ist aber doch richtig zu lesen und auszuschreiben.

Doch es wäre zu wünschen gewesen, dafs es der Verf. beim Nachschreiben hätte bewenden lassen. Denn nach jener vortrefflichen Exposition von Raum und Zeit, glaubt der Verf. kühn wie Ikarus der Schwungkraft eignen Gefieders sich überlassen zu können. Es folgt (S. 137—146) eine Probe von des Verf. eigner Dialektik, um sich die Erfüllung von Raum und Zeit begreiflich zu machen, — ein Kantisches Konstruiren der Materie aus Expansion und Kontraktion, wo alle Reflexions-Kategorien des Verstandes mit unterlaufen, nicht ohne dafs protestirt werde gegen die „durch die Kantische Theorie beförderten Misverständnisse" (S. 138). S. 137. heifst es vom Raum: „Er ist die reinste Form der unendlich ausdehnenden Richtung, des absolut energischen Aufsereinander. Damit ist aber auch zugleich der allgemeinste Gedanke einer inneren Kraft derselben, eines ausdehnenden Realen gesetzt." S. 138: „Ein Seiendes, aus innerer Kraft sich verwirklichend, durch sich bestehend, (sich ausspannend), kann, wollen wir den Gedanken lebendig erfassen (!), nur als energische Expansion, als „„erfüllter Raum"" gedacht werden; und hier haben wir die erste Wurzel des Begriffs von Räumlichkeit." Wogegen zunächst zu bemerken, dafs der Verfasser sich den Sprung in den erfüllten Raum sehr leicht macht, und dann dafs wenn er schon beim erfüllten Raume angelangt ist, er längst über „die erste Wurzel des Begriffs von Räumlichkeit" hinaus sein mufs. Doch S. 144 ist wohl im unkritischen Gebrauch der Kategorien das Höchste geleistet, was möglich war: „der allgemeinste Begriff,... (darum aber nicht zugleich nach dem gewöhnlichen Misverständnifs, der höchste oder der realste),... ist der des reinen Seins — der selbstkräftigen — aus sich selber sich setzenden — Wirklichkeit." Welches Nest von Widersprüchen, um mit Kant und Hegel zu sprechen! Der Verf. hat also recht gut vernommen, dafs der Anfang das Schlechteste, Abstrakteste ist. Er weifs auch und giebt es zu, dafs das reine Seyn diesen Anfang, diesen abstraktesten Begriff constituire. Und dennoch ist das reine Seyn ihm die selbstkräftige Wirklichkeit. Wie fühlt er sich die Macht alle die Kategorien und Vermittlungen, welche die „Wissenschaft der Logik" zwischen das reine Sein und die Wirklichkeit einschiebt, in einem Nu und durch einen blofsen Gedankenstrich zu erdrücken? Im selben Tone fährt der Verf. fort: „Sie (die Wirklichkeit) ist daher unmittelbar Daseyn (gleichsam offenbarend ihre innere Kraft zu sein): und Daseyn ist: — diese Kraft, Eins und verschmolzen mit ihrer Wirkung; oder: — ist aus sich quellendes Leben" u. s. w. So springt der Verf. vermittelst der sonderbarsten Interpunktion in die disparatesten Kategorien über, und schliefst dann wohlgefällig S. 145: „dies reiche hin, um den ersten metaphysischen Ursprung von Raum und Zeit wenigstens anzudeuten."

Weiter sagt der Verf., wo er auf die Dimensionen und Momente des Raums zu sprechen kommt, das nach, was Encyklopädie §. 255 u. 256 zu lesen ist. Und wo er nun nach dieser höchst episodischen Abschweifung über Raum und Zeit zur Kritik des Kantischen Systems zurückkehrt, löst er ganz richtig nach Anleitung der Wissenschaft der Logik den nichtigen Gegensatz von Erscheinung und Ding - an - sich, wie er bei Kant vorkommt, auf (S. 148 flg.). Doch hindert ihn dies nicht auch manches Schiefe über die Kantische Theorie vorzubringen, so wenn er S. 155 die bekannte Lehre Kants von dem transscendentalen Schematismus der reinen Vernunft „unter das Scharfsinnigste jenes scharfsinnreichen Werkes rechnen möchte"; diese Schemata sind vielmehr gequälte Mitteldinge, welche als der Einbildungskraft angehörig den schroffen Gegensatz der Kategorien des Verstandes und der sinnlichen Anschauungen aufheben sollen. So wird die Zahl zum Schema

Digitized by Google

der Quantität, die Succession zu dem der Causalität u. s. w. verwendet. Freilich bedurfte Kant solcher Mittelglieder, um nur Verstand und Sinnlichkeit auf einander beziehen zu können. Doch ist eben die Trennung derselben, wie sie bei Kant vorkommt, zu misbilligen. Und am wenigsten ist das Auskunftsmittel durch den Schematismus scharfsinnig zu nennen, indem grade dies Auffinden von Bindungsgliedern die Trennung zu einer perennirenden macht. Auch ist die Zahl in der That nicht ein Drittes, welches die Quantität erst mit sinnlichen Anschauungen verbände, sondern die Zahl ist selbst die sinnlich erscheinende Quantität, und in ihr daher die absolute Identität beider Seiten des Gegensatzes ausgesprochen. Höchst auffallend aber bleibt es, wenn der Verf. die so „scharfsinnige" Lehre Kants von den Schematen wieder vergessend, oder vielmehr ohne sie zu vergessen, — („der Verstand, auch schematisirend," S. 156), — dennoch behaupten kann, „beide Sphären (Verstand und Sinnlichkeit) trennt ja eben nach Kant eine unübersteigliche Kluft" (S. 157). Die ganze Theorie Kants geht einzig und allein darauf in der Erfahrung die Einheit der sinnlichen Anschauungen mit den Kategorien des Verstandes anzuerkennen. Hätte der Verf. gesagt, dafs die Kantische Lehre eine unübersteigliche Kluft zwischen Verstand und Sinnlichkeit einerseits und Vernunft andererseits statuire, so würde er der Wahrheit näher gerückt sein.

Nachdem der Verfasser endlich die Kritik der Kantischen Antinomik (S. 164—176) wieder stillschweigend aus Hegels Logik (Th. I, S. 139—149) entnommen, macht er „den wissenschaftlichen Uebergang Kants zu Jakobi" daran, „dafs überhaupt der Glaube in mannigfacher Gestalt jener philosophischen Leerheit — (dem Kantischen Dinge - an - sich) — gegenüber sich geltend machte. Keiner hat aber mit solcher Tiefe und Würde, mit solcher spekulativ polemischen Kraft, mit so deutlich ausgesprochenem Bewufstseyn seines ergänzenden Verhältnisses zur Zeitphilosophie dies gethan, als Friedrich Heinrich Jacobi" u. s. w. (S. 180, 181). So richtig es nun zwar an sich ist, dafs die Postulate der praktischen Vernunft bei Kant nothwendig mit der Jakobischen Glaubensphilosophie zusammenhangen mufsten, so ist doch das weitere Urtheil des Verfassers über Jakobi ganz falsch, indem wohl Niemand mit weniger spekulativ polemischer Kraft und so bornirtem Bewufstseyn seines Verhältnisses zur Philosophie seiner Zeit aufgetreten ist, als Jakobi. Adel der Gesinnung, geistreiche Blitze sind die höchste Zierde seiner Schriften. Mit edler Begeisterung und siegreichen Waffen polemisirt er dann allerdings gegen das Kantische Ding an sich, den kategorischen Imperativ, und wie diese Geister des Kriticismus denn alle heifsen mögen. So trifft jeder Schlag, den er hinter sich führt, aber wenn er sich nach vorwärts gegen dasjenige wendet, was der Verf. hier und anderwärts (S. 105) „die Zeitphilosophie" nennt, „welcher Jakobi entgegentritt," so ist er im steten Irrthum befangen, die spekulative Vernunft widerlegt zu haben, weil er sie mit dem Verstande zusammenwirft, und seine Vernunft es zu keinem Denken und Wissen, sondern zum blofsen Glauben bringt.

So knüpft der Verf. an salbungsreiche Tiraden (S. 213—218), durch welche er beweist, dafs er bei grofser Innigkeit des religiösen Gefühls doch dem philosophischen Standpunkt gänzlich fremd sey, ein immer gesteigertes Lob Jacobi's, selbst da wo er ihn zu widerlegen scheint, und wo er den Leser um Vergebung bittet „für die Lebhaftigkeit seiner Ausdrücke über den dahingeschiedenen Weisen" (S. 224). Ja Refer. könnte sogar, wenn man ihn fragte, welchen Unterschied er zwischen dem Standpunkt Jacobi's und dem fände, in welchem der Verf. erscheint, in Verlegenheit gesetzt werden, es sey denn, dafs er antwortete: der Verf. unterscheidet sich nur darin, dafs er, in der That auf derselben Stufe bleibend, im unbegreiflichen Wahn befangen ist, Fichte, Schelling, Hegel, überhaupt die ganze philosophische Gegenwart zu übersehen, und weit über sie hinaus zu reichen. Doch kann man auch bei Jacobi denselben Glauben sehen, nur war derselbe unbefangner, da er seinem Standpunkte getreu die Systeme jener Philosophen nun auch gar nicht als Fortschritte in der Wissenschaft anerkennen wollte. Zum Belege des Gesagten mögen folgende Sätze des Verfs. aus den oben angeführten Seiten dienen: „Bist du also im Gegentheil genöthigt, ein unmittelbares Bewufstseyn des Uebersinnlichen zuzugeben, wie willst du anders es nennen, als recht eigentlich die Vernunft" (S. 214).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie zu Vermittelung ihrer Gegensätze; von Immanuel Herrmann Fichte.

(Schluſs.)

„Der kühne Gedanke unsrer Unsterblichkeit mitten in dem allgemeinen Vergehen um uns her, d. h. das Bewuſstseyn der uns eingebornen Ewigkeit u. s. w., selbst die Sehnsucht irdischer Liebe, aller Glaube, wie Aberglaube an ein Unsichtbares und eine Geisterwelt u. s. w. hat ihre Quelle in jenem ursprünglichen alles Endliche negirenden Gefühle." (S. 216, 217). Wie in dem alles Endliche negirenden Gefühle selbst die Sehnsucht irdischer Liebe, und der Aberglaube Platz habe, ist freilich nicht abzusehen. „Der Anblick des Himmels, des gränzenlosen Meeres u. s. w. die Naturtöne mit ihren schauerlich sehnsüchtigen Klängen, das Sausen des Sturmes, das ferne Echo, alle sprechen zu uns von einem nie erlebten Einst u. s. w. Ja jede Naturfreude eben, jede reine Lust ist im Irdischen dennoch von einer Wehmuth, von einer tiefen Sehnsucht — nicht getrübt, sondern gehoben." S. 217 und 218. So erhebt sich der Verf. selbst bis zur Jacobischen Sehnsucht, dem letzten Resultate seiner Philosophie.

Ueber den Zwiespalt Jacobi's, aus welchem diese Sehnsucht geflossen ist, giebt uns der Verf. (S. 184, 185) eine neue interessante Mittheilung aus „einem zum Theil noch ungedruckten Fragmente" Jacobi's, welche er selbst vom „Sohn des Philosophen, Präsidenten Jacobi, gegenwärtig in Bonn" mit der Erlaubniſs „gelegentlicher Bekanntmachung" erhalten. Und so stehe sie denn auch hier: „In die Klagen über die Unzulänglichkeit alles unseres Philosophirens stimme ich leider von ganzem Herzen ein; weiſs aber doch keinen anderen Rath. Dies oder katholisch werden: es gibt kein Drittes ..... Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, so daſs sie gemeinschaftlich mich trügen; sondern so wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt auch unaufhörlich mich das Andere." Wenn der Verf. nun aber hiezu die Bemerkung macht: „Fürwahr, bezeichnender kann das allgemeine Leiden der Zeit und der gegenwärtigen Bildung nicht ausgesprochen seyn, als in den vorigen Worten!" so vergiſst er, daſs auch schon die Hülfe dagegen gefunden worden. Dies ist es aber, was der Verf. noch nicht erkannt hat, wie der Schluſs seines Buches zeigen wird. So inkonsequent ist aber der Verf., daſs er, obgleich diesen unaufgelösten Zwiespalt in Jacobi anerkennend, dennoch diejenigen tadelt, von welchen Jacobi „als Philosoph eben so entschieden zurückgewiesen wird, die höchstens in ihm eine geistreiche Individualität erkennen wollen, welche jedoch an einem nie aufgelösten Zwiespalte mit sich selbst untergegangen sey."

Ungeachtet aller dieser Ansichten und Gefühle die der Verfasser von Jacobi in sich aufgenommen, greift er ihn nun dennoch unaufhörlich an, und nicht nur seine Gefühls-Theorie, sondern auch seine Polemik gegen philosophische Demonstration. Was den ersten Punkt betrifft, so will der Verfasser (S. 119) es Jacobi zum Vorwurfe machen, daſs er das Anschauen eines persönlichen Gottes aus dem inneren Gefühle entnehme, es gehöre dazu nämlich die unmittelbare Erfahrung einer positiven Offenbarung, die Jacobi verwerfen würde. Diese Spitze der Subjektivität, alle Offenbarung als eine innere zu fassen, ist aber gerade der Standpunkt Jacobi's, und das was ihm noch eine Stelle in der Geschichte der Philosophie erwirbt. Der Verf. stellt sich aber mit seinem Angriff lediglich auf den religiösen Standpunkt, und dennoch entschlüpft es ihm, den Werth, den er auf die Persönlichkeit legte, wieder aufzuheben, indem er hinzufügt: „aber erst der spätere kirchliche Lehrbegriff spricht von „„Personen"" in der

Digitized by Google

Gottheit." (S. 220). In der That ist jedoch philosophisch die Persönlichkeit Gottes erst in den Personen, oder nur in Verbindung mit der Trinitätslehre zu begreifen.

Wo aber der Verf. die polemische Richtung Jacobi's gegen die spekulative Vernunft angreift (S. 228—239), folgt er ganz dem Gange der Widerlegung in der Hegelschen Encyklopädie §. 61—78. Und da wir schon fast zu oft auf diesen Vorwurf zurückgekommen sind, möge nur noch angeführt werden, dafs der Verf. sich selbst die Unterscheidung von Vernunft-Allgemeinheit und Reflexions-Allgemeinheit und zwar mit einem „füglich" zuschreibt: „das Allgemeine kann entweder sein das Allgemeine der Reflexion, oder das des spekulativen Denkens. Jenes ist der sogenannte logische Begriff, die Allgemeinanschauung mannigfaltiger konkreter Anschauungen, die durch die gewöhnliche logische Reflexion und Abstraktion erfunden, deshalb füglich die Reflexions-Allgemeinheit genannt werden kann." (S. 232). Des Verfs. eigne Auflösung des Jacobischen Zwiespalts, und damit die beabsichtigte Widerlegung seines Standpunkts wird dann (S. 242 u. 243) auf die einfache Assertion gestellt, dafs „Verstand und Herz" (dazu verflacht sich dem Verf. der Gegensatz von Glauben und Wissen) eben auch zur „tiefsten Harmonie" gelangen können. „So wird auch, (heifst es dann weiter), der tiefere Denker — und Beispiele der neueren Zeit haben dies gelehrt — indem er in das Geheimnifs der Natur einzudringen, so wie das innerste Wesen des Menschen zu erforschen sucht, — zur Tiefe des Glaubens anerkennend und huldigend zurückkehren, und eben erkennen, wie in ihm schon die Lösung aller Räthsel einfach niedergelegt sei." Was man indessen auch über die vermeintliche oder wirkliche Sinnesänderung Schellings schon für Vermuthungen aufgestellt hat, so weit ist noch Niemand gegangen zu behaupten, dafs Schelling, nun alle Philosophie für ungenügend haltend, im Glauben schon die Lösung aller Räthsel gefunden hätte. Im Gegentheil steht die Erscheinung seines vollendeten Systems der Philosophie immer noch zu erwarten, und dann wird erst über seine Sinnesänderung zu urtheilen sein.

III. Der dritte Abschnitt, so wie der letzte, sind vollends der schwächste Theil des Buchs, weil der Verf. hier seines Stoffs noch viel weniger mächtig ist, als vorher. So ist besonders erstens die Darstellung des Fichteschen Systems ganz verfehlt zu nennen. Denn statt seinem Auszuge die „Wissenschaftslehre" zu Grunde zu legen, welche doch den Kern und die höchste Energie des Fichteschen Philosophirens darstellt, hielt sich der Verf. meist, ohne es indessen zu sagen, an die „Thatsachen des Bewufstseyns" welche, erst nach des Philosophen Tode erschienen, durchaus nur für eine Versandung seines Systems können angesehen werden. Der populären Schriften Fichte's, wo sich der spekulative Kern der philosophischen Lehre mit tiefem Sinne und edler Begeisterung einem exoterischen Kreise eröffnet, ist fast gar nicht Erwähnung gethan worden. Die kleine Abhandlung: „die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse, Berlin 1810" worin die höchste Potenzirung der Fichtischen Philosophie und ihre spekulative Fortbewegung zur Schellingischen Philosophie niedergelegt sind, scheint der Verf. zwar gekannt zu haben. Immer können aber die Urtheile desselben über die Wissenschaftslehre nicht anders als sehr auffallend erscheinen. So läugnet der Verf. gerade zu, dafs die Wissenschaftslehre subjektiver Idealismus sey (S. 313). Einmal soll sie nicht ein „leeres Reflexionssystem" sein (S. 280), dann wird wieder vom „reflektirenden Standpunkte der Wissenschaftslehre" gesprochen (S. 313), und zuletzt wird gesagt, (was diesen Widerspruch zu lösen scheint), „dafs sie jenes alle Realität verflüchtigende Princip der Reflexion über sich selbst verständigt, seine wissenschaftliche Grenze und eigentliche Bedeutung ihm nachgewiesen, und seine vernichtende Gewalt aufgehoben habe" (S. 296, 297) welche Behauptung dann selbst bis dahin fortgeht, dafs Wissen und Seyn in der Wissenschaftslehre absolut identisch und das Bewufstseyn mit dem Absoluten vollständig ausgesöhnt seyen (S. 303). Doch erstens hat Fichte die Reflexion nie über die Schranke des Bewufstseyns *hin*ausführen können, und dann behauptet der Verf. (S. 308, 309) dies wiederum auch sogar selber: „Die Wissenschaftslehre ist formale Theorie des Bewufstseyns; die eigentliche Realität... kann sie daher... nicht erkennen, weil ihr ganzes wissenschaftliches Element nur ist die Reflexion auf die Form des Wissens, ... sie erkennt daher auch die nothwendigen Schranken ihres Standpunkts an." u. s. w. Vielleicht genehmigt es der Verf., wenn der Ref. diese Widersprüche in dessen Urtheilen dadurch erklärt, dafs der Verf. einmal mehr den Geist der Lehre, das andre Mal ihre explizirte Gestalt vor Augen gehabt habe. Den

Digitized by Google

Geiste nach endet die Fichtesche Philosophie freilich in die Schellingsche Identität von Wissen und absolutem Seyn, und angedeutet ist dieser Geist eben am meisten in jener angeführten Abhandlung.

Zweitens geht der Verf. nach einer sehr dürftigen Darstellung des Schellingischen Systems zu dessen Kritik über, wobei die ganze dialektische Widerlegung auf den Satz hinausläuft, dafs weil das Absolute nur in der Vernichtung des Endlichen sey, wir zu keiner Wirklichkeit des Absoluten gelangen (S. 330), da die „Wissenschaft der Logik" den Verf. doch längst belehrt haben sollte, wie das Endliche selbst, als das Negative gesetzt, durch seine Negation vielmehr die Negation der Negation, die wiederhergestellte Positivität, und somit absolute Affirmation sey. Freilich wenn der Verf. das Endliche für das Wahre und absolut Feste hält, dann kann er in dessen Negation nur ein Negirtsein sehen. Auch ist der darauf folgende Einwand (S. 331), dafs das Absolute damit absolutes Werden sei, welches nie zum Sein gelange, ganz unlogisch, da erstens Sein eine gröfsere Abstraktion ist als Werden, und dann Schelling weit entfernt ist, das Werden als die letzte Kategorie auszusprechen, sondern das Absolute vielmehr als Idee, als Identität des Subjektiven und Objektiven ausspricht, wo der Standpunkt des Werdens längst verschwunden ist. Am wenigstens sollte aber der, welcher die „Wissenschaft der Logik" für einen nothwendigen Standpunkt in der Geschichte der Philosophie hält, und einen Fortschritt von nun an nur durch sie hindurch zuläfst (S. 347), noch so undialektisch über Sein und Werden sprechen, als hier geschieht: „Das Werden vermag nur gedacht zu werden als innerlich getragen von dem Kerne eines wandellosen Seins: das Werden an sich ist Nichts" u. s. w. So hitzig sieht aber der Verf., dafs nachdem er so eben Schelling vorgeworfen, er setze das Absolute in die Vernichtung des Endlichen, er ihm jetzt unterschiebt, dafs er das Endliche selber zum Absoluten mache (S. 332). Hätte der Verf. nur seine beiden Einwürfe zu verbinden gewufst, und die Wahrheit in der Verbindung der beiden von ihm einzeln angegriffenen Sätze gesehen, so hätte er schon eher den Sinn des Schellingschen Philosophems getroffen. Denn die stete Vernichtung des Endlichen ist das Setzen desselben als eines Negativen. Diese Negation ist eben das Sein des Endlichen seiner Natur nach. Gott schafft also ewig das Endliche, aber vernichtet und richtet es eben so untrennbar, und dieser doppelte in einander sich bewegende Procefs ist das ewige Leben Gottes, welcher sich dadurch allerdings im Endlichen auch manifestirt, ohne dafs jedoch darin mit dem Verf. eine „absolute Selbstverendlichung des Absoluten" zu finden wäre. Es ist und bleibt nämlich das Unendliche welches sich verendlicht, oder vielmehr da Endlichkeit hier nicht hingehört, sich verwirklicht, und in diesen Worten ist die logische Grundlage des Dogma der Menschwerdung enthalten.

Nun folgt aber freilich die ganz richtige Kritik des Verfs. gegen Schelling, (S. 334) dafs er nicht durch „dialektische Entwickelung" aufgewiesen habe, wie sich das Absolute „unendlich selbst besondere," und zu „konkreten Substanzen" forthestimme. S. 344, 345 flg.: „Es konnte für die Dauer nicht mehr genügen, die Erkenntnifs des Absoluten nur in der Form einer intellektuellen Anschauung zu besitzen, und auch im übrigen mufsten die angeregten Ideen und Blicke in der strengen Feuerprobe des Begriffs und seines genetischen Fortgangs geprüft und gereinigt werden. Ueberhaupt galt es eine scharf bestimmte Methode des Denkens zu bahnen, eine dauernde Form der Wissenschaft und ihres Fortgangs zu gründen, um den irren, wie regellos über der eignen Fülle schwebenden Geist, in sich selbst zur Besinnung und zur ordnenden Klarheit zu bringen." Man kann nicht besser den philosophischen Uebergang von Schelling zu Hegel machen. Denn so hat der Meister sich selber begriffen. Eben so verhält es sich mit der darauf folgenden kurzen Charakterisirung der Wissenschaft der Logik, S. 345, 346: „der reine Begriff ist die Sphäre der Philosophie und seine innre Entwickelung der eigentliche Inhalt derselben. Hier erwächst ihr aber die Aufgabe alle die mannigfaltigen Denkbestimmungen, ... welche gewöhnlich als fertig gegebne im Bewufstseyn neben einander stehen... jetzt in dialektischer Entwickelung aus dem innren Fortgange des reinen Gedankens herzuleiten. Wir können diese Aufgabe auch bezeichnen als eine vollständige Deduktion der Kategorien" u. s. w.

So kommt der Verf. drittens dahin, einen kurzen Abrifs der Wissenschaft der Logik zu geben (S. 346–368). Und im Ganzen würde gegen die Richtigkeit dieser Darstellung nichts einzuwenden sein. Der Verf. bemerkt sehr gut (S. 347), „dafs es nichts hilft diese philosophische Ansicht etwa, wie sonst wohl geschieht, nach ihren sogenannten Hauptresultaten zu charakterisiren, — da eben diese nur durch lebendiges Denken gewonnen werden können, aufserdem aber blos unverständliche Worte enthalten; sondern hier gilt es sich in den wissenschaftlichen Procefs derselben selbst hineinzuversetzen, und aus ihm jenes Resultat sich neu zu gewinnen, wobei man zugleich erwarten kann, alles was zu einer „„Kritik"" derselben erfordert würde, — nämlich zu einer immanenten und aus ihr selbst sich entwickelnden, — aufserdem sich zu erwerben." Von der Kritik des Verfassers wird Ref. sogleich sprechen. Doch ist der Verf. nicht ganz vom Tadel freizusprechen, denn er selber gesteht nämlich blos die Haupt-Resultate anzugeben ohne dialektische Entwickelung. Dies konnte bei der Kürze füglich nicht anders geschehn, nur hätte er nicht behaupten sollen, dafs er dennoch „die Hauptmomente des dialektischen Fortgangs hervorgehoben," da er doch nur zusammengestellt hat.

Ehe er an die Darstellung geht, bemerkt er noch: S. 347. „Wir fürchten kaum, was die Hauptsache wenigstens betrifft, in ein bedeutendes Mifsverständnifs verfallen zu sein, da die strengwissenschaftliche Darstellung, in der jene Ansicht überall sich geltend gemacht hat, sie entweder ganz unverstanden läfst, und zu einem völligen Räthsel macht, oder ein deutliches

Digitized by Google

Bewufstseyn verstattet, dafs und wie weit man sie verstanden habe." Dafs der Verf. aber einen Mittelweg eingeschlagen und beim halben Begreifen stehen geblieben, beweist sogleich und zunächst seine Kritik gegen den Anfang mit dem Sein (S. 349): „bezeichnender wäre es, jenen absoluten Anfang zu charakterisiren, als das noch unbestimmte Subjekt eines Urtheils" u. s. w. Denn mit dieser Forderung begehrt der Verf. nichts geringeres, als dafs die Wissenschaft der Logik in den subjektiven Idealismus Fichtes zurückfalle. Ferner ist auch die Darstellung des Verfs. darin mangelhaft, dafs sie gerade vom letzten Standpunkt der Logik, welcher die Hauptsache und das Prinzip ist, nämlich von der Idee fast nichts sagt, und dann gar nicht auf die Encyklopädie Rücksicht nimmt, sondern nur ganz kurz angibt, wie sich nun die Idee in der Naturphilosophie und der Philosophie des Geistes realisire. Zwei Blätter (S. 365—368), die davon handeln, wird der Verf. wohl selbst für ungenügend ansehen, um auch nur die nothdürftigste Vorstellung über jene Ansicht zu verschaffen, und es scheint ihm leicht werden zu müssen, umzuwerfen, was er so flüchtig auferbaute.

IV. Doch betrachten wir endlich im vierten Abschnitte die nähere Kritik dieses Systems, und die Aussichten, welche uns der Verf. für eine philosophische Zukunft gibt. Nachdem der Verf. aber die Kritik des Systems so pomphaft angekündigt hat, als wolle er eingehen in seine Stärke und es mit dessen eigenen dialektischen Waffen bekämpfen, wo der Ref. schon den Verf. schlagfertig erwartete, reduzirt und verdünnt sich nun seine ganze Polemik darauf, dafs er an diese Philosophie „die entscheidende, ja den Geist jener Philosophie selbst richtenden Frage thut: was ist derselben jener Gott, für den wir Alles dahingeben sollen, dafs er uns Alles vergüte, dafs er den sehnsuchtstrunkenen Geist uns ganz erfülle und befriedige" (S. 371). Und nun geht der Verf. nicht etwa auf die Religionsphilosophie dieses Systems näher ein, sondern er beschränkt sich blos darauf, zu behaupten, dafs sie die Anforderungen des Gemüths nicht berücksichtige, (S. 375) das Gemüth nicht versöhne — „das natürlich, unverkünstelte Gemüth des Menschen, durch keine Gegenwart und unmittelbare Wirklichkeit befriedigt, das sich über sie hinaus sehnt" u. s. w. Dies malkontente Gemüth, wie es der Verf. beschreibt, soll und kann freilich von der Philosophie nicht versöhnt werden. Denn es setzt sich fest im Zwiespalt und in der Sehnsucht. Die ächte Religiosität ist befriedigt in dem innern Verhältnisse zu Gott und in der Gegenwart; denn diese ist Gottes Werk und der Schauplatz, den Gott ihr für ihre Thätigkeit angewiesen. Wer also noch solche kranke Gemüthlichkeit hat, und in der jacobischen Sehnsucht steht, der ist noch gar nicht zum Standpunkt der Philosophie durchgedrungen. Unter dem natürlichen ungekünstelten Gemüth kann man entweder nach dem religiösen Standpunkt das natürlich böse Herz des Menschen, oder nach dem aufgeklärten modernen das natürlich gute unschuldige, auch dem spekulativen Denken noch nicht verfallene Gemüth verstehen; es mag unentschieden bleiben, welchen Sinn der Verf. vor sich hat, so ist das eine und das andere Gemüth von dem Bedürfnisse der Philosophie noch weit entfernt, und diese hat demselben nichts zur Befriedigung anzubieten und zu geben. Da der Verf. nicht dialektisch angreift, sondern nur sehnsüchtig und gemüthlich assertorische Behauptungen vorbringt, so braucht das System sich weiter um eine solche Polemik nicht zu bekümmern, und hat sie nur mit der entgegengesetzten Behauptung zurückzuweisen, dafs eben wahrhafte Religiosität an sich mit dem spekulativen Resultate schon versöhnt sey. Wie diese Versöhnung aber sich näher darstelle, ist freilich hier der Ort nicht, zu entwickeln.

Doch nachdem der Verf. sich nun glaubt über diese Philosophie gestellt, so wie bewiesen zu haben, dafs sie noch nicht die höchsten Gegensätze befriedige, nämlich die Deduktionen der Spekulation und die Anforderungen des Gemüths, so fragt er, welcher Schritt nun zu thun sey, um diese letzte Versöhnung hervorzubringen. Hier sagt er nun (S. 407): „die wissenschaftliche Methode fordert eine stetige Entwickelung, bis irgendwo ihr Faden abreifst, womit dann zugleich die Grenze der rein spekulativen aus der blos dialektischen Fortbewegung des Gedankens sich entwickelnden Philosophie gegeben ist." Das ist also denn doch der Schlufs und die Summe aller Anstrengungen des Verfs., dafs ungeachtet aller Protestationen gegen den Kriticismus, so wie aller Behauptungen über die Fähigkeit der Philosophie, die Wahrheit zu erkennen, dieser dann doch endlich der Faden abreifsen, und sie eine Grenze haben soll. Und wie bringt nun der Verf. diesen Mangel zur Versöhnung? „Der abstrakte Begriff tritt über sich selbst hinaus, genöthigt ein anderes Erkenntnifselement in sich aufzunehmen" — in sich, in den Begriff, ein anderes Element, als den Begriff? (S. 412) „Der letzten Aufgabe der Philosophie: wie das Selbstseyn (die Freiheit) der Kreatur Eins sein oder werden möge mit Gott, zeigt sich das blos abstrakte Erkennen nicht mehr gewachsen" (S. 413); „sondern hier gilt es in dem innersten Leben des kreatürlichen Geistes selbst seiner Entwickelung nachzuforschen... So hat auch die Philosophie darin ihren letzten allversöhnenden Aufschlufs zu suchen" (S. 412). „Also gefafst, ist die Philosophie in ihrem ganzen Umfange nicht blos eine apriorische Erkenntnifs, sondern da Leben und Freiheit nur angeschaut, in seinem Regen und Fügen wirklich erfahren werden kann, zugleich die lebendige Erfahrungswissenschaft" u. s. w. Entkleiden wir diese im Hochgefühl philosophischer Vortrefflichkeit ausgesprochenen Sentenzen ihres Schmuckes, so heifst dies nichts anders, als: da die Theorie unfähig ist die Wahrheit zu erfassen, die Praxis, das Leben und die Mo[illegible] wenigstens im Gefühl und in der Sehnsucht diesen Mangel aufzuheben sich bemühen mufs, — ein kantisch-jacobisches Resultat, das bei dem Anlauf, den der V[illegible] genommen, uns wohl von seinem Buche und den da[illegible] enthaltenen Ansichten zu sagen berechtigt:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Michelet.

Digitized by Google

Nro. 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

LV.

Ueber den Werth und die Wirkung der für die evangelische Kirche in den Königl. Preussischen Staaten bestimmten Liturgie und Agende, nach den Resultaten einer zehnjährigen Erfahrung. Ein Beitrag zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession. Von R. Fr. Eylert, der Philosophie und Theologie Doctor, evangelischem Bischofe und Königl. Hofprediger zu Potsdam, Ritter des rothen Adler-Ordens zweiter Classe und des Civil-Verdienst-Ordens der Bayerschen Krone. Potsdam 1830. 8.

Die Liturgie und Agende, deren ruhiger Besitz jetzt auch die früher ihr widerstrebenden Gemüther mit sich versöhnt und diese von ihr selbst ausgehende versöhnende Kraft immer mehr und mehr beweisen wird, trat, obwohl nicht ganz unvorbereitet, doch in eine noch in vielfacher Hinsicht geistig aufgeregte Zeit, welche, in mehr als einem Sinn, sich nicht darin finden konnte. In eine andere, als diese Zeit uns versetzend, hatte sie die erklärte Absicht, sich über die mancherlei Partheien der Zeit hinwegzusetzen und eine andere Zeit, als diese, herbeizuführen. Einzig auf die Erhaltung des reinen, christlichen Inhalts bedacht, schloss sie an diesen sich streng und fest an, an das, was nicht dieser und jener, sondern aller Zeit angehört und wer es irgend damit hält und daran festhält, wird ihr dieses als ein wahres Verdienst nicht streitig machen. Es hatte sich längst erwiesen, dass wenn die sich einander widerlegenden Partheyen, in welche dermalen die Theologie mit sich selbst zerfallen ist, bei Abfassung einer Liturgie gehört werden sollten, diese sobald nicht und vielleicht nie würde zu Stande kommen. Es ist sich hier besonders daran zu erinnern, was in dieser Hinsicht von des jetzt regierenden Königs Majestät geschehen ist. Gleich nach beendigtem Krieg erhoben sich von mehreren Seiten her laute Stimmen für eine nothwendige Verbesserung des kirchlichen Lebens und eine angemessenere Gestaltung des Gottesdienstes. Der König, eben so sehr dem Bedürfniss seiner tiefen Frömmigkeit, als den Wünschen und Bitten seines Volks Gehör zu geben geneigt, ordnete sofort zu jenem Zweck eine eigene Commission aus den angesehensten Geistlichen der Residenz an. Sie nahm ihrerseits Geistliche von der allerverschiedensten Denkart in ihren Rath. Sie hat manche beachtenswerthe Vorschläge gethan: aber einerseits die Furcht, es möchte sich Papistisches einschleichen in unsern Gottesdienst und andrerseits der Respect vor der gewaltigen Aufklärung unserer Zeit, war zu gross, als dass sie auf eine bestimmte Gestaltung des Gottesdienstes in alterthümlicher Weise und eine Befreiung desselben von der alles umrennenden Willkühr und der Mannigfaltigkeit und Ungleichheit der nach und nach eingeführten liturgischen Formen auch nur angetragen hätte. Sie endigte mit der bestimmten Erklärung, dass eine solche Arbeit über die Kräfte so weniger Männer gehe und mit dem Antrag auf Berufung einer Synode. Der König, auch diesen Wünschen nachgebend und hoffend, es werde seinem so gerechten als frommen Verlangen auf diesem Wege ein Genüge geleistet und eine wohlausgearbeitete Liturgie und Agende zur Genehmigung vorgelegt werden, befahl hierauf die Einrichtung des Synodalwesens. Die Synode erweiterte ihre Arbeiten bald zu einem sehr überraschenden Umfang; sie machte die äusserliche Verfassung der evangelischen Kirche und ihr Verhältniss zum Staat zu ihrem Hauptaugenmerk; ihr wichtigster Antrag war die völlige Umänderung des bestehenden Kirchenwesens und die Einführung der Synodalverfassung. Zu den verschiedenen Zwecken einer Reform des Gottesdienstes setzte sie wiederum in sich selbst eigene Commissionen nieder, darunter auch eine

Digitized by Google

zur Verbesserung der Liturgie, nachdem sie im Allgemeinen die Prinzipien des Verfahrens berathen und besonders festgestellt hatte, dafs alle theologische Denkarten darin repräsentirt seyn sollten. Es ist genug, hier zu sagen, dafs auch dabei in Bezug auf Liturgie soviel, wie nichts herausgekommen und nach allen diesen Erfahrungen und jahrelangen, fruchtlosen Berathungen der Geistlichkeit, beschlofs der König endlich, in anderer Weise dem so anerkannten, als dringenden Bedürfnifs abzuhelfen und so kam diese Liturgie hervor und von einer Seite her, von der man sie nicht erwartet hatte. Viel derselben Ungünstiges und Abholdes ist seitdem geäufsert worden und das alles mögen wir gern jetzt auf sich beruhen lassen. Aber die Gerechtigkeit und Unbefangenheit, welche erst jetzt, nachdem so viel trübes Wasser der Leidenschaft sich verlaufen, möglich ist, erfodert es, auf diesen Zusammenhang zurückzuweisen, darin vorzüglich die Rechtfertigung der Erscheinung dieser Liturgie zu suchen und das Andenken an jene unleugbaren Thatsachen und die Verehrung der unmittelbaren Theilnahme unseres geliebten Königs an jenem Werk, als das reine Resultat unserer Erfahrungen, der Geschichte treu und unverletzt zu überliefern.

Nachdem denn nun ein Decennium des Daseyns dieser Liturgie, vereint mit der Agende, verflossen und sie, begutachtet von einer geistlichen Commission fast allgemein und aus freiem Entschlufs im Lande eingeführt worden ist, mufs es als etwas höchst erspriefsliches und dankenswerthes angesehen werden, wenn Männer, welche vom Anfang an die Wirkungen derselben zu beobachten Kraft und Gelegenheit hatten, wie der verehrte Herr Verf. obiger Schrift, ihr gewichtvolles Urtheil darüber abgeben. Wenn ein Geistlicher, durch das Vertrauen des Königs so hochgestellt in der Kirche, ausgezeichnet durch sein gelehrtes Wissen, durch seine reichen Erfahrungen und seine Frömmigkeit, sich in einer eigenen Schrift unter seinem berühmten Namen vernehmen läfst, so ist das um so erfreulicher, je weniger wir es verhehlen können, dafs die Menge mittelmäfsiger und armseliger Scripturen mit und besonders ohne Namen, welche die Vertheidigung dieser Liturgie sich angemaafst hatten, die raschere Annahme derselben beträchtlich aufgehalten, und selbst den redlichst gesinnten eine Zeitlang bedenklich und stutzig gemacht hatte. Der Herr Bischof betrachtet in dieser Schrift die Liturgie und Agende in ihrem ganzen ausgebreiteten Zusammenhange, hauptsächlich mit der Bibel und dem kirchlichen Alterthum, mit den übrigen Theilen des Gottesdienstes, mit der Union und der öffentlichen christlichen Lehre sowohl in der Gemeinde, als in der Wissenschaft. Aus dieser kurzen Anführung des allgemeinsten Inhalts läfst sich schon das Reichhaltige dieser Schrift abnehmen. Der Hr. Verf. zeigt, indem er diesen Zusammenhang und die alseitige Beziehung der Agende verfolgt, ebendamit den Gedankenzusammenhang auf, aus welchem sie hervorgegangen und auf den sie beständig zurückweiset, die Bedürfnisse, denen sie abzuhelfen bestimmt war, die Einheit und Ordnung, welche dadurch in den Gottesdienst jeder einzelnen Gemeinde und aller im Verhältnifs zu einander gebracht worden und schliefst an die Darstellung dieser Punkte zugleich die lebhaftesten Wünsche für das Heil der evangelischen Kirche an. Aufser einem Anhang, worin er sich mit den Gegnern dieser Agende sowohl, als mit denen, welche ihr Beifall gaben, beschäftigt, entwickelt sich die Schrift in elf Abschnitten. Es sey erlaubt, sie einzeln in der Kürze zu betrachten und bei den Puncten, welche von vorzüglicher Wichtigkeit sind oder in denen ich einer andern Ansicht seyn mufs, etwas länger zu verweilen.

1. Sie ist rein biblisch in ihrem Inhalte. Dieses darzuthun, war dem Hrn. Verf. schon durch den Inhalt der Liturgie und Agende selbst sehr erleichtert. Es ist darüber auch wohl unter allen der Sache Kundigen nur Eine Stimme gewesen. Die zahllosen neumodischen Agenden und Gebete machen in dieser Hinsicht besonders einen starken Contrast dagegen. Um so mehr ist zu bedauern, dafs diese edelste Eigenschaft der Liturgie und Agende so vielen, welche nicht mit Augen des Glaubens in die Bibel hineinzuschauen gewohnt waren und denen unter ihren Vorurtheilen der biblische Glaubensinhalt sich längst in ihre blos subjectiven Vorstellungen davon aufgelöst hatte, ein Hauptgrund des Widerspruchs gegen die Agende gewesen ist. Sie ist aber eben dieses ihres biblischen Inhalts wegen Andern um so ehrwürdiger und theurer geworden. 2. Sie ist dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche vollkommen gemäfs. Der Lehrbegriff der Kirche ist der Sinn, den die Kirche in der

Digitized by Google

Bibel gefunden, der Verstand, in welchem sie die biblischen Wahrheiten des Heils genommen und so hat der in dem Buchstaben zunächst eingeschlossene Glaubens-Inhalt der Bibel auch Sinn und Verstand für uns (den sie an sich hat) dadurch, dafs er als Lehrbegriff in der Kirche ist. Aber an dieser Seite geht die Kirche zugleich in innere Unterschiede ein; es bilden sich nach den abweichenden Auslegungen der Schrift auch verschiedene Kirchen mit bestimmten Unterscheidungslehren. Diese Nothwendigkeit des Ursprungs hat auch die evangelische Kirche mit ihrem bestimmten Lehrbegriff und davon sagt der verehrungswürdige Herr Verf. mit Recht: „mit diesem Lehrbegriff steht und fällt sie; wer diesen angreift und untergräbt, untergräbt auch die evangelische Kirche und wer diesen Lehrbegriff in der Tiefe seiner biblischen Weisheit und Gottesfurcht in den Gemüthern der Gläubigen wirksam macht, der fördert am wirksamsten den Bau der unsichtbaren und sichtbaren evangelischen Kirche; der sichert sie am besten gegen alles fremdartige; der hält alles Verderbliche von ihr ab und belebt im Festhalten des gemeinschaftlichen Grundprinzips eine evangelische Gemeinschaft, in der die evangelische Kirche allein ihr wahres Wesen und Bestehen hat." S. 6. „Wie es ohne Mittelpunct keine Peripherie giebt und ohne Gemeinschaftliches keine Gemeinschaft und keine Gemeine, so giebt es ohne ein festes leitendes Prinzip und ohne positiven Lehrbegriff auch keine Kirche." S. 8. Die Bestimmung der symbolischen Bücher ist, den gemeinsamen, bestimmten Geist einer Kirche zu bewahren und wie jede wahre Liturgie und Agende denselben gemäfs seyn mufs, so ist sie dann allerdings auch ganz vorzüglich geeignet, diese Conformität in der Gemeinde zu erhalten. Von der erneuerten altevangelischen Agende hat dieses der Hr. Verf. genügend dargethan. 3. Sie ist wenn gleich bindend, doch nicht beengend. Ueber die Freiheit des Glaubens und Gewissens, wodurch die evangelische Kirche sich wesentlich von der römischen unterscheidet, walten gemeiniglich die gröfsesten Mifsverständnisse ob; sie wird meist nur in ganz negativem Sinne genommen; so ist sie nur die Unabhängigkeit, die Willkühr und Gesetzlosigkeit; die wahre, inhaltsvolle Freiheit ist vielmehr das Verhalten nach dem Gesetz, die Bewegung innerhalb der Gränzen desselben. Indem nun der evangelische Geistliche an den Glaubensbekenntnissen seiner Kirche bestimmte Normen hat, findet er auch in der ihnen gemäfsen Liturgie das Nothwendige und Freie in gleicher Weise vereint und es kommt nur darauf an, dafs in seinem Gebrauch derselben das Nothwendige sich nicht von dem Freien und das Freie sich nicht von dem Nothwendigen trenne und entferne. Dafs die erneuerte Agende diese Aufgabe genügend löse, zeigt der Hr. Verf. ausführlich und vollkommen befriedigend. 4. Sie ist alt-kirchlich in ihrer Sprache und Form. Allgemeinfafslichkeit ist in Ansehung der Form die nothwendigste Eigenschaft einer zweckmäfsigen Liturgie und sie mufs deshalb die Denk- und Sprechweise der Bibel zur ihrigen machen. Wie das deutsche Gewand der Bibel, dessen wir uns erfreuen, der Ausdruck des deutschen Sinnes und Geistes ist und diese Sprache aus der tiefsten Seele des Volks hervorgegangen, so wirkt sie auch noch immer auf dasselbe zurück und tief ein. Wird daher diese biblische Redeweise nur, wie es die Achtung gebietet, durch die zartesten Rücksichten und leisesten Aenderungen mit den gerechten Anforderungen des Geschmacks und der Bildung jeder Zeit im Einklang erhalten, wie dieses in der Lutherischen Bibel des Hrn. v. Meyer so würdig und schonend geschehen ist, so bleibt sie selbst stets lebendig in der Nation und überliefert sich wesentlich und dem Geiste nach unverändert von einer Zeit auf die andere. Diesen nothwendigen alterthümlichen Charakter der Liturgie und Agende hat der verehrte Hr. Verf. sehr schön und tief aufgefafst und dargestellt. 5. Sie wekt und nährt die Andacht. Dafs neben der Predigt in unserm Gottesdienste noch Raum bleibe für den Gesang und die Altarsliturgie, ist eine gerechte Forderung und dafs die Liturgie so gut wie ganz mangelte, ist in neuern Zeiten um so schmerzlicher gefühlt worden, als manche Gemeinde nun auch an den gewöhnlichen Predigten keinen Ersatz dafür fand. Wer viele herz- und geistlose, unerbauliche Predigten in seinem Leben gehört hat und durch keine geistreiche Liturgie dafür entschädigt wurde, dessen tieferes, frommes Gefühl ging bei dem Gottesdienste leer aus. Es müssen deshalb alle Bestandtheile des Gottesdienstes und ebendamit alle Bedürfnisse heilsbegieriger Gemüther in gleicher Weise berücksichtiget werden. Wer dann in einer guten christlichen Liturgie Erbauung findet, wird dieselbe gewifs auch in einer wahrhaft christlichen Predigt gern aufsuchen. Der verehrte Herr Verf. theilt die einseitigen Ansichten mancher nicht

Digitized by Google

deren Vorstellungen er mittheilt: aber da die Predigt so leicht in die Subjectivität des Geistlichen zurückfällt und von dieser abhängig wird, so erkennt er mit Recht um so mehr das Bedürfniſs einer Liturgie, in welcher nicht das Subject, sondern die Kirche, als solche, spricht und die Erbauung in objectiver Weise verbürgt ist. 6. Sie erhält und befestigt den kirchlichen Sinn. Die rechte Natur und Wirkung des öffentlichen Gottesdienstes zeigt sich darin, daſs er nicht isolirt da steht, sondern einen innern und festen Zusammenhang hat mit dem bürgerlichen und häuslichen Leben. Einen solchen festen Zusammenhang kann aber nur das gewinnen, was in dem Gottesdienste selbst fest und unveränderlich ist, die wiederkehrenden Sprüche der Bibel, die alten, vertrauten Gebete der Liturgie. Sehr wahr sagt deshalb der Hr. Verf. in dieser Hinsicht: „Man beachte nur die Masse unserer Zuhörer, ob sie nicht aus der Zerstreuung sich sammlen und wie ein ganz eigener Ausdruck von Ehrfurcht und Pietät an ihnen sichtbar wird, sobald das bekannte, vertraute und lieb gewordene feste Wort gemeinsamer Erbauung mit Würde und Andacht von ihrem Seelsorger zu ihnen gesprochen wird. Je bekannter es ihnen wird, je mehr sie unter den Wechseln des Lebens sich daran auch zu Hause erbauen können, desto lieber wird ihnen die Kirche und desto segensreicher entwickelt sich in ihnen der kirchliche Sinn." S. 26. Die englische Kirche hat dieſs Problem, aus dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste ein Ganzes zu machen, gelöst durch ihr *common-prayer-book* und ich kann es nur beklagen, daſs unserm neuen Gesangbuch nicht auch die Liturgie und wenigstens eine Auswahl der Gebete aus der Agende beigefügt ist: der Raum dazu hätte sich wohl gefunden, wenn man dafür so manche, besonders ungeschickt modernisirte Gesänge weggelassen hätte. 7. Sie ist das wirksamste Beförderungsmittel der kirchlichen Union. Ueber diesen interessanten Gegenstand verbreitet sich der Hr. Verf. ausführlicher, als über die vorhergehenden Puncte. Der Gedankengang des verehrten Herrn Verf. ist folgender: „Die Liturgie ist von der Liebe zu Jesu Christo ganz und gar durchdrungen; vor diesem heiligen Namen treten Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin zurück und in der reichen, alles umfassenden Liebe zu Jesu Christo tritt uns nicht mehr engherzig eine lutherische und reformirte, sondern eine rein-evangelische Kirche entgegen. Bei der unendlichen Verschiedenheit menschlicher Anlagen, Vorstellungen und Kräfte ist eine vollständige Uebereinstimmung am wenigsten in übersinnlichen Dingen möglich; darum läſst die Liturgie und Agende mit besonderer Lehrweisheit alles, was die beiden Kirchen trennt, unberührt, hebt aber, nicht in der Sprache des dogmatischen Systems, sondern mit den Worten und Aussprüchen der Schrift, was beide, in derselbigen Liebe zu dem gemeinschaftlichen Herrn vereinigte, klar und einfach hervor und ebendamit die unselige Scheidewand auf. Dieſs geschieht denn wirksam und sichtbar durch die rein-biblische Auffassung und Feier des heiligen Abendmahls in seiner Urgestalt, durch die Conformität des Abendmahlsritus. Soll ein solcher wirklich eingeführt werden, so muſs er sich gestalten nicht in dem dogmatischen System weder der einen noch der andern Kirche, sondern auf dem Urgebiete des Christenthums, und die Feier des heiligen Abendmahls so auffassen, wie sein Stifter es anordnete." S. 34. Ich gebe gern zu und bin darin mit dem Herrn Bischof vollkommen einverstanden, daſs ohne die gemeinschaftliche Liebe zu dem Erlöser und die darin mit enthaltene Liebe zu einander eine kirchliche Vereinigung unmöglich ist, auch, daſs durch einen gleichförmigen Ritus dazu ein wesentlicher Schritt geschehen, auch, daſs theologische Distinctionen und dogmatische Formeln, so wenig man ihrer auch an ihrem Ort entrathen kann, doch ebenso wenig in eine Liturgie, als zum Genuſs des heiligen Abendmahls selbst gehören; endlich auch, daſs man die Union mit einer That der Liebe beginnen konnte. Aber ob man sie auch durchbilden, vollenden werde, ohne auch an das Dogma zu gehen, bezweifle ich sehr. Es ist dieſs der Inhalt meiner erklärten Ueberzeugung vor dreizehn Jahren gewesen bei der ersten Unionsconferenz hieselbst, zu der ich als Mitglied der theologischen Facultät zugezogen ward und ich kann mich auch jetzt noch davon nicht trennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Ueber den Werth und die Wirkung der für die evangelische Kirche in den Königl. Preufsischen Staaten bestimmten Liturgie und Agende, nach den Resultaten einer zehnjährigen Erfahrung. Ein Beitrag zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession. Von R. Fr. Eylert.

(Fortsetzung.)

Dafs man damals nicht über einen bestimmten Ausdruck des Dogma vom Abendmahl einig wurde, ja nicht einmal es versuchte, aus Furcht, es möchte daran sogleich wieder die bekannte Vielköpfigkeit der neuern Theologie hervorbrechen und leider noch mehr in der Voraussetzung, dafs die göttliche Wahrheit unerkennbar und der dogmatischen Bestimmung unerreichbar sey (wobei schwer zu begreifen ist, wozu das Christenthum in die Welt gekommen, wodurch die göttliche Wahrheit zu menschlichen Eigenthum geworden und welches die Wiedergeburt der Welt eben durch die Offenbarung und Erkenntnifs der göttlichen Wahrheit bewirkt hat und noch bewirkt), ist hauptsächlich die Ursach gewesen, dafs die Union seitdem so geringe Fortschritte gemacht hat. Die Union, in dieser Weise zur blofsen *Aeufser*lichkeit geworden, verwandelte sich, wie der Hr. Verf. sehr richtig unterscheidet, in eine blofse Combination, in der es sich nur um das Mein und Dein handelt. Mit einem gemeinschaftlich angenommenen Abendmahlsritus ist zunächst nur die äufsere Möglichkeit gegeben, dafs beide Kirchen eins seyn können und das ist das grofse Verdienst unserer Liturgie, welches der Hr. Verf. scharfsinnig entwickelt. In dieser blofsen Möglichkeit liegt aber auch die, dafs sie unerachtet desselben auch können uneins bleiben und getrennt. Doch die innere Seite der Union soll die Liebe einnehmen. Allein soll diese Liebe mehr seyn, als ein unbestimmtes, in sich dunkles Gefühl, so hat sie das Bewustseyn der göttlichen Wahrheit und eine feste Ueberzeugung davon zu ihrem Hintergrunde und nur auf diesem Grunde ruhend ist sie die wahre und als solche vor allem die Liebe zur Wahrheit und derselben Erkenntnifs. Eine Liebe, welche nicht auch das Erkennen auf ihrer Seite hat, mufs immerfort in der Unsicherheit und Ungewisheit schweben, ob sie nichts ihrer selbst unwerthes thue; sie ist an sich wohl immer schön und heilig: aber es kommt auf den Inhalt an; wieviele lieben nicht auch das Unwahre und Unrechte. Angenommen, was der verehrte Hr. Verf. sagt: es habe bis dahin die lutherische Kirche nach ihrem System vorzüglich die dunklere und tiefere Seite im Abendmahl (das ist mein Leib), die bis dahin reformirte Kirche mehr die klare Seite (das thut zu meinem Gedächtnifs) ins Auge gefafst und es bestände also die Differenz hauptsächlich in der gröfseren oder geringeren Evidenz, so dürfen wir nur fragen: ob die Liebe in der evangelischen Kirche auch das erlaube, dafs etwa an jene dunklere lutherische Lehre sich auch die römisch-katholische und an diese hellere reformirte sich die socinianische Lehre anknüpfen dürfe, um sofort zu erkennen, dafs die Liebe sich auch in die verständige Unterscheidung, in die Bestimmung der Lehre einlassen mufs. Wir lieben auch die Bekenner der römisch-katholischen Kirche; aber warum zögert die evangelische Kirche, dem Zuge dieser christlichen Liebe folgend, sich mit der römischen Kirche zu uniren? Die Differenz liegt in dem Glaubensinhalte und weil sie da nicht aufgehoben werden kann, ohne dafs die römische Kirche sich selbst aufgebe, so ist es nichts mit solcher Union. Weil aber die Differenz zwischen der lutherischen und reformirten Kirche eine solche ist, welche der Aufhebung fähig ist, so ist die Union möglich und so enthält sie auch, wo sie zunächst nur äufserlich vollzogen und die blofse Combination ist, die Anerkenntnifs, dafs sie nicht nur in der Liebe, sondern auch im Glauben möglich

Digitized by Google

sey und zwar nicht blos in einem solchen, der nur ein Gefühl, sondern in einem solchen, der das bestimmte Bewufstseyn der Wahrheit ist. Doch dieses völlig zu entwickeln, gebricht hier der Raum und ich begnüge mich, nur noch anzudeuten, dafs der Mangel der Einheit im Glauben und Dogma allerdings weniger bei dem Genufs des h. Abendmahls, wo die bestimmte Glaubensstufe des Geniefsenden auch ihr Recht hat, und für die Liturgie, für welche der gemeinschaftliche Ritus ausreicht, als für die Lehre der Kirche, somit für den allgemeinen Landeskatechismus, und für dasjenige Glaubensbekenntnifs der unirten evangelischen Kirche, wodurch wohl künftig einmal der dogmatische Widerspruch in den vorhandenen Symbolen beider Kirchen aufgehoben werden mufs, von durchdringender Wichtigkeit ist. An der Möglichkeit von dem allen kann ich um so weniger zweiflen, als wir bereits die Wirklichkeit und Erfahrung für uns haben. Im Grofsherzogthum Baden hat die Union hauptsächlich sich auf die Einheit im Dogma und in der Lehre gegründet und es ist dieses das einzige Land, wo die Union gründlich vollzogen ist. Was die Abfassung eines allgemeinen Landeskatechismus betrifft, womit man sich seit mehrern Jahren im Grofsherzogthum Baden und im Königreich Bayern beschäftigt und worüber der verehrte Hr. Verf. vortreffliche Winke giebt, so stimme ich nur von ganzem Herzen dem bei, was der Hr. Verf. sagt: „Soll die kirchliche Union, gebauet auf die alles vermittelnde Liebe zu Jesus, genährt durch eine gemeinschaftliche conforme Abendmahlsfeier, sich wachsend erhalten von Geschlecht zu Geschlecht, also dafs sie bestehe für und für; so mufs die unirte evangelische Kirche vorzüglich ihre Blicke auf die Zukunft richten und Ein gemeinschaftliches Lehrbuch für ihre Kinder ist die vorzügliche Bürgschaft ihrer Dauer. Diefs ist auch längst anerkannt, gefühlt und als ein dringendes Bedürfnifs oft ausgesprochen, so, dafs darüber unter allen, denen die heilige Sache am Herzen liegt, nur Eine Stimme ist." S. 43. So unterschreibe ich auch willig und bereit, was er so wahr, als bedeutungsvoll sagt:" Es liegt in unserer Kirche eine rege Lebenskraft, welche unendliche Entwickelungen in sich trägt und der Zukunft ebensoviel aufbewahrt, als sie der Vergangenheit gegeben hat. Aber sie kennt und gestattet nur eine subjective Perfectibilität und verwirft, sich und ihren Grundsätzen treu, jede objective. Denn das Object selbst ist ihr gegeben in der göttlichen Offenbarung, die als solche an sich keines Wachsthums an Vervollkommnung bedürftig ist, sondern als das Höchste und Vollendetste für alle Individuen, Geschlechter und Zeiten unabänderlich da steht." S. 48. — 8. Die Liturgie ist eben jetzt auch zeitgemäfs. „An das klar erkannte und allgemein tief empfundene rein-christliche Bedürfnifs, wie es in der Armee, in allen Stadt- und Landgemeinen Befriedigung fordernd sich ausgesprochen, schlofs sich in verwandter Natur diese uralte, erneuerte, christliche Anordnung in der Kirche, und zwei christliche Elemente, ein inneres, wie es in den Herzen lebte und ein äufseres, wie es eine grofse Zeit gebar, flossen in wechselseitiger Verstärkung in Eins zusammen. Unaussprechlich wichtig war es, eine solche grofse Zeit recht zu verstehen und weise zu benutzen, dem in ihr angeregten ächt christlichen Geiste einen Haltpunct, in diesem Anhalte Nahrung, Wachsthum und Festigkeit zu geben, dabei auf die Urverfassung unserer Kirche in rein-biblischer Gestalt zurückzugehen und damit das einzig feste Fundament für die Zukunft zu gewinnen." S. 58. Der verehrte Hr. Verf. beleuchtet hier auch die verschiedenen Gegensätze, Contraste und Extreme, wie sie sich nach der Regeneration Deutschlands hervorgethan haben. Er erkennet sowohl das Gute an, welches dieser excentrischen Aufregung zum Grunde lag, als das Verderbliche, wenn es ohne die nöthige Leitung bleibt. Er berühret hier auch die tiefere Wurzel aller dieser Gebrechen und Verirrungen, indem er das Wesen des Rationalismus und Pietismus so treffend, als ernst und partheilos beschreibt. Das Nächste, was als Hülfe gegen diese Verirrungen erscheint, ist der Staat. In dieser Beziehung äufsert sich der Hr. Verf. in einer Weise, welche die gerechteste Aufmerksamkeit und Beherzigung verdient." Der Staat, sagt er, kann und darf gegen solche verderbliche Verirrungen nicht gleichgültig seyn, aber er hat, als solcher, keine Mittel, ihnen zu begegnen, höchstens kann er ihre schadhaften Auswüchse beschneiden, aber er vermag es nicht, mit der Wurzel sie auszurotten. Die Macht der weisesten und besten Gesetze hört dann auf, wo die Gefühle und Gesinnungen im Menschen anfangen und nirgends weniger läfst er sich gebieten, als bei Verirrungen der Religion, besonders wenn er sie mit der Phantasie auffafst. Ja die Geschichte bestätiget es in unzähligen Thatsachen, dafs Befehle und Strafen in diesem Gebiete ganz entgegen

Digitized by Google

gesetzte Wirkungen hervorbringen und statt das Uebel auszurotten, es noch ärger machen. Jeder Druck erzeugt hier einen stärkeren Gegendruck und noch immer wären gesetzliche Einschreitungen das Mittel, den Fanatismus noch mehr zu entflammen, seine Kräfte zu concentriren und seinen verderblichen Wahn bis zur Stärke des Märtyrerthums zu steigern u. s. f." S. 63. Es ist aus dieser durchaus richtigen Ansicht die Verlegenheit begreiflich, in welcher die Staatsgewalt sich befindet, sowohl, wenn sie diese Partheyen ihren einseitigen Zweck bis zu verderblichen öffentlichen Resultaten verfolgen sieht, als auch so oft die Partheyen, wie neuerlich wieder, an einander gerathen und sich selbst einander gegenseitig widerlegen und öffentlich anklagen. Es sei erlaubt, diesen Gegenstand hier mit wenigen Worten zu berühren und so des Hrn. Verfs. Darstellung in der Kürze zu commentiren. Der Staat hat, wie der Hr. Verf. sehr richtig sagt, das Bewufstseyn, dafs er gegen solche Verirrungen nicht könne und dürfe gleichgültig seyn, aber auch, dafs er kein Mittel habe, denselben zu begegnen. Mit diesen wenigen, aber gediegenen Worten ist ein Widerspruch aufgezeigt, in welchem der Staat sich befindet und dieser ist eben jene Verlegenheit. Denn das sich Widersprechende ist das Unruhige und Beunruhigende. Durch einen Widerspruch läfst sich wohl hindurchgehen; aber es läfst sich nicht darin verbleiben. Allerdings nur das Gediegene, Tiefe und Grofse vermag den Widerspruch in sich aufzunehmen, ihn zu ertragen und sich selbst darin zu erhalten; aber es arbeitet sich auch aus demselben heraus und weder der einzelne Mensch, noch viel weniger der Staat vermag es in einem Widerspruch, dergleichen z. B. auch der Krieg ist, für immer auszuhalten. Der Staat nun hat und ist selbst die Macht, aus jechlichem Widerspruch herauszukommen; es fragt sich also 1) kann oder soll er sich nun mit der Gewalt, die ihm als dieser Macht, zu Gebote steht, in diesen Streit der Partheyen einmischen und sie gegen die eine oder andere Seite geltend machen? So nähme er selbst Parthey; der Staat aber ist die durchaus partheilose, über alles, was Parthei heifst, durchaus erhabene Macht und so partheinehmend wäre der einfache Widerspruch sogar der zwiefache geworden: denn so sich an die eine oder andere Seite stellend hätte der Staat, im Bewufstseyn des Widerspruches, nicht gleichgültig seyn zu dürfen und doch keine Mittel zu besitzen, um ihn zu heben, sogar auch den Widerspruch der Partheyen zu dem seinigen gemacht. Die Geschichte des Preufsischen Staats und Kirchenwesens zeigt wohl genugsam, dafs solches Eingreifen in die Lehrfreiheit am wenigsten der Weg zur Beruhigung und zum Frieden ist und dafs dabei nie etwas Gutes herausgekommen. Es darf einer in sich schon fast verkommenen Parthei nur die Lehrfreiheit gefährdet oder genommen werden, so stellen sich alle Vernünftigen sofort auf die Seite derselben *). In dem Bewufstseyn nun, kein Mittel zu haben, um diesen Streit der Partheyen zu schlichten, kommt vielmehr der Staat 2) zunächst zu einem ganz negativen Verhalten gegen beide. Er läfst sie beide gelten und in sich gewähren; er thut für die eine Parthei so viel, als für die andere und damit er auch selbst den Schein abwende, die eine mehr als die andere zu begünstigen und selber Parthey zu seyn, so wird jede Gunst nach der einen Seite sofort durch eine ähnliche nach der andern aufgewogen. Diese Unpartheilichkeit hat ihre Nothwendigkeit und Wahrheit in dem Bewufstseyn, dafs der Staat als solcher und mit seinen Mitteln nicht die Bestimmung hat, was Wahrheit oder Irrthum sey in der Wissenschaft festzustellen, in der Erkenntnifs, dafs keine der beiden Partheyen absoluterweise im Irrthum schwebt und dafs der Irrthum selbst nur durch das Minimum von Wahrheit, welches noch in ihm ist, seyn kann, was er ist und deshalb zu schonen ist. Man wird es dem Preufsischen Staat unter seinem gegenwärtigen Monarchen gewifs nicht nachsagen können, dafs er es an dieser Liberalität gegen beide Partheyen jemals habe fehlen lassen. Diese edle Unpartheilichkeit, welche ihren Schutz gerecht nach allen Seiten verbreitet, hat nun, wie die Erfahrung lehrt, vor der Hand zur Folge, dafs sie zugleich Verstärkung des Partheigeistes ist und früher oder später selbst dahin führt, dafs dieser zum Ausbruch kommt. Hiemit führet die Unpartheilichkeit des Staats gegen beide Partheien sel-

*) Und vernünftig ist jede Vertheidigung der Lehrfreiheit, wenn sie nicht blos subjectiv und bedingt gemeint, sondern gerecht und nach allen Seiten gleichgeltend ist. S. meines verehrten Hrn. Collegen Dr. Neanders Erklärung über seine Theilnahme an der evangel. Kirchenzeitung. Berlin 1830 u. Dr. Ullmann Theolog. Bedenken aus Veranlassung des Angriffs der evangel. Kirchen-Zeitung auf den Hall. Rationalismus. Halle 1830. — ein gutgemeinter Anhang zu jener Schrift.

Digitized by Google

ber zu einem von ihm nicht gewollten Ziel. Sie können nicht gegen einander so gleichgültig seyn, wie sie vor ihm gleich — gültig sind und wie sehr er ihnen auch Mässigung anempfehle oder gebiete. Der Staat ist zwar nicht gleichgültig gegen die Partheyen: er läfst beiden Gerechtigkeit wiederfahren; aber er ist gleichgültig gegen die Sache, um welche sie streiten; er ignorirt den Inhalt ihres gegenseitigen Widerspruchs. Der Staat hat aber auch die Erkenntnifs des Verderblichen alles Partheiwesens und so wahr, als tief sagt unser Hr. Verf.: der Staat könne, selbst in dem Bewufstseyn, keine Mittel dagegen zu haben, nicht gleichgültig dagegen seyn. Es ist hiermit anerkannt und ausgesprochen, dafs ein blos negatives Verhalten, ein absolutes Nichtsthun in Absicht auf den Inhalt des Streits hier auch am unrechten Ort seyn würde und der Staat nicht thatenlos dem verderblichen Streit zusehen und etwa nur warten könne, bis der Streit die Person verunglimpft und der persönliche Angriff sich zu gerichtlicher Verhandlung qualificirt. Dergleichen Verhalten und Warten und sich halten allein in der leeren Form mag sich wohl für eine solche bürgerliche Gesellschaft, wie Nordamerika ist, schicken; aber der Staat hat eine gröfsere Bedeutung in der Weltgeschichte. Er steht in der Einheit mit einer bestimmten Religion, mit einer bestimmten Kirche und er ist Gott und der Welt verantwortlich dafür, sie nicht in sich untergehen oder beschädigt werden zu lassen. Es ist vielmehr die Sache selbst, der Inhalt des Streites beider Partheyen, der ihm nicht gleichgültig bleiben darf, wie sich denn oft solche Veranlassungen zeigen, wo er wider Willen und Grundsatz sich in die Sache selbst einlassen mufs und darum ist es immer und mit Recht, wie unter uns, als eine der gröfsesten Wohlthaten Gottes gepriesen worden, dafs der Staat einen Monarchen hat, der ebenso from und gottesfürchtig, als erleuchtet und weise in allen seinen diesen Gegenstand betreffenden Maafsregeln verfährt. Der Staat ist also nicht blos berechtigt und verpflichtet, in negativer, sondern auch in positiver Weise einzuschreiten und es fragt sich somit 3) allein noch, wie das geschehen kann. Es kann nicht geschehen unmittelbar und mit den Mitteln, welche dem Staat, als solchem, zu Gebote stehen; auf diesem Wege hat alles, was er unternimmt, den Charakter der Gewaltsamkeit, der Partheilichkeit und der Beschränkung der Lehrfreiheit. Diese Sache, um welche es sich im Rationalismus und Mysticismus handelt, ist durchaus von der Art, dafs sie nicht unmittelbar auf dem Gebiete und mit den äufserlichen Mitteln des Staats, sondern allein in dem reinen Elemente der Wissenschaft auszumachen ist. Aber es kann und mufs der Staat daran positiv theilnehmen in mittelbarer Weise, indem er die Wissenschaft fördert, nicht blos in solchem allgemeinen Sinn, in welchem auch jene Partheyen daran Theil haben (welches der Staat schon auf dem zweiten Standpuncte, welches der der Negativität ist, thut), sondern in dem ernsteren, tieferen Sinne, in welchem sie die freie und partheilose Erkenntnifs der Wahrheit, und allem, was nur Parthei ist, völlig fremd und zuwider ist *). Die Wissenschaft ist, wie der Staat, partheilos, nicht etwa nur durch Negiren, oder gar Ignoriren der Partheyen, sondern indem sie dieselben als Einseitigkeiten weifs und sie somit als Unwahrheiten in bestimmtem Wissen überwunden und hinter sich hat. Wird diese Wissenschaft, trotz alles ihr noch in den Weg gelegten und aus Unkunde und Unwissenschaftlichkeit hervorgehenden Widerstandes durch ihre eigene, innere, geistige Macht dereinst im Staat und in der Kirche hervor und aufkommen, so wird durch sie indirect im Staat erreicht werden, was er direct nicht erreichen kann und sie wird es thun, ohne deshalb im mindesten ihrerseits das reine und freie Element des Geistes und der Wissenschaft zu verlassen.

*) Es mufs mir sehr daran liegen, mich mit dieser kurzen Entwickelung des Begriffs der Sache in dem gehörigen Unterschiede zu wissen von den Partheymeinungen der Zeit. Ich füge daher noch dieses hinzu. Dem Rationalismus, da er seiner negativen Natur nach sich nicht auf die Sache selbst einläfst und auch die Freiheit nur als Willkühr und Unabhängigkeit weifs, ist mit dieser Negativität von Seiten des Staats vollkommen genügend gedient. S. Hrn. Dr. Bretschneiders so eben erschienenes Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: ob evangel. Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben. Leipzig 1830. Der Pietismus aber, da er seiner Natur nach unwissenschaftlich ist, verlangt wohl positive Theilnahme von Seiten des Staats, aber in unmittelbarer Weise und mit den äufserlichen Mitteln des Staats und befindet sich damit auf ganz falschem Wege.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Ueber den Werth und die Wirkung der für die evangelische Kirche in den Königl. Preufsischen Staaten bestimmten Liturgie und Agende, nach den Resultaten einer zehnjährigen Erfahrung. Ein Beitrag zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession. Von R. Fr. Eylert.

(Schlufs.)

Zu den Rationalisten einerseits wird sie sagen: ich ehre den Gedanken und die Kritik und die Gelehrsamkeit, wie überhaupt, so auch an euch und ihr dürft nicht fürchten, durch den Staat, bei seiner Liberalität gegen jedes Geisteserzeugnifs, darin gestört oder beschränkt zu werden. Aber dafs euer menschlich-scharfsinniges Denken und kritisches Gelehrtseyn ohne die Erkenntnifs der göttlichen Wahrheit ist, beweiset ihr deutlich dadurch, dafs ihr eure subjective Vernunft, welches doch nur der abstrakte Verstand ist, höher stellt, als Bibel und Kirche und dafs bei euch und eurer Kritik und Gelehrsamkeit der christliche Inhalt der Bibel und Kirche so gut, wie rein darauf geht. Mit dem steten Berufen auf Vernunft, Idee, Philosophie, wovon nicht eine Ahndung an euch gekommen, treibt ihr ein leeres Spiel und umhüllet damit nur die äufserste Blöfse und Flachheit eures Denkens und Treibens. An und mit der Kantischen Philosophie schon ist euch das Wissen von Gott, sogar bis auf die Möglichkeit (wie ihr selbst bekennet) ausgegangen und mit der subjectiven Dialectik, die auch geblieben, die aber den Gegenstand selbst gar nichts angeht, kommt ihr in allem, was ihr von Gott aussagt, nicht über euer werthes Ich hinaus. Ihr habt für das, was ihr göttliche Wahrheit nennet, keine andere Bürgschaft, als euer subjectives Denken davon, welches nur die Vorstellung und Einbildung ist. Eure Vorfahren waren ehrlicher und offener, als ihr, indem sie es rein heraussagten, was sie wollten, nämlich, dafs sie nicht an eine göttliche Offenbarung und Dreieinigkeit, nicht an den Sohn Gottes und dessen Menschwerdung, nicht an die Versöhnung und das absolute Bedürfnifs der göttlichen Gnade glaubten: ihr wisset euer nichtiges Wesen jetzt nur noch kümmerlich so zu halten, dafs ihr die Meinungen der Welt darüber verwirret und sagt: ihr glaubtet ja auch an die Offenbarung (nämlich eurer Vernunft), an die Versöhnung durch Christum, (nämlich weil er sie gelehrt und verkündiget habe) *). Den Pietisten und Mystikern aber kann eben so frei aus dem Standpunct der Wissenschaft erklärt werden: wie eure Gegner den christlichen Inhalt vermissen lassen, den wir bei euch finden und ehren, weshalb die Vorsicht erfodert, euch zarter und feiner anzufassen, damit wir in euch nicht die Heiligkeit des Glaubens verletzen, so lasset ihr es doch eurerseits gar zu sehr an dem Gedanken fehlen und machet die Form der Religion, welche für das Leben und Handeln vollkommen ausreicht, auch ebenso in der Wissenschaft geltend und meint, weil ihr des Inhaltes der christlichen Religion theilhaftig seid, damit allein auch schon in der Wissenschaft durchzukommen. Damit zeiget ihr denn, dafs ihr noch keine Ahndung habt von demjenigen, was die Theologie, als Wissenschaft will und soll, nämlich nicht nur die einfache Wahrheit der Religion wiederhohlen, wie sie die biblisch und kirchlich gegebene ist, sondern auch die Gewifsheit dieser Wahrheit erweisen, um in dem künftigen Lehrer der Gemeinde auch die von allem Zweifel befreite Ueberzeugung und Gewifsheit zu bewirken, wozu aber ein Wissen im Glauben gehört, wovon ihr nichts wissen wollt. Indem ihr viel-

*) Der Mangel solcher Ehrlichkeit zeichnet besonders eine rationalistische, eben erschienene Schrift, zu ihrem Nachtheil aus. Amtliches Gutachten eines offenbarungs-gläubigen Gottesgelehrten über das Verderbliche des Rationalismus u. s. w. Schleswig 1830.

Digitized by Google

mehr gleicherweise die Möglichkeit eines solchen Wissens und der Wissenschaft in diesem bestimmten Sinn leugnet, befindet ihr euch selbst mehr, als ihr denkt, mit euren Gegnern auf einem gemeinsamen Gebiet. Es ist etwas sehr Geringes und Unzureichendes in der Wissenschaft, vor jeglichem Zweifel die Augen zuzumachen und sich geschwind in den Glauben zu retten; aber etwas Gröfseres und Schwierigeres ist es, jeglichem Zweifel frei in die Augen zu sehen und zu zeigen, dafs der christliche Glaube sich auch vor der gebildetsten Vernunft und strengsten Wissenschaft in seiner Wahrheit und Göttlichkeit rechtfertigen kann, dafs er in keiner Beziehung das Licht zu scheuen braucht und dafs man als der gläubige Christ auch der wahrhaft vernünftige ist. Hingegen in demjenigen, was ihr noch Wissenschaft von der Religion nennet, gehet ihr, das Gelehrte abgerechnet, ganz nur wie der gemeine Mann zu Werke, und dieses Verfahrens wegen nennet ihr eure Lehren practisch, ihr gehet beständig nur darauf aus, die künftigen Lehrer der Kirche zu Christen zu machen, was sie billig schon seyn sollten, nicht aber zu Theologen, was sie als künftige Lehrer der Christen, durch euch zu werden erwarten. Ginge es vielmehr nach euch, so würdet ihr durch sie den Geist des Volkes völlig verkrüppeln. Ihr sprechet wohl viel von der Religion des Geistes, aber wie kann dieses die christliche seyn, wenn sie nicht ein unendlicher Inhalt, nicht von particularen Vorstellungen, blinden Gefühlen, Ahndungen und Träumen, sondern von bestimmten Gedanken und Wahrheiten und derselben Erkenntnissen ist? — Merkwürdig an diesem Gegensatz beider Partheien ist nun, dafs sie, über die logische Einheit des Geistes, aus welcher diese Zwietracht ursprünglich hervorgegangen, völlig im Dunkeln und ganz bewufstlos an sich selbst festhaltend, dennoch auch oft in einander übergehen; wie es denn in unserer Zeit gar nichts seltenes ist, dafs der Pietismus, zumal wenn er in die Wissenschaft eintritt, sich ganz rationalistisch gebehrdet und ausspricht und auch der Rationalismus seinerseits in der neuern Zeit die fromme Salbung gar nicht verschmäht; noch merkwürdiger aber bleibt die schöne Harmonie, worinn sie zu gleichem Hafs und Kampf gegen die wissenschaftliche Theologie stets bereit und vereinigt sind, weil diese die Wiederherstellung der ursprünglichen Einheit, nicht in abstracter, sondern concreter Weise, und das Wahre aus beiden an sich nehmend die Aufhebung dieses traurigen Zwiespalts und Gegensatzes ist *). Diese Wissenschaft ist vor der Hand noch die von beiden Seiten verfolgte und auf alle Weise verdächtigte und mufs es sich gefallen lassen, bald rationalistisch bald mystisch gescholten und ebenso auch von den Rationalisten verlacht und von den Pietisten bemitleidet zu werden. Im Sinne dieser tieferen Wissenschaft und des rein-christlichen Geistes ist es nun auch, dafs der verehrte Hr. Verf. dieser Schrift nicht nur das herrschende Verderben durchschaut, sondern auch die Quellen desselben und das einzige Heilmittel dagegen angiebt. „Die Gebrechen, Auswüchse und Verirrungen in der Kirche kann darum auch nur die Kirche heben und heilen, aber sie kann es nur allein dann, wenn sie mit sich selbst eins ist, und in der Festigkeit ihrer Grundsätze einen Anhalt bildet, an welchem das Verirrte sich wieder zurecht findet und aufrichtet. Thut sie in dem geistigen Licht und der sittlichen Wärme, welche sie beseelt, vom göttlichen Worte durchströmt, dem Verstande und Herzen *ihrer* Glieder ein Genüge, so, dafs diese in ihr finden, *was* sie für ihre höheren Bedürfnisse suchen, so werden sie sich auch nicht von ihr trennen u. s. f." S. 65. „Deshalb haben auch nur die Theologen ihr wahrhaft gedient und genutzt, welche die heilige Schrift aus dieser selbst erklären, und denen das Licht aufging, sie in demselben Geiste zu verstehen, in welchem sie geschrieben ist." S. 65. Hiemit ist der Standpunct des Geistes, welcher der Geist der Bibel und Kirche ist, als der einzig wahre der Wissenschaft deutlich genug bezeichnet und dafs in diesem Sinne für die practische Frömmigkeit Aller und absehend von dem vergänglichen Partheiwesen der Zeit durch die Liturgie und Agende zweckmäfsig gesorgt sey, thut der Hr. Verf. im Folgenden noch genauer und überzeugender dar. — *9. Sie* ist auch das feste Band einer kirchlichen Gemeinschaft und in dieser die beste Grundlage zu einer tüchtigen Kirchenverfassung. Dieser Abschnitt enthält eine lehrreiche Darstellung der göttlichen Absichten des Stifters der Kirche, eine gedrängte Uebersicht der allmähligen Abweichungen davon und das schöne Bild der evangelischen Rückkehr

*) Es finden sich darüber schöne und feine Bemerkungen in der geistreichen Schrift des Hrn. Ob. Land. G. R. Göschel: Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnifs zur christlichen Glaubenserkenntnifs. Berl. 1829.

Digitized by Google

zu dem wahren christlich-biblischen Alterthum. Er widerlegt auch den oft wiederhohlten Vorwurf gegen die Reformation und evangelische Kirche, dass sie die Keime revolutionärer Volksbewegungen in sich trage, welcher Vorwurf noch ganz neuerlich in Menzels Geschichte der Deutschen wiederhohlt und auch von uns in den Beurtheilungen dieses Werks widerlegt worden ist. Den Uebergang in den Beweis, dass die Liturgie und Agende ein wesentlich Band der Gemeinschaft sey, macht der Hr. Verf. durch den richtigen Satz: „Eine Agende will das Grunddogma der Kirche, in welchem sie sich bildete und zur Kirche wurde, in einer veränderlichen Welt gegen Verfälschung und Verlust sicher stellen und darum fliessen hier Form und Sache in Eins zusammen und wer die Formen seiner Kirche verlässt, hört damit auf, wenigstens äusserlich ein Mitglied derselben zu seyn, so wie sie sichtbar in ihrer ganzen äussern Construction sich gestaltet hat und worin sie sich von jeder andern unterscheidet." S. 99. Er zeigt es sehr genügend, was daraus wird, wenn der Gottesdienst und die Predigt insonderheit nur an der Persönlichkeit des Geistlichen seine ganze Haltung hat. Es ist diess leider das Feld, auf welchem sich die Eitelkeit des Redners und Zuhörers noch sonntäglich herumtreibt und das Christenthum, aller Objectivität ermangelnd, in die vergängliche Subjectivität zusammenschrumpft und jeder sich fast zuletzt seine aparte Religion zurecht macht. Aber eben an diesem Puncte muss man in grosse Sorgen gerathen, wenn man daran denkt, wie noch an so manchen Orten die eingeführte Liturgie und Agende so isolirt dasteht und nicht nur nicht in lebendigem Zusammenhang und durchgreifender Uebereinstimmung mit dem Inhalt der Predigt und der theologischen Uberzeugung des Predigers, sondern auch im auffallendsten Widerspruche damit, und wie sehr das, was er da unten am Altar vorzutragen hat, von demjenigen abweicht, was da oben auf der Kanzel vorkommt! Die Einführung dieser Liturgie und Agende setzt in dem Geistlichen durchaus eine andere, als die seichte rationalistische Bildung voraus. Dass nun auch in Ansehung der Verfassung der Kirche das Heil von innen, von der innern Verfassung des Gemüths und Geistes kommen müsse, zeigt der Hr. Verf. sehr richtig und darin ist denn auch die Nothwendigkeit einer gründlichen, wissenschaftlichen Erkenntniss der göttlichen Heilswahrheiten, wodurch die Unbestimmtheit des Denkens und Fühlens, die Wahrheitslosigkeit, als das grösseste Uebel der Zeit, beseitiget wird, zugleich mitbezeichnet. — 10. Sie ist ächt national. „Der Gedanke, ein ganzes grosses evangelisches Volk betet und erbauet sich, in den heiligen Stunden der Andacht, in Einem Geiste und dort und hier und hier und dort, werden die Heiligthümer seiner Kirche in denselben sanctionirten Formen verwaltet, wie es die uralte, fromme Nationalsitte von Anbeginn der evangelischen Kirche geheiliget hat — hat so etwas Grosses, Heiteres und Heimathliches, dass man ihn nicht ohne freudige, dankvolle Rührung danken kann." S. 125. Wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, in dieser Beziehung besonders einen lang gehegten Wunsch zu äussern, so wäre es der gewesen, dass der Bustag, der doch im ganz besondern Sinne ein Tag des Landes und Volkes ist, nicht übergangen, sondern mit einigen Collecten und biblischen Lectionen z. B. den herrlichsten Busspsalmen, bedacht worden wäre. — 11. Sie ist höchst erfreulich in ihrem Ursprunge. Der verehrte Hr. Verf. geht hier von der Einheit des Staats und der Kirche aus und diese Einheit ist es, welche noch immer so Viele nicht begreifen. Man mag ihnen hundertmal sagen und entwickeln, was darunter zu verstehen sey, so meinen sie doch noch, man wolle den Regenten als Papst vorstellen und sprechen von Cäsareopapie. Diese Einheit ist aber gar nicht, wie sie dieselbe verstehen, die abstracte Identität, welche die Einerleiheit ist, sondern die concrete, welche den Unterschied von Staat und Kirche voraussetzt und durch diesen Unterschied selbst vermittelt erst die wahre Einheit ist. Es liegt also an dem Mangel an Logik, dass sie das nicht erkennen. Der Hr. Verf. weiset diese wahre Einheit auch als die wahre Wirklichkeit nach und zieht daraus die Schlussfolge, dass dem Landesregenten auch das liturgische Recht von Gott und Rechtswegen zustehe. Ich finde mich darin in vollkommener Uebereinstimmung mit dem verehrten Hrn. Verf.

Zuletzt berührt der Hr. Verf. noch den Widerspruch, den die Liturgie und Agende gefunden von Seiten der Indifferenten, der Eklektiker, der Aesthetiker, der Rationalisten, der Mystiker und Pietisten und der zwischen Rationalismus und Supernaturalismus in der Mitte schwebenden und wie sie andererseits Beifall gefunden bei den redlichen Zweiflern, bei festen, biblisch-evangelischen und bei weiter geförderten, geprüften Christen. Viel Schönes und Geistreiches kommt noch in diesem Abschnitt vor, worauf wir der Kürze wegen nicht mehr eingehen können. Wir sehen durch dieses Werk einem wesentlichen Bedürfnisse der Zeit genug gethan und wünschen dem verehrten Verf. dass er in der ausgebreitetsten Wirkung dieser Schrift, als einem würdigen Beitrage zur bevorstehenden Jubelfeier der Uebergabe der Augsb. Conf., den Lohn seiner edlen Bemühungen erndten möge.

Dr. Marheineke.

LVI.

Geognostisches Gemälde von Deutschland von Ami Boué. Herausgeg. von C. C. v. Leonhard. Frankf. a. M. 1829. 623 S. 8. *Acht Steindrucktafeln.*

Die Geognosie gehörte vormals zu den Wissenschaften, in welcher man nur Theorien lieferte. Theorien der Erde nannte man sie, gegründet auf einige wenige oberflächliche und mangelhafte Beobachtungen. Man wurde der Theorien müde, von denen eine die andere verdrängte, man sehnte sich nach Thatsachen und wenige, scharfsichtige, thätige Forscher fingen an diese aufzusuchen und widerzugeben. Aber nun mehrte sich die Menge der Thatsachen so sehr, dass man sich nicht mehr übersehen

Digitized by Google

und in eigentlicher Bedeutung des Wortes sich nicht darin zu finden wufste. Das einfache Aufschichten derselben war nicht mehr hinreichend; es mufsten durchgreifende Mittel angewendet werden, die Masse zu gewältigen. Der Neptunismus wich dem Plutonismus, aber mit grofsem Widerstreben, und dieser brachte seiner Natur nach, solche Verwirrungen hervor, dafs man keinen Leitfaden mehr hatte, in dem Labyrinth der Erscheinungen. Der Verf., so viel Ref. weifs, des Namens ungeachtet ein Deutscher hat sehr viel über Geognosie geschrieben vielleicht, dem Volumen nach, mehr als irgend ein anderer der jetzt lebenden Geognosten; er hat aber auch die Gelegenheit gehabt, viel zu sehen und zu bemerken. Es läfst sich nicht läugnen, alle seine Schriften und vorzüglich die Vorliegende, enthalten einen Schatz von Beobachtungen und Bemerkungen aber doch noch immer einen zerstreuten Schatz, den man nicht ohne Mühe erst einsammeln mufs Zuerst weifs man nicht, ob der Verfasser einen Gegenstand selbst beobachtet oder die Nachrichten von andern genommen hat, — er schüttet die ganze Fülle aus, ohne dafs wir wissen, woher sie kommt. In der Geognosie mufs man, mehr als in einer andern Wissenschaft seine Gewährsmänner kennen, man kann nicht so leicht als in der Physik und Chemie die Beobachtungen wiederholen und man mufs wissen, ob man sich mehr oder weniger auf die Angaben verlassen kann. Wo er eigene Beobachtungen giebt, wäre zu wünschen, dafs er sie ausführlich gäbe und nicht im Allgemeinen die Sache nur hinwürfe; wo er fremde Beobachtungen giebt, wäre ebenfalls zu wünschen, dafs er sie ausführlich gäbe, und genau die Worte, wenigstens die Stellen anführte, wo man sie lesen kann. Er führt z. B. nicht selten Leonhards Zeitschrift für Mineralogie aber nur den Jahrgang an und überläfst dem Leser nachzusuchen, ob er finde. Dazu kommt noch der Mangel an einer scharfen, entschiedenen Darstellung, welche in der Geognosie besonders wichtig ist. Uebrigens enthält das Buch noch mehr als es ankündigt ungeachtet es auf dem Titel heifst, mit Rücksicht auf die Gebirgsbeschaffenheit nachbarlicher Staaten, denn er giebt oft genaue geognostische Nachrichten von den letztern, und man kann dieses Werk als eine allgemeine Geognosie beinahe ansehen. Die Theorie wodurch er die Masse von Erfahrungen zusammen zu halten sucht, besteht in Kurzem im Folgenden. Die Granite stehen dem schieferigen Urgebilden, nämlich dem Gneifse und dem Glimmerschiefer im Alter nach. Ueber diesen Gesteinen lagerten sich die Uebergangs-Formationen, quarzig kalkige oder glimmerige Felsarten, dann die Thonschiefer, und endlich die Grauwacke, der rothe Uebergangssandstein und der neue Uebergangskalk. Während der Entstehungsfrist dieser Ablagerungen, namentlich der letztern, erschienen die Syenite, und es bildeten sich auf feurigem Wege die granitischen und diallagonhaltigen Gesteine und die Porphyr- so wie die Trapp Felsarten. Die Gyps- und Salzbildung steht mit der Emporhebung der feurigen Gesteine in einiger Verbindung. Dann begann das Werden der Flötzgebiete, deren erstes ein Sandsteingebilde, an einigen Stellen Kohlen führt, hin und wieder auch Muscheln, gewifsen Bivalven süfser Wasser nicht unähnlich. Gleichzeitig mit dieser Formation, die man zuweilen mit rothem Sandstein überdeckt sieht, in manchen Gegenden auch gleichzeitig mit dem in derselben Zeit entstandenen Kalkstein, entstanden durch Feuer die Porphyre, die Trappe und ähnliche Felsarten, deren Trümmer durch die Wasser bearbeitet und von Neuem verkittet, mit den Sandsteingebilden wechselnde Lager machen. Ueber dem ersten Flotzkalke erscheint der bunte Sandstein, dem drei kalkige Formationen, Muschelkalk, Jurakalk und Kreide folgen; sie sind durch Sandgebilde geschieden; zwischen dem Muschel- und dem Jurakalk tritt der Keuper Sandstein und zwischen dem Jurakalke und der Kreide der Grünsand auf. Ein besonderer Mengelkalk, der Lias bildet den untersten Theil des Jurakalkes im ganzen nordwestlichen Europa und ein Sandstein der Lias Sandstein trennt ihn gewöhnlich vom Jurakalk. Diese Ablagerung fehlt indessen im südlichen Europa, wo alle Flötzgebilde von rothem Flötzsandstein bis zum Jurakalke, wegen der Abwesenheit der Porphyre, durch eine grofse Sandstein-Mengel- und Kalkstein Formation ersetzt zu sein scheinen, und wo der Jurakalk durch seinen Reichthum an Nummuliten und die Kreide durch ihre dichte und harte Beschaffenheit sich auszeichnen. Ueber die Kreide lagern sich in verschiedenen Gegenden wie in Becken sehr verschiedene Felsmassen und Schichten. Der Verf. hat sich nun zuerst eine grofse Schwierigkeit aufgeladen und sich fast in die Zeit der alten Theorien der Erde versetzt, dadurch, dafs er genau das Alter bestimmen will, in welchen die Formationen einander folgten. Die Behauptung dafs der Granit später als Gneifs und Glimmerschiefer empordrang gründet sich auf die Gänge von Granit, die man in andern Steinarten eingedrungen bemerkt hat. Wie will man nun, bei der Schwierigkeit solcher Beobachtungen ausmachen wie weit sie eindrangen! Wir wissen ja wie nach und nach in langen Zeiten einander folgend die Vulkane ausgebrochen sind, warum soll in der Vorzeit Alles zu bestimmten Zeiten geschehen sein? Damit aber Alles gehörig zusammentreffe, geht der Verf. von seiner alten Norm ab, und macht den Alpenkalkstein viel älter; er rechnet ihn nämlich zum Uebergangs-Gebirge, doch weniger durch directe Beweise, als dadurch dafs er Beweise für das Gegentheil fordert. Aber wenn wir auch Alles dieses zugeben und die Wirkung der granitischen Ausbrüche auf die frühere Zeiten beschränken wollen, so kann man doch keinesweges dem Verf. willig folgen, wenn er die Ausbrüche des rothen Porphyrs auf die früheren Zeiten einschränkt, wenn er der Ausbrüche des schwarzen Porphyrs kaum erwähnt, und selbst die basaltischen Ausbrüche weit hinaufrückt. Er übersieht das Vorkommen jüngerer Gebilde, Organismen späterer Entwickelung auf den höchsten Alpen in einzelnen, gleichsam verlorenen Niederlagem, wo man sie geleitet von dem Gedanken an ein Urgebirge nie erwartete. Ihre Erscheinung wird klar, wenn wir spätere Erhebungen annehmen, wodurch sie aus ihrer ursprünglichen Lage gerissen zu diesen Höhen gelangten. Denn es ist doch ein sonderbares Hypothesiren, worin sich der Verf mit allen Geognosten verwickelt, welche nicht sehr späte Erhebungen annehmen ein Hypothesiren welches Wälder mit Farrenkräutern bedeckt in den tiefen Gegenden voraussetzt, in denen das Meer viel später über die höchsten Berge ging. Wie will der Verf. das Vorkommen von Granitgeschieben erklären — ich rede nicht von den Geschieben der Ebenen, sondern von Granitblöcken welche auf der Oberfläche der jüngsten Gebilde in den höchsten Alpen liegen? Alles dieses deutet auf Erhebungen der späten Zeiten, welche hier ganz ausgeschlossen werden. Die tertiär Gebilde beschreibt der Verf. nach den grofsen Becken worin sie vorkommen, und hier ist es erst, wo der Verf. den Gegenstand geographisch behandelt, und den Titel Gemälde einigermafsen rechtfertigt, welcher sich für dieses Buch am allerwenigsten pafst.

Link.

Digitized by Google

Nro. 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

LVII.

Carolus Gottlob Schmid, Quaestiones grammaticae de praepositionibus Graecis. Berol. typ. Schad. 1829. 8vo.

Zu den schwierigsten Theilen der Grammatik gehört in allen Sprachen gewiſs die Lehre von den Präp. Einmal zunächst syntaktisch, wie niemand läugnen wird, dann aber vorzüglich in etymologischer Rücksicht. Denn diese Wortklasse giebt, wenn man sich auf das Gebiet nur einer Sprache beschränkt, gleich so einfache Bestandtheile, daſs jedes fernere Fortschreiten als ganz unmöglich erscheint. Und doch möchte zur richtigen Erklärung der Bedeutungen sowohl, als selbst der syntaktischen Gesetze eine sichere Etymologie nothwendig sein. Zur Erörterung diene Folgendes. Die Pr. haben im Römischen und Deutschen alle die wesenhafte Bestimmung sich mit einfachen Zeitwörtern zu verbinden; die Worte *apud* nun in der ersteren und *fona* in der letzteren Sprache stempelt ihre Bedeutung sicher zu Präpp.; Composita im Sinne derselben waren nöthig; — und doch bietet die Sprache auch nicht ein Beispiel eines solchen. Schwerlich dürfte man bei Betrachtung nur der einen Sprache über diese Erscheinung genügende Auskunft geben können. Woher demnach die Erklärung nehmen? Es ist das Verdienst der neuesten Zeit zuerst eine wahre Sprachvergleichung hervorgerufen zu haben, eine Vergleichung nicht des ganz abstract Allgemeinen — wie dieſs ehemals geschah — sondern des Individuellen, Besonderen, und so erst hat sich über Ursprung und Verwandtschaft der Sprache, ein sicheres, richtiges Urtheil bilden können. Unter den Sprachstämmen, deren innere Verwandtschaft jetzt unwiderleglich dargethan, ist der indogermanische der bei weitem reichste und ausgebildeteste. Die heiſse ungeheuere Phantasie der Inder, der schöne Kunstsinn der Griechen, und der tiefe Gedanke des germanischen Volkes offenbaren sich durch ihn. Indeſs dürfte, bevor an eine vollständige vergleichende Grammatik gedacht werden kann, es erforderlich seyn, daſs einzelne Theile von Einzelnen sorgfältig behandelt würden, und wie vieles in dieser Rücksicht bis jetzt schon geschehen zeigen Bopps academische Abhandlungen. Einen ähnlichen Zweck verfolgt der Hr. Verf., und zwar mit vielem Scharfsinn und nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, wenn auch zunächst das Werk nur den bescheidenen Titel *de praep. Graec.* führt.

Es stöſst uns gleich Anfangs die schwierige Frage auf, welches sind die wesenhaften Bestimmungen der Präp., mit welcher dann nothwendig zusammenfällt die nach dem Verhältniſs derselben zum Verbo und dem von ihr bedingtem Casus, sodann die nach dem Unterschied der Casus-Construction von der der Präp.; endlich aber ob und wie diese sich ursprünglich vom Adverbio unterscheiden. Zu verhehlen ist nicht, daſs Hr. S. hier nur Weniges vorfand; die gewöhnlichen Schulgrammatiken behelfen sich mit einer traditionellen Definition, Graffs verdienstvolles Werk läſst sich auf solche Untersuchungen nur hier und da ein, und auch nur in Bezug auf AHD. Eben so sparsam in dieser Rücksicht ist Lisch. Reichhaltiges und Scharfsinniges konnte Grimms Rec. der Graffschen Abhandlung, (Wien. Jahrb. 1824. 28. Bd.) welche der Verf. leider nicht kannte, und der hiergehörige §. 4. der deutschen Grammatik 2. Bd. bieten. Hr. S. nun hat, nachdem er im Beginn der Abhandlung kurz die Bedeutung der Präp. angegeben, durch Untersuchung der einzelnen griech. selbst, immer indeſs mit Vergleichung der verwandten Sprachen, sich einen Weg gebahnt zu jenen wesentlichen Bestimmungen, welche als Resultat am Ende des Werks aufgestellt sind; ein Gang der Untersuchung, der allein zu etwas Wahrem führen konnte.

Verschweigen wir indeſs hierbei einen Mangel nicht, welcher vielleicht nur aus den engen Gränzen, in denen

Digitized by Google

Hr. S. sich halten mufste, entstand. Denn indem im Beginn von der localen Bedeutung der Präpos. als der ursprünglichen ausgegangen wird, so konnte diefs, zunächst nur assertorisch Hingestellte, nicht anders erwiesen werden, als dafs alle traditionel so angenommene Präp. behandelt wurden, und von denen, die der localen Bedeutung ermangeln, entweder auch anderweitig, z. B. etymologisch, ihre Unursprünglichkeit gezeigt wurde, oder dafs sie früher die anjetzt eingebüfste locale Bedeutung gehabt. Erst so konnte durch Trennung ächter und nachgebildeter Präp. theils zur Rechtfertigung jener Bestimmung, theils zu noch anderen wesentlichen geschritten werden. Wenn Hr. S. z. B. die Präp. *κατά*, *μετά*, *σύν* u. s. w. nicht behandelt, so findet diefs darin seine Erklärung, dafs er diese für nachgebildete hielt, aber zu bedenken ist, dafs jene Bestimmungen, nach welchen dieselben aus der Reihe der ächten Präp. gestofsen werden, nicht als erwiesen gelten können, so lange nicht auch anderweitig die Unächtheit begründet ist. Selbst Präp. wie *χωρίς*, *ἄτερ*, *ἄνευ* durften nicht fehlen, da sie z. B. von Grimm für wahre gehalten werden, (a. a. O. p. 12.), obwohl hier gerade die spätere Bildung etymologisch nachgewiesen werden konnte, eben so wie vom Ahd. *âno* Goth. *ïnuh* und dem R. *sine*. Auch Hr. S. setzt ganz gegen seine Bestimmungen *ἄνευ* als Präpos. zu dem Indischen *anu*, mit dem es jedoch nichts als den Klang gemein hat; denn die Präp. *anu* ist, wie das Griech. *ἀνά*, Röm. *an* (s. unten), Ahd. *ana*, aus dem Pronominalstamm *an* entstanden mit Endung *u*; *ἄνευ* hingegen gehört zu der Negativpartikel *an* (*Sscr. an*, *a*; — Gr. *ἀν* — *α*; — *Roem. in*; AHD. *un*) mit Zusatz der Casusendung, ähnlich gebildet wie *νόσφι* aus dem *n negat.* mit Casusendung *σφιν* und Bindevocal. Aus dem *α neg.* bildet sich in demselben Sinne *ἄτερ* mit Comparativendung, nur wenig geschieden von *ἀτάρ* in dem sich das alte Comparativsuffix treuer erhielt, (*taras* — *τερος* — *terus* oder *ter* — *dar*) und welches demnach nicht von *αὐτάρ* abzuleiten, da letzteres nur gleiche Endung, verschiedenen Stamm bewahrt, nemlich den des Pron. *au* (*αὐ-τος* u. s. w.) von welchem im Römisch. ähnlich *autem* mit Superlativsuffix entstand. Wie *ἄνευ* erklären sich im AHD. *âno* und Goth. *ïnuh* wo freilich die Länge auffällt. *Sine* im Röm. ist verbal wie *tenus* und *pone*; das Slavische *bes*, *be* hat nebst dem Persischen بي im Sinn des ohne allein eine alte Präp. erhalten; alle führen auf das *Sscr. vi*, denn der Zusatz des Sibillanten in *bes* ist um so weniger auffallend als der ganze Sprachstamm diese Eigenheit in den Präpositionen zeigt.

Wenden wir uns jetzt zu den vom Verf. aufgestellten Resultaten, um dieselben betrachtend ihm im Einzelnen folgen zu können. Diese aber sind folgende: „Es seien die Präp. ursprünglich und eigentlich: 1) alle zweisilbig, hierdurch fallen von den 18 durch den Canon recipirten 2 weg, nemlich *σύν* und *ἐξ*, denn *πρό* und *πρός* sind syncopirt. 2) die wahren Pr. entspringen alle aus Pronominalstämmen; dem widersprechen nach dem Verf. das *Sscr. sam.* das Griech. *διά*, *κατά*, *μετά*, *σύν*, *ἐξ*, welche bis auf beide letztere nur griechisch sind, nicht in anderen Sprachen. 3) Alle beginnen mit Vocal und enden mit Vocal. (Ausn. *σύν*, *ἐξ*, *διά*, *κατά*, *μετά*). 4) Alle sind Urworte, vom Anfang an Präp., nicht Adverbien, den Verben eigen, nur von den Wurzeln der Pronom. nicht von diesen selbst gebildet. 5) Alle sind *Oxytona*. Unter ursprünglich und anfänglich mag wohl die Zeit der noch ungeschiedenen Sprachen gemeint seyn, wenigstens kann man diefs daraus schliefsen, dafs Hr. S. schon das *Sscr. sam.* für nachgebildet erklärt. Bestimmungen indessen wie die unter Nro. 1 u. 3. sind offenbar ganz äufserlich. Warum sollen denn Präpos. nur zweisilbig sein? Widersprechen denn nicht gleich eine Menge im *Sscr.* wie im Gr. (*â*, *pra*, *vi*, *ni*, *nir*, *ut*) des Röm. und Ahd., wo Abschleifung der Endung Statt findet, gar nicht zu gedenken. Die Sprache bestimmt nirgends für irgend eine Wortklasse eine bestimmte Silbenzahl; denn die Einsilbigkeit der Wurzel im Indogermanischen beruht auf anderen Gründen, und kann nicht verglichen werden. Wenn aber die Präp. nach dem Verf. von Pronominalstämmen kommen, so sind diese doch weder durchaus einsilbig — wie wohl meistens — noch bildet das angehängte Suffix jedesmal eine Silbe für sich, so dafs hierdurch Zweisilbigkeit entstände. Präp. wie *ut*, *ni*, *nir*, *vi* zeigen diefs. *Ut* und *vi* bilden sich durch den Pronominalstamm *u*; (sieh unten, auch Hr. S. erkennt ihn an) und zwar das erstere durch Suffix *t*, welches auch im Abl. erscheint, letzteres durch Suffix *i*, welches dem Loc. gehört, *u* + *i* = *vi*; eben so *ni* und *nir* aus Pr. *na* (s. unten). Solche Worte mufs dann der Verf. entweder für unächte Präp. halten, wozu doch aufserdem kein Grund, oder seine Zuflucht zur Abschleifung nehmen, da sie sich doch einsilbig genügend erklären.

Digitized by Google

Bei weitem äufserlicher noch ist die unter Nro. 3. gegebene Bestimmung. Warum sollte der An- und Auslaut vocalisch sein, warum sollte das Suffix *t* welches dem Ablativ angehört, und *m* welches den Acc. bezeichnet, nicht Präp. bilden können? Bei der Aehnlichkeit der Bedeutung derselben mit den genannten Casus ist diefs nicht abzusehen. Vgl. *ut*, *sam* und wie später gezeigt wird *ἐν*. Ebenso unerklärbar ist ferner die Annahme des vocalischen Anlauts. Denn die Pronominalstämme — diese sind ja dem Verf. auch Stämme der Präp. — fangen zum grofsen Theil mit Consonanten an, (vergl. unten) so dafs des Verf. Annahme und die nach derselben gesetzten Abschleifungen willkührlich erscheinen müssen. Auch sieht sich derselbe hier wiederum genöthigt viele als ächt sich bewährende Präp. für nachgebildete zu erklären. Offenbar kommen solche rein äufserliche Bestimmungen bei dem Hrn. Verfasser nur aus einem gewissen Streben überall Gleichmäfsiges zu finden, ein Streben welches durch das ganze Werk sichtbar wird und über das sich Hr. S. selbst gelegentlich ausspricht p. 82 extr. Hierher gehört zum Beispiel die Identification der Silben *θεν-* und *θα* von welcher uns der Verf. selbst durch die alten Grammatiker nicht überzeugt; wir stimmen völlig der Meinung Bopps bei. In den Beweisen für die Umwandlung des *ἐν* in *α* ist manches nicht ganz Hingehörige gemischt, z. B. *πενθ-* und *παθ-* wobei es dem Hrn. Verf. gewifs doch nicht entging, dafs das *ν* in *πενθ* blofs Stammverstärkung sey, die im Ssc. sich stätig in der 7 Kl. zeigt, im Röm. und Griech. in vielen Wurzeln blieb; man vergl. *findo — fid*, (*Sscr. b'inde — b'id*) u. s. w. Im Griech. gehören namentlich hierher die Wurzeln die sich überdiefs noch durch Anfügung von *αν* verstärken, wie *λαμβάνω*, Wurzel *λαβ*, u. s. w. Auffallend bleibt dafs bei dem Stamm *παθ* und *λαχ* die Verstärkung in das Perf. tritt, wovon ich Beispiele vermisse. Im Röm. herrscht in dieser Rücksicht ein genau beobachtetes, aber noch nirgends erwähntes Gesetz, nach welchem die Wurzeln, die im Pf. *i* annehmen, mit oder ohne Reduplic. die Verstärkung wegwerfen, die welche *ei* bekommen, um den Stamm mit der starken Endung im Gleichgewicht zu erhalten, den eingeschobenen Nasal des Präsens behalten; also *fundo — fud-i*, *rumpo — rup-i*, *frango — fregi* (wo *e* statt der Reduplication vergl. Bopp §.439 u. f.) *tundo — tutud-i*, *linquo — liqu-i*, *vinco — vic-i*, *scindo — scid-i*, *findo — fid-i*, aber *fingo — finxi*, *jungo — junxi* und in demselben Worte *pango — pepig-i*, aber *pan — xi*. Bleibt *n* bei *i* so ist es radical nicht eingeschoben. Zu verwechseln sind übrigens diese Worte nicht mit andren die auch durch *n* den Stamm verstärken, aber nicht wie die ebengedachten es vor den letzten Radikal setzen, sondern nach der ganzen Wurzel, wie *ster-no* (*Sscr. str*) *sperno*, *cerno*. Diese verlieren im Perf. sämmtlich die Verstärkung.

Kehren wir indefs zu den obengenannten Bestimmungen des Hrn. S. zurück, so tritt in der unter Nro. 4. gegebenen (Nro. 2. fällt wesentlich mit ihr zusammen) eine viel gewichtigere auf; denn wenn zunächst auch nichts weiter ausgesagt scheint, als dafs die Pr. Urworte seien, so wird sich gleich zeigen, dafs hier die wesentlichen Beziehungen der Präpos. erscheinen. Der Verf. fügt hinzu die Präp. seien den Verbis eigen, welcher Punkt p. 88 weitläufiger ausgeführt wird. Dabei wird auch auf Hermann verwiesen, *de em. rat. p.* 161. Dieser aber geht von der Relation der Präp. zum Casus aus als feststehend, wie er sich denn auch keine Präp. ohne Casus denken kann. Allein jene Relation ist keinesweges als ursprünglich erwiesen, Hermann mufste von ihr ausgehen, da die grammatischen Gesetze den vier Kantischen Kategorien anzupassen waren. Wenn aber Hr. S. für dieselbe den Gebrauch im *Sscr.* anführt, so scheint uns, wie gleich gezeigt werden wird, grade aus ihm das Gegentheil zu erhellen. In demselben Satze widerspricht übrigens der Verf. sich selbst, wenn er der Präp. an sich keine Bedeutung zuschreibt, da er früher ihnen die locale beigelegt, ein Widerspruch auf den wir gleich zurückkommen müssen. Um aber in diesen schwierigen Punkten überhaupt zur Klarheit zu kommen, wird es nöthig sein zunächst historisch zu verfahren, und wie sich eben die Präp. in den Sprachen zeigen, zu betrachten, wobei wir vorzüglich auf das *Sscr.*, als in welchem sich der Gebrauch am reinsten erhalten, Rücksicht nehmen. Es treten aber im *Sscr.* die Präpos. alle als sogenannte *Partic. inseparabiles* auf d. h. in Composition mit andren Worten; Fälle wo sie als Casus regierend erscheinen sind selten, und auch nur in bestimmter Form, so dafs wir anzunehmen berechtigt sind, dafs diefs schon eine Abweichung sey. Hierauf macht Hr. Schmidt sehr richtig aufmerksam (p. 88. *antiquissimis temp. etc.*) indem er sagt die Präp. habe in der ältesten Zeit vom Verbo nicht getrennt werden können, durch freiere Stel-

Digitized by Google

lung aber sei der spätere Gebrauch entstanden. Es fällt Jedem hierbei das bestimmte Gesetz des Indo-Germ. Stammes ein, dafs das Verbum, als einfaches nicht durch Substantiv oder Adjectiv vermitteltes, sich nur mit Präp. verbinde (wovon gleich mehr). Aber hierbei ist vom Hrn. S. wie von allen anderen ein wesentlicher Punct übersehen worden. Denn nicht hat die Präp. die Bestimmung sich nur mit Verbis zu verbinden (vergl. den angeführten Satz p. 88), sondern das Verbum die repulsirende Macht gegen jede andre Verbindung. Die Präp. hat nur das Streben nach Verbindung und vereint sich mit jedem Worte eben so wie mit dem Verbo; nicht diesem also gehört sie an, sondern überhaupt der Verbindung. Somit erscheint sie im *Sscr.* am reinsten, selten allein und selbstständig. Dafs aber dieselbe sich ursprünglich mit Subst. und Adject. so gut als mit Verbis verknüpfe, bedarf schwerlich der Anführung von Beispielen, man vergl. *anta:pura*, *περίοδος*- *com-modum* und so *proceres*, als *Bahubrihi* oder *Possesio-Compositum* (das durch einfache Composition ohne Suffix den Sinn des Besitzes erhält wie *magn—animus*, *prae——cipites* u. s. w.) von *pro-* und *cere* das Haupt = *Sscr. siras.* Gr. *κάρα*, also hohes Haupt habend.

Indem somit die Präp. nicht blos dem Verbo zugehörig und zuvörderst ohne alle Relation auf die Casus sind, fanden wir als ihre wesentliche erste Bestimmung die Composition und zwar mit allen Worten. Allein diese Bestimmung ist augenscheinlich noch rein äufserlich, und es tritt die Frage nach deren Sinn und Bedeutung auf. Es ist oben erwähnt, dafs Herr Sch. hier ein Schwanken verräth, bald locale Bedeutung bald ursprüngliche Bedeutungslosigkeit festsetzend. Dieser Widerspruch entspringt genau genommen aus der Sache, auch bei den Suffixen findet er Statt. Denn indem die Präp. ursprünglich selbständig nicht in der Sprache erscheinen, sondern nur in der Verbindung, so scheinen sie wie die Suffixe für sich (p. 89) nichts zu bedeuten (p. 90 und Buttmann dort). Auf der andren Seite ist nicht zu läugnen, dafs, indem sie den Sinn des componirten Wortes auf eine bestimmte gesetzmäfsige Weise bedingen und so eine eigene innere Kraft äufsern, ihnen Bedeutungslosigkeit nicht zuzusprechen sey. Die Wahrheit ist nicht zu verkennen; Bedeutung an sich kömmt ihnen zu, aber diese tritt erst durch die Compositiven vermittelt zur Erscheinung. So unterscheiden sie sich von den Adverbien welche gegen sie gehalten eine gewisse Selbstständigkeit haben. Weiter aber unterscheiden sich diese ursprünglichen Präp. ihrer Composition nach deutlich von der aller andern Worte. Denn ihrer Natur nach ist augenscheinlich die Comp. doppelt. Indem sie nämlich die Vereinigung verschiedener Bestimmungen zu einer Totalität ist, so kann diese letztere entweder diese Bestimmungen rein bewahren und nur gleichsam ein Nebeneinanderstellen bewirken, wobei die Vorstellung kein Einfaches mehr hat *(beneficium)*; oder sie ist zweitens das Zusammenschmelzen der einzelnen Bestimmungen zu einem neuen einfachen Begriff, in dem jene nur gleichsam die aufgehobenen Momente sind, wobei also die Vorstellung ein Einfaches sieht. Diese letztere Art der Comp. gehört nur den Präp. an, wobei freilich nicht zu verhehlen, dafs die Sprachforschung die ihres Zweckes halber oft genöthigt ist atomistisch zu sein, diese Art der Comp. verkennt, indem sie da Scheidung vornimmt, wo die Sprache wesentlich nur Einfaches hat. Bei der Präpositions-Composition mufste namentlich die spätere Selbstständigwerdung derselben diesen Fehlgriff erzeugen.

Aus dieser Betrachtung aber wird es erklärbar, was unsers Wissens seither nirgends genügend erörtert, warum das einfache Verbum sich nur mit Präp. verbinde. Denn das Verbum, als Bezeichnung der Handlung, erfordert als solche eine Einfachheit der Vorstellung, welche ihm nur, wie gezeigt ist, in der Präpositionscomposition bleiben kann. Defshalb schlägt es selbst Verbindungen wie das *α neg.* und die sonst so häufig in Compos. erscheinenden *εὐ* und *δυς* (*Sscr. su*, *dus*) aus. Jene einfachen Bestimmungen aber können ursprünglich nur vom Raume entnommen sein, denn der Raum ist der sinnlichen Vorstellung das erste Einfache, Allgemeine, und so erst rechtfertigt sich die Annahme localer Bestimmungen der Präp.

Keineswegs ist es hier zufällig, dafs, nach Bopp sinnreicher Bemerkung die Pr. auf Pronominalstämme führen; denn auch in den Pronominibus läfst sich die Beziehung zum Raume nicht verkennen, worüber wir den Aufschlüssen des Hrn. v. Humboldt entgegensehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Carolus Gottlob Schmid, Quaestiones grammaticae de praepositionibus Graecis.

(Fortsetzung.)

Die weitern Bedeutungen und Uebertragungen der Präp. sind von dieser ursprünglichen nun herzuleiten, wobei es Aufgabe des Grammatikers ist, dem Gang der Vorstellung einer Sprache zu folgen. Am reinsten hat sich, den ursprünglich wesentlichen Bestimmungen nach, wie gesagt, das *Sscr.* erhalten; mehr entfernen sich das G. R. D. Hier nun wäre der Ort zu betrachten, wie die Pr. von ihrer ersten Bestimmung abweichend, zum Casus tretend selbstständig ward. Denn wenn der Herr Verf. nur in der freieren Stellung den Grund sucht, (p. 89), so möchte diefs zu äufserlich sein. Die ältere Sprache hat zur Bezeichnung der Verhältnisse der Nomina eine bei weitem gröfsere Anzahl Casus als die späteren. Theils der Verlust der Casus durch Abschleifung der Endung oder deren Uebertragung auf andre Casus, theils das Drängen nach Bestimmtheit und Deutlichkeit, (welche durch die Casus nicht immer zu erreichen war, da diese Träger zu vieler Bestimmungen waren), mufste die Nothwendigkeit herbeiführen auf einen Ersatz zu denken. Dieser nun zeigt sich in der Selbständigwerdung der Präpos. und ihrer Verbindung mit *den* entsprechenden Casus. Die Construction der Städtenamen im R. läfst schliefsen, dafs dieselbe ursprünglich nicht einzeln dastand, sondern dafs wahrscheinlich für die drei Beziehungen des Wo, Wohin, Woher überall die Casus ohne Präp., wie diefs im *Sscr.* gewöhnlich, angewandt wurden. Aber einerseits der Verlust des dort noch erhaltenen *Locat.* und *Instrum.*, andrerseits der geringe Grad der Bestimmtheit, den diese Verbindung gab, führte für diese Verhältnisse die Pr. herbei, welche ja ursprünglich gleiche Beziehungen, nur nach einer andren Seite hin, ausdrückten. Hierdurch wird es klar, warum das *Sscr.* am wenigsten der Pr. bedarf. Die Sprache aber jenen Ersatz bildend, läfst indefs weder alle Pr. selbstständig werden, noch bleibt sie hierbei stehen. Denn indem die ursprünglichen Pr. theils veralten (vgl. das R. *amb.*), theils die alten Pr. zur Bezeichnung der verschiedenartigsten Verhältnisse nicht ausreichen und so Undeutlichkeit entsteht, (was kann nicht *in monte* alles bedeuten?); bildet die Sprache neue Pr., meistens durch Ableitung von anderen, (*praeter — contra etc.* im Germanischen *ni — dar etc.*), durch Wiederholung der ursprünglichen Präp., wie in *kakan*, (vergl. *con-tra*) oder durch Substantivcasus. Diese letzteren hören nur dadurch auf Subst. zu sein, als sie statt grammatisch den Genitiv zu erfordern, ihrem Begriff nach mit andern entsprechenden Casus verbunden werden.

Indem diese unursprünglichen Präp. als Substitute der alten gebraucht wurden, haben sie sich theilweise selbst in die Composition mit Verben eingedrängt; den ursprünglichen bleibt, nachdem sie selbständig geworden, der Drang nach Verbindung insofern, als sie wesentlich sich den Casus anschliefsen, daher sie denn nur höchst selten *adverbial* gebraucht werden können, wodurch die Verbindung aufhörte. Im Griech. macht nur πρός eine Ausnahme, im Röm. kaum eine der älteren Präp., denn *ante* mag erst später im Sinne des *antea* entstanden sein, im *Sscr.* höchst wenige, meistens *api*, was dem Sinne nach dem πρός entspricht. Im Germ. freilich ist der Gebrauch freier, ein Unterschied der wichtig für den Sprachcharakter wird. Diesen Drang nach Verbindung zeigen überdiefs im Griech. der Accent (daher selbst die barytonirenden Aeoler hier eine Ausnahme machen, wie Böckh recht gegen Hermann entscheidet) und die Anastrophe, worüber der Hr. Verf. sehr scharf und richtig urtheilt.

Es bleibt nach diesen Bemerkungen nur noch eine Frage übrig. Wenn nehmlich die unursprünglichen Pr. in die Rechte der alten theilweise sich drängen, so handelt es sich um ein Unterscheidungsprincip. Hier

Digitized by Google

treten aber dem Angeführten gemäfs drei Gesichtspuncte auf:

1) Form, Bedeutung, Etymologie. Die alten Präp. haben bestimmte Suffixe (s. unten), obwohl diese sich in manchen Sprachen abgeschliffen. Es kömmt ihnen ursprüngliche locale Bedeutung zu. Sie führen zum gröfsten Theil auf Pronominalstämme. Nicht so die nachgebildeten; diese, meint Grimm, haben eine gewisse Plumpheit, welche dem geübten Auge nicht leicht entgeht.

2) Vergleichung verwandter Sprachen. Die ursprünglichen Präp. finden sich, wenn auch verhüllt, fast in allen Stammsprachen wieder, wenigstens steht selten eine einzeln nur in einer Sprache. Wird in manchen eine Präp. aufgegeben, so ist defshalb allein nicht auf Nachbildung zu schliefsen, denn diefs kann innere Gründe haben. So im *Sscr.* z. B. mit der Pr. *ὑ*. Im Griech. steht namentlich keine Pr. so einzeln, dafs ihr in andren Sprachen nichts entspräche. Wenn Hr. S. diefs standhaft läugnet, so werden wir es weiter unten erweisen; nur *κατά* könnte widerstreben, doch mag es sich in einem römischen Urworte erhalten haben, nemlich in *cat-erva* verglichen mit *ac-ervus*, wo die Endung *ervus* offenbar ein Zusammenschliefsen bedeutet. Wir erkennen diese in dem *Sscr. Pronomen sarva* wieder = *sa* + *arvá*, worüber mehr an einem andren Orte. Die nachgebildeten Pr. hingegen finden sich natürlich gewöhnlich nur in der einen Sprache.

3) Verbalcomposition. Da, wie wir oben gesehn, das Verbum die repulsirende Macht gegen jede andre als Präpositions-Composition hat, so ist dieser Punct vorzüglich zu betrachten, denn hier treten die alten Präpositionen natürlich reiner auf. Theils nemlich finden wir noch viele die sich vom Verbo nicht getrennt, nicht selbständig geworden sind (was sich im Griech. von zweien ergeben wird), theils sehen wir hin und wieder zwar nachgebildete sich wie ursprüngliche in die Composition drängen, aber meistens auf eine Weise, welche sie von jenen augenblicklich unterscheidet. So geht im Römischen z. B. nach dem Verlust von *amb* die nachgebildete Pr. *circum* Verbalcomp. ein, aber die Sprache macht hier einen wesentlichen Unterschied. Denn indem z. B. mit *dare* die ursprünglichen Composita neue Verba nach der 3. Coni. erzeugen (*perdere*, *condere*, *abdere*, *dedere*), bildet sich von *circum*, *circum-dare*, wo die Sprache offenbar es nicht als Compos. betrachtet wissen will. Wichtig wird diese Bemerkung für Verba die Redupl. haben, denn hier werfen in der Comp. die ursprünglichen diese ab, die nachgebildeten bewahren sie. Der Grund ist offenbar der, dafs hier die Sprache keine enge Verbindung macht, sondern zwei Worte sieht. Diefs Gesetz, wenig erkannt, wird von den besseren Schriftstellern meistens streng beobachtet, obwohl oft Schwanken der Hdsch. es verdunkelt. Eben so sieht man bei den nachgebildeten Präp. aus demselben Grunde oft Mangel des Umlauts z. B. *posthabeo* aber *exhibeo*, *adhibeo* und so oft; die Sprache sieht hier keine Comp. Ausnahme macht in dieser Rücksicht *trans*; *inter* und *super* aber sind nicht, wie ihre Form vermuthen lassen sollte, unursprünglich. Gegen das ganze Gesetz der ausschliefslichen Verbindung der Verba mit Präp. treten zwar Ausnahmen ein, doch sind sie theils selten theils nur scheinbar.

Den ersten obenerwähnten Fall betreffend, dafs in der Verbalcomp. sich alte Präp. finden lassen, die nicht zur Selbständigkeit gelangten, geben wir hier nur von den Gramm. Uebersehenes. So erscheinen im Römischen aufser *re*, *se*, *dis*, *amb* auch *au*, *vi*, *an*, *pot*. *Au* nur in zwei Worten *aufugio*, *auferо*. Man hat diefs für euphonische Verwandlung von *ab* gehalten, allein Grimm bemerkt schon mit Recht, man pflege im Röm. und Gr. dem Wohllautsgesetz zu viel aufzubürden (a. a. O. p. 42). Im vorliegenden Fall ist nicht abzusehen, warum vor dem härtesten Laut der Römer (so nennt *Quinctil.* das *f*.), das *p* sich in *u* verwandlen sollte? Wir erklären *au* für Ueberbleibsel der *Sscr. Pr. ava*, (vom Stamm *au*+*a*), die römisch, nach gewöhnlicher Abwerfung des *a*, *au* werden mufste. Es ist diefs um so annehmbarer, als auch im Griechischen sie erscheint, was Hrn. S. entging. Es ist nemlich Il. 12, 261. 1, 459. 2, 422. (bemerkenswerth nur in der ältere Formen bewahrenden *Il.* nicht in der *Odi*), die Form *αὐέρυσαν* erhalten, die Herrn Thiersch unbegreiflich erscheint. Man hat vielfache Versuche zur Erklärung gemacht, an ein *alpha intensivum* gedacht; aber diefs verbindet sich nicht mit Verbis. Buttmann hält es für die Partikel *αὐ* und vergleicht *παλιμπλαγχθέντες* u. s. w. Allein alle dort erwähnten Fälle sind Participia und folgen als solche den freieren Gesetzen der Adjective, aber *παλιμπάσχω*, *δακρυχέω* hat kein Grieche gesagt, wie

Digitized by Google

ja schon Lobeck gezeigt, so wenig wie αὐερύω, wenn αὐ die Conjunction wäre. Man hätte es trennen können, allein diefs verbot der Sinn und die ausdrücklichen Zeugnisse der Grammatiker zu jener Stelle. Es bleibt nichts übrig als es für Präp. zu fassen, und die Bedeutung der im *Sscr.* so häufigen Präpos. *ava* stimmt trefflich. (*Bopp. gr. ssc. org. p.* 69.) Dafs diese Präp. sich nicht in mehreren Fällen erhielt (obwohl auch vielleicht αὐίαχον hieher gehört), kann kein Beweis gegen unsre Erklärung sein, auch andre alte Formen finden sich nur in einzelnen Ueberresten erhalten, und es scheint endlich Zeit durch Sprachvergleichung dieselben aufzuhellen, nicht durch mifsliche Erklärungen zu verdrängen. So hat sich auch *vi* nur in wenigen Verbis des Röm. erhalten, mehr in *Adject.* Wir erwähnen *vitup-erare*, (*erare* Endung wie *tol-erare*), wo *tup* Stamm ist, im *Sscr. tup* (*laedere, offendere*), im Griech. τύπ-τω; ferner *vitare* = *vi* + *itare* (*intensiv.* von *ire*); auch im Griech. in einigen Worten, wovon Rec. an einem andren Ort das Weitere ausführen wird. Ebenso erscheint auch *an* = dem Gr. ἀνά, *Sscr. anu* (Pronominalst. *an*+*u*) Ahd. *ana* nur in einigen Worten, wie *am-plus* (*an*+*pleo*), *anfractus*, *red-an-truo*, wo an *amb* nicht zu denken, diefs beweisen *an-testor*, *an-helo*. Ueber *pot* unten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen folgen wir dem Verf. in die Behandlung einzelner Präp.

1) Ἐν, εἰς. *Roem. in. AHD. in.*

Dafs εἰς und ἐν ursprünglich eins sei, ist von dem Verf. aus den Compos. trefflich dargethan. Aber die Etymol. des Verf., der eine Form ἐνθί anzunehmen gezwungen ist, weil sonst das Gesetz der Zweisilbigkeit verloren ginge, billigen wir nicht. Er hätte aus dem Röm. scheinbar noch Formen wie *endo-plorare* (*Fest. s. v.* und *Frag. Orat. pro Tull.* 50 *p.* 108. *ed. Peyr.*), *indu-perator* anführen können, allein in diesen Formen ist *do* oder *de* nur angehängtes Suffix das sich auch andren Worten alterthümlich beifügt, so *quamde*= quam. vergl. *Lipsii Epistol. Quaest. l.* 3. *ep.* 20, 6. und *lib.* 5, *ep.* 18. Entgegen tritt dem Verf. durchweg die Sprachvergleichung des Römischen und des Deutschen. Auch das *Sscr.*, welches, da es einen *Loc.* bewahrt, diese Pr. aufgab, hat doch ein Ueberbleibsel derselben in *antar*, *Roem. inter AHD. untar* (nicht aus *umb*,); einer Präp. die sich schon in der Muttersprache des Stammes gebildet haben mufs, woher es denn auch kommen mag, dafs *inter* im Röm. alle Rechte einer ursprünglichen Pr. hat, welche den andren nachgebildeten auf *ter* abgehen. Die Form *antar* führt auf eine Präp. *an* ohne *t*. Die *Sscr.* Präp. *adhi* aber kann, wie Herr Sch. meint, um defswillen nicht die Präp. ἐν (ἐνθί) sein, einmal weil es doch mifslich, wiewohl nicht ohne Beispiel, wäre, dafs sich dann im Römischen aus ihr 2 Pr. *ad* und *in* entwickeln; dann weil im Römischen hiernach in *ad* ein Nasal ausgestofsen wäre, was sonst nie geschieht, vergl. *amb*=*abhi*, *ante*=*ati*, selbst wenn er im *Ssc.* wegfällt. Aufserdem erklärt Hr. Sch. dann die Pr. *antar* nicht. Uns scheint *am* ursprüngliche Form, hieraus *antar*; Gr. ἐν Röm. *in.* AHD. *in.* Aber ἐς entstand mit gewöhnlicher Verwechslung zwischen ς und ν (λέγομες—μεν) und setzte sich erst als besondere Form fest als der *Loc.* sich verlor; εἰς entspringt aus dem Streben aller Pr. sich zu verlängern, wovon unten mehr; im *Sscr.* verlängern sich ähnlich *ni* und *pari* vor *k.* vergl. Bopp p. 71. Defshalb ist auch εἰς gewöhnlich vor Verben die vocalisch anlauten, *cfr. Porson Praef. ad Hec. p.* 56. denn Consonanten machen ohnehin Posit. An ein Ausfallen des *t* ist nicht zu denken. Man kann diese Präpos. vom Pronominalstamm *an* ohne alle Endung herleiten, allein besser thut man den Stamm *a* anzunehmen mit Suffix *m* (dasselbe was im Accus. erscheint), denn es findet sich weder im *Sscr.* noch im Griech. eine Präpos. die den reinen Pronominalstamm ohne Endung hätte, das Suffix *m* aber findet sich auch in *sam*, σύν. Der Uebergang des *m* in *n* ist leicht, im Griech. am Ende der Worte selbst gesetzlich, im Röm. *con* neben *cum*.

2) Σύν. — *Sscr. sam.* — *Roem. cum* — *Ahd. samant* und *ka.* —

Im *Sscr.* erscheinen als Formen eines Stammes *sa*, *sam*, *saka*, als untrennbare verbale Pr. nur *sam*. Im Griech. entsprechend σύν, und, wie gleich gezeigt werden soll, ἁ oder ἀ. Der Stamm ist offenbar das Pronomen *sa*, und es erklärt sich die Bedeutung durch *Dwandwa compos.*, wo dann *sa* Grundform für alle Genera wäre. Aus *sa* entsteht durch Anfügung des Suffix *m*, *sam*; und durch die des Suffixes *ka*, *saka*. Dafs der Vf. diese Prr. nicht besonders behandelt, ist um so mehr auffallend, als sie ein weites Feld der Vergleichung bieten. Denn der Form *sa* entspricht zunächst ἀ oder ἁ indem *s* regelmäfsig in *spirit.* übergeht, dieser aber, wie im Aeolischen überall, sich verliert, oder nur in einzelnen

Digitized by Google

Formen sich erhält. So ist aus *sa*: ἄ-λογος, ἀ-δελφός, ἄκοιτις, ἀ-γάλλαξ und mit erhaltenem Spiritus ἅθροος und ἅ-πας gebildet, wovon die ersteren zu den oben näher bestimmten *Possessivcomp.* gehören. Ebenso erklärt sich das ἀ in dem vielbesprochenen ἄπυρος *(Aeschyl. Prometh.* 905 *ed. Bl.)* und dem homerischen ἄξυλος *Il.* 11. 155., Wörter, welche beide in den genannten Stellen einen affirmativen Sinn haben. Man hat vielfache Erklärungen versucht, eine schwächer als die andere. Es ist ἀ als das oben erwähnte zu fassen, und die Worte als *Possessivcomp.* zu nehmen, mit Holz begabt. Im Römischen erscheint *sa* nur in dem Worte *si-milis* (aus *ma* nach Bopps Bemerkung) Altirisch *sa-mal*, im Griech. überdiefs noch in ἅ-τερος.

Der zweiten Form im *Sec. sam* entspricht das Griech. σύν und Adverbialisch bildete sich hieraus ἅμα. Es ist somit σύν gegen Hr. S. als ursprünglich zu betrachten, wofür theils die Etymologie theils die Verbreitung der Form in allen Sprachen spricht; so im Slavischen als *s* oder *z* in vielen Compositen, vergleiche *sa-siad* Russ. *su-sed; so-jusz* Russ. *sojuz; sejm; sobor* und contrahirt *zbor*. Schwierig bleibt indessen der Wechsel zwischen *s* und *k*. Man könnte an ein *Palatines s'* als ursprünglich denken, da diefs sich im Griech. und Röm. bald in *s* bald in *k* verwandelt, oft selbst in demselben Worte, man vergl. *s'was'rus* Röm. *socrus*, und im *Secr. s'* und *s* häufig wechseln. Allein dieser Annahme widerspricht die Etymologie, da sich für das dritte Pronomen sprachvergleichend kein palatines *s'* annehmen läfst. Es scheinen aber den Worten ξύν und σύν so wie dem Römischen *cum* ursprünglich verschiedene Formen zu Grunde zu liegen. Diefs möchte auffallen, da die alten Grammatiker, z. B. *Greg. Cor.*, die Verwechslung dialectisch auffassen, und dem Atticismus zuschreiben; doch erscheint ξύν im Homer und es ist um so weniger an blofs dialectische Verschiedenheit zu denken, da *s* und ξ nur in diesem Worte wechseln, und auch das Röm. *cum* keine Erklärung findet. Eine ähnliche Erscheinung bietet übrigens auch die *Secr. Praep. upa* Griech. ὑπό-ὑπέρ Röm. *sub-super*, Ahd. *ûf-ubar*. Der Griech. Spir. weist im *Secr.* auf *s*, denn ihn wie Hr. Sch. mit den alten Gram. nur dem Einflufs des *υ* zuzuschreiben, hindert das Römische wo *s* erscheint. Das Persische hat beide Formen neben einander اُبر und زِبر. Regelmäfsig erwartete man im *Secr. supa*, Gr. ὑπο Röm. *sup* Ahd. *sûf*, wie

Sec. saptan; Gr. ἑπτά, Röm. *septem*. AHD. *sibun*.

Es scheinen somit auch hier 2 Formen zu Grunde zu liegen, die eine *supa* entsprechend dem زِبر, die andre *upa* = اُبر. Zu der ersteren rechne man ὑπό—*sup*, zu der letzteren *upa*, *ûf*; die eine wäre vom Pronominalstamm *u*, von dem wir oben schon *vi* und *ut* ableiteten, mit dem Suffix *pa*, die andre vom Pron. *sa* mit dems. suff. abzuleiten, wobei der Vocalwechsel nicht auffallen kann, da er auch in σύν und *sam* erscheint. Wäre *upa* allein vorhanden, so hätten die Griechen ὀπά bilden müssen, was vielleicht existirte, wenigstens scheint ὄβριμος als Superlat. von einer Form ὀπέρ gebildet, wie lat. *supremus* von *super*, und auch die Worte ὀπίσω und ὀψέ müssen uns auf eine solche Pr. weisen. Aehnlich wie in ὄβριμος wird aus ὑπέρ ὕβρις mit *β*. Auffallen kann es, dafs wir hier wie anderswo die Silbe *pa* besonders nehmen, also *u*+*pa* nicht *up*+*a*. Allein man sieht offenbar, wie diese Silbe sich zur Bildung der Präp. an die verschiedenen Pronominalstämme fügt, ihre Endung nach Unterschied der Bedeutung verändernd, also ἀ+πό, ἐ+πί, ὑ+πό. Wir halten diese Endung für einen eigenen Pronominalstamm, welcher im Griech. auch getrennt erscheint (ποῦ, πῶς *etc.*), im Römischen in der Endung *piam*, (wo *am* Suffix, wie in *qu-am*, *d-am*). ὑπέρ aber hat sich aus ὑπό ebenfalls in der ältesten Zeit durch Suffix ρ, gebildet, welches häufig erscheint, ὄφ-ρα, τόφρα (wo ebenfalls die Zusammenfügung zweier Pronominalstämme ὁ und πο, wie in ὅπως, ὁποῖος, zu erkennen ist, das ῥ hat aspirirend auf π gewirkt), und eben so ἄ-ρα

Wie nun hier, also nehmen wir auch im σύν und *cum* zwei ursprünglich verschiedene, neben einander gehende Formen an, die eine vom Pronomen *sa*, die andre vom Pronomen κά beide mit Suffix *m*; so daf in der einen Sprache sich diese, in der andren sich jene erhielt, Spuren aber beider fast in allen blieben. In Griech. σύν, ξύν, κοινός. Im Ahd. neben *samant*, die Part. insep. *ka*, der ursprünglich eine Form *kam* zur Seite stehen mufste, vergl. Grimm D. G. 2, p. 752 und Nachtr.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Carolus Gottlob Schmid, Quaestiones grammaticae de praepositionibus Graecis.

(Schlufs.)

Der Pronominalstamm *ka* aber gehört unbedingt zu den an Bildungen reichsten, Beispiele anzuführen wäre überflüssig. Wir wählen nur die Präp. die sich aus ihm bilden, und zwar

3) *κατά*, welches der Verf. ebenfalls für unursprünglich hält. Die Endung ist *τά*, welche wiederum sich mit Wechsel des Vocals des Auslautes an die verschiedenen Pronominalstämme anschliefst, so *ἀν+τί*, *πο+τί*, *κα+τά*, *με+τά* (s. unten). Auch sie führt auf ein Pronomen *ta*, welches in allen den verwandten Sprachen die gröfste Ausdehnung hat, *Sscr. tat*, Gr. *τοῦτο* u. s. f. und in Adverbien in *τοι*, *τα* u. m. Dafs aber Pronominalstämme zur Bildung von Präpositionen sich verbinden, kann nicht auffallen, wenn ja auch dieselbe Erscheinung in den Pronominen selbst Statt findet, *αὐ-τός οὗ-τος*, *is-te*. Echt wird also *κατά* jeden Falls erscheinen müssen, und das Gesetz vom vocalischen Anlaut der Pr. dürfte sich schwerlich halten. Denn wenn das von uns über den Stamm *pa* Gesagte gerechtfertigt erscheint — wie wohl nicht zu zweifeln ist; — so ergibt sich für *παρά*, *περί* die sicherste Ableitung. Denn *r* haben wir oben schon in *ὑπέρ* und den dort angeführten Pr. als Endung gefunden, welche gleichfalls den auslautenden Vocal verändert nach Unterschied der Bedeutung. So ist es also nicht nöthig bei diesen Worten wie bei *vi* mit dem Verf. an eine Wegwerfung des *a* zu denken, so gefällig immerhin die aufgestellte Reihe sein mag. Wir können jetzt auch zur Erklärung der Präp. *ἐξ*, *ex* schreiten, welche der Verf. ebenfalls für nachgebildet erklärt. Buttmanns Annahme rücksichtlich eines Zusammenhangs mit *ἐσχ* hat der Verf. mit Recht verworfen, ohne indefs eine Meinung auszusprechen. Im *Sscr.* aber verbindet sich ein Pronominalstamm *e* mit mehreren Pronominen, so *e+sa=esa*, *e tat*; *e+ka* = *eka*, ebenso im Griech. *ἐ-κεῖνος* Lat. *e-nim* vergl. mit *nam* (wie letzt. Bopp bemerkt Heidelb. Jahrb. 1818 p. 473). So scheint *ἐξ* sich aus der Zusammensetzung von *e* und dem Pron. *ka* zu bilden, und mehrere Adverb. Formen bestätigen diefs, so *ἐκεῖ*, *ἐκεῖσε*, *ἐκεῖθεν*, *ἐκεῖθι*, welche von derselben Composition und den gewöhnlichen Suffixen ausgehen. Wir halten aber *ἐξ* (nicht *ἐκ*) für Grundform, denn wenn auch im Röm. bei *ab*, *ob* das angefügte *s* nur euphonisch ist, so erscheint es eben dort nur vor harten *Tenues* wo sich die Einschiebung rechtfertigt, was bei *ἐξ* vor Vocalen nicht der Fall wäre. *s* ist somit Endung, es verlor sich vor Consonanten, wegen Vermeidung einer allzugrofsen Häufung derselben zuerst in der Composition, dann übertrug sich diefs Gesetz auch aufser derselben. Gegen die angeführte Ableitung läfst sich nicht anführen, dafs *e* in *Sscr.* lang sei, im Griech. und Röm. kurz, denn solche Verkürzungen sind zu häufig als dafs sie auffallen können. Gewifs ist es, denn diefs wird niemand läugnen, dafs *ε* sich den Pron. vorsetzt, mag man diefs *ε* nun für ein Pron. halten oder nicht. Diese Vorsetzung des *e* beurkunden im Römischen auch die Formen *coecus* und *cocles*. Das erste enthält offenbar am Ende das Wort *ocus* (Stamm zu *oculus*) *c* aber mufs man für *ec* nehmen, und das ganze als *Bahubrihicomp.* auffassen, verlorenes-Auge-habend; ebenso *cocles* welches nur zu einer andern Compositaclasse gehört. man vergl. übrigens *aveugle* = *aboculatus*.

Wir haben nur noch von *διά* zu sprechen. Herr Schmid meint es sei unursprünglich, und gehöre nur dem Griech. an! Allein wir erkennen es im Römischen *di*, *de*, im Germ. *ze* (*z* nach dem Lautverschiebungsgesetz), und dem Slavischen *dĭa*. Denn *dĭ*, *dē* scheinen nicht verschiedene Formen, wie *vi* und *ve* (*vēcors*); *ȳ* trat an *dis* theils zur Vermeidung des Hiatus, theils um die einsilbige durch Verlust der Endung geschwächte Form zu verlängern, eben daher die Länge in *de*. Fragen

Digitized by Google

wir nach dem Stamm, so erscheint dieser zuerst in den Endungen *dam* und *dem*, die sich den Pronom. verbinden, *qui-dam*, *qui-dem* und im *Sscr.* *i-dam*, Neutr. zu *ayam*. Aber selbstständig tritt er im Griech. auf, im Pron. *δεῖνος-δεῖνα* welches sich zum angenommenen Stamm *da* verhält wie *κεῖνος* zu *κα*; ferner in einer Menge Adverbien und Partikeln, *δέ*, *δή* u. s. f.

Blicken wir zurück auf die seither behandelten Pr., so haben wir wenn auch nur andeutend von allen die Gemeinschaft der Pronominalstämme gezeigt. Im Griech. bleiben nur drei, *μετά*, *πρό*, *πρός*, im *Sscr.* vier *pra*, *prati*, *ni*, *nir*. Denn in *adhi* und *abhi* (*ἀμφί* nicht wie der Verf. will *ἐπί*, diefs gehört zu *api*, denn die Bedeutung kommt überein und die Form entscheidet) ist der Stamm *a-* klar, die Endung von Hrn. S. genügend erklärt. Aber was *ni*, *nir* betrifft, so erscheint des Verfs. Annahme von einem Ausfall des *a* unhaltbar. Ist aber ein Pronomen *na* anzunehmen? Viele Worte und Formen in allen Sprachen sprechen dafür, vorzüglich der Accus. *νίν* für *αὐτόν*; ferner *νῦν*, *ναί*; im Röm. *nunc* (wie *tunc-illunc-hunc*) *nam*; im Goth. *nuh*, *noh*. — *Ni*, *nir* wäre dann durch Suffix *i* und *is* von demselben gebildet. Eben so führt vielleicht *μετά* auf einen Pronominalstamm, denn *τά* ist, wie oben bemerkt, Endung; *με* aber erscheint als Pronomen zuerst im Acc. *μίν*, dann in einer Menge Partikeln *μέν*, *μά*; im Röm. dürfte *mox* dahin gehören welches sich wie *vix* durch Suffix *x* bildet, (vgl. *πέριξ* im Gr. und *ana-x* im Goth.), ersteres aus unsrem Pron. letzteres von *vi*. Aber auffallend ist in allen Sprachen die Aehnlichkeit zwischen unsrer Pr. und dem Begriffe, Mitte, Mittel, messen, daher die Ableitung von der Wurzel *ma* (messen), nicht ganz abzuweisen. *Pra* und *Prati* endlich Gr. *πρός*, *πρό* machen mehr Schwierigkeit. Die griech. ältere Form *ποτί* erklärt sich leicht, vom Stamme *pa* mit Endung *τί*. Auch im Römischen findet sie sich in *pol-luo*, *pos-sideo*, *pol-liceo*, *pol-luceo* und so auch in *Pollux*, der Entgegenglänzende, wie *Castor* ähnlich von der Wurzel *Kàs*, glänzen. *Pra* und *Prati* sind aber von *ποτί* verschieden, denn eine Eindrängung des *r* läfst sich nicht annehmen. Es mag *prati* aus *parati* durch Wegwerfung des *a* enstanden sein, wegen allzugrofser Anwachsung der Form. Wir hätten dann eine dreifach zusammengesetzte Pr. Der Hr. Verf. geht mindestens einen Schritt zu weit, wenn er diese Formen von *apara*, *aparati* erklärt.

Indem wir so schliefsen, haben wir den Zweck erreicht der uns vorgeschwebt, alle Präp. auf ihre Wurzel zurückzuführen. Nach dem Gesagten bestimmt sich das Röm. und Germ. leicht. Irrthümer freilich lassen sich bei einem Gegenstand nicht meiden, der uns in die ältesten Zeiten der Sprachen führt; meint doch Grimm es sei schwer sich die Finger nicht zu verbrennen. Versucht durfte es werden Bopps treffliche Bemerkung von der Gleichheit der Pronominal- und Präpositions-Stämme an allen Präpositionen nachzuweisen, ohne wie Hr. S. zu viele für nachgebildet zu erklären. Von allen griech. Pr. hat sich Analogie in andren Sprachen erwiesen, alle zeigten sich uns ursprünglich. Rec. vom Verf. scheidend kann nicht umhin die reiche Fülle der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns, welche derselbe beurkundet, vollkommen anzuerkennen; die schöne Sprache macht das Lesen des Werkes doppelt angenehm. Wenn wir aus der Menge trefflicher etymologischer Bemerkungen nicht einzelne hervorgehoben, so geschah diefs theils, weil wir uns vorgesetzt, die Arbeit des Hrn. Vf. nach einer Seite hin zu verfolgen, und so wo möglich zu vervollständigen, dann aber weil uns die Ueberzeugung war, dafs ohnehin niemand, der Interesse an Forschungen dieser Art nimmt, das Werk ungelesen lassen dürfe.

So hat uns, um nur eins zu erwähnen, die Bemerkung über die erhaltene Participialform auf *ānas*, *ā*, *am*, um so mehr gefreut, als Rec. ebenfalls auf diese Erscheinung geführt ward. Nur dafs er glaubt, dafs namentlich im Röm. der Vokal vor *nus* wechselnd, bald als *ī*, *ō*, *oe* auftrete, vergl. *concubina*, *regina*, *rapina*, *amoenus*, *colonus*, *arcanum*. Zu verwechseln ist übrigens diefs *Part.* nicht mit dem *Part. perf. pass.* auf *nus*, welches neben *tus* im *Sscr.* häufig erscheint, und sich auch im Röm. und Griech. erhielt; ein Fehlgriff der dann leicht ist, wenn der Stamm langen Vocal hat, wie *plenus* = *ple* + *nus*, *sanus*, da ohne Vocal der Wurzel keine Irrung statt finden kann, man vergl. *dignus*, *σεμνός* u. v. a. Auch fügen wir hinzu, dafs im Slav. beide Formen der Part. sich erhalten haben, die erste in *ony* oder *any*, die letztere in *ny*.

Agathon Benary.

LVIII.

Ueber den Ursprung der Menschen und Völker nach der Mosaischen Genesis, vo

Digitized by Google

Christian Kapp. Nürnberg bei Schrag 1829. XII und 280 S. gr. 8.

Bei Beurtheilung der vorliegenden Schrift sehen wir uns genöthigt, zuerst vom Bestreben ihres Verfassers überhaupt zu reden, um die Stelle anzugeben, welche das Buch in der Reihe seiner bisherigen Leistungen einnimmt.

Der Kern seiner Tendenz ist offenbar die Philosophie der Geschichte, ein Studium, was in unseren Tagen so Viele beschäftigt, nachdem der Geist es müde geworden ist, sich seines vergangenen Lebens nur in einer äufserlichen Nomenclatur zu erinneren. Kapp ist darin nicht, wie Andere, vom Interesse an einem besonderen Thema ausgegangen, vielmehr ist er gegen alles Besondere in dem Sinne gleichgültig, dafs er über jedes ihm Vorkommende mit gleicher Schnelligkeit und Biegsamkeit reflectirt. Als innere Grundlage seines Forschens mufs man hauptsächlich Hegels Logik ansehen. Aber es ist zu beklagen, dafs er, statt durch sie zum streng genetischen Wege bestimmt zu sein und Schritt vor Schritt die Erzeugung der Gestalten, um die es sich handelt, zu betrachten, häufig in einen Schematismus verfällt, dessen Oberflächlichkeit er selbst bei Anderen oft so bitter und mit so vielem Rechte rügt. Bei ihm sieht es nicht selten wirklich so aus, als wenn die Geschichte des Geistes nicht um ihrer selbst, sondern um der Logik willen, als ob das Logische in ihrer Lebendigkeit nicht aufgehoben, vielmehr der Geist auf dasselbe als auf seinen Zweck bezogen wäre; denn er bedient sich der logischen Kategorieen oft ganz formell, indem er die Momente des Seins, Wesens und Begriffs, des Qualitativen, Quantitativen, Maafses u. s. f. einem Gegenstande, den er vorfindet, blos von Aufsen her anheftet, und so mit den tiefsten Bestimmungen blofse Experimente anstellt. Zuweilen trifft er es; allein wie oft bringt er auch nicht mit dieser Manier ganz irrige und verfehlte Dinge zu Markt? — Er will die Geschichte als das System aller dem Geist in seiner Erscheinung nothwendigen Gestalten begreifen. Aber nicht ruhig läfst er die Sache in seiner Darstellung alle Momente wieder durchwandern, welche sie in der Wirklichkeit durchlebt hat, sondern ungeduldig durchschweift er das ungeheure Gebiet des empirisch Gegebenen und redigirt es halb und halb zur systematischen Form. Weil er nun die Mühe scheut, sich seiner selbst ganz zu entäufsern, um das Wesen des Objectes zu durchdringen, so beglückt ihn auch der Genius der Idee, welche ihm vorschwebt, bei seinem ungestümen Aufwühlen und weitsichtigem Umherspähen nur mit zufällig gefundenen Perlen. Es ist der Widerspruch des Speculativen mit der Gelehrsamkeit, woran er krank liegt; er möchte ihre concrete Versöhnung, er möchte eine auch logisch begriffene Geschichte der Welt. Wirklich weifs Herr Kapp auch sehr viel und hat in alle Winkel des Wissens geblickt.

Aber er erregt mehr wirbelnde Staubwolken, als dafs er den Proteus des empirischen Wissens durch reine Erfassung seiner Seele zu beschwören und zu bändigen wüfste. Er ist daher in seinen Conjecturen und Combinationen und in Darstellung derselben ein warnendes Beispiel, bis zu welch' unsäglicher Zerstreuung die Intelligenz geführt werden kann, wenn sie die ihrer selbst gewisse Ruhe des Begriffs und die Stätigkeit seines Zusammenhanges aufgiebt.

Um dies harte Urtheil näher zu begründen, erinneren wir an seine bisher gelieferten Schriften, mit Ausnahme derer, welche von der Baierschen Regierung confiscirt wurden. Gleich in seinem ersten Buche, „Christus und die Weltgeschichte," wälzte er eine solche Belesenheit aller Art planlos durcheinander, dafs man beim guten Verständnifs des Gelesenen, bei dem treffenden polemischen Witz und bei dem ungewöhnlichen combinatorischen Talent, welche überall sichtbar waren, nur wünschen konnte, dafs dies Aufschäumen sich verlaufen möchte. Und allerdings zeigte sich auch in der darauf folgenden „Encyclopädie" ein mehr bestimmter Gang, so wie in den Paragraphen ein engeres Zusammenhalten der Gedanken! Der kriegerische Eifer, die unermefsliche Belesenheit und unbesiegbare Lust der Vergleichung machten sich in den Anmerkungen und Anhängen Raum. Aber der Versuch einer Philosophie der Geschichte im „concreten Allgemeinen der Weltgeschichte" fiel formell wieder sehr ungeniefsbar aus. Bis zur Römischen Geschichte hin ist in dem zerbröckelnden Styl noch eine einigermafsen klare Bewegung zu verfolgen, aber von hier an, wo der Verf. weniger vorgearbeitet fand und wo noch so viel Streit über die Principien herrscht, taumeln Völker und Begebenheiten wirr durch einander. So sehr nun anzuerkennen ist, dafs Hr. Kapp durch Fortlassung aller Periodisirung in alte, mittlere und moderne Geschichte, in ethnographi-

Digitized by Google

sche Absätze u. s. w. die Continuität des Geschehens und das Ineinanderfliefsen aller Particulargeschichte zur Weltgeschichte äufserlich plausibel gemacht hat, so hätte er doch darüber die Architektonik nicht so sehr verschmähen und in der Vorrede nicht so herzhaft darüber sich hinwegsetzen sollen, als von ihm geschieht. In dem vorliegenden Buch hat er die Allgemeinheit seiner vorigen Schriften etwas verlassen und sich vorgesetzt, den Anfang der Geschichte zu ergründen. In seiner Untersuchung ist er für jetzt von der Mosaischen Genesis ausgegangen; am wenigsten phantastisch, entfaltet diese Urkunde die Entwickelung der ersten Geschichte stuffenweise nach allen Seiten hin. Die neben dieser historischen Quelle stehende, die Natur, welche in der neueren Zeit vornehmlich durch die Geologie aufgeschlossen wurde, hat der Verf. nur kurz, besonders nur in Betreff der Wärmescheidung nach der Fluth, berührt. Er verspricht eine eigene Abhandlung dieses Gegenstandes in einem besonderen Buche und will darin schliefslich, um ein allseitiges Resultat zu gewinnen, die Ueberlieferung der Genesis mit der für sich bestehenden Archäologie der Natur vergleichen. Uns scheint jedoch, als habe er aufserdem auch noch die Ueberlieferungen anderer Völker, der Baktrer, Bretonen, Chinesen u. s. f. zu berücksichtigen. — In der Form der vorliegenden Schrift ist die bestimmtere Haltung und das ruhigere Fortschreiten derselben ein sehr erfreulicher Vorzug vor den anderen Leistungen des Hrn. Verf. Zwar fehlen seine üblen Angewöhnungen nicht, aber sie sind doch dem Ganzen mehr untergeordnet. Hätte er nicht so Vieles zerrissen, hätte er die oft sehr langen Anmerkungen zur Kette der Paragraphen, und die abermaligen Anmerkungen unter dem Text mehr in einander arbeiten und oft weniger skizziren und unsicher anregen, als ausführen wollen, wie er vielleicht bei einiger Zurückhaltung bald gekonnt, so dürfte er ein viel ansprechenderes Buch geliefert haben.

Eine eigene Krankheit des Hrn. Verf. ist auch das aphoristische Zurückkommen auf gewisse Ansichten. In dem angeführten Buch: Christus und die Weltgeschichte konnte er nicht oft genug, wo es irgend sich anbringen liefs, wiederholen, dafs Platon in Schelling, Aristoteles in Hegel wiedergeboren sey, dafs die Demagogie die gefährlichste Zerrüttung alles politischen Lebens, dafs die Religion der Griechen die der Schönheit, die Religion der Römer die der Nützlichkeit gewesen sey u. s. w. In der Encyklopädie klingt es von einer Seite zur anderen wieder, dafs die Wissenschaft Sache des Staates sey, dafs Winkelmann von der Metaphysik schon sehr gut gesprochen habe, dafs das wissenschaftliche Erkennen Heilung der tiefsten Seelenwunden sey u. dergl. m. In der Weltgeschichte sind die fixen Gedanken, in deren Wiederholung er sich besonders gefällt, der synthetische Geist der Hebräer und seine Parallele mit dem der Deutschen, Deutschlands centrale Innigkeit, die schon früher enthusiastisch vorgetragene Vergleichung Hamanms mit dem Täufer Johannes, dem Prediger in der Wüste, die Bezeichnung unserer Gegenwart als einer Wiedergeburt Christi im Element der Wissenschaft u. s. f. In der neuesten Schrift sind Schellings Gottheiten von Samothrake, v. Autenrieths Hypothesen über die Schlange des Paradieses und das Werk von Hrn. Schulz über die Urgeschichte der Germanen die Ecksteine, über welche er immer fällt. — Weil Hr. Kapp die nothwendige Forderung der Wissenschaft von Seiten der Form sehr wohl kennt, so entsteht daraus bei ihm ein unaufhörliches Selbstbeobachten und ein Wahrnehmen seiner Unvollkommenheit. Anstatt aber, etwa in einem Vorwort, ein für allemal zu erklären, dafs er hier Vieles nur fragmentarisch berühren und anderen geeigneteren Ortes weiter und bestimmter entwickeln werde, wiederholt er diese Litanei seines Mangels mit einem wahrhaft komischen Selbstbewufstseyn beständig, und eröffnet die Aussicht in eine ganze Bibliothek von Büchern, die er noch schreiben werde. Eben so lästig, als dies ewige Aussprechen seines literarischen Gewissens, fällt seine Belesenheit; denn er spielt häufig mit ihr, weifs oft nicht, wie viel er von seinen Schätzen geben soll und bringt sie oft da an, wo man sie gar nicht verlangt. Und doch übersieht er oft wichtige Schriften; so haben wir uns gewundert dafs er in dem vorliegenden Werk das vierzehnte und funfzehnte Buch vom Augustinus: *de civitate Dei*, nicht benutzt hat, worin der fragliche Gegenstand so gelehrt als sinnreich abgehandelt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

Ueber den Ursprung der Menschen und Völker nach der Mosaischen Genesis von Christian Kapp.

(Schluſs.)

Endlich verdirbt seine Hastigkeit allen Zusammenhang der Sprache, so daſs bei ihm wenig Parthieen von Seiten der Darstellung genügen, obwohl das Talent einer schönen und kräftigen Sprache überall durchschimmert, weshalb diese Nachlässigkeit um so mehr gerügt zu werden verdient.

Nachdem wir dem Leser auf diese Weise einen Ueberblick über die bisherige Thätigkeit des Hrn. Vf. gegeben haben, müssen wir zweitens von seinem Verhalten zu den verwandten Arbeiten Anderer reden. Hr. Kapp hat durch die Herausgabe des Sendschreibens an Schelling selbst dazu aufgefordert, so daſs Rec. davon Notiz nehmen muſs. Doch thut er es nur ungern, weil es der wissenschaftlichen Kritik eigentlich nicht angehört, abzuwägen und nachzurechnen, wie ein Buch erwächst, weil der literarische Verkehr heutiges Tages unbegrenzt, das Uebergehen der Gedanken von Einem zum Anderen wie ein elektrischer Schlag ist, und besonders, weil die Zeit eine zuverlässig entscheidende Gerechtigkeit durch den gewissen Untergang von Werken ausübt, welche geistiger Selbstständigkeit ermangeln. Was irgend Jemand, es sei wer es wolle, in der Wissenschaft erarbeitet, ist ein gemeinsames Gut der Wissenschaft selbst. Es kann daher nicht blos von Anderen benutzt werden, sondern es soll dies auch; diese Allgemeinheit, diese rastlose Verbreitung des Erkannten ist ein Zweck, den die Natur der Sache mit sich bringt. Tritt nun ein Individuum auf, das ein Princip so innig ergreift und so zwingend ausbildet, daſs eine besondere Richtung der Zeit oder die Zeit überhaupt ihren eigenen Begriff darin ausgesprochen findet, so entsteht durch diese innere Einheit der Individuen, welche sich ihrem Wesen nach zu diesem Princip bekennen müssen, das, was man Schule nennt. In der Schule selbst ist nun das formelle Wiederholen Dessen, was ihr Urheber gegeben hat, von Dem zu unterscheiden, was auf eine reale Förderung der Aufgabe, welche sie sich gemacht hat, hinausgeht. Jene Seite z. B. wenn man alle dickeren und dünneren, frischeren und bleicheren, treueren und unsinnigeren Copieen von Kants Kritiken aufzählen wollte, verschwindet eigentlich in der Geschichte; diese dagegen, welche auf die Vernichtung der Schule von Innen aus durch Entwickelung ihres Principes hinarbeitet, enthält das historische Moment des Fortschrittes. — Wo sich nun zeigt, daſs Jemand eine Erweiterung des Principes, eine Anwendung desselben in einem concreten Falle u. s. f. erstrebe, wo also nicht blos äuſsere Reproduction, sondern selbstständige Production auftritt, da entsteht die Frage, was ist hier Neues geliefert? ganz natürlich.

Hr. Kapp hat im vorliegenden Buch einen Gegenstand behandelt, der schon für unzählig Viele ein Problem des Nachdenkens gewesen ist; auch zeigt er eine groſse Bekanntschaft mit der Literatur desselben. Sollen wir nun angeben, wie sein Versuch zu den vorigen Auffassungen der Sache sich verhalte, so müssen wir zugestehen, daſs Hr. Kapp wirklich einen Fortschritt derselben gemacht hat, welcher nach unserer Ansicht in der Unbefangenheit gegen bisherige Einseitigkeiten liegt. Dahin rechnen wir die Vermittelung, welche er im Eingange zwischen den Elohisten und Jehovisten versucht, seine Andeutungen über den Zusammenhang der Semitischen Sprache mit den übrigen Sprachstämmen, seine Aeuſserungen über die Ansichten, welche ein Urvolk, Bauten desselben annehmen u. s. f. Je mehr wir darin einen richtigen Tact anzuerkennen haben, desto mehr hätten wir gewünscht, daſs der Verf. die Kritik der Ansichten, welche er bestreitet, seien es mystische oder hyperkritische, im Zusammenhang und nicht

Digitized by Google

in lauter Fetzen durch das Buch verzettelt gegeben hätte. Um zu zeigen, mit welcher Freiheit der Vf. sich bewegt, möge der Leser eine Schrift vergleichen, welche gleichzeitig im vorigen Jahr von einem Unbekannten zu Greifswald: „über den ursprünglichen Entwickelungsgang des Menschen," erschienen ist, und durch Nettigkeit und Sorgfalt einen guten Pendanten des Kappschen Buches abgibt. Ihr Verf. hat den Act der Freiheit, durch welchen sie sich in ihrem Einen Subject, dem Geist, in ein doppeltes Reich auseinanderlegt, dessen entgegengesetzte Potenzen dann auch in der Geschichte als einander bekämpfende Massen auftreten, in der nicht weiter abgeleiteten Annahme von zwei Urvölkern dargestellt, von denen das eine im nicht durch sich gewordenen Sein der Freiheit, d. h. doch wohl, in der Unfreiheit der Freiheit, in der Auctorität und im unmittelbaren Glauben; das andere aber im Werden, in der Freiheit der Selbstbestimmung und in der Vermittelung des verständigen Erkennens gelebt habe. Die Durchdringung des Gesetzes und der Freiheit sey in Christus geschehen. Im Paradiese aber und in jener Vermischung der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen sollen schon Kastenunterschiede thätig gewesen sein. In dieser Beziehung müssen wir unserem Verf. durchaus Recht geben, (zumal insofern die Genesis, wie jener Unbekannte thut, zur Grundlage gemacht wird), wenn er vor der Noachischen Fluth die Existenz solcher ständischen Unterschiede abweis't, als welche noch nicht bei Geschlechtern und Stämmen, sondern erst bei Völkern sich ergeben hätten.

Diese Unbefangenheit, welche unleugbar aus Achtung vor der Selbstständigkeit des Begriffs hervorgeht, ist gewiſs ein groſser Gewinn der Sache. Unmöglich ist es uns jedoch, zu beurtheilen, was hier im Einzelnen Eigenthum des Verfassers ist; am wenigsten vermögen wir zu erkennen, was mündlichen Mittheilungen von Hegel, Schelling und Solger angehört. In Ansehung dessen, was von ihren Arbeiten dem Publikum durch den Druck zugänglich geworden, sehen wir wohl, daſs er theils viele Bestimmungen der Sache so gelassen hat, wie er sie fand, theils, daſs er die überkommenen allgemeinen Principien mit dem Detail des empirischen Stoffs, wo er dies versucht, gar noch nicht recht durchdrungen hat. So hat er z. B. die fragliche Conjectur Schellings über den Zusammenhang der Nephilim mit den Nibelungen auch um kein Haar breit weiter gefördert, so oft er sie auch wiederhohlt. Daſs er den Begriff der Geschichte, des Paradieses, der christlichen Religion, der Penia des Jüdischen Volksgeistes u. a. hauptsächlich der Hegelschen Phänomenologie und dem Naturrecht Hegels verdankt, ist klar; jedoch hat er diese Prinzipien im Einzelnen anzuwenden sich diesmal bemühet, und in dieser Hinsicht kein neues Plagiat sich zu Schulden kommen lassen. Was das Verhältniſs zu Solger betrifft, von dem Vieles unmittelbar entnommen zu haben, er selbst gesteht, so empfängt freilich der Leser durch die wenigen Worte Solgers (nachgel. Schr. II. 713) über die untergeordneten Wesen im kretischen Dienste des Zeus und der Rhea ein bei weitem helleres Bild der Sache, als durch das zerflossene Reflektiren Kapps S. 123 — 139. — Was er S. 167 — 172 über Moses sagt, daſs derselbe gethan habe, was dem Geist seines Volkes zu thun nothwendig war, ist ganz richtig. Aber wenn man auch nur dessen sich erinnern will, was Schiller in dem Aufsatz, die Sendung des Moses, Göthe in den Anmerkungen zum Divan und Wagner in seiner Schrift: Religion, Wissenschaft, Staat und Kunst 1819. S. 81 — 115 über diesen auſserordentlichen Menschen gesagt haben, so hätte wohl, auch in der Kürze, etwas ganz Anderes vorgebracht werden können. — Wenn er ferner die Epochen der jüdischen Nation so unterscheidet, daſs sie in Palästina zunächst als Familie, in Aegypten als Stand existirt und erst durch Moses sich zum politischen Volk entschieden habe, so stimmen wir zwar mit dem Begriff der ersten und dritten, aber nicht der mittleren Epoche überein, weil wir nicht einsehen können, inwiefern hier der Stand als solcher (denn das versteht Hr. Kapp doch wohl unter „Gaden"?) für die Juden eine productive Bedeutung erhalten habe. Die Aegypter mochten sie wohl nach ihrem System der Hirtenkaste coordiniren, aber für sich sind die Juden, da sie dem System der Aegypter nie auf eine heimische Weise integrirt wurden, nur als Volk bei ihnen gewesen, was durch den Druck der Knechtschaft in sich zurückgedrängt ward, sich im Ankampf gegen die einbrechende Vernichtung als Ich auszusprechen. Moses repräsentirte alsdann diese zu sich gekommene Selbstständigkeit, welche von jetzt an neben den andern Völkern als eine besondere sich begründete.

Wir kommen drittens auf den Inhalt der Schrift und wollen mit seiner Angabe die Kritik insofern ver-

Digitized by Google

binden, als wir seine Gliederung ohne Beziehung auf die mannigfachen Nebenrücksichten, welche der Verf. genommen hat, kurz und systematisch darstellen. Im Anfang der Geschichte ist der Mensch, das Geschlecht und Volk zu unterscheiden. Der Mensch ist von Seiten der Natur die Spitze ihrer Thätigkeit. Die Vollendung ihrer Schöpfungen ist die nothwendige Grundlage für die Schöpfung des Menschen. Als Geist ist er eben so sehr das absolute Prius alles Natürlichen und die Natur von hier aus nur der Träger seiner Erscheinung. Denn die Vollendung der Natur ist er nicht blos dadurch, dafs in seiner physischen Organisation alle Organisation zur innigsten Einheit zusammentritt, also in ihm sich auflöst, sondern eben auch dadurch, dafs sie in ihm überwunden und für sich geistig wird. Unmittelbar ist daher der Mensch der mit der Natur zusammenlebende Geist, welcher eben, weil und insofern er Geist ist, auch über der Natur steht als das Ebenbild Gottes und als der Herr alles Creatürlichen, dem Gott das Werk seiner Hände unterthan gemacht hat. Diese an sich schon in sich entzweiete Einheit des natürlichen Lebens mit dem geistigen ist der Begriff des Paradieses, was also keinesweges ein blofser Thiergarten, sondern als Thiergarten zugleich unendlich vieles mehr ist, nämlich die reale Möglichkeit, ihn zu verlassen und sich vom Thierischen, überhaupt vom Natürlichen zu unterscheiden. Und wegen dieser ursprünglichen Identität in der Differenz des Natürlichen und Geistigen kann der Baum des Lebens nicht getrennt gedacht werden vom Baum des Erkennens, sondern gehört er mit ihm nothwendig zusammen, und nicht umsonst läfst der Mythos sie beide vom Herrn in dem Einen Eden pflanzen. — Die vieldeutige Schlange verführt den Menschen, indem sie ihn von Aufsen zu ihm selbst führt. Sie ist nicht als ein aufserhalb des Menschen stehender teuflischer Verstand, sondern als die unausbleibliche Bewegung des menschlichen Geistes zu denken, wodurch er in sein einfaches Innere niedergeht, sich als Ichheit zu fassen, damit aber auch Gott, der Welt und sich selbst gegenüberzustellen. Dieser Act der Freiheit ist einerseits ein Aufheben der unmittelbaren Freiheit, worin Gott den Menschen als in sich *selbst* eingeboren hat; andererseits aber eben deswegen der Beginn positiver Unfreiheit, weil erst von diesem Moment an das Sein des Menschen sich auch für sich zum Werden bestimmt und nun erst den Gegensatz eines Daseins entwickelt, was mit dem ewig sich selbst gleichen göttlichen Geist dasselbe oder gut, oder von ihm unterschieden, ihm also ungleich, d. h. böse ist. Furcht, Krankheit, Tod sind die Begleiter dieser Zerreifsung der reinen und unbefangenen Natur des Anfangs in dem Sinn, als der Mensch die Gefahr der Endlichkeit, worin er durch die Natur verwickelt wird, nicht blos lebt, wie die Natur, sondern zugleich erlebt d. h. sich zum Wissen des Unterschiedes zwischen dem Endlichen und Unendlichen bringt; das Opfer geht in dieser Krisis als Act der Versöhnung aus dem Gefühl der nothwendigen Einheit des Geistes mit sich selbst, des menschlichen mit dem göttlichen, hervor.

Die Entzweiung des Menschen mit sich, mit der Welt und mit Gott mufs anfangen, wenn anders die Freiheit ihre Möglichkeit zur wirklichen Existenz umgestalten und ihre göttliche Abkunft bewähren soll. Daher schreitet von diesem unendlichen Bruch an durch alle Geschichte das schmerzliche Gefühl des Mangels als der Zug des Sohnes zum Vater, eben weil sich der Mensch mit Gottes Wesen identisch zu sein, bewufst wird. Die Entzweiung des Inneren tritt aber auch nach Aufsen hin. In der Familie als dem primitiven Boden des Geistes in seiner Erscheinung bricht sie zuerst aus, indem der Bruder den Bruder erschlägt. Als aber der Mörder erkennt, wie er im Bruder das eigene Blut und den eigenen Geist verletzt hat, heftet sich die Unruhe an seine Fersen. Er mufs sich dem Kreis der ursprünglichen Liebe entfremden und eine andere Heimath suchen. Die Flucht Kains gen Morgen zum Lande Nod ist die erste Bewegung der Geschichte, durch welche sie nächst der anfänglichen Familie einen neuen Ansatz gewinnt. Die in ihren Wohnsitzen verbliebene Familie breitet sich durch Seth ruhiger nach Abend hin aus. Bei den Sethiten ist das religiöse Leben und ein Friede der Andacht sichtbarer, als bei den Kainiten, wo der innere Drang in Erfindung von mancherlei Künsten, im Bau von Städten und in der Polygamie ausschlägt. Jene sind vorzugsweise mehr Hirten, diese mehr Ackerbauer. Doch sind noch keine Besonderungen von Völkern vorhanden, sondern aus den Familien entwickeln sich zunächst die Geschlechter. Die Geschlechter aber ziehen sich nach und nach zur einfacheren Gestalt der Stämme zusammen und werden so die Anlage zur Differenz von Völkern. Eben so wenig ist in dieser Zeit an eine bestimmte Religion, weder an einen Indo-pantheistischen Monotheismus, noch an einen Jüdischen Particularismus, am wenigsten an das Christenthum zu denken; alle solche Unterschiede sind für diese embryonische Zeit schon zu bestimmt. Selbst das Hervorragen Einzelner hat die Ueberlieferung sehr schwankend gelassen, unstreitig, weil auch das Uebergewicht solcher gigantischen Nephilim an sich noch schwankte. Denn Vieles, oft höchst Seltsame, was wir kaum ahnen können, mufste in dieser Periode eintreten; die Söhne der Elohim trieben Unzucht mit den Töchtern der Menschen und dies Werden des Bösen stieg bis auf einen Punct, wo es abbrach und wo eine äufsere Vernichtung desselben durch Wegwaschung aller sündigen Individuen erfolgte.

Diese Fluth, welche die Genesis als allgemeine und als Erscheinung des göttlichen Urtheils über das Böse setzt, fällt mit dem zweiten Anfang der Geschichte in ihr zusammen. Fast allenthalben kommt uns in den Mythen ein solcher Wiederbeginn entgegen, mit welchem das Gute in einzelnen Guten gerettet wird. Alle in die erste Periode gesetzten Acte sind hier nun schon geläufige und vorausgesetzte, welche als Momente der Evolution mehr als schon gewohnte wiederholt werden, weshalb sich nun auch, da die Menschen in Fülle vorhanden sind, ein rascheres und gedrungeneres Leben der Geschichte ergibt. Sie entscheidet sich zu Völker-

Digitized by Google

gruppen. Bedenkt man, dafs die Unterschiede der Völker erst allmälig durch Concrescenz der Stämme zur Bestimmtheit reifen konnten, dafs also jeder qualitativen Differenz eine quantitative voranging, in welcher sich jene für sich erzeugte, so ist begreiflich, dafs die Zertheilung der Völker auf der Erde, bei welcher die Mosaische Urkunde den Nachdruck auf Noah's Nachkommen Peleg legt, nicht eigentlich als werdende, sondern nur als daseiende in die Tradition eingehen konnte. Etwas anderes ist es beim Zusammentritt unterschiedener Elemente, welche sich mit einander chemisch zu einem neuen Product durchdringen, wie bei Wanderungen der Völker. In der Sage vom Thurmbau, von seiner Unvollendung und von der mit ihm verknüpften Verwirrung der Sprachen ist das göttliche Schicksal eben die Vorstellung von der Nothwendigkeit eines Auseinandertretens der Menschheit zum concreten Unterschiede von Völkern.

Die Völker, auf dem Erdboden sich nach allen Richtungen hin fortschiebend, verwuchsen mit ihrer besonderen Natur auf das Engste, so, dafs die Völker der äthiopischen Raçe als der am wenigsten thätigen und historischen in Afrika; die der mongolischen als der in ihrer Thätigkeit und Geschichte am meisten sich gleichbleibenden in Asien; die der kaukasischen als der in ansteigender und innerlich am meisten zusammenhängender Bildung begriffenen, in Süd- und Westasien und in Europa zumal ihr natürliches Centrum finden.

Allein nicht sowohl der äufsere Unterschied der Raçe u. s. f. sondert die Völker, vielmehr ihre Penia oder ihre individuell begrenzte geistige Arbeit. Jedes Volk nämlich, was sich zu einem eigenthümlichen Leben in sich abschliefst, bringt mit dieser Discretion seine Geschichte nur dadurch hervor, dafs es die in ihm liegende Entzweiung entwickelt. Ohne geistige Entzweiung ist es noch unfähig, in die Geschichte als in den Procefs des sich selbst erkennenden Geistes einzutreten. An sich ist der Zwiespalt immer ein einfacher, erscheint aber zwiefach sowohl als ein Procefs des besonderen Volksgeistes in sich selbst, denn auch als ein Procefs desselben mit den anderen ihn räumlich und zeitlich umringenden Volksgeistern. Aber an sich ist dieser Procefs identisch mit jenem, weil das Verhalten nach Aufsen an sich dasselbe ist mit dem nach Innen, und weil die Entfaltung und Empfindung des eigenen Mangels nicht zu trennen steht von der Arbeit seiner Ergänzung. Bestimmter ist diese Erfüllung und Vervollkommnung das nothwendige Streben eines jeden Volksgeistes, sich zum Geist der Welt als seinem ihm immanenten Wesen zu erheben, weshalb er nur durch das Ringen, seine zufällige Eigenthümlichkeit, wie sie aus der Natur abstammt, von sich abzustreifen, nothwendige d. h. wirkliche Individualität und die unsterbliche Ehre empfängt, im Gang der allgemeinen Geschichte der Menschheit als ein besonderes Moment ihrer Entwickelung zu gelten. Erst durch die in ihr sich offenbarende Allgemeinheit des Weltgeistes ist die Besonderheit eines Volksgeistes geheiligt.

Das Dasein eines Volkes ist äufserlich durch die Natur vermittelt; aber so sehr es Natur ist, so sehr ist es Geist, und wegen dieser Identität des Seins mit dem Wesen ist im Verfolg der Zertheilung der Völker die Identität des Volkes mit der Religion und Sprache festzuhalten. Mit den Völkern theilen sich die Sprachen und Religionen, welche sich nun erst in den Gegensatz des Monotheismus und Polytheismus unterscheiden, so wie sich wiederum in beiden die Unterschiede zu ganz individuellen Religionen heranbilden. Jede alte Volksreligion ist als solche Mythologie und alle Mythologieen zusammen müssen sich durch einander zu einem vollständigen System der religiösen Idee ergänzen.

Dies dürfte im Allgemeinen der Vorrath von Gedanken sein, welche der Verf. durchmischt von unzähligen Einzelheiten, auch in geologischer Hinsicht, in seinem Buche niedergelegt hat. Der Unterschied des Orients und Occidents ist zwar häufig zur Sprache gebracht, aber leicht hätte der Hr. Verf. diese für die Völkerscheidung so wichtige Differenz klarer behandeln können, als bei seiner übergrofsen Beweglichkeit und unaufhörlichen Zerstreuung geschieht. Die Kymmerier des Gomer, die Skythen und Germanen, Sarmaten und Kelten, flattern mehr vor den Augen umher, als dafs man nur einigermafsen zur Gewifsheit über sie, mindestens zur Gewifsheit der Ungewifsheit käme, wie diese grofsen Elemente der Geschichte dem Ort und der Zeit nach sich setzten. Wir verkennen die unsäglichen Schwierigkeiten in Betreff von Bestimmungen auf diesem eben so dunkeln, als trockenen und mageren Felde der Geschichte, wo man sich nur zu leicht für Namen begeistert, keineswegs, lassen auch die Vergleichung der Germania des Tacitus mit der Mosaischen Genesis in dieser Beziehung uns ganz wohl gefallen, haben uns aber gewundert, dafs Hr. Kapp das ganze Buch hindurch fast unbewegt in der Behauptung stehen geblieben ist, der Germane sei als bestimmtes Volk auf seinem Grund und Boden eingeboren. Soll das heifsen, er ist ein Autochthone? Denn wir wissen wirklich nicht, wie wir mit diesem immer wiederkehrenden Ausdruck daran sind. Bei den Orientalischen Völkern erkennt der Verf. in Uebereinstimmung mit den meisten Forschern eine in Satzungen fixirte, von einem mächtigen Klerus gehaltene Religion, eine ungeheure Baukunst, einen grofsen und regelmäfsigen Handel, eine Tendenz zum Krystallisiren und zur Wiederholung des einmal Daseienden als charakteristisch an, wogegen bei den Abendländischen Völkern, hauptsächlich bei den Germanen, eine flüssigere Mythologie, eine stete Bewegung und Verklärung der Sitte, und der Gegensatz von Freiheit und Knechtschaft mehr hervortreten. Aber diese Wahrnehmungen sind mit der eigentlichen Frage nach dem Ursprung der Völker zu wenig in Berührung gesetzt, so wie uns der Verf. das simultane Auftreten der Germanen mit dem Christenthum, die Monogamie derselben und ihre Servi mehr als Gegenstände seines Nachdenkens angibt, denn dafs er begreifend die Natur dieser Momente enthüllte.

K. Rosenkranz.

Digitized by Google

Nro. 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

LIX.

1. *Vertheidigung Platos gegen einen Angriff auf seine Bürgertugend. Eine nicht gehaltene akademische Rede, verfasset und dem Hrn. Geheimen Staatsrath Niebuhr als Merkmal hoher Achtung zugeeignet von Ferdinand Delbrück. Bonn bei Adolph Markus.* 1828.

2. *Xenophon. Zur Rettung seiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre dargestellt von Ferdinand Delbrück. Bonn bei Adolph Markus.* 1829.

Wenn gleich beide genannten Schriften einen individuellen Ausgangspunkt nehmen, und ihr Entstehn zuvörderst der Aeufserung eines berühmten Gelehrten verdanken, so gehn sie doch durch Inhalt und Darstellung so sehr über das nur Individuelle und Ephemere hinaus, dafs sie auch als selbstständige Abhandlungen für sich, belehrend, anregend und erheiternd auf die Freunde des classischen Alterthums wirken, und gewifs noch lange ihre belebende Kraft ausüben werden. Zugleich ist es sehr erfreulich in einer Zeit, welche sich nicht scheut oft über die ausgezeichnetsten Männer, theils aus Mifsverständnifs ihrer, theils aus Bosheit absprechend ja verhöhnend zu urtheilen, welche oft langjährige mit aller Selbstaufopferung vorbereitete und mit der ganzen Energie ächter Gelehrsamkeit ausgeführte Werke mit Undank und Aberwitz aufnimmt, in der ehrenden Anerkennung und Behandlung des Gegners ein Zeugnifs wahrer Geistesfreiheit und litterarischer Ebenbürtigkeit zu erhalten, wie es uns vorliegende Schriften des verehrten Verfassers darbieten. Der berühmte Gegner, müssen wir bekennen, ist darin ganz nach seiner Ehre und Würde behandelt worden; denn was kann anerkennender sein als wenn eine beiläufig ausgesprochene Behauptung eines ausgezeichneten Mannes auf die Goldwage gelegt, nach allen Seiten hin leidenschaftlos geprüft und somit nicht nur als ein zufälliger Einfall, sondern als das Resultat eines besonnenen Studiums aufgenommen wird. Auch ist man es bei dem berühmten Forscher und Darsteller Römischer Geschichte gewohnt, oftmals kühne und gegen ein langgehegtes Vorurtheil und eine festgewordene Meinung verstofsende Behauptungen nicht nur assertorisch angedeutet, als der Länge und Breite nach mit ihrem Gefolge von Beweisstellen ausgeführt zu finden. Das bedeutsame Urtheil über die Darstellung eines grofsen Römers, *sensum longius projicit quam verba*, festhaltend und auf den berühmten Gegner übertragend hat auch Herrn Delbrück veranlafst eine zwar mit grofser Bestimmtheit aber doch nur als subjective Versicherung ausgesprochene Anklage der Bürgertugend Platos und die gänzliche Verachtung des Xenophons als Bürgers zur Grundlage seiner Abhandlungen zu machen, wohl wissend, dafs ein und dieselbe Aeufserung aus dem Munde eines so bedeutenden Mannes sich mit Blitzesschnelle fortpflanzt und die ganze Miliz der Autoritätsgläubigen, welche ein solcher Mann in seinem Gefolge zu haben pflegt, der neuen Fahne eilig zuführt, um die neue Eidesformel andachtsvoll anzustimmen; während sie bei einem Neulinge in der gelehrten Republik als ein Mittel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, entweder ganz mit Stillschweigen übergangen oder beiläufig einmal mit Hohn abgefertigt wird. Wie innerlich aber auch der Herr Verf. sich stets ergriffen zeigt, mit welcher Wärme er auch seine Helden gegen die harte und entehrende Anklage zu vertheidigen sucht, dennoch ist ihm nie in unbewachtem Augenblick ein den Gegner kränkendes oder gar höhnisches Wort entflohn, sondern es zieht sich eine edle Offenheit gleichmäfsig durch die ganze Darstellung hindurch, welche, indem sie uns wohlthätig

Digitized by Google

überall berührt, mit dem Interesse an der Sache auch die Freude an einer edlen Individualität gewährt.

Unser verehrter Hr. Verf. hat das vom Hrn. Geheimen Staatsrath Niebuhr in einer Abhandlung über Xenophons Hellenika ausgesprochene Urtheil: *Platon war kein guter Bürger, Athens werth war er nicht u. s. w.* sogleich an seiner rechten Seite angegriffen, und die darin liegenden Vorwürfe mit aller Schärfe herausgekehrt. „Ist dieser Vorwurf gegründet, heifst es gleich am Anfang der erstern Schrift, so war er kein rechtschaffener Mann. War kein rechtschaffener Mann Er, so ist möglich, dafs zur tiefsten Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge, zur begeisternden Darstellung des Höchsten und Besten was es giebt, auch eine tugendlose Seele gelangen kann. Ist dieses möglich, so wird das Reich des Wahren, Guten und Schönen mit sich selber uneins, und was wir unauflöslich verknüpft glaubten, es scheidet sich gewaltsam." Da nach dem griechischen Standpunkte alle Tugend und Sittlichkeit auf der substanziellen Gesinnung für das Gemeinwesen beruhte, und alle anderen Beziehungen, aller Werth in den Begriff des Bürgers aufging, und zwischen dem Menschen als solchem, nach seiner Innerlichkeit und dem Bürger noch keine Scheidung eingetreten war, sondern beide *in unmittelbarer Einheit* bestanden: so ist auch diese von dem Hrn. Verf. gezogene Folgerung weder erschlichen noch sophistisch abgedrungen, sondern fafst vielmehr den Vorwurf in seiner ganzen Bestimmtheit und Ausdehnung auf. Während nach modernem Standpunkt und dem Begriffe der christlichen Staaten gemäfs dieselbe Folgerung und Identificirung des guten Bürgers mit dem rechtschaffenen Manne und der tugendhaften Seele, wie die gänzliche Aufhebung der beiden letzten Bestimmungen mit dem Negiren der ersteren, viel zu weitgreifend und umfassend wäre, so bewährt und scharf zeigt sie sich auf antike und namentlich griechische Begriffe und griechischen Standpunkt angewendet. Diese unmittelbare Einheit und Untrennbarkeit festhaltend sagt unser Hr. Verf. in den diesen Punkt betreffenden Erörterungen in dem Anhange zu seiner zweiten Schrift p. 213 treffend; „Von dem Genossen eines Freistaates, wie damals der Athenische war, sagen, es sei Jemand zwar ein rechtschaffener Mann gewesen, aber ein nicht guter Bürger, kömmt mir nicht anders vor, als wenn man von einem Fürsten sagen wollte, er sey zwar ein rechtschaffener Mann, aber ein nicht wohlgesinnter Regent, als ob eines Fürsten Rechtschaffenheit sich irgend wie kenntlicher ausprägen könnte als in gewissenhaftem Streben, seinem Regentenberufe zu genügen."

Zugleich aber müssen wir ins Auge fassen, dafs Platos Leben und Blüthe gerade in eine Zeit fiel, wo in jene alte gediegene Einheit des Staats schon ein grofser Bruch gekommen war, der von Tag zu Tag weiter klaffte, und einer gänzlichen Zerrissenheit trostlos entgegeneilte. Es lag daher dem Hrn. Verf. ob, zu untersuchen, ob etwa ein fortdauernder Unmuth gegen die politischen Kämpfe den Weisen zu einer kranken und vornehmen Zurückgezogenheit von allen öffentlichen Geschäften bestimmte, wo er thätig eingreifen und das Verderben hätte aufhalten sollen, ob er sich durch partheiische Darstellung der Lacedämonischen Verfassung und der nicht selten hervortretenden Geringschätzung gegen allgemein anerkannte Athenische Bürger an Athen versündigt, ob er endlich durch das mehrmal wiederholte Unternehmen einen Tyrannen zu dem rechten Maafse zurückzuführen und zu einem philosophischen Herrscher zu bilden den harten Vorwurf verdient, indem er seiner Vaterstadt sich entziehend seine Gaben und Kräfte in der Bekehrung eines unverbesserlichen Wüthrichs vergeudet habe. Diese Punkte sind es, welche der verehrte Herr Verf. aufnehmend einzeln beantwortet und in lichtvoller und beredter Darstellung auch von jedem Schatten des gedachten Vorwurfes zu befreien sucht. Heifst Plato darum kein guter Bürger, Athens nicht werth, weil er einer immer wachsenden Volksherrschaft seinen Eifer nicht zugewendet, weil er den aus solcher der Willkühr zugewendeten Menge hervortretenden frechen Demagogen, welche nur schnöde Selbstsucht unter der Maske des Gemeinwohles leitete, mit Unmuth begegnete, und diesen von der einfachen Ehrfurcht gegen das Gesetz und die Sitte täglich sich mehr und mehr entfernenden Zustand ohne Rückhalt mit Verachtung behandelte, ja solche Demokratie als die der Tyrannis zunächst stehende und unmittelbar in dies Extrem einschlagende Verfassung bezeichnete, *(Plato de republ. p.* 562 *lib.* 8. *p.* 410 *Bekk.)* heifst Plato darum kein guter Bürger und ein dem Staatswohl entfremdeter Mann; so verdient er diesen Vorwurf im vollsten Maafse, theilt ihn aber zugleich auch mit den edelsten Griechen, denen Athens Wohl stets am Herzen lag, dafs sie ihr ganzes Leben mit edelster Selbst-

Digitized by Google

aufopferung diesem Kampfe unterzogen, und die alte Sitte und Würde aus allen Kräften zurückzurufen sich rastlos abmühten, mit Männern, wie Aristophanes, den der berühmte Gegner gewiſs als ächten Vaterlandsfreund und Bürger anerkennt und mit Demosthenes, den derselbe einen *Heiligen nennt, gegen den Plato als Bürger wie ein Sünder dasteht.*

Ein gemeinsames Band zieht sich durch die zu so unterschiedenen Gestalten ausgebildeten Werke genannter Herren hindurch; *die Ehrfurcht und Liebe für die alten Institutionen*, das unerschütterliche Festhalten an der alten einfachen Sittlichkeit, und der Unmuth und Haſs gegen die immer mehr in die Willkühr des Einzelnwillens übergehende und sich zersplitternde gediegene Einheit des Staats, gegen die immer mehr nachlassenden festen Bestimmungen des Bürgerthums und die mannigfaltig sich alle daran reihenden und den Charakter der Staats verletzenden Neuerungen. Die gemeinsame Grundlage ist dann näher die Groſsthat des griechischen Geistes, die glänzenden Siege ächter Freiheitsliebe und heiliger Achtung gegen das Gesetz der unbefangnen Unterordnung aller particulären Interessen gegen die Selbstständigkeit des Staats, wodurch die massenhafte Gewalt des Perserheers überwunden ward. Weil dieser Sieg als die schönste Frucht einer gediegenen von aller Willkühr entfernten Gesinnung erscheint, so blicken Plato, Aristophanes, Demosthenes, Isokrates auf diese Zeit und ihre Interessen einerseits mit *Stolz*, als auf eine Zeit des höchsten Glanzes und vollendeter Sittlichkeit, andererseits mit *Wehmuth*, indem der Sinn, der jene That hervorgerufen, bereits entartet, und es ein vergebliches und trostloses Streben ist jene einfache Sittlichkeit, und substanzielle Gesinnung wieder zu beleben. Es wäre uns leicht aus den Werken ebengenannter Männer Stellen zu häufen, welche diese gemeinsame Grundlage, worin alle die mit Athens Zeit und Unheil Vertrauten wurzeln, nachwiesen, die Art dieser Arbeiten aber verbietet eine solche Ausführlichkeit. Wir bergen es nicht, daſs wir in des verehrten Hrn. Verf. Abhandlung gerade auf diesen den Streit in seiner Wurzel fassenden und des Demosthenes Heiligkeit mit Plato's Sündhaftigkeit ausgleichenden Punkt noch mehr als schon geschehn, die Aufmerksamkeit hingelenkt gewünscht hätten. Sehr glücklich ist dagegen Herr Delbrück dem Vorwurf begegnet, als sei Plato mit partheiischer Vorliebe für Lacedämon erfüllt gewesen, und habe seinen Werth im Gegensatz Athens überschätzt, ein Vorwurf der, wäre er durchaus gegründet, auch dem Urtheile des berühmten Gegners leicht Vorschub leisten dürfte. In der That hat jene in Platos Werken vielfach hervortretende Anerkennung Lacedämons nur darin ihren Grund, daſs ihm dieser Staat in einer Zeit allgemeiner Abirrung von der alten Sitte und dem Gehorsam die gediegene substanzielle Einheit und Mäſsigung bewahrte, und nach dieser Seite hin ein Bild dessen gab, was Plato in seinem geliebten Athen so gern wieder hervorgerufen hätte, und was er selbst im alten Athen zur Zeit der Perserkriege so schön verwirklicht fand und gebührend pries. In dieser Rücksicht sagt treffend der Herr Verfasser: „Herrlich bewährte sich Lacedämon in jener höchst bewegten Zeit, von deren Stürmen es unerschüttert blieb, so daſs es mitten unter Staaten, welche zwischen ausgelassener Pöbelwillkühr und fesselnder Zwingherrschaft unter Blutvergüssen, Aufruhr und Verbannungen hin und her getrieben wurden, *der einzige war, in welchem die alte Ordnung bei der alten Freiheit, die alte Freiheit bei der alten Ordnung in ungeschwächter Kraft verblieb*, in einer Kraft, welche sogar gegen die auch dort eingebrochene Sittenverderbniſs Stand zu halten vermochte." Dagegen verschweigt er weislich nicht die mit Plato, *dem Athener*, unverträglichen Eigenthümlichkeiten der Lacedämonischen Verfassung, „ihre der Pflege edler Kunst und Wissenschaft ganz unempfindliche Denkart, ihre ausschlieſslich auf den Kriegdienst gerichtete Jugenderziehung u. s. w." und entkräftet durch Hinweisung auf diese und ähnliche vom Plato gerügten Punkte auch den leisesten Vorwurf einer beschränkten und damit unpatriotischen Vorliebe für Sparta. Zugleich werden auch daneben gebührend diejenigen Stellen aus Platonischen Schriften, vornämlich aus den Gesetzen, herangezogen, welche die Liebe zu Athen, freilich nicht zu dem von wilden Demagogen bewegten, sondern zu der alten Cecropsstadt, „*wo die unbeschränkt herrschende Volksgemeinde sich selber beschränkte, durch willigen Gehorsam gegen die väterlichen Satzungen*," genügsam beurkunden, (vergl. p. 32—35) verbunden mit p. 234 und 35 im Anhange zur zweiten Schrift.

Auch dem Umstande, daſs Plato trotz seiner vornehmen Geburt und seiner groſsen Geistesgaben sich einer werkthätigen Theilnahme an den Staatsgeschäften durchaus entzog, und so den Schein einer unfreundli-

Digitized by Google

chen Gesinnung gegen sein Vaterland auf sich ziehn mochte, ist der Herr Verf. durch den Gedanken begegnet, dafs Platos reine Seele vor den innern Kämpfen, wo es galt List gegen List und Gewalt gegen Gewalt zu setzen, eine unüberwindliche Scheu trug; und durch ein contemplatives Leben dem Staate gröfsere Dienste leisten zu können überzeugt war als durch ein unmittelbares Ergreifen der Staatsgeschäfte vgl. p. 6 und 223. im Anhange zur zweiten Schrift, wo die Worte mit denen Socrates in der Platonischen Apologie p. 32 über seine Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften Rechenschaft giebt, sinnig und treffend auf den Plato angewendet werden. Wir fügen hinzu, dafs, so wie, nach des Dichters Ausdruck, der Sänger das Lied anstimmt, wie der Gott das Herz ihm bewegt, so auch das Genie diejenige Sphäre ergreift und verfolgt, zu welcher eine innere Macht und Nöthigung es unwiderstehlich treibe, und sich eben durch das Heimischsein in diesem Gebiete als solches bewährt, während es sich in anderen Kreisen unbehaglich und fremd fühlt. Es ist als eine Gunst des Geschickes anzusehn, wenn das Genie, ohne langes Irren und äufsere Hemmungen, bald das Geleit findet, worin es sich ganz heimisch weifs; eine Gunst, welche wie dem griechischen Genius überhaupt, so auch den einzelnen grofsen Individuen dieses Volkes vor Allen zu Theil geworden ist. Dies erwägend müssen wir sagen, dafs Plato, weder als Feldherr, noch als Staatsmann, rettend, anfeuernd und belebend in das Gemeinwesen hätte eingreifen können, sondern einzig und allein durch Lehre und Forschen in die Natur des Staats und der Sittlichkeit zur Heilung der Gebrechen seines Vaterlandes beitragen konnte; aber von dieser Seite her auch die Fragen nach der Natur des Staats und des Staatsmannes so zum *Mittelpunkt seines Lebens* gemacht hat, dafs er das reifste und die Faden der übrigen Dialoge am kunstreichsten verbindende Werk, die Bücher vom Staat, *recht eigentlich zu einem Fels bestimmte, woran sich die schäumenden Wogen einer ausgearteten Volksherrschaft brechen sollten.* Dem Plato daraus einen Vorwurf machen, dafs er das beschauliche Leben einem werkthätigen vorgezogen, gilt dem gleich, wenn man mit dem Demosthenes rechten wollte, dafs er die erschütternde und begeisternde Wirksamkeit auf der Rednerbühne nicht mit dem speculativen Denken und Forschen vertauscht habe. Beide handeln und wirken, in der That, wie sie *müssen, und dies Müssen ist gerade das Siegel ihres Genies.*

Auch das Unternehmen des göttlichen Denkers in Syrakus durch die Bekehrung des jüngern Dionysius seinen Forschungen und Darstellungen vom Staate und politischer Weisheit wirkliches Daseyn zu verleihen, und durch die Umkehrung des Tyrannen zu philosophischer Gesinnung und sittlicher Thatkraft diesen Staat zu einer Schützerin der Gerechtigkeit und einer Pflegerin der Kunst und Wissenschaft zu gestalten, ein Unternehmen, was besonders den Schein lieblosen und unpatriotischen Sinnes gegen seine Vaterstadt begünstigt, hat der Herr Verfasser als ein nicht nur zu entschuldigendes sondern selbst berechtigtes befriedigend zu rechtfertigen versucht. Es geschieht dies durch eine beredte und eindringliche Darstellung der Verhältnisse und Umstände, welche Plato nach und nach diesen Entschlufs haben fassen, und auch nach einem ersten vergeblichen Versuch zum zweiten und drittenmal derselben haben wiederaufnehmen lassen. Es ist denn vornämlich Platos Einflufs auf Dion, eines von der Gröfse des Philosophen mächtig ergriffenen Mannes, der dem jungen Fürsten eine Sehnsucht nach der Gesellschaft mit dem Weisen einflöfste, der eine Einladung und ein glänzender Empfang folgten. Wie aber bald Mifstrauen gegen den Dion eingetreten, Stadt und Hof in zwei Partheien zerfielen, wie es im Interesse der Umgebungen des Fürsten lag jeden Sinn für Weisheit in demselben zu ersticken, wie Plato dennoch, um den Bruch mit Dion und Dionysius nicht unheilbar zu machen, eine zweite Einladung angenommen, und die sich daran reihenden Punkte wird man lieber bei dem Herrn *Verf.* selber nachlesen. Immer wird darin der Drang des Weisen hervorgehoben, die Macht durch die Besonnenheit zu mäfsigen und dieser durch jene Thatkraft zu verleihen, ein Streben, was er trotz widriger Verhältnisse hier so lange fortsetzen zu müssen glaubte, als die Stimme der Vernunft nicht von der Gewalt und dem Lärm der Treffen übertäubt wurde.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1830.

1. *Vertheidigung Platos gegen einen Angriff auf seine Bürgertugend. Eine nicht gehaltene akademische Rede verfasset und dem Herrn Geheimen Staatsrath Niebuhr als Merkmal hoher Achtung zugeeignet von Ferdinand Delbrück.*

2. *Xenophon. Zur Rettung seiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre dargestellt von Ferdinand Delbrück.*

(Schluſs.)

Wir fügen hinzu, daſs so wie der Eindruck, den die von politischen Partheiungen zerrissene Vaterstadt, die Pöbelherrschaft, das Regiment selbstsüchtiger Demagogen auf den Weisen gemacht, in seinen Schilderungen der Demokratie und ihrer Wahnfreiheit niedergelegt ist: auch die erschütternden Darstellungen der Tyrannis und die Bitterkeit und Haſs gegen den tyrannischen Mann ein Bild dessen geben, was er selbst in der Nähe beobachtet und erfahren hatte. Die Vorstellung endlich, dem Plato vaterländischen Sinn abzusprechen, weil er angerufen, einem fremden Gemeinwesen Hülfe geleistet und dadurch, wären seine Bestrebungen von glücklichem Erfolge gekrönt worden, durch die Ueberlegenheit jenes Staats dem Vaterlande geschadet und es verdunkelt hätte, hat der Herr Verf. durch ein glückliches Bild als unhaltbar vor die Anschauung gebracht, indem Niemand einen erfahrnen Arzt, dessen Rath die Mitbürger nicht befolgen, und der, bei einer weit verbreiteten verzehrenden Krankheit dem Rufe einer benachbarten Stadt folgt, als unvaterländisch gesinnt anklagen wird, noch auch, im Falle in der Nachbarschaft die Krankheit durch seine Einsicht geheilt würde, aus dieser Genesung die Verschlimmerung des heimischen Uebels weissagen wird. Ueberhaupt aber muſs man sagen daſs, so lange ein Staat sich selber treu bleibt und an sich selbst mit Liebe und Kraft festhält, er weder von der Blüthe eines anderen, noch von dem tobenden Andrang der Feinde etwas zu besorgen hat, während derselbe von seiner Wurzel losgerissen und in sich gespalten, durch eines Strohhalms Berührung sinkt, und auch von dem Rathe eines Einzelnen, sei er noch so hochbegabt, noch so aufopfernd gesinnt, keine Rettung zu erwarten hat, wenn nicht die allgemeine Gesinnung eine in sich gesunde und gediegene ist.

Wenn die von Herrn Geheimen Staatsrath Niebuhr erhobene Beschuldigung, Plato sei kein guter Bürger gewesen, und stehe, Athens unwerth, wie ein Sünder gegen die heiligen Thucydides und Demosthenes, Herrn Delbrück Veranlassung gegeben hat durch Beseitigung und Erörterung derjenigen Züge seines Lebens, welche diesen Vorwurf zu unterstützen scheinen, wie durch sinniges Anführen hierhergehöriger Aussprüche des Philosophen, seine Bürgertugend und vaterländischen Sinn zu rechtfertigen: so hat der geehrte Herr Verfasser jetzt von dem noch härteren und schmachvolleren Urtheil oder vielmehr der *Verurtheilung* Xenophons, von demselben berühmten Manne und wägendem Forscher ausgehend, Gelegenheit genommen, in einer selbstständigen Darstellung das Leben und Wirken dieses Griechen nach seinem ganzen Reichthume und concreten Beziehungen hin uns vor die Anschauung zu bringen. Der edle Eifer zur Ehrenrettung eines geliebten und theuren Hauptes das Seinige beizutragen und zu wehren, daſs ein seit zweitausend Jahren als ehrenwerth und trefflich anerkannter Mann auch von einem Heroen nicht zum Opferaltar geschleift werde, ermuthigte dazu den Herrn Verfasser. Sollte aber die Reinigung von einer Verunglimpfung, *der zufolge Athen niemals einen ausgearteteren Sohn ausgestoſsen hat als diesen Xenophon, der, während Plato gegen Demosthenes als ein Sünder, gegen diesen wiederum als ein alter Thor bezeichnet wird*, der sich, genau genommen, *vor einem nichtsnutzigen Buben in gar nichts unterscheidet*, sollte eine solche Reinigung gründlich vorgenommen werden, so war es der einzig angemessene Weg durch eine lebensvolle Darstellung seines ganzen politischen und litterarischen Wirkens von der Wiege bis zum Grabe ihn in sein wohlerworbenes Recht wiedereinzusetzen, und den theilnehmenden und nicht ohne Bangigkeit lauschenden Freunden den Triumph seiner Rettung und gänzlichen Freisprechung zu gewähren. Diesen Weg hat auch der edle Anwald eingeschlagen, und mit Liebe, Energie, und der nothwendigen gelehrten Unterstützung ohne Ermatten durchgeführt, so daſs die aus Alterthumsfreunden und Kennern bestehenden Geschwornen nicht zögern werden, in seine gänzliche Freisprechung freudig einzustimmen.

Um uns jenen schwer Gekränkten als einen in Wort und That griechischer Kalokagathie entsprechen-

Digitized by Google

den Mann zu schildern, hat der Herr Verfasser das Ganze seiner Aufgabe sich in drei angemessene Abschnitte zerlegt, deren erster das Leben Xenophons, umfassend die Kraft und Sittlichkeit seines Charakters, vor die Anschauung bringen soll; der zweite dagegen auf die Nachweisung eines edlen Sinnes, schlichten und ungetrübten Urtheils und einer sich durchaus gleichbleibenden, aus einer harmonischen Bildung und einer wohlgeordneten Seele, quellenden Reinheit und Lieblichkeit, in seinen uns überkommenen Werken ausgeht; woran sich endlich der dritte kürzere Abschnitt mit Bemerkungen über Xenophons Sinnes- und Darstellungsweise reiht. Jedem dieser einzelnen Abtheilungen sind erläuternde Anmerkungen und Nachweisungen, theils als Beweise des im Text dargestellten, theils als Erweiterungen beigefügt.

Zwei Punkte sind es im Leben des Xenophon, worauf die Aufmerksamkeit hinzulenken und sie als die Träger des ganzen Charakters herauszuheben vor Allem der Zweck des Darstellers sein mufste: *sein berühmter Rückzug aus Asien*, ein in der Geschichte der Kriegskunst ewig denkwürdiges Unternehmen als der Stern seines Lebens und allgemeinen Ruhmes, *und der Grund, die Umstände und die Zeit seiner Verbannung aus der Vaterstadt*, als der eigentliche Stein des Anstofses und das Vehikel für die Anklage seiner entarteten Gesinnung. Beide hat der Herr Verfasser befriedigend erledigt. Bei dem ersteren Punkte, seinem Feldzuge, hat derselbe zweckvoll und kunstreich den Xenophon durchgängig als den Hort des Ganzen dargestellt, der, wenn gleich nur einer der fünf Hauptanführer, der Wirksamkeit und dem Ansehn nach in der That der Oberfeldherr war, auf den alles in schwierigen und gefahrvollen Augenblicken mit Zuversicht hinsah und seinem leitenden Rathe sich zutrauungsvoll überliefs. Auch sieht er mit Recht diesen ruhmvollen Zug nicht sowohl als die Frucht eines durchdringenden und spähenden Feldherrnblicks, einer vielgeübten Taktik, sondern vielmehr als das Resultat eines mannhaften begeisterungsfähigen Charakters, in dem rastlose Thätigkeit und Energie mit weiser Besonnenheit auf das glücklichste gemischt ist.

Besonderen Fleifs hat der Herr Verfasser auf Ermittelung der Ursache und des Zeitpunkts der Verbannung Xenophons gewandt, und zur Entkräftung der schweren Anklage, als sei die unpatriotische Anhänglichkeit an Lacedämon und den Agesilaus Grund derselben gewesen, ein gewissenhaftes Zeugenverhör angestellt, und durch directe Beweise, wie durch scharfsinnige Deutung anderer mehr oder weniger mifsverstandener Zeugnisse die Verbindung mit dem Cyrus als die wahrhafte und einzige Quelle seines Exils hervorgehoben (vgl. p. 37 u. s. w. und die ausführliche Anmerkung dazu p. 52 u. s. w.). Den unzweideutigen Worten des *Pausanias* 5, 6, 5 gegenüber, welche ausdrücklich des Xenophons Verbannung als Folge seiner Theilnahme an dem Feldzuge des Cyrus aussprechen, erscheint das entgegengesetzte Zeugnifs des *Diogenes Laertius* 2, 51 als durchaus falsch und verworren, und ist auch als ein solches in seinen Widersprüchen bezeichnet worden. Zugleich ist es uns unzweifelhaft, und des Herrn Verfassers Darstellung setzt dies ins hellste Licht, dafs die Verbannung nicht erst *nach der Verbindung mit dem Agesilaus* oder nach dem Aufbruche zur Bekriegung der Böotier erfolgt sei, und die spätere Verbindung mit dem Agesilaus daher durchaus nichts Verrätherisches hatte, noch den in diesem Punkte so streng richtenden Alten als Frevelthat erschien.

An den Schriften des Xenophon seine Kalokagathia nachzuweisen ist der Zweck des zweiten Abschnitts der Abhandlung. Diese Absicht allein verfolgend hat auch der Herr Verfasser in der Aneinanderreihung der einzelnen Werke keinen, weder durch die Chronologie noch durch innern Fortschritt bedingten Zusammenhang festgehalten, sondern sie mehr in zufälliger Aufeinanderfolge dargestellt, demgemäfs auch bei denen länger und lieber verweilend, welche das Bild einer solchen Kalokagathia, eines ruhigen in sich selbst sicheren und befriedigten Sinnes am bestimmtesten vor die Anschauung bringen.

In den Bemerkungen über die Socratischen Denkwürdigkeiten, womit der Anfang im zweiten Abschnitte gemacht wird, müssen wir es, als unser eigenstes Urtheil und Ueberzeugung erfreulich bestätigend anerkennen, dafs der Xenophontische Socrates nicht als ein entadelter und verhunzter sondern als ein treues und reines Abbild des sich unverholen mittheilenden und überall ohne Unterschied lehrenden Weisen aufgefafst ist. In dieser Rücksicht zieht der verehrte Herr Verfasser gegen eine von uns schon bekämpfte, und neuerdings wieder behauptete Vorstellung zu Felde, dafs in dem Xenophontischen Socrates das Gute und das Wissen immer wieder unter das Nützliche und Angenehme herabgewürdigt, und die reine uneigennützige Socratische Sittlichkeit durch die beschränkte Auffassung des Schülers zu einer die zufällige Lust und den Vortheil zum Maafsstab der Entscheidung und des Rechten verkehrenden Lehre verzerrt worden. Die zu solchem Zwecke in der Abhandlung des Rheinischen Museums benutzten Stellen werden daher geprüft und durch ihre Erläuterung zu Treffen gegen den ihnen arglos vertrauenden Feind gemacht. Besonders rechnen wir dahin die Unterredung des Aristippus mit dem Socrates III, 8. §. 1—3 und die, mit dem Euthydemus IV, 2. In der Ersteren wird nicht etwa das αὐτὸ τὸ ἀγαθόν, vielmehr nur die Relativität des Nützlichen und subjectiv Angenehmen angedeutet, welches sich eben als das Endliche in sein Gegentheil verkehrt. In dem zweiten Gespräche ist dagegen die Unzulänglichkeit und Nichtigkeit abstrakter Lehren und gedankenlos aufgenommener Vorschriften gegen die Tiefe concreter sittlicher Zwecke angedeutet, wodurch eben dem durch sein beschränktes Wissen aufgeblasenen Jüngling die Widersprüche zu Gemüthe geführt und er in sich zu gehn gezwungen wird. Ganz klar dagegen können wir es nicht finden, wenn es bei dem Hrn. Verfasser einmal heifst, Plato sowohl als Xenophon stellen den Socrates gleicher Maafsen treu dar, und zugleich: „Wie Sokra-

Digitized by Google

tes auf Hochbegabte wirkte, zeigt Platon, wie auf Wohlbegabte, Xenophon;" womit wir die weiterhin p. 67. als Resultat ausgesprochenen Gedanken verbinden „Unverkennbar ist demnach zwischen dem Xenophontischen und Platonischen Socrates ein Unterschied." Fassen beide nur den Socrates treu auf wie er sich Jedem von Beiden, ja nach dem Maafse ihrer geistigen Kraft zeigte, so sinkt des Platons unsterbliches Verdienst zu einer nur treuen, gewissenhaften Aufnahme und reitzenden Darstellung der Socratischen Individualität herab. Im Gegentheil müssen wir sagen, dafs der Unterschied in der Auffassung der wissenschaftlichen Erörterung und Fortführung, wie er sich in den Schriften Beider durch das Organ des Socrates dargestellt findet, *der Unterschied des Socratischen und Platonischen Standpunktes überhaupt sei.* Während der edle und empfängliche Xenophon uns das durch Unterredung und Lehre Gewonnene treu und prunklos, ohne Herabziehn und Entstellung, wie ohne glanzvolle und umfassende Erweiterung übergeben hat; so wird beim Plato die Socratische Individualität mehr zu einem Gefäfse für den aus Socratischem Standpunkte und Keime entwickelten und zur Wissenschaft erhobenen Inhalt. Das speculative Genie und die productive philosophische Macht des Plato, welche jedem überkommenen Gedanken sogleich den Stempel des Eigenen dadurch aufdrückt, dafs er durch das Organ der Dialektik nicht mehr nur als für sich treffende Lehre gilt, sondern wissenschaftlich dem Systeme des Ganzen eingebildet wird, macht auch den absoluten Unterschied der Xenophontischen und Platonischen Auffassung des Socrates aus. Dadurch ist aber die Darstellung des Ersteren durchaus nicht herabgesetzt, und mufs uns, eben weil ihn nicht wie den Plato ein speculativer Geist zu immer weiterer Fortbildung und Vertiefung des Gegebenen unaufhaltsam treibt, als die reinere und lautere Quelle für die ächt Socratische Individualität gelten, zu deren Darstellung er grade die wesentlichen und ausreichenden Bedingungen in sich vereinigte, während in den Platonischen Dialogen, einen je speculativeren Inhalt sie entwickeln, auch die concrete Individualität des Socrates mehr und mehr zur Form gemacht wird.

Kurz und in wenigen Zügen sind das Xenophontische Gastmahl, die Haushaltung, die Schrift von den Einkünften, die für Reiterobriste, der Hieron und die kleineren Schriften berührt, immer die Kalokagathia in Wort und Gesinnung darin hervorhebend. Länger dagegen wird bei den drei gröfseren Werken, der Cyropädie, der Anabasis und den Hellenicis verweilt, denn sie sind ja, wie das schönste Vermächtnifs des Xenophontischen Geistes, auch die eigentliche Quelle zum Beweise seines Sinnes für harmonische Darstellung und erhebende Gesinnung, gleicher Mafsen belehrend und erziehend für die Jugend wie erheiternd und reizend für das reife Alter. Mit Recht bezeichnet Herr Delbrück die Cyropädie als einen politischen Roman, in welchem der nach Ciceros Ausdruck nicht mit geschichtlicher Treue sondern als Musterbild einer gerechten Herrschaft geschilderte Cyrus die höchste Ehrwürdigkeit mit der gröfsten Herablassung vereinigt. Er fügt hinzu „Wohl that unser Africanus, dieses Werk nicht aus der Hand zu legen, weil es keine Pflicht einer gemäfsigten und fürsorglichen Regierung giebt, welche es unberührt liefse." Der ganze Reichthum seiner philosophischen Einsicht, seiner Beobachtung und Erfahrung an sittlich gebildeten und durch Thatkraft glänzenden Männern ist hier in der Darstellung des Cyrus concentrirt, aus welcher als dem Mittelpunkt des Gemäldes sich Alles gruppirt, und wozu eine ganze Welt der entlegensten Völker als Hintergrund sich bewegt, aber immer in der Absicht allen Glanz auf den Helden zu werfen. Wenn auch dieser zum Herrscher erzogene Cyrus als eine durchaus concrete Gestalt erscheint, so ist es doch das Feldherrntalent, welches vor Allem in ihm verherrlicht wird und worauf auch alle Umgebungen, alle Schilderungen hinarbeiten. Mit dem Feldherrn ist das Herrschertalent auf das innigste verbunden, und alle Beziehungen gehn darauf hin zu zeigen, wie ein zum Herrschen Geborner *durch Gehorsam* und durch Ueberwindung einer natürlichen Widersetzlichkeit gegen die Gebietenden sich zu einem wahrhaften zwischen verachtendem Hochmuth und erschlaffender Sinnlichkeit die schöne Mitte haltenden Herrscher gebildet haben, der gleicher Mafsen die Grofsen, wie die Menge sich zu verpflichten vermag und die grofse Kunst versteht jedem, je nach dem Maafse seiner Einsicht und Geisteskraft, die ihm angemessene Stellung anzuweisen, worin er, indem er sich selbst darin befriedigt, zugleich dem Allgemeinen und der Herrscherweisheit dient. Mit Recht sieht es daher der Herr Verfasser als ein Xenophontischer Kalakagathia würdiges Unternehmen an „in einem hellleuchtenden Beispiele zu zeigen, was ein Fürst, welchen seine Unterthanen, wie die Morgenländer ihren König, als ein Wesen höherer Art verehren, zu thun habe, um durch wohlthätigen Gebrauch seiner Allgewalt den Glauben an sich zu rechtfertigen, für sich und das Volk ersprieflich und segensreich zu machen." Wie die Cyropädie das erste Beispiel eines politischen Romans, so ist die Anabasis das erste Werk, worin der Held des Ganzen zugleich auch der Geschichtschreiber selbst ist. Nicht mit Unrecht erscheint ein solches Unternehmen mifslich, weil man der Gefahr sich aussetzt „aus unbewachter Eigenliebe oder übertriebener Bescheidenheit der Parteylichkeit für oder gegen sich Raum zu geben." Aufser der Denkwürdigkeit des Unternehmens, welches der Nachwelt in lebendiger Anschauung zur Ergötzung und Belehrung zu überliefern dem Xenophon gewifs am Herzen lag, war es ihm auch ein besonderer Antrieb eine Begebenheit, welche so schwerer Anklage und gar der Verbannung Ursach geworden war, in ihrer wahren Gestalt ohne Rückhalt zu erzählen. So sieht auch unser Hr. Verfasser dieses Werk zugleich als eine Ehrensache an, „so dafs alles, was dabei Rühmliches für ihn vorkommt, nicht als Selbstlob erscheint, sondern entweder als wesentlicher Bestandtheil gewissenhafter Geschichtschreibung, *oder als abgenöthigte Selbstvertheidigung.*" In der Anordnung des Ganzen, in der anschaulichen Lebendigkeit der Erzählung, der sinnvol-

Digitized by Google

len Einflechtung bedeutungsvoller Episoden, in der Ausführung ergreifender Seelengemälde, zeigt er sich überall als ein künstlerisch gebildeter Mann, der zweckvoll und fruchtbar sein Werk zu einem in sich abgerundeten Ganzen zu bilden vermag und durch die Alles Einzelne begleitende sichere und edle Haltung der Seele eine harmonische Stimmung des Gemüths in dem Leser hervorbringt.

Wie an den übrigen Werken so ist auch an den Hellenicis die edle und rechtschaffene Gesinnung wie die kunstverständige Einsicht mit zweckmäfsiger Berücksichtigung abweichender Urtheile bedeutender Gelehrten (Wolfs, Mansos, Schlossers) nachgewiesen. Der Hr. Vf. sieht den Xenophon in der Geschichtschreibung als das verbindende Mittelglied zwischen Herodot und Thucydides an, „indem er weniger dichterisch als jener, weniger philosophisch als dieser, aber mehr als jener der dichterischen und philosophischen Geschichtsfreunde Theilnahme gleichmäfsig zu gewinnen strebte." Wir mögen uns dagegen lieber mit der Ansicht vertragen, welche den Xenophon als den Euripides der griechischen Geschichtschreiber erkennt, der, wie dieser das Gebiet der Tragoedie zwar erweitert, aber zugleich auch von ihrer sittlichen Höhe und Gediegenheit herabgezogen hat, auch in manchen Beziehungen die Geschichtschreibung weiter geführt, doch auch nicht mehr sich auf der Höhe Thucydideischer Darstellung und politischer Einsicht erhalten hat.

In dem dritten die Darstellung Xenophons beschliefsenden kleineren Abschnitte hat der Hr. Vf. Andeutungen über seine Sinnesart und Darstellungsweise im obigen Sinne gegeben. Jener giebt die ihm durchgängig inwohnende Frömmigkeit, die Demüthigung unter das Göttliche, das Erlauschen des sich oft in leisen Winken verkündigenden Willens der Götter, genug die ganze auf einer religiösen Richtung der Seele gegründete Wahrheit des Gemüths eine besondere Haltung und Färbung. Für die Charakteristik seiner weder durch fulminante Wendungen, noch durch rednerische Gegensätze, Pracht und Kühnheit des Ausdrucks ausgezeichneten, sondern immer gleichmäfsig und klar strömenden stets dem Inhalte sich weichanschmiegenden Darstellungsweise lassen die in dieser Rücksicht unübertrefflichen auch von dem Hrn. Vf. benutzten Kunsturtheile der Alten, besonders Quintilians nichts zu wünschen übrig.

Gern begleiteten wir den verehrten Hrn. Vf. noch durch die in den Anhängen niedergelegten treffenden Bemerkungen, welche überall lebensvoll und frisch denselben Geist athmen, wie die, von uns mit gebührender Anerkennung dargestellten Hauptabschnitte des Werkes; aber die einer solchen Arbeit nothwendig gesteckten Gränzen heifsen uns diesen Wunsch aufgeben, und so nehmen wir mit der herzlichen Freude und Wärme von dem edlen Vertreter zweier Heroen Abschied, welche uns durchdringt, wenn wir einen werthvollen Mann in gewichtigen Punkten auf Resultate geführt und solche mit Feuer und Beredsamkeit umfafst sehn, welche sich auch uns in einsamen Stunden aufgeschlossen haben, und deren Bestätigung uns auf eben so überraschende als eindringliche Weise, durch gegenwärtige Schriften zu Genufs und Belehrung geworden ist.

Dr. Boetscher.

Dritter Bericht.

Der Societät ist als Mitglied beigetreten: Herr Hofrath und Professor Dr. Doebereiner zu Jena.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Klasse (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Opere di Giordano Bruno, ed. A. Wagner, II. Vol. — Carové.
Fragmenta Empedoclis ed. Lommatsch. — Roetscher.
v. Berger, Grundzüge der Sittenlehre. — Carové.
Fabre d'Olivet, histoire philosophique du genre humain. — Carové.
De Wette, Commentar über die Psalmen. 3te Aufl. u. Gramberg kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments. — Ewald.
Bernhardt, Restauration des deutschen Rechts. — Gans.
Reeves, history of the english Law. Vol. V. — Phillips.
v. Bunge, Darstellung des heutigen russischen Handelsrechts. — Homeyer.

II. In der naturwissenschaftlichen Klasse (Mathematik, Naturwissenschaften, Medicin).

Nilson, scandinavische Fauna.
A. Ure, a new system of geology.
v. Schwerin, Geognostische Profile.
Hoffmann, Geognostische Karte v. Deutscchland u.
v. Oynhausen, Geognostische Karte v. Deutschland. } Link.
Lebenheim, Physiologie des Schlafs.
Wildbrand, Zoologie. } Schultz.
Cuvier, regne. animal. — Wiegmann.
Jaeger, Versteinerungen Wirtembergs.
Broignart, vegetaux fossiles. } Krüger.

III. In der historisch-philologischen Klasse.

Lobeck, Aglaophamus. Tom. II. — Bernhardy.
Strähl, Russische Kirchengeschichte. — Schnitzler.
v. Rumohr, Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neuern Toscana. — Leo.
Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale. 5ter Band. Leben des Grafen v. Zinzendorf. — Pelt.
Barthold, Kaiser Heinrich des 7ten Römerzug. — Leo.
Jaekel, über den germanischen Ursprung der lateinischen Sprache. — Bopp.
Donandt, Versuch einer Geschichte des bremischen Stadtrechts. — Phillips.
Sculptured metopes discovered among the ruins of the temples of the ancient city of Selinus in Sicily; by W. Harris and S. Angell. — Hirt.
J. Tod annals and antiquities of Rajast'han. — C. Ritter.
Denkwürdigkeiten des Arztes und Philosophen Erhardt. — Niethammer.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1830. — Nro. 5.

Personal-Chronik.

Des Königs Majestät haben die von der Akademie der Wissenschaften getroffene Wahl des Directors des Joachimsthalschen Gymnasiums Dr. *Meineke* und des Professor *Lachmann* an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, zu ordentlichen Mitgliedern der philosophisch-historischen Klasse zu bestätigen geruht.

Der Hofrath und Professor Dr. *Schultze* zu Freiburg im Breisgau ist mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom 31sten Mai l. J. zum ordentlichen Professor der Anatomie und Physiologie in der medicinischen Facultät zu Greifswald ernannt worden.

Des Königs Majestät haben den Privatgelehrten *Poggendorf* zu Berlin zum Professor zu ernennen und das für ihn ausgefertigte Patent Allerhöchst zu vollziehen geruht.

Der Professor Dr. *Gruber* ist für das Jahr vom 12ten Juli 1830 bis dahin 1831 zum Prorector der Universität zu Halle gewählt und vom vorgesetzten hohen Ministerio als solcher bestätigt worden.

Der emeritirte Professor der Theologie Dr. *Köhler* und der von der Universität zu Bonn zur Breslauer Universität versetzte ordentliche Professor der Theologie Dr. *Ritter* sind von des Königs Majestät zu Domherrn an der Kathedrale zu Breslau ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent, Dr. der Philosophie und Licentiat der Theologie *Rödiger* in Halle ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der dortigen Universität ernannt worden.

Dem Königlichen Oberlandesgerichts-Präsidenten von *Rappard* zu Rom ist bei seiner sechszigjährigen Jubelfeier von der juristischen Facultät der Universität zu Bonn die juristische Doctorwürde *honoris causa* verliehen worden.

Von der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin sind bei der am 25sten Juni stattgefundenen Sacular-Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession folgende Ehren-Promotionen vollzogen worden: von der theologischen Facultät wurden der Ober-Consistorialrath und General-Superintendent *Roß* und der Consistorialrath *Snethlage*, beide zu Berlin, zu Doctoren der Theologie, — von der juristischen Facultät wurde Sr. Excellenz der wirkliche Geheimerath und Director in den Königlichen Ministerien der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten und der Justiz von *Kamptz* zum Doctor beider Rechte, — und von der philosophischen Facultät wurde Se. Excellenz der Geheime Staatsminister Freiherr von *Humboldt*, Se. Excellenz der Geheime Staatsminister von *Beyme*, der Director der Akademie der Künste zu Berlin *Schadow* und der Professor *Zelter* zu Doctoren der Philosophie creirt.

Bei derselben feierlichen Veranlassung wurde von der theologischen Facultät zu Halle dem wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath *Nicolovius* und dem Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. *Schulze* zu Berlin, die theologische Doctorwürde *honoris causa* verliehen.

Den Oberlehrern *Hempel*, Dr. *Rötscher* und *Kretschmar* am Gymnasio zu Bromberg ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

Des Königs Majestät haben den Lehrer der Anatomie bei der Akademie der Künste Dr. *D'Alton* das Prädicat eines Professors bei der gedachten Akademie beizulegen und das für denselben ausgefertigte Patent Allerhöchstselbst zu vollziehen geruht. — Der Geschichtsmaler *Carl Kolbe* ist in gleicher Art zum Professor bei der Akademie der Künste ernannt worden.

Zu Königsberg ist am 27sten Mai l. J. der Professor der Statistik und Geographie an der dortigen Königl. Universität, *Gaspari*, im 78sten Jahre seines Alters verstorben.

Der Professor *Stein* am berlinischen Gymnasio zu Berlin ist am 14ten Juni im 59sten Jahr seines Alters mit Tode abgegangen.

Wissenschaftliche und Kunst-Institute.

Der Herr Erzbischof Graf von *Spiegel* zu Kölln hat dem Convictorio für katholische Theologen auf der Universität zu Bonn eine werthvolle Büchersammlung unter der Bedingung geschenkt, daß die Bücher an das erzbischöfliche Clerical-Seminarium zurückfallen sollen, wenn das Convictorium dereinst aufgehoben werden sollte.

Der Herr Graf *Nicolaus* von *Mielzynski* hat dem Gymnasio zu Posen eine Mineralien- und Conchylien-Sammlung und außerdem ein bändereiches technologisches Werk geschenkt.

Das nach dem Tod des Professor *Büsching* unter die Aufsicht des Prof. *Passow* gestellte Alterthümer-

Digitized by Google

und Kunst-Museum der Universität zu Breslau, enthält gegenwärtig allein an Urnen und verschiedenen Geräthschaften aus Metall, Stein, Thon, Holz u. s. w. 3061 Stücke deutscher, nordischer und slavischer Alterthümer aus der heidnischen Zeit. — Der bisher verhältnifsmäfsig geringere Vorrath an Gipsabgüssen nach Antiken, ist, zum grofsen Vortheil sowohl der Vorlesungen über Archäologie und Kunstgeschichte als auch der praktischen Bildung junger Künstler, durch das vorgesetzte hohe Ministerium mit 22 vorzüglichen Abgüssen alter und neuerer klassischer Kunstwerke vermehrt worden; auch hat die gedachte hohe Behörde aufser der Erhöhung des Fonds zum Ankauf von Kunstwerken von 70 auf 170 Thaler, im verflossenen Jahr aufserordentlicher Weise noch die Summe von 100 Thalern bewilligt.

Der zu Lindhurst in England verstorbene Kaufmann *Dege*, ein ehemaliger Zögling des Frankeschen Waisenhauses in Halle, hat nachdem er der gedachten Anstalt bereits in seinen letzten Lebensjahren in verschiedenen Sendungen die Summe von 1200 Pfund Sterling als Geschenk überwiesen, derselben in seinem Testament noch ein Kapital von 1000 Pfund Sterling ausgesetzt.

Des Königs Majestät haben auf den Vorschlag des Herrn Geheimen Staatsminister *von Altenstein* Excellenz eine von dem zu Breslau verstorbenen Hofrath und Professor *Bach* hinterlassene werthvolle Sammlung von Gemälden und Kupferstichen, gegen Bewilligung einer lebenslänglichen Rente von 800 Thalern an die Wittwe des Verstorbenen, käuflich erworben. Zwei Gemälde dieser Sammlung (eine alte und schätzbare freie Nachbildung der Raphaelschen Madonna della Sedia und ein treffliches Portrait von einem unbekannten Meister der italienischen Schule) sind zur Aufnahme in das königliche Museum zu Berlin bestimmt: die ganze übrige Sammlung aus 61 Gemälden bestehend, worunter sich 34 schätzbare Originalgemälde aus der italienischen, deutschen und niederländischen Schule befinden, ist von Sr. Majestät der schlesischen vaterländischen Gesellschaft, in huldvoller Gewährung ihres diesfalsigen Gesuches, unter Vorbehalt des königlichen Eigenthums, zu Benutzung und Aufstellung in Breslau überlassen worden. Die an Darstellungen aus der edeln Baukunst und der geschmackvollen Ornamentatur reiche Kupferstichsammlung ist zunächst zur Benutzung für die Breslauer Kunst- und Handwerksschule bestimmt.

Sr. Majestät der König haben mittelst allerhöchster Cabinetsordre vom 28. Juny dem zu Düsseldorf gebildeten Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen die nachgesuchte Bestätigung huldreichst zu ertheilen geruht. Dieser der Förderung der vaterländischen Kunst gewidmete Verein wird nächst der bezweckten Aufmunterung und Unterstützung der Künstler und Kunstjünger, besonders auch dahin zu wirken suchen, dafs die Kunst vorzugsweise dem Schmucke des öffentlichen Lebens sich widme. Der Verein acquirirt zu dem Ende einerseits vorzügliche Werke der Kunstschule zu Düsseldorf und derjenigen Künstler welche ihre Arbeiten zur Ausstellung, Prüfung und Wahl einsenden; und andererseits macht derselbe, nach Verhältnifs seiner Mittel, Bestellungen auf Kunstwerke für jede Art des Bedürfnisses im öffentlichen Leben. Diejenigen Kunstwerke welche sich für den Privatbesitz eignen, werden unter die Mitglieder des Vereins verloost und solchen Kunstwerken die wenig oder gar nicht für den Privatbesitz geeignet sind, wird eine öffentliche Bestimmung gegeben. Diefs gemeinnützige und in jeder Beziehung anerkennenswerthe Unternehmen (welches vorzüglich durch den Königl. Regierungspräsidenten von *Pestel* zu Düsseldorf angeregt worden ist) hat sehr schnell unter allen Ständen erfreuliche Theilnahme gefunden. Seine Kön. Hoh. der Prinz *Friedrich* von Preufsen haben das Protectorat des Vereins zu übernehmen geruht. Derselbe zählt bereits an 1500 Actien mit einem jährlichen Beitrag von 5 Thalern. Um bei der sonst so erwünschten Verbreitung und Pflege des Kunstsinns in den Provinzen, einer Zersplitterung des Interesse's und der Kräfte vorzubeugen, ist dahin gewirkt worden dafs der neugebildete Verein mit der Königlichen Akademie der Künste in der Hauptstadt stets in einem inneren Verhältnifs stehe und dafs insbesondre auch die aller zwei Jahre in Düsseldorf zu veranstaltende Ausstellung mit der gleichfalls aller zwei Jahre in Berlin bei der Akademie stattfindenden Ausstellung nicht collidire und so der letzteren die Werke der Düsseldorfer Kunstakademie nicht entzogen werden. Der Verein hat der in Rede stehenden Rücksicht seine Anerkennung nicht versagt und mit der löblichsten Bereitwilligkeit die derselben entsprechenden Vorkehrungen getroffen; namentlich hat derselbe in seiner letzten Generalversammlung nicht nur dem Senat der Königlichen Akademie der Künste in Berlin die Summe von 500 Thlr. mit der Bitte zur Disposition gestellt, dafür nach seiner freien Bestimmung von Zöglingen der Akademie für ihn (den Verein) arbeiten zu lassen, sondern auch zugleich in Betracht der diesen Herbst bevorstehenden Berliner Kunstausstellung beschlofsen, die früher für diesen Sommer bezweckte Düsseldorfer Ausstellung bis zum nächsten Frühling auszusetzen.

Dem Königl. Hauptmann a. D. von *Ledebur*, ist in Gemäfsheit einer Allerhöchsten Cabinetsordre vom 9ten Mai die Aufsicht über die Königliche Kunstkammer und dem Hofrath *Förster* die Function eines Gehülfen bei derselben übertragen worden.

Die anatomischen Sammlungen des Herrn Geheimen Medicinalrath Professor *Meckel* zu Halle werden nach einer von Seiten des vorgesetzten hohen Ministerii mit demselben getroffenen Uebereinkunft von jetzt an einmal wöchentlich zwei Stunden hintereinander

Digitized by Google

zum Besten der Professoren, Privatdocenten und Studirenden der dortigen Universität geöffnet. Durchreisenden Gelehrten wird auch aufser der zur Oeffnung der Sammlungen bestimmten Zeit der Besuch derselben möglichst erleichtert werden.

Auf Veranlassung des hohen Ministerii der Geistlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten war die diesseitige Gesandtschaft in Petersburg beauftragt worden, sich bei der Kaiserlich Russischen Regierung für die Mittheilung einer Beschreibung der in den südlichen russischen Provinzen entdeckten griechischen Monumente und Inschriften zu verwenden. Letzteres ist geschehen und ist demgemäfs der H. General-Gouverneur Graf *Woronzow* zu Odessa von dem K. russischen Ministerio zu Einsendung einer vollständigen Sammlung jener Inschriften aufgefordert worden.

Die Directoren und Lehrer der sämmtlichen westphälischen Gymnasien haben dem bisherigen Königl. Consistorialrath *Kohlrausch*, bei seinem Abgang zu seiner neuen Bestimmung nach Hannover (als Director des dort errichteten Oberschulcollegiums) einen silbernen Pokal mit auf seine bisherige Thätigkeit sich beziehenden Emblemen und den Nahmen der westphälischen Gymnasien überreicht, und diese Gabe mit einigen den Ausdruck ihres Danks und ihrer Anerkennung enthaltenden lateinischen Versen (deren Verfasser der Herr Prorektor *Kästner* in Bielefeld ist) begleitet.

Von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Berlin wurden im Laufe des Jahres 1829 überhaupt 70 Immatriculanden geprüft. Davon wollten sich widmen: 17 der Theologie, 36 der Jurisprudenz, 8 der Medicin, 6 den Cameralwissenschaften, 2 den Naturwissenschaften, 1 der Philologie. Von den Geprüften erhielt keiner das Zeugnifs Nr. I., 30 erhielten das Zeugnifs Nr. II. und 28 das Zeugnifs Nr. III., 12 wurden als unreif zurückgewiesen.

Während desselben Zeitraums wurden von der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission zu Halle 36 Immatriculanden geprüft, worunter sich 18 der Theologie, 10 der Jurisprudenz, 3 der Medicin, 1 der Forstwissenschaft und 1 der Oeconomie widmen wollten. Von den Geprüften erhielten 14 das Zeugnifs Nr. II. und 19 das Zeugnifs Nr. III. Abgewiesen wurden 3.

Auf der Königlichen vereinigten Friedrichs-Universität zu Halle befanden sich im vorigen Wintersemester ($18\frac{29}{30}$) 1214 Studirende. Die Zahl der Inländer betrug 894 (worunter 600 aus der Provinz Sachsen) die der Ausländer 320 (aus 24 deutschen Bundesstaaten und aus 4 nichtdeutschen Staaten). — Die Vertheilung nach den Facultäten war folgende: 881 Theologen, 192 Juristen, 69 Mediciner und 72 zur philosophischen Facultät gehörige Studirende (worunter 54 Philologie und 18 Kameralwissenschaften, Mathematik oder Naturwissenschaften studirten). — Immatriculirt wurden zu Ostern und zu Michaelis 318 Inländer und 163 Ausländer. Unter den Inländern hatten 68 das Prüfungszeugnifs Nr. I., 224 das Zeugnifs Nr. II. und 27 das Zeugnifs Nr. III. — Promotionen haben im Laufe des vorigen Jahres stattgefunden: in der theol. Facultät 3 (*honoris causa*) in der juristischen Facultät 2; in der medicinischen Facultät 8; in der philosophischen Facultät 24, (aufserdem wurde von derselben Facultät 1 Doctor musicae *honoris causa* creirt). — Von den Studirenden wurden Preisschriften geliefert: in der theol. Fac. 5; in der jur. Fac. 3; in der med. Fac. keine; und in der phil. Fac. 6.

Auf der Universität zu Bonn befanden sich im Wintersemester $18\frac{29}{30}$ überhaupt 941 Studirende, worunter 798 Inländer und 143 Ausländer. Von den Inländern sind 577 aus den Rheinprovinzen, 143 aus der Provinz Westphalen und 73 aus den übrigen Provinzen der Monarchie gebürtig. Unter den Ausländern befanden sich 74 aus 18 deutschen Bundesstaaten, 50 aus dem Königreich der Niederlande, 6 aus England, 4 aus der Schweitz und 9 aus Dänemark. Die Vertheilung nach den Facultäten war folgende: 100 evangelische und 309 katholische Theologen (darunter 212 aus den Rheinprovinzen, 23 aus Westphalen und 44 aus dem Königreich der Niederlande); 226 Juristen, 168 Mediciner, 95 Philologen und 43 welche sich der Cammeralwissenschaft, der Mathematik oder der Naturwissenschaft widmen. Immatriculirt wurden vom 1. Juli bis zum 31. Decbr. v. J. 285 Studirende. An Promotionen fanden statt: 2 juristische, 8 medicinische und 4 philosophische. Von den Studirenden waren eine juristische und zwei philosophische Preisschriften geliefert worden.

Auszug aus dem Disciplinarbericht von der Breslauer Universität für das erste Quartal des Jahres 1830. Bei einer Frequenz dieser Universität von über 1100 Studirenden sind in gedachtem Zeitraume überhaupt 20 Excesse vorgekommen, wobei 30 Studirende implicirt waren. Diese Excesse betrafen theils geringe ortspoliceiliche Vergehen, theils Aeufserungen vereinzelt verübten Muthwillens, wodurch das Publicum im Ganzen wenig belästigt wurde. Von verbotenen Verbindungen hat sich nirgends eine Spur gezeigt. Die überwiegende Mehrzahl der Studirenden hat regelmäfsig die Vorlesungen besucht. — An Schuldklagen von Privatpersonen sind überhaupt 65 vorgenommen, worunter nur 17 einen Gegenstand von 10 Thalern und darüber betrafen. Die Zahl der Honorarstundungen war (wohl in Folge des strengen Winters) im letzten Semester bedeutender gewesen als gewöhnlich. — An Collectengeldern zu Freitischen und Unterstützungen für unbemittelte Studirende sind im Laufe des Jahres 1751 Thlr. 23 Sgr. 10 Pf. eingegangen. —

Digitized by Google

Frequenz
der preufsischen Universitäten im Sommersemester 1829.

Benennung der Universitäten.	Inländer.	Ausländer.	Gesammtzahl der Studirenden.	Facultäten. Theologische. Evang.	Theologische. Kathol.	Juristische.	Medicinische.	Philosophische. Philosophie u. Philologie.	Philosophische. Kameralia, Naturwissenschaft u. Mathematik.
Berlin.	1219	487	1706	566	—	638	299	136	67
Bonn.	835	143	978	97	340	236	162	98	45
Breslau.	1112	35	1147	276	265	365	104	132	5
Greifswald.	144	15	159	96	—	29	14	14	6
Halle.	946	345	1291	938	—	210	66	66	11
Königsberg.	392	13	405	209	—	111	18	42	25
Münster. (Höhere Lehranstalt für katholische Theologie.)	246	115	361	—	276	—	—	85	—
Summa	4894	1153	6047	2182	881	1589	663	573	159

Bemerkungen. 1) Die Gesammtzahl der Studirenden auf den preufsischen Universitäten im Wintersemester 18$\frac{28}{29}$ betrug 6154, worunter 4960 Inländer und 1194 Ausländer.

2) Zur medicinischen Facultät der Universität zu Greifswald gehörten 14 Studirende; zu derselben Facultät gehören 4 ordentliche Professoren, 1 aufserordentlicher Professor und 1 Privatdocent, zusammen 6 medicinische Docenten. — Zur medicinischen Facultät der Universität zu Königsberg gehörten 18 Studirende; zu derselben Facultät gehören 6 ordentliche Professoren, 1 aufserordentlicher Professor und 2 Privatdocenten, zusammen 9 medic. Docenten.

3) Unter der Gesammtzahl der Studirenden auf den Preufsischen Universitäten im Sommersemester 1829 befanden sich überhaupt 312 von Adel, worunter 236 Inländer und 76 Ausländer.

Zusammenstellung der in der Provinz Sachsen und in den Rheinprovinzen im Jahr 1830 *erscheinenden Zeitschriften.*

	Zahl d. Zeitschriften.		Zahl d. Zeitschriften.
Provinz Sachsen . .		Rheinprovinzen . .	
Reg. Bez. Magdeburg .	13	Reg. Bez. Düsseldorf .	17
— — Merseburg .	22	— — Kölln . . .	8
— — Erfurt . .	18	— — Achen . . .	9
Summa	53	— — Trier . . .	5
		— — Koblenz . .	6
		Summa	45

Die in der Provinz Sachsen erscheinenden Zeitschriften sind nach den Fächern folgendermaafsen vertheilt: 5 politische Zeitungen; 1 Litteraturzeitung; 5 theologische und pädagogische Zeitschriften; 1 juristische, 1 geographisch-historische, 3 naturwissenschaftliche, 1 öconomische, 1 medicinische Zeitschrift; 10 Blätter für Unterhaltung und populaire Belehrung; 25 Blätter für öffentliche und Privatbekanntmachungen. — Von diesen Zeitschriften erscheinen 3 wöchentlich 6 Mal, 2 wöchentlich 3 Mal, 3 wöchentlich 2 Mal, 33 wöchentlich 1 Mal, 2 monatlich 2 Mal; 5 Monatlich 1 Mal, 1 jährlich 6 Mal; 2 jährlich 4 Mal; 1 jährlich 2 Mal; 1 in unbestimmten Zeiten.

Die in den Rheinprovinzen erscheinenden Zeitschriften sind nach den Fächern folgendermaafsen vertheilt: 9 politische Zeitungen; 5 Blätter für Politik und Unterhaltung; 2 theologische, 3 pädagogische, 1 historische Zeitschrift; 6 Blätter für Unterhaltung und populaire Belehrung; 9 Blätter für Unterhaltung und öffentliche und Privatbekanntmachungen; 10 Blätter für öffentliche und Privatbekanntmachungen. — Von diesen Zeitschriften erscheinen 7 wöchentlich 6 Mal, 2 wöchentlich 5 Mal, 2 wöchentlich 4 Mal, 4 wöchentlich 3 Mal, 10 wöchentlich 2 Mal, 14 wöchentlich 1 Mal, 2 monatlich 1 Mal, 1 monatlich 2 Mal, 2 in unbestimmten Fristen.

Literarische Anzeigen.

Bei C. G. Ende in Landsberg a/w und Züllichau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moira. Ueber die göttliche Vorsehung. Für gebildete Leser, von Friedr. Feldmann 1 Thl. 10 Sgr. Sauber cartonirt 1 Thl. 12½ Sgr.

Der Herr Verfasser, dem Publicum als Schriftsteller bereits vortheilhaft bekannt, hat sich bemüht in gegenwärtiger Schrift auf das heilige Walten der göttlichen Vorsehung aufmerksam zu machen und gebildete Leser, die mit der Völkergeschichte nicht ganz unbekannt sind, zu einer religiösen Auffassung der grofsen Ereignisse der Vergangenheit zu veranlassen. Es ist sein Zweck, sowohl durch solche Hinweisungen auf die Spuren einer, die Menschheit erziehenden Gottheit, als auch durch eine höhere Ansicht von den Uebeln der Welt, empfängliche Gemüther mit den oft dunkeln Gängen des Geschicks zu versöhnen und sie mit heiterm Frieden und heiliger Ruhe zu erfüllen.

So eben ist erschienen und durch alle soliden Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Goethe in ganzer Figur, 8½ Zoll hoch. Nach Rauch gezeichnet und in Kupfer gestochen von L. S. Troendlin. Preis 20 Gr. 1 Fl. 24 Kr., auf chinesisches Papier 1 Thl. 1 Fl. 36 Kr.

Anton Weber'sche
Buch- und Kunsthandlung in München.

Digitized by Google

Nro. 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

LX.

Erlangen, auf Kosten der Akademie der Naturforscher und Bonn bei Marcus: Nova acta Physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum. Vol. IX. 1818. — 420 S. *gr.* 4.

Bonn auf Kosten der Akademie und für deren Rechnung bei A. Marcus. Desselben Werks Vol. X. Pars 1. *et* 2. 1820 *u.* 1821. *XXVI. u.* 732 S. *gr.* 4. *mit* 35 *Kupfertafeln.*

Daselbst, und für die Akademie bei Ed. Weber desselben Werks Vol. XI. Pars 1. *et* 2. 1823. *LXXX. u.* 731 S. *gr.* 4. *mit* 63 *Kupfertafeln.*

Vol. XII. Pars 1. *et* 2. 1827. *u.* 1828. 886 S. *gr.* 4. *mit* 69 *Kupfer- u. Steindrucktafeln.*

Vol. XIII. Pars 1. *et* 2. 1826 *u.* 1827. *XXXVIII. u.* 187 S. *gr.* 4. *mit* 51 *Kupfer- und Steindrucktafeln.*

Vol. XIV. Pars 1. *et* 2. 1828. *u* 1829. 961 S. *gr.* 4. *mit* 53 *Kupfer- u. Steindrucktafeln.*

Sämtliche Bände auch unter dem Titel: Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher 1—6*ter Bd. Preis eines Bandes* 16 *Thlr.*

Novorum Actorum Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum Voluminis decimi et quarti Supplementum, sistens J. B. G. Lindenberg Dr., Ditionis Bergedorfensis Praefecti, A. N. C. S., Synopsin plantarum hepaticarum Europaearum, in usum eorum, qui historiae plantarum, patriae indigenarum, student, ex decreto Academiae seorsim editam. Bonnae 1829. *Auch unter dem besondern Titel: Synopsis plantarum hepaticarum Europaearum, adnexis observationibus et adnotationibus criticis illustrata, auctore etc. Cum tabulis duabus.* 133 S. 4.

Unsre Absicht bei der Anzeige dieses Werks kann nicht auf eine Darlegung des Einzelnen, noch weit weniger aber auf eine kritische Würdigung und Sichtung dieses Einzelnen gerichtet seyn; dafür ist der Umfang zu grofs, der Stoff zu mannigfaltig. Vielleicht lassen aber die *Acta Academiae Naturae Curiosorum* noch einen andern Gesichtspunkt zu, aus welchem betrachtet eine ausführlichere Angabe ihres Einzelnen als überflüssig erscheinen kann. Sind nicht die meisten Naturforscher und naturforschenden Aerzte Deutschlands, und sehr Viele des übrigen Europas, Mitglieder, ja thätige Mitarbeiter, an diesem Werk, in welchem sie sich selbst, und ihrer Collegen engbefreundete Bestrebungen wiederfinden, und das sie seiner ganzen Einrichtung nach, als ihr eignes betrachten müssen?

Diefs führt uns auf die Natur des Instituts, von dem das Werk ausgeht, zurück, und nöthigt uns einen Rückblick auf dessen Geschichte ab.

Als im Jahr 1652 einige Aerzte und Naturforscher der damaligen freien Reichsstadt Schweinfurt in Franken zur Stiftung eines akademischen Vereins zusammen traten, schwebten ihnen nur wenige nahe liegende Beispiele ähnlicher Verbindungen vor. Das Beste entsprang aus ihrem eignen kraftvollen und tüchtigen Streben, das Wohl der Mitmenschen zu fördern, und die Wissenschaft zu erweitern. Damals war die Heilkunde noch nicht von der Naturkunde als Scienz getrennt, man wollte die Natur des Menschen und seiner Aussenwelt vorzüglich in der Absicht kennen lernen, um Krankheiten zu heilen, — und die Lust an der Erkenntnifs der Natur an und für sich, um ihrer selbst willen, entzündete sich erst an jenem heilkünstlerischen Brenn-

Digitized by Google

punkt, der alle Naturkunde in eine Propädeutik und Hodegetik zur Arzneimittellehre auflöste.

Mit dem gewählten Wahlspruch, *nunquam otiosus*, sollte dem Genüge an dem Ueberlieferten entgegengekämpft werden; die verbundenen Aerzte sollten durch ihre ärztliche Praxis lernen, und sich untereinander belehren, die freien Stunden des Heilberufs aber sollten den Naturstudien, mit steter Rücksicht auf den Hauptzweck der Heilkunst, lernend und wiederbelehrend eifrigst gewidmet seyn. Dahin ging ausschliefslich die, an die aufgenommenen und aufzunehmenden Mitglieder gerichtete Aufforderung. — Beobachtungen aus der Natur- und Heilkunde sollten an die Vorsteher der Akademie eingesendet, von diesen den Mitgliedern in allen Theilen Deutschlands vorgelegt und so durch gemeinsame Sichtung, Prüfung, Erweiterung, Zusatz oder Widerspruch die Wahrnehmung des Einzelnen zu einem Gemeingut für die Wissenschaft umgebildet werden. An die Bekanntmachung durch eine periodische Schrift schien man ursprünglich nicht gedacht zu haben, denn die ersten auf solchem Wege entstandenen und fortgebildeten Schriften der Akademiker erschienen einzeln in freien Bändchen für sich.

Für den einfachen, jedem Mitglied in dem Wahlspruch und in dem eignen Beruf, wie in dem Siegelring, den es am Finger tragen sollte und in dem auf die Seefahrt der Argonauten anspielenden akademischen Beinamen, den der Thätigste erwarb, klar vor Augen schwebenden Zweck war auch die Verfassung und das Statut der Akademie entworfen. Dieses Letztere sagt fast nichts weiter aus, als die Lehre, dafs man Alles zu Gottes Ehre und den Mitmenschen zum Besten thun solle und wolle, soweit solches im Umfang der Pflichten eines Kreises von Aerzten liege. Zum Centralpunkt wurde ein Präsident auf Lebenszeit gewählt, Adjuncten oder Vicepräsidenten, von dem Präsidenten gewählt und angestellt, sollten in allen Kreisen und Gebieten Deutschlands den Mitgliedern ihrer Nachbarschaft zum nähern Vereinigungspunkt dienen, sie zur Thätigkeit anfeuern, ihre Mittheilungen sammeln und an den Präsidenten einsenden, desgleichen die von dem Präsidenten an sie gelangenden Nachrichten anderer Mitglieder aus andern Gegenden den ihnen Benachbarten vorlegen, wodurch denn alle Vorlagen, Gegenstände einer gemeinsamen Bearbeitung durch alle Mitglieder werden mufsten. Erst später, als man angefangen hatte, die Arbeiten der Akademie in Bände zu sammeln, wurde für die Leitung der Herausgabe ein Adjunct in der Nähe des Präsidenten zum *Director Ephemeridum* ernannt.

Dieses stille Wirken hatte seine Zeit und seinen Boden gefunden; es gedieh und ward in seiner Nützlichkeit erkannt. Schon im Jahr 1677 erhielt die Akademie unter ihrem zweiten Präsidenten Fehr, der auf Bausch, den Stifter derselben, gefolgt war, von Leopold I. das Kaiserliche Privilegium, den Titel der Kaiserlichen Leopoldinischen Akademie und ansehnliche Gerechtsame, die der Präsident im Namen derselben auszuüben hatte. Es verdient als ein grofsartiger Zug des deutschen Characters und wissenschaftlichen Sinns erwähnt zu werden, dafs nach diesen Privilegien der von den Mitgliedern der Akademie gewählte Präsident, dem die Kaiserliche Bestätigung nie versagt wurde, unmittelbar durch diese Bestätigung die Vorrechte des Adels mit dem Prädikat „von" und den Titel eines Kaiserlichen Geheimen-Raths und Leibarztes, etwas später auch die Stelle und Function eines Pfalzgrafen erhielt, und dafs folglich das Recht, so hohe Auszeichnung im Geiste jener Zeit zu verleihen, in die Hände eines einfachen Gelehrtenvereins gelegt war. Auch Doctoren zu creiren war das Präsidium der Akademie in noch weiterer Ausdehnung ermächtigt, als diese Befugnifs schon an sich in dem Wirkungskreis des Präsidenten, als Pfalzgrafens, lag. Nach Kaiser Leopolds Tode erhielt die Akademie von Carl'n VII. einen, mit erweiterten Privilegien ausgestatteten neuen Bestätigungsbrief, und den Beinamen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie, und blieb unter den folgenden deutschen Kaisern in dem ungeschmälerten Besitz ihrer Rechte. Schon zu Ende des Jahrs 1677 aber hatten Verhältnisse die Akademie genöthigt, sich unter den Fürsten des Reichs einen Vermittler bei Kaiserlicher Majestät zu suchen, welchen sie zuerst in dem Reichsgrafen und nachmaligen Reichsfürsten Raimund von Montecuculi, unter dem Titel ihres Protectors fand, und es blieb fortan Sitte, nach dem Tode eines hohen Protectors einen andern Fürsten des deutschen Reichs um die huldvolle Vertretung der Akademie, als Protector derselben, anzuflehen. So reich an Auszeichnung die Akademie der Naturforscher in ihrer Stellung zu dem damaligen Deutschland war, so gering waren die Mittel, deren sie sie sich zur Führung ihrer Geschäfte be-

Digitized by Google

dienen konnte. Jedes Mitglied pflegte bei seiner Aufnahme einen Ducaten zu erlegen, wovon der Druck des Diploms besorgt, das Uebrige aber dem Aerarium der Akademie, wie die kleine Kasse ehrenvoll benannt war, übergeben und von dem Präsidenten zu Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben, demnächst aber zur Gründung einer Bibliothek verwendet wurde, die in der Folge mehr durch die Geschenke der gelehrten Mitglieder der Akademie, als durch diese Ankäufe anwuchs und besonders an Schriften alter Aerzte und Botaniker reich wurde. Im achtzehnten Jahrhundert kam eine Stiftung von 6000 Gulden W. W. durch ein ehrwürdiges Mitglied, den Dr. Gensel zu Oedenburg, hinzu, und schien einer künftigen Fundirung der Akademie die Bahn bereiten zu wollen, die aber nicht weiter betreten wurde.

Ein Legat des Geheimen-Raths Cothenius zu Berlin wurde der Akademie zur jährlichen Aufstellung einer Preisfrage ausgesetzt, und die Akademie hat das Verdienst gehabt, Hufelands Schrift über die Skropheln zu krönen.

Von dem eigentlichen, wissenschaftlichen Leben und Wirken der Akademie, von der Zeit ihrer Gründung an, geben ihre unten verzeichneten Schriften *) ein Zeugniss. Wer mehr darüber zu wissen verlangt, findet dieses in *Büchneri Historia Acad. Leop. Carol. Nat. Cur.*, *Halae Sax.* 1755. 4., ausführlich bis auf jene Zeit fortgeführt.

Die Reihe der Verhandlungen der Akademie wird nicht nur dem Naturforscher, der Thatsachen sammeln muss, stets unentbehrlich bleiben, sondern sie dient auch vorzüglich zum Spiegel der Zeiten, und lässt uns den Entwicklungsgang der Naturkunde in Deutschland erkennen, wobei dem Rec. besonders lehrreich schien zu bemerken, wie sich diese letztere immer mehr von der Medizin gleichsam ablöst und ein freieres, beschauliches Leben führt, indess jene, an der augenblicklichen Noth und dem Bedürfniss des Lebens und Leidens festgehalten, sich genüglichem Dogmatismus hingiebt, endlich gar darauf ausgeht, eine eigne gleichsam encyklopädische Naturkunde für ihren Kreis zu fordern, und da die Naturforscher sich darauf nicht einlassen können, eine solche in neuester Zeit auf eigne Hand selbst zu errichten.

Daher mag es wohl auch begreiflich erscheinen, wie sich die *Acta Academiae Naturae Curiosorum*, gleich denen aller ausländischen Akademien aus derselben Zeit, immer mehr von der praktischen Heilkunde ab zur reinen Naturkunde hinüber wandten und nur durch die verschiedenen Zweige der menschlichen Anatomie mit der Medicin noch in Verbindung bleiben, die dagegen ihre eignen, zahlreichen, viel gelesenen und durchs Bedürfniss der Aerzte gewinnreich werdenden Zeitschriften eröffnete.

Dieser Wendepunct, welcher die Summe der Theilnehmer an den Schriften der Akademie, und noch bedeutender die Anzahl der Abnehmer verminderte, gränzt nahe an den Zeitpunct, der die Verfassung des deutschen Reichs unter harten Stürmen auflöste und endlich umstürzte. Man darf behaupten, dass die von jener Zeit an merklich werdende Gleichgültigkeit in Betreibung der akademischen Arbeiten, trotz aller Stürme der Zeit, durch manches Anregende, was diese im Gefolg hatte, noch mehr aber durch den ernsten und festen Sinn der Deutschen überwunden worden wäre, hätten nicht die oben berührten tiefern Gründe im Innern entgegengewirkt. Die Akademie hatte bis dahin einen Verleger ihrer Verhandlungen. Sie durfte nicht hoffen, sich einen solchen länger zu erhalten.

Die schnellen Fortschritte der Naturkunde in den letzten 4 Decennien hatten die ihr dienenden Zweige der darstellenden Künste auf eine neue Höhe gebracht die Lithographie hatte, indem sie die wohlfeilsten und schnellsten Wege zu bildlichen Darstellungen auf diesem Gebiet eröffnete, zugleich die Anforderung an dergleichen und das Bedürfniss derselben vervielfäl-

*) Einzeln erschienen, in 8. und zwar mit Ausschluss einiger wenigen bei Trescher in Breslau: *Sachsii a Lewenhaimb Ampelographia. Lips.* 1661.; *Bauschii Schediasmata bina curiosa de Haematite et Aetite, Lips.* 1665.; *Sachsii Gammarologia, Vratisl. ap. Fellgibel* 1665.; *Fehrii Anchora sacra, sive Scorzonera, Vratisl. ap. Tresch.* 1666.; *Bauschii schediasma (posthumum) de Unicornu fossili, ibid.* 1666.; *Grabae Elaphographia, ib.* 1667.; *Fehrii Hieraspicra, vel de Absinthio-analecta, ib.* 1667.; *Bauschii schediasma de Coeruleo et Chrysocolla, curante Fehrio, ib.* 1668.; *Petri Asylum languentium seu Carduus sanctus, ib.* 1669., und *Hertodtii Crocologia, ib.* 1670.

Nun folgen:

Miscellanea, sive Decuriae Ephemeridum Medico-Physicarum Acad. N. C. 40 Bände in 4., von 1670 — 1722. und *Acta Physico-Medica A. N. Cur.* 10 Bände in 4. von 1728—1751. Dann *Nova Acta Physico-Medica A. N. C.* von 1756 an bis 1830. 14 Theile in 19 Bänden.

Digitized by Google

tigt, und wie in der Regel die Wohlfeilheit der Bedürfnisse zu thun pflegt, nicht sowohl die Summe der Ausgaben vermindert, als vielmehr nur die Masse der dadurch eröffneten und erreichbaren Bedürfnisse vermehrt. An die Naturkunde vorzugsweise angewiesen, mufste die Akademie in ihren Leistungen dem Stand der Dinge zu entsprechen streben, oder sich auflösen.

Es ist aber erfreulich, zu bemerken, wie etwas wahrhaft Gutes, das einmal in einer tüchtigen Nation Wurzel gefafst hat, nicht so leicht untergeht, sondern, gleich einer noch nicht versteinten Pflanze aus einer früheren Erdepoche, in der neuen ein zweites Leben versucht; wie es da bald in seiner Frische und guten Anlage erkannt und gehegt wird. Da die Akademie der Naturforscher nach ihren Statuten ihren Sitz jederzeit an dem Orte hat, an welchem sich ihr zeitiger Präsident befindet, so ging sie, als dieser im Jahr 1818 von Erlangen nach Bonn berufen wurde, mit ihm aus den Königl. Bayrischen in die Königl. Preufs. Staaten über und dieser Uebertritt bezeichnet mit Recht eine zweite Periode in ihrer Geschichte, indem von jener Zeit an fast kein Jahr verging, welches nicht durch eine huldvolle Auszeichnung oder Unterstützung von Seiten Sr. Majestät des Königs oder seiner Ministerien verherrlicht worden wäre. Schon am 28. November 1818 übernahm der Fürst Staats-Kanzler von Hardenberg das Protectorat der Akademie und gab ihr dadurch eine bestimmtere Stellung in den Königlichen Staaten. Zur Herausgabe ihrer Schriften flossen ihr wichtige Geld-Unterstützungen zu, und machten allein es möglich, dafs ihre Schriften, die durch ihren Absatz noch immer nicht die Hälfte der Kosten der Herausgabe decken, nicht nur in anständiger Gestalt erscheinen, sondern sich alljährlich vervollkommnen und nun auch vor dem übrigen Deutschland und dessen erhabnen Fürsten hinlänglich bewähren konnten, um wieder einer allgemeinen Theilnahme und Anerkennung zu geniefsen, welche ihr auch durch die huldvollste Aufnahme ihrer Schriften und durch bedeutende Geschenke von hohen Häuptern bethätigt wurde. Als endlich Sr. Majestät der König von Preufsen Allerhöchst selbst das Protectorat der Akademie zu übernehmen und derselben eine jährliche Unterstützungssumme zur Herausgabe ihrer Schriften anzuweisen geruhte, wobei zu Erleichterung der sich immer mehr ausdehnenden Geschäftsführung dem Präsidenten gestattet wurde, einen Theil dieser Einkünfte zur Anstellung eines Privat-Secretairs für den Dienst der Akademie zu verwenden, erhielt dieses Institut erst seine volle Begründung für die neuste Zeit und darf von nun an hoffen, seine durch keinen Ertrag zu deckenden Schriften ohne Störung in immer steigender Vollkommenheit fortsetzen zu können. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dafs der grofsmüthige Protector der Akademie allen Käufern der Acta diese Schriften zur Hälfte schenkt, und dafs auch von Seiten des übrigen Deutschlands diesem ächt vaterländischen Werk vereinter wissenschaftlicher Thätigkeit aufs würdigste Förderung gewährt wird. Durch eine neuere Verfügung hat die Akademie Porto-Freiheit für die Königl. Preufsischen Staaten erhalten, und sie darf vielleicht mit der Zeit ähnliche Begünstigungen auch in andern deutschen Staaten zu erhalten hoffen, da sie, ihrer ganzen Anlage nach, nur auf ein allgemeines, weitverbreitetes Interesse der ganzen neuern Bildung, die sich als das Resultat höherer und reinerer Naturerkenntnifs kund giebt, gegründet sein kann. Eben dieses aber möchten wir als das Höchste in der der Akademie in Preufsen gewordenen Aufhülfe betrachten und rühmen, dafs alles, was für sie geschieht, in jenem erhabenen Sinn geschieht, der jeden Gewinn der Wissenschaft und der Bildung als seinen eignen betrachtet, und jeden Vortheil der Menschheit nirgends über die Grenzen seines Reichs hinausfallen sieht. Wie viel Wissenschaft und Bildung jeder Art in dieser Hinsicht, nächst dem erhabenen Willen des Monarchen, noch ganz besonders der weisen Leitung und dem Wohlwollen des Ministers von Altenstein verdanke, bedarf keiner Erwähnung.

So ist denn die Akademie der Naturforscher, wie sehr sich auch alles um sie her geändert hat, doch in der That ganz dieselbe geblieben, wie sie war, und ihre unveränderten Gesetze bewähren noch immer die Macht, die in den Worten liegt: Alles zu Gottes Ehren und den Mitbrüdern zum Nutzen.

Nicht minder dürfte dem hier Gesagten entsprechen, dafs in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu München im Jahr 1827 eine grofse Zahl deutscher naturforschender Gesellschaften sich mit der Akademie der Naturforscher zur gemeinschaftlichen Herausgabe ihrer Schriften verbündet und mit Verzichtleistung auf die Herausgabe eigner Gesellschaftsschriften beschlossen hat, künftig ihre des Drucks würdig erklärten Vorträge und Mittheilungen den Verhandlungen der Akademie der Naturforscher einzuverleiben, wo sie unter dem Namen der sie einsendenden Societät eine nicht weniger unmittelbare Gabe derselben an das Publikum seyn würden, das nun in einem Werk vereinigt findet, was sich sonst in viele zerstreuen müfste, ja zum Theil verloren werden könnte. Man darf von diesem Beschlufs der erwähnten Societäten einen sehr reellen Gewinn für die Akademie, wie für jene Societäten selbst erwarten und kann dessen Früchten mit Vergnügen entgegensehen. Vielleicht schliefst sich diesem Vertrag bald auch das von Herrn Hofrath Seiler zu Dresden in Vorschlag gebrachte Cirkular- und Correspondenzblatt für die vereinten deutschen Societäten an.

Nees v. Esenbeck.

Digitized by Google

Nro. 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

LXI.

Geschichte Deutschlands unter den Fränkischen Kaisern, von Gustav Adolph Harald Stenzel, Professor der Geschichte an der Universität zu Breslau. Zwei Bände. Leipzig, bei Karl Tauchnitz, 1827. 1828. *Erster Band, XXIV. und* 765 *S. Zweiter Band, VI. und* 345 *S. in* 8.

Deutsche Redlichkeit und Deutscher Fleifs haben eine der schönsten Stätten ihres sogar sprüchwörtlich gewordenen Ruhmes wohl ganz besonders in Bearbeitung Deutscher Geschichte zu behaupten, und hier vorzüglich ihre Macht und ihr Verdienst in vollem Glanze aufzuweisen. In der That fehlt es uns an grofsen und wichtigen Arbeiten dieser Art bis in die neuesten Zeiten keineswegs, und wenn gleichwohl, bei den unaufzählbaren, in unermüdlicher Vielartigkeit von allen Seiten und in allen verschiedensten Farben und Mafsen wiederholten Versuchen, in die Hände der Nation ein wirklich nationales Buch ihrer Geschichten zu übergeben, diese Absicht bisher nie völlig gelungen ist, so tragen hievon wenigstens nicht der Willen und die Kraft unsrer Gelehrten die Schuld, sondern die Art und der Gang unsrer Geschichte selbst, die auf ihren verschlungenen Haupt- und Nebenwegen einen unendlichen Reichthum von innerer Eigenthümlichkeit und weithinströmendem Hinauswirken stets mit umziehen mufs, und noch nicht zu der Entwicklung sich hervorgearbeitet hat, wo sie dem ruhigen Ueberblicke des Historikers, wie dann eben so des Staatsmannes, sich klar und bequem darlegte. Bis dieses geschehen kann, müssen wir uns freilich genügen lassen, durch stets erneute Arbeit den Stoff zu mehren und zu läutern, in immer neuen Flufs zu setzen, und neuen Gestaltungen und Beleuchtungen, wie jede Zeit sie eigen hat, zu überliefern, damit er nicht in irgend einer erstarre, sondern vielmehr die grofse, noch nicht erfüllbare, aber darum durchaus nicht abzulehnende Aufgabe in frischer Anregung erhalten bleibe.

Ein solches tüchtiges Werk der Redlichkeit und des Fleifses ist vorliegende Geschichte der Deutschen unter dem Fränkischen Kaiserhause. Der Verfasser hat diesen Abschnitt eines gröfseren Ganzen, welches die Geschichte von Karl dem Grofsen bis zu Rudolph von Habsburg enthalten soll, vorausbearbeitet, und will zunächst die Sächsischen Kaiser weiter zurückgehend damit verbinden. Die Geschichte der Hohenstaufen bleibt demnach auf die weiteste Zeit noch hinausgesetzt, nach billiger litterarischer Konvenienz, damit der mit diesem Gegenstande jetzt reichlich erfüllte Schauplatz für eine neue Erscheinung erst wieder Raum werden lasse. Für die Einbildungskraft ist allerdings die Zeit der Hohenstaufen reicher und glanzvoller, als irgend einer der andern Abschnitte, jedoch dem der Fränkischen Kaiser an vaterländischer Bedeutung und eigentlich Deutschem Gehalt kaum überlegen.

Der Verfasser hat diesen Werth seines Gegenstandes ganz gefühlt und glücklich hervorgestellt, ohne jedoch den Kreis des gewählten Zeitabschnittes in künstlicher Steigerung des Inhalts zu überschreiten. Sein strenges Mafs in dieser Hinsicht, der bestimmten Zeit nur das zu geben, was ihr wirklich gehört, jedes Hineindichten früherer oder späterer Zeiten auszuschliefsen, und die Geschichtsgestalt aus den ihr angehörigen, genau durchforschten und geprüften Quellen rein und fest so darzulegen, dafs auch bei abweichender Ansicht und Deutung niemand das eigentlich Erzählte zu verwerfen braucht, dieses Mafs und diese Gewissenhaftigkeit gereichen ihm hoch zur Ehre. Von seiner defsfallsigen genauen Sorgfalt können wir, neben dem allgemeinen Zeugnisse, welches das Buch durch seinen ganzen Karakter schon entschieden genug auch für den

Digitized by Google

nicht prüfenden Leser ausspricht, noch ein besonderes ablegen, indem wir eine bedeutende Zahl seiner Anführungen aus Lambert von Aschaffenburg und aus dem Chronicon Urspergense, die uns zu anderweitigem Zwecke zur Hand gewesen, mit dem Texte verglichen und diesen stets wohlbegründet gefunden haben. Wenn bei dieser Genauigkeit im steten Rückblick nicht nur auf die Gesammtheit der Quellen, sondern auch vorzugsweise auf ihre dem Einzelnen jedesmal geforderten einzelnen Beweisstellen, die Erzählung öfters farbloser ausgefallen ist, als dies in der sonst lebhaften und genugsam schilderungsfähigen Schreibart des Verfassers gegründet sein konnte, so ist hiermit freilich auch eine der nachtheiligen Bedingungen offenbar, welche selbst der Ausübung von Tugenden sich bisweilen gesellen dürfen. Aber diese mehrere Färbung, welche wir öfters vermissen, hätte unsres Erachtens mit aller Treue gegen die Quellen selbst vereint werden können, wenn diese öfters ausdrücklich, z. B. bezeichnende Stellen aus Lambert, oder die zusammengehörigen aus entgegengesetzten Schriften, mit dramatischem Interesse in den Text aufgenommen worden wären. Wir unsrestheils hätten uns auch nicht enthalten, bei Gelegenheit des Erzbischofs Anno von Köln den freilich späteren, aber darum nicht minder hieher bezüglichen altdeutschen Lobgesang auf denselben mit Anführung mancher Zeilen zu erwähnen; denn abgesehen von dem Schmucke, welchen der neueren Prosa dergleichen Unterbrechung durch alterthümliche Dichtersprache willkommen verleiht, so ist es ja auch in der That eine unverschweigbare Geschichtsangabe, dafs einem von seinen Zeitgenossen ungleich beurtheilten Manne der Kirche und des Staats noch nachfolgende Jahrhunderte solche Verehrung gezollt haben.

Die wahre Mitte der Geschichte der Fränkischen Kaiser ist in allem Betracht das Leben Kaiser Heinrichs IV. Es giebt in der Geschichte wenige Persönlichkeiten, mit welchen der Darsteller so leicht in Verlegenheit kommt; man fühlt wohl, dafs man bei diesem merkwürdig gemischten Karakter mit blofsem Abwägen des Löblichen und Tadelnswerthen, welches ihm von den verschiedenartigsten Zeugen verschwenderisch beigelegt wird, und wovon weder das eine noch das andre sich ganz wegläugnen läfst, zu keinem Ergebnisse gelangt; die Sittlichkeit oder auch nur die Staatsrichtigkeit manches bestimmten Handelns und Betragens läfst sich ohne genauere Kenntnifs, als wir sie jetzt noch von den Triebfedern und Umständen des Augenblicks übrig haben, kaum beurtheilen. Den Kaiser als einen blofs lasterhaften Schwächling bezeichnen, wie neuerlich geschehen ist, heifst die bewährtesten Zeugnisse, der Autoren sowohl, als des Verlaufs der Geschichte selbst, willkührlich unbeachtet lassen. Eben so wenig kann die durchaus günstige Ansicht, welche der Eifer späterer Zeit von ihm als von einem Helden und Opfer früher protestantischer Gesinnung hat aufstellen wollen, mit Fug bestehen. Es scheint der wahre Schlüssel zu diesem Karakter noch nicht aufgefunden zu sein; vielleicht ist dies künftigen, mit menschenkundigerem Seherblicke begabten Forschern aufbehalten, vielleicht öffnet sich ein solches Verständnifs auch von selbst aus einstiger Andersstellung der Geschichtsbestandtheile überhaupt, welche plötzlich einen hellen Durchblick auf das gestatten mögen, was bis dahin in tiefem Schatten lag! Unser Verfasser, ohne diese Hauptperson seines Buches gehörig aufschliefsen zu können, hat gleichwohl zu ihrer möglichst gerechten und billigen Würdigung redlichen Fleifs und scharfblickende Besonnenheit bestens walten lassen. Wir finden jedoch die Vorstellung, die er von Heinrich erweckt, und die Manchem schon viel zu günstig dünken mag, noch unter der Meinung, die wir von diesem Kaiser nach eignem Anschauen aus den Quellen ganz unvorgefafst geschöpft haben; es steht jedem frei, uns dafür beliebig zu verketzern. Uns aber streitet mit dieser Meinung gar nicht, dafs wir auch den Erzbischof Anno, den Gegner des Kaisers, bei unserm Verf. noch nicht genug als den grofsen Staatsmann gewürdigt glauben, der er doch wirklich gewesen ist.

Nicht minder als die Personen sind auch die Sachenrichtungen in diesem Geschichtsraume von aufserordentlicher Schwierigkeit. Dieselben Bezüge, Kämpfe und Entwicklungen, welche den Zeitraum der Hohenstaufen erfüllen, sind auch unter den Fränkischen Kaisern schon in vollem Leben, in gewaltigster Arbeit. Nun sind zwar in ihrer damaligen Gestalt jene Bewegungen längst überall erloschen; sie scheinen völlig dem ruhigen Forscher heimgefallen, ja sogar der spätere, anders geartete Kampf, da ein Deutscher Mönch an die Stelle so vieler grofsen Kaiser mit besserem Erfolge trat, vermag in seiner ersten Gestalt nicht mehr die Mitte der Weltbühne einzunehmen, sondern weicht andern mehr und mehr zurück; allein die Gegensätze,

Digitized by Google

welche jenen Kämpfen zum Grunde lagen, dauern noch heutiges Tages in aller Stärke und in weitester Ausdehnung fort, und bei erloschenen Erscheinungen einer fernen Welt lebt deren geistiges Kampf- und Partheiungsprinzip noch mitten in der unsrigen. Dieser Zwiespalt, daſs zwar die Gestalten uns völlig unpartheiisch ansprechen können, die Richtungen ihres Wirkens aber in unsre heutige Tagesstellung eingreifen, und jede tiefste Partheilichkeit unsrer neuesten Interessen, unsrer offenbaren oder geheimen Neigungen aufreizen, muſs nothwendig jeden Darsteller jener alten vaterländischen Zeiten mannigfach befangen. Sich über jene Gegensätze wirklich hinauszustellen, ist darum nicht möglich, weil unsre Zeit noch mitten in ihnen steht, und ein Einzelner wohl über die Gegenwart hinaus träumen und dichten, aber nur in ihr schaffen und wirken kann, neue Stufen der Geschichtsentwicklung aber nur von ganzen Massen erschritten werden. Jetzt die Zeiten der Fränkischen und Schwäbischen Kaiser nach ihrem ganzen Inhalt und ihrer vollen Bedeutung durch ein Geschichtswerk abzuschlieſsen und darzulegen, das erforderte mehr als gelehrte schriftstellerische Gaben; es wäre dies selbst ein bedeutendes Stück Geschichte, die Wirkung eine mehr als litterarische. Allein es hat damit gute Wege! Am schlimmsten dürften diejenigen fahren, welche in der guten Meinung, daſs in der Mitte das Rechte liege, sich dem Gegensatze dadurch entziehen wollten, daſs sie ihn in der Tiefe unberührt lieſsen und auf der Oberfläche verneinten, und dann recht auserlesen unpartheiisch zu sein wähnten, indem sie aus ihrer mittleren Unentschiedenheit bald der einen Seite bald der andern beipflichteten, und sonach allerdings den Inhalt der Partheiung möglichst beseitigt, aber auch den der Geschichte groſsentheils vernichtet hätten. Weit besser ist es in solchem Falle, wo von Interessen zu reden ist, welche nothwendig noch die Mitwelt theilen, daſs der Schriftsteller entschieden und offen sich dem Gegensatze hingiebt, und von dem einen Endpunkt aus nicht nur diesen, sondern auch den entgegengesetzten und die Mitte schildert; dabei kann doch ein kräftiges, lebenvolles Werk herauskommen, dessen Partheilichkeit, wenn nur sonst der Mann tüchtig und wahrhaft ist, wenig schaden wird. Wir haben unsern Verfasser in dieser Beziehung nur zu loben, daſs er nicht nach jener Unpartheilichkeit gestrebt hat, die mit dem Namen sich brüstend nur ihre Nichtigkeit zur Schau trägt, und vor allem nicht entdecken lassen möchte, ob sie die Waiblinger oder die Welfen, den Pabst oder Luthern, die Knechtschaft oder die Freiheit im Herzen trägt! Er zeigt sich als ein dem Licht, dem Menschenwohl und dem Vaterlande redlich zugewendeter Protestant, wie deren heutiges Tages auch unter den Katholischen viele gefunden werden, daher ist er gegen die Unternehmungen Gregors VII., die er doch zu sehr im Zusammenhange eines vorausgedachten, geordneten Plans darlegt, da sie vielmehr aus Karakter und Stellung hervorgehende und sich durch sich selbst steigernde Ergebnisse waren, daher eifert er stark gegen die von Gregor erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen, ohne jedoch darum bei Erzählung der thatsächlichen Hergänge dem gewissenhaften Prüfen und genauen Darlegen des vorhandenen Ueberlieferten etwas zu vergeben.

Der letzte Abschnitt des Buches behandelt gedrängt und anschaulich den allgemeinen Zustand der Deutschen in den Verhältnissen des Staats, der Kirche und des Lebens überhaupt. Wir haben schon erwähnt, daſs der Verfasser mit strenger Sorgfalt bemüht gewesen, seine Schilderungen nur auf solche Zeugnisse zu gründen, die wirklich den gegebenen Zeitraum eigends angehen; aber so wenig wir auch dem ungelehrten und leichtsinnigen Historiker zugestehen möchten, von dieser Linie abzuweichen, so gern dürften wir doch den gründlichen Historiker auffordern, für die Schilderung solch allgemeiner Zustände auch das Licht früherer und späterer Zeiträume anzusprechen, da die an einzelner Stelle oft allzu dünnen und dunklen Fäden der öffentlichen Verfassungen wie der besondern Lebensrichtungen in einem gröſseren Verlaufe sich deutlicher beleuchten lassen. In diesem Sinne können sogar Vergleichungen aus ganz verschiedenen Zeitaltern und Zuständen vortrefflich dienen, und bisweilen das schwierigste Dunkel glücklich aufhellen, wie das in Niebuhrs Römischer Geschichte mit gröſstem Erfolg oft geschehen ist. Herr Stenzel hat unstreitig durch sein Buch das Recht erworben, den strengen Historikern beigezählt zu werden; eben deſshalb hätten wir von ihm mit gröſserer Freiheit eine reichlichere Erörterung besonders der politischen Verfassung gewünscht, ja selbst im Laufe der Erzählung schon eine häufigere Bezugnahme auf die Staatsgestaltung als den wesentlichsten Erfolg aller Entwicklung eines bestimmten Volkes. Der

Digitized by Google

Verfasser wird uns seine Grundsätze schlichter Treue und strengen Stehenbleibens bei dem in seinen genaubegränzten Quellen Verzeichneten entgegenhalten, allein grade er dürfte bei seiner bewährten Gründlichkeit sich immerhin freier bewegen, er würde schon nicht Gefahr laufen, sich in „historische Träumereien" zu verlieren und sie mit „philosophischen Brocken" aufzustutzen, gegen welche Abwege, so wie gegen den „der erhabenen Geister, deren Werke göttergleich aus dem Nichts entspringen, und die kaum mitleidsvoll auf die handwerksmäfsigen Mosaikarbeiten der andern Historiker herabsehen," er in den Vorreden sich mit einer Bitterkeit äufsert, die wir jedoch nicht eben zu seiner sonst so wohl dokumentirten Stärke rechnen können.

Der zweite Band enthält die Kritik der Quellen, historische Beilagen zur näheren Erläuterung manches Einzelnen, und ausführliche Zeittafeln. In der Kritik der Schriftsteller ist der Verfasser dem leuchtenden Beispiele Ranke's gefolgt, dessen Verdienst er gebührend anerkennt, und als dessen würdigen Genossen er sich durch sein eignes Verfahren darthut. Genauigkeit und Umsicht, scharfes Zerlegen und sichres Zusammenstellen, und ruhiges, freies Urtheil zeichnen diese Untersuchungen aus. In seine herbe Polemik gegen Raumers Geschichte der Hohenstaufen, über die er Schlossers blank- und baaren Ausspruch fast als den seinigen wiederholen möchte, können wir hier nicht eingehen. Anmerken wollen wir nur, dafs er hiebei doch für Schlosser partheiisch erscheint, dem er ja gleichfalls ungründliche und mifsgegriffene Citate genug nachweist, und dem wir noch andre nachweisen könnten, wo er sogar sittlichen Tadel und Verwerfung auf solche Stellen gründet, in denen er die Ausdrücke, die er als die schlagenden wörtlich anführt, doch nur gradezu erdichtet hat! Jemand, der überall sich rühmt und sich etwas damit weifs, ein strenger Pedant zu sein, sollte doch solchen Leichtsinn und Fahrigkeit von sich entfernt halten! Wir sagen dies der sonstigen grofsen Verdienste Schlossers unbeschadet, nur möchten wir warnen gegen das allzu schnöde Absprechen und Richten im stolzen Selbstgenügen eines gelehrten Wissens, das zwar allzeit nothwendig zu fordern und an sich ganz respektabel, aber gar nicht vor dem Mifsgeschicke bewahrt ist, mitten im schönsten Prunke bisweilen gar häfsliche Blöfsen sehn zu lassen. —

K. A. Varnhagen von Ense.

LXII.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innre Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Thle. mit 8 Steindrucktafeln. Stuttgard u. Tübingen in der Cotta'schen Buchh. 1829. *1ster Th. VIII.* 329 *S. 2ter Th. VIII.* 266 *S.*

Das Werk, über welches Ref. hier seine Ansicht dem Publicum vorzulegen unternimmt, kann von einem doppelten Standpunkte aus beurtheilt werden: vom medizinischen, sofern in demselben die Krankengeschichte und Behandlung einer Nervenkranken von ihrem Arzte erzählt wird, vom philosophisch-psychologischen, soferne es viele Erscheinungen, welche diese Kranke darbot, auf ein dem Reiche der Natur fremdes, der Herrschaft des Verstandes unzugängliches, jedenfalls also Problematisches zurückzuführen sucht, über dessen Wesenheit also zunächst die Philosophie ihr Urtheil abzugeben hat. Ref. mufs seinen Standpunkt hier als den erstern bezeichnen und er wird zuerst eine getreue Relation aus den vorliegenden Acten geben, demnächst den Thatbestand, wie er sich ihm aus denselben ergiebt, darlegen, endlich einige Bemerkungen über Stoff und Bedeutung dieser Schrift hinzufügen.

In dem Würtembergischen Wald- und Gebirgsdorfe Prevorst, in einer Gegend, deren Bewohner dem Gebrauche der Wünschelruthe und der sympathetischen Mittel besonders ergeben sind, unter deren Kindern bisweilen eine Art Veitstanz herrschte, (Raphenie vielleicht?) wurde die Kranke, welche Gegenstand dieses Buchs ist, im Jahre 1801 von der Frau eines Revierförsters geboren. Es zeigte sich bei ihr, ohne dafs sie in der Kindheit an Krämpfen wie ihre Geschwister gelitten hätte, ein frühzeitiges Ahnungsvermögen, das sich besonders in bedeutenden Träumen Kund gab und die Wünschelruthe schlug in ihrer Hand auf Wasser und Metalle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innre Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Thle. mit 8 Steindrucktafeln.

(Fortsetzung.)

Zu seiner bessern Erziehung wurde das Mädchen in das benachbarte Städtchen Löwenstein zum Grofsvater gesendet, welcher als ein schlichter Patriarch von schwärmerischer Frömmigkeit, als Geisterseher und weissagender Träumer geschildert wird. Dieser bemerkte begreiflich an demselben dunkle, unangenehme Empfindungen, wenn es in der Umgebung von Gräbern war und Schauer in der Nähe einer verlassenen Küche des Schlosses Löwenstein, in der eine Dame mehrere Jahre später einen Geist erblickte. Bald sah auch das Mädchen in einem langen dunklen Gange des Grofsälterlichen Hauses um Mitternacht einen Geist, den auch der Grofsvater schon bemerkt hatte. Aufser einer aufserordentlichen Reizbarkeit seiner Augennerven (Photophobie?) war es um diese Zeit körperlich gesund, erlitt aber nachher durch Krankheit der Aeltern langen Kummer und erschöpfte sich in Nachtwachen. Als Jungfrau von 17—19 Jahren hielt sie sich im Hause ihrer Aeltern, jetzt zu Oberstenfelde, in günstigen Aufsenverhältnissen auf, war bei grofser Lebhaftigkeit verschlossen, aber ohne Emfindelei (?) In 19ten Jahre wurde sie auf den Wunsch der Verwandten mit einem rechtschaffenen, wohlhabenden Manne verlobt und an dem Tage der Verlöbnifs, die eine grofse Schwermuth und Schlafsigkeit in ihr hervorbrachte, ging auf dem Grabe eines von ihr verehrten Predigers, dessen Bestattung sie beiwohnte, eine merkliche Umwandlung ihrer innern Seelenstimmung vor. Sie zog nun 1821 mit ihrem Manne nach Kürnbach in ein Gebirgsthal an der Badischen Grenze, wo sie nur mit innerm Zwange den Pflichten der Hausfrau obliegend, sich mehr und mehr in sich selbst zurückzog. Schon im folgenden Jahre erkrankte sie an einem Fieber, (dessen Natur nicht näher bezeichnet wird) auf welches der 7jährige magnetische Zustand folgte, von welchem der Vf. nur die beiden letzten Jahre beobachtet hat. Es traten nach dem Fieber Convulsionen ein, gegen welche in 18 Wochen zwei und dreifsig Aderlässe und aufserdem noch Blutegel an Magen, Hals und Unterleib angewendet wurden. Es stellte sich nun ein somnambuler Zustand ein, nächtliche Erscheinung einer Grofsmutter, welche in derselben Nacht gestorben seyn soll; Aerzte und Laien legten ihr die Hände auf und hauchten sie an, es wurde aber bei der weiten Entfernung des behandelnden Arztes keine magnetische Kur, sondern nur eine homöopathische eingeleitet. Nach unvollkommner Herstellung von dieser Verstimmung des Nervensystems und nach dem Gebrauche des Löwensteiner Bades gebar sie im folgenden Jahre und litt lange an den Folgen der Entbindung, das Kind aber starb nach mehrern Monaten an Krämpfen. Im folgenden Jahre erschienen wieder nach einer geringfügigen gemüthlichen Verletzung heftige hysterische Anfälle, Verstimmung des Gemeingefühls, der Sinnesorgane, kataleptischer und ekstatischer Zustand abwechselnd. Die Kranke wurde nun ins Haus ihrer Aeltern nach Oberstenfeld gebracht, wo ein anderer Arzt Handauflegen und Arzneien versuchte; sie gab an, vom Geiste ihrer Grofsmutter mit 3 Fingern, die wie Strahlen ausgebreitet waren, magnetisirt zu werden und — fügt der Verf. hinzu —: „eine unbegreifliche, aber von vielen ehrwürdigen Zeugen beglaubigte *Thatsache* ist, dafs ihr während dieser Zeit Dinge, deren längere Berührung ihr schädlich war, wie von einer unsichtbaren Hand weggenommen wurden. Man sah solche Gegenstände z. B. sehr oft den silbernen Löffel aus ihrer Hand in ziemliche Entfernung von ihr auf den Teller gelegt werden, ohne

Digitized by Google

dafs sie wie geworfen fielen, sie gingen ganz langsam durch die Luft als trüge sie eine unsichtbare Hand dahin, wohin sie gehörten." (S. 41.) Sie gab nun an, dafs sie nur durch Magnetisiren zu erhalten sei und es wurde diese Kur einem andern Arzte anvertraut. Sie erholte sich dabei, brauchte wieder das Bad in Löwenstein, schlief aber noch alle 7 Tage, zuletzt alle 7 Wochen und die Verstimmung ihres Nervenlebens verrieth sich noch durch bedeutende Träume und Divinationen. In einem Glase Wasser sah sie Menschen und andre Gegenstände, welche zu ihr kamen, vorher und erblickte auch Geister. Eine zweite Schwangerschaft war von Krämpfen begleitet und die künstliche Entbindung im Hause ihrer Aeltern hatte wieder Steigerung derselben so wie des magnetischen Zustandes zur Folge. Da Arzneien nicht fruchteten, so wurde wieder zum Handauflegen von Leuten die eben gegenwärtig waren, geschritten und ein Pulver genommen und ein Amulet auf den Rücken gehängt, welche beiden Mittel von einem Teufelsbanner herrührten, der mit einem schwarzen (?) rohen, abschreckenden Gesichte und äufserst stieren funkelnden Augen versehen war und durch Ergreifen ihrer Hand dieselbe so verkrümmte, dafs sie nur durch Eintauchen in fliefsendes Wasser und Waschen mit warmem Weine wieder gereckt wurde. „In dieser Zeit geschah es auch, dafs das Amulet einigemal am freien Rücken unberührt über ihren Kopf hinaus und über ihre Brust und Bettdecke, wie ein lebendiges Wesen, vor mehreren Anwesenden weiter lief, so dafs man es auf dem Boden fangen und wieder zurückbringen mufste. Für diese uns freilich unglaubliche Erscheinung — sagt der Vf. — sprechen mehrere sehr achtbare Zeugen." (S. 48). Der Verf. untersuchte nach einem Jahre das Kadaver dieses Amulets und fand in ihm *Asa foetida*, *Sabina*, *Cyanus*, *Semen stramonii*, ein Magnetsteinchen und ein mit einem Bibelspruche beschriebenes Zettelchen, von Muskelfasern und Nerven aber keine Spur. — Nun erschienen bei der Kranken wieder Blutflüfse und Krämpfe im Unterleibe, sie wurde nach dem Wohnorte des Mannes gebracht, aber auf ihr Geheifs wieder zurück zu den Aeltern, wo Brechen und Heifshunger mit grofser Mattigkeit und Blutflüfsen wechselten, der Somnambulism aber anhielt. Der Verf. wurde jetzt zu Rathe gezogen und rieth dem behandelnden Arzte, sie mit rein ärztlichen Mitteln zu behandeln und wo möglich aus ihrem magnetischen Zustande herauszubringen; jedoch vergeblich. Endlich im Herbste 1826 wurde die Kranke nach Weinsberg, dem Wohnorte des Verfs. gebracht. und von jetzt an hoffen wir festeren Boden zu gewinnen, indem wir nun als Gewährsmann der angeführten Erscheinungen den Verf. haben, nicht blofs die ehrwürdigen und sehr achtbaren Zeugen, welche die Ereignisse der frühern Jahre beglaubigen.

Der Verf. fand in der Kranken eine Frau von kleinem und zarten Körperbau, mit orientalischen Gesichtszügen, dunklen durchdringenden Augen, im Zustande nervöser Tabes, abgezehrt, ermattet, durch Scorbut um alle Zähne gebracht, wobei Krämpfe, somnambuler Zustand mit einem mit Nachtschweifsen und blutigen Durchfällen verbundenen Fieber abwechselten und jeden Abend der magnetische Schlaf eintrat; er sagt, dafs sie ohne künstliche Geistesbildung gewesen sei (doch erhellt aus ihren angeführten Aeufserungen, dafs sie wenigstens einen bedeutenden Grad gemüthlicher und intellectueller Ausbildung durch den beständigen Umgang mit gebildeten Menschen erlangt habe), ihr Wissen auf Bibel und Gesangbuch beschränkt, ihr Sinn fromm, ihr Wandel tadellos, die Verse, die von ihr mitgetheilt werden, sind mäfsig. Der Verf. erklärte ihr gleich Anfangs, auf ihren somnambulen Zustand keine Rücksicht nehmen zu wollen und beschlofs sehr zweckmäfsig durch Hervorrufen ihrer Willenskraft die Verstimmung ihrer Abdominalnerven und all' die verkehrten Erscheinungen, die davon ausgingen, zu bezwingen und sie blofs homöopathisch mit Arzneimitteln zu behandeln, wobei auch Krämpfe und Somnambulism sollen vermindert sein, die Zufälle des Zehrfiebers aber und der Tabes bedeutend zugenommen haben. In ihrem seltner erfolgenden magnetischen Schlafe verordnete sie sich noch Heilmittel, die, wie der Verf. versichert — ohne doch darzuthun, worin ihr Nutzen bestanden und welche es gewesen — noch immer zweckmäfsiger für ihren Zustand waren, als die von ihm gebrauchten homöopathischen (wogegen kein rationeller Arzt Zweifel erheben wird). Nach vielen (wie vielen?) Wochen fiel es dem Verf. ein, sie zu fragen, ob eine abermalige geregelte magnetische Kur ihr noch Rettung bringen könne, worauf sie sich für den nächsten Abend um 7 Uhr 7 magnetische Striche ausbat und, nachdem sie dieselben erhalten, erklärte, dafs eine ganz gelind (?) magnetische Behandlung nach 7 Tagen Alles zu ihrer Rettung beitragen werde, wo-

Digitized by Google

rauf denn eine 27tägige magnetische Kur eingeleitet wurde, die nun mit ihren Folgen den fernern Inhalt dieses Werkes ausmacht; wobei der Verf. nur reine Thatsachen zu geben versichert, ihre Erklärung aber dem Belieben eines Jeden überläfst, jedoch hinzufügt, dafs dieselben gar nichts Ungewöhnliches, sondern schon oft Vorgefallenes, in der Natur Gegründetes, Wunderloses seyen. Unser Geschäft wird es zunächst seyn, indem wir in unserer Relation fortfahren, den Faden des Thatsächlichen festzuhalten und wo er für unsere Augen und Finger zu fein wäre, diefs wenigstens zu bemerken. Ehe wir uns jedoch zu diesen während ihres Aufenthaltes in W. bemerkten Erscheinungen wenden, wollen wir den Lebenslauf der Unglücklichen beendigen. Sie kehrte im Mai 1829 nach Löwenstein in gebessertem Zustande zu ihren Verwandten zurück, wo aber bald die scharfe Bergluft und die Dünste der Vitriolwerke und Steinkohlen aus benachbarten Hüttenwerken sehr nachtheilig auf sie wirkten, so dafs das Zehrfieber zunahm und sich Dysphagie (am Aphthm?) einstellte. Sie hatte mehreremale vor dem Tode Visionen ihres Endes und sagte denselben 3 Tage richtig vorher, so oft aber der Act des Sterbens kam, wandelte sie Angst an, prefste ihr laute Klagen und Zeichen von Kampf aus, sie behielt die Geistererscheinungen und den magnetischen Zustand, zuletzt traten Delirien hinzu, sie rief oft mit Heftigkeit den Namen des abwesenden Verf. und als man denselben nannte, da sie schon ganz erstarrt und todt schien, trat sie wieder ins Leben; eben so machte, als sie schon ganz kalt und ihre Kinnladen steif waren, ihre Mutter 3 magnetische Striche über ihr Gesicht und sie blickte wieder auf und bewegte die Lippen. Bei der Leichenöffnung fanden sich keine andere Abnormitäten als bedeutende Verhärtung der Mesenterialdrüsen, krankhafte Beschaffenheit der Leber, ein grofser Gallenstein und ein entzündlicher Zustand im Herzen und im Respirationsapparate. Gehirn und Rückenmark waren fehlerfrei.

Indem Ref. nun über die von dem Verfasser als Thatsachen bezeichneten, während ihres magnetischen Zustandes beobachteten Erscheinungen Bericht erstattet, wird er dieselbe zu besserer Uebersicht rubriziren und mit einigen kritischen Bemerkungen begleiten.

1. Der Verf. führt viele Versuche auf, welche er mit der Somnambulen vornahm, um das Verhältnifs ihres verstimmten und aufgeregten Nervensystems zur physischen Aufsenwelt darzuthun. Mineralien, mit verschiedenen Theilen ihres Körpers in Berührung gebracht, besonders mit der linken Hand (als der empfänglicheren) und zwar vorzüglich im sogenannten wachen Zustande der Kranken angefafst, erzeugten verschiedenartige angenehme oder widerliche Empfindungen, Convulsionen oder Erstarrung oder Geruchsempfindung, und zwar constant dieselben Stoffe dieselben Empfindungen. Wenn diese Stoffe in einem benachbarten Zimmer mit einer durch die verschlossene Thür durchgeführten 5 Ellen langen Hanfschnur, welche die Kranke in der Hand hielt, umwickelt waren, so sollen sie dieselben Wirkungen gehabt haben, Wasser aber, in welches sie gelegt gewesen waren, eine schwächere. Eben so sollen diejenigen Mineralien, welche, in der Hand gehalten, solche Empfindungen bewirkten, wie z. B. Gold es that, auch eine von der Kranken gehaltene Wünschelruthe angezogen, diejenigen aber, welche, in der Hand gehalten, indifferent wirkten, wie z. B. Bergkrystall, auch auf die Ruthe keinen Einflufs gezeigt haben. Als Zeugen dieser Versuche beruft sich der Vf. auf den Herrn Consulenten Titot in Heilbronn. Dieser berichtet unter Andern, dafs, wenn man ihr Kupfer in die Hand gab, es Colik und Brechreiz, Salz aber Speichelflufs erregte, dafs sie den sauren Geschmack des Flufsspaths empfand ohne ihn in den Mund zu nehmen und den herben des salzsauren Baryts, dafs sie nach Withnit lachen mufste und vom Bergkrystall, wenn sie somnambul war, erweckt wurde, dafs dieser aber, auf die Herzgrube gelegt, den Körper steif machte und dafs diese Versuche immer das gleiche Resultat gaben, ungeachtet so verschiedene Exemplare genommen wurden, dafs ein Mineraloge dazu gehört hätte, um solche als Steine derselben Art zu erkennen. Die Farbe des Amethysts wufste sie im Dunkeln nicht anzugeben. Unbefangene Physiker von Profession mögen die Versuche bei ähnlichen Kranken wiederholen. Wenn sie hier so angestellt wurden, dafs keine Täuschung hat Statt finden können, wenn die Kranke, ohne an äufsern Merkmalen die Stoffe erkennen zu können, immer die gleichen Empndungen durch ihre Berührung erhalten hat, so geben sie wenigstens einen neuen Beweis, dafs ein so krankhaft verstimmtes und empfindliches Nervensystem von imponderabeln, vielleicht elektrisch-magnetischen, vielleicht noch andern Kräften der anorganischen Körper affizirt werden kann, welche auf ein gesundes

Digitized by Google

Nervensystem bei bloſser Berührung keinen Einfluſs äuſsern.

Kleine Stücke Augit, magnetischer Basalttuff und Spinell sollen magnetisch gegen das Gesetz der Schwere von ihren Fingern angezogen seyn. Hier hat aber der Verf. weder das Gewicht der angezogenen Körper, noch die Entfernung der Fingerspitzen von ihnen, noch die Trockenheit und Wärme der Hand und Atmosphäre bemerkt, noch mit andern leichten Körper gleich nachher Gegenversuche gemacht, um zu bestimmen, ob etwa bloſs die thierische Elektrizität diese Erscheinung hervorbringe. Dadurch hätte vielleicht eine für Physik und Physiologie wichtige Thatsache eruirt werden können.

Magneteisenstein in Form eines Octaëders soll bei der Kranken nicht bloſs, sondern auch bei vielen andern (nervenschwachen?) Individuen Schmerzen, Mattigkeit, Zuckungen in dem Arme womit er angefaſst wurde, hervorgebracht haben. Ref. hat seitdem dieſs kleine Experiment mit einem Magneteisenstein von unregelmäſsiger Form bei vielen Nervenkranken ohne alle Einwirkung wiederholt.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXIII.

Versuch einer Geschichte des Bremischen Stadtrechts. Mit einer Einleitung über die Entstehung und Fortbildung der Bremischen Verfassung bis zum Jahre 1433 *von Dr. Ferd. Donandt. Erster Theil. Einleitung. Verfassungsgeschichte. Bremen* 1830. *Gedruckt und in Commission bei Joh. G. Heyse.*

Der vorliegende erste Theil dieses Werkes enthält nur die Geschichte der Verfassung Bremens bis zum Jahre 1433, welche als Einleitung den fünf Abschnitten, in welche der Verfasser seinen Stoff getheilt hat, vorangeschickt ist. Wenn wir demnach auch noch nicht im Stande sind über den Hauptgegenstand dieser ganzen Arbeit ein Urtheil zu fällen, so glauben wir doch schon aus demjenigen, was bisher geliefert worden ist, berechtigt zu seyn, das Germanistische Publikum auf dieses Buch, als auf eine erfreuliche Erscheinung in unsrer Literatur aufmerksam zu machen. Die gröſsere Vorliebe, welche in neuerer Zeit für unser Deutsches Recht rege geworden ist, läſst uns erwarten, daſs für die Zukunft die mancherlei Lücken in den Bearbeitungen der particulären Rechte ausgefüllt werden. Von ganz vorzüglichem Interesse sind nun aber grade Darstellungen der Geschichte der Rechte der Deutschen Handelsstädte, theils weil hier frühzeitiger das einheimische Recht eine gewisse eigenthümliche Gestalt gewann, theils, weil eben die Verhältnisse, die sich hier entwickelten, so sehr viel zur Erleichterung der Reception des Römischen Rechtes in Deutschland beigetragen haben. Während aber in den meisten andern Städten das einheimische Recht mit den Quellen des Römischen Rechtes verarbeitet wurde und auf diese Weise die sogenannten Reformationen der Stadtrechte entstanden, so wurde in Bremen die Annahme einer solchen vermeintlichen Verbesserung von der Bürgerschaft standhaft verweigert. Jedoch, wenn zwar nicht auf dem Wege der Gesetzgebung, so haben die Römischen Theorien durch die wissenschaftlich gebildeten Juristen doch auch hier ihren Eingang gefunden und somit den gewöhnlichen nachtheiligen Einfluſs auf das einheimische Recht geäuſsert. Man muſs diesen Einfluſs jedoch auf der andern Seite auch nicht zu hoch anschlagen. So sehr Ref. der Meinung ist, daſs es eine Wohlthat für Deutschland gewesen wäre, wenn das einheimische Recht seinen ununterbrochenen selbstständigen Entwickelungsgang hätte fortschreiten können, so glaubt er doch nicht genug auf den Umstand aufmerksam machen zu können, wie in den Deutschen Handelsstädten in mehrfacher Beziehung ohne irgend einen Zwang das Römische Recht auf schon vorhandene Institute des Deutschen Rechts angewendet werden konnte, indem dieses um die damalige Zeit ganz selbstständig in sich Rechtsverhältnisse entwickelt hatte, die manchen des Römischen Rechts ganz ähnlich sahen. So hatte sich z. B. in Deutschland, unabhängig vom Römischen Rechte, neben der älteren Form des Erbvertrags eine andre ausgebildet, die dem Römischen Testamente so sehr glich, daſs ohne groſse Schwierigkeit die Grundsätze, die von diesem galten, darauf angewendet werden konnten. Wir sehen daher grade in dieser rechtshistorisch so sehr wichtigen Beziehung mit gespannter Erwartung der Fortsetzung des vorliegenden Werkes entgegen, bei welchem schon in diesem ersten Bande nicht nur der redliche Eifer, mit welchem der Verfasser nach seinem Ziele gestrebt hat, sondern die auch in mehrfacher Rücksicht befriedigenden Resultate eine gebührende Anerkennung verdienen. Eine weitere und ausführliche Beurtheilung dieses ersten Bandes behalten wir uns aber des besseren Zusammenhanges wegen für eine nahe Zukunft vor, da das sehr baldige Erscheinen des zweiten Bandes verheiſsen ist und haben einstweilen nur unsrer Pflicht, den Freunden des Deutschen Rechts die Anzeige eines ihnen sehr zu empfehlenden Werkes nicht vorzuenthalten, genügen wollen.

George Phillips.

Digitized by Google

Nro. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innre Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Thle. mit 8 Steindrucktafeln.

(Fortsetzung.)

Verschiedene Vegetabilien, welche der Kranken in die Hand gegeben wurden, ohne dafs sie ihren Namen wufste, erzeugten ebenso verschiedene perverse Empfindungen von Hitze oder Kälte, Schmerzen, Eingenommenheit des Kopfs u. A. Roggen z. B. machte ihr Ziehen durch den Arm bis in die Brust und Brustkrämpfe, Dinkel liefs sie gleichgültig, sie konnte die Kerne essen. „Daraus erhellt," sagt der Verf., die Vorzüglichkeit des Dinkelbrodes vor dem Roggenbrode." (?!) Offizinelle Pflanzen erzeugten mehrere Erscheinungen, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit der Wirkung, die nach dem innern Gebrauche zu erfolgen pflegt, hatten. Eben so verhielt es sich mit thierischen Stoffen. Der Verf. sagt bei diesen unter Andern: „die Trägheit und Mattigkeit, die der Zahn eines Mammuths bei ihr erzeugte, mögte aus der diesem Thiere eingewohnten Trägheit (die ihm schon seine ungeheure Körperlast erzeugt haben mufs) hervorgegangen seyn." Welch eine Reihe von Schlüssen! Das Mammuth kann so lebhaft gewesen seyn wie der Elephant, wenn es im Verhältnifs zu seiner Masse mit Gehirn und Muskelsystem gehörig ausgerüstet war und, abgesehn davon, dafs sich aus dem präsumtiven Charakter eines antediluvianischen Thiers wohl schwerlich in einem Zahne desselben nach so viel Jahrtausenden etwas erhalten hat, erklärt ja die Schwere desselben ganz einfach das Gefühl von Mattigkeit nach seinem Anfassen.

Der Genufs einer etwas säuerlich gewordenen Fleischbrühe erzeugte bei der Kranken mehreremale Zufälle wie der Verf. sie in Würtemberg nach dem Genusse verdorbener Würste beobachtet hat und welche er der Fettsäure zuschreibt. Aehnliche Erscheinungen erzeugte diese Säure, der Kranken in die Hand getröpfelt.

Die Lage gegen Westen soll der Kranken anhaltende Menstrualblutung, die gegen Süden regelmäfsige verschafft haben. Der Ausdruck läfst es unentschieden, ob die Lage mit dem Kopfe oder mit den Füfsen nach einer dieser Weltgegenden gemeint sey. Es wäre leicht und wichtig gewesen, diese Erscheinung durch sorgfältige Versuche und Gegenversuche zur Thatsache zu erheben. Eben so die Beobachtung, dafs die Kranke den herrschenden Wind im Zimmer bei geschlossenen Fenstern habe angeben können, sofern diefs nicht durchs Geräusch des Windes oder Luftzug (die Kranke hatte immer ein Fenster geöffnet) blofs errathen ist. Was über die Einwirkung der Imponderabilien, der Luftelectrizität und des Galvanism auf die Kranke gesagt wird, dürfen wir übergehn, da es rein subjektive Erscheinungen sind.

Im Wasser soll die Kranke immer richtig die Zahl der Striche durch die der Verf. dasselbe magnetisirt hatte, angegeben haben. Es wäre wichtig gewesen, diese Fähigkeit, die man doch keinesweges eine gewöhnliche nennen kann, durch wiederholte Versuche in Gegenwart vieler unbefangener Zeugen zu prüfen und dadurch eine Thatsache zu gewinnen.

Das Phänomen, das der Verf. von der Kranken berichtet, dafs sie nemlich beim Baden schwer unterzutauchen gewesen sey und welches auch schon bei den Hexenprozessen erwähnt wird, hat Ref. öfters bei Hysterischen beobachtet und erklärt es sich aus der schnellen und reichlichen Gasentwicklung im Darmkanale dieser Kranken, die offenbar nicht durch Zersetzung der *ingesta*, sondern, wie er hier nicht nachweisen kann, durch gasförmige Secretion entsteht.

Die Kranke behauptete, nur von den Ausströmungen des Nervengeistes, besonders aus den Augen und

Digitized by Google

Fingerspitzen anderer Menschen leben zu können und der Verf. versichert, dafs manche Individuen durch diese unwillkührliche Abgabe von Lebenskraft an die Kranke Zittern, Augenschwäche, Reifsen in den Armen, Ohnmachten und Krampfhusten erlitten hatten. Von Blutsverwandten soll sie am meisten angezogen haben, in der Nähe Nervenkranker aber schwächer geworden sein. Hätte der Verf. nur diese Eine merkwürdige Erscheinung, welche als Basis der Lehre des thierischen Magnetism, wenn sie gleich in allen Schriften über denselben als eine alltägliche ausgemachte angeführt wird, doch keinesweges erwiesen ist, durch stringenten Beweis, nach unbefangener Prüfung von Physikern, zur Thatsache im wissenschaftlichen Sinne erhoben, so wäre daraus der Wissenschaft ein Gewinn erwachsen, wie vielleicht früher durch Entdeckung des Galvanism. Er nimmt sie aber, wie die meisten andern Erscheinungen der Somnambulen im Vorwege als ausgemacht an.

2. Bei den Erscheinungen des innern Lebens der Kranken werden meistens subjective Empfindungen und Vorstellungen erzählt; und es läfst sich hier noch weit mehr jene vorsichtige und kritische Skepsis bei dem Verf. vermissen, deren Mangel schon aus der einfachen Relation der vorerwähnten Ereignisse unleugbar erhellt, die aber um so nöthiger wird, je mehr es darauf ankommt, auf einem immer nebliger werdenden Felde den wunderbaren gespenstischen Gestalten, die an uns vorübergleiten, Form und Wesenheit zu verleihen, dafs auch ungeweihte Augen sie erkennen mögen, mit andern Worten den Bemerkungen welche der Verf. an der Kranken gemacht und ihren Aeufserungen über ihre Anschauungen und Empfindungen auch für die Wissenschaft und das Leben Werth und Bedeutung zu geben. Die Kranke gab an, so oft sie in das rechte Auge eines Menschen sähe, hinter ihrem eignen abgespiegelten Bilde noch ein Menschenantlitz zu sehn, im linken Auge aber die kranken innern Organe des Besitzers und zugleich die Heilmittel. Wo das rechte Auge fehlt, da war Alles im linken vereinigt. In Seifenblasen sahe sie entfernte Vorgänge, die aber theils gleichgültig und zufällig waren, theils doch nicht zutrafen. Das viel besprochene Experiment mit dem Lesen eines auf die Herzgrube gelegten Zettels gelang in so weit als sie öfters den auf den Zettel genannten Gegenstand, — wie sie es selbst nannte — ahnete z. B. als von ihrem Kinde die Rede war; als ihr ein mit Napoleon beschriebener Zettel aufgelegt wurde, fing sie an einen Marsch zu singen. Wenn diese Versuche mehr darthun sollen als eine höhere Gabe zu Ahnen und Errathen oder das Spiel des Zufalls, so hätten sie wohl sorgfältiger, mit verschiedenartigen Aufschriften, die ihrem Ideenkreis ferner lagen, wiederhohlt, mit aller umsichtigen Ausführlichkeit erzählt und durch nahmhafte unbefangene Zeugen verificirt werden müssen, um so wunderbare Erscheinungen zu objectiven Thatsachen zu machen. Denn dafs der Verf. sich auf ähnliche Erscheinungen, die freilich oft genug in den Annalen des thier. Magn. angeführt werden, beruft, kann einem Factum dieser Art, welches den bisher anerkannten widersprechende Naturgesetze voraussetzt, nicht Glaubwürdigkeit und damit wissenschaftliche Bedeutung verschaffen, da dasselbe nirgends über allen Zweifel erhaben, als wirklich existirend nachgewiesen und defshalb auch nicht von der Physiologie anerkannt ist. Wo es Ref. bei Somnambulen versuchte oder in mehreren Fällen, wo es prädicirt wurde, prüfte, da beschränkte es sich immer auf Errathen das ungefähren, trivialen Inhalts eines Familienbriefes, war aber nie Erkennen auch nur Einer Zeile nach ihrem wörtlichen Inhalte. Er würde aber weit entfernt sein, seine negativen Erfahrungen auch nur gegen eine einzige positive auf die Wagschaale zu legen, wenn er eine solche kennte. Die Kranke sah in ihrem Innern einige Nerven als helle Fäden, jedoch ohne Genauigkeit. Im Monde, von dem sie nur die rechte Seite sah (welche nach dem Verf. immer nur der Sonne zugekehrt ist) erblickte sie mittelst eines magnetisirten Stabes, der ihr als Teleskop diente, die Bewohner sehr mit Bauen beschäftigt, was Gruithuisens Beobachtungen bestätigt. Einen Schutzgeist sah sie in Gestalt ihrer Grofsmutter um sich, wie ein solcher die meisten Somnambulen als Objectivirung eines innern Phantasiebildes begleitet, und zwar in der Gestalt, die für ihre Gemüthlichkeit oder Bildung am ansprechendsten ist. So sah ihn ein 10jähriger Schifferknabe von der Dänischen Insel Arroe, der den Ref. consultirte, nachdem er wegen Veitstanzes von einem bekannten Magnetiseur manipulirt war, als einen kleinen fingerlangen Mann mit einem grauen Rocke und Holzschuhen angethan, auf dem Rande seines Stuhls stehn (in der Tracht der Arröer Bauern). Ein von demselben Magnetiseur behandeltes 13jähriges Mädchen, das diese Beschreibung des Kna-

Digitized by Google

ben gehört hatte, sah ihn als einen Mann mit grauem Mantel, aber schon civilisirter ohne Holzschuhe; eine Bauerfrau in Angeln, die Ref. in einem spontanen Simnambulism und andern hysterischen Zufällen behandelte, beschrieb ihn in der idealeren Gestalt einer hohen Frau mit goldener Krone auf dem Kopfe und Zepter in der Hand in langem weifsem Gewande und Ref. erkannte erst später das Urbild dieses *Spiritus familiaris*, als er zufällig im Besuchzimmer der Hergestellten das Bild — der Kaiserin Josephine im Krönungsornate erblickte, welches sich der Phantasie der früher Kranken so eingeprägt haben mufste, dafs es ihr nun als Phantom in der Krankheit entgegentrat. Hinter andern Menschen sah die Kranke oft eine Nebelgestalt wie ihre Schemen; sie hatte häufig weissagende Träume, Visionen, die sich meist auf Tod, Gefahr, Krankheit Anderer bezogen, welche gewöhnlich durch einen Sarg, in oder an dem lebenden oder todten Menschen sich befanden, angedeutet wurde. Jedermann weifs, dafs es manche stille, schwärmerische Gemüther und Nervenkranke giebt, welche ähnliche Gesichte zu haben angeben, von welchen unter manchen bedeutungslosen, bisweilen ein vorbedeutendes ist, welches sich doch meist, wenn nicht durch Zufall, so durch eine Reihe halbbewufster, associirter Vorstellungen und Schlüsse natürlich erklären lassen mögte. So behauptete die Kranke, sich selbst zu sehen, wobei der Geist in der Herzgrube zurück bleibe, die Seele aber den Körper verlasse und sich einen Körper aus Luft bilde, der aber bei ihr doch noch so materiell war, dafs er sich nicht mit dieser begnügte, sondern das eine Mal ein schwarzes, das andere Mal ein weifses Kleid angezogen hatte. Dem Verf. und seiner Gattin soll sie sich so Nachts durch Klopfen über ihren Köpfen Kund gethan haben und er fügt hinzu, dafs wir uns über ein solches Phänomen nicht wundern werden, wenn wir bedenken, dafs Menschen in solchem magnetischen Zustande, Sterbende im Augenblicke des Todes entfernten Freunden erscheinen. Wenn wir davon, als von einer Thatsache ausgehn, so fällt freilich auch in diesem Falle alles Wunderbare weg.

Dafs die Kranke, wie die meisten Somnambulen, für sich und Andere Heilmittel verordnete, war begreiflich, so wie, dafs sie die Mittel oft homöopathisch angewendet wissen wollte, sich an solche hielt, die sie als Haus- oder Arzneimittel kannte und dafs sie oft Amulete und Gebet als Heilmittel empfahl. Zu Amuleten gebrauchte sie häufig Zettel die mit Charakteren beschrieben waren, wie wir ähnliche (d. h. willkührliche) in der alten Magie finden, wo sie, wie der Verf. bemerkt, wahrscheinlich aus gleichem innern Schauen hervorgingen, wobei er die *Pneumatologia occulta* von Salamanca und Fausts Höllenzwang citirt. Uns fielen dabei die Fetische ein, welche die Neger des innern Africa sich von den Europäischen Reisenden als Schutz gegen jede Gefahr schreiben lassen. Da die Kranke das Magnetisiren zu sehr angriff, so ersann sie sich ein Baquet, und als auch diefs noch nicht angemessen wirkte, kam ihr im Traume die Idee eines andern ähnlichen Apparats, der auch abgebildet ist. Von ihren Heilversuchen an Andern sagt der Verf. sehr wahr, dafs fester Glaube und pünktliche Befolgung der Vorschrift in Dosis und Zeit des Einnehmens (wodurch eben die Phantasie beschäftigt und die Aufmerksamkeit abgeleitet wird und dadurch die störenden Hindernisse der Heilung entfernt werden) einfache Diät und dann ein ähnlicher Zustand von Nervenverstimmung und krankhaft gesteigerter Empfänglichkeit für die gute Wirkung solcher, oft sehr unbedeutender, kraftloser Arzneimittel erforderlich seien. Es geht damit, wie mit den Erfolgen der Homöopathie, die auch durch Diät, festes Vertrauen und nicht selten Nervenverstimmung des Kranken hervorgebracht werden. Von Krankheiten anderer, mit ihr in Berührung stehender Individuen wollte die Kranke dieselben Empfindungen in ihrem eignen Körper bekommen, welche jene fühlten. Ausführlich wird die Heilung einer kranken Gräfin erzählt, die von Jugend auf nervenschwach, in einem Zustande sich befand, der zwischen Somnambulism und Melancholie schwebte und besonders von fixen Ideen gequält wurde. Die Kranke liefs dieselbe von ihrem Gemahle magnetisiren, gewann ihr Zutrauen und so konnte die Sammlung des Gemüths im Glauben an Hülfe durch die Kranke und in der Andacht des lange versäumten Gebetes, ohne Mirakel eine rein geistige Gemüthsverstimmung wieder zur Harmonie zurückführen.

Die Mittheilungen der Kranken über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes, so wie über die verschiedenen Kreise, von denen sie sich eingeschlossen sah, in denen sie die dunkle Welt ihres Traumlebens bildlich darzustellen versuchte, (wovon auch mehrere Zeichnungen mitgetheilt wörden) über eine Natursprache, in welcher sie im somnambulen Zu-

Digitized by Google

stande bisweilen redete und welche die gröfste Aehnlichkeit mit der, welche zu den Zeiten Jacobs geredet wurde, gehabt haben soll, über ein eignes Uralphabet und die Bedeutung der Zahlen, als der letzten Hieroglyphe, in der die Wesenheit der Dinge ausgesprochen sein soll, endlich über die Trennung des Geistes vom Leibe, und über Nervengeist, übergehn wir als rein subjective Vorstellungen und Empfindungen der Kranken, wozu der Verf. und Herr Prof. v. Eschenmayer einen ausführlichen Commentar liefern.

3. Den Umgang der Kranken mit der Geisterwelt, womit sich der ganze zweite Theil unsers Werks beschäftigt (welcher dem Herrn Burgemeister v. Meyer in Frankfurt, so wie der erste dem Herrn Bergrathe Schubert in München dedicirt ist) mögte Ref. gerne ganz übergehn und er würde sich auf seinem bezeichneten Standpunkte auch eines Berichts über diesen Band enthalten können, wenn nicht der Verf. auch hier von Thatsachen spräche und die einzelnen Gespenstergeschichten, als so viele Thatsachen überschrieben wären. Thatsachen aber, die wesentliche Theile einer Krankengeschichte ausmachen, dürfen in einer Relation über diese nicht übergangen werden, um so weniger da der Verf., wie schon aus dem Titel erhellt, sie und die aus ihnen abgeleiteten Folgerungen, als den wichtigsten Theil seiner Schrift ansieht, die auch wirklich ihre Hauptbedeutung als literarische Erscheinung durch sie erhält.

1. Thats. Der Geist eines Brudermörders wird von ihr durch Gebet erweckt und bekehrt. Zeugen: Geschwister und Aeltern.

2. Thats. Geist eines Mörders in einer schwarzen Kutte erhält von ihr förmlichen Religionsunterricht, macht aber, zum schlechten Danke dafür, viele Unfug im Hause mit Klatschen, Klopfen, Lermen, wofür 20 völlig glaubwürdige (nicht nahmhaft gemachte) Zeugen angeführt werden, auch bemerkt ihn ein Dachshund. Gläser und Bouteillen werden von unsichtbarer Hand vom Tische auf den Boden gestellt u. s. w.

Thatsachen zu Weinsperg. 1. Der Geist eines kürzlich verstorbenen Mannes fordert die Kranke auf, ein Papier, welches in einem Buche des Oberamtsgerichts versteckt lag und ihn beunruhigte, suchen zu lassen, welches auch am angegebenen Orte gefunden wird. Da hier vorsätzliche Täuschung einen Grund im Eigennutze hätte haben können, so würden wir in dieser Geschichte, die allerdings den Gläubigen sehr willkommen sein wird, erst eine Thatsache finden können, wenn dem *audiatur et altera pars* ein Genüge geschehn wäre. 2. Eine Geistin (!) die mit der Kranken beten will. 3. Geist eines Bauern und seiner Buhlin, die ihr von ihnen umgebrachtes und verscharrtes Kind wieder wollen ausgegraben haben. Es geschah nicht.

4. Eine arme Nachtwächterfamilie wird von Geistererscheinungen behelligt und wendet sich an den Verf., um durch ihn von der Kranken guten Rath für diefs Hauskreuz zu erhalten. Sie erhält auch ein Amulet durch ihn, welches Ruhe schafft, womit aber der Mann nicht zufrieden ist, da er hofft, durch Erlösung der Geister, einen verborgenen Schatz von ihnen zu erpressen u. s. w. Das Bemerkenswertheste in dieser Thatsache scheint aber Ref. jedenfalls, dafs (leider, als die Kranke allein im Zimmer war) ein 6 Schritte von ihr stehender Sessel auf einmal vom Boden bis an die Decke des hohen Zimmers in der freien Luft erhoben wurde und dann langsam und still wieder hernieder kam (S. 130). Diefs ereignete sich auch später mit einem Arzneiglase, das neben ihrem Bette stehend, sich auf einmal emporhob und mehrere Zolle in der Luft fortbewegte, so dafs sie es schnell mit der Hand einfing und wieder zurückbrachte (S. 144).

5. Ein Geist, der sehr renomistisch auftritt und mit den Sporen klirrt. Hier ereignete sich wieder ein ähnliches Mirakel wie in 4., das ich mit den eignen Worten des Verf. mittheile: „die Kranke lag ganz ruhig, als ich (der Verf.) auf sie hinsah, aber ihre Stiefel gingen in diesem Momente von dem ganz ruhig liegenden Fufse wie von einer unsichtbaren Hand ausgezogen durch die Luft durchs Zimmer der Schwester zu, die gerade zum Fenster hinaussah und legten sich hart an ihr (die sich in diesem Momente umkehrte) leise auf den Boden nieder." (S. 172)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Thle. mit 8 Steindrucktafeln.

(Fortsetzung.)

Nachher, als die Kranke, ihre Schwester und die Tochter des Verfs. im Zimmer waren, flog der weit von Allen auf dem Tische stehende Lichtschirm auf Einmal, wie von einer unsichtbaren Hand geworfen, auf die andere Seite des Zimmers, (S. 173) was ohne Zweifel Alles von dem Renommisten, der eben im Zimmer war, herrührte. Bald nachher, als die Kranke allein war, kam auch eine Strieknadel vom Tische durch die Luft auf sie zu, legte sich aber, da sie die Hände vor's Gesicht hielt, in ein neben ihr stehendes Glas Wasser, wo sie der Verf. noch antraf. (S. 175)

6. Der Verf. sieht von einem andren Zimmer aus im Schlafzimmer der Kranken einen Geist in Gestalt einer grauen Wolkensäule, wie mit einem Kopfe versehn.

7. Spuk in einer Predigerwohnung.

8. Zeichnet sich aus durch ihre Einfachheit. Eine Frau, welche Nachts am Bette der Kranken sitzt, wird von plötzlicher Angst ergriffen, so dafs sie sich schnell entkleidet, dabei die Kleider auf den Boden fallen läfst und unter die Bettdecke kriecht. Morgens findet sie die Kleider auf dem Stuhle vor dem Bette liegend und, wie die Kranke gesehn, hat ein Geist sie Nachts hingelegt.

9. Der Geist, wahrscheinlich von einem Naturforscher, den der Verf. bei Lebzeiten kannte, wird von der Kranken gefragt, ob er noch in seinem geistischen Zustande sein Forschen nach der Natur fortsetze, worauf er — gewifs zur Freude aller eifrigen Naturforscher — mit Ja! erwiedert, und hinzusetzt, auf eine andre, unaussprechlich höhere Art, als auf dieser Erde. Fiat!

10. Geist mit einem spitzen Frack.

11. Geist mit einem Fracke und langen Stiefeln, in die lange Hosen gehn. Die 11—23. Thatsache so wie einige angehängte Spukgeschichten ältern und neuern Datums, können wir, nach so vielen hier mitgetheilten wohl übergehen, damit uns nicht widerfahre was dem Mephisto in der Hexenküche, als er ausrief: Nun fängt mir selbst fast an der Kopf zu schwanken! — Alles, was zur Verwandschaft der Kranken gehörte, sah Geister, Grofsvater, Aeltern, Geschwister, Kind, nur der Ehemann nicht, der auch vielleicht nur zweimal in dem Buche genannt wird; auch eine Wärterin wurde bald angesteckt, wobei die Wohnung der Aeltern, ein altes katholisches Stift, wohl manches beitragen mogte, um eine für Spukereien empfängliche Phantasie zu exaltiren. Wie sich das in einem so kleinen Orte wie Weinsperg, wo alle Köpfe voll von unserer Kranken sein mufsten, erwarten läfst, spukte es bald in vielen Häusern, und zwar verriethen die Geister sich, wie in allen Spukgeschichten, durch allerlei Lermen und Neckerei, Klopfen, Werfen mit Sand, Kies, Kalk, Rollen wie mit einer Kugel, Schlurfen wie auf Socken oder Pantoffeln, Seufzen, Thüren auf- und zumachen, waren überhaupt den verschiedensten Menschen hörbar, nur (sonderbarer Weise) nicht, wenn man auf sie pafste (S. 27), hören konnte auch der Verf. sie oft und versichert, dafs er sich vom übernatürlichen Ursprunge dieser Töne, mit vielen Andern, durch sorgfältige Untersuchung überzeugt habe, als er die Kranke aber bat, ihm auch ein förmliches Sehen (deutlicher wie in jener Nebelsäule) zu verschaffen, wies sie ihn ab mit der naiven Versicherung, dafs das nicht in ihrem Willen läge und dafs, sähe er sie, er sie auch bald würde betasten wollen.

Wir beginnen nun unsre zweite Aufgabe: Darlegung des Thatbestandes, mit dem Zeitraum, da der Verf. die Kranke in die Kur nahm und als eigner Beobachter von ihr spricht, nicht ohne Besorgnifs, dafs

Digitized by Google

der Verf. in uns die Gegner, auf die er sich, wie ihm ein Freund am Ende des Werks schreibt, gefaſst halten solle, vereinigt zu erkennen glauben mögte, nemlich: 1) solche, welche die Erscheinung leugnen und über alle Thatsachen erhaben sind, 2) solche die viel besser wissen, was man hätte sehn und hören sollen und wie dem ganzen Spiel ein *Deus ex machina* untergesteckt sei, den sie halb und halb in ihren Combinationen ausfindig machen werden; 3) solche, welche die förmliche Unmöglichkeit solcher Erscheinungen aus theoretischen Gründen darthun werden, die ihre eigne Individualität zum Gesetze des Ganzen erheben und darum alles bestreiten, was ihr nicht entspricht. Wir brauchen aber den Verf. nur an zweierlei zu erinnern, daſs es nemlich über den Gegenstand seines Werkes wohl auch Ueberzeugungen geben kann, die, ungeachtet sie der seinigen widersprechen, eben so die Probe des innern und äuſsern Lebens aus dem vielleicht, theuer erkauft, sie allmählig erwuchsen, gehalten haben und daſs die Wahrheit, ihrer Natur nach unbestechlich durch die flüchtigen Neigungen und Meinungen der Zeit, auch über sein Werk und woran ihm mehr liegt, über die Sache die es vertritt, die schützende Hand halten werde, wenn sie ihr angehören.

Der Verf. übernahm die Kranke in einem Zustande der gröſsten geistigen und körperlichen Zerrüttung, von welcher ein Bild entworfen und bis ans Lebensende der Kranken fortgeführt wird, welches auch als solches das tiefste Mitleid mit der Jammervollen einflöſsen muſs. Wir wollen nicht mit dem Verf. darüber rechten, weshalb er seinen ersten Entschluſs, ihren somnambulen Zustand nicht zu beachten, sondern ihre Willenskraft in Anspruch zu nehmen, nicht standhaft durchführte, weshalb er, statt sie homöopathisch, d. h. mit nichts zu behandeln, ihr nicht gelinde *tonica*, Milchkur, Eisenbäder, Bewegung im Freien verordnete, — wir können darüber nicht rechten, weil es keine Norm für die Behandlung der Krankheiten geben kann als die, welche in jedem Falle dem Arzte seine Ueberzeugung giebt. Allein wir müssen es tadeln, daſs der Verf., ein Homöopathe, Versuche mit der Kranken anstellte, welche bei ihrer so sehr gesteigerten Rezeptivität schon körperlich entschieden nachtheilig auf sie wirkten, ihre Leiden sehr vermehrten, aber ihr vielleicht noch mehr moralisch schadeten, weil sie ihr die Idee, daſs sie zur Heilung, nicht aber als merkwürdiges Naturphänomen nach W. gekommen wäre, immer mehr verrücken, ihr eine immer gröſsere Meinung von ihrer wundersamen Bedeutendheit und also auch immer gröſsere Neigung, dieselbe, durch Uebertreibung wenigstens zu steigern, geben muſsten, Versuche, die zugleich, — wie bereits oben angedeutet — so unvollkommen angestellt wurden, daſs sie der Wissenschaft auch nicht Eine sichere Thatsache eingebracht haben. Noch mehr muſste die natürliche Neigung aller dieser Nervenkranken, erst zur Selbsttäuschung, dann zur Verdrehung in der Darstellung ihrer Empfindungen aus Verschrobenheit, Eitelkeit, Ostentation, auch bei dieser Kranken unterhalten werden durch den Zudrang so vieler unberufener Neugierigen, worunter einmal sogar ein Betrunkener war, den der Verf. verstattete. Endlich sind wir darin am wenigsten mit dem Verf. zufrieden, daſs er dem Unfuge des Geisterspuks, statt ihn durch ein kräftiges *quos ego!* zu bannen und etwa zum Succurs noch ein paar tüchtige Verstandesmenschen, die doch in W. wohl wären aufzutreiben gewesen, aufzubieten, durch seine Berücksichtigung aller der Träumereien, die ihm die Kranke und ihre Umgebungen vorbrachten, noch mehr Vorschub that, wodurch bei der kränklichen Wundersucht der Zeit und bei der kranken Phantasie der Seherin, dem allgemeinen Aberglauben, wie ihrer eignen geistigen Verschrobenheit immer mehr Nahrung und nur zu leicht vorsätzlichem Betruge ein Versteck gegeben werden muſste.

Wenn wir so uns mit der Behandlungsweise der Kranken nicht einverstanden erklären können, sind wir es noch weniger mit der Weise, wie der Verf. über sie Bericht erstattet. Er hat wiederholt versprochen, nur Thatsachen zu geben, oft schon vorgefallene, natürliche, wunderlose; allein wir haben unter all' den Erscheinungen, um die es sich hier zunächst handelt, wenig stricte Thatsachen entdecken können, statt ihrer aber Mirakel, die wahrlich nicht geringer sind als dasjenige, gebratene Vögel vom Spieſse ab in die Luft fliegen zu lassen, wodurch sich einer der modernsten Heiligen in Neapel mit Recht die Kanonisation verdiente, Erscheinungen, welche eben so sehr den Gesetzen der Natur, wie sie die Wissenschaften der Physik und Physiologie nicht durch Inspiration, sondern durch langes, treues Forschen gefunden haben, als dem Urtheile der Vernunft widersprechen und welche bis jetzt nur die Psychologie unter den Symptomen einer krankhaft ver-

Digitized by Google

stimmten Phantasie betrachtet hat. Wir müssen diefs Urtheil rechtfertigen.

Was erstlich die Erscheinungen des thierischen Magnetismus bis zum sogenannten Hellsehen betrifft, so geht der Verf. indem er sie hier erwähnt, von der Voraussetzung aus, dafs ihre Wirklichkeit als Phänomen überhaupt über allen Zweifel erhoben constatirt sei. Diefs ist aber offenbar nicht der Fall. Das Thatsächliche des magnetischen Zustandes beschränkt sich vielmehr auf Folgendes: Es ist ein Factum, dafs sich viele Krankheiten, welche von einer dynamischen Verstimmung des Nervensystems ausgehn, zumal des Abdominal-Gangliensystems, dadurch beseitigen lassen, dafs ein Gesunder mit überwiegender Persönlichkeit den Kranken methodisch berührt oder doch in der Nähe seines Körpers seine Hände methodisch herabführt, so dafs seine Aufmerksamkeit abgeleitet, seine Phantasie beschäftigt wird. Dafs es auf diese moralisch ableitende Wirkung ankomme, scheint daraus zu erhellen, dafs oft schon die Berührung eines Dinges, des Baquets, eines Baums u. s. w. wenn sie mit Aufmerksamkeit und Glauben an Hülfe methodisch vorgenommen wird, in solchen Krankheiten heilsam wirkt. Und zwar erfolgt diese Heilwirkung entweder unmittelbar plötzlich oder allmählich während solcher Einwirkungen, oder es wird durch dieselben vorher noch die Form der Nervenkrankheit umgeändert, zumal wo diejenige Verstimmung der Abdominalganglien zugegen ist, die wir im Allgemeinen Hysterie nennen. Da werden durch solches Einwirken, besonders wenn es von Männern auf Frauenzimmer geschieht, oft noch unregelmäfsigere Stimmungen des Trägers der Nerventhätigkeit erregt, so dafs derselbe sich entweder in Convulsionen entladet oder in den Centralorganen angehäuft, die Erscheinungen der Katalepsis, hysterischen Ohnmacht, Ecstasis und des Somnambulismus darbietet, welche nicht selten als kritische Naturbestrebungen wirkend, die normale Temperatur des Nervensystems wieder herstellen. Dafs nun bei der hohen Steigerung des Gemeingefühls in diesem Zustande eine gröfsere Empfindlichkeit für die Eindrücke der Aufsenwelt wie des eignen Körpers entsteht und namentlich die letztern anomal percipirt, sich im Gehirne als objective Traumbilder reflectiren, (wie nicht selten auch im gewöhnlichen Schlafe der Fall ist) dafs die Phantasiebilder glänzender und lebhafter, die niedern Seelenkräfte überhaupt oft einseitig erhöht sind, dafs schlummernde Erinnerungen, besonders früher flüchtig Gehörtes oder Erlerntes, wieder erwachen, kommt nicht selten zur Beobachtung und um so öfter da, wo die Gemüths- und Phantasiebildung des Kranken und des Magnetiseurs schon jene unglückliche Richtung genommen haben, die wir mit Schubert, der Ungeduld des Knaben vergleichen mögten, aus der Puppe schon den in ihr enthaltenen Schmetterling herauszuklauben, mit andern Worten: wo bei Beiden die Neigung vorherrscht in diesem Zustande Aufschlüsse über übersinnliche Dinge zu geben und zu erlangen, wo derselbe überhaupt, wie von unserm Verf. als das eigentliche und hellste Wachen angesehen wird. Wenn der Magnetiseur mit dieser Idee erfüllt, die Kur unternimmt, so kann es nicht fehlen, dafs auch in der Kranken die Neigung zum Weissagen und Fernesehen geweckt und so entweder Selbsttäuschung oder ein vorsätzlicher Betrug genährt werde, welche, bei dem in jedem Menschen schlummernden Hange zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und bei der weiblichen Eitelkeit öfter, auch bei den Bessern ihres Geschlechtes, in einander übergehn, als man wohl glauben mögte.

(Der Beschlufs folgt.)

LXIV.

Ueber die Restauration des deutschen Rechts, insbesondere in Beziehung auf das Grundeigenthum von Friedrich Ludwig Bernhard. München 1829 bei Anton Weber. VI. und 80 in 4.

Es ist eine unangenehme Erscheinung in der deutschen Litteratur, namentlich in der rechtswissenschaftlichen, entweder einer Ueberzahl von flachen Ausarbeitungen zu begegnen oder wenn man das Glück hat auf Tieferes zu stofsen, dasselbe durch den Beigeschmack eines excentrischen Gemüths weniger geniefsbar zu finden, und statt des durchführenden Verstandes mit Ausfüllungen zufrieden seyn zu müssen, welche mehr aus dem Herzen und der Neigung, wie aus dem Kopfe kommen.

Herr Bernhard, der Verfasser der vorliegenden Schrift, darf sicherlich darauf Anspruch machen zu denen gezählt zu werden, welche die Rechtswissenschaft von einem höheren Standpunkte aus betrachten. Man kann nicht übersehen, dafs sich seine Meinungen von einem Mittelpunkte aus bewegen, und dafs es nicht blofs Erscheinungen, sondern Gedanken sind, auf die er seine Aufmerksamkeit richtet. Aber man vermifst durchaus, dafs sich dieser Kern zu weiteren Consequenzen entwickele; vielmehr hüllt er sich in eine pathetisch mystische und gemüth-

Digitized by Google

liche Einfassung, und bis auf den Grundgedanken und einige bisweilen geistreiche Worte, die aber in wenigen Seiten eben so gut hätten gegeben werden können, läfst das Ganze keinen wissenschaftlich kräftigen, sondern nur einen weichlich herzlichen Eindruck zurück.

Der Gedanke des Buches ist eigentlich, es müsse jetzt, nachdem das Alterthum in seinem Durchgang durch unsere Bildung, die Germanischen Staatsformen zertrümmert, zur Herstellung und Wiederkehr des Flors unserer eigenen Germanischen Bildung kommen, nach welcher sich von allen Seiten, in allen Adern eine neuauflebende Sehnsucht und Gluth der Begeisterung blicken lasse. Solle aber die Wiedereroberung des deutschen Rechts, der deutschen Kunst, der deutschen Freudigkeit (!) vor sich gehen, so sey zuvörderst aufzusuchen was in den Adern unserer Staatsleiber noch für deutsches Blut fliefst, was in den Wäldern des gegenwärtigen Rechts noch für deutsche Bäume stehen (!) Diese physiologisch forstwissenschaftlichen Betrachtungen des Verfassers gehen zunächst davon aus, dafs er die Gesetzgeber die Augen des Volks nennt, welche sich von dem noch Bestehenden zu durchdringen, und dasselbe als heimathliches Recht zu geben haben. Die Gesetzgebung soll nach dem Verfasser wieder ein Rechtfinden werden, überhaupt nichts Anderes seyn, als die sich ihrer Freiheit bewufste nationale Rechtsbildung, ausgehend von den dazu bestimmten Organen. Wenn man nun aber näher nach dem Inhalte dieses noch Bestehenden fragt, so findet sich folgende Anwendung auf das Besondere. Statt der isolirten Reflexion, worin sich der Einzelne heut zu Tage ergeht, statt des Werthes der darin gesetzt wird, sich von den Banden höherer Verhältnisse, wie der Familie und des Standes los zu wissen, solle die noch im Volke lebende, und nur schmerzlich vermifste Standesehre wiederhergestellt werden; diese befinde sich jetzt misbräuchlicherweise bei den Dienern des Staates, oder, wie sie der Verf. nennt, der Gewalt, sie müsse aber künftig mit der Berufsehre zusammenhängen, welche wiederum, nach Christlich-Germanischen Begriffen, sich einzig und allein im Grundvermögen befinde; dafs dieses Grundvermögen nun daurend und untheilbar sey, so dafs es eine Individualität habe, und sich nicht in Forderungsrechte und blofse obligatorische Verhältnisse auflöse, ist eigentlich das praktische Resultat zu dem es der Verfasser bringt. Wie die vaterländische Erde, die Erzeugerinn und Trägerinn dessen ist, was die Menschen bedürfen, so müssen alle Kräfte, die von ihr ausgehen, auch wieder zu ihr zurückkehren: sie selbst aber darf nicht zerstückelt und zur fahrenden Habe gemacht werden. Der Verfasser erklärt sich in diesem Sinne gegen das Hypothekenwesen, welches zur Zerstörung des Grundeigenthums wesentlich beitrage, und schlägt vor, demselben den Rentenkauf zu substituiren, wodurch die Gutsherren nicht so leicht mehr Gefahr laufen, von den Kapitalisten ruinirt zu werden, die der Verfasser sehr geistreich, die Hagestolzen dem Vermögen nach nennt. Der Verfasser scheint überhaupt von einem Grundirrthum ausgegangen zu seyn, zu dem ihn ein gewisses gemüthliches Bedürfnifs und eine unberechtigte Sehnsucht, vielleicht auch das particular provincielle Leben verführt, in dem er bis jetzt in melancholischer Freudigkeit sich ergangen zu haben scheint Wenn er glaubt, dafs noch heut zu Tage ein auf sich beruhendes Germanisches Reich und Recht bestehe, das man nur hervorzurufen und zu verjüngen habe, so hat er eben das Wesen der neueren Geschichte nicht erkannt, welche die Völkerindividualitäten in einem allgemeinen Gedankenziele wenn auch nicht verschwinden läfst, aber doch als blofse Arbeiter zu demselben verwendet. Wie sehr sich der Verfasser auch dagegen zu sperren scheint, seine mehr poetisch gemüthlichen, als vernünftig zeitgemäfsen Gedanken tragen jene Bewunderung des Mittelalters in sich, die sich in dem Wunsch nach der Stabilität des Einzelnen ausspricht, und die Restauration des Hrn. Bernhard trifft am Ende mit der Haller'schen Restauration zusammen, ohne dafs beide vielleicht etwas Gemeinschaftliches haben wollen.

Hr. B. liebt die Freiheit und das Mittelalter, er ist philosophisch und gefühlsmäfsig, deutschthümlich und allgemein. Daher die unzähligen Widersprüche seines Büchleins. Zuerst begründet er Alles in einer neuerweckten Begeisterung für deutsches Leben (S. 19) dann aber soll (S. 20) keine Begeisterung dafür entflammt, sondern eine feste Ueberzeugung begründet werden: er erklärt sich schön und beredt gegen Leibeigenschaft, Patrimonialjurisdiction und Bannrecht, und dennoch ist es die Gebundenheit und Unfreiheit des Bodens, welche er eben so vertheidigt. Die französische Revolution weifs er sehr wohl in ihren Ursachen aufzusuchen und doch erfafst ihn bei dem Worte Legislation der Menschheit ganzer Jammer (S. 10), er stimmt mit der historischen Schule überein, und doch erscheint ihm diese bei Weitem der Tiefe zu ermangeln. Diese Widersprüche sind aber lediglich Erscheinungen, die aus dem ganzen Standpunkte nothwendig hervorgehen, der wenn Ref. nicht sehr irrt, vorzugsweise als der des Landes worin der Verfasser weilt, bezeichnet werden kann. Wir finden in demselben Liebe für Freiheit und Verfassung vereinigt mit einer grofsen Hochachtung für das Mittelalter, das verständige Begreifen der Gegenwart eingehüllt in künstlerisch religiöse Schwärmerei, liberale und zeitgemäfse Ansichten in Verbindung gebracht mit Befriedigungen, die die entgegengesetzte Seite als ein Sieg betrachten kann, Deutschthümelei des Jahres 1816, und staatsmännische Einsicht der heutigen Zeit, Begeisterung und nüchternste Prosa zugleich.

Hr. B., von dem wir zuversichtlich hoffen, dafs ihn der tiefere Geist dessen er gewaltig ist, bald aus der Gefühlsjurisprudenz in bestimmtere Kreise hinüberführen wird, beendigt sein Buch mit einem Conspectus des deutschen Privatrechts, der als solcher der Beurtheilung nicht unterworfen ist.

Eduard Gans.

Digitized by Google

Nro. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innre Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. 2 Thle. mit 8 Steindrucktafeln.

(Schluſs.)

Daſs aber wirklich jemals eine wahre Divinationsgabe und ein Hinauswirken des Geistes in Fernen, wo dasselbe nicht mehr durch den Träger des Körpers vermittelt werden kann, durch den thier. Magnetismus in dem Magnetisirten erweckt sey, darüber liegt keine unbestreitbare Erfahrung in den Annalen der Wissenschaft vor. Ref. glaubte bei der Wichtigkeit und dem Interesse des Gegenstandes diese Darlegung des Standes der Sache des th. Magn., nicht unterlassen zu dürfen, wenn er sie gleich hier nicht näher motiviren kann.

Die Prüfung des Thatbestandes des im ganzen zweiten Theile des Werkes Enthaltenen, kann uns auf unserm medizinischen Standpunkte um so eher erlassen werden, als es sich in ihm nur von Geistererscheinungen und Ahnungen dieser, wie anderer Kranken, von dem Daseyn und der Einwirkung einer Geisterwelt auf die alltägliche handelt und der Zweck des Buchs wiederholt als ein aszetischer von dem Verf. bezeichnet wird, die Weltmenschen nämlich nicht bloſs auf die Gewiſsheit sondern auch auf die Beschaffenheit (S. 3.) einer künftigen Fortdauer aufmerksam zu machen. Was also geistlich gedacht ist, das muſs auch geistlich gerichtet werden und es ist und bleibt dieser Gegenstand Sache des Glaubens, des subjectiven für Wahr haltens, kann aber nie der Wissenschaft anheim fallen. Was aber auch hier dem Verstande angehört und seiner Prüfung, das sind wider der Thatsachen, wie sie der Verf. nennt und auch hier seinen Betrachtungen zum Grunde legt. Ihre innere Glaubwürdigkeit muſs die Feuerprobe der Kritik bestehen, wenn sie wirklich einem religiösen Glauben — der übrigens zum Heile der Menschheit unerschütterliche und also festere Stützen hat, als die Trugbilder eines kranken Gehirns — zur Nahrung und Stütze dienen sollen. Ueber Thatsachen, die an sich der Vernunft durchaus unglaublich erscheinen, muſs zunächst die Glaubwürdigkeit derer, die sie bezeugen, geprüft werden, hier der Kranken, der Zuschauer, des Verf. selbst. Die Versicherungen der Kranken, durch welche sie das Objective ihrer Geistererscheinungen darzuthun sucht, können, wenn sie auch von ihrer ehrlichen Ueberzeugung ausgehn, doch in dem Munde der in ihrem kranken Wahne Gefangenen eben so wenig überzeugen, als den Ref. die Versicherung eines an Leib und Seele gesunden Försters, der an Alpdrücken litt, daſs dieſs Gefühl herrühre von einer groſsen schwarzen Katze, welche sich ihm über die Brust lege und die er dann, vollkommen erwacht, in Gefahr zu ersticken, mit beiden Händen gefaſst und ins Zimmer geschleudert habe. Dieser vorurtheilsfreie und beherzte Mann war von der Objectivität dieser Erscheinung durch wiederholte Anfälle so überzeugt worden, daſs er sich nur durch das Wachen seiner Frau an seinem Bette während des Anfalls und ihre Versicherung vom Nichtdaseyn eines Thiers, so wie durch seine allmählige Herstellung von dem Uebel, von der Nichtigkeit seiner Einbildung überführen lieſs. Aehnliche Objectivirung innerlicher Empfindungen bei verstimmtem Nervensystem kommen in der Geschichte der Psychologie genug vor. Ref. erlaubt sich ein Beispiel aus seiner eignen Erfahrung, in welchem die allmählige Steigerung subjectiver Empfindungen bis zu objectiven Erscheinungen sehr bemerklich war, anzuführen. Eine 75jährige Frau, die vor einigen Jahren in der Klinik behandelt wurde wegen lästigen Ohrensausens und Klingens, welches von Congestionen zum Kopfe herrührte, fing allmählig an darüber zu klagen, daſs ihr Stimmen allerlei zuflüsterten, um sie pfiffen, zischten, allmählig vernahm sie

Digitized by Google

Worte, die sie neckten, riefen, höhnten, erkannte darin die Stimmen entfernter noch Lebender und Verstorbener und endlich sah sie dieselben, erst neblig, allmählig deutlicher, oft in grofser Menge, um ihr Bette versammelt und diese Erscheinungen, welche jedesmal nach ableitenden Mitteln sich minderten, gingen am Ende in wirkliche *Moria senilis* über und endigten mit Schlagflufs. — Der Verf. spricht seine Ueberzeugung von der Ehrlichkeit der Kranken und ihrer Umgebung mehrmals aus, und führt zur Bestätigung mehreremale an, dafs weder Eigennutz, noch anderer weltlicher Vortheil zu solchem vorsätzlichem Betruge habe ein Motiv seyn können und dafs die Kranke dazu viel zu rein gewesen sey. Ref. hält aber, nach seiner Erfahrung, Eigennutz bei weitem für die seltenste Veranlassung solcher Täuschungen der Nervenkranken, sondern das Bedürfnifs des weiblichen Geschlechts, namentlich solcher Unglücklichen — sich anzuschliefsen, von sich reden zu lassen, Erstaunen, Mitleid rege zu machen, die kranke Lust an Täuschung, die Freude, die geheimen Fäden für eine Reihe wunderbarer von Allen unerklärlichen Erscheinungen in Händen zu haben, (nicht selten der Beweggrund zum Feueranlegen bei Kindern, deren Nervensystem durch die Pubertätsentwicklung verstimmt ist) die Freude am Grausen, das man sich und Andern erregt, der angeborne Hang zum Wunderbaren und Geheimnifsvollen, die Bedeutendheit endlich, welche die Gabe Geister zu sehn, einem Menschen in den Augen Anderer geben mufs — sie sind die Hauptveranlassungen zu solchen Erscheinungen, bei welchen Willkühr und Unwillkühr so in einander übergehn, wie bei den meisten Krämpfen Hysterischer, dafs die Kranken auch nach ihrer moralischen und physischen Genesung beides nicht unterscheiden können. Es zwingt sie ein inneres Bedürfnifs, einer Beengung durch diese Bewegungen Luft zu machen und diese entziehn sich denn bald der Willkühr. (Die ich rief, die Geister werd' ich nun nicht los!) Einen der merkwürdigsten Belege für den Ursprung solcher Täuschungen und die Ausdauer der Kranken in ihrer Selbstquälerei liefert die bekannte Rachel Herz in Kopenhagen. Ref. könnte aus eigner Erfahrung mehrere, wenn auch nicht so merkwürdige Fälle ähnlicher Täuschungen von Nervenkranken, die er zum Geständnisse ihrer Verirrungen brachte, beibringen, wenn es hier der Ort dazu wäre. In einer dieser Unglücklichen, deren Bekenntnisse, welche die Seelen- und Körperleiden dieser Dämonischen mit treuer Wahrheit wiedergeben, Ref., sobald es die Verhältnisse verstatten, herausgeben wird, hatte sich halb unwillkührlich, halb durch vorsätzliche Uebung ein Talent der Bauchrednerei entwickelt, welches sie lange zur Hervorbringung von lange unerklärlichen, in ihrer Nähe vernommenen Tönen mifsbrauchte. Wie ferne diese Erfahrung etwa zur Erklärung der bei unserer Kranken vernommenen Töne beizutragen im Stande wäre, das müssen wir dahin gestellt seyn lassen. —

Was die ehrwürdigen, achtbaren, glaubwürdigen Zeugen betrifft, auf die sich der Verf. beruft, so brauchen wir an ihrer subjectiven Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln, ohne ihnen zugleich die Eigenschaften der objectiven Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit zuzugestehen. Dazu gehört vor allem Vorurtheilsfreiheit, Unbefangenheit, feine Gabe der Beobachtung, mehr Schärfe des Verstandes als Gemüthlichkeit, und als Folge derselben eine Dosis Skepsis, die in allen Dingen, welche Gegenstand der verständigen Forschung seyn können, erst das als Wahrheit erkennt, was die Probe des Zweifels bestanden hat. Diese Eigenschaften aber sind seltener als man gerne zugesteht und darum sieht es auch mit unsern Beobachtungen und Erfahrungen so unsicher aus. Wie wenig übereinstimmend im Einzelnen sind schon im alltäglichen Leben über ein Ereignifs, das vielleicht in Gegenwart vieler Zeugen vorgefallen ist, die kein Interesse dabei haben, es zu entstellen, am folgenden Tage die Relationen dieser Zeugen; wie oft sind in naturwissenschaftlichen Beobachtungen, die den Sinnen vorliegen z. B. im Mikroscope, die Berichte der Beobachter gerade zu widersprechend, ohne dafs Eigennutz oder böser Wille diesen Widerspruch begründete. Wir bringen diese bekannten Dinge, die noch weit mehr bei Gegenständen so dunkler Natur als Bedenklichkeiten erscheinen, hier zur Sprache, um den Verf. zu fragen, ob diejenigen, die er Zeugen nennt, wirklich die berührten Eigenschaften gültiger Zeugen besafsen, und machen ihn darauf aufmerksam, dafs er — wenn er mit seinem Werke mehr bezweckt hätte, als eine Warnung und Erweckung der im Sinnengenusse berauschten Weltmenschen, (die ja ohnehin nur durch die reine Wahrheit möglich wäre) nämlich auch einen Beitrag zur Wissenschaft vom innern Menschen — als Gewähr möglichst viele Zeugen von entschiedener Verständigkeit, Unbefangenheit und Wahrheitsliebe hätte hinzuru-

Digitized by Google

fen und nahmhaft machen müssen, um Erscheinungen zu beglaubigen, welche, wenn sie einmal zu Thatsachen constatirt werden könnten, der ganzen Wissenschaft eine andere Richtung geben würden. Die Zeugen, welche der Verf. von den Verwandten und nächsten Umgebungen der Kranken nennt, wird Niemand für unbefangen erkennen, die Meisten waren selbst krank, von verstimmter Phantasie, durch Beispiel und Erziehung mit Aberglauben behaftet und wer eine Zeitlang in der Nähe der Kranken weilte und dem Wesen bei derselben zusahe, dem mufste wahrlich der Kopf schon feste sitzen, um nicht mit verdreht zu werden.

Was endlich den Verf. als Zeugen des von ihm Erzählten betrifft, so spricht derselbe — den Ref. durchaus nicht persönlich kennt — sich in dieser Schrift als ein Mann von frommer, rechtschaffener Gesinnung, tiefer Gemüthlichkeit und subjectiver Wahrheitsliebe aus, der auch die Wahrheitsliebe und moralische Reinheit der Seherin, von der er in einem zarten und innigen Liede am Ende des Werks Abschied nimmt, mit Ueberzeugung versichert. Es wird aber schon aus der Relation der Krankengeschichte jedem einleuchten und deshalb keines Erweises bedürfen, dafs wir ihm nicht mit demselben Rechte das Prädicat unbefangener, vorurtheilsfreier, nüchterner Beobachtung, vorsichtiger Prüfung der Erscheinungen, kritischer Skepsis bei ihrer Beurtheilung ertheilen können. Er geht nicht nur, wie schon bemerkt worden, von der Möglichkeit, dafs im magnetischen Zustande die Seele ohne Vermittlung des Körpers über Zeit und Raum hinaus wirken könne, wie von einem entschiedenen Factum aus, er glaubt fest an die Realität der Geistererscheinungen, und er verräth keinen Zweifel selbst an die aus dem frühern Leben der Kranken erzählten Geschichten vom entlaufenen Amulete, den durch die Luft gegangenen schweren Körpern u. s. w. Was aber seine Befangenheit noch am entschiedensten darthut, das ist sein eignes Geständnifs, dafs er mit seiner Schrift nicht einen Beitrag zur Wissenschaft zu geben beabsichtige, sondern, dafs er mit ihr zunächst einen aszetischen Zweck zu erreichen hoffe. Indem er nemlich die Eröffnungen der Kranken über die Geister, welche sich dieselben in einer der Phantasie natürlichen Form, die guten hell, durchsichtig, schwebend, die bösen dunkel, schwer, materieller vorstellt, und eine Theorie des Geisterreichs nach den bekannten Ansichten von Schubert, v. Meyer, dem Verf. u. A. giebt, findet er diese Lehre, wie Herr Prof. von Eschenmayer, der sie hier ausführlich erläutert, ganz passend, um all' die Zwischenstufen in jener Welt zwischen Himmel und Hölle auszufüllen und ist überzeugt, dafs sie vielen Weltmenschen zur Warnung und Besserung dienen könne, obgleich er zugleich zugiebt, dafs er den Glauben an dieselbe nicht für einen religiösen halte und namentlich dafs der, welcher den kindlichen Gott Alles anheimstellenden Glauben ächter Demuth, der allein hier und dort selig macht, besitze, seiner nicht bedürfe. Wenn wir diefs mit voller Ueberzeugung unterschreiben, so müssen wir mit derselben Ueberzeugung hinzufügen: auch wer diesen nicht besitzt, der wird ihn nicht durch ein Wähnen erlangen über Geheimnisse, deren Enthüllung der göttliche Stifter unserer Religion nicht zur Seligkeit des Menschengeschlechts nöthig fand, von denen die heilige Urkunde nichts enthält und die hier in dem unreinen Gefäfse eines durch Krankheit zerrütteten Gehirns dargeboten werden. Wenn der Verf. — wie er der Wahrheit zu Liebe ohne Zweifel thun wird — zugeben mufs, dafs ähnliche Aussagen über die Existenz und Beschaffenheit einer Geisterwelt oft als reiner Betrug, oft durch die Einwirkung der Arzneimittel als Krankheitssymptom nachgewiesen sind, dafs sich die Angaben der Schwärmer, welche über das Geisterreich Offenbarungen erhalten zu haben vorgaben, über die Beschaffenheit desselben geradezu widersprachen, wie will er denn diese verschiedenen Angaben ausgleichen? welches Merkmal der Aechtheit für die Angaben dieser Kranken aufstellen? Wie will er denn die Absurditäten, welche dieselbe vorbringt, indem sie die Geister mit klirrenden Sporen, mit Leibröcken und langen Hosen die in die Stiefel gehn, Alles aus Nebelduft fabrizirt, sich in dem Fegefeuer herumtreiben läfst, zur Erbauung ungläubiger Weltkinder auslegen? Ist uns denn im Christenthume nichts Höheres, nichts Besseres und Trostvolleres aufgegangen als dafs wir wähnen sollten es könne dasselbe durch die Furcht vor der Qual eines künftigen traurigen Schattenreichs würdige Bekenner gewinnen?

Lüders.

LXV.

Egeria. Sammlung italienischer Volkslieder, aus mündlicher Ueberlieferung und fliegenden Blät-

Digitized by Google

***tern, begonnen von Wilhelm Müller, vollendet, nach dessen Tode herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. am Gymnasium zu Weimar. Leipzig b. Fleischer** 1829 **(mit gegengedrucktem Italienischen Titel) XVIII u.** 262 **S.** 8.*

Wenn man unter Volksliedern, dem strengen Begriffe folgend, nur solche versteht, die unmittelbar aus dem Gefühl und dem poetischen Bedürfnifs des Volkes hervorgegangen und in seiner Sprache gedichtet sind, so geben uns diese das klarste und zugleich das schönste Bild seines Lebens. Solche Dichtungen haben einen eigenthümlichen Reiz, weil sie der Natur und dem wirklichen Leben so nahe stehen, und je kräftiger, unbefangener und freier dieses Leben ist, je mehr werden jene uns ansprechen und hinreifsen. Aus demselben Grunde sind sie fast bei allen Völkern an bestimmte Perioden gebunden, in welchen ihre Kraft sich am mächtigsten entfaltete. Solchen historischen Entwickelungsperioden verdanken wir jene kraft- und anmuthsvollen Erzeugnisse der spanischen, schottischen und servischen Volkspoesie. Aber nicht allen Völkern wird es so gut, dafs ihnen diese schönen Monumente erhalten werden, und namentlich haben die Bewohner Italiens schon von den ältesten Zeiten her das Unglück gehabt, dafs ihre einheimische Poesie von fremder Gelehrsamkeit verdrängt worden ist, die sich für die Beachtung und Erhaltung solcher Geistesblüthen zu vornehm dünkte. Ueberhaupt steht es da, wo sich eine Literatur bildet, um die Volkspoesie gewöhnlich schon sehr übel: denn neben der Literaturpoesie vermag jene nur mühsam zu bestehen und noch schwerer sich zu erhalten. Unter solchen Umständen liefs sich für den Sammler auf diesem Felde der italienischen Poesie eine sehr ergiebige Erndte nicht erwarten, um so weniger, als den italienischen Völkern schon eine Hauptbedingung der Volkspoesie, der geschichtliche Stoff, so gut als ganz abgeht: denn auf dem Schauplatz der italienischen Geschichte sehen wir seit dem Untergange der Römer fast nur fremde Völker und Helden handelnd auftreten, die Italiener aber sich mehrentheils leidend dabei verhalten: ein Zustand, der nicht besonders günstig für die Poesie ist. Und selbst da, wo sie handelnd auftraten, war ihre Thätigkeit mehr ein Werk politischer Noth als begeisterter Vaterlandsliebe, und selten zeigte sich bei ihnen eine gemeinsame ächt nationale Entwickelung und Wirksamkeit. Die italienische Volkspoesie konnte daher ihren Stoff nur aus Verhältnissen und Zuständen des geselligen Lebens und den Gefühlen und Ansichten entnehmen, die aus diesen entspringen. Dieses Leben an sich hat aber keinen bleibenden Bestand in der Geschichte, es ist vergänglich und veränderlich, und wie der Italiener nur für den freien und vollen Genufs der Gegenwart lebt, so ist auch seine Volkspoesie nur ein Produkt des Augenblicks und vergänglich wie er. Sein Lied ist seine Lust und sein Schmerz, seine Liebe und sein Hafs, seine Laune und sein Spott, sein Witz und sein Humor, nie seine That. Eine Sammlung italienischer Volkslieder ist also auf die Erzeugnisse der Gegenwart beschränkt, da sich aus älteren Zeiten nur wenige, und etwa solche erhalten, die einer bekannten und beliebten Melodie anpassend, auch durch ihren Inhalt eine tägliche Anwendung gestatten. Hierzu kommt, dafs dem Italiener, bei dem tief in seiner Natur gegründeten Sinn für die Musik, und seiner beinah angeborenen Geschicklichkeit zu ihrer Ausübung, bei seinen Liedern der Gesang die Hauptsache ist, welchem er entweder einen bekannten Text ohne besondere Rücksicht auf dessen poetischen Werth unterlegt, oder diesen, wie ihn Umstände und Gefühle eingeben, gleich selbst erfindet, was ihm in seiner wohllautenden, dem poetischen Ausdruck so leicht sich hingebenden Sprache nicht schwer wird. So tragen die venetianischen Schiffer, wie uns Goethe erzählt, lange Reihen von Stanzen aus dem Tasso, die gewifs nicht Volkslieder zu nennen sind, in einem ganz eigenthümlichen, tiefen Eindruck hervorbringenden Wechselgesange vor, und so läfst der gemeine Römer in wildem Geschrei sein Ritornell erschallen, zu welchem die Stimmung oder der Gedanke des Augenblicks sofort einen Text liefert. Beide Beispiele aber zeigen, dafs bei den italienischen Volksliedern in dem Gesange vielmehr, als in der Poesie das eigentlich Volksmäfsige liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Egeria. Sammlung italienischer Volkslieder, aus mündlicher Ueberlieferung und fliegenden Blättern, begonnen von Wilhelm Müller, vollendet, nach dessen Tode herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. am Gymnasium zu Weimar.

(Fortsetzung.)

Der fleifsige und geschmackvolle Wilhelm Müller hatte schon in dem im Jahre 1820 von ihm herausgegebenen Buche: Rom, Römer und Römerinnen eine italienische Volksliedersammlung in allen Volksdialekten herauszugeben und dabei ausführliche Nachrichten über italienische Volkspoesie und Volksbücher überhaupt mitzutheilen verheifsen. Er beabsichtigte eine Untersuchung in streng wissenschaftlicher Form über diesen von Goethe in seinen Fragmenten über Italien schon angeregten Gegenstand. Mit dieser Untersuchung wollte W. Müller die von ihm herauszugebende Sammlung einleiten, und hatte sich bei seinem Aufenthalte in Italien, wie er sagt, in den Besitz bedeutender Materialien zu dieser Arbeit gesetzt. Diese sind nun nach Müller's Tode in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Pr. Wolff übergegangen. Er fand, wie er in der Vorrede bemerkt, in dem Nachlasse des Verstorbenen nur die ersten Lieder, etwa dreifsig an der Zahl, geordnet; alles andere in dem ihm übergebenen Manuscripte aber waren nur Materialien zum künftigen Bau, und auch in diesen fanden sich bedeutende Lücken, die er aus seiner eigenen Sammlung und aus den Mittheilungen seiner Freunde ergänzte.

So entstand diese Sammlung, und wenngleich aus den angeführten Gründen die darin enthaltenen Lieder ihrem poetischen Werthe nach gegen die Volkspoesie anderer Völker zurückstehen, so finden wir in ihnen dennoch eine Naivetät, eine Unbefangenheit und Lebensfrische, und vor allem einen Wohllaut, der sie uns lieb macht. Den vornehmsten Reiz aber erhalten sie durch ihre stete Beziehung auf die Sitten und Lebensweise der verschiedenen italienischen Volksstämme, denen sie angehören, und da wenigstens ein grofser Theil von ihnen ohne eine genauere Kenntnifs solcher volksthümlichen Zustände und der verschiedenen Mundarten nicht vollkommen verstanden werden kann, und gegenseitig diese wieder durch jene in ein helleres Licht gesetzt werden, so vermissen wir um so schmerzlicher die von W. Müller versprochene Abhandlung, die bei seiner ebenso gründlichen als anziehenden Darstellungsweise den Werth der Sammlung ungemein erhöht haben würde.

Die mitgetheilten Dichtungen sind nach dem wahrscheinlich schon von W. M. vorgezeichneten und dem Gegenstande angemessenen Plane, theils nach ihrem Inhalt, theils nach den Dialekten geordnet, so dafs 1) Lieder in der Büchersprache und der wenig von derselben abweichenden römischen und toscanischen Mundart 2) geistliche 3) politische Lieder 4) römische Haus- und Lebensregeln, sämmtlich in denselben Mundarten gegeben werden. Der letzteren Abtheilung hat der Herausgeber eine Canzonette und ein Sonett in der gemeinen Mundart des römischen Stadtvolkes beigefügt. Dann folgen 5) Volksbücher, sämmtlich in achtzeiligen Stanzen, und 6) Lieder in venezianischer, mailändischer, bergamaskischer, piemontesischer, sardinischer, neapolitanischer, sicilianischer und calabresischer Mundart.

Was nun die erste Abtheilung betrifft, so finden viele darin enthaltene Lieder eine sehr anziehende Erklärung in dem schon angeführten in brieflicher Form mitgetheilten Buche: Rom, Römer und Römerinnen von W. M. Der Herausgeber begnügt sich, auf dasselbe, als in allen Händen befindlich, hinzuweisen, und will die ganze Sammlung gleichsam nur als einen Anhang zu jenem Buche betrachtet wissen. Wir können ihm hierin nicht beipflichten und bemerken zuvörderst, dafs

Digitized by Google

in demselben vorzüglich nur von Rom und seinen Umgebungen die Rede ist, während diese Sammlung das ganze Italien umfafst. Hätte M. sein Werk vollenden können, so würde er die Andeutungen, die in seinen eben nicht mehr als so viele andere, selbst berühmte, Werke über Italien gelesenen Briefen enthalten sind, weiter ausgeführt, die einzelnen Lieder, so weit es nöthig, mit aufhellenden Lichtern begleitet, und sie so zu einem anmuthigen poetischen Lebensbilde des römischen Volkes zusammengestellt haben, wodurch Genufs und Erkenntnifs bedeutend erhöht worden wäre. In gleicher Art hätte er die Lieder aus den übrigen Gauen der Halbinsel behandelt und so hätten wir nach und nach das schöne Land in seinen poetischsten Beziehungen in Farben und Tönen zugleich vor uns aufblühen sehen. Der Herausgeber hat, wie er sagt, Italien nicht gesehen; wir sind aber überzeugt, dafs wer mit vollständigem Erfolg eine geistbelebte Sammlung dieser Art veranstalten will, nicht nur das Land durchstrichen, sondern auch lange, und zwar mitten im Volke, darin gelebt und es fleifsig beobachtet haben mufs. Immer bleibt es schätzenswerth, dafs Herr Pr. W. uns mittheilte, was ihm zu Gebote stand; an seiner Stelle hätten wir aber ohne Bedenken wenigstens die hierher gehörigen Stellen aus Müllers Buch, und was sich sonst noch in anderen schätzbaren Werken über den Gegenstand findet, der Sammlung mitgegeben. Solche Auszüge sind keinesweges Plagiate, und geistvolle Compilation ist besser als dürftige Trockenheit, die sich mit Citaten begnügt, und den Leser auf andere selten zur Hand liegende Bücher hinweist, statt ihm das Vorhandene in ein gerundetes Ganze zusammengestellt zum bequemen Genusse darzubieten. Auch ist wohl zu bedenken, dafs Bücher wie dieses weniger für den gelehrten und lernbegierigen Literator als für den gebildeten Freund der Poesie bestimmt sind, der im Buche alles zubereitet finden, und nichts als die Empfänglichkeit mitbringen will. Gegen diese Beschwerde können wir auch die Entschuldigung des engen Raumes nicht gültig finden, da so manches der eigentlichen Volkspoesie fremde mit aufgenommen ist.

So wäre dem Leser z. B. gewifs willkommen gewesen, bei der eigenthümlichen Dichtungsform der Ritornelle in kurzen Anmerkungen dasjenige zu lesen, was Müller in seinem Buche darüber anführt, das Lied: „*Discendi o mia Bettina*" wäre verständlicher und um vieles anziehender geworden, wenn die von M. beigefügte Anekdote auch hier ihm beigegeben worden wäre, und das Kastanienlied würde in seinem kecken Schem[illegible] bei weitem lebhafter hervorgetreten seyn, wenn [illegible] Herausgeber nicht verschmäht hätte, ihm jene von M. beschriebene nächtliche Volksscene in Albano zum H[illegible]intergrunde zu geben.

Unter den mitgetheilten geistlichen Liedern [illegible] N. 33. 34. (welches Herr Prof. Raupach nach Deutschland mitgebracht hat, s. Hirzemenzels Briefe aus und über Italien) 35. 36. 39. und 40. zwar sehr schön, aber als Volkslieder wohl nicht zu betrachten, so wenig als selbst unsere schönsten Kirchenlieder, wenn man sie auch häufig aufserhalb der Kirche hören sollte. Anders verhält es sich mit den unter 37 und 38 abgedruckten Liedern. Dies sind eigentlich dramatisch gehaltene Romanzen, deren Inhalt aus der heiligen Geschichte entlehnt und die zum Singen für zwei Stimmen eingerichtet sind. Beide sind ächt volksthümlich, in ihrer Naivetät höchst interessant, und ganz dazu geeignet, uns die Art anzudeuten, wie das italienische Volk die heilige Geschichte behandelt und anschaut. Das erstere ist in Goethe's Fragmenten über Italien schon abgedruckt, und durch den von ihm eingeschalteten Commentar erst zu einem leicht aufzufassenden klaren Lebensbilde für uns gemacht worden. Unbedenklich hätte der Herausg. die wenigen Worte, die Goethe dem Liede hinzugefügt, in Form von Anmerkungen mit abdrucken lassen sollen. In N. 38. kommt die heil. Jungfrau mit dem Christkinde und dem h. Joseph nach Aegypten und findet dort eine Zigeunerin, welche die Reisenden sogleich erkennt, die Ermüdeten aufnimmt und erquickt, und indem sie ihnen ihre ganze Vergangenheit und Zukunft wahrsagend erzählt, in dieser naiven Form die evangelische Geschichte resumirt. Müller hörte dieses Lied am heil. Dreikönigs Abende von zwei Frauen auf einer Kirchtreppe vortragen. Sie theilten sich in den Dialog und wurden von zwei Kindern mit Laute und Triangel begleitet.

An politischen Liedern ist die Sammlung sehr arm, und zwar wohl deswegen, weil es die Italiener auch sind. Dieses Volk ist davon entwöhnt, sich als ein Ganzes zu fühlen. So lange es sich gedrückt fühlt, giebt es seinen Unwillen wenigstens nicht in poetischer Form kund, dagegen wird seine Freude und sein Spott wohl auch in Liedern laut, wenn der Unterdrücker ge-

Digitized by Google

fallen ist. N. 41. und 42 sind Lieder, die zur Feier und zur Verkündigung des Sieges bei Lepanto in Venedig gedichtet sind, das bei diesem Siege freilich am mehrsten interessirt war. Inhalt und Mundart zeigen, dafs sie nicht vom Volk ausgegangen, wiewohl für dasselbe gedichtet sind. No. 43. u. 44. sind allerdings volksmäfsig, aber ohne Begeisterung, sie drücken im loyalsten Sinne die Freude über Napoleon's Fall aus. Das erstere ganz werthlose läfst den gestürzten Kaiser pathetisch über seinen Untergang lamentiren; das andere nimmt den Vorgang von der komischen Seite, indem es die Franzosen einzeln in den lächerlichen Situationen einer übereilten Flucht darstellt. Einer flieht in Pantoffeln, ein anderer versteckt sich an einem schmutzigen Ort, dieser in einem Sack, jener erstickt in einem Kloake. Napoleon erwacht in seinem Pallast von dem Geräusch dieser übereilten Flucht, und flieht im Hemde in ein Gemach, das mit einem engen Eisengitter verschlossen ist. Als er, um hinauszusehen, den Kopf durch das Gitter steckt, erblickt er einen grofsen Kosacken, der einen gewaltigen Lärmen macht. Jetzt möchte er seinen Kopf wieder einziehen, kann ihn aber nicht durch die engen Stäbe bringen. Ein französischer General, der eine bucklichte Geliebte hinter sich auf dem Sattel führt, reitet vorbei, macht ihm Vorwürfe über das durch ihn herbeigeführte Unglück, und zählt ihm zur Vergeltung mit dem Stock mehrere Streiche auf. Die Zahl derselben kann der Poet nicht angeben, versichert jedoch, dafs sie nicht ohne sichtbare Wirkung geblieben. Wie Napoleon geendet, weifs der Dichter ebensowenig, erzählt aber, dafs der allgemeine Ruf: es lebe Alexander erschollen, die weifse Kokarde sofort erschienen, und das Reich der Freimaurer somit zu Ende gebracht sey. Die beiden übrigen Lieder dieser Abtheilung erzählen mit theilnehmender Betrübnifs die Deportation Pius VII. und feiern am Schlufs dessen glückliche Rückkehr, sind aber übrigens ohne poetischen Werth.

Die römischen Lebensregeln für Stadt und Land sind meist gereimte Sprüchwörter, worunter manche treffende, witzige und lebenskluge. Von der unter No. 49. mitgetheilten Canzonette gesteht der Herausg. selbst, dafs sie keinen poetischen Werth habe, und von ihm nur gewählt sey, um auch etwas in dem Dialekt des römischen Stadtvolkes zu geben. Dasselbe sagen wir von dem Sonette N. 50. und finden, dafs beide füglich hätten wegbleiben können.

Die in der fünften Abtheilung abgedruckten Volksbücher gehören wohl eigentlich nicht in diese Sammlung und diese Gattung wäre vielleicht zweckmäfsiger zum Gegenstande eines eigenen Werkes gemacht worden. Ursprünglich sind sie nicht zum Singen bestimmt, wiewohl sie gelegentlich wohl auch abgesungen werden. Dies geschieht jedoch immer nur theilweise, was schon durch ihren Umfang bedingt wird.

Schon aus demjenigen was Müller in seinem oft erwähnten Buche über diesen Gegenstand sagt, geht hervor, dafs die Italiener, wiewohl sie an solchen Volksmährchen grofsen Geschmack finden, dennoch wenig vorzügliche Dichtungen in dieser Gattung selbst erfunden haben, und also als nationales Eigenthum besitzen. Der Fabelkreis Karls des Grofsen und die Tafelrunden sind ihrem Stoff nach als europäisches Gemeingut zu betrachten, und ebenso wenig sind die orientalischen Mährchen und die Stoffe aus der römischen, griechischen und biblischen Geschichte aus der Volkspoesie der Italiener hervorgegangen. Die Form der Bearbeitung, nämlich die achtzeilige Stanze ist zwar ächt national, allein sie ist der gebildeten Literatur entnommen, und also wohl nicht volksthümlichen Ursprungs. Die hier mitgetheilten Dichtungen haben sämmtlich diese Form, und streben, mit Ausnahme der beiden unten zu erwähnenden Idyllen, nach dem hohen Ton der grofsen italienischen Epopöe, ohne ihn erreichen und aushalten zu können, was unwillkührlich eine komische Wirkung hervorbringt. Jederzeit beginnen sie mit dem üblichen epischen Anruf und Argumente im prachtvollsten Style, der aber bald genug zum trocknen Erzählungston und zur flachen Reimerei herab sinkt, bis er sich stellenweise wieder zu geschraubtem Pathos emporhebt. So hebt z. B. die unter N. 51. abgedruckte Geschichte des Banditenhauptmanns Pietro Mancini gleich nach Art der Iliade und des befreiten Jerusalems an: „Ich singe die Raubthaten und den Muth des grofsen Pietro Mancini, des Vertriebenen, zu jener Zeit, als er Bandit gewesen. Verzeiht ihr Musen, dafs ich euch bei diesem Werke nicht zu Hülfe rufe. Doch, da ich blos von Kämpfen spreche, so ist Bellona meine Muse und Mars wird mein Apoll." Auch in der zweiten Stanze wird noch der Inhalt des Gedichtes im pomphaften Style

Digitized by Google

kürzlich angegeben. Dann aber sinkt der Ton zur lahmen Reimerei herab, in der die zahllosen Ermordungen, Spitzbübereien und Mordbrennereien des Banditen, die durchaus kein poetisches Interesse haben, hintereinander abgeleiert werden. Allerdings mufste der Held durch seine Furchtbarkeit dem Volke höchst merkwürdig seyn, auch nimmt der Dichter, der sich am Schlusse der blinde Donato Martino nennt, wie natürlich die Parthei des Räubers, hebt besonders hervor, dafs er vornehmlich den reichen Uebermüthigen mifshandelt und gedrückt, nur den, der ihm feindselig entgegentrat, ermordet, und sich des armen Unterdrückten angenommen habe, dafs er nie in die Hand der Justiz gefallen, und endlich unter Anrufung der Jungfrau Maria selig gestorben sey; dennoch aber ist in der ganzen Erzählung, den Reim abgerechnet, nicht mehr Poesie, als in unseren für das Volk geschriebenen Erzählungen von Schinderhannes und anderen bekannten Räubern. Die Liebesklage des Cecco da Varlungho, und Maso da Lecore, der seine Braut heimführt, No. 52. und 53. sind in Florentinischer Bauernsprache, aber doch von gelehrter Hand geschriebene Idyllen; das Volksthümliche darin ist also nicht ursprünglich, sondern in der Reflexion aufgefafst und nachgebildet, ungefähr wie in unseren Hebelschen Gedichten, die aber bei weitem poetischer und doch zuletzt keine Volksgedichte sind.

N. 55. ist die schreckliche (im Volksbuche heifst sie eine „neue und sehr schöne") Geschichte von der grausamen Violante, die ihren eignen Sohn zur Blutschande verführt, und aus Liebe zu ihm ihren Mann ermorden läfst. Derselbe Sohn verführt dann auch seine Schwester; die beiden Kinder, die hieraus entstehen, werden von ihren Müttern verbrannt. Alle diese Verbrechen werden entdeckt, und die drei Verbrecher hingerichtet. Dieser Inhalt, in sehr hochtrabende achtzeilige Stanzen pomphaft eingekleidet und mit moralischen Betrachtungen vermischt, hat kein anderes Interesse, als das der in ihm liegenden Scheufslichkeit. Dies mag für ein ungebildetes, nach starken Eindrücken begieriges Volk allerdings anziehend seyn: volksthümliche Poesie liegt aber keinesweges darin, vielmehr ist hier nur ein gräfslicher Stoff einem nicht ungeschickten und mit dem hohen Styl des italienischen Epos vertrauten Versemacher in die Hände gefallen, der ihn in dieser Form gangbar machte.

N. 56. führt den Titel: „Anmuthiger Contrast zwischen den Städten Neapel und Venedig." Apoll, der das Hochzeitfest des Kaisers Leopold mit einer spanischen Prinzessin feiern will, ladet alle italienischen Städte zu einem glänzenden Feste. Auch die vornehmsten Dichter Italiens erscheinen, und nachdem Berni auf Apollons Geheifs einige burleske Lieder vorgetragen, bittet Neapel um Erlaubnifs, mit Venedig in einem Wettgesange auftreten zu dürfen, in welchem jede dieser Städte abwechselnd in einer Oktave ihre eignen Vorzüge und Herrlichkeiten hervorhebt, bis sie dann endlich am Schlufs auch gegenseitig ihre Trefflichkeit einander rühmend zugestehen; die ganze Gesellschaft bricht in den lautesten Beifallsjubel aus; Braten, Torten, Pasteten und Confekte werden vom Balkon herab dem unten sich neugierig drängenden Volke zugeworfen. Auch der Dichter sucht einen Leckerbissen von Apollos Tafel zu erhaschen, mufs jedoch mit einem zerbrochenen Teller, der ihm an den Kopf fliegt, abziehen *). Das Gedicht ist geistreich, anmuthig und launig, aber, wie das vorhergehende, ganz in der vornehmen Sprache der italienischen Stanzenpoesie gedichtet, voll von mythologischer, literarischer und anderer Gelehrsamkeit, und also in keiner Beziehung als Volksgedicht zu betrachten. Dasselbe gilt von dem unter N. 57. mitgetheilten bekannten Gedichte: „Orpheus mit der sanften Leyer." Die bekannte Fabel ist hier als ein kleines Epos behandelt, und der Dichter hat den Styl der berühmten italienischen Epiker, freilich mit einem schwachen Bestreben, und geringem Erfolge zu erreichen gesucht.

Im allgemeinen dürfen wir wohl dadurch, dafs diese Gedichte ihrer äufseren Form nach als Volksbücher erscheinen, uns über ihren Werth und Ursprung nicht irre führen lassen.

*) Im Vorbeigehen müssen wir hier auf einen Druckfehler aufmerksam machen. S. 173. Z. 1. v. u. mufs statt *Dappi* offenbar *Napoli* gelesen werden. Bei dem Abdruck aus solchen von Druckfehlern wimmelnden Volksbüchern ist grofse Aufmerksamkeit auf den Text erforderlich.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Egeria. Sammlung italienischer Volkslieder, aus mündlicher Ueberlieferung und fliegenden Blättern, begonnen von Wilhelm Müller, vollendet, nach dessen Tode herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. O. L. B. Wolff, Prof. am Gymnasium zu Weimar.

(Schluſs.)

Der Buchhandel ist in Italien gedrückt, unbehülflich und beschränkt. Es fehlt an Leihbibliotheken, Lesezimmern, Lesezirkeln und anderen solchen Instituten. Die Bücher sind theuer; der Mittelstand ist arm, und hat doch auch sein literarisches Bedürfniſs. Natürlich wird von untergeordneten Literaten auf diese Weise für die Befriedigung desselben gearbeitet. Diese Bücher sind Volksbücher, weil sie wohlfeil sind. Literatur und Poesie nehmen die wunderlichsten Wege, um die Masse zu durchdringen. Während sie bei einem Volke von der geringeren Classe ausgehen, und von da aus veredelt und gereinigt, oft auch verbildet, zu den höheren Ständen hinaufsteigen, gehen sie bei einem anderen von den höheren Classen allmählig abwärts bis zu den untersten Stufen. Darum möchten wir den gröſsten Theil dieser Produkte nicht eben als Volksdichtungen gelten lassen. Unsere Literatur scheint jetzt vermittelst der Zweigroschenausgaben einen ähnlichen Weg zu gehen, und doch werden wir die Walter Scottschen Romane nicht Volksbücher nennen, wenn gleich sie ihren Weg in die Vorzimmer, Handwerksstuben und Obstbuden schon gefunden haben, und auf dem Kutschbock des herumfahrenden Arztes, während dieser seinen Krankenbesuch macht, von dem eifrigsten Leser verschlungen werden.

Von den in der sechsten Abtheilung mitgetheilten Gedichten in den von der Büchersprache sehr abweichenden Dialekten gilt im Allgemeinen das oben schon angeführte. Einige darunter sind ächte, sehr artige, mehr oder minder bekannte Volkslieder, die wir gern beisammen finden, andere von geringerem Werthe, sind als Volkslieder gleichwohl willkommen. Von mehreren, wenngleich ganz artigen, Dichtungen, möchten wir gänzlich bestreiten, daſs sie Volkslieder sind. Daſs der Herausgeber, um Proben des Bergamaskischen und Calabresischen Dialektes zu geben, mehrere in diese Dialekte übertragene Stellen aus Tasso's befreitem Jerusalem aufgenommen hat, können wir nicht billigen, da die Verbreitung der Kenntniſs der italienischen Dialekte ein dem Buche fremder Zweck zu seyn scheint, der auf einem ganz anderen Wege zu verfolgen seyn würde, so wie wir auch die Aufnahme vieler ganz unbedeutender und werthloser Dichtungen, blos um die aufgestellten Rubriken zu füllen, keinesweges gutheiſsen können.

Noch haben wir zu bemerken, daſs diejenigen der hier mitgetheilten Lieder, welche in den von der Büchersprache sehr abweichenden Dialekten geschrieben sind, viel sorgfältigerer und reichlicher gespendeter Erläuterungen bedurft hätten, als ihnen von dem Herausg. mitgegeben worden sind. Das Buch ist nicht für den tieferen Kenner der italienischen Sprache, nicht für den Gelehrten allein geschrieben, der sich bei Schwierigkeiten allenfalls Rath zu schaffen weiſs. Es kommt aber eine Menge von Redensarten, Ausdrücken und Wörtern darin vor, bei denen man von allen Wörterbüchern und Hülfsmitteln verlassen wird, und die, bei der groſsen Menge und Abweichung der italienischen Dialekte, selbst von gebildeten Italienern gewiſs nicht ohne Erklärung verstanden werden. Die mitgetheilte Fernowsche Tafel der Dialekte und die vom Herausgeber hinzugefügten Noten sind aber bei weitem nicht zureichend, manche derselben dagegen wieder unnöthig.

Im Ganzen ist die Unternehmung, wiewohl ihr an Reichthum und Zweckmäſsigkeit noch vieles fehlt, dennoch löblich. Sie eröffnet uns einen schätzbaren Blick

Digitized by Google

in Poesie und Volksleben der Italiener, und der Herausg. hat sich um die Kenntnifs beider durch die Erhaltung, Ergänzung und Bekanntmachung dieses Müllerschen Nachlasses, wenn auch nur anregend und anknüpfend, kein geringes Verdienst erworben. Wir wünschen ihr daher eine günstige Aufnahme, wodurch künftige Fortschritte auf diesem Wege erleichtert werden würden. Bei einer sehr anständigen äufseren Ausstattung und verhältnifsmäfsig geringem Preise enthält sie viel Reizendes und Beachtenswerthes, was der Freund dieser Literatur ohne sie entbehren oder nur mühsam zusammenbringen würde, und ist ihm also eine willkommene Gabe, für welche dem Herausg. der was ihm zu Gebote stand bereitwillig und fleifsig darbot, Dank gebührt. Auch die Musikbeilagen sind eine angenehme Zugabe.

Wilhelm Neumann.

LXVI.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. Von Friedrich Christoph Schlosser. Ersten Theils dritte Abtheilung. S. IV. 444. Zweiten Theils erste Abtheilung. S. VIII. 494. Frankfurt am Main bei Franz Varrentrapp. 1828.

Ref. ist nicht der Meinung, dafs eine Universalgeschichte, auch nur des Alterthums, zu schreiben, jetzt noch unmöglich oder des gelehrten Historikers unwürdig sey. Es wird nie gelingen, alle Lücken auszufüllen und alles Zweifelhafte festzustellen, während mit jedem Jahre der Stoff sich vermehrt, und dessen Verarbeitung und Uebersicht schwieriger und wünschenswerther wird. Auch vermag es nicht jeder, eine solche Uebersicht zu geben, welche dem Laien nützt, den Kundigen befriedigt und die Wissenschaft fördert; worin die Wahrheit, so viel als möglich, durch eigenes Quellen-Studium verbürgt, mit richtigem Urtheil das Wichtigste ausgewählt, und nicht in abgerissenen, verbindungslosen Momenten, sondern im Zusammenhange, nicht in einem erkünstelten oder erträumten, sondern im geschichtlichen dargestellt ist, worin endlich für den, welcher tiefer eindringen will, die tüchtigsten Führer nachgewiesen werden. Bei dem Werke, dessen Fortsetzung anzuzeigen Ref. beauftragt ist, läfst schon der Name des berühmten Verfassers erwarten, dafs den Forderungen, welche an eine Universalgeschichte gemacht werden, in einem vorzüglichen Grade genügt sey. Er kennt und ehrt die Quellen; seine Wahrheitsliebe und Besonnenheit bewahrt ihn vor den Gefahren der Hyperkritik, welche die Urkunden der Geschichte zur Seite schiebt, und ihre Urheber wie Schulknaben geisselt; auch will er nicht dadurch Unerhörtes leisten, dafs er dem Leben die Gesetze seiner innern und äufsern Entwickelung aufdringt, denn er weifs, dafs der Geschichtschreiber auf das Wirkliche angewiesen ist, und dafs sich ihm ein unendliches Feld zur Kräfteübung in der Aufgabe eröffnet, dieses Wirkliche und dessen inneren Verband zu entdecken; bei einer seltenen Gelehrsamkeit ist er des traurigen Behelfs überhoben, Triviales und Allbekanntes mit einem rhetorischen oder philosophischen Uebergusse als Neues und Tiefgedachtes darzubieten; seine Sprache ist edel, einfach und klar, und er geht auf die Sache ein, weil er bis zum Einzelnen und Geringsten hinab mit ihr vertraut ist; ja es ist unverkennbar seine Absicht, die bisher wenig oder gar nicht beachteten Seiten der Dinge uns vorzugsweise zuzuwenden, welches ihm in dem Mafse gelungen ist, dafs man in jedem Abschnitte durch neue und überraschende Ansichten gefesselt wird.

Die äufsere Fassung des Werkes verdient in so fern weniger Beifall, als es in den Unterabtheilungen fast ganz an Absätzen fehlt. Der Hr. Vf. hat dadurch Raum ersparen wollen; allein der Mangel an Ruhepuncten erregt ein unangenehmes Gefühl und erschwert es ohnerachtet der Ueberschriften auch dem aufmerksamsten Leser, das Einzelne wieder zu finden. Oft ist in derselben Zeile der Uebergang von einem Staate zum andern gemacht, welches da nicht der Fall seyn sollte, wo uns so viele und so verschiedenartige Massen vorgeführt werden und die Anordnung zum Theil von der Willkühr des Geschichtschreibers abhängt. Auch kann Ref. in einer Geschichte der alten Welt solche Ausdrücke nicht billigen, welche als Bezeichnungen von Amt und Stand von den Neuern entlehnt sind, z. B. Generaladjutant, Feldwebel, Gefreiter, Kammerherr, Abt und Baron. Das Alterthum hatte allerdings von dem Allen etwas Aehnliches, und die Aehnlichkeit wird hier mit Einem Worte angedeutet, die weit gröfsere Verschiedenheit aber zwischen den Aemtern und Ständen der alten und neuern Zeit in Hinsicht auf Wahl, Dauer,

Digitized by Google

Besoldung, Insignien, Rechte und Pflichten wird durch den gleichen Ausdruck für Beide völlig verwischt. Wir sind ohnehin in Gefahr, mit den Namen auch die Verhältnisse der germanischen Welt in die alte hineingetragen zu sehen. Weiſs auch ein Schlosser, welchem die Geschichte der verschiedensten Zeiten so viele Aufschlüsse verdankt, sehr wohl, was er will, so ist doch eben bei einem Gelehrten von Ruf das *imitatorum servum pecus* zu fürchten, welches nie nachahmt, ohne zu übertreiben und das Schielende in entschieden Falsches zu verwandeln.

Die vorliegenden Abtheilungen der universalhistorischen Uebersicht umfassen den Zeitraum von Philipp von Macedonien bis zum Ende des ersten punischen Kriegs, und zwar findet sich in der dritten des ersten Theils der Schluſs des vierten Abschnittes, oder der Geschichte der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa, in zwei Capiteln: das fünfte betrifft die Zeiten Philipps und Alexanders, und das sechste die Geschichte der Nachfolger Alexanders bis zur Schlacht bei Ipsus. Die Cultur- und Literatur-Geschichte ist in besondern §§. vorgetragen.

Im fünften Capitel verbreitet sich der Hr. Vf. zunächst über die Stellung und Bedeutung von Rhodus und Syracus zur Zeit der macedonischen Weltherrschaft. Die Insel Rhodus erhielt erst eine politische Wichtigkeit, seit es eine Stadt ihres Namens gab, welche gegen Ende des peloponnesischen Kriegs, nach Diodors unverbürgter Nachricht 411 v. Chr. auf dieselbe Art entstand, wie besonders in aufgeregten Zeiten häufig Städte in Griechenland entstanden, oder an Umfang und Macht gewannen, wenn nämlich Furcht oder Herrschsucht die Bewohner von mehrern kleinern Orten vereinigte. In kurzem gelangte Rhodus zu einer beträchtlichen Seemacht; seine Lage, das Hinsterben des persischen Staates, die Erschlaffung und Zerrüttung der griechischen auf dem Festlande begünstigte die Betriebsamkeit seiner Einwohner. Es bereicherte sich und rang nach Selbstständigkeit, ohne je ganz unabhängig zu seyn. Gerade seine Schutzwehr wurde sein Verderben; denn es muſste den gröſsern Staaten mit seiner Flotte fröhnen, und versuchte selten mit Gewalt, meistens durch List und Bündnisse, oder durch Friedens-Vermittlung sich ihnen zu entwinden, eine zweideutige Rolle, wodurch es sich nur noch mehr verstrickte. In Sicilien wurden die Griechen durch eigene Schuld die Beute ihrer Feinde. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen darüber erzählt der Hr. Vf. mit tiefer Einsicht in die Verhältnisse der beiden Völker die Geschichte der Syracusaner und ihrer Kriege mit den Carthagern vom ersten Dionys bis auf Agathokles. Nur der wird die äuſsern Erscheinungen, welche hier in Betrachtung kommen, richtig beurtheilen, welchem das Wesen der griechischen Tyrannis völlig klar geworden ist; denn durch sie wurde in diesem Zeitraume das staatsbürgerliche Leben der Griechen in Sicilien gröſstentheils bedingt. Sie taumelten aus einem Joche in das andere; was in der Mitte lag, war Uebergang zur Tyrannis oder Folge davon, ein feuriges Verlangen nach Freiheit aber die Ursach von Allem, weil jeder sich persönlich oder in und mit seinem Stande so frei als möglich bewegen wollte, ohne der allgemeinen Freiheit Opfer zu bringen. Darum hatte die Persönlichkeit und Handlungsweise des Herrschers auf die Gesinnungen seiner Unterthanen gegen ihn keinen Einfluſs. Ihr unauslöschlicher Haſs gegen ihn hatte den ersten Grund in der Beschämung, welche sie empfanden, wenn sie sich durch den Arglistigen getäuscht sahen, der sie vor äuſsern Feinden zu schützen, oder die Entwürfe ehrgeiziger Bürger zu vereiteln versprochen, und so mit ihrer Hülfe, ohne daſs sie es ahndeten, sich einen Thron erbaut hatte. Die Art folglich, wie sie dienstbar wurden, verletzte ihre Eitelkeit; um so mehr, da sie gewohnt waren, über Staatsangelegenheiten in den Volkversammlungen zu sprechen, oder doch zu schwatzen und zu stimmen, und sich daher klug zu seyn dünkten. Dann aber gaben ihre Gesetze und öffentlichen Einrichtungen ihrem Hasse stets neue Nahrung; die Tyrannen lieſsen sie meistens bestehen; sie waren auf eine ganz andere Verwaltung berechnet, wurden wesenlose Formen, und erinnerten unaufhörlich daran, daſs es nicht so, und wie es seyn sollte. Dem Herrscher blieb nur Ein Mittel übrig, die Gemüther zu versöhnen: es hieſs Entsagung, und gerade dieses Mittel schloſs der Ehrgeiz aus, welcher eben das widrige Verhältniſs geschaffen hatte. Nur unter dem Schutze von Burgen und Söldnern konnte es fortbestehen, wie auch der Beste begriff. Er verlor damit seine sittliche Freiheit. Denn um seine Beschützer zu unterhalten, die nicht geringe Ansprüche machten, weil sie theils selbst in einer gefahrvollen Lage waren, theils sein Schicksal in ihrer Hand hatten, muſste er rauben und erpressen; Verbannung und Mord waren in sol-

Digitized by Google

chen Staaten weit öfter eine Folge der Nothwendigkeit, über viel herrenloses Gut zu verfügen, als Aeufserungen eines mifstrauischen oder grausamen Characters. Demnach war jede Tyrannis eine militärische Herrschaft, wie der H. Vf. sie nennt, und in ihrem Wesen lag ein Fluch, welchen die Gesinnungen des Machthabers nur mildern oder erhöhen konnten. Am deutlichsten erkennt man diefs in der Geschichte von Syracus.

Wird man nun bei der äufsern Nöthigung zum Unrecht, welche von der angemafsten Gewalt unzertrennlich war, über den Tyrannen als Mensehen mit besonderer Vorsicht urtheilen, obgleich ihn immer der Vorwurf trifft, dafs er eine solche Gewalt begehrt, und, selbst wenn er sie ererbte, nicht verschmäht hatte, so kann man doch keineswegs Icetas, dem Dynasten von Leontini und Dionys dem Zweiten „einigen Anspruch auf Bewunderung" zugestehen. Jener stammte aus Syracus und wurde von ihm zum Anführer gegen Dionys und die Carthager gewählt; er schickte mit Syracus Gesandte nach Corinth, dort Hülfe zu suchen, und in derselben Zeit unterhandelte er mit Carthago, welches ihm den Besitz von Syracus verschaffen sollte. Nach Timoleon's Ankunft bot er alles auf, den Zweck seiner Sendung zu vereiteln; er versuchte selbst Meuchelmord, und es erging nur ein gerechtes Gericht, als man ihn, der überdiefs Dion's Gemahlinn, Schwester und unmündigen Sohn hatte ins Meer werfen lassen, nach seiner Gefangennehmung tödtete. Die Grausamkeit der Syracusaner gegen seine Familie billigt auch Plutarch nicht. Dionys ferner ergab sich an Timoleon aus Fürsorge für sein Reich, damit es nicht eine carthagische Provinz würde? er, der schon früher mit Söldnern sein Volk bekriegt, der seine zehnjährige Verbannung nur dazu benutzt hatte, zu einem neuen Angriffe Kräfte zu sammeln, und voll Wuth und Rachgier zurückgekehrt war? (Plut. Timol. 1.) Er ergab sich, weil er nur dadurch einem schmachvollen Tode entgehen konnte.

In der Einleitung zur Geschichte Philipps von Macedonien werden die Verdienste des Archelaus hervorgehoben, vor welchem aber nicht sieben, sondern acht Könige regierten, wenn man auch von den mythischen absieht. Herodot konnte nur sieben nennen; (8, 137, 139) Alexander, dem siebenten, folgte Perdiccas 2. der unmittelbare Vorgänger des Archelaus. Thucyd. 1, 58. Diodor. Sic. 12, 34. Bei Justin 7, 2—5 ist das Verzeichnifs sehr unvollständig, mag die Schuld ihm oder Trogus beizumessen seyn; er übergeht Alcetas und sogar Archelaus selbst. Solche Unterlassungs-Sünden kommen bei ihm weit häufiger vor, als falsche Nachrichten. Daher ist es sehr zu billigen, dafs der Herr Verf. sein Zeugnifs, nach welchem der dritte Perdiccas auf Anstiften seiner eigenen Mutter Eurydice getödtet wurde, nicht unbedingt verwirft, zumal da Diodor (16. 2.) sich über die Todesart des Königs sehr zweideutig äufsert. Auch wird man zugeben, dafs es schwer ist, die Begebenheiten unter der Regierung der beiden ältern Brüder Philipps und seine Jugend-Geschichte nach der Zeitfolge zu ordnen, oder auch nur die Thatsachen genau zu ermitteln. Schon Athenäus verzweifelte daran. (11. 506.) Was aber Philipps Aufenthalt in Theben betrifft, so scheint gerade eine Stelle bei Diodor (16. 2.) welche übrigens viel Ungereimtes enthält, in Verbindung mit Justin 7. 5. darüber Aufschlufs zu geben. Nach beiden Schriftstellern wurde er als Geifsel den Illyriern überliefert; nach dem ersten von seinem Vater Amyntas, nach Justin von seinem ältesten Bruder Alexander, welcher ihn später in derselben Eigenschaft nach Theben geschickt habe. Es ist demnach glaublich, dafs er zweimal als Geifsel über die Gränzen ging: zuerst nach Illyrien, dann nach Theben; dafs der Gewährsmann des Diodor diefs nicht unterschied und defshalb berichtete, die Illyrier haben ihn den Thebanern übergeben, mit welchen sie in keine Berührung kamen; dafs aber auch Trogus irrt, wenn er alles Alexander zuschreibt, während Amyntas mit den Illyriern Krieg führte.

Das Folgende enthält eine sehr befriedigende Darstellung der schlauen und besonnenen Politik, mit welcher Philipp von Anfang die Unterjochung der Griechen vorbereitete. Es tritt deutlich hervor, warum alle ihre politischen Sünden gerade durch Macedonien, und gerade durch diesen König von Macedonien bestraft wurden. Zugleich dringt sich hier schon die Bemerkung auf, dafs noch kein Geschichtschreiber den Athenäus in dem Maafse benutzt hat, als der Hr. Verf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. Von Friedrich Christoph Schlosser. Ersten Theils dritte Abtheilung. S. IV. 444. Zweiten Theils erste Abtheilung. S. VIII. 494.

(Fortsetzung.)

Die Ausbeute mufste besonders für die Theile seines Werkes bedeutend sein, in welchen er Sitten und Charactere schildert. Allein die Deipnosophisten lieben üble Nachrede, und es scheint, als ob ihnen mitunter zuviel Glauben geschenkt sei, obgleich namentlich Theopomp's Schmähsucht gerügt wird. „Was Philipps Trunkenheit betrifft, so erzählt Theopomp, der ihn über seine Neigung zum Trunk heftig tadelt, dafs er sich auf die Nüchternheit seines Antipater verlassen habe, wenn er zur Unzeit dem Weine gefröhnt, so wie es uns berichtet, dafs er den Anblick des Antipater gescheut, wenn er zur Unzeit die Sänger, Tänzer, Lustigmacher und Spieler, die den entarteten griechischen Patriciern und seinen eigenen Leuten den Aufenthalt an seinem Hofe so angenehm machten, vor sich gelassen.“ Der Beweis vom Gegentheile liegt in der Geschichte. Sie zeigt uns nicht das Bild eines Trunkenboldes, sondern eines Fürsten, der mit einer seltenen Ruhe und Klarheit weit hinausgehende Pläne entwarf, sich dadurch selbst einen festen Gang vorzeichnete und nur zu nüchtern dabei beharrte; der es wie kein Anderer seiner Zeit verstand, seine Gedanken zu verbergen und fremde zu errathen, Schwächen zu erspähen, Kräfte zu theilen, die Umstände zu benutzen, auf Alles vorbereitet zu sein und den Feind stets zu überraschen, im Unglück Fassung, im Glück Mäfsigung zu beweisen; der endlich, ohne despotisch über Asiaten zu herrschen, vom Heere die beschwerlichsten Uebungen und jede Art von Anstrengung und von seinen Grofsen gerade in jener Beziehung eine entschiedene Selbstverläugnung forderte, sie aus dem Lager entfernte, wenn sie sich nicht fügten. *Fuit rex armorum quam conviviorum apparatibus studiosior*, sagt Trogus, (Justin 9, 8.) wogegen jene Nachricht bei Athenäus eins von den Mährchen ist, wodurch die Griechen als Opfer der Wachsamkeit und Arglist des Königs sich zu rächen suchten. Theopomp läfst ihn auch nach der Schlacht bei Chäronea schwelgen, aber erst, als die attischen Gesandten abgetreten waren; (Athen. 10, 435) nach Diodor (16, 87) ging er berauscht zu den Gefangenen, sie zu verhöhnen, und nur auf Demades freimüthige Mahnung: Du bist geboren, ein Agamemnon zu sein, und würdigst Dich zu einem Thersites herab, warf er die Kränze weg, und zeigte sich, plötzlich nüchtern, als ein milder und hochherziger Sieger; freilich wohl, da er zu allen Zeiten die Ketten der Griechen zu vergolden suchte und nur jetzt in der Trunkenheit aus seiner sonst ganz gut durchgeführten Rolle fiel. In dem §. welcher Leben und Staat überschrieben ist, kommt der Hr. Verf. auf Philipp und seine Monarchie zurück. Man findet hier inhaltschwere Worte über die Bildung und Verfassung und über das Kriegswesen der Macedonier. Sie beurkunden den viel belesenen und denkenden Historiker, der geistvolle Ansichten mit geschichtlicher Wahrheit zu vereinigen weifs. Wo diese Grundlage fehlt, da erhält man Gemälde, wie Montesquieu sie unter andern vom asiatischen Despotismus giebt, ein Trugbild mit glänzenden Farben, dessen Gegenstand man in der Wirklichkeit vergebens sucht.

In der Geschichte Alexander's beachtet der Herr Verf. mit grofser Umsicht den Werth der Quellen, aus welchen sie hervorgegangen ist. Eine Aufzählung der Schriftsteller mit Angabe des Geburtsortes und des Zeitalters konnte nicht genügen; es mufste gezeigt werden, in welchem Verhältnisse die Männer zu Alexander standen, deren Schriften die Geschichtschreiber benutzt haben, welche wir besitzen, und diefs ist geschehen. Phi-

Digitized by Google

lipp kennen wir insbesondere durch seine Feinde oder durch solche, welche ihnen nacherzählen; Alexander dagegen durch die Werke seiner Feldherrn oder feiler Gelehrten, mit welchen er sich auf seinen Zügen in Asien umgab; die Gröfse des gefeierten Helden verlockte Viele, sich an sie anzuschliefsen, ohne durch Sachkenntnifs und Wahrheitsliebe dazu berufen zu sein. Ein Callisthenes, Clitarch und Onesicritus, welchen die Alten zum Theil gefolgt sind, würden der Kritik ihr Geschäft noch weit mehr erschweren, wenn nicht Arrian seine Gewährsmänner besser gewählt hätte. Zu der Entartung Alexander's trugen aber Callisthenes, Lysimachus, Anaxarchus und andere Schmeichler weit weniger bei, als es nach den Aeufserungen des Hrn. Verfs. scheinen könnte. Diese kleinen Seelen konnten mit höfischen Sophistereien seine Verirrungen beschönigen und ihn darin bestärken, die Ursach seiner Entartung war sein Glück, und nie sank er so tief, als es die Mährchen besagen, welche besonders über die letzten Tage seines Lebens verbreitet, und zum Theil von Arrian auf eine überzeugende Art widerlegt sind. Solche Riesenkraft mufs Riesenwerke zerstören, sonst wendet sie sich gegen sich selbst. Die Gröfse des Königs überhaupt hat nie mehr Anerkennung gefunden, als wenn Livius (9. 18) mit einem verächtlichen Seitenblicke auf die griechischen Geschichtschreiber die Thaten des ganzen römischen Volkes gegen die Thaten dieses Einen in die Wagschaale legt, um zu zeigen, dafs auf der Seite der Römer das Uebergewicht sei. Alexander vermittelte den Uebergang von der alten zur neuen Zeit. Nach seiner Absicht sollte die Geschlossenheit der Völker aufhören; alle sollten nicht blofs Einem gehorchen, sondern auch in ihrer Bildung auf gleicher Linie stehen. Er erreichte diefs nicht, aber er bereitete es vor. Sein Reich zerfiel; die alten Staaten, aus welchen es bestand, waren zerrissen, geschwächt, die neuen hatten von Anfang den Keim des Todes in sich, sie lebten nur ein Scheinleben in stetem Kampfe mit einander und unter Dynastien, welche mit fremder Sprache und Sitte ihnen aufgedrungen waren und von ihren Stiftern nur die Laster Asiens ererbten. Rom vernichtete sie; es wollte nur eine politische Einheit; sie begünstigte aber die Einheit in der Religion, welche das Christenthum bezweckt, zumal da seit Alexander, schon vor der äufsern Verbindung der Völker im Reiche der Römer, die philosophischen und religiösen Ideen in einander flossen. Diese geistige Gährung machte an sich gegen das Alte gleichgültig, und man warf es von sich, als man endlich zu der Ueberzeugung gelangte, dafs aus dem todten Element nichts Lebendiges und Gesundes sich ausscheiden könne, nichts, was Trost zu geben vermöge in trostloser Zeit.

Später wird Alexander im Verhältnisse zu seiner Zeit dargestellt, und sein Einflufs auf Kunst, Gewerbe und Literatur. Die schnelle Entartung der Macedonier wird aus ihrem plötzlichen Uebergange von einem halbcivilisirten Zustande zur Ueberfeinerung erklärt. Ist hier aber nicht etwas vorausgesetzt, welches so früh und in dem Grade nicht Statt fand? bis in die spätesten Zeiten, auch unter Fürsten, welche nicht von Alexander stammten, bemerkt man als Hauptzüge im Character der Macedonier eine treue Ergebenheit gegen das regierende Haus, Sinn für Recht, z. B. bei Erbfolgestreitigkeiten, kriegerischen Muth und ein edles, männliches Selbstgefühl. Ihre Regenten in Syrien, Aegypten u. s. w. waren bis auf einige Ausnahmen ihrer nicht werth. Um übrigens „Alexander's Verhältnifs zur persischen Ueppigkeit und griechischen Einfalt" anschaulich zu machen, bringt der Hr. Verf. Einiges über die persische Hofhaltung bei, insbesondere nach Athenäus und Polyän. Auch diese kurze Episode enthält eine Menge feiner, lehrreicher und höchst interessanter Bemerkungen, welchen ein eben so gelungenes Gemälde des macedonischen Hofes folgt, wie er sich unter Alexander in Asien gestaltete.

Das sechste Capitel, mit der Ueberschrift: „Geschichte der Griechen in Asien und Europa bis auf Antigonus des Einäugigen Tod," zerfällt wieder in drei §§., welche durch die Ermordung des Perdiccas, des jungen Königs Alexander und seiner Mutter, und durch die Schlacht bei Ipsus begränzt werden. Eine lichtvolle Darstellung ist in diesem Theile der macedonischen Geschichte mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, und es verdient eine um so lebhaftere Anerkennung, dafs der Hr. Verf. sie glücklich überwunden hat. Es giebt kein Regentenhaus oder Hauptland, an welches man den Faden der Erzählung anknüpfen könnte. Die Verwandten Alexander's führten das Ruder nur eine kurze Zeit und nur dem Namen nach, oder sie fanden den Tod, während sie den Arm nach ihm ausstreckten, und nicht das fernliegende Macedonien, sondern die Macedonier verfügten über Thron und Herrschaft; sie aber

Digitized by Google

standen zerstreut in den verschiedensten Heeren. Eine ungeheure Ländermasse war feil; den alten Besitzstand herzustellen war unmöglich, einen neuen zu schaffen die Aufgabe, und sie konnte nur auf Schlachtfeldern gelös't werden; mit dem Erfolge der Waffen veränderte er sich jeden Augenblick; während man versucht wird, ihn in irgend einer Gestaltung festzuhalten, hat schon wieder ein Wechsel Statt gefunden, und dieser wirkt immer auf drei Welttheile zurück. Die Anordnung ergiebt sich daher nicht von selbst. Dagegen erkennt man leicht den allgemeinen Character dieser Zeit: der Krieger herrschte; er sprach von Rechten, aber sein Schwerdt schuf und vernichtete sie; wer Kraft in sich fühlte, trat in seine Reihen, denn aufserhalb gab es nur Knechtschaft, und im fortwährenden Kampfe, nicht gegen Horden oder verweichlichte Asiaten, sondern gegen ebenbürtige, sieggewohnte Schaaren, erwarb er sich eine Kenntnifs und Fertigkeit in seinem Berufe, wodurch dieser Zeitraum Epoche macht. Sieht man auf das Persönliche der Anführer, so ist ohne Weiteres deutlich, dafs bis auf wenige Ausnahmen der zum Könige geboren war, welcher sich unter einem Alexander dahin erhoben hatte, dafs er um Königreiche werben konnte, und dafs unter Allen wieder Antigonus hervorragte. Er war um so furchtbarer, da er mit gleicher Kraft und Sicherheit zu derselben Zeit in verschiedenen Gegenden zu wirken vermochte; denn sein erster und vorzüglichster Feldherr war sein Sohn, welcher ihm unbedingt gehorchte, die liebsten Pläne aufgab, wenn er ihn abrief. So würde er viel erreicht haben, hätte er nicht alles erreichen wollen: der Entwurf, das Erbe und die eroberten Länder Alexanders unter seinem Zepter zu vereinigen, hatte eine Zersplitterung seiner Streitkräfte und eine Verbindung der übrigen Feldherrn zur Folge, gegen welche er sich um so weniger behauptete, da auch an Stolz, Härte und Arglist kein Anderer ihm gleich kam, und deshalb auch die Völker ihn am meisten hafsten. Seine Nebenbuhler waren nicht eben gemäfsigter; selbst Ptolemäus versuchte in Griechenland zu erobern; sie hatten aber weder in noch aufser sich so viele Hülfsquellen, und mufsten ihre Wünsche bald beschränken. Liebe und Achtung gegen das königliche Haus bestimmte sie nicht; es hatte nur Einen treuen Freund, Eumenes, der nicht einmal aus Macedonien stammte, aber zum Theil deshalb und weil er bei den Grofsen als Günstling des Perdiccas nicht beliebt war, nach dessen Tode im nutzlosen Kampfe gegen Antigonus unterging. Der hochbejahrte und auch geistig schwache Polysperchon unternahm es, für einen Sohn Alexander's den macedonischen Thron wieder aufzurichten, um sich hinter ihm zu verbergen und durch königliche Edicte der Uebermacht Cassander's zu wehren, dann aber beraubte er sich dieses Werkzeugs selbst, und — auf Cassander's Antrag, durch Meuchelmord. Es war nur Zufall, dafs dieser überhaupt die Meisten aus der königlichen Familie tödten liefs, sie waren keinem Andern so hinderlich; unter gleichen Umständen würden die Uebrigen eben so gehandelt haben, wie aufser Polysperchon auch Antigonus in Sardes bewies. Indefs sahen die Alten in dem schrecklichen Tode des Königsmörders und in dem eben so schrecklichen Schicksale der Seinigen eine Vergeltung. (Pausan. 9, 7).

Am verderblichsten wurden aber diese politischen Stürme durch ihren Einflufs auf das Glück und auf den sittlichen Zustand der Völker, insbesondere der Griechen. Die Kriegführenden erwarteten und verlangten überall als Befreier empfangen zu werden, folglich eine Auflehnung gegen den jedesmaligen Herrscher, und man war auch in der Regel dazu bereit, weil das Joch, welches gerade auf einem Volke lastete, ihm das drückendste zu seyn schien. Die Befreier wollten geehrt seyn, und man fühlte sich dazu gedrungen, und überbot sich in sklavischen Schmeicheleien, weil man das Bewustseyn hatte, sich nicht selbst retten zu können. Bald wurde es eben so fühlbar, dafs nur ein Dränger an die Stelle des andern getreten sey; ein dritter näherte sich mit gleichen Ansprüchen und fand gleiche Aufnahme, oder der erste kehrte nach glücklichen Gefechten zurück und bestrafte, was er Abfall und Undank nannte, so dafs man Opfer und Ehrenerweisungen steigerte, um ihn zu versöhnen. Er aber wufste, dafs er nicht auf Treue rechnen dürfe. In diesen Zeiten, wo es für den Länderbesitz keine innere Basis gab, und jeder so weit gebot, als sein Arm reichte, wo eben deshalb oft Eine verlorene Schlacht den Mächtigsten in einen landflüchtigen Abentheurer verwandelte, hatten die festen Plätze eine besondere Wichtigkeit; man legte Besatzungen hinein, und die Einwohner mufsten sie unterhalten. Um diese wenigstens zum Theil zu fesseln und durch innern Zwiespalt zu schwächen, veränderte man die Verfassung, wodurch das Band der Gesellschaft, selbst der Familien, zerrissen und eine blutige Reaction vorbereitet wurde.

Digitized by Google

Antipater schloſs in Athen die Unbegüterten von Aemtern und Volksversammlungen aus; eben so, obgleich mit mehr Mäſsigung sein Sohn Cassander, wogegen Polysperchon die Griechen im Namen der Könige aufforderte, die Regierungsform herzustellen, welche sie unter Philipp und Alexander gehabt hatten; bald erklärte man im allgemeinen Frieden alle Griechen für frei, so daſs den aufgedrungenen Verfassungen neue Erschütterungen drohten. Auch damit begnügte man sich nicht. Tausende von Atheniensern wurden von Antipater mit ihren Familien nach Thracien verbannt, weil sie arm und deshalb bei jener ungünstigen Stellung im Staate ihm gefährlich waren; er wollte sogar die ganze Bevölkerung von Aetolien in eine öde Gegend Asiens versetzen. Dann gebot Polysperchon in jenem königlichen Schreiben, die Verbannten zurückzurufen, und die attischen kamen wirklich zurück, voll Haſs und Rachgier gegen ihre Mitbürger. Gerade so, wie es jetzt behandelt wurde, hatte Athen einst an seinen Unterjochten gehandelt, und wenn Isocrates einst deren Glück pries, so muſste es jetzt selbst die Groſsmuth seiner Unterdrücker preisen. — Demnach gewährt dieser Theil der Geschichte, welchen der Hr. Vf. einen der schwierigsten, dunkelsten und in gewissen Beziehungen mit Recht auch einen der undankbarsten nennt, dem Historiker und dem Psychologen vielfache Belehrung, und das hier besonders mühsame, aber doch auch von Wesseling durch seine Anmerkungen zum 18 — 20. Buche des Diodor sehr erleichterte, Geschäft, die Materialien zu sammeln und zu ordnen, bleibt nicht unbelohnt.

Die erste Abtheilung des zweiten Theils enthält die beiden ersten Capitel des fünften Abschnittes, welcher nicht ganz passend: Zeiten der römischen Herrschaft im Osten und Westen, überschrieben ist. Denn im ersten Capitel wird die Geschichte der griechischen Dynastien seit der Schlacht bei Ipsus und vor der Zeit der Verbindungen Roms mit dem Osten erzählt, oder bis zur Regierung Philipp's des Jüngern von Macedonien. S. 1 — 99. Auch würden diese Dynastien wegen der Abstammung ihrer Stifter richtiger macedonische genannt seyn. Demetrius Poliorcetes gründete das neue Regentenhaus in Macedonien selbst, obgleich er ohne eine Scholle zu besitzen, als Gefangener starb, wogegen das Geschlecht des Lysimachus in Thracien sich nicht behauptete; er fand den Tod in einem Kriege mit Seleucus: die Geschichte dieser beiden Fürsten, welche §. 1. a. vorausgeschickt wird, möchte daher zweckmäſsiger in der macedonischen §. 1. d. und in der syrischen §. 1. b. ihre Stelle gefunden haben, wo ohnehin von ihnen die Rede seyn muſs. Demetrius bewies nach dem Tode des Vaters seine Unfähigkeit, selbstständig eine groſse Rolle zu spielen, wodurch die Geschichte seiner letzten Jahre eine besondere Wichtigkeit erhält, denn sie giebt zugleich Aufschluſs über das Frühere. Er konnte wohl Schlachten gewinnen, und ein ausgezeichnetes Talent für die Kriegs- und Schiffsbaukunst entwickeln, aber groſse militärische und politische Combinationen, Pläne, welche über einen Feldzug, über das Nächste hinausgingen, Umsicht, Ausdauer und Festigkeit erforderten, waren ihm fremd. Auch nach der Niederlage in Phrygien blieben ihm beträchtliche Streitkräfte übrig, eine zahlreiche Flotte und feste Plätze in Asien und Griechenland; er wuſste aber keinen Gebrauch davon zu machen, wurde von den Umständen fortgerissen, erwartete von Heirathen und dann von Meuterei und Meuchelmord sein Glück, und warf sich zuletzt, von Allen gehaſst und verlassen, in die Arme des Seleucus. Dennoch gelangten seine Nachkommen zum Besitze von Macedonien. Sie haben sich durch Einigkeit und reine Sitten vor den übrigen macedonischen Dynastien ausgezeichnet. Zwar findet sich der Fall, daſs ein Vormund seinem Mündel den Thron entriſs und sogar ein Vater seinen Sohn tödtete, aber doch nur, weil dieser bei ihm verläumdet war und für einen Hochverräther galt; Verwandtenmord, Vielweiberei und Blutschande waren nicht an der Ordnung. Dagegen war Lysimachus der erste und letzte Herrscher seines Hauses, weil er gegen Ende seines Lebens seiner Gemahlinn Amastris eine andere, die ehrgeizige und ränkevolle Arsinoe an die Seite setzte, eine Tochter des Ptolemäus Lagi, nicht des Philadelphus, wie Memnon sagt. (*Excerpt. ed. Orell. c. 4.*) Lysimachus tödtete die Söhne der ersten aus einer früheren Ehe wegen Muttermord, und seinen eigenen trefflichen Sohn Agathocles, weil Arsinoe ihren Söhnen den Weg zum Throne bahnen wollte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur. Von Friedrich Christoph Schlosser. Ersten Theils dritte Abtheilung. S. IV. 444. Zweiten Theils erste Abtheilung. S. VIII. 494.

(Schluſs.)

In einem Alter von 77 Jahren warf sich Seleucus zum Beschützer der Unglücklichen auf, welche aus Furcht vor Arsinoe nach Syrien entflohen, oder zu ihm abfielen; es war längst seine Absicht gewesen, auf Kosten des thracischen Königs sein Reich nach Norden hin zu vergröſsern, und dieser verlor als ein 74jähriger Greis Schlacht und Leben gegen ihn.

In der syrischen Geschichte machte sich der Herr Verf. möglichste Kürze zum Gesetze, vielleicht, weil sie ihn am wenigsten ansprach; auch erzählt er sie nach der Anlage seines Werkes nur bis zum Regierungsantritte Antiochus 3.

In einer Hinsicht könnte die Geschichte Syriens ein besonderes Interesse erregen, zumal in unseren Tagen, wo man sich viel mit Indien und mit dessen Einflusse auf die Cultur Europa's beschäftigt. Um zu sichern Ergebnissen zu gelangen, müſste man genauer, als es leider der Fall ist, den Einfluſs Europa's auf das höhere Asien kennen. Nun weiſs man, daſs die Seleuciden eine Zeitlang über Bactrien und Parthien herrschten und wiederholt Feldzüge nach dem Indus unternahmen, wie schon der Erste und nach ihm Antiochus d. Gr. welcher Besatzungen zurückliefs, daſs ferner Seleucia am Tigris, ihre Schöpfung, bei seinem Reichthume und weit verbreiteten Handel auch den geistigen Verkehr zwischen dem Morgen- und Abendlande dauernd vermitteln konnte. Die Forschung wird aber durch mangelhafte und unzuverläſsige Nachrichten überall gehemmt. Es bleibt nur das peinliche Gefühl, daſs hier eine Lücke in der Geschichte ist, welche Vorsicht und Besonnenheit um so mehr zur Pflicht macht, da Indien selbst keine Geschichte hat, nicht zu erwähnen, daſs die Einwirkung der Nestorianer auf den Osten auch noch genauer zu ermitteln ist, ehe man, bei der Aehnlichkeit oder Verwandtschaft gewisser Ideen, Gebräuche und Einrichtungen, darüber entscheiden kann, von welcher Seite die Mittheilung erfolgt sey, und wie weit sie überhaupt Statt gefunden habe, da die Menschen in gar vielen Dingen nothwendig überall zusammen treffen müssen, wie schon ein Blick in die allgemeine Grammatik und in den Catechismus lehrt, welcher bei den Religionen aller Völker zum Grunde liegt.

Die Ptolemäer, deren Geschichte der Hr. Vf. bis zum Tode des dritten erzählt, kann man als Regenten und Krieger sogleich darnach beurtheilen, daſs sie als Erbfeinde der syrischen Monarchie, und im Kampfe mit ihr von den Umständen vielfach begünstigt, doch nie dahin gelangten, sie zu zerstören. Selbst der Besitz von Palästina, Phönicien und Cölesyrien, welche sie als ihr rechtmäſsiges Eigenthum betrachteten, weil sie sich dieser Länder früher bemächtigt hatten, wurde ihnen von den Seleuciden mit glücklichem Erfolge streitig gemacht. Vergebens unterstützten sie Empörer oder Betrüger, welche den syrischen Thron in Anspruch nahmen, und insbesondere die Mächte nördlich vom Taurus, sogar die räuberischen Gallier, weil dort die Kräfte des Nachbarstaates beschäftigt und erschöpft werden sollten. Dieſs war die Politik eines ohnmächtigen und verblendeten Hofes, der bald, statt anzugreifen, selbst Schutz gegen Syrien bedurfte und ihn mit dem Verluste seiner Unabhängigkeit von Rom erkaufte. Aber die ägyptische Geschichte erhält dadurch eine noch gröſsere Wichtigkeit. Man wird in der syrischen fast überall, in der römischen von einer gewissen Zeit an sehr oft auf sie zurückgewiesen. Um so mehr ist es zu beklagen, daſs die Quellen uns so oft verlassen und selbst die Münzen mit ihren unsicheren Bezeichnungen nicht

Digitized by Google

einmal arge Verwechslungen der Könige und der Zeiten haben verhüten können. Um nur ein Beispiel anzuführen, so treten in den besten Commentaren zu den betreffenden römischen Schriftstellern Alexander 1. und 2. häufig einer für den andern auf, welches immer auf die römische Geschichte zurückwirkt.

Die Bemerkung über den ersten Ptolemäer, nach welcher er für einen natürlichen Sohn Philipps galt, obgleich er sich einen Sohn des Lagus nannte, konnte bestimmter gefaſst werden; denn er war wirklich der Sohn des macedonischen Königs, legte aber auf eine ehliche Geburt einen höhern Werth. Für beides giebt es unwiderlegliche Beweise. Daſs sie uns vorenthalten werden, kann dem Universalhistoriker nicht zum Vorwurf gereichen, obgleich in den Noten manches erläutert oder erhärtet wird, welches weniger wichtig sein dürfte, als die Abkunft des neuen Regentenstammes. Auch hätte es wenigstens berührt werden sollen, daſs mehrere Ptolemäer an den Feldzügen Alexanders Theil nahmen, und daſs es selbst bei Arrian oft zweifelhaft bleibt, welcher gemeint sei.

Daſs die Ptolemäer fortwährend auch Griechenland im Auge behielten, um dort dem Einflusse Macedoniens zu wehren, ergiebt sich aus dem folgenden Abschnitte, welcher die Geschichte von Thracien, Macedonien und Griechenland von Pyrrhus bis zum Tode des Antigonus Doson enthält. Als die wichtigsten Ereignisse im östlichen Europa nach dem Abgange des Demetrius Poliorcetes sind die Erhebung seines Geschlechts auf den macedonischen Thron und die Gründung des achäischen Staatenvereins zu betrachten. Dadurch, daſs sich die Darstellung in unserem Werke um diese beiden Pole dreht, ordnet und fügt sich Alles zu einem leichten Ueberblicke. Nach einigen Bemerkungen über die ältere Geschichte von Epirus ist von den Unternehmungen des Pyrrhus gegen Macedonien die Rede, welches er mit wechselndem Glücke dem Demetrius und Lysimachus streitig machte, und zuletzt diesem überließ, um in Italien zu erobern. In seiner Abwesenheit fiel Lysimachus gegen Seleucus Nicator, und Ptolemäus Ceraunus als Beherrscher von Macedonien gegen die Gallier, deren Geschichte, so weit sie hierher gehört, aufgenommen ist. Die Verwirrung, welche sie in Macedonien veranlaſsten, benutzte Antigonus Gonatas, wie sein Name vom Hrn. Verf. richtig geschrieben wird, sich des Landes zu bemächtigen. Zwar kehrte Pyrrhus aus Italien zurück; es gelang ihm, Antigonus zu vertreiben, da er sich aber nach dem Peloponnes wandte, um neue Abentheuer aufzusuchen, fand er dort seinen Tod. Sein Sohn Alexander konnte sich nicht gegen Antigonus behaupten.

Im Kriege mit Pyrrhus, welcher zuletzt im Peloponnes geführt wurde, suchte Antigonus dort, und selbst in Megaris und Attica die Unterjochung der Griechen durch Besatzungen und Tyrannen vorzubereiten. Dieſs beförderte aber die Errichtung des achäischen Bundes durch Aratus, dessen Entwürfe auch die Aetoller nicht vereiteln konnten, obgleich sie sich zu dem Ende an ihre verhaſstesten Feinde, an die Macedonier anschlossen. Gröſsere Gefahren drohten dem Bunde auf der Halbinsel selbst, wodurch er von Macedonien abhängig und in dessen Schicksale verflochten wurde. Bei den Versuchen des Agis und des Cleomenes, die Verfassung Sparta's zu verbessern, ergab sich das Bedürfniſs einer Militärmacht, ohne welche die Oligarchie nicht gestürzt werden konnte. Dieſs erkannte der klügere und vorsichtigere Cleomenes; er sah ein, daſs er Krieg führen und glänzende Thaten verrichten müsse, um ein Heer aufstellen und es mit der Nation an sich fesseln zu können: die Hegemonie Sparta's, die Unterwerfung des Peloponnesses sollte das Mittel werden, seine Gegner zu entwaffnen. Demnach wurde der achäische Bund angefeindet und beschränkt, und weil Aratus nicht Feldherr und nicht geschaffen war, bei groſsen Gefahren in sich selbst Hülfe zu finden, so suchte er sie bei den Macedoniern, nach deren Siege bei Sellasia der Bund nur den Schein der Freiheit behielt und gleichwohl den Kampf mit Sparta fortsetzen muſste.

Im zweiten Capitel, oder in der Geschichte Italien's bis auf die Zeit des ersten punischen Krieges, sah sich der Hr. Verf. genöthigt, anders abzutheilen, als im Vorigen, weil es für die frühere Zeit zu einer getrennten Behandlung an Stoff fehlte. Mit groſser Bescheidenheit äusert er sich in einer Voreinnerung zu diesem Theile seines Werk's über dessen Verhältniſs zu den neuesten Schriften über denselben Gegenstand: er müsse auf sie verweisen und sich mit Andeutungen begnügen, da er sonst genöthigt sei, sie abzuschreiben. Darnach bliebe der Critik kein Geschäft, als etwa zu untersuchen, ob das von Andern Ermittelte richtig wiedergegeben sei, oder es zu rügen, daſs die Acten gleichsam für geschlossen erklärt werden, und in einer Zeit, wo

Digitized by Google

die neuesten Forschungen, insbesondere im rein Geschichtlichen, zum Theil zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen geführt haben. Wenn man sich aber mit jenen Andeutungen näher befreundet, so fühlt man sich gedrungen, den Hrn. Verf. gewissermafsen gegen ihn selbst in Schutz zu nehmen, denn man findet so viel Eigenes, Neues und Treffliches, dafs seine Selbstständigkeit und sein Beruf, über einen neuerlich viel besprochenen Theil der Geschichte seine Stimme auch abzugeben, keineswegs bezweifelt werden kann. Polemik war dabei unvermeidlich, oder, wie in der Anm. S. 284 gesagt wird, der Versuch, einen Weg neben Niebuhr zu finden, sie zeigt sich aber in einer Gestalt, in welcher sie nicht verletzt, und immer Anerkennung der grofsen Verdienste eines hochbegabten Critikers in sich schliefst.

An die politische Geschichte knüpft sich in den einzelnen Abschnitten eine Uebersicht des Cultur-Zustandes der alten Welt. Es kann nicht befremden, wenn an eine Culturgeschichte noch immer die verschiedensten Forderungen gemacht werden, da der Begriff dieser Wissenschaft noch nicht feststeht. Man vergleiche Goguet, Iselin, Hifsmann oder vielmehr Delille, Meiners, Eggers, Lessing, Tetens, Kant, Herder, Adelung, Condorcet, Carus, Jenisch, Buhle, Stark u. a. und man wird sich bald überzeugen, dafs jeder dieser Gelehrten einen andern Standpunct genommen hat. Die Nothwendigkeit, in dem immer gröfser werdenden Reiche der Erscheinungen im Leben der Menschheit das Wesentliche festzuhalten, und gleichsam für die Betrachtung in einen Brennpunct zu sammeln, erkannten oder ahndeten doch die Meisten.

In unserem Werke ist der Cultur-Zustand der Völker unter den Ueberschriften: „Leben und Staat" und „literärische Bildung" geschildert, und zwar ist in diesen Beziehungen in der dritten Abtheilung des ersten Theils von den Völkern im südöstlichen Europa zu Philipp's und Alexander's Zeit die Rede; in der ersten Abtheilung des zweiten Theils von Griechenland und den macedonischen Reichen in der Periode von Alexander bis auf die Zeit der Verbindungen Rom's mit dem Osten, und von den westlichen Völkern bis zum Ende des ersten punischen Krieges. Nach jenen Ueberschriften könnte es scheinen, als habe der Hr. Verf. diesen Theil seines Werkes einseitig oder ohne einen festen Plan bearbeitet; denn das Leben der Völker schliefst das staatsbürgerliche und wissenschaftliche zugleich in sich. Ferner läfst es sich nicht wohl einsehen, warum in coordinirten Abtheilungen die ethnographische und scientifische Methode zugleich befolgt ist, da doch eine nothwendig der andern untergeordnet werden mufste. Es hat unter andern die nachtheilige Folge gehabt, dafs das Gleichartige nicht überall zusammengestellt ist. Mitunter werden auch die Gränzen der Culturgeschichte überschritten, z. B. in der Ausführung über Aristoteles, welche weit über hundert Seiten füllt, und sich auf ein Verzeichnifs seiner Werke, eine Angabe ihres Inhaltes und eine Beurtheilung ihrer Aechtheit ausdehnt. Doch diese Ausstellungen betreffen nur die Form, und wenn Ref. freimüthig ausgesprochen hat, wie fern er sie nicht ganz zweckmäfsig findet, so darf er um so weniger unbemerkt lassen, dafs jene Einseitigkeit nur scheinbar ist, dafs nichts unberührt bleibt, was in diesem Theile der Schrift erörtert werden mufste, dafs ferner die Darstellung, wenn sie zuweilen zu demselben Gegenstande zurückkehrt, doch nie in Wiederholungen besteht, und auch da, wo sie in das Gebiet einer fremden Wissenschaft eingreift, Nutzen und Vergnügen gewährt. Hier ist nicht seichtes Geschwätz mit einem gefälligen Klange, sondern gediegene Gelehrsamkeit, nicht eine Masse von bedeutungslosen Notizen, sondern tiefe Einsicht und philosophischer Geist. Ganz vorzüglich hat den Ref. die Culturgeschichte der Römer angesprochen, wenn auch Einzelnes mit seinen Ansichten streitet; er erinnert sich nicht, etwas Besseres darüber gelesen zu haben.

Das Werk, dessen Anzeige Ref. mit dem aufrichtigen Wunsche schliefst, dafs es dem Hrn. Verf. nicht an Gesundheit und Mufse fehlen möge, es recht bald zu beendigen, wird durch eine Uebersetzung auch unsern westlichen Nachbaren zugänglich werden; höchst erfreulich für jeden, dem die Beförderung eines gründlichen Wissens und die Ehre der Deutschen nicht gleichgültig ist.

Drumann.

LXVII.

Die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers. Julius Caesar und seine Feldzüge in Gallien, nebst einem Vorbericht über die Castrametation und das Kriegswesen der alten Römer, gegründet auf Julius Caesar, Livius, Cornelius Tacitus, Polybius u. Vegetius. Mit Figuren vom römischen Lager nach Lazius u. Du Choul, nebst Abbildungen der römischen Soldaten nach Justus Lipsius u. Du Choul, und nach den Monumenten, welche bei Bonn und Birten (in der Nähe von Xanten) entdeckt wurden; sodann mit der Charte des Broelmann von Gallien zu Caesar's Zeiten, und des Imperators Caesar Abbildung zu Pferde von O. Venius. Von d. K. Pr. Geh. Kriegs- u. Appellations-Gerichtsrath Matth. Simon. Köln b. Du Mont-Schauberg. 1829. 8. XIV. u. 151 S. dazu: Heft der lithographirten Tafeln römischer Antiquitäten. fol. 12 S. u. X Tafeln.

In einer Schrift, welche uns die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers zu geben verspricht, dürfen wir die Berichte des Julius Caesar, von dem die ältesten Nachrichten herrühren, zum Grunde gelegt erwarten; um diese Nachrichten in ihrem Zusammenhange richtig zu verstehen, bedarf es einer erörternden Hinweisung auf Caesar's sämtliche Feldzüge in Gallien, ja selbst die Schilderung der Persönlichkeit des gewaltigen Mannes wird hierbei nicht als Abschweifung erscheinen; und um ein vollständiges Bild von der Art der Kriegführung zu erhalten, mufs ein Vorbericht über die Castrameta-

Digitized by Google

tion und das Kriegswesen der Römer zu Caesar's Zeit sehr erwünscht seyn. Hiernach mufs sich aber Hauptzweck und Nebenabsicht, wie der Titel der Schrift beides verkündet, feststellen, und das Verhältnifs der untergeordneten Theile der Untersuchung zum Ganzen sich bestimmen. Allein diese Anordnung, welche die einzelnen Glieder zum harmonischen Ganzen fügt, die künstlerische Verarbeitung des gewählten Stoffes vermissen wir in der Darstellung, die uns ein ohne Zeit- und Sachfolge neben einander gestelltes Material bietet, welches der kritischen Sichtung, der plangemäfsen Anordnung und sorgfältigen Ausarbeitung noch erst bedarf. Wir wenden uns zu den einzelnen Abtheilungen, worin die Schrift zerfällt.

Aus den Reise-Notizen des Verfassers (I—XIV.). Diese auf einer im Septbr. 1828 am Niederrhein gemachten Reise gesammelten Notizen, die gleichsam als Vorbericht dem Ganzen vorgesetzt, nicht etwa anhangsweise beigefügt sind, stehen in gar keinem innern Zusammenhange zu der nachfolgenden Schrift und enthalten Bemerkungen über Gegenstände des römischen Alterthums, wie des Mittelalters, der Kunst und der Literatur, ohne bedeutend Neues oder auch nur weniger Bekanntes zu liefern.

Das Kriegswesen bei den Römern (S. 1—62.) Auszüge aus den Schriften des *Wilh. du Choul (de la castramétation et discipline militaire)* und *Wolfg. Lazius (de castris Romanis)*, die beide in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. lebten; neuere Untersuchungen über diesen Gegenstand der Militair-Literatur scheinen dem Verfasser unbekannt geblieben zu seyn; eigene Forschung vermissen wir; die Terminologie ist äufserst mangelhaft z. B. wird S. 17. *gladius* durch „Säbel" übersetzt, S. 10. das kurze breite Schwerdt der Römer „ein kurzer spanischer Degen" genannt; die Verschiedenheit der Zeiten, von denen Polybius, Julius Caesar, Livius, Cornelius Tacitus und Vegetius reden, bei dieser Darstellung des römischen Kriegswesens gar nicht berücksichtigt; am allerwenigsten erhalten wir ein Bild, wodurch uns die Feldzüge Caesar's am linken Rheinufer deutlicher würden und darum handelte es sich doch besonders. Sehr störend ist die Ungleichmäfsigkeit, womit die Beweisstellen angeführt werden, bald erhalten wir den römischen Schriftsteller mit (S. 35. 44. 47. 48. 50.), bald ohne Uebersetzung (S. 43.) dann wieder die Uebersetzung ohne Urtext (S. 43. 84.); doch bei weitem schlimmer sind solche Citate: (S. 144.) „Tacitus sagt nämlich, dafs Germanicus auf dem Kanal, den sein Vater hatte graben lassen, um in die Yssel einzutreten, gekommen, und dafs er auf demselben bis zu seiner Mündung bei der Insel Schelling herabgefahren sey." So wie es hier, indem die Stelle des Tacitus (*ann. L. II. c.* 8.) nicht einmal näher bezeichnet wird, nicht ersichtlich ist, was von den angeführten Worten dem Verfasser, und was dem classischen Autor zukommt, so wenig ist es zu errathen, dafs an einer andern Stelle (S. 143.), wo der Verfasser die Maas 80 Meilen von ihrer Vereinigung mit der Waal ins Meer sich ergiefsen läfst, Caesar's Worte (*Lib. IV. cap. X.*) „*Mosa . . et parte quadam ex Rheno recepta, quae adpellatur Vahalis . . . . neque longius ab Oceano milibus passuum LXXX in Rhenum transit*" zum Grunde lagen.

Julius Caesar, Prokonsul von *Gallia cisalpina* und von der *provincia gallica transalpina*, erobert ganz Gallien. (S. 63—146.). Die zum Theil bereits angedeuteten Mängel der Schrift: Unklarheit des Zweckes, Verworrenheit der Darstellung, Ungleichmäfsigkeit im Styl, wie in der Behandlung des Stoffes, Unbekanntschaft mit den neuern Forschungen, Kleben an ältern Autoritäten des 16ten und 17ten Jahrhunderts, Entbehren eigener Ansicht, treten besonders in diesem Abschnitt hervor. Ohne einen Ruhepunkt zu gewinnen, ohne eine Absicht zu erkennen, schweift das Auge über den Schauplatz hin, auf dem wir Caesar handeln sehn sollen, aber mehr die Worte des alten Gelenius, Cluwer, Brower und anderer vernehmen. Die namhaft gemachten Völkerschaften und Orte werden bald nachgewiesen, bald wieder nicht; Gergovia, die Bergfeste der Arverner wird S. 107. für das heutige Gergoie bei Clermont gehalten, und dann müssen wir auf der folgenden Seite wieder vernehmen, die wahre Lage von Gergovia sey noch ungewifs, vielleicht das heutige Charlieu! Zwei Stellen, die eine, wo der Verfasser sich zu eigner Forschung und Ansicht erhebt, die andere, wo er eine bis dahin unbekannte Mittheilung macht, verdienen noch besonders herausgehoben und beleuchtet zu werden. Es wird nämlich (S. 143.) die Entstehung des Zuider See's erst in das 13te Jahrhundert verlegt und die Mündung der Issel ostwärts von Staveren angegeben. Es ist zwar nicht zu läugnen, dafs der Zuider See im 13ten Jahrhundert, gleichzeitig mit dem Dollart an der Ems-Mündung durch Meeresfluthen eine bedeutende Erweiterung erfahren hat, doch müssen wir der Behauptung des Verfassers völlig widersprechen. Derselbe erkennt den von Utrecht nordwärts ausgehenden in den Zuider See sich ergiefsenden Mündungsarm des Rheins gewifs richtig für den Flevo, dafs aber dieser sich bereits zu jener Zeit in einen See ergossen, oder Seeartig erweitert habe, das sagt nicht blofs Plinius (*h. n. L. IV. c.* 15.): *Helium et Flevum. Ita appellantur ostia in quae effusus Rhenus, ab septentrione in lacus, ab occidente in amnem Mosam se spargit;* sondern auch *Pomponius Mela: (Lib. III. cap. II.) Rhenus . . . jam non amnis sed ingens lacus, ubi campos implevit Flevo dicitur; ejusdemque nominis insulam amplexus* (die Insel Flieland im Zuider-See). Und, dafs die Issel, die erst durch des Drusus Canal ein östlicherer Mündungsarm des Rheins wurde, schon vor dem 13ten Jahrh. eben da, wo jetzt, nämlich beim Städtchen Isselmuyden in den Zuyder See sich ergossen hat, beweist der Name dieses Ortes, der nicht allein schon 1070 und 1076 Iselmund genannt wird (*Spaen inleid. tot de historie van Gelderland I.* 198. *Pontani hist. Geldr. VI.* 93.), sondern bereits 796. *Ad os amnis* heifst. (*Bolland. acta Sanctor. in vita S. Ludgeri XXVI. Martii p.* 633.). Die zweite Bemerkung betrifft eine Einschaltung, worin der Verfasser S. 97—102. aus des Freiherrn *J. P. v. Reiffenberg antiquitates Saynenses*, einer ums Jahr 1684 verfafsten Handschrift, die nach dem diesjährigen Ostermefskatalog in Aachen b. Mayer zum erstenmal herausgegeben ist, das heraushebt, was jener Alterthumsforscher über die Lage von *Rigodulum* sagt. Es wird hier zwar das *Rigodulum* des Tacitus (*Lib.* 4. *cap.* 71.) mit Recht für das heutige *Rigol* an der Mosel bei Trier gehalten, ein anderer von *Ammian. Marcellinus* (*Lib.* 16. *cap.* 3.) genannter Ort dieses Namens jedoch in dem eingegangenen *Reol* oder *Reul* bei Cunostein-Engers, am rechten Rheinufer, woselbst noch das *Reulerfeld* sich befinde (S. 103—106.) gesucht. Allein der Zusammenhang der Stelle des Marcellinus lehrt nicht blofs, dafs wir den fraglichen Ort am linken Rheinufer, und zwar zwischen Coblentz und Cöln suchen müssen, die bessern Editionen entscheiden sich auch statt *Rigodulum oppidum* für *Rigomagum* und dies ist die heutige Stadt Remagen.

Die alten Teutschen (S. 147—151.). In dieser Skizze die dem Titel nach den Hauptgegenstand des Buches hätte ausmachen müssen, haben wir so wenig die Deutschen des Julius Caesar noch die des Tacitus wieder erkannt.

Die beigefügten Abbildungen sind sämtlich bereits bekannt gewesen. Wenn der so oft abgebildete Grabstein des Centurio Marcus Caelius doch noch einmal wieder mitgetheilt werden sollte, warum liefs ihn der Verfasser nach dem in Bonn befindlichen Original nicht lieber von Neuem abbilden, als nach den alten Kupferstiche, welchen Teschenmacher in seinen Annalen bekannt gemacht hat?

Leopold v. Ledebur.

Digitized by Google

Nro. 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

LXVIII.

Das philosophische Strafrecht begründet auf die Idee der Gerechtigkeit. Zur Kritik der Theorien des Strafrechts von Heinrich Richter, Prof. der Philos. an der Universität zu Leipzig. Leipzig (Hartmannsche Buchhandlung) 1829. XXXII u. 287 S. 8.

Die verschiedenen Versuche einer wissenschaftlichen Begründung des Strafrechts, und die hieraus hervorgegangenen s. g. Strafrechtstheorieen stimmen darin unter einander überein, dafs sie ein bestimmtes Resultat, zu dem sie gelangen wollen, bereits als solches annehmen, hier näher die Zulässigkeit, Rechtmäfsigkeit und Nothwendigkeit der Strafe im Staate, so dafs nur die Art der Deduktion sie näher unterscheidet und der Standpunkt, von welchem hierbei ausgegangen wird. Anders ist es bei Untersuchungen besonders historischer und empirischer Beschaffenheit, wo die Resultate erst gefunden werden, und nach verschiedenen Rücksichten selbst sehr verschieden seyn können. Allein jener Unterschied ist selbst durch die Beschaffenheit der Gegenstände bedingt. Sind diese in ihrem Resultate, durch Offenbarung, Vernunft und Sitte und durch Geschichte als wirkliche und Anerkennung Fordernde gegeben, so kann nicht mehr die Rede davon seyn, ob man sie annehmen oder leugnen wolle, sondern nur, wie man sie begreifen und begründen könne. Dem Denker liegt es ob, sich der Arbeit zu unterziehen, das Vorhandene, und dem sittlichen Gefühle, wie dem praktischen Sinn Einleuchtende, aber dem räsonnirenden Verstande oft Widerstrebende, in seinem Grunde zu erfassen, in seiner Begriffs-Entwicklung und Fortbewegung zu verfolgen, und es als ein dadurch vermitteltes Resultat vorzulegen und damit wissenschaftlich, d. i. philosophisch zu rechtfertigen. Dieses, und dafs die philosophische Betrachtung zugleich eine historische seyn müsse, wie umgekehrt, wird jetzt von denen, welche eine gründliche Erforschung, frei von der Einseitigkeit irgend einer Theorie oder Schule, ernstlich wollen, ziemlich allgemein und auch von dem Verfasser der vorliegenden Schrift erkannt, der sich hierüber in der Vorrede im Ganzen richtig, und nur zuweilen aus einem mehr subjectiven Standpunkt ausspricht, der hier noch am verzeihlichsten ist. Er schliefst sich denen an, welche in ihren Bemühungen in dem Staate und seinem Organismus den göttlichen Willen und die Vernunftmäfsigkeit zu erkennen, diesen nicht, als das äufserliche und willkührliche Verhältnifs betrachten, noch einseitig zum mangelhaften Mittel für einen unvollständigen Zweck (Schutz, Sicherheit und auch so viel Recht und Gerechtigkeit als hiezu erforderlich ist), machen, sondern in wahrhafter Erkenntnifs seines Wesens, die Beziehungen des Göttlichen und Weltlichen (welches auch von Gott ist) besonders des Christenthums, die Gerechtigkeit in tieferer Bedeutung und Herrlichkeit, also auch in ihrer religiösen und sittlichen Grundlage erkennen oder ahnden. Indem er auf diese Weise sich zu andern von ihm nicht stets genannten, vielleicht auch nicht immer gekannten Vorgängern, auf einen des Gegenstandes würdigen Standpunkt versetzt hat, ist er glücklich über manche sonst unvermeidliche Irrthümer und Inconsequenzen hinweggekommen. Freilich bedarf, da eben hierüber der Streit in unserer Zeit wieder lebhafter geworden ist, und es werden mufste, gleich von vorn herein eben dieser Standpunkt seine Rechtfertigung, die jedoch auch in dem Gange philosophischer Betrachtung enthalten seyn und sich bewähren mufs, weil blofse Versicherungen so wenig für Philosophie gelten können, als das blofse, wenn auch recht scharfsinnige Hin- und Hererwägen nach s. g. Verstandesgründen, welches erst durch seine Grundlage Werth erhalten kann. Wir werden aber bei der weitern Betrachtung sehen, dafs hierin der Verf. mit lobenswerther Gründlichkeit verfahren ist. Schon das

Digitized by Google

ist zu billigen, dafs während in philosophischer Betrachtung, der Begriff der Sache erst als Ergebnifs hervorgehen kann, folglich die frühere Angabe nur als eine vorläufige gelten kann, eben in der Vorrede die Hauptgesichtspunkte, von denen hier ausgegangen werden mufs, besonders die Natur des Staates, wenigstens angedeutet sind. Man kann meist mit Beistimmung die hier gegebene kurze Geschichte des Wechsels der Ansichten und der Gegensätze lesen, deren Vermittelung oder Entscheidung aber nicht in diesem Werke zuerst auf diese Weise versucht ist.

Die Schrift umfafst nicht, wie man nach dem Titel annehmen könnte, eine erschöpfende Darstellung des philosophischen Strafrechts, vielmehr wird angegeben, dafs nur eine Begründung desselben und zwar auf die Idee der Gerechtigkeit versucht sey. Noch näher kündigt sie sich als Beitrag „zur Kritik der Theorien des Strafrechts" an. Die ersten 3 Capitel sind als Einleitungen hiezu anzusehen, die aber für eine wissenschaftliche Untersuchung unerläfslich sind, und auch hierdurch hat sich der Verf. wieder zweckmäfsiger den Weg gebahnt, als die, welche so fort, ohne allen innern Uebergang, mit den Strafen und ihrer Nützlichkeit zur Erreichung irgend eines Zweckes begannen. Was im ersten Cap. über Recht, Sittlichkeit und Religion gesagt wird, kann zwar zu manchen Gegenbemerkungen Anlafs geben, allein darin dafs er sich entschieden gegen das eben so sehr wissenschaftlich nachtheilige, als praktisch gefährliche Losreifsen dieser innig verbundenen einander gegenseitig durchdringenden und voraussetzenden Elemente erklärt, dafs er ihre Beziehung gehörig hervorhebt, werden ihm gewifs, auch aufser dem Unterz. der dieses mit inniger Ueberzeugung, mehrmals ausgeführt hat, noch viele andere Philosophen, Theologen und Rechtsgelehrte beistimmen. Und finden wir denn in dem Menschen von wahrer Bildung eine solche Trennung von Recht, Sitte und Religion, als wenn sie äufserlich nebeneinander vorhanden waren, keine die andere etwas anginge, und als wenn sie dann dennoch vollständig vorhanden seyn könnten? Unter andern kann man sich, wie auch S. 5. geschieht, auf die Bedeutung und den Gebrauch des Eides im Staat, auf die Ehre, die Treue gegen Fürsten beziehen, und man kann noch an die fürchterliche, jedoch als Consequenz falscher Theorien und Abstraktionen keineswegs zufällige Erscheinung, dafs in der französischen Revolution mit der Lösung der sittlichen Bande des bürgerlichen Gehorsams, auch die Trennung vom christlichen Glauben erfolgte, und endlich daran erinnern, wie wenig solche unwissenschaftliche Trennung den Grundsätzen des neuen Testaments entspreche! Der Verf. fürchtet aber den Einspruch Anderer, seine Ansicht stamme aus der ihnen ärgerlichen Weisheit der Identitätsphilosophen. Was den Inhalt betrifft, so mufs sich dieser eben rechtfertigen d. h. beweisen, auch erkennt er S. 17 an, dafs dieses andere (die er wohl hätte nennen sollen) schon versucht hätten und sich sein Versuch an diese anschliefse; in Ansehung des Formellen dieses Satzes aber konnte er wissen, dafs die Methode der Philosophie, der er sich, wie es deutlich aus dem Ganzen hervorgeht, angeschlossen hat, gegen die nur zu Mifsverständnissen und ungeschickten selbst unbilligen Vorwürfen führende Beziehung der Identitäts-Philosophie nothwendig sich verwahren müsse, und es auch stets, wie erst neuerlich ausdrücklich, gethan habe. Schwieriger ist der Inhalt des zweiten Cap.: das Recht, theils wegen der Begründung und Ableitung desselben an sich, theils wegen der Bestimmung des Verhältnisses des s. g. Natur-Rechts zu dem positiven, wobei der Grund der hier stattfindenden Controversen weder allein in der Begriffs- und Sprach-Verwirrung liegt, welche sich rücksichtlich des ersten geltend macht, und selbst bei dem letztern nicht ganz vermieden wird, noch allein in den Gegensätzen, die sich innerhalb des Gebietes der Philosophie, des Rechts und der Geschichte nicht ohne eine anzuerkennende Nothwendigkeit, wie in andern Gebieten des Wissens, bestimmter ausgesprochen haben. Um nehmlich hier zu einem genügenden Resultat, und einer gründlichen Beseitigung der Schwierigkeiten zu gelangen, ist es nicht hinreichend, irgend eine oder mehrere Ansichten für falsch auszugeben, und ihnen die für wahr gehaltnen entgegenzustellen, sondern man mufs, ausgehend von dem richtigen Verhältnifs der Philosophie zur Geschichte des Begriffes, und der Categorien des Seyns und der Erscheinung, und von der erwähnten Nothwendigkeit jener Gegensätze, diese zuerst in ihrer concreten Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit auffassen, wodurch sich dann von selbst auch wieder ihre Aufhebung und ihr Zurückgehn in den wahrhaften Grund ergiebt. Wenn der Verf. mehr noch, als er es thut, den objektiven Gesichtspunkt festzuhalten, wenn

Digitized by Google

er mehr concrete Belege gesucht und verarbeitet hätte, wozu gerade legislative und strafrechtliche Werke reichliche Gelegenheit darbieten, so würde er nicht nur die Sache vereinfacht, sondern sich auch von manchen harten Beschuldigungen und Unbilligkeiten gegen die Rechtsgelehrten frei erhalten haben, die im Ganzen stets auf eine richtige praktische Idee hinwirkend, minder der Sache nach, als in der Form sich mit wahrer Philosophie im Gegensatz befanden, und gewiss weniger, als manche sich so nennende Philosophie der Wissenschaft geschadet haben. Die Philosophie muss sich in der That bei gutdenkenden Praktikern, ihren nicht ohne Schuld verlorenen Credit herzustellen suchen. Wo sie daher polemisch aufzutreten sich genöthigt sieht, da muss die Art des Auftretens im Geiste der Wahrheit, wie die Nöthigung selbst erfolgen, und hiermit ist denn auch ihr Charakter bestimmt. Dieser Zweck wird jedoch nicht erreicht, wenn alle nur denkbare Irrthümer gleichsam einem fingirten Gegner zugeschrieben werden, den der Verf. an vielen Stellen anredet, und ziemlich ungeschickt reden lässt, um ihn oft mit geringer Mühe declamirend zu widerlegen. Der Verf. geht noch weiter, indem er (z. B. S. 23. 34 u. a.) behauptet, die Gegner wüssten selbst nicht, was sie behaupten — viele wüssten nicht, was Recht sey. Wer aber die Geschichte der Polemik einigermassen kennt, der wird zugestehen, dass durch solche Weise, der Wahrheit oft um so mehr geschadet wird, je sicherer so gelegentlich hingeworfene Aeusserungen (wie z. B. S. 35. die gehässige über die Juristen und „das vermoderte *Corpus Juris*") immer einige Anhänger unter denen, die nicht selbst sich die Mühe geben zu forschen, finden müssen, die sie auf Treu und Glauben annehmen und wiederholen. Er wird sich solche auch gefallen lassen müssen, dann aber bestet thun alles nur subjectiv, und ohne Erweis Hingesagte auf sich beruhen zu lassen. Wenn er aber (S. 76. 77) mit Grund das „Verschmelzen aller hergebrachten Rechte, in ein allgemeines, unter dem Namen der Centralisirung" missbilligt, wenn er die Deutschen lobt, dass sie sich „gegen das Gesetzbuch der fremden Zwingherrn, so wie gegen die Aufhebung eigenthümlicher Rechte" gesträubt haben, und von dem heimischen Rechte spricht, so würde eine gründliche Kenntniss der Bildung desselben und besonders der Umstände unter welchen das Röm. Recht eigenthümlich ausgebildet wurde, jene Behauptung (S. 35) und manche andere verhütet, und zu einer bessern und unpartheiischen Entwickelung seiner auch von Andern längst ausgesprochnen Grundansicht geführt haben. Doch darf man seine Abhandlung selbst, als einen recht guten Beitrag für die Wissenschaft, seine Resultate als würdige anerkennen. Ueber das Verhältniss von Freiheit und Nothwendigkeit, den Ausgangspunkt für das Recht, über dessen sittliche Grundlage ist viel Gutes beigebracht; minder ansprechend ist die S. 44. mehr nur, als subjektiv aufgefasste Lehre der Vernunft, und auch der später gemachte Uebergang zur Objektivität ist nicht erschöpfend. Das Verhältniss der Gewalt, die dem Recht nothwendig beiwohnt, ohne dass man von vorn herein dasselbe, als mit einer äussern Befugniss zu zwingen versehen, bezeichnen darf, ist S. 53 gut bezeichnet, was für den besondern Zweck einer Begründung des Strafrechts auf die Idee der Gerechtigkeit hier hervorzuheben ist.

Wenn (nach S. 55) die uralte Frage nach dem Verhältniss des Seyns zur Erscheinung bis jetzt noch nicht gelöst ist, der Verf. aber „hier nicht von den Versuchen der grössten Geister, diese Aufgabe zu lösen, ausführlicher sprechen, und sich nur in den Grenzen, welche das Problem des Rechts gesteckt, halten will," so ist zu erinnern, dass sich sein Versuch innerhalb der Grundsätze eben auch solcher bewege, die, wie er sagt, die Aufgabe nicht gelöst haben. Der Uebergang zu der Lehre des Rechts auf Sachen, Besitz, Gebrauch, Eigenthum ist geschickt gemacht, wird aber auch andern nicht so überflüssig erscheinen, wie S. 55. ausgesagt ist. Und wenn eben wirklich jene schwere logische Aufgabe noch nicht befriedigend gelöset ist, so dürfen wir uns doch zur Beruhigung sagen, dass die Erkenntniss von Recht und Gerechtigkeit und allem, was damit zusammenhängt, dennoch nicht unmöglich, dass sie wahrhaft vorhanden sey, ohne welche auch des Verfs. Untersuchung nicht weiter hätte fortgeführt, ja kaum begonnen werden können. — Das dritte Cap. hat zum Gegenstande „die Gerechtigkeit". Der Verf. scheint die logischen Uebergänge vorauszusetzen, indem er den Gegenstand gleich in die untergeordnete Sphäre der Erscheinung, später wieder der Subjektivität — als Tugend im Sinne Platons und Aristoteles auffasst, wobei zu wünschen gewesen wäre, dass auf Michelets System der Moral, welches eine geschichtlich philosophische Darstellung versucht, bestimmte Rücksicht genommen

Digitized by Google

worden wäre; seine grade hier recht gelungene Darstellung hätte durch würdige Polemik, oder auch durch eigene Modification seiner Ansichten gewinnen können. Zwei Gedanken, heifst es S. 80, sind in der Idee der Gerechtigkeit gegeben, deren weitere Entwicklung wir verfolgen müssen, die Begriffe der Nothwendigkeit und des Maafses. So wie dieses richtig ist, so sieht man auch gern, sowohl aus der Fassung dieses Satzes als aus der weitern Ausführung selbst, dafs hier nicht von zwei verschiedenen Qualitäten, die etwa nebeneinander bestehen, sondern dafs lediglich von dem Ganzen die Rede ist, wie es jede dieser beiden Seiten als wesentliche und so an sich hat, dafs jede das Ganze ist, und nur zugleich in der andern ihre Realität hat. Gewifs wären in den Strafrechtstheorien eine Menge auch praktisch nachtheiliger Mifsverständnisse längst vermieden worden, wenn man sich darüber geeinigt hätte, worüber doch billig kein Streit seyn sollte, dafs der Staat Gerechtigkeit in der Strafe ausüben wolle, dafs die Gerechtigkeit der Grund der Strafe sey und dafs so wie diese selbst nothwendig, so auch das Maafs ein nothwendiges sey, dessen Bestimmung eben nur aus der Gerechtigkeit, nicht (wenigstens nicht selbstständig), aus einer politischen Rücksicht abzuleiten sey, wäre sie auch so für den gemeinen Verstand einleuchtender, wie ein System der Abschreckung oder Praevention, oder für das Gefühl so ansprechend wie das der Besserung! In wie fern aber eine Maafsbestimmung, und Festsetzung eines Werthes für Verhältnisse, die nichts äufserlich Berechenbares an sich haben, statt finde und wie die im Begriff der Gerechtigkeit liegende Harmonie und Symmetrie herzustellen sey, ist eine wichtige, jedoch schwierige Untersuchung, die Begriffe von Schuld und Strafe, Verdienst und Lohn, werden dabei S. 85. in ihren Wechselbeziehungen erörtert, und das Resultat gewonnen, was auch das praktische ist, dafs der Gerechtigkeit im Staate eine vollständige Hervorbringung eines solchen harmonischen Verhältnisses weder obliegen noch gelingen könne, dafs ein oft gefordertes Lohnsystem für alles Verdienst, wie eine Ahndung jedes Lasters, nicht nur nicht möglich, sondern auch keine Forderung sey, die sich nur auf dem Gebiete des Rechts geltend mache. Jene vollständige Harmonie, mit der Forderung des Glücks für den Tugendhaften, und des Gegentheils für Andere kann nur in einem andern höhern Gebiet, welches sich an das jenseitige anknüpft, statt finden, aber daraus folgt nicht, wie die Gegner der wahren Gerechtigkeitstheorie meinen, dafs sich der Staat selbst in der Sphäre wo es möglich ist, nicht mit nothwendiger Ausgleichung befassen dürfe, und es wäre Hohn, sich dieser Pflicht zu entziehen, um dafür wegen etwaniger Mangelhaftigkeit irdischer Verhältnisse, die Bedrückten zu vertrösten, dafs es jenseits ausgeglichen werde. Für diesen nothwendigen Trost des Individuums in seinen Verhältnissen nicht zu dem Staat und den Bürger, sondern zu Gott bleibt jene, von der weltlichen Gerechtigkeit ausgeschlossene Sphäre und selbst in dieser dennoch Raum genug. Darum verwirft auch der Verf. mit Recht (S. 100.) die Ansicht derer, welche die Strafe nicht aus der Gerechtigkeit abzuleiten vermögen, aber dieselbe als ein nothwendiges Uebel, als Mittel irgend eines Zwecks, einzuführen suchen. Wenn schon seine Untersuchung, die sich als eine philosophische ankündigt, auch in diesem Theile schätzenswerth ist, so wurde doch eine gleichmäfsig geschichtliche Würdigung dadurch nicht ausgeschlossen, da er selbst das Verhältnifs von Philosophie und Geschichte früher richtig anerkannt hat, auch erhält dadurch die erste eine Stütze und Prüfstein, die für die wissenschaftliche Begründung von hohem Werthe sind.

Die bisher, in den ersten drei Capiteln entwickelten Principien, sind die Vorbereitungen zu dem Hauptgegenstande der Schrift, deren viertes Cap. von dem Verbrechen handelt. Der Begriff des Verbrechens wird hier, nachdem er von andern Weisen verwerflichen Benennens unterschieden ist, als Rechtsverletzung näher und zwar dieserwegen sattsam (z. B. S. 114.) bestimmt; die Grundsätze sind die, welche keineswegs wie er zu glauben scheint, den Rechtslehrern unbekannt sind, die er weder mit gehöriger Auswahl studiert, noch überall gerecht beurtheilt hat. Seine Darstellung verdankt am meisten Hegel, den aber hier nicht genannt ist. So namentlich, dafs alle Verbrechen nur gegen bestimmte Rechte d. h. Güter des Berechtigten gerichtet seyen, was aber seine am Ende von der gemeinen nicht abweichende Ansicht erklärte, dafs nämlich solche Güter die s. g. angebornen, oder Urrechte, und die erworbenen seyen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Das philosophische Strafrecht begründet auf die Idee der Gerechtigkeit zur Kritik der Theorien des Strafrechts von Heinrich Richter Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

(Schluſs.)

Daſs hierin etwas Unsicheres liege, ist ihm nicht entgangen, und er bemerkt Einiges in Note *e* P. 112. zugleich mit Verweisung auf die Ausführung an einem andern Orte. Historische Einflüsse hätten auch hier, wenn auch nicht ausgeführt, doch in so fern sie nothwendig statt finden, angegeben werden müssen. Diese aber hinzugenommen, und dann den Charakter des Verbrechens, als zunächst Handlung überhaupt, nicht bloſse Thätigkeit, dann näher rechts- und gesetzwidrige aufgefaſst, ergiebt sich eine unmittelbar im nothwendigen Zusammenhang stehende Darstellung aller zum Begriffe des Verbrechens gehörigen wesentlichen Bestandtheile, rücksichtlich des Individuums, der Zurechnung, der Art des Verhaltens (z. g. äuſsere Handlung) und der andern oben bezeichneten Momente, die gegen die gewöhnliche Losreiſsung und blos äuſserliche Darstellung der Unterz. in seinem System §. 68 — 103. verbindet, und wodurch die Einsicht erleichtert, und die Quelle manches Miſsverständnisses verstopft wird. Dadurch wird auch die in einer philosophischen Abhandlung nicht zu billigende Verweisung solcher Lehren in einem Anhang (wie hier S. 135. mit der Nothwehr geschieht) vermieden, da jede ihre bestimmte Stelle im System, ihre Anknüpfungspunkte und ihren nothwendigen Zusammenhang mit dem Ganzen, und dessen übrigen Theilen haben muſs. Der Unterschied von Verbrechen und Vergehen S. 117. wird sich schwerlich aus dem Begriffe allein, sondern nur in Verbindung mit historischen und etymologischen Gründen darstellen lassen; und hieraus ergiebt sich auch, was über angebliche Präsumtion des Dolus oder der Culpa zu erinnern wäre. Ueber Freiheit und Zurechnung, die mit Recht auch in diesem Capitel behandelt worden ist, — über die Erscheinung, das Verhältniſs des Irrthums zur Erkenntniſs, der Einfluſs äuſserer Umstände und individueller Bedingungen, ist mit vieler Umsicht gesprochen. Auch daſs die Nothwehr Recht, und nicht Ausnahme vom Recht, — etwa daſs soweit der Staat nicht vorhanden — sey — ist gut, und in einem so treffend nachgewiesenen Zusammenhang mit dem Recht gezeigt, daſs man es doppelt bedauern muſs, dieser Lehre nicht eine Stelle in der Gesammtdarstellung der Handlung angewiesen zu sehen. — Der Gang der Betrachtung führt in dem fünften Cap. auf die Strafe. So viel Beifall gerade dieses verdient, so darf doch nicht verhehlt werden, daſs wieder eine Unbilligkeit die Untersuchung eröffnet, indem es S. 139. heiſst: wir ermangelten noch einer Entwicklung des Wesens der Strafe. Versteht er darunter, daſs nach seiner Ansicht bisher noch Niemand das Richtige getroffen habe — so mag dieses ihm wohl gestattet werden. Wenn er aber die verdienstvollen Bemühungen von Philosophen und Rechtsgelehrten, die er nicht alle zu kennen scheint, dadurch herabsetzt, so ist dieses um so mehr zu tadeln, als er gerade das Strafrecht auf die Idee der Gerechtigkeit und näher als Widervergeltung in der Art gründet, wie es Hegel gethan, und gegen unpassende Einwendungen vertheidigt hat, den er diesesmal S. 152. u. 174. auch citirt. Denn abgesehen davon, ob andere diese Theorie jetzt für besser, als von früheren z. B. von Kant, Zachariä begründet halten oder nicht, er bekennt sich hiezu, und hat also am wenigsten Grund zu behaupten — es fehle an einer Entwicklung ihres Wesens. Aber seine Darstellung hat auch unleugbar Verdienst. Er entfernt gleich durch den Anfang derselben mehrere Schwierigkeiten, verfolgt sein Ziel in sorgfältiger Erforschung — hier auch mit einiger, wenn gleich nicht vollständiger etymologischer

Digitized by Google

und historischer Rücksicht und führt Manches weiter aus. Besonders heben wir hervor die Untersuchung S. 140. u. s. w. in wie fern die Strafe ein Uebel sey oder nicht. Seine Widerlegung der Gegner ist gehaltvoll; auch seine Kritik der wichtigsten Strafrechtstheorien, die mit Benutzung des reichhaltigen vorhandenen Materials erfolgt, zeichnet sich vortheilhaft durch Beibringung erheblicher neuer Gründe aus; er hat sich nicht begnügt, von dem relativen Standpunkt einer Theorie aus, eine andere zu bestreiten, sondern den allgemeinen und wahren Sinn der Gerechtigkeit festgehalten, von welchem aus dann die Kritik sicher und leicht ist. Denn dafs durch die Entgegensetzung der Abschreckungs - Präventions - Besserungs - Theorie u. s. w. nur immer relative Resultate erlangt werden, ist unbestreitbar. Um indessen die Juristen, denen man die Competenz mitzusprechen, nicht streitig machen kann, zu rechtfertigen, so ist zu erinnern, dafs sie mehr oder minder, auch in ihren blos politischen Theorien, die Gerechtigkeit anerkennen: sie müssen es, durch die Nothwendigkeit der Sache getrieben, auch wenn sie sich sträuben: allein es trifft sie immer der Vorwurf, bei ihren politischen Theorien einen Nebenpunkt, eine Folge, einen Zweck, zur Hauptsache und zum Grund gemacht zu haben.

Was die Kritik selbst betrifft, so möge nur eine Bemerkung, die gerade für eine philosophische Entwicklung sich aufdringt, hier Platz finden. Es ist zwar nothwendig, die verschiedenen Theorien nicht blos einzeln hinzustellen und zu bestreiten, sondern sie unter gemeinschaftliche Gesichtspunkte zu ordnen, wie es Bauer, Wächter und der Unterz. und auch der Verf. S. 176. gethan, welcher durch die Betrachtung sämmtlicher relativer Theorien, als Unterarten der Prävention, den Gesichtspunkt zu vereinfachen sucht. Allein dabei darf man nicht stehen bleiben, sondern, in Anerkennung, dafs alle diese Theorien die Geburten der in einer gewissen Zeit gangbaren philosophischen Systeme, und dafs diese letzten selbst nothwendige integrirende Momente in der stets fortschreitenden Entwicklung sind, mufs dieser historisch-philosophische Gesichtspunkt ebenfalls und vorzugsweise betrachtet werden. Hieraus ergiebt sich dann das wahrhaft praktische Resultat, dafs so wie jede ein Moment der Wahrheit an sich hat, bei der Strafe, zuerst und unerläfslich ihr gerechtes Princip anzuerkennen und nachzuweisen sey, womit sich dann als wichtige und vom Staat und Gesetzgeber, mit Rücksicht auf nationale und locale und überhaupt historisch-politische Verhältnisse zu beachtende Momente als mögliche und wünschenswerthe Folgen die Besserung, Prävention u. s. w. verbinden. Diese Ansicht, welche Unterz. in seinem System §. 32. und Abhandlung über die wissenschaftliche Behandlung des Crim.-Rechts P. XXXI. u. s. w. aufgestellt hat, findet auch in der Geschichte der in den Quellen enthaltenen Principien ihre Bestätigung. Vgl. §. 47 — 50. Als Vorarbeit für eine solche Darstellung ist eine hierauf Rücksicht nehmende Geschichte der Philosophie zu wünschen. —

Das sechste Cap. beschäftigt sich mit der Politik der Strafe. Die Einleitung S. 212. wiederhohlt das nothwendige Resultat der bisherigen Untersuchung, dafs, wie das Recht überhaupt, so auch die Strafe und das Recht zu strafen aus der Vernunft hervorgehe, und eine andere als vernünftige Begründung derselben undenkbar sey. An dieser Zuversicht mufs man in so hoch wichtigen Dingen in einer Zeit doppelt festhalten, wo noch immer sich Stimmen erheben, welche in der Verzweiflung an vernünftiger Erkenntnifs das trostlose Resultat als allgemein gültig hinstellen, dafs eine solche Begründung unmöglich sey. Ein solches Bekenntnifs mag man dem der es ablegt wohl glauben, jedoch mit der auch sonst geltenden Einschränkung, dafs es eben nur gegen den Gestehenden beweise. Von jenem bessern Grund aus führt der Verf. die Betrachtung durch die verschiedenen Formen der Erscheinung des Strafrechts, bei Einzelnen und dem Staate hindurch, und schliefst mit der Würdigung der Polizei im Verhältnisse zur Justiz, und ihrer Aufgabe für das Staatsleben. Auch hier hätte eine mehr geschichtliche Behandlung, zu der es an Vorarbeiten von ältern und neuern Rechtsgelehrten nicht fehlt, sehr fruchtbar seyn können. — Der Inhalt des siebenten Cap., welches überschrieben ist: das Gericht betrifft dieses, nicht als solches im gewöhnlichen Sinn des Verwaltungs-Organismus, sondern in dem höhern seiner gerechten Thätigkeit, — nicht als prozessualische, als Forum, sondern als die personificirte vernünftige, gerechte Anwendung und Geltendmachung des Gesetzes, als der Nothwendigkeit. Der Verf. sucht zu erläutern, in welchem Sinn man sagen könne, dafs kein Verbrechen ohne Gesetz bestraft werden solle; und wendet sich dann zu dem Strafurtheile, und dessen Voraussetzungen und Erfordernissen (bei ihm „Stücke"

Digitized by Google

S. 232.). Dabei werden manche Lehren mit abgehandelt, die ihre Stelle schon in frühern Capiteln hätten finden sollen; auch dort zum Theil berührt sind. Hierher gehören *dolus* und *culpa*. Die Abhandlung ist kurz und nicht durchgehend befriedigend, namentlich in dem was über *culpa dolo determinata* S. 239. gesagt wird. Allerdings läfst sich der Begriff, wie er meist aufgestellt wird, nicht rechtfertigen; allein in anderer Weise ist er praktisch, und die Beispiele in welchen eine solche *culpa dolo determinata* bestritten wird (S. 240.) sind falsch gewählt. Er hat Recht, in diesem das Daseyn jenes Begriffs zu leugnen; aber daraus folgt nicht die Unrichtigkeit der Annahme überhaupt, sondern nur dafs sie in solchen Fällen vorhanden sey. Wir geben zu bedenken, dafs der Nichtjurist, welcher ein so strenges Gericht über die Juristen ergehen läfst, in ihrer Wissenschaft überall gehörig orientirt seyn müsse, aufserdem kann er nicht erwarten, dafs seine Stimme, wie wohlmeinend sie auch sey, ein bedeutendes Gewicht erlangen werde. Einige kurze Bemerkungen über den Mifsbrauch der mit den Unfreiheitserklärungen getrieben worden ist, (S. 245.) zeigen, dafs sich der Verf. den bessern Grundsätzen anschliefst, in welchen jetzt besonnene Aerzte und Rechtsgelehrten übereinstimmen, und nahmhafte Philosophen vorausgegangen sind.

Das letzte (achte) Capitel stellt die Lehre von den Strafmitteln dar, in der besonders die Frage über die Zulässigkeit der Lebensstrafe umsichtig erörtert ist. Der Verf. erklärt sich für dieselbe, nicht ohne eine Anerkennung des guten Sinnes mancher Gegner in älterer und neuester Zeit. Jedoch ist er nicht selten hart im Urtheil über diese und ihre Gründe, obschon es wahr ist, dafs in dieser Lehre manche ohne Beruf und Sachkenntnifs, blos nach individuellen Gefühlen mitgesprochen und so Gehaltloses vorgebracht haben, dafs Wissenschaft und Praxis nichts dabei gewonnen haben. Die Betrachtung über das Verhältnifs des leiblichen Lebens zur Vernunft, insbesondere im Staate, macht mit Recht einen Anfangspunkt der Untersuchung aus, und dadurch wird unter andern die Nothwendigkeit der Aufopferung desselben darzuthun gesucht. Ueber das Verhältnifs der christlichen Lehre zu der des Staates wäre eine gründliche Erörterung hier zu wünschen gewesen, da neuere Schriften, die auch zum Theil angeführt werden, wie die Sache selbst hiezu dringende Aufforderung enthalten. Manche Gegengründe werden gehörig beseitigt, auch alle Rechtfertigung der Todesstrafe, aus andern Rücksichten als denen der Gerechtigkeit abgewiesen; aber daraus, dafs die mancherlei Surrogate, die man an die Stelle jener zu setzen vorgeschlagen hat, lebenslange Freiheitsentziehung, bürgerlichen Tod, Verweisung, selbst wieder gegründeten Zweifeln unterliegen, oft selbst härter, als der Tod erscheinen können, darf man kein Argument für die Todesstrafe entnehmen, wenn man sich nach andern, als blos politischen Gründen für dieselbe umsehen will. Die Aeufserung (S. 256.) über den bürgerlichen Tod (des ehemal. Kais. französ. und des baier. Rechts): „So viel bekannt ist, hegt niemand Zweifel an der Gerechtigkeit dieser Strafe, obwohl sie eine der ungerechtesten ist, welche ein Menschenfeind ersinnen mag," ist in der letzten Hälfte ungerecht, in der ersten falsch, und kann nur durch eine Unbekanntschaft mit allem dem, was darüber und dagegen geschrieben ist, erklärt, aber nicht entschuldigt werden.

Ueber den Verlust der Ehre zur Strafe, und was damit zusammenhängt, bieten die Behauptungen S. 267. u. s. w. Stoff zu vielfacher Polemik dar, aber sie würde der Natur des Gegenstandes nach, nicht innerhalb des Gebietes der Philosophie allein, sondern hauptsächlich der Politik sich bewegen müssen; dennoch ist auch dieser Beitrag recht achtungswerth. Ueber körperliche Züchtigung, die verworfen wird, und Freiheitsstrafen, so wie Vermögensbufsen, ist Bekanntes passend und mit Kritik kurz zusammengefafst.

Der Schlufs bezeichnet das Ziel dem der Vf. nachgestrebt hat, indem er hofft, „einen Beitrag zur richtigern Erfassung der Strafe und des Criminalrechts überhaupt gegeben zu haben, welcher Gerechtigkeit und Humanität in ihrer innigsten Durchdringung und Einheit offenbart, und der Willkühr der Weichlichkeit wie der Grausamkeit auf gleiche Weise entgegenstrebt."

Nach einer durch die Wichtigkeit der Sache, und die Achtung vor dem ernsten Streben des Verf. geleiteten Prüfung seiner Schrift, darf nun mit Ueberzeugung die Billigung der Tendenz, die Anerkennung des Verdienstlichen der Ausführung ausgesprochen, und dieser Beitrag als einer der bedeutendern neuester Zeit betrachtet werden, den die Criminalisten gern willkommen heifsen. Möchte aber auch der Verf. seinerseits sich mit einer recht gründlichen Kenntnifs der Criminal-Rechts-Wissenschaft, nach ihrer geschichtlichen

Digitized by Google

und dogmatischen Seite ausrüsten, ohne welche nach dem heutigen Standpunkt nicht nur der positiven, sondern auch der philosophischen Rechtswissenschaft keine erfolgreichen Schritte möglich sind.

J. F. H. Ahegg.

LXIX.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit. Tomus primus p. X. 783. Tomus secundus p. 787—1392. Regimontii Prussorum, Borntraeger 1829. 8.

Zweiter Artikel.

Indem Ref. den Umfang des zweiten Theiles des vorliegenden Werkes überblickt, dessen wesentliche Resultate die Grenzen weniger Blätter begreifen sollen, treten ihm mannichfache Bedenken entgegen, wiefern die Natur der vorliegenden Forschungen mit der Klarheit und dem stetigen Zusammenhang einer treuen Analyse sich vereinigen lasse. Denn während der frühere Theil das Wesen der Eleusinischen Mysterien und der Orphischen Spekulation im strengen Fortschritt einer historischen Entwicklung darlegte, beschäftigt sich der zweite mit einer Kritik zerstreuter Sätze von Orphikern und mit den vereinzelten Gestalten des Samothrazischen Sagenkreises, neben den Zugaben vielfältiger und durch kein gemeinsames Band verketteter Exkurse; welche zum Theil eher in Auszügen bezeichnet würden als der reinen Anschauung einer Uebersicht sich fügen. So wird niemand erwarten, den Inhalt von *Epimetrum XIV.* worin die Namen und antiquarischen Merkwürdigkeiten der alten Opferkuchen sorgfältig ergründet sind, oder von *Epim. IV.* des dritten Buches, welches die von phantastischen Köpfen versuchte Symbolik der Buchstaben verfolgt, in eine gedrängte Darstellung der alterthümlichen Religionsweisen aufgenommen zu sehen. Bei dieser Ungleichheit des Stoffes, welcher durch die glänzende Fülle lichtvoller Belehrungen und gelegentlicher Digressionen den Leser überrascht und fesselt, das Streben des Beurtheilers aber hemmt und nach verschiedenen Richtungen zertheilt, besteht nun das Ziel unserer Aufgabe darin, dafs die analogen Massen und Hauptstücke der Gesammtlehren sich als lebendige Gruppen aussondern, die Beiwerke nach ihrer Verwandtschaft mit dem Ganzen angedeutet, alles zufällige und minder charakteristische völlig ausgeschieden werde, zumal da die sehr ausführlichen Register genügen, um selbst einzelne Notizen summarisch zu vergegenwärtigen.

Den dritten Abschnitt der *Orphica* bilden unsichere Bruchstücke, welche die mehr oder minder schwankende Tradition ohne schärfere Verknüpfung dem Orphischen Glauben beilegt. So viel nun hiervon in lockeren Aussprüchen enthalten oder auch verdächtig war, ist mit Grund in einen Miscellan-Anhang (cap. X.) verwiesen worden; anderes hat hinlänglichen Anlafs zu vollständigen Erörterungen dargeboten: nemlich die Meinungen von den Schicksalen der Seele und dem künftigen Leben, die Fabel von der Baubo und dem Raube der Persephone, die Kenntnifs von der Orphischen Symbolik, die Philosophemen vom Makrokosmus und Mikrokosmus. Aber freilich gewährt auch diese Stellung der Kapitel keinen folgerechten Gang der Kombination, und man darf glauben, dafs der gelehrte Verfasser die meisten dieser Problemen entweder zu gediegenerem Einklang verschmelzen oder auf fruchtbareren Räumen versammeln konnte. Unstreitig deuten die getrennten Kapitel, von den Zeitaltern der Welt, den Umläufen der Jahrhunderte und von der Seelenwanderung, mit denen dieser Theil beginnt, eine natürliche Gedankenreihe an, die sich erst durch Umkehrung der Folge wahrnehmen läfst. Denn abgesehen von den Weltaltern, welche dunkel bleiben, sollten die Orphiker eine endliche Vernichtung der Dinge zugleich mit der Metempsychose der eingekerkerten Seelen gelehrt haben; obgleich der Verf. p. 801. die Ueberzeugung ausspricht, dafs solche Meinungen das Eigenthum des Pythagoras gewesen, der zuerst die Unsterblichkeit annahm, und nur von den Orphikern erborgt seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit.

(Fortsetzung.)

Aber bei der sonstigen Uebereinstimmung beider Sekten kann die Verschiedenheit des Orphischen Mythus nicht geleugnet werden; wunderbar oder vielmehr unglaublich dünkt es, dafs die mystischen Fanatiker ohne irgend poetische Färbung ein weitschichtiges System von Kosmogonie, das bei der Fabel der Persephone abschliefst und hierin verweilend sich abrundet, um der blofsen Laune willen aufgeführt hätten. Die Orphiker, scheint es, prägten das Geschick der Persephone zum Boden und festen Zusammenhalt ihrer praktischen Theorieen aus, und sie erfüllten deshalb diesen geräumigen Tummelplatz, bald mit neuen Episodien, die dem Raube der Göttin und den Irrfahrten der Demeter angehörten (wie mit der schmutzigen Erzählung von Baûbo cap. VI.), bald mit allegorischen Hinweisungen auf Gebräuche der Eleusinien, wie sich folgern läfst aus einer dunklen, in cap. VII. behandelten Stelle des Clemens. Hiernächst bot der unterirdische Schlund, in den Persephone herabgezogen worden, vielfache Dichtungen und Andeutungen über das Todtenreich, den Tartarus und ähnliche Gegenstände der Geisterwelt dar, wovon cap. V. Nach solchen Grundzügen unternahmen die Orphiker, welche sogleich in ihrer frühesten Thätigkeit auf Weihen und Büfsungen bewegter Gemüther gerichtet waren, eine Demonstration des menschlichen Verhängnisses, indem sie an die mysteriösen Schauspiele des Dionyses und der Kore (p. 800) anknüpften. Dort fand sich die sinnlichste Wahrnehmung ihres Satzes, dafs die Seelen in einem beharrlichen Kreislauf befangen und der Nothwendigkeit unterworfen seien, ihre Sünden im mannichfaltigsten Wandel erneuerter Gestalten (*p.* 797. *sq.* 808.) so lange zu büfsen, bis Zeus beschwichtigt worden; dies aber zu vollführen (in des Simplicius Stelle p. 799. dürfte zu bessern sein τὸν μὴ θεοὺς ἱλάσαντα) wäre nur kundigen Sehern verliehen, welche mit Hülfe der Geheimlehren ihren Geweiheten die Theilnahme an der Seligkeit eines in trunkenem Frohsinn verbrachten Daseins erwürben, während die Mehrzahl (nach dem alten Sprach, πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, παῦροι δὲ τε βάκχοι) niemals der Verdammnifs entweiche; wobei denn das künftige Verderben der Welt unter entfernten Voraussetzungen (vgl. p. 793.) als möglich gesetzt sein konnte. Man sieht es jenen Dogmen an, dafs sie mit Konsequenz eine Mischung bereiteten sowohl aus dem Eleusinischen Glauben, der nicht über die Ordnungen von Seligen und Verdammten hinausging, als aus den Phantasmen der Pythagoräer und der pythagorisirenden, des Empedocles (Sturz p. 448. sqq.) und Pindar, welche vermöge der Seelenwanderung den menschlichen gefallenen Geist viele Stufen von läuternden Formen durchwandeln liefsen, bis er sich aus den Tiefen dieser befleckten Erde zur gottähnlichen Reinheit und Weisheit erhebe. Hieraus wird sich endlich entscheiden lassen, ob das bekannte ἐν ἀποῤῥήτῳ λεγόμενος λόγος *Plat. Phaed.* p. 62. dafs die Menschen vom Kerker des Leibes sich nicht freiwillig befreien dürften, den Orphikern (p. 796.) zugehörten, deren Absichten diese Vorstellung widersprach, oder den Pythagoräern (*cf. Gorg.* p. 493. *A.*), welche eines solchen auf unpopulärem Wege dargelegten Satzes nicht entbehren konnten.

Ein hohes Interesse besitzt das achte Kapitel „von der Bildersprache des Orpheus," nicht an seinen ursprünglichen Thatsachen, die nur in einzelnen Erwähnungen bei Clemens bestehen, wie die der Ausdrücke für den Pflug durch „gekrümmte Weberladen," für den Regen durch „Thränen des Zeus" und ähnlicher, sen-

Digitized by Google

dern einzig durch die kunstreiche Kombination des Verfassers, welche die bisher zerstreuten und verworrenen Momente des alterthümlichen und allegorischen Stils der Griechen zur klaren Einheit eines fruchtbaren Ganzen verwebte. Ihre Summe begreift folgende Sätze. Die Rede der frühesten Orakel und Dichter war geschmückt mit figürlichen und phantastischen Formen der Anschauung, worin der Geist der einfältigen Vorzeit sich gefiel und mehrere Dialekte gleich dem Delphischen und Lakonischen eine charakteristische Mannichfaltigkeit von Zeichen ausprägten (die Liebe ἅρμα, der Löwe χάρων, der Stier κραταίπους, die Ameise ἴδρις, bis zur Dunkelheit geschraubt in Pythischen Sprüchen); dieselbe Deutung gelte auch für die sogenannte Göttersprache bei Homer, eine rein poetische Fiktion, wodurch unbekannte Namen und Objekte beim Hörer einen gewisseren Glanz erlangen sollten; von jenen verschollenen Typen blieb ein mäfsiger Theil in religiösen Handlungen und Phrasen zurück, zuweilen in Gestalt von Euphemismen (die Galle γλυκεῖα und vieles aus der Haruspizin); einen neuen Zuwachs gewann dieses Verfahren durch die etymologisirenden Pythagoräer (neben denen Empedocles vorzügliche Beachtung verdiente) und die ferneren, zumal mystischen Philosophen, welche sich in wunderliche Verknüpfungen einliefsen (ἐρέβινθοι auf ἔρεβος bezogen, der Bär am Himmel Ῥέας χεῖρες, das Knistern des Feuers ein Lachen des Hephästos) und bis zu den Schwärmereien der zerrütteten Wissenschaft fortgingen, welche p. 898 sqq. fast über die Grenze hinaus verfolgt sind; denen man billig passender hier als an einer anderen Stelle (p. 856 sq.) die Späfse träumender oder närrischer Autoren als Anhang zugiebt, wenn Steine γῆς ὄστεα, der Schiffer ναυαγός, Mäuselöcher μυστήρια hiefsen. So weit reicht diese Darstellung, deren Mafs sich aus den Schätzen einer zum Erstaunen fort und fort erneuten Gelehrsamkeit regsam entfaltet und kein Verweilen einer spaltenden Kritik vergönnt. Doch bedarf es hier nur der Anmerkung, dafs zur Erklärung der Orphischen Symbolik allein die späteren Nachweisungen, nicht die Belege von der Sprechweise des Alterthums und der Orakel dienen. Denn wenn man auch von der Gewifsheit absieht, dafs die Kunst der Orphiker eben der Pythagoreischen Methode nachgebildet werden, so beweisen doch die Beispiele vom Delphischen Priesterthum und von den ungebildeten, zur feinen Schriftsprache nicht erhobenen Dialekten nicht mehr noch gröfseres als dafs Naturmenschen den gewaltigen und ungeschwächten Eindrücken der frischen Sinnenwelt getreu (s. die treffliche Schilderung bei *Dio Chrys. or. XII. p.* 385.) die Begriffe von Gattungen und Individuen mittelst einer ethischen Sinnbildnerei von malerischen Zügen gleichsam verkörperten: wie der halbpoetische Geist der feinsten Asiatischen Sprachen und der nüchterne Gang von nordischen Zungen gleichmäfsig darthun. Allein das innerste Gepräge des Griechischen, das weniger vom orientalischen Feuer der Allegorie als von der Abstraktion des dichterischen Vermögens entnahm, konnte von einer so materiellen Färbung wenig durchdrungen werden; der stark fühlende Dorier, der üppige Aeoler durften in ihrer reichen Gegenwart von solchen Formen Gebrauch machen, nicht der plastische Jonier noch die Sänger welche Ton und Eigenthümlichkeit der Hellenischen Poesie begründeten; und wenn Hesiodus die Hand als Fünfast, die Schnecke als Hausträger bezeichnet, so leistet doch Homer keine Analogie, keine Gewähr für diese tropische Sprachbildnerei. Eben deshalb aber mag man nicht leicht der scharfsinnigen Deutung beitreten, der zufolge Homer fremdartige Wörter gewissermafsen einer vorgeblichen Göttersprache untergeschoben hätte. Dagegen ist nun schon die spärliche Zahl der Ausdrücke, welche nur Trümmer einer ausgestorbenen Rede gleich den allgemeineren Begriffen aus einem Phrygischen Dialekt (*Plat. Cratyl. p.* 410. *A.*) ankündigen; während ungleich mehr Belege vorhanden wären, wenn jene Phrase der rhetorischen Verzierung und den Zwecken des Wunderbaren gegolten hätte. Auch überzeugen die Stellen p. 860. sqq. nicht, dafs die alten Autoren selbst hierin eine blofse Figur wahrnahmen, da die einen durch eine kostbare Anspielung scherzend überraschen, die anderen durch ihre Doppelnamen eine Unterscheidung zwischen dem Worte und seinem tieferen gleichsam verhängnifsvollen Gehalt beabsichtigen; in welchem Sinne das Pindarische Fragment zu fassen scheint: „welche den Menschen Delos, den Olympischen Göttern ein Stern des Erdbodens heifst."

Einen würdigen Beschlufs der Orphischen Untersuchungen bildet das neunte Kapitel „vom Makrokosmus und Mikrokosmus," oder die Fülle der Anschauungen über die wechselseitigen Verhältnisse und Stellungen des Menschen zur Welt. Hier finden sich erhabene und ächt poetische Bilder ungesondert und in trüber Mi-

Digitized by Google

schung mit leblosen Phantomen und Traumgestalten verstreut, von denen weniges den Pythagoräern und dem klassischen Alterthum zufällt, vielmehr das meiste sich in ferner Zeit unter den Händen der Aegyptischen Astrologen und Schwärmer zum Chaos verwirrte. Zwar gewann die hylozoistische Ansicht von der Welt als einem organischen Körper schwachen Eingang, und erst spät mochte man sich dem Orphischen Gesange befreunden, der im Gegensatz mit der Griechischen Auffassung den Himmel für das Haupt, Sonne und Mond für die Augen, die Luft für das Gehör des thierischen Pandektes erklärte: wofür ein Beginn vielleicht durch die wiederkehrende Vorstellung vom Athmen der Gestirne und der animalischen Bewegung der Erde gegeben war. Denn schon die Widerlegung des Aristoteles *Meteor. II*, 2. bezeugt das Alter solcher Meinungen, und man darf um so eher den Pythagoräern (die derselbe nennt, der Verf. p. 919. hingegen in Zweifel zieht) einigen Antheil daran zuschreiben, als die Stoiker, nicht eben selbständige Naturforscher (die *physici* des Solinus s. p. 914.), mit dieser Betrachtungsweise in aller Freiheit schalteten: vgl. Ukert alte Geogr. II. p. 79. 80. Desto mannichfaltiger ist die humanere Kombination des Mikrokosmus ausgeprägt worden, doch frühzeitig nicht ohne die Färbung abergläubischer Sympathieen aus dem Gebiete der Chaldäischen Kunst. Sobald nemlich der Mensch einer kleinen Welt vergleichbar schien, suchte man eifrig die waltenden Gestirne und Zahlverhältnisse auf, deren beständige Typen eine Nothwendigkeit über die analogen Sinnesweisen und Charaktere ausüben sollten. So bekam Juppiter als Begriff des Herrschenden die Obhut über das Haupt, das Denkvermögen fiel dem Saturn zu, anderes wurde ähnlich vertheilt, worin jedoch keine durchgehende Uebereinkunft galt; obgleich durch die Macht der Nativitätstellerei allmälig das Dogma geheiligt wurde, dafs die Differenzen der menschlichen Kräfte und Temperamente bedingt seien durch eine symbolische Gewalt der Sterne (das einzelne s. p. 936 ff.). Doch würden wir zu dieser Reihe vergleichender Spekulationen weder die Parallele der Jahreszeiten und Lebensalter (p. 939) noch die Pythagorische Harmonie der Himmelskörper (p. 942 sqq.) gerechnet haben, insofern sie weniger in den Organismen des Mikrokosmus als in poetischen und mathematischen Zusammenstellungen ihren eigentlichen Grund finden, und nur durch späte fragmentarische Beisätze den schwachen Anklang astrologischer Grillen aufgenommen hatten. Soweit die hier gegebene Darlegung dieses Stoffes.

Unter den folgenden zwanzig *Epimetra* des zweiten Buchs dürften allein die beiden Exkurse, die schon durch ihren Umfang hervorragen, der achte und vierzehnte hervorzuheben sein. Dort wird die pragmatische Auslegung und Interpolation der Mythologie, wie dieselbe seit Hekatäus und Ephorus bei den Griechen zur systematischen Behandlung gedieh, in einer historischen Entwicklung nachgewiesen, doch mehr um frühere Andeutungen zu vervollständigen als in einer alles erschöpfenden Summe von Progressionen; denn manche Theilnehmer jener Methode, wie Charax, sind übergangen, andere wie der kecke Euhemerus flüchtig berührt. Im vierzehnten Epimetrum aber ist eine reichhaltige *Pemmatologia sacra* ertheilt, deren Wichtigkeit eine scherzhafte Rechtfertigung von der Autorität des *Goropius Becanus* empfängt, der die Griechische Fabellehre für ein Kompendium der Kochkunst und höheren Gastronomie hielt. Diesem Scherz reiht sich ein satirischer Ausfall (p. 1065. sqq.) auf die Symboliker an, welche selbst in den Formen des Backwerks vielfältige Ahnungen des Kultus und Philosophemen wahrnehmen: und gewifs wird manchen der nicht schon im Früheren dieser Polemik begegnet ist, die kaltblütige Laune des Seitenblicks ergötzen. Kuchen sind freilich nur Kuchen, gleichviel ob rund oder viereckig oder geschweift müssen sie Gestalten annehmen, deren ephemeres Dasein nicht sonderlich zum dauerhaften Stempel des Tiefsinns taugt; aber es kann nicht blinder Zufall oder Gelüst der Bäcker sein, wenn die sinnvollen Griechen im alltäglichen und im heiligen Gebrauch, bei jedem Mahle und zum ehrsamen Lohne sich mit Vorliebe der Kuchen, eines dürftigen Machwerks bedienten. Nun ist auch dem scharfsichtigen Verfasser (p. 1083) nicht entgangen, dafs zuerst die nachhomerische Zeit Opferhandlungen mit Kuchen beging, doch vermuthlich nicht wegen gehäufter Zahl von Opfern, als ob man ein Surrogat für die kostbaren Schlachtopfer begehrt hätte. Bedenkt man hingegen, dafs die meisten Produktionen der Art von den Doriern ausgingen, so treten sie eher in Verbindung mit der steigenden Civilisation eines schlichten ackerbauenden Volkes, und es scheint der Mühe werth dieses an sich geringfügige Objekt fernerhin in engerem Zusammenhange mit den Fortschritten des Land-

Digitized by Google

baus und den äufseren Ordnungen der Acker- und Weinfeste zu betrachten; um so mehr als auch Heyne bei naher Veranlassung (*Opusc. I*, 16—18) jenen Gesichtspunkt übersehen hat. Aufserdem giebt *Epimetr. XI.* eine beredte Vertheidigung der früher geäufserten Behauptung, dafs Eupolis in einer bekannten Komödie mit historischer Treue die *Baptae* als eine priesterliche Genossenschaft der hie und da gefeierten *Cotyttia* bezeichnet habe; indessen fehlt viel zur festen Entscheidung, solange nicht entweder diese fanatische Feier oder die Oekonomie der komischen *Baptae* in ein helleres Licht gesetzt ist.

Das dritte Buch mit der Ueberschrift *Samothracia* weicht von allen früheren Behandlungen dieses Problems ab, und zwar schon aus dem Grunde, weil es nicht sowohl die Samothrazischen Mysterien umfafst, als Samothrazische Forschungen gewährt. Der Verfasser hat nemlich, getheilt zwischen sehr widerstrebenden Hypothesen und fragmentarischen Nachrichten der Alten, den letzten Weg als den sichersten eingeschlagen, und demgemäfs in gesonderten historischen Kapiteln gewissermafsen die antiquarischen Alterthümer der Kureten, der Korybanten, der Idäischen Daktyli, der Telchinen und der Kabiren mit kritischer Strenge vorgetragen; auch hier im allgemeinen durch Vofsens Ansichten (p. 1295) geleitet, nur dafs ihm der eigenmächtige Gedanke seines Vorgängers (Mythol. Forsch. p. 10) fremd geblieben ist, welcher die Weihen von Samothrake für die Stiftung eines Priestervereins in Hesiodischer Zeit hielt, bestimmt gegen die mifsliche Pontosfahrt zu sichern. Bei dieser unbefangenen Sichtung der Quellen mufste sich unmittelbar der Bestand oder Unbestand der Tradition ergeben, und namentlich sind die Punischen Kabiren, jener Hort der orientalischen Weisheitkenner, zugleich mit ihrem Gewährsmann *Sanchuniathon* gefallen, dessen Theologie, von Herennius Philo übersetzt, mit höchster Evidenz (p. 1265 sqq.) als eine Dichtung des Kirchenvaters Eusebius oder seiner Genossen charakterisirt wird. Hier erwarte man also nicht den Pomp eines höheren Emanationssystems zu vernehmen, einer aufsteigenden Leiter von Potenzen, auf deren obersten Sprossen drei Grundzahlen im Götterchor sich erheben und bis zu den magischen Gewalten der Kobolde herabreichen, sondern einen schlichten, mit gesundem Urtheil aus den Zeugen des Alterthums gezogenen Bericht. Aber selbst durch diese Leistung ist der Aufgabe nicht völlig genügt, und der wahrheitliebende Verfasser hat die noch immer auf den Weihen von Samothrake ruhende Dunkelheit nicht verhehlt. Denn wenn es auch gelingt, die lebhaften Kombinationen über die Sätze einer weisen Physik, die Lehren vom Wesen der Gottheit und von der Unsterblichkeit, welche dort ihren Sitz haben sollten, zu vernichten, und die Tradition der mystischen Symbole wegen ihrer Unvollständigkeit und Unklarheit (p. 1289 sqq.) zu zerreifsen, so tritt doch nicht minder die Erwägung ein, dafs die Samothrazische Stiftung kein Eigenthum des Hellenischen Volks und Glaubens war, und dafs der innere Bestand der dortigen Priesterschaft mehr und mehr in den Winkel zurückgedrängt und unseren Blicken entzogen sei; dafs wir folglich in einer Analyse der mysteriösen Namen nicht über die heilige Legende, die blofse Aufsenseite des Kultus hinaus gelangen, und mit der schärfsten Scheidung und Anordnung die Nebelei der orientalisch-pelasgischen Religion nicht durchdringen. Dazu kommt vollends die Gewifsheit, dafs kaum irgend einer der frühesten Autoren (obgleich Neuere geneigt sind dem Aeschylus ein Vorrecht einzuräumen) eingeweiht war oder tiefere Kenntnisse besafs (p. 1128. 1151), und unser Wissen sich vielmehr auf mythologische Geschichtforscher gründet, und dafs wir unter diesen Umständen wenig mehr als bedeutsame Gestalten der mystischen Fabel, gerissen aus dem ursprünglichen Kreise ihrer geistigen Stellung ergreifen. Doch selbst diesen Schwierigkeiten begegnet unser Verfasser mit einer scharfsinnig und gelehrt entwickelten Ansicht. Zuerst stellt er die Belege für den vorliegenden Mythenkreis zusammen, vorzüglich nach den Hülfsmitteln bei Strabo, der sichersten Quelle zur Erforschung jener fanatischen Kulten, dessen Erzählung schon Welcker sorgfältig untersucht hatte. Den Beginn machen die Kureten, denen Kreta zugleich mit dem Dienste des Zeus als ein wesentlicher Sitz zufiel, bis die Vermischung mit den Korybanten aus der Phrygischen Feier der Rhea anfangs den Schein eines Kretischen Kybele-Kultus, dann eine Verbindung von Kureten und Korybanten hervorbrachte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres scripsit Chr. Augustus Lobeck Antiqq. Litt. in Acad. Regimontina professor idemque poetarum Orphicorum dispersas reliquias collegit.

(Schluſs.)

Die letzteren, deren Sagen bei steigender Verwirrung nicht viel mehr als Umrisse verschollener Thatsachen zurückgelassen haben, standen in keiner Berührung mit Zeus, sondern waren unstreitig auf Troischem Boden in der Genossenschaft der Göttermutter erwachsen, und breiteten sich mit der Aufnahme der enthusiastischen Heiligthümer über viele Gegenden Griechenlands aus. Weit dunkler ist eine dritte Klasse, die Idäischen Dactyli, bald den Phrygiern bald Kreta zugetheilt, aber in unauflöslicher Verknüpfung mit der Kybele und allmälig als alte Schutzgötter Asiatischer Städte betrachtet, in welchem Sinne namentlich die fabelnden Elier einen derselben, den Idäischen Herkules in später Zeit (p. 1174) sich aneigneten. Geringer an Werth sind hier die Telchinen, ein künstlerischer Stamm auf Rhodos und in der Nähe, begleitet zwar vom Rufe der Zauberei, aber fern von Berührungen mit der Phrygischen Religion. Desto höhere Wichtigkeit besitzen die Kabiren, von denen die jüngeren Autoren den Ursprung der Römischen Penaten herleiteten; diese Sprösslinge des Hephästos, angesiedelt auf Lemnos und Samothrake, wurden von den Griechen des klassischen Zeitalters in unscheinbarer Gestalt (worauf der Verf. p. 1212. aufmerksam macht) und nicht in der Geltung von grofsen Göttern vorgefunden; Samothrazische Götter, von denen man in Gefahren Hülfe begehrte, mochten vielmehr Hermes und Hekate seyn, welche Göttin sodann unter den Benennungen der Bendis, Rhea und ähnlichen Hindeutungen auf Verkehr mit Phrygien eintritt; noch später kam die Einmischung der beiden Dioskuren hinzu, die mit den Kabiren nur den Glauben an ihre Schutzkraft gemeinsam hatten und mit dem Namen der grofsen Götter ausgezeichnet wurden. Soweit glauben wir diese schlüpfrige Darstellung verfolgen zu müssen, welche nicht durch die Willkühr des Forschers, sondern durch den fragmentarischen Zustand des Materials, je länger man sie betrachtet und analysirt, desto mehr an Sicherheit und gesetzmäfsiger Ueberzeugung einzubüfsen scheint. Hierauf gründet sich aber die Schlufsfolge (p. 1246.), die Kabiren seien Götter des niederen Ranges und geknüpft an den Dienst erhabener Wesen, ihre *paredri* und Repräsentanten, an deren Stelle sie im Lauf der Zeiten als Eigenthümer eines fast gänzlich erloschenen Kultus traten, mit der Machtfülle von Schutzgeistern, so wie überall in Griechenland und Italien manchen einheimischen Gottheiten, deren Sinn und Geschichte minder verständlich wurde, die Gewalt hülfreicher und den Menschen zugänglicher Genien (vgl. p. 1234. sqq.) zufiel. Wenn nun dieser Syllogismus gültig ist, so werden die Samothrazischen Weihen, ihrer wunderbaren Heiligkeit beraubt, zu den Ueberbleibseln und Memorabilien der Antiquität übergehen, und sich mit den Geschäften von Sühnungen, Tänzen und feierlichen Gebräuchen begnügen. Allein die Räthsel barbarischer Mysterien wollen sich nicht so leicht in das Geleise der treuen philologischen Kritik fügen: weder ist es erlaubt ihre abtönenden Namen (p. 1282.) willfährig Preis zu geben, noch die mifsgestalteten Götzen, welche vor dem Lichte der schönen Plastik in Schlupfwinkel des Geheimnisses zurückwichen, und um der Bequemlichkeit willen mit anderen vorräthigen Kulten verbunden wurden, zu den Beisitzern von Gottheiten zu erniedrigen, deren Aufnahme in Samothrake und der Umgegend niemand nach festen Wahrzeichen in ei-

Digitized by Google

nem begrenzten historischen Raume darthun kann; noch weniger aber wird man an das Uebergewicht von zugeordneten Dämonen glauben, welche nicht, wie sonst bei den *dii paredri* der Fall, den einseitigen Begriff des Hauptgottes erweiterten und modifizirten, sondern in einer eigenthümlichen Weise sich des verdunkelten Einflusses der blühenden und in geheimen Riten überlieferten Götter bemächtigten. Noch bleibt also auf diesem Gebiete der antiken Religion eine Lücke zurück, welche vielleicht einer erneuerten und auf Griechische Denkart wie auf die Formen des Orients eingehenden Untersuchung zu beseitigen vorbehalten ist.

Einen anmuthigen Beschluſs erhält die Samothrakische Fabel an den launigen und öfter hinein spielenden Erscheinungen der Kerkopen und Kobalen, welche zu einem eben so lehrreichen als eigenthümlichen Ganzen verkettet sind. Man hat es hier mit den gaukelnden Genien und Geistern der Griechen zu thun, unter denen in Hinsicht auf Alter die trügerischen Kerkopen den Vorrang haben, doch vorzugsweise in Beziehungen auf Abenteuer des Herkules: und in diesem Sinne stellten sie die Attischen Komiker dar, bis ihr Name zur Kraft eines allgemeinen Begriffs überging. Dagegen sind dem Dionysos beigesellt die Kobalen, Spaſsmacher und Springer, weshalb die Benennungen σκιρτοί und σκιῤῥοί daran anknüpfen (s. die gelehrten Nachweisungen p. 1311—20.); ihre Geltung beginnt aber erst mit der blühenden Zeit Athens, und da κόβαλος gerade durch Attischen Gebrauch ein Appellativ geworden ist, so darf man annehmen daſs auch die Kobalen in Gesellschaft der Phrygischen Religionen während des verhängniſsvollen Peloponnesischen Krieges einwanderten und den Klang des Namens von der Kybele (vgl. *Hesych. vv.* κυβηλιστάς et ἀγερσικυβῆλις) empfingen: wenigstens kann der Nebengedanke eines Räubers, den man weiterhin mit κόβαλος (p. 1323. sqq.) verband, hier so wenig ein Bedenken erregen, als daſs *scurra* ziemlich spät den Werth eines Trabanten und Emissärs bekam. Dem Verfasser gestattete sein Zweck, die gänzliche Verschiedenheit der Kobalen von den mit ihnen vermischten Kabiren darzuthun, keine vollständigere Ausführung, obgleich ein summarischer Ueberblick des Griechischen Geister- und Gespensterglaubens nicht unfruchtbar an Resultaten wäre. Denn das lebendige Verständniſs des Alterthums würde selbst von dieser Seite gewinnen, wenn die Anschauung der Gaukelbilder und spukenden Phantome, welche die poetischen und für Omina so empfänglichen Griechen mit naiver Erfindung zu göttlichen Wesen ausprägten, ohne sich in profanen oder heiligen Handlungen mit einem festen Beruf von Gauklern und verzerrten Spaſsmachern zu befreunden, in ein klares zusammenhängendes Gemälde übergingen, und der Römischen Sinnesweise gegenüber träte, deren praktischer Blick sich der Laune von willkührlichen Gestalten der Einbildung versagte, dagegen mit dialektischer Lust an den beharrlichen Charaktermasken festlicher und alltäglicher Scherzkünstler, an *mimi*, *moriones*, *sannionesc*, *scurrae* und ähnlichen ergötzte. Wir dürfen aber nicht verkennen, daſs der treffliche Verfasser auf dem weiten Wege, den er ermaſs, mit sicherem Urtheil über Mittel und Ziel gleichsam den üppigen Auswuchs dieses bunten Feldes verschmäht, und überall bemüht ist die gewissesten Ergebnisse seiner vielseitigen Forschungen und das Licht einer besonnenen Methode auf demjenigen Gebiete zu versammeln, welches bisher der wuchernde Tummelplatz leidenschaftlicher Muthmaſsungen, Kombinationen und Trugsysteme war.

Bernhardy.

LXX.

Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's und einem mehrjährigen Aufenthalt am Missouri (in den Jahren 1824 bis 1827) in Bezug auf Auswanderung und Uebervölkerung. Von Gottfried Duden. S. XVI. 348. Gedruckt zu Elberfeld 1829 auf Kosten des Verfassers.

Ref. hält sich überzeugt, daſs jedem Leser dieses Buches, der einigermaſsen Schriftsachen zu beurtheilen im Stande ist, ein ganz auſserordentlicher Unterschied auffallen muſs, zwischen allen den Stellen, wo der Hr. Verf. Anschauliches darstellt, und zwischen denen, wo er räsonnirend zu Werke zu gehen versucht. Für die Darstellung dessen, was er gesehen, verräth er nämlich eben so vieles als für das philosophische Räsonnement geringes Talent. Niemand wird ohne Unterhaltung, Vergnügen und Belehrung die meisten Briefe durchlesen, während doch einzelnes von deren Inhalt, so wie fast die ganze Abhandlung, welche demselben angehängt ist: „Ueber die Natur der nordamerikanischen Freistaaten" — theils untergeordnet, theils we-

Digitized by Google

nigstens im Ausdruck schief genannt werden mufs. Wir übergehen hier alle jene anschaulichen Schilderungen des Lebens und der Natur, da Proben derselben schon von anderen Zeitschriften, namentlich vom Auslande in reichem Mafse dem deutschen Publicum mitgetheilt worden sind, und dem Verf. in dieser Hinsicht überall das gebührende Lob zu Theil geworden ist; näher hingegen sey es uns vergönnt noch die Tendenzen der vorliegenden Schrift im Allgemeinen zu betrachten.

Es ist nicht zu läugnen, dafs die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Lebensbedingungen, wie sie von dem freien Nordamerika dargeboten werden, für gewisse Stände, und für Individuen, die sich gewissen Bestrebungen hingeben, etwas sehr lockendes haben, und dafs sie namentlich, wo Land und Leben so anschaulich aufgefafst werden wie von Herrn Duden, einen grofsen Reiz ausüben müssen. Darum kann man immer Staatsbildung sowohl als herrschende Ansicht in den vereinigten Staaten höchst untergeordnet nennen, denn eben die Menschen untergeordneten Standes oder untergeordneter Bestrebung sind es, auf welche allein jener Reitz so wirken kann, dafs sie Europa's geistigen Reichthum, Europa's politische Erhabenheit dabei vergessen. Nordamerika ist nämlich eben dadurch characterisirt, dafs sich dort die untergeordneten Richtungen nicht mehr als solche fühlen, dafs der Unterschied höheren und niederen Daseyns, aber eben dadurch auch jeder wirkliche, begründete Vorzug höherer geselliger Kreise wegfällt. An die Stelle der einander gegenseitig bedingenden und erhaltenden Unterschiede des Standes und der Bildung, tritt dort der des Gebietens über mehr oder weniger sinnliche Mittel, also der Unterschied blos des Besitzes und der Industrie, wodurch nothwendig eine eben so oberflächliche als trotzige Ansicht aller Lebensverhältnisse bedingt werden mufs.

Diese oberflächliche und trotzige Ansicht von politischen und gesellschaftlichen Beziehungen ist nun freilich auch in Europa die eigenthümliche aller der Classen und Individuen, die sich in Nordamerika vollkommen wohl fühlen könnten; nur tritt glücklicher Weise der Umstand daneben ein, dafs diese Leute in Europa so ziemlich überall, wie man zu sagen pflegt, die Faust in der Tasche machen müssen, weil man sie ihnen aufbräche, wenn sie sie sehen liefsen. Man kann sich dann freilich in dieser Ansicht so begeistern, dafs man ohne die Tiefen des geistigen Lebens in der deutschen Litteratur geahnet, geschweige ergründet zu haben, ausruft: „Es ist ein lächerliches Selbstlob, wenn die Deutschen behaupten, dafs unter ihnen mehr geistiges Leben sey als in Nordamerika. Die Amerikaner können den Deutschen diese Entschädigung im Gebiete der Einbildung wohl nachsehen. Ich aber halte mich verpflichtet die Sache beim rechten Namen zu nennen. Nur in Deutschland kann man solche Gedanken äufsern, ohne verspottet zu werden. Sie sind in Verbindung mit eben so lächerlichen Gründen, als: die Amerikaner haben keine Geschichte; das materielle Leben nimmt die Kräfte zu sehr in Anspruch u. s. w. Wenn dergleichen einer Widerlegung werth wäre, so bedürfte es nur einer Hindeutung auf die alten asiatischen und ägyptischen Colonien am Mittelmeere (welche doch? mit welchem geistigen Leben? fragen wir den Hrn. Vf.), und vorzüglich auf das herrliche Gedeihen der Griechen in Italien (waren die Crotoniaten, Sybariten und Tarentiner geistig je den Spartern und Atheniensern gleich?), welche sich bei dem damaligen Zustande der Schiffarth viel mehr von den Mutterländern isolirten, als die Europäer in Amerika. Man besinne sich doch, dafs die späteren Römer sowohl als die Griechen, ihrer grofsen Geschichte zum Hohne, in eine solche geistige Entartung gerathen sind, die jede Klage über ihren schmähligen Untergang unter den rohesten nordischen Massen verstummen heifst. Und dies beseitigt, gehört denn den Europäern in Amerika die frühere Geschichte Europa's weniger an als denen, die in der alten Heimath zurückgeblieben sind?" —

Als wenn es irgend jemandem in den Sinn gekommen wäre zu behaupten, ein Volk mit grofsen historischen Erinnerungen könne nicht entarten! vielmehr kann ein solches allein entarten, denn ein Volk, was es noch nicht zu grofsen historischen Erinnerungen gebracht hat, hat es auch noch zu keiner eignen geistigen Art gebracht, und eben dies sagt auch der Hr. Verf. an mehreren Orten und Stellen, dafs nämlich die Nordamerikaner ihrer geistigen Art nach noch hauptsächlich Engländer sind, und dafs die englische Bildung die ihrige bedingt — — wir aber fügen noch hinzu, dafs, da im Ganzen in Nordamerika zwar nothwendige aber niedere Lebensrichtungen dominiren, auch die Seiten der Wissenschaft und Kunst allein, welche diesen Lebensrichtungen entsprechen, in Nordamerika von grofsartiger Wirkung seyn können. Die historischen Erinnerungen Europa's sind aber in keinem anderen Sinn die der Nordamerikaner, als die historischen Erinnerungen Griechenlands und Roms die von ganz Europa sind; dafs dem wirklich so sey, beweist der Herr Verf. durch eine andere Stelle in einem späteren Briefe S. 230. „Das Einzige, was ich hier vermifste, war die Nähe befreundeter, vaterländischer Familien. Die Deutschen und die Nordamerikaner sind in dem, was man mit Naturell und Temperament zu bezeichnen pflegt, gar nicht verschieden. Auch können die Sitten des häuslichen Lebens der Einheimischen den deutschen Einwanderer nicht abstofsen. Sie sind gröfstentheils der äufseren Lage angemessen, und man gewöhnt sich leicht daran. Selbst die Scheidung der Sprache verschwindet bald. Allein was immer fehlen wird, das ist das Band der gemeinsamen Erinnerungen. Der Deutsche mag sich noch so sehr mit der Lebensweise und den Verhältnissen des Amerikaners befreunden; der Reiz, welchen der gesellige Verkehr aus der Vergangenheit zieht, ist um so geringer, je länger der Einwanderer in seiner alten Heimath gelebt hat."

Welch' einen Zauber üben die Mährchen unserer Kindheit, die im innigsten Volksleben und zum Theil in den historisch verklungensten Erinnerungen der früheren Zeit desselben wurzeln, welchen Zauber üben unsere Volkssagen, die wir mit der Muttermilch einsaugen, und welche unsere Phantasie mit Hügel und Flufs, mit See und mit Wegkreutz in unserer Heimath von kleinauf zusammentrauen, welchen Zauber üben die Erinnerungen unserer Reichsstädte, unserer herrschenden Dynastieen, der

Digitized by Google

Stände denen wir angehören, der Religionsparteien, bei denen wir erzogen worden sind — welchen Zauber übt diese ganze historische Erbschaft auf uns, auf unser Wünschen und Vorstellen, auf die Färbung unseres Gemüthes, auf die Bildung unseres Characters aus — und alle dem sollten wir so leicht lebewohl sagen, um der Fleischtische und Maisfelder Nordamerika's willen? — Auch abgesehen von der Pein, Menschen, die in Agricultur-, Industrie- und Mercantil-Interessen ganz aufgehen, mit der Anmaſsung der Competenz über die höchsten Themata reden hören zu müssen, und jene geistige Bescheidenheit, die, wo der seichte Liberalismus noch nicht alles hinweggeklärt hat, in unserem Vaterlande überall zu finden ist, gänzlich zu vermissen — auch abgesehen von diesen Martern, denen edlere Menschen bei einer Auswanderung nach Nordamerika entgegen gehen, sollte man doch denken, gäbe es noch Bänder, die mit dem deutschen Boden verknüpfen, und welche stärker sind, als die Lockungen leichten Gewinnes des Lebensunterhaltes und der bürgerlichen Geltung. „Die europäischen Vorurtheile hinsichtlich des Ranges der Gewerbe und der körperlichen Thätigkeit" sind das Fundament alles dessen, was wir politisch vorzügliches haben, mögen die liberalen Schreier und Schreiber noch so sehr dagegen wüthen.

Der eigentliche Schlüssel zu der ganzen Stimmung des Verfassers scheint mir sich S. 235. und 236 zu finden Daselbst heiſst es: „Wäre einmal eine kleine Stadt in dem Geiste gegründet, den amerikanischen Deutschen als Mittelpunct der Cultur zu dienen, so würde man bald ein verjüngtes Germanien entstehen sehen, und die europäischen Deutschen würden dann in Amerika eben so ein zweites Vaterland haben, als die Britten. Möchte sich doch in Deutschland dafür ein lebendiges Interesse entwickeln! Kein Plan der heutigen Zeit kann dem Einzelnen und dem Ganzen mehr versprechen, als ein solcher Plan zur Gründung einer Pflanzstadt für deutsche Cultur im westlichen Nordamerika, und namentlich in den Ländern westlich des Mississippi." — Aehnliche Wünsche sind in neuerer Zeit öfter rege geworden, besonders in dem Sinne, daſs es wünschenswerth sey, daſs die nach Nordamerika wandernden Deutschen sich nicht in der Masse der Angloamerikaner verlieren, sondern ein neues deutsches Volk bilden möchten. Ueber die nothwendigen Folgen der Realisirung dieses Wunsches seien uns noch einige Worte gegönnt.

Wenn Menschen, die nicht von der Noth dazu gezwungen werden, ihr Vaterland verlassen, so können mit wenigen Ausnahmen nur zwei Motive zu Grunde liegen. Entweder ist der Zustand wirklicher Verhältnisse in ihrer Heimath dem, was sie für vernünftig hielten, nicht adäquat, oder aber die Verhältnisse des Vaterlandes bieten ihrer Erwerbeſust nicht den freien Spielraum, den sie suchen. Die letzteren sind überhaupt auf das Aeuſserliche gestellte Menschen, die ersteren aber sind dem Dienste abstracter Gedanken verfallen, weil nur dies ein Zerfallen mit der Wirklichkeit herbeiführt. Bei der Gründung aller Colonieen, die nicht mit bestimmten Mitteln zu beschränktem Zweck von den Regierungen selbst gestiftet und streng in dieser Bornirtheit erhalten worden sind, sehen wir also, wie gewisse im Zustande des Mutterlandes neben anderem auch enthaltene Gedanken in ihrer abstracten Isolirung, also in einer einseitigen Weise, zu Grunde gelegt, und eben dadurch, daſs sie einseitig sich entwickeln können, karrikirt werden. Diese Carrikaturen haben aber allezeit zugleich eine entschiedene Richtung nach dem Aeuſseren, Sinnlichen, Oberflächlichen; so hat es die Geschichte von jeher gezeigt.

Nicht in den alten Städten Griechenlands, sondern in den Coloniestaaten arteten Demokratie und Aristokratie am schroffsten in Ochlokratie und Oligarchie aus; in den Coloniestaaten des Mittelalters, in Jerusalem und Cypern, in den auf saracenischem Boden in der pyrenäischen Halbinsel gegründeten christlichen Colonieeichen wurde das Lehenswesen zur Carrikatur, und so ist die demokratische Richtung, die trotz alles Wegläugnens mancher Kirchenhistoriker auch in der Reformation gegeben war, nachdem sie in Europa überall, wo sie sich regte, in gemessene Schranken zurückgedrängt worden ist, in Amerika characteristisches Element geworden.

Zu allen Zeiten haben aber die Colonieen wesentlich auf die Mutterländer zurückgewirkt; in ihnen geräth gewissermaſsen der Geist des Mutterlandes auſser sich, und wirkt in dieser Eigenschaft aus dem Gleichgewicht reiſsend, Verhältnisse ändernd wieder auf das Mutterland. So lange nun Deutschland keine eignen, selbstständig und frei gestellten Colonien hat, erfährt es die Rückwirkung der europäischen Colonien nur sehr vermittelt, und nicht in dem Maſse wie z. B. Groſsbrittanien durch Nordamerika, was der Hr. Verf. selbst zugiebt. Eine deutsche Bevölkerungsmasse in einem Colonielande gründen, ohne sie unter der festesten Zuchtruthe des Mutterlandes zu halten, hieſse also eine Macht schaffen, welche nur desorganisirend auf die Verhältnisse Deutschlands wirken könnte. Wozu das? — Die, welchen Deutschland so wenig werth ist, daſs sie es verlassen, können ohnmöglich den zurückbleibenden Deutschen so viel werth seyn, daſs etwas daran läge, ob sie sich unter anderen Nationen verlaufen oder nicht. Die Uebervölkerung ist aber noch lange nicht groſs genug, geschweige zu groſs. So lange sich der Mensch mit Gemächlichkeit ausbreiten und isolirt stellen kann blos durch seine Arbeit, so lange weicht auch der atomistische Sinn nicht von ihm; Abhängigkeitsverhältnisse, als deren Princip wahre Pietät waltet, können erst wieder entstehen, wenn der Raum so eng, und das Leben für ganze Classen so gedrängt wird, daſs diese die dargebotenen hülfreichen Hände auch wirklich mit Dankbarkeit erkennen, und von diesem Punkte sind wir noch lange Zeit entfernt; jetzt sind wir erst auf dem Punkte, wo die Menschen mit Ungestüm fordern, daſs ihrer Bedrängniſs abgeholfen werde.

H. Leo.

Digitized by Google

Nro. 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

LXXI.

Albrechts v. Wallenstein des Herzogs von Friedland und Mecklenburg ungedruckte, eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben aus den Jahren 1627 *bis* 1634 *an Arnheim, Aldringen, Gallas, Piccolomini, Tilly, nebst dem Briefwechsel mit Kaiser Ferdinand II, König Ferdinand III, Kurfürsten Maximilian I, Trautmannsdorff, Eggenberg, Werdenberg u. a. Mit einer Characteristik des Lebens und der Feldzüge Wallensteins, herausgegeben von F. Förster. II. Theil XX.* 360 *III. Theil XII.* 468 *Anhang* 160.

Der Verfasser hat hiermit ein Werk beschlossen, dessen ersten Theil wir bereits in diesen Blättern besprochen haben. Während jedoch in dem ersten Theile die Briefe Wallensteins die Hauptsache waren und der Verfasser nur Einschaltungen machte, um den geschichtlichen Faden festzuhalten, durch den die Briefe verständlich werden, hat sich in den beiden letzten Theilen dieſs Verhältniſs durchaus geändert. Der Verfasser tritt bestimmt als Vertheidiger Wallensteins auf, stellt alles zusammen was bisher in dieser Beziehung erschienen ist, fügt höchst interessantes Neues aus dem Wiener Archiv hinzu und bildet so eine durchgeführte Kritik der bisherigen Quellen. Der bei weitem gröſste Theil der Briefe des 1. Theils ist, wie schon früher bemerkt, an den Feldmarschall v. Arnim gerichtet, derselbe verlieſs im Jahre 1629 den kaiserlichen Dienst und hiermit hörte die lebhafte Correspondenz zwischen beiden Feldherren auf. Insofern daher die bis dahin mitgetheilten Briefe aus dem Gräflich v. Arnimschen Archiv gezogen waren, versiegte diese Quelle für den Verfasser, so daſs vom Jahre 1629—34, sich nur noch 32 Briefe finden, die von Wallenstein ausgegangen sind. Während in dem ersten Theile durch die Briefe selbst die Persönlichkeit Wallensteins sich stets im Vorgrunde erhielt, wäre sie zurückgetreten, wenn uns der Verfasser in derselben Form die folgenden Schreiben, die sich oft nur entfernter auf ihn beziehen, mitgetheilt hätte. Er hat es daher vorgezogen eine Geschichte Wallensteins, ja theilweise eine kritische Geschichte seiner Geschichte zu liefern, und so hat er vom Jahre 1629 an dem fortlaufenden Texte die Briefe, Dokumente u. s. w. als beweisende Anmerkungen beigegeben. Bei den vorliegenden beiden Theilen wird hienach die Betrachtung eine doppelte, sie richtet sich erstens auf die Briefe und Dokumente, und zweitens auf die ausführliche Darstellung des Verfassers.

Was nun zunächst die Briefe anbetrifft, so sind es deren 228, welche aus den Jahren 1629—34 mitgetheilt werden. Es darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daſs ein groſser Theil davon schon anderweitig durch den Druck bekannt ist, so sind z. B. 78 derselben in den Jahrgängen 1811—13, 1818 und 1819 der östreichischen militairischen Zeitschrift, 19 in dem Werke des Ober-Amtmann Némethy „das Schloſs Friedland, Prag 1818," und einige andere in dem rheinischen Archive, in Röse's Bernhard von Weimar u. s. w. abgedruckt. Wenn man dieſs berücksichtiget und auſserdem in Erwägung zieht, daſs, wie eben bemerkt, diese Correspondenz nicht mehr die Hauptsache ist und zu dem Werke nur die Beilagen bildet, so erscheint der Titel jetzt als ein uneigentlicher, den der Verfasser beibehalten hat, obgleich das Werk unter seinen Händen ein anderes wurde.

Aus dem Jahre 1629 finden sich 31 Briefe vor, sie sind sämmtlich von Wallenstein an Arnim gerichtet, beziehen sich auf den Marsch Arnims nach Preuſsen und sind besonders interessant durch die Unruhe und die Lebhaftigkeit, mit der Wallenstein den Zug beeilt haben will.

Im Jahre 1630 wurde Wallenstein vom Generalat entlassen, er zog sich nach Prag zurück, nur 2 Briefe aus dieser Zeit sind hier vorhanden; er blieb jedoch mit den kaiserlichen Feldherren im Zusammenhange, führte im folgenden Jahre Unterhandlungen mit Dänemark und Sachsen im Auftrage des Kaisers, und so finden sich aus dem Jahre 1631, 36 Briefe vor, die jedoch bis auf 5 schon bekannt sind, dasselbe gilt von den hier abgedruckten Relationen über die Schlacht von Leipzig. Bereits Ende 1631 wurde Wallenstein zum zweiten Male der Oberbefehl angetragen, und es entspann sich deshalb eine lebhafte Correspondenz zwischen ihm, dem Kaiser Ferdinand, dem König Ferdinand, und dem Herzoge von Eggenberg, auch dieser Briefwechsel ist bereits im Jahre 1811 gedruckt. Im April 1632 übernahm in Folge dessen Wallenstein das Generalat von Neuem, er befreiete Böhmen von den eingedrungenen Sachsen, rückte Gustav Adolph entgegen, stand acht Wochen im Lager vor Nürnberg, ver-

Digitized by Google

lor die Schlacht von Lützen und zog sich wieder nach Böhmen; 33 Briefe aus dieser thatenreichen Zeit werden gegeben.

Aus den ersten eilf Monaten des Jahres 1633, während welcher Wallenstein in Böhmen, Schlesien und der Lausitz stand, sind nur 11 Briefe vorhanden; bedeutender wird jedoch die Correspondenz mit der Annäherung der Catastrophe, so dafs aus den Monaten December 1633, Januar und Februar 1634, 104 Briefe gegeben werden. Die Berichte, Urkunden und Briefe über die Ermordung bilden ein Ganzes, das der Verfasser theils durch die, bereits in der östreichischen militairischen Zeitschrift abgedruckten Berichte des Marchese de Grana und des Grafen Gallas, theils durch einen Auszug aus den bisher unbekannten Acten gegen die Mitverschworenen, welchen er als Anhang giebt, vervollständigt hat.

Wenn nun nach dieser Uebersicht der Urkunden nicht alle von gleichem Werthe und manche schon bekannt sind, so wird das Publicum doch dem Verf. seinen Dank nicht versagen, denn einestheils war eine solche Zusammenstellung bisher nicht vorhanden, anderentheils befinden sich die bereits gedruckten Briefe in Werken, deren Zugänglichkeit erschwert ist. Die Jahrgänge 1811, 12 und 13 der östreichischen militairischen Zeitschrift sind vergriffen und das Werk von Nemethy, so viel bekannt ist, unterdrückt.

Betrachten wir nun zweitens die Darstellung des Verfassers, welche den gröfseren Theil der vorliegenden beiden Bände bildet, so dringt sich uns zunächst die Bemerkung auf, dafs bis zum Jahre 1630 Wallenstein selbst spricht, vor uns seine Individualität selbst durch seine Briefe entfaltet, von da ab hingegen ist es der Verfasser, der für ihn spricht, ihn vertheidigt. Diese Vertheidigung Wallensteins, vornehmlich durch Darlegung des bösen Willens der späteren Geschichtschreiber, ist der Hauptzweck des Werks geworden, und hierüber äufsert sich der Verfasser bereits in der Vorrede zum 2. Theile, indem er poetisch sagt:

„Aufmerksam auf die Widersprüche der vorhande-
„nen gedruckten Nachrichten mit dem, was ich in
„handschriftlichen Sammlungen fand, bin ich der bluti-
„gen Spur des Mordes weiter nachgegangen, und end-
„lich zu den Quellen seiner Geschichte, die man für
„verborgener und unzugänglicher noch, als die Quellen
„des Nils hielt, gelangt. Aus dem reinen Strome der
„Wahrheit der aus ihnen sich ergiefst, habe ich das
„Weihwasser geschöpft, mit welchem ich, — was Ferdi-
„nand's Beichtväter mit ihren dreitausend Seelenmessen
„nicht vermochten — den, durch die Geschichte noch
„immer nachtwandelnd, wie ein zürnendes Gespenst,
„schreitenden Schatten zu versöhnen hoffe."

Dem Verfasser ist es jedoch mit diesen Quellen des Nils ergangen, wie schon manchem Anderen mit ähnlichen Entdeckungen, er entdeckt das schon Entdeckte; denn zur Rechtfertigung der östreichischen Regierung sei es uns erlaubt nochmals anzuführen, dafs die unter amtlicher Autorität in Wien erscheinende östreichische militairische Zeitschrift bereits vor 18 Jahren jene Quellen entdeckte, aufdeckte, und unverhohlen aussprach, dafs Wallenstein als Opfer der Intrigue einer Parthei gefallen sei. Eine solche Tendenz haben alle durch die Jahrgänge 1811, 12 und 13 zerstreuten Aufsätze über Wallenstein. Im 6. Heft des Jahrgangs 1812 aber findet sich insbesondere ein Aufsatz betitelt „die Feinde Wallensteins," als solche werden bezeichnet Gallas, Piccolomini, Aldringen, Marradas, Diodati, Colloredo, Beck, de Suys und vor allen Carreto, Marchese de Grana *).

Obgleich wir hiernach dem Verfasser die erste Entdeckung der Quellen streitig machen müssen, können wir ihm doch die Ehre nicht versagen, ihre Lage bestimmt und den Strom bis zu ihnen schiffbar gemacht zu haben. Denn indem er das Bruchstückartige, bereits Bekannte zusammenfafst, manches Neue beibringt und diefs dem gegenüberstellt was in Geschichtswerken bisher ausgesprochen wurde, gelingt es ihm gröfstentheils die falschen Nachrichten zu widerlegen, welche durch Herchenhahn, Khevenhüller, Raschin u. s. w. zum Theil absichtlich verbreitet wurden. — Hiernach stellt sich gegenwärtig das Factum so, dafs Wallenstein erst den Entschlufs fafste zu den Schweden überzugehen, als ihm bekannt wurde, dafs er durch zwei kaiserliche Patente abgesetzt und Befehl ertheilt worden war, sich seiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Nach den jetzt vorliegenden Acten und Urkunden wird auf diese Weise der Verdacht von Wallenstein sehr entfernt, dafs er sich schon früher mit den Schweden gegen den Kaiser habe verbinden wollen, aber dennoch können wir dem Verfasser nicht beistimmen, der noch weiter geht und ihn überall zu rechtfertigen und als des Kaisers treuen Diener darzustellen sucht. Zum Fürsten erhoben, mit Dotationen überschüttet durch die Gnade seines Kaisers, erscheint er in dem unglücklichen Zwiespalt mit sich selbst, keinen festen Gesichtspunkt für seine Stellung gewinnen zu können, sein Character ist unheilbar gebrochen; einerseits ist er der geborne böhmische Edelmann, als solcher und als Soldat dem Kaiser unbedingten Gehorsam schuldig, andererseits souverainer Fürst, zwar nur durch die Gnade seines Kaisers, aber nicht ohne besondere Interessen, begabt mit Ein-

*) Von diesem heifst es: „Derjenige aber, welcher im Verborgenen das meiste Gift gegen den Herzog verspritzte, „welcher seinen und seiner Freunde heimlichen Ankläger „bei dem Kaiser machte, welcher Wallensteins Handlungen „verbrecherische Absichten unterschob, und seinen Herrn, „den Kaiser, entweder zur Befriedigung seiner Privatrache, „oder aus Habsucht, oder vielleicht überhaupt aus Hafs gegen die Deutschen, mit solchen Lügen und Erdichtungen umstrickte, dafs er ihm am Ende die Einwilligung zu Friedlands gesetzwidrigen Mord, oder „wenigstens dessen Gutheifsung abnöthigte, das war der „Hofkriegsrath, Kämmerer und Oberst Francesco Carreto, „Marchese de Grana. — Ferner wird gesagt: Wallenstein „wurde als das Haupt der deutschen Parthei betrachtet und „auf ihn conzentrirte sich der gemeinschaftliche Hafs der „Italiener." Ferner „Was aber Wallenstein in der letzten „Zeit gethan hat, als ihm seine schimpfliche Absetzung und „Achtserklärung schon bekannt war, das kann ihn in den „Augen des Geschichtsforschers unmöglich graviren."

Digitized by Google

dient, dessen er sich bewußt ist, und so tritt sein Willen nur zu oft der Subordination entgegen. Diese ist seine Schuld, sie verwickelt ihn, führt seinen Untergang herbei, und macht das wahrhaft Tragische seiner Erscheinung aus. Nur sie giebt den wahrhaften Schlüssel für das Räthselhafte, Unentschlossene, Zaudernde, was sich überall in den letzten Jahren seines Lebens zeigt und die Adlersflügel lähmt, die ihn früher von der Elbe nach der Theis und von der Donau nach dem Rhein trugen. Leugnen wir sie hinweg, so ist es kaum der Mühe werth von ihm zu reden. Diese Schuld nun spricht sich schon in den Bedingungen aus, welche er bei der zweiten Uebernahme des Oberbefehls machte. Er verlangte unter andern, der Kaiser solle sich nicht persönlich beim Heere befinden, vielweniger darüber zu kommandiren haben; kaiserliche Assekuration auf ein östreichisches Erbland wegen einer gewöhnlichen Belohnung, als außerordentliche Belohnung aber die Oberlehnsherrschaft über die von ihm im deutschen Reiche occupirten Länder; er entzieht dem Kaiser das Begnadigungsrecht beim Heere, und verlangt, daß beim künftigen Frieden seine Privatinteressen wegen Mecklenburg mit in die Kapitulation aufgenommen werden sollten. Wenn nun der Verfasser Wallenstein vertheidigend, sagt:

„Diejenigen aber, welche hierin nur den Uebermuth eines Generals finden, vergessen ganz, daß es „nicht der General Wallenstein war, der mit dem Kaiser einen Vertrag abschloß, sondern der Herzog von „Friedland, der souveraine Reichsfürst war es, der wohl „wußte, wessen er sich zu versehen hatte, wenn er „sich der Willkühr und Gnade des Kaisers zur nochmaligen Aufopferung auf dem Regensburger Reichstage „unbedingt übergebe. Er wollte Generalissimus *in absolutissima forma* sein, nicht abhängig von den spanischen Beichtvätern und den Perücken in Wien, sondern unabhängig, niemanden verantwortlich als sich „selbst, denn nur so konnte er es wagen gegen einen „König zu Felde zu ziehen, der ebenfalls Generalissimus *in absolutissima forma* war u. s. w.

so müssen wir dagegen bemerken, daß wir darin nicht den Uebermuth, aber wohl den Hochmuth und die unbegrenzte Ehrsucht Wallensteins erkennen, die ihn so verblendete, zu glauben, der Kaiser werde diese in der höchsten Noth ihm abgedrungenen Bedingungen länger erfüllen, als die Noth dauerte. Er wollte Generalissimus *in absolutissima forma* sein, sagt der Verfasser, und dieß ist eben der Wille, der seinem Gehorsam entgegen trat. Was hatte er zu fürchten, wenn er es nicht war? Er konnte wieder abgesetzt werden, (denn vor dem Geschlagenwerden schützte ihn diese Charge nicht, wie er bei Lützen erfuhr), damit befand er sich seiner vorigen Stellung und er hätte seine Ehre gerettet, so aber unterlag seine Treue, seine Pflicht, dem hochmüthigen Willen und dieß ist die Schuld, von der wir sprechen.

Dasselbe zeigt sich bei vielen anderen Gelegenheiten, wir wollen jedoch nur noch ein Factum anführen. Wallenstein hatte im May ganz Böhmen von den Sachsen befreit, Gustav Adolph hatte sich nach Baiern gewendet, und nahm am 17. Mai München ein, während Wallenstein, nachdem er am 5. Mai Prag erstürmt hatte, am 20. Mai bei Leitmeritz stand. Man hat Wallenstein vielfach zum Vorwurf gemacht, absichtlich den Kurfürsten Maximilian ohne Unterstützung gelassen zu haben, zwischen beiden fand notorisch eine feindselige Stimmung statt und wenn man berücksichtigt, mit welcher Langsamkeit Wallenstein zu Werke ging, als er endlich sich gegen Gustav Adolph in Bewegung setzte, so muß, bei seiner sonstigen Schnelligkeit und Intelligenz, ein dringender Argwohn der Vorsätzlichkeit entstehen. Wenn er auch früher seine Anwesenheit in Baiern nicht für nöthig hielt, so konnte er doch, nach dem Eingange der Nachricht vom Falle Münchens und da der Marsch schon früher beschlossen war, leicht am 10. Juny vor Nürnberg, was damals noch unbefestigt war, eintreffen, so aber kam er erst am 16. July dort an.

Wallenstein scheint gefühlt zu haben, daß die Noth des Kaisers es war, welche ihn in seine Stellung als Generalissimus *in absolutissima forma* einführte, und in derselben erhielt, daher die halben Maaßregeln, das Ausweichen einer großen Entscheidung, namentlich in Schlesien gegen Arnim, dessen Heer kaum halb so stark war, als das Kaiserliche, (denn bei Lützen mußte Wallenstein schlagen, wenn er nicht von Pappenheim getrennt oder durch die dann vereinigten Schweden und Sachsen gänzlich von den kaiserlichen Erblanden abgeschnitten sein wollte,) daher dieß Zögern, Unterhandeln u. s. w. Es konnte ihm nicht aufrichtig und von ganzem Herzen darum zu thun sein, den Kaiser von seinen Feinden durchaus zu befreien, denn damit hätte er zugleich sich selbst der Gnade des Kaisers hingegeben, und seinen eigenen Willen negirt. Diese Verwirrung von Interessen ist seine Schuld, sie ist eben in jenen hochmüthigen Bedingungen tief begründet, und wenn daher Feuquieres an den Pater Joseph schreibt, „die Ränke, in welche der arme Herzog von Friedland „seinen Ruhm gesetzt, sind die einzigen Ursachen seines Untergangs geworden," so können wir ihm nicht unbedingt Unrecht geben.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir das Werk, welches eine beinahe vollständige Geschichte der Kriegsjahre 1630—34 bildet, speciell durchgehen wollten, die Inhaltsverzeichnisse und ein dem 3. Theil beigegebenes Register gewähren leicht die Uebersicht dessen, was darin enthalten, wir überheben uns daher einer solchen Darlegung, erlauben uns dagegen besonders in militairischer Beziehung noch einige Bemerkungen. Die Schlacht von Breitenfeld erzählt der Verfasser ganz nach einem Aufsatze, der sich in dem Jahrgange 1843 der östreichischen militairischen Zeitschrift befindet. Es muß jedoch bemerkt werden, daß über die eigentliche Wahlstatt ein jetzt schwerlich mehr aufzuhellender Dunkel herrscht, welchen nachgenannter Aufsatz nicht beseitigt hat. Wahrscheinlich ist es, daß Tilly nicht seine Stellung zwischen Breitenfeld und Seehausen nahm, sondern auf den Höhen, die westlich zwischen Podelwitz und Breitenfeld anfangen und sich östlich gegen Göb-

Digitized by Google

schelwitz hinziehen; nur diese Stellung läfst die Bewegungen zu, welche nach allen Schriftstellern in der Schlacht ausgeführt wurden, und läfst sich mit der Erfahrung vereinigen, welche Tilly in einem so thatenreichen Leben gesammelt hatte.

Theil 2 Seite 222. macht der Verfasser dem General Tilly den Vorwurf sich bei dem Uebergange über den Lech unvortheilhaft aufgestellt zu haben, indem er sagt: „der alte, seit „der Schlacht bei Breitenfeld nicht wieder zur Besin„nung gekommene Tilly, wählte bei Rain am rechten „Ufer des Lech eine ungünstige Stellung, die von dem jensei„tigen Ufer beherrscht wurde." Tilly's Thätigkeit, der, am 17. September bei Breitenfeld geschlagen, ein neues Heer bildete, mit dem er bereits am 6. October wieder aus Westphalen nach Fulda vorrückte, sein Marsch nach Baiern, sein neues Vorrücken an den Main im März 1632, wobei er Horn bei Bamberg schlug, unterstützen eben so wenig als das Gefecht am Lech die Behauptung des Verfassers von Tilly's Besinnungslosigkeit. Bei dem letzteren hat der Verfasser übersehen, dafs, wie bei jeder Vertheidigung eines Flufsüberganges, Tilly genöthigt war sich da aufzustellen, wo sein Gegner den Uebergang erzwingen wollte. Dafs aber Gustav Adolph den Uebergang nur da unternahm, wo die Localität ihm am meisten begünstigte, während sie dagegen seinen Gegner in Nachtheil brachte, war seiner Kriegserfahrung gemäfs.

Seite 233 giebt der Verfasser eine Beschreibung des Lagers von Nürnberg und sagt von dem schwedischen Lager: „Nirgend dürfte in der neuen Kriegsgeschichte ein zweites Bei„spiel von so grofsartig angelegtem und ausgeführten festen „Lager in Gemeinschaft mit einer Stadt vorkommen." Ohne Gustav Adolph zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch an das Lager der Sachsen, in dessen Werke Pirna und Königstein mit hineingezogen waren, und das Friedrich II. lieber einschlofs, als mit vierfach überlegener Macht angriff; an das Lager von Schweidnitz, welches den Feldzug 1761 entschied; an das von Cadix, und besonders an die Linien von Torres Vedras vor Lissabon erinnern, an denen Napoleons Macht in der pyrenäischen Halbinsel zuerst sich brach. — Was Wallensteins Lager vor Nürnberg anbetrifft, so sind nur wenige sehr dürftige Nachrichten darüber erhalten, nur ungefähr lassen sich die Stellen angeben, wo es stand; alles Detail hat die Zeit verwischt, denn dafs die Felsblöcke auf dem Burgstall Reste der Verschanzungen seien, ist höchst problematisch.

Seite 278. In Rücksicht der Aufstellung des kaiserlichen Heeres in der Schlacht von Lützen hat sich der Verfasser mit Recht an die von ihm aufgefundene, von Wallenstein selbst entworfene Ordre de Bataille gehalten, welche er als Beilage zum 2. Theile giebt. Sie ist die einzige, welche bisher bekannt geworden ist. Wir müssen jedoch bemerken, dafs sie entweder nur die Lagerordnung vorstellt, oder dafs, weil das Papier nicht reichte, Wallenstein die Kavallerie beider Flügel, statt neben einander, regimenterweise hintereinander zeichnete. Die Kavallerie im Wallensteinschen Heere wurde damals 16 Pferde hoch formirt, zum Gefecht auf die Art aufgestellt, wie die Zeichnung es anzugeben scheint, würden diese unbeholfenen Massen sicher dem ersten Angriff der schwedischen Reiter erlegen sein. Der Verfasser meint ferner das Zeichen No. 1. bedeute die Windmühlen, diese sind aber vielmehr durch die beiden Dreiecke No. 3. ausgedrückt, eine Bezeichnungsart die man noch anwendet, sie stehen noch heute auf dieser Stelle an den Kreuzwegen (Zwerchwegen) vor Lützen; das räthselhafte Zeichen No. 2. scheint vielmehr den Artillerie Park andeuten zu sollen, der bei älteren Darstellungen von Schlachtordnungen häufig durch ähnliche Zeichen ausgedrückt wird, hierauf deutet auch das nebenstehende Viereck mit der Ueberschrift „General Zeugmeister." — In der Beschreibung der Schlacht hat sich der Verfasser besonders an den Bericht des Feldzeugmeisters Diodati gehalten, von dem er sagt: „Dieser Bericht ist so umsichtig, bestimmt, und in vieler Rücksicht so gewissenhaft abgefafst, dafs er noch für die Berichterstatter unserer Feldzüge zum Muster dienen kann." Die Umsicht wollen wir Diodati nicht streitig machen, was jedoch seine Wahrheitsliebe anbetrifft, so erheben sich dagegen grofse Zweifel. Zunächst giebt er die Aufstellung des Wallensteinschen Heeres unrichtig an, denn er sagt „Rechts blieben in geringer Entfernung vom rechten Flügel drei Windmühlen, Lützen lag in der Front, der linke Flügel breitete sich in das Feld aus." Die in Rede stehenden Windmühlen waren und sind noch jetzt dicht vor Lützen, diefs lag vor dem rechten Flügel, so dafs Gustav Adolph seinen linken Flügel daran lehnte. Nach Diodati hätte Wallensteins Kavallerie vom rechten Flügel westlich über Lützen hinausgestanden, hier hat aber erweislich gar kein Gefecht stattgefunden, und der Perse-Bach würde diefs auch der Kavallerie unmöglich gemacht haben. Diodati verringert die Stärke des kaiserlichen Heeres bis auf 12000 Mann, und läfst Pappenheim, der bekanntlich erst am Tage nach der Schlacht in Leipzig starb, bereits auf dem Wege dahin enden. Des Feindes Verlust giebt er auf 8000 Mann an, den der Kaiserlichen auf 3000 Mann, und diese sollen noch 60 Fahnen und Standarten erobert haben, während von 36 Fahnen des niedergemachten Regiments der Gelbröcke die Stangen auf dem Felde liegen geblieben sind. Ueberhaupt ein vollständiger Sieg, der sich nur wegen Mangels an Proviant, und da der Befehl zum Rückzuge einmal gegeben war, in eine eilfertige Flucht nach Böhmen verwandelte. Der Verfasser folgt wie schon bemerkt dieser Darstellung und sagt am Schlufs: „Wallenstein nahm seinen Rückzug, oder wie man es richtiger nennen kann seinen weiteren Marsch auf Leipzig." Vergleichen wir jedoch alle anderen gleichzeitigen und späteren Berichte über die Schlacht von Lützen, berücksichtigen wir, dafs Wallenstein seine ganze Artillerie verlor, eiligst ganz Sachsen räumte, in Böhmen erst sein Heer von Neuem organisirte, 12 Officiere, die sich in der Schlacht feige benommen, hinrichten, und die Namen von einigen 40 Andern an den Galgen heften liefs, so erscheint uns Diodati's Bericht als unwahr, und wir wünschten, der Verfasser hätte ihn einer strengern Kritik unterworfen.

Aufser der gezeichneten Schlachtordnung, hat der Verfasser dem 3. Theile noch 19 verschiedene Facsimile von Unterschriften und Handschriften merkwürdiger Personen beigegeben, welche jedem angenehm sein werden, der ein Interesse für handschriftliche Actenstücke besitzt. — Endlich giebt im Anhange ein Aufsatz nähere Nachrichten über die Verhältnisse des Feldmarschalls v. Arnim.

v. Griesheim.

Digitized by Google

Nro. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

LXXII.

Blumenlese aus ungrischen Dichtern in Uebersetzungen von Gruber, Graf Mailáth u. s. f. gesammelt und mit einer einleitenden Geschichte der ungrischen Poesie begleitet von Franz Foldy. (Dr. Schedel.) Pesth und Wien 1828. *(Berlin bei Oehmigke.) groſs* 8. *p. LXXXVI. historische Einleitung; p.* 176. *Blumenlese aus ungrischen Dichtern in deutscher Uebersetzung.*

In der vorliegenden Blumenlese hat der Verfasser aus seinem gröſseren Handbuche der ungrischen Poesie, welches für Leser bestimmt ist, die der ungrischen Sprache theils schon mächtig, oder mit dem Studium derselben beschäftigt sind, deutsche Uebersetzungen, die jenem Handbuche beigefügt waren, nebst einer vorausgeschickten kritischen Geschichte der ungrischen Poesie noch einmal für die deutschen Leser wieder abdrucken lassen. Indem jedoch überhaupt nur erst der geringste Theil ungrischer Gedichte in unsere Muttersprache übertragen ist, liefert auch das hier theils aus den Grafen Mailáth's magyarischen Gedichten, theils aus Zeitschriften, theils aus freundlichen Mittheilungen noch ungedruckter Uebersetzungen vom Grafen J. von Mailáth, von M. von Pazlasi, und G. Tretter Zusammengetragene kein vollständiges Bild. Dagegen läſst sich durch den einleitenden historischen Ueberblick der Entwickelungsgang dieses noch bis jetzt den Ausländern unbekannter gebliebenen Gebietes der europäischen Litteratur deutlich erkennen.

Im allgemeinsten zeigt dieser Gang denselben Karakter auch anderer europäischer Volkslitteraturen, welche vom Mittelalter ihren Ausgangspunkt nehmen. Näher jedoch gleicht die ungrische Poesie, den Litteraturen der romanischen und germanischen Völker gegenüber, dem Entwicklungsgange der polnischen und russischen Dichtkunst. Die poetischen Gebiete, welche sie auszubilden vermocht hat, sind vernehmlich das epische und lyrische. Für die epische Gattung gaben die kriegerischen Thaten den ergiebigen Stoff, wie denn die ungrische Poesie überhaupt sich eng an das politische Schicksal der Nation anschlieſst. Die dramatische Poesie hat sich nicht in so nationaler Weise, sondern wie eine Pflanze in fremdem Boden, der ihr nicht gemäſs ist, nur kümmerlicher entfaltet. — Wir wollen jetzt kurz die verschiedenen Epochen der ungrischen Dichtkunst unserem Verfasser, da wir uns auf eine bloſse Anzeige beschränken müssen, nachkarakterisiren, und bei den besonderen Abschnitten zugleich Einiges über die mitgetheilten Proben hinzufügen.

In einem ersten Abschnitte, der mit dem Könige Etele (Attila) beginnt und bis zum Eindringen der Reformation in Ungarn heranreicht, macht unser Verfasser wiederum drei Unterabtheilungen. Daſs schon unter Etele die Siege des Königs von heimischen Sängern, die ihn begleiteten, gefeiert wurden, bezeugt eine Stelle des *Priscus Rhetor*, der sich am Hofe des Königs mit den Gesandten des Kaisers Theodosius aufhielt. Von diesen Andeutungen werden wir zweitens sogleich zu der Zeit der Arpaden hinübergeführt. Hier sind die Nachrichten über Lieder, in welchen die Joculatoren oder Trutatoren die Thaten der Herzöge bei Festgelagen wie im Kriegslager besangen, so wie über Schnurren in Versen und heidnische gottesdienstliche Lieder schon häufiger. Auch bei Einführung des Christenthums dauert diese Art des Gesanges, von welchem keine Proben mehr übrig sind, fort. Daſs nun drittens die für Ungern zum Theil so glänzende Zeit der den Arpaden folgenden Könige des 14. und 15. Jahrhunderts auch für die ungrische Poesie von gröſserer Wichtigkeit gewesen sein werde, läſst sich vorstellen. Den Nachrichten zufolge, die unser Verfasser anführt, wa-

Digitized by Google

ren auch hier die stets sich erneuenden Kriegsthaten, die blutigen Kämpfe mit den Türken, der stete Inhalt der zuweilen auch durch begeisterte Krieger improvisirten Gesänge. Liebeslieder dagegen kamen selten vor, doch wird von Mimen und theatralischen Gesängen in einigen angeführten Stellen gesprochen, so dafs Graf Mailáth auch theatralische Darstellungen schon in dieser Zeit vermuthet. Welch ein poetischer Werth nun aber diesen sämmtlichen Gedichten beizulegen sei, läfst sich aus den nur höchst spärlich übrig gebliebenen Proben nicht entscheiden. Das Ende dieser Periode macht schon den Uebergang zur folgenden. Es ist diefs in der ungrischen Poesie zuerst der Zeitpunkt, bei welchem auch in anderen Litteraturen das gemüthvoll einsichtslose Jammern oder die edlere Klage der ganz nur mit ihrer Vorzeit und Volksindividualität verwachsenen Kritiker zu beginnen pflegt; die Zeit, in welcher die in Form und Inhalt früher selbstständig productiv poetische Kraft erlahmt, und nun ins Ausland oder zu den Römern und Griechen poetisch ausgewandert wird. Hätte sich doch, heifst es gewöhnlich, das Volk ohne solche Untreue gegen sich selbst, organisch in seiner Abgeschlossenheit fortgebildet, nicht das Fremde aufgenommen, welche poetischen Früchte würde solch heimathliches Fortwachsen uns getragen haben. Halb und halb stimmt auch unser Verfasser solches Klagelied an, obschon er im späteren Verlauf der Abhandlung den Mangel an Schönheit, ja selbst an Correctheit der Form tadelt, und die Zeiten, in welchen diese Reinheit erworben wird, höchlich rühmt. Auf jene Klagen ist ganz einfach zu antworten: nur wer nicht mehr auf eigenen Füfsen zu stehen die Kraft hat, greift nach der Krücke, wer nach fremdem Beistand sich umsieht darf sich selbst nicht mehr selbstständig den Sieg zutrauen. Das Anerkennen fremder Ueberlegenheit ist das aufrichtige Bekenntnifs eigener Schwäche, das Einimpfen fremder Bildung zeigt das lernbegierige Gefühl bildungsbedürftiger Rohheit. Und solches Anerkennen ist kein äufserer Zufall, der auch etwa besser nicht hätte geschehen können, sondern es ist im innersten Entwicklungsgange einer Nation begründet. Diefs Fortwachsen und Entwickeln verkennen gerade nur die, welche am meisten von organischem Fortbilden sprechen.

In Ungarn bezeichnet diesen Zeitpunkt, wo die fremde Bildung, besonders italienischer Gelehrsamkeit, mächtiger zu werden beginnt, die Regierung des Königs Mathias, der zu Ofen eine ausgezeichnete Bibliothek besafs, und die Prefsburger Universität entstehen liefs.

Den zweiten Abschnitt der ungrischen Poesie rechnet unser Verfasser von König Johannes Tode bis zum Verfall der nationalen Poesie und Sprache; also vom Anfang des 16. bis gegen das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts. Diesen Abschnitt zertheilt er wieder näher in zwei Perioden. Zweckmäfsiger liefsen sich vielleicht drei Unterabtheilungen statt dieser zwei unterscheiden. Die erste umfafst die Zeit historischer Gesänge im 16. Jahrhundert. Die steten verwüstenden Türkenkriege, der drohende Verlust der Nationalfreiheit forderten die Dichter auf geschichtliche Thaten der Vergangenheit als anfeurendes Beispiel der Tapferkeit zu besingen. Johann Hunyádi, K. Mathias, Bátori, Kinizsi sind die gefeierten Helden; Tinódi Bogáti, Valkai, Gosárvári Ilosvai berühmte Dichter. Doch diese historischen Gesänge haben nur den Werth von Reimchroniken; in der Form mangelhaft und sorglos, um Zeichnung der Karaktere und poetische Auffassung unbekümmert, folgen die Dichter mit gewissenhafter Treue dem geschichtlichen Gange der Begebenheiten, in welche sie politische und moralische Betrachtungen verflechten; sie erinnern an den möglichen Untergang, suchen den Sinn für Eintracht, Tapferkeit im Volke zu erhalten, und so hart von Aufsen bei innerer Zerrüttung bedrängt, sind ihnen diese practischen Zwecke von gröfserer Wichtigkeit als die poetischen. Treffend hebt Kölcsey, ein jetzt lebender ungarischer Dichter und Geschichtschreiber der vaterländischen Poesie, dessen Urtheile unser Verfasser oft benutzt, den Unterschied des spanischen Kampfes gegen die gebildeten Mauern, und des ungrischen gegen die in Wissenschaft und Poesie rohen Türken hervor. Ist es ein Wunder, ruft er aus, dafs wir im brennenden Gefühl unserer Schmerzen die Blumen der Poesie dürftiger pflückten? — Weniger reich ist in dieser Periode die lyrische Poesie. Kirchenlieder, einzelne feurige kriegerische Gesänge, und Klagen über das Sinken der Nation, in welchen sich besonders Balassa hervorthat, sind das vorzüglichste, aber auch in der Sprache noch poetisch ungebildet. Dramatisches kommt wenig vor. Wichtig, dieser mehr stoffartigen Poesie gegenüber, ist auf der anderen Seite die Nachahmung der alten Metra in ungrischer Sprache durch Erdösi, mit seinem lateinischen Namen Sil-

Digitized by Google

vester genannt, Professor der Grammatik und später der hebräischen Sprache zu Wien. Er verstand es die Bildsamkeit der ungrischen Sprache, welche sich durch das Gesetz der Position, wie durch die feste Accentuirung der Vokale fast von selbst der Nachahmung der alten Prosodie hingiebt, ohne Vorgänger gleich so trefflich zu benutzen, dafs ihn selbst die ungrischen Metriker des 18. Jahrhunderts wenig überragten. Doch blieb er zunächst ohne Nachfolger. — Als dritte Seite endlich gegen diese Nachahmungen alter Versmaafse und jene nationalen historischen Gesänge bildeten Uebersetzungen theils deutscher Heldenabentheuer, theils des Boccaz, sowie des Aesop u. s. f.; im Ganzen ohne grofses poetisches und sprachliches Verdienst. Als nun endlich zu den politischen Kämpfen religiöse Streitigkeiten hinzu kamen, und die Kanzelberedtsamkeit und Theologie die besten Geister ausschliefslich zu beschäftigen begann, verstummte bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts die Poesie fast ganz.

In diesem Zeitpunkte aber, mit welchem die zweite Unterabtheilung dieses Abschnittes beginnt, thut sich erst das ungrische Epos hervor. Ihr Hauptheld ist der Peter Zrínyi, der Sziget gegen Soliman vertheidigend im Fall der Veste auch sein Heldenende fand. Sein Neffe Graf Niklas Zrínyi der siebente, geb. 1616, gest. 1664, ebenso Krieger und Feldherr als Dichter, besang den Ahnherrn in seiner Zrínyade, welche 1651 zuerschien. Genährt durch das Studium Homers und Virgils und begeistert durch Tasso's befreites Jerusalem suchte er durch geschickte Anordnung des Ganzen, die Einheit des Plans, kunstgemäfses Verhältnifs der Massen, scharfe Unterscheidung und Entgegensetzung der Volksindividualitäten und Karaktere, dem Epos eine neue Kunstgestalt zu geben. Glühende Vaterlandsliebe, Glaube, Liebe, Heldenhoheit feuern ihn an, eine reiche Phantasie ebenso zart als wild und grofsartig unterstützt ihn, doch wie er im Leben den Helden der Dichter unterordnet, vernachlässigt er auch als Dichter die Sorge für Sprache und alle Aufsenwerke der Poesie. Hierin ist er dem Tasso durchaus unähnlich, wie ihm auch Tassos Vorliebe zu schönen lyrischen Ergüssen und das stille Fortströmen der Erzählung fehlt. Zrínyi erscheint unruhiger, abgerissener, in Allem härter; bald eilt er, bald ist er weitschweifig, wie er denn auch sein Gedicht von fünfzehn Gesängen, in einem Winter weniger vollendete als beendete. Diese von Zrínyi unausgebildete Seite ergreifen nachfolgende Epiker: Freiherr Liszti, gelehrt und verständig, doch phantasielos, und mit Vorliebe zum Didactischen, zeigt in seinem Epos, das die mohácser Niederlage zum Gegenstande hat, mehr gelehrtes Studium der Alten als poetischen Geist; Dálnoki, Zrínyi's Zeitgenosse, besingt nach dem Virgil Trojas Fall; Gyöngyösi, in der alten Mythologie bewandert, oberflächlich in Karakteristik, doch in Diction geschickt, oft zierlich und breit, weniger den Geist als die Wendungen der Alten auffassend, voll didactischer Tendenz, wird durch die äufseren Vorzüge der Form der Liebling seiner wie der späteren Zeit. — Aehnlich wie die epische Poesie bildet auch die lyrische sich fort, doch ohne den nationalen Inhalt wie das Epos zu ergreifen. Zrínyi zeichnete sich gleichfalls als lyrischer Dichter durch naive erotisch idyllische Gedichte aus, und liefs sich vom Feuer italienischer Lyriker erwärmen. Besonders berühmt ist seine Klage des Orpheus und seine Ariadne. Beniczky lieferte phantasieloser reflectirende Lebensbetrachtungen; Kohári dichtete ernst, elegisch, vom Gefühl der Nichtigkeit und Mühseligkeit des Lebens tief durchdrungen. Auch an Kirchenliedern ist diese Zeit reich. — Weniger bemerkenswerth sind die dramatischen Versuche, theils allegorischen theils mythologischen Inhalts, oder Uebersetzungen und Bearbeitungen geschichtlicher Gegenstände bei überwiegender moralischer Tendenz.

Aus der ersten Periode dieses Abschnittes enthält die Blumenlese nur eine Probe eines geschichtlichen Gesanges, aus der zweiten ein Lied von Zrínyi und eine kurze Episode aus der Zrinyiade, welche im Ganzen die schon angedeutete Karakteristik bewähren.

Als dritte Periode des zweiten Abschnittes kann man den Verfall dieser gebildeteren Nationallitteratur annehmen, der seinen Grund in dem Vorwalten der Gelehrsamkeit findet, wodurch das eigentlich poetische Interesse verloren ging, und auch die Vorliebe für nationalen Inhalt erkaltete, während die ungrische Sprache nach dem Untergange des siebenbürgischen Fürstenhauses, wo sie als Hof- und Geschäftssprache geherrscht hatte, in den Hintergrund trat. Die lateinische, die deutsche und in der höheren Geselligkeit die französische hoben sich, die in diesen fremden Sprachen verfafsten

Digitized by Google

Meisterwerke wurden von Gebildeten mit Eifer gelesen, und die Poesie versuchte sich besonders in der lateinischen Sprache.

In einem dritten Hauptabschnitte nun endlich finden wir die Geschichte der ungrischen Poesie seit ihrem Wiederaufleben bis zur jetzigen Zeit, in zwei Perioden, welche ungefähr die letzten sechzig Jahre umfaſsten, eingetheilt. Die erste erscheint als vorherlaufende Begründerin der gegenwärtigen am reichsten entfalteten Blüthe der ungrischen Litteratur, in welcher die Poesie auch jetzt noch das Hauptgebiet ausmacht. — Die Liebe für heimathliche Tracht, Sprache und Sitte ward vornehmlich durch die Strenge wieder lebendig, mit welcher Joseph II. die deutsche Sprache in Ungern einzuführen beabsichtigte, und auch die Verfassung bedrohte. Noch hatte sich aber die Poesie nicht in sich wieder zu eigenthümlicher Form verselbständigt, und das schwankende Suchen nach Stoff und Ausdrucksweise führte zunächst darauf, den Halt für beide in fremden Litteraturen zu finden. So entging ein erster Kreis von ungrischen Dichtern, die sich mit voller Liebe in vaterländischer Sprache der Poesie zuwandten, nicht dem weltbeherrschenden französischen Geschmack. Als berühmte Namen werden Bessenyei, Anyos, Faludi und viele Andere genannt. Moliere, Corneille, Racine, Voltaire u. s. f. wurden übersetzt; das Drama hatte ganz den französischen Karakter auch selbst bei heimischen Stoffen. Von Anyos, Faludi und Orczy sind einige lyrische Proben mitgetheilt. Trauer über verlorenes Jugendglück, Klage über das Leben überhaupt, elegische Erinnerung vergangener Freuden, sind ohne sich sehr über das Gewöhnliche zu erheben der Inhalt von Anyos Gedichten; Faludi's Lieder dagegen erscheinen munter, individueller, fröhlich tändelnd; das von Orczy abgedruckte Gedicht über eine ungrische Schenke, roher in der Form, preiſst der glatten Bildung gegenüber, das heimische wenn auch schmutzige Trinkhaus. Eine zweite Schule welche sich gleichzeitig fast ausbildete, ist die lateinische. Geist, Ausdrucksweise und Metrum der Alten ward studirt, mit Glück nachgebildet, erotische Lieder, Epigramme, Oden, Episteln, theils als Uebersetzung, theils als Form für eigene allgemein menschliche oder für vaterländische Gefühle, so wie für angeeignete ovidische, horazische Sinnesweise, beförderten die Bildung des poetischen Ausdrucks, den Adel der Sprache, die Correctheit der Form. Was bei uns Rammler, Voſs und zum Theil was Klopstock leisteten, suchten Baroti, Virág, Kazinczy und Andere für die ungrische Poesie zu erreichen. Doch nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen fehlt ihnen der innere Nerv, die Energie und Erhebung welche besonders in Klopstock aus der polemischen Stellung gegen die Nachahmung der Franzosen und gegen die Nüchternheit und Wässrigkeit einer früheren Periode der deutschen Poesie hervorging. Wie denn überhaupt zu jener Zeit in Deutschland das erhebende Gefühl sich aufzudrängen begann, daſs die Blüthezeit der deutschen Poesie sich nahe, und daſs diese goldene Zeit weltherrschend werde, indeſs das goldene Zeitalter anderer Litteraturen, der italienischen, spanischen, englischen, französischen schon der Vergangenheit angehöre. Zu solchem Gefühl konnte die ungrische Poesie natürlich sich weder in dieser noch in späterer besserer Zeit erheben. — Ein dritter Kreis von Dichtern dieser Periode wendet sich nun, durch jene Vorschulen auf den Standpunkt höherer poetischer Bildung gehoben, in selbstständigerer Eigenthümlichkeit nicht mehr dem Fremden zu, sondern schöpft Ausdruck und Stoff aus der vaterländischen Vergangenheit, oder aus der Gegenwart des eigenen Gefühls. Den Gipfel erreicht hier Alexander Kisfaludy, der nicht mit seinem in der folgenden Periode berühmten Bruder Carl Kisfaludy zu verwechseln ist. Die veranschaulichende Karakteristik der Werke des ersteren ist unserem Verfasser besonders gelungen, sein Urtheil scheint treffend und zeigt von Sinn für das wahrhaft Poetische. Wie denn dieser dritte Abschnitt überhaupt der beste und selbstständige Theil der historischen Abhandlung ist; die früheren haben mehr den Anstrich einer Compilation. — Das berühmteste Gedicht Kisfaludy's führt den Titel: Himfy's Liebe, und besingt in eigenthümlicher canzonenähnlicher Form in 28 Gesängen theils den Schmerz verschmähter theils die Seligkeit beglückter Liebe. Ferner verstand es Kisfaludy heimische Sagen poetisch und metrisch ganz in ungrischem Tone zu erzählen und zuerst auf die ganze Nation einzuwirken. Auch mit dramatischer Poesie beschäftigte er sich, wenn zwar mit geringerem Glück und Talent.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Blumenlese aus ungrischen Dichtern in Uebersetzungen von Gruber, Graf Mailáth u. s. f. gesammelt und mit einer einleitenden Geschichte der ungrischen Poesie begleitet von Franz Toldy. (Dr. Schedel.)

(Schluſs.)

Er verfaſste theils historische Trauerspiele, theils Familiengemählde. Aber seine Dramen sind, dem Urtheile unseres Verfassers nach, „nichts als dialogisirte Epopeen mit lyrischen Einschiebseln." Aus Himfy's Liebe giebt die Blumenlese mehrere Proben, mit deren ausführlicheren Karakteristik wir jedoch das Maaſs einer bloſsen Anzeige überschreiten würden.

Eine letzte Periode, die vollendeteste, wird in unserer geschichtlichen Abhandlung am meisten mit Sorgfalt, Ausführlichkeit und eigener Beurtheilung betrachtet. Das erste, was dieser Periode einen Schwung giebt, ist die gröſsere Scheidung der Sprache der Poesie von der des gewöhnlichen Lebens, das Bilden neuer Wörter, neuer poetischer Constructionen u. s. f. Das Haupt dieser Sprachrevolution, welche nicht ohne mannichfachen Kampf den Sieg errang, war Kazinczy, den wir schon bei der lateinischen Schule erwähnten. Er bildete die Sprache der Poesie besonders durch Uebersetzungen der Meisterwerke alter und neuer Sprachen, er wuſste die antiken Versmaaſse wie die der romanischen Völker nachzuahmen, und seine Zwecke ebensosehr gegen seine Gegner durchzusetzen als auch das gröſsere Publicum für sich zu gewinnen. Von hier an datirt sich die neue ungrische Poetenschule. Ihr Sinn geht, wie es uns scheint, darauf, die moderne Bildung, durch Studium der Meisterwerke alter und neuer Poesie erlangt, mit eigener poetischer Kraft, mit Liebe für die vaterländische Sprache, Geschichte und nationale Eigenthümlichkeit geistreich zu verschmelzen. Doch nach den für diesen Abschnitt reichlicher abgedruckten Proben zu urtheilen sind auch die ausgezeichneten dieses Kreises Dichter, wie sie wohl in der ungrischen Litteratur, nicht aber in der Geschichte der Poesie überhaupt als epochemachend erscheinen können. Bei den weniger Vorzüglichen ist die allgemeine Bildung, Glätte, Correctheit der nachgeahmten Form bei gebildetem Gefühl und oft hervorstechender Reflexion überwiegend; wie z. B. von diesen Seiten her die Sonette von Szemeres, von denen die Blumenlese mehrere liefert, vortrefflich zu nennen sind. Aber wir können die einzelnen Dichter hier nicht näher karakterisiren. Als die berühmtesten der neuen Schule ragen Berzsenyi, von welchem Kölczey sagt, daſs wir in ihm Horazens und Matthisson's Geist innig verschwistert finden, ferner Kölczey und Karl Kisfaludy hervor. Der Letztere hob zuerst das ungrische Lustspiel zu einer vor ihm kaum glaublichen Höhe, die niedern Kreise des Volkslebens wie die Kreise der höheren Geselligkeit wuſste er zu komischen lebensvollen Karakteren, Humor, Witz und Satyre zu benutzen; und ebenso auch Dramen aus der früheren Heldenzeit der Ungern im Ton der Vergangenheit abzufassen. Doch ist er ohne Nachfolger, und die dramatische Gattung noch immer die am wenigsten cultivirte geblieben. Auch als lyrischer Dichter that sich Kisfaludy in allen Arten hervor. Er war es, welcher durch die Herausgabe der Aurora, einer ungrischen seit sieben Jahren vom Publicum mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Folge von Musenalmanachen, die besten Dichter seiner Zeit zu einem Sinne, bestimmten poetischen Grundsätzen und Richtungen vereinigte, und dadurch der neuen Schule Einfluſs und dauernde Wirksamkeit zu verschaffen die Kraft hatte. „Eine unterscheidende Eigenschaft der Aurora, sagt unser Verfasser, ist ein durch Studium der classischen Muster des Auslandes geleiteter verfeinerter Geschmack; dann jene gediegene, reiche, schmiegsame Sprache, deren Schöpfer, wie wir schon sahen, Kazinczy ist." Unter

Digitized by Google

den Liederdichtern, deren Werke die Aurora enthält, zeichnet sich vor allen durch Wärme der Empfindung, durch Zartheit, stille Sehnsucht, Harmonie und Anmuth wie durch Kraft und Schwung Kölczey aus, welcher auch zuerst den echten Ton der Ballade und Romanze anzuschlagen verstand. — Das ungrische Epos, diese schon früher national ausgebildete Gattung, ward durch die neue Schule gleichfalls auf den Gipfelpunkt emporgehoben. Nationaler Inhalt und jene erst in jetziger Zeit erreichte höchste Bildung der poetischen Sprache beginnen sich innig zu durchdringen. Czuczor und Vörösmarty thun sich als epische Dichter glänzend hervor. Von Vörösmarty rühmt der Verfasser: „Homerische Form, echtungrisches Weltleben, Romantik und orientalische Mythen sind in seinen Gedichten zu einem ganz eigenthümlichen Ganzen verschwistert." Von welcher Art aber diefs ganz eigenthümliche ungrische Ganze sei, darüber steht dem Ref., der es nicht kennt, kein Urtheil zu. — Sollten wir mit einer allgemeinen Bemerkung schliefsen, so scheint uns die ungrische Poesie zwei Elemente in sich zu fassen: einerseits eine Nationalität, welche in sich concentrirt in der Weltgeschichte zu keiner hervorstechenden Rolle berufen, in späterer Zeit ebenso mit Trauer als mit Erhebung auf die frühere Vergangenheit zurückblickt; anderseits sehen wir die sprachliche Arbeit, durch den Blick auf die Musterbilder aller übrigen Nationen die allgemeine Weltbildung der Gegenwart in der Poesie wie im Leben zu erwerben und anzuwenden. Andere Litteraturen haben eine weltgeschichtliche Aufgabe in ihren Dichtungen zu lösen, und treten mächtig und wirkungsvoll in den allgemeinen Gang der Poesie mit ein. Die ungrische nicht. Sie bleibt, wo sie national sein will, bei ihrer abgeschlossenen Vergangenheit stehn, und lernt und bildet sich, um aus der Fremde her die allgemeine gebildete Ausdrucksweise auch in ihre poetische Sprache hinüberversetzen zu können. Aber mit dieser Bildung erzeugt sich kein neuer allgemein wichtiger Stoff; was die Gegenwart des modernen Lebens bewegt hat, innere Gährungen und Kämpfe, wie sie z. B. die deutsche Poesie seit ihrer Regeneration wiederspiegelt, sind nicht der Grund auch der ungrischen. Ihr Hauptzweck ist die kunstreich epische Darstellung früherer Thaten, und lyrische Klänge, wie sie bei Phantasie, poetischem Talent, und allgemeiner humaner Bildung überall vorkommen können. Wir haben in der ungrischen Litteratur eine Poesie vor uns, die in der äufseren Form mehrerer Gattungen mit anderen Litteraturen kann in die Schranke treten; aber ihr eigenthümlichster Gehalt gehört einer Nationalität an, welche in ihrer relativ gröfseren Wichtigkeit der Vergangenheit anheimfällt, und zu deren poetischen Genufs man ein Ungar sein mufs.

H. G. Hotho.

LXXIII.

Letters and Journals of Lord Byron: with notices of his life, by Thomas Moore. London. Murray. The first vol., 1830. 4. — *Paris. Galignani ed. in two vols.* 8. — *ibid.* 1 *vol. fol. (mit doppelten Columnen) — (Brönnerische Ausgabe, unter der Presse).*

Mit grofser Spannung erwartet, in vier Ausgaben schnell durch England, Frankreich, Deutschland, und in alle Welt verbreitet, ist dieses biographische Werk eine Art Phönix, der mit verjüngter Kraft aus der Asche ersteht. Es ist das Kunststück eines poetischen Philadelphia; denn es sind noch nicht sechs Jahre, als Moore in den englischen Zeitungen die Verbrennungsgeschichte „der Memoiren" bekannt machte. Folgende Worte waren es, welche einen Schrei des Unwillens bei allen Bewunderern Byrons erregten: „Ohne mich auf des Hrn. Murray's und meine eignen Ansprüche auf das Eigenthum dieser Memoiren hier einzulassen, genügt es, zu erklären, dafs ich das Manuscript, von meinem Eigenthum überzeugt, der Schwester Lord Byron's, Mrs. Leigh, zur Verfügung stellte, mit der einzigen Reservation, dafs ich gegen seine gänzliche Vernichtung protestire — wenigstens bevor es gelesen und unter den Partheien darüber Rath gehalten sey. Die Mehrheit der anwesenden Personen war mit dieser Ansicht nicht einverstanden: der einzige Punkt, worüber wir überhaupt von einander abwichen. Das Manuscript wurde demzufolge zerrissen und vor unsern Augen verbrannt, und ich bezahlte sogleich Hrn. Murray in Gegenwart der versammelten Herren 2000 Guineen mit Zinsen n. s. w. als die Summe, die ich ihm auf Handschrift schuldete und wofür ich nunmehr meinen Verlegern, den Herren Longman und Comp., verschuldet bin. — Die Familie Lord Byron's hat seitdem auf eine sie selbst höchlich ehrende Weise, eine Aus-

Digitized by Google

gleichung vorgeschlagen, wonach die solchergestalt an Hrn. Murray bezahlte Summe mir zurückerstattet würde, aber aus Gefühlen und Rücksichten, die ich hier nicht näher zu erklären brauche, habe ich es mit Ehrerbietung, doch auf's Bestimmteste abgelehnt."

Und hier ist dieses verwünschte, ersehnte, beklagte Buch wieder, beträchtlich vermehrt, — aber auch nicht unbeträchtlich vermindert! Man kann sich aus den so eben gelesenen Worten Moore's das Ganze wohl zusammenreimen. Die Verehrer Byron's wollten befriedigt seyn, die Geschichte verlangte ihr Recht. Der Verlust der 2000 Guineen war immer empfindlich; ein gutes Gedächtniſs, frühere Tagebücher, die nicht vor jenes Tribunal gehörten, hinterlegte Auszüge, Notizen, Abschnitzel, kleine Gedichtchen, endlich Briefe, die der betriebsame Verleger Murray zum Theil selbst spendete (ein bezahlender Mitarbeiter), konnten den Schaden mehr als wieder gut machen. Es waren nur die Frauen, die Familienverhältnisse zu schonen — ohne jedoch davon etwas im Vorwort verlauten zu lassen, und die *Letters and Journals* wurden ein mehr als ersetzender, ein ausnehmend lohnender — Buchhändler-Artikel. Leider ist es ein solcher, und keine Biographie geworden, die man von den technischen Fähigkeiten eines Moore, als Meister des Styls und lebendiger Anschauung, hätte erwarten dürfen. Der mit seiner Zeit nun auch als Historiograph ins Gedränge kommende *Dichter* hat sich die Sache leicht gemacht. Die interessanten Materialien, die wir hier beisammen finden, sind keinesweges pragmatisch entworren, und auf Ruhepunkten wieder überblickt. Es ist eine Masse von Briefen, Notizen, Blättchen und Zettelchen aus den Pulten Moore's und Murray's zusammengestoppelt, und flüchtig auf langen Faden gereiht. Das tiefere Seyn Byron's aber ist theils aus Milde der Freundschaft, theils nach dem Maaſsstabe der anakreontischen Weltansicht Moore's ungenügend dargestellt, wenigstens zu sehr andeutend behandelt.

Wir vermissen also sogleich an diesem Werke die zwei wichtigsten Seiten: — daſs dieses räthselhafte Gemüth aus objektiver Ferne ganz wie es war, vor Augen gestellt werde, (B. affectirte leider auch in vertrauten Mittheilungen), und daſs die Einflüsse, welche seinen ganzen Lebenslauf bestimmten, seine Liebesneigungen, rückhaltlos erörtert werden.

Auſserdem finden wir diese Sammlung aller möglichen Erscheinungen seines Lebens und Charakters, bei Benutzung vieler längst bekannten Materialien und Actenstücke — dennoch lückenhaft, so daſs man die früheren Memoiren der Freunde nicht entbehren kann, namentlich Dallas, Medwin, Leigh Hunt, in dem was bis jetzt vorliegt. Die Erkennung der Vorzüge und Mängel dieser schätzbaren Materialiensammlung wurde dem Verf. dieser Anzeige dadurch erleichtert, daſs er grade eine biographische Skizze nach den bisherigen Quellen beendigt hatte.

Da Byron so sehr ein Kind der Zeit ist und in gewissen Richtungen diese Zeit spiegelt — so wird ein Nachtrag zu erwähntem biographischen Versuch, worin alles gegeben seyn soll, was von dem Dichter allgemein interessiren kann und zum Verständniſs seiner Werke dient, im Nachfolgenden wohl auch allgemein mit Interesse gelesen werden. Wir überheben die Leser dadurch der Durchlesung von vier starken Octavbänden. —

Das Interessanteste, was Moore mittheilt, sind die mit vielem Fleiſs von überall her gesammelten kleinen Züge und Anecdoten aus der Kindheit Byron's. Moore zeigt uns, nach dem von ihm gebrauchten Bild, einen Nil bis zu den Quellen, und so unzweifelhaft belehrend, anziehend, bezaubernd, wie es ein vollendeter Maler thun muſs. Hier erweckt fast alles das allgemeine Interesse; später hingegen muſs man sich durch eine Masse von Localbeziehungen und Eitelkeits-Documenten durcharbeiten.

Was die vielen Anecdoten angeht, die bisher als gute Münze cursirt haben und die hierdurch noch bedeutend vermehrt sind, so hat sich Moore bis jetzt noch nicht als Münzwaradein gerirt, und gewiſs scheut er das Wespennest der Untersuchung. Es wird in diesem Falle wie mit den Charakterzügen aller berühmten Männer gehen — unter der Menge lassen sich die echten Stücke von den falschen kaum sondern, und die wenigsten mögen ganz die alte Gestalt behalten haben. Auch der Verfasser dieser Anzeige nahm von den bereits bekannten in seine biographische Skizze nur solche auf, die dem Manne zu gleichen scheinen und unter den Landsleuten als ächt gelten (Zweifel bei einzelnen werden unten angedeutet werden). Hier muſs der gleichzeitige Biograph etwas aus dem Charakter des strengen Historikers heraustreten, besonders wenn es gilt bei einem Dichter, den zauberhaften Nimbus der Persönlich-

Digitized by Google

keit zu heben und zu vollenden, bis es dann der Nachwelt gelingt, ein festes Bild aus allem Vorhandenen darzustellen.

Man wird finden, dafs des Neuen in der vorliegenden ersten Lieferung der Moore'schen Materialien nicht besonders viel ist. Von Byron's Stamm folgendes: *Ralph de Burun* war ein grofser Länderbesitzer in Nottinghamshire; seine Nachfolger hiefsen *Lords of Horestan Castle* und waren in Derbyshire stark begütert. In der Zeit Eduards I. kamen die Ländereien von Rochdale hinzu, und die Byron's gehörten zu den reichsten Grundbesitzern. Die Kreuzzugs-Ritter, die der Dichter aus seiner Familie besingt, sind nicht weiter beglaubigt, als durch zwei Gruppen alter Gemälde in Newstead, worauf Sarazenen abgebildet sind; die Schlachtfelder von Cressy, Bosworth, Marston-Moore dagegen sind gewisser. Das Priorat Newstead erhielt der Grofsneffe Dessen, der bei Bosworth focht; er war *Sir John Byron*, genannt der Kleine mit dem grofsen Bart, dessen Portrait noch vorhanden ist. Während der bürgerlichen Unruhen fochten in der Schlacht von Edgehill sieben Brüder für die Sache des Throns.

Die mitgetheilten Züge und Anecdoten von seinen Eltern sind in hohem Grade interessant. Es existirt ein schottisches Spottgedicht auf den Reichthum der Mutter B's. und die Liederlichkeit seines Vaters; Moore theilt es, da beide todt sind, ohne Hehl mit. Er meint die Heirath habe in Bath stattgefunden; (neuerlich wurde sie als eine segensvolle Einsegnung des Schmidts von Gretnagreen dargestellt). Der Vater, nachdem er das Vermögen seiner Gattinn verschwendet hatte, starb 1791 in Valenciennes, äffisch von ihr geliebt und mit lauten Klagen betrauert. In dem Act der Geburtshülfe wird der Grund zu dem tiefsten lebenslänglichen Jammer Byron's gelegt, zu seiner Lahmheit. Aus ihr entsprang viel Unheil für ihn: erhöhete Reizbarkeit und Eitelkeit, Körbe bei den Schönen, Bitterkeit gegen die Menschen und Hafs gegen die Mutter, die, wie er sagte, durch falsche Delicatesse ihm dieses Malzeichen zugezogen. Wenn der kleine verzogene Bursche ihr nicht folgte, so wurde er wohl oft in der Heftigkeit: „Krüppel," „lahmer Balg" gescholten, und wenn sie ihm wegen ihres schwankenden Ganges, da sie corpulent war, nicht folgen konnte, wo er Züchtigung verdient hatte, flog ihm nicht selten Feuerzange und Schüreisen, oder was grade zur Hand war, nach. Diefs geschah sogar noch im reiferen Knabenalter, so dafs er einst vor ihr nach England floh und hier einen, dem Herzen eines Sohnes grade keine Ehre machenden Brief an einen Zeugen der Wuth schrieb, worin er sie seine liebenswürdige Alecto nannte und von ihrem sanften Getriller sprach, das sich, besonders die höheren Töne, in einer schönen Mondnacht vortrefflich ausnehmen würden. Was soll man zu diesem Charakter voll Widersprüche sagen, wenn man liest, wie er nach der Rückkehr von der ersten Reise die todte Mutter auf eine klägliche Art beweinte. — Die Kammerfrau hört im Zimmer der Leiche etwas stöhnen, sie geht hinein und sieht ihn neben der Entseelten sitzen und schluchzen; und wie sie ihm seine Schwäche verweist, ruft er: „O Miss, ich habe nur einen einzigen Freund auf Erden gehabt, und dieser ist dahin!" Doch klagte er sein ganzes Leben lang, dafs sie an allen seinen Leiden, an seiner elenden Gestalt, an seiner selbstzerstörenden Heftigkeit u. s. w. schuld sey, und hierfür benahm er sich bei andern Gelegenheiten, die wir bereits kennen, wieder äufserst kindlich. Eine komische Stelle ist noch die, wo Beide nach einer heftigen Reue in die Apotheke liefen, hastig fragten, ob das andre kein Gift gekauft habe, und um Gotteswillen baten, nichts der Art zu verabfolgen.

Die Quelle seiner Leiden, der schlimme Fufs, ward ihm früh auch zur Quelle der Poesie. Die Amme lullte den kleinen Leidenden mit Liedchen, Geschichtchen und Mährchen in Schlaf, lehrte ihn früh Psalmen beten und machte ihm die Bibel werth. „Ich hatte die Bibel 1796 in Aberdeen, bevor ich 8 Jahre alt war, von Anfang bis zu Ende gelesen, das alte Testament nämlich, das neue war mir immer mehr eine Arbeit als eine Unterhaltung." Die frühe Jugend war durch die Mutter sehr vernachlässigt; Kränklichkeit und Lebhaftigkeit des Geistes machte, dafs er in den Schulstudien zurückblieb; dafür las er früh Geschichtswerke und Erzählungen, worunter er besonders die aus dem Orient (Gesch. der Türken, 1001 Nacht) liebte; dabei liefen aber auch viele schlechte Bücher mit unter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Letters and Journals of Lord Byron: with notices of his life, by Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Malerische Züge seiner Lebendigkeit und Heftigkeit in früher Jugend sind folgende: als die Amme ihn einstmals zankte, dafs er ein neues Kleid zerrissen und beschmutzt, fiel er in „stille Raserei" und zerrifs das Kleidchen von oben bis unten. Eine fremde Amme, die ihn einen schönen Jungen nannte, wenn er nur nicht den garstigen Klumpfufs hätte, schlug er mit der Gerte, zornig ausrufend: *Dinna speak of it* (sprich nicht davon). Ein andermal scherzte er wieder darüber mit einem kleinen Leidensgefährten, indem er sagte: „Seht 'mal, wie die zwei Knaben mit den Klumpfüfsen die breite Strafse herauf gehen." Dafs er immer ein bitterböser Junge und überall voran war, wo es Händel gab, wissen wir bereits. Seine Jugendkameraden geben ihm das Zeugnifs, dafs er allemal mehr bei der Hand war, Prügel zu geben, als zu empfangen. Ein Junge, der ihn geschlagen hatte, erhielt dem Versprechen B's. gemäfs bei guter Gelegenheit die Wiedervergeltung; als er nun athemlos nach Hause kam, erzählte er den Vorfall mit dem selbstbewufsten Beisatz seiner Familiendevise: „*Trust Byron*" „glaub' dem Byron, er hält Wort!". Nachdem er das Scharlachfieber 1796 überstanden, wohnte er mit der Mutter zu seiner völligen Erholung in den Hochlanden in einem Pächterhause (Anklänge davon in den „Stunden der Mufse"). Er gerieth bei seinen einsamen Excursionen oft in Gefahren; einstmals fiel er sehr schlimm, ein andermal blieb er mit seinem Klumpfufs im Schlamm stecken, wo er durch Hinzukommen eines Wanderers gerettet wurde.

Noch nicht acht Jahre alt hatte er eine Liebschaft mit Mary Duff. Dante war 9 Jahre alt, als er an einem Festtag im Mai sich in Beatricen verliebte. Alfieri, auch ein früher Liebender, meint, es sey diefs ein sicheres Anzeichen einer für die schönen Künste geschaffenen Seele. Canova erinnerte sich, im fünften Jahre verliebt gewesen zu seyn. Die erste Neigung Byron's war durchaus nicht tändelnder, kindischer Natur. Die Mutter neckte ihn fortwährend damit, und im 16. Jahre, als die Geliebte sich verheirathete, fiel er bei der Nachricht fast in Convulsionen, „es war ein Donnerschlag," sagt er in einem der Tagebücher. Die Mutter vermied seitdem, davon zu reden. Er war seit jener frühen Zeit, nach seinem eignen damaligen Geständnifs, wohl funfzigmal verliebt gewesen; aber alles von jener Neigung stand noch in seinem Gedächtnisse fest: „Mein Elend," sagt er „meine Leidenschaft war so grofs, dafs ich manchmal zweifle, ob ich seitdem wahrhaft geliebt habe."

Die Mutter meinte immer, er müsse ein grofser Herr werden, was sich zum Theil auf die Verkündung einer Dorfprophetin stützte, die ihr wahrscheinlich für die Lahmheit des Jungen einen Trost geben wollte. 1794 starb der letzte Vorberechtigte, ein Enkel des alten finsteren Lord William, auf Corsika, und *the little boy, who lives in Aberdeen*," so nannte der Alte den kleinen George, war damit Erbprinz. An seinen Reden merkte man, dafs die Mutter seinen Geburtsstolz nährte, aber merkwürdig war am Tage nach Erlangung der Lordswürde seine Frage an die Mutter: ob sie wohl eine Veränderung an ihm bemerke, seit er Lord geworden, denn er selbst bemerke keine. Der alte Grillenbändiger William, der ihm in vielen Schilderungen vorschwebte, wurde von der Welt zu einem ärgeren Wütherich gemacht, als er wirklich war. So wird es widersprochen, dafs er einst bei einem ehelichen Zwist seine Frau in den Teich geworfen, sowie die tolle Anecdote, dafs er im Zorn einmal den Kutscher vom Bock geschossen, den Leichnam neben seine Frau in den Wagen gesetzt und selbst kutschirt habe. Den Gebrauch, Waffen bei sich zu tragen, welche der Alte

Digitized by Google

auch neben Messer und Gabel auf den Tisch legte, nahm der Dichter sehr früh von ihm an, er führte schon damals sogenannte Sackpuffer bei sich.

Moore hält es für ein Unglück, dafs Byron so früh zum Adel gelangte; zehn Jahre länger George Byron, und sein Charakter wäre vorzüglicher geworden. Lord Carlisle war des Dichters Vormund, aber er wollte wegen der unvernünftigen Mutter nichts mit ihm zu schaffen haben, so wenigstens stellt es Moore dar, obgleich Andeutungen von Dr. Drury, die er später beibringt, etwas anders lauten. — Nun ward Byron ganz Engländer; die Mutter wufste sich vor Glück kaum zu fassen; er selbst konnte später nicht einmal leiden, wenn man ihm schottischen Accent vorwarf, er äufserte in seiner Heftigkeit, er möchte lieber, dafs das ganze verd — Land ins Meer versänke, ehe er das zugebe.

Viel Qual wurde ihm durch den Fufs bereitet; so mufste er ihn längere Zeit beim Lernen in einem Gestell haben. Der Lehrer bedauerte ihn oft über sein Leiden, das er ihm deutlich ansehe. „Bewahre," rief der Kleine „Mr. Rogers, Sie sollen kein Zeichen von Schmerz an mir sehen." — An einem albernen Quacksalber, der ihn falsch behandelte und doch alles zu wissen vorgab, äufserte sich zum ersten Mal seine satyrische Laune. Nach seiner Amme Mary Grey war folgendes Epigramm auf eine Bekannte seiner Mutter sein erster dichterischer Versuch:

In Nottingham county there lives at Swan Green
As curst an old lady as ever was seen;
And when she does die, which I hope will be soon,
She firmly believes she will go to the moon.

Er selbst datirt seinen ersten „dash in Poetry" von der Liebe dictirt, ein Jahr später.

Im Jahr 1799 ging die Mutter mit dem Knaben nach London und stellte ihn unter die ärztliche Behandlung des Dr. Baillie, wegen des fatalen Fufses. In der Schule des Dr. Glennig zu Dulwich-Grove machte er wenig Fortschritte; aufser der Geschichte, der Poesie und den Historien der Bibel. Er sprach gern und gläubig über religiöse Gegenstände, stritt sich darüber heftig herum und verlangte Belehrung. Merkwürdig ist, wie früh sich tieferes Bedürfnifs durchkämpfte, das leider durch Skepticismus der nachherigen Freunde irregeleitet wurde.

Wahrscheinlich in einer der Vakanzen des Jahres 1800 verliebte er sich in eine junge Cousine Mifs Margareth Parker, die ihn zu den ersten Versen begeisterte. „Die Verse, sagt er, habe ich längst vergessen; aber sie die Schwindende, Verklärte (sie starb an der Auszehrung) könnte ich niemals vergessen, die schwarzen Augen, langen Wimpern, die völlig griechischen Züge und Gestalt. Sie sah aus, als ob sie aus einem Regenbogen gemacht wäre, ganz Schönheit und Friede und welche Liebenswürdigkeit?"

Bald kann der kleine eitle Mensch der Amme schreiben, dafs er mit seinem lahmen Fufs in einem ordentlichen Stiefel gehen könne, aber das Uebel selbst wird nicht gehoben. Er bezieht die höhere Kostschule Harrow bei London. Im Sommer 1801 geht er mit der Mutter nach Cheltenham. Die schöne Natur regt die Empfindungen des jungen Poeten an. Eine Wahrsagerin sagt der Mutter, die sich für ein Mädchen ausgibt, sie sey Lady und habe einen lahmen Knaben, der sich in seinen jungen Jahren vor Vergiftung hüten müsse und sich zweimal verheirathen werde, das andremal mit einer fremden Dame. B. meinte, das erste sey ihm oft begegnet, das zweite aber, erinnert M., sey das richtigere gewesen.

Anderthalb Jahre lang hafste er Harrow, und war ein ungeselliger Junge, dann aber Anführer bei allen tollen Streichen. Dr. Drury weifs ihn nach seiner Wildheit und seinem Ehrgeiz zu behandeln und er macht Fortschritte; unter andern zeigt er deklamatorisches Talent. Er wählt sich Lears Gespräch im Sturm, Zangas Rede bei Alonzos Leiche; aber wie er und Peel (der jetzige Minister) den Drances und Turnus des Virgil vortragen sollen, nimmt er dafür plötzlich den Latinus wegen des:

Ventosa in lingua, pedibusque fugacibus istis.

Bei einer Rednerübung sagt er anders her, als er geschrieben hat, und merkt selbst nichts davon; Dr. Drury meint, er müsse ein Redner werden. — Seine Schulfreundschaften waren wahre Leidenschaften. Er wählte sich, seinem stolzen Wesen gemäfs, meist Schwächere und Geringere zu Freunden, auch war er sehr eifersüchtig in seinen Freundschaften, wie in seinem ganzen Wesen. Sprach er von abwesenden Freunden, so satyrisirte er schon damals mit Glück. Melancholisch war er oft, doch meist in sanfter Art, und noch zeigt man das Plätzchen, wo er safs und einst begraben seyn wollte; es heifst „*Byrons tomb.*" Einer der schönsten Züge aus dieser Zeit ist die aufopfernde Freundschaft,

Digitized by Google

die er für Peel zeigte, als diesen ein älterer Knabe mißhandelte, weil er ihm nicht zu Willen war. Während die Schläge auf den zarten Arm des schwächlichen Knaben fielen, der sich vor Schmerzen krümmte, trat er mit fieberhaftem Gesicht und Thränen in den Augen vor den Peiniger hin und fragte ihn, mit einer Stimme die zwischen Furcht und Unwillen zitterte, demüthig, wie viel Schläge er Peel aufzuzählen gedächte. Warum? was geht es dich an, kleiner Schurke?" war die Erwiederung. — „Weil ich," versetzte Byron, indem er den Arm hinhielt, die Hälfte übernehmen will." Sinnig bemerkt Moore, wie in diesem kleinen Zuge eine wahrhaft erhabene Mischung von Unschuld und Großmuth liege.

Im Jahr 1803 lernte er zu London Miß Chaworth, seine ernsthafteste erste Liebe kennen. Er hatte mit der Mutter in Nottingham gelebt, während Newstead vermiethet war. Byron konnte sich aber nicht von Newstead trennen und wohnte, so oft er dieses Stammschloß anfänglich besuchte, in einem kleinen Häuschen am Thore. Dann wurde er mit dem Bewohner des Schlosses sehr befreundet, und dieser räumte ihm ein Zimmer im Schloß selbst ein. Er besuchte die Chaworths auf dem benachbarten Familiensitze Annesley, und sechs kurze Sommerwochen, die er in Mariens Gesellschaft zubrachte, legten den Grund zu der unglücklichen lebenslänglichen Neigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

LXXIV.

Histoire des institutions de Moise, et du peuple Hébreu, par J. Salvador. Paris 1828, Ponthieu et Co. III. Volumes I. XX. 414. II. 457. III. 458. in 8.

Die Kenntniß des Mosaischen Rechts ist seit dem eben so ten und geistrollen, als geschmacklosen und weitläuftigen von Michaelis wenig gefördert worden. Die seit dieser erschienenen Archäologien sind, was die Rechtsalterthümer trifft, höchst dürftig und unbedeutend; und so bleibt Bearbeitung entweder des Michaelischen Werks, oder ganz neue Behandlung der Materie höchst wünschenswerth, könnte, sagen unumgänglich nothwendig.

Diesem Bedürfniß ist durch das gegenwärtige Werk auf Weise abgeholfen worden, indem es sich in demselben um eine unpartheiisch gelehrte und wissenschaftliche Ansicht der Mosaischen Institutionen handelt, oder um eine Ansicht von ihrem Werth und ihrer Stellung zu anderen Einrichtungen, sondern vielmehr um eine absolute Anpreisung ihrer Vortrefflichkeit, und eine Erhebung derselben zu dem höchsten politischen Standpunkte. Der Verf. ein junger Franzose ist auf gleiche Weise für die liberalen in der Zeit zur Herrschaft gelangenden Gedanken, und für das jüdische Gesetz begeistert. Er sieht zwischen diesen beiden Gegenständen seiner Liebe nicht allein eine Uebereinstimmung, sondern eine förmliche Identität. Ihm scheint Moses der eigentliche Stifter der constitutionellen Monarchie zu seyn, und die Tendenz der Zeit überhaupt nichts, als eine Rückkehr zum verkannten, jetzt aber erst in seiner Wahrheit zum Vorschein kommenden Judaismus. In diesem Sinne soll Herr von Bonald ganz richtig gesehen haben, wenn er sagt, daß die Secten, welche die bestehende Gesellschaft verändern wollten, durch den Judaismus zurückgingen (*repassaient par le Judaisme*) (*I.* 71.). Unter dem *ancien régime*, als die Worte Volk, Gesetz, Gleichheit, Nationalwohlfarth, Unabhängigkeit u. s. w., noch keinen Zugang hatten, hätte auch Moses der Schöpfer dieser Begriffe nicht recht gewürdigt werden können: erst mit der neuen Ordnung der Dinge käme er an seinen rechten Platz (*I. préface VI.*). Sonderbar ist, daß der freisinnige Herr Salvador, um die Bestätigung für seine Ansicht einzuholen, sich immer auf Schriftsteller der entgegengesetzten Seite, wie Bonald, de la Mennais, die er als seine Autoritäten anführt, berufen muß. Die größere Achtung, welche diese vor dem Judaismus als der Grundlage der Christlichen Religion haben, bewegt den Verf. ihnen in dieser Beziehung seinen Beifall zu schenken, während er sonst in dem, was ihm die Mosaischen Institutionen bedeuten, gar nicht mit ihnen übereinstimmen kann.

In der Durchführung dieser an sich fast lächerlichen Vorstellung ermangelt der Verf. gar nicht eines gewissen Scharfsinns, so wie hin und wieder auch tiefere Blicke nicht zu verkennen sind. Wenn er in der Vorrede sich bei den Forschungen über das Alter der Mosaischen Urkunde gleichgültig bezeigt, wenn er meint, es könne denselben nichts von ihrer Kraft und Bedeutung genommen werden, wenn auch ihre spätere Compilation nachgewiesen wäre, eben so wenig wie der Ilias ihr Character, durch die Aufstellung von Homeriden, entzogen würde, so hat er, wie ich glaube, etwas sehr richtiges behauptet, und den inneren Kern einer hochwichtigen Urkunde trotz aller kritischen Benagung, als über dieser durch ihren Inhalt stehend, erwiesen. Der Scharfsinn des Verfs. in der Durchführung seines Hauptgedankens macht sich manchmal durch sinnreiche Vergleichungen kund, so wie durch Abwehrung eingerissener Vorurtheile, im Ganzen aber wird er lästig und selbst unangenehm, weil er dazu bestimmt ist, eine durchaus unwahre Vorstellung durchzubringen, weil er tapferen, aber fremdartigen Söldnern gleicht, die ihre Kraft an eine ihnen durchaus gleichgültige Sache verschwenden. Herr S. protestirt zuvörderst gegen den Egyptischen Ursprung des Mosaismus. In Egypten sey Alles dualistisch gewesen; auch habe man daselbst das Princip der Gleichheit verwirft; Moses aber sey von einem durchaus selbstgeschaffenen Grundsatz dem der Einheit (*I.* 29) ausgegangen. Trotz dem irre man sehr, wenn

Digitized by Google

man hierbei etwa an Despotismus, oder an eine Theocratie, in dem Sinne, wie die Gegenwart das Wort nimmt, denken wolle (*I.* 55.); vielmehr sey der Mosaische Staat eine gemäßigte Democratie gewesen, eine Regierung die auf dem natürlichen Uebergewicht des Geistes beruht habe, die Constitution sey nicht, wie man heut zu Tage sagen würde, octroyirt, sondern vom Volke angenommen worden. Die Mosaische Einheit komme also in der Praxis mit dem Begriffe der allgemeinen Wohlfarth überein, und stehe schroff jener anderen Einheit gegenüber, nach welcher man etwa jetzt den Staat der Willkühr eines Einzelnen überliefern wolle, oder welche Ludwig der Vierzehnte mit dem Worte *l'état c'est moi*, bezeichnet habe (*I.* 70.).

An der Spitze der Mosaischen Gesetzgebung stehen die Zehengebote: Wie sollte der Verf. nicht darauf kommen sie mit der *déclaration des Droits de l'homme* zu vergleichen, welche den früheren französischen Constitutionen vorausgeschickt ist? auch thut er dies ganz *bona fide* (*I.* 72.). Der Decalogus beruht auf dem Princip der Einheit, der Freiheit, der Gleichheit, also auf Allem, was späterhin die constituirende Versammlung verlangt hat. Die Einheit ist in Jehovah als Gott, in Israel als Volk ausgedrückt, die Freiheit liegt in dem Herausführen aus Egypten, und in dem Brechen der fremden Sclaverei, die Gleichheit endlich darin, daſs der Mensch dem Mitmenschen nicht eine Huldigung darbringe, die allein Gott zukommt (*I.* 92.). Dieses letztere Princip ist dann noch weiter ausgeführt, wenn Moses durch ein Gesetz die Einheimischen und die Fremden beschützt (*I.* 101.). Nicht allein aber die Gedanken der *assemblée constituante* findet man bei Moses, sondern man trifft auch dieselben Formen die Constitution festzusetzen. Josua ergreift einen groſsen Stein, stellt ihn unter eine Eiche und ruft aus: Hebräische Männer, dieser Stein möge euch auf immer was heute gesagt worden, in die Erinnerung zurückrufen. Also, sagt der Verf., wurde schon vor 33 Jahrhunderten in Sichem der erste Constitutionsstein gelegt (*I.* 106.).

Herr Salvador handelt seinen Gegenstand in folgender Ordnung ab. Das Ganze wird in zweien Abschnitten, einem politischen und einem philosophischen betrachtet. Der politische Theil zerfällt in eilf Büchern. Im ersten werden die allgemeinen Principien der Mosaischen Gesetzgebung und die nothwendigen Bedingungen, damit diese Principien Gesetz würden, abgehandelt, das zweite Buch spricht von den verschiedenen Magistraturen, das dritte vom Nationalreichthum, das vierte von der Gerechtigkeitspflege, das fünfte von den auswärtigen Verhältnissen, das sechste von den Richtern, Königen und Kriegern: hier wird die Meinung bekämpft, daſs Moses Staat eine Theocratie gewesen sey. Im siebenten Buche wird die Familie, im achten die Moral, namentlich in ihrem Zusammenhange mit der Christlichen, im neunten und zehnten die öffentliche Gesundheit und der Cultus betrachtet. Das eilfte enthält endlich eine Recapitulation des ganzen ersten Theils. Was den zweiten oder philosophischen betrifft, so sucht der Verf. in fünf Büchern eine Vorstellung der Theologie und der verschiedenen jüdischen Secten zu geben: er spricht hier von den allegorischen und historischen Traditionen der ersten Zeiten, von den politischen Prophezeiungen Mosis, so wie von dem natürlichen Ursprung der Gedanken eines Befreiers oder Messias.

In der Behandlung des Einzelnen zeigt Herr S. Gelehrsamkeit, genaues Studium der Quellen, und einen belebenden Eifer, den man jedoch keinen wissenschaftlichen nennen kann. Soll das Mosaische Recht heut zu Tage aus einem wissenschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet werden, so müſste die Auffassungsweise durchaus vergleichend seyn, und die anderen Orientalischen Rechte mit in den Kreis der Untersuchung hineinziehen. Der Verf. verdankt der Liebe, mit der er seinen Gegenstand umfaſst, bisweilen richtige Blicke, denn oft vertritt allerdings die Neigung, was die Einsicht nicht vermögen dürfte. Wenn er die Vorzüge des Mosaismus anpreisend hervorhebt, so weiſs er sehr wohl anzudeuten, worin eigentlich der charakteristische Unterschied liegt; er weiſs daſs hier die Geschichte freigelassen und ihrem natürlichen und menschlichen Laufe zuerst übergeben ist: er weiſs daſs die Mosaische Gesetzgebung so weit über alle Orientalischen hervorragt, daſs der Maaſsstab der zeitgemäſsen Beurtheilung nicht gut an dieselbe zu legen ist: aber dieses Bewustseyn ist dann wieder so einseitig vorherrschend, daſs er weder späteren Zeiten die gebührende Anerkennung einzuräumen, noch überhaupt etwas Fremdes unter einem anderen Gesichtspunkt aufzufassen vermag, als in wie weit es dem Mosaismus näher oder ferner steht. Am allerwenigsten weiſs er das Christenthum und seinen Zusammenhang mit dem Judenthum zu begreifen. Ihm ist das erstere nur ein unvollkommener Versuch das letztere gebührend auszudrücken, und wie er die constitutionelle Monarchie im Mosaischen Gesetze wiederfindet, so hält er die Reformation ebenfalls nur für eine der Stationen, die die Rückkehr zum Judenthume andeuten. Am allertrivialsten zeigt sich diese Ansicht im vierten Buche, in welchem er den sogenannten Proceſs Jesu Christi auf juridische Weise erörtert, und so zu rechtfertigen sucht. Herr Dupin der Aeltere hat bereits vor einem Jahre diese ganze Behandlungsweise gebührend angegriffen, und wenn auch die *bona fides* des Herrn Salvador nicht einen Augenblick in Zweifel kommt, so ist doch seine Einsicht dadurch bedeutend gefährdet.

Bei diesem Stande der ganzen Untersuchungsweise kann nicht erwartet werden, daſs Ref. sich in eine ernstliche Widerlegung des vom Verf. behaupteten Einzelnen einlasse. Nur so viel darf schlieſslich bemerkt werden, daſs die Schrift selbst ihrer eigentlichen Bedeutung nach als apologetische dadurch verliert, daſs die Absicht der Vertheidigung theils zu sehr hervorgehoben ist, theils aber die Verkennung Alles Andern eine Befangenheit verräth, die nur den Eindruck des Auffallenden zu machen geeignet ist.

Eduard Gans.

Digitized by Google

Nro. 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Letters and Journals of Lord Byron: with notices of his life, by Thomas Moore.

(Fortsetzung.)

Sie war ungefähr zwei Jahre älter, er sechzehn; sie wird von Moore als ein reizendes, sehr liebenswürdiges Wesen geschildert; aber diefs geschieht von ihm besser und mit dem ganzen Verhältnifs in dem lieblichen Gedicht voll Innigkeit und Wehmuth, der Traum:

Und beide waren jung, das eine schön,
Und beide waren jung, doch nicht gleichjährig.
Wie mild der Mond am Saum der Berge schwebt,
So stand an Uebergang zum Weib das Mädchen,
Der Knabe zählte wen'ger Sommer, doch
Sein Herz war vorgereift, und für sein Auge
War ein holdselig Antlitz nur auf Erden,
Und dieses schien auf ihn; so unverwandt
Schaut' er es an, dafs es nicht schwinden konnte.
Nicht athmet' er, nicht war er, aufser ihr,
Sie war sein Ton; er sprach zu ihr kein Wort,
Er zittert', als sie sprach; sie war sein Auge,
Denn seines folgte ihrem, sah mit ihrem,
Sie malt' ihm jeden Gegenstand — er hörte
Zu leben auf in sich, sie war sein Leben,
Der Ocean von seines Geistes Strom,
Der alles aufnahm; ihre Stimme schon,
Ein leiser Druck, und alle Pulse flogen,
Die Wange glüht' und fieberte, das Herz
War sich des heftgen Sturmes nicht bewufst.
Sie aber theilte nicht diefs tiefe Fühlen,
Ihr Seufzer galt nicht ihm, ihr war er nur
Ein Bruder und nicht mehr; zwar immer viel,
Denn sie war bruderlos — — —
Sie liebte einen Andern, damals schon.

Anfänglich pflegte er Nachts nach Newstead zurückkehren, obschon ihm in Annesley ein Bett angewiesen war. Er fürchtete sich vor den alten Familienbildern an den Wänden, meinte, sie könnten Nachts aus ihren Rahmen heraustreten, und sich für den Mord seines Ahns an ihm rächen (Andeutung in der Belagerung von Corinth). Endlich eines Abends sagte er zu Mifs Chaworth und ihrer Cousine, er habe gestern auf dem Heimweg einen Geist gesehen und werde daher diesen Abend nicht nach Newstead zurückgehen. Von der Zeit an schlief er immer in Annesley, mit Ausnahme einer Excursion nach Matlock und Castleton, wo er das Glück hatte, die Chaworths zu begleiten. Aufserordentlich verletzte ihn an dem geliebten Wesen das Tanzen. Das Aergste aber, was ihm begegnen konnte, war, dafs er einstmals hörte oder man ihm erzählte, Mifs Chaworth habe zu ihrem Dienstmädchen gesagt: „Glaubst du denn, dafs ich mich um den lahmen Jungen nur im Geringsten kümmre" — das war „ein Stofs in's Herz," sagt das Tagebuch; er lief noch in der Nacht fort, bis er in Newstead war. Mit diesen Sommerfeiertagen endete der schönste Traum seines Lebens. Noch einmal sah' er Marien im nächsten Jahre, um von ihr Abschied zu nehmen, welches auf dem Hügel geschah. Moore theilt zwei Gedichtchen von jener Zeit mit und bemerkt, das Gedicht „An Marien, als ich ihr Bildnifs empfing" sey nicht an die Erbin von Annesley, sondern an eine spätere Geliebte gewesen, von geringer, wo nicht zweideutiger Extraction; sie hatte lichtes goldnes Haar, wovon er den Freunden eine Locke zu zeigen pflegte. Mit solchen Trophäen wufste er früh zu glänzen; es geschah, obschon vergeblich, schon gegen Marie Chaworth, vielleicht ein Pfand der Gunst ihrer Cousine. Seiner Schönheit, obwohl sie im „Traume" ganz übergangen ist, war er sich von jeher sehr bewufst; er verrieth es unter andern, als er nach dem Fieber in Griechenland wo er sehr abmagerte, zu Marquis Stigo sagte, er wünschte nun an der Schwindsucht zu sterben, damit ihn die Damen recht interessant finden möchten. Sein Stolz überwog indessen seine Eitelkeit. „Niemand" sagt er in einem Tagebuch, „würde mein Gefühl beim Abschied von Mary Anne Ch. errathen haben." Noch mehr nahm er sich zusammen, als er von dem Schrecklichsten, der vollzogenen Heirath

Digitized by Google

derselben mit John Musters (1805) hören mufste. Eine Zeugin dieser Scene erzählt es so: Seine Mutter sagte ihm: „Ich habe etwas Neues für dich" — Nun, und was? — „Zieh' dein Schnupftuch heraus, du wirst es brauchen." — „Unsinn!" — „Zieh' dein Schnupftuch heraus, sage ich." Er thats, um ihr zu Willen zu sein. — „Mifs Chaworth ist vermählt." Ein ganz seltsamer Ausdruck überflog seine Züge, er steckte das Tuch in die Tasche und sagte mit erzwungener Kälte: Ist das alles? — „Was," rief die Mutter, „ich dachte, du würdest aufser dir sein!" Er gab ihr keine Antwort weiter und sprach bald von anderen Dingen.

Byron stand in Harrow an der Spitze einer Schulrebellion, als Dr. Doury in Ruhestand trat und drei Candidaten sich um die Directorstelle bewarben. Mit dem neuen Director hatte er ewigen Hader, rifs ihm auf dem Vorplatz das hölzerne Gitter zusammen, unter dem Vorwand, dafs es den Gang verdunkle, war widerspenstig, und was besonders charakteristisch war, sagte ihm einst ein Diner ab, das jeder annehmen mufste, da es so in der Etikette feststand. Der Director verlangte den Grund zu wissen. B. antwortete trocken: Wenn Sie in die Nachbarschaft meines Newstead kommen, werde ich Sie sicher nicht zum Essen bitten, und so denke ich, kann ich auch nicht gut bei Ihnen essen. — Das Lernen des jungen Helden war übrigens nicht weit her, diefs zeigt man noch an seinen Schulbüchern, wo die gewöhnlichsten Fremdwörter mit beigekrizzelter englischer Bedeutung zu lesen sind. — In einer der Vakanzen war er in Tookscourt bei Abbé Rouffigny, um französisch zu lernen, er boxte und focht aber lieber. Die Vakanz 1804 brachte er bei seiner Mutter in Southwell zu, welches ein merkwürdiger Ort für ihn wurde. Hier las er sich aufs heftigste in eine Bibliothek hinein, und Lord Herberts Leben gefiel ihm von allen Büchern am besten.

Im October 1805 vertauschte er sein geliebtes Ida (Harrow, on Hill) mit Cambridge, Trinity-College, 17 Jahre alt. Er wäre lieber nach dem angenehmeren Oxford gegangen, fühlte sich sehr allein in der Welt, zechte zwar mit seinen Commilitonen, aber es war eines der drückendsten Gefühle für ihn, dafs er kein Knabe mehr war. Seine Freunde wurden jüngere sanfte, melancholische Charaktere, ein älterer, Matthews, sein böses Verhängnifs, nachmals von dem Zweifler Shelley ersetzt; sie waren die verneinenden Geister, die ihn durchs Leben leiteten und sein Gemüth verfinsterten. Erstern liebte er weniger, als er ihn wegen seines consequenten Atheismus bewunderte; und doch soll dieser, nach Moore, bei beiden mehr die Folge eines grofsen Sinnes fürs Lächerliche, als Resultat tieferer Studien gewesen seyn. Im Sommer 1806 war er wie gewöhnlich wieder in Southwell, wo er in gebildetem Kreise vortheilhaften Umgang genofs; besonders war ein Kritiker, mit Namen Becher, ein väterlicher Rathgeber bei der ästhetischen Bildung des Jünglings. Er zeichnete sich früh durch Liebe zu einfachen Balladen aus, und Southwells Freundeszirkeln verdankt die Welt das Erwachen seines dichterischen Selbstbewufstseyns. Mifs Pigot las einst laut die Gedichte von Burns und er bemerkte, er sey auch zuweilen ein Dichter und wolle ihr sogleich einige von seinen Versen hinschreiben, deren er sich grade erinnere. Dieses geschah mit einem Pinsel: *In thee I fondly hoped to clasp* (unedirt) und *When in the hall my fathers voice.* Es veranlafste ihn zu einer Sammlung als Manuscript für Freunde; während Ridge und Newark druckte, lieferte er immer frisches Material nach, mit derselben Hast und Raschheit, wie bei seinen reiferen Producten. Mehreres dichtete er damals in Harrowgate.

Noch immer war er ein etwas widerlicher, leutscheuer Junge, er war dick, aufgedunsen, und trug das Haar glatt über die Stirn herabgekämmt. Man hielt sein blödes Wesen zuerst für Stolz. Bei einem Liebhabertheater in Southwell thaute er auf und wurde eines der wichtigsten Mitglieder. Wie wir von Schillers (zwar unglücklicher) Neigung wissen, war auch er mit Liebe Acteur. Die andern waren Damen und Herren der Nachbarschaft und das gutmüthige Auditorium liefs sich gehörig erbauen und ergötzen, wie er selbst schreibt. Er stellte zwei sehr verschiedne Charaktere mit vielem Glück dar, den tragischen Penruddock im Glücksrad und den komischen Tristam Fickle in Allingham's Posse, der Wetterhahn. Den Prolog zu ersterem Stück (s. Stunden der Mufse) dichtete er auf der Fahrt zwischen den beiden Stationen Chesterfield und Mansfield, den Epilog sein Freund Becher, und Byron sollte beide vortragen. Bei letzterem zeigte sich seine satyrische Laune als Mime auf eine überraschende Weise. Becher hatte den Epilog für die Talente des kleinen Satyrikers eingerichtet, nämlich mit Persiflirung der Mitspielenden. Diese verbaten sich die humoristi-

Digitized by Google

schen Portraits, allein Byron wufste in der Probe die Lächerlichkeiten so unschuldig vorzutragen, dafs sie ihm und Becher den Spafs nicht verderben wollten. Am Abend, als der Epilog vor dem Publicum gesprochen wurde, gab es ein erstickendes und schallendes Gelächter, denn Byron wufste Alle aufs Vortrefflichste nachzumachen und die Betrogenen mufsten mitlachen, ob sie auch nicht wollten.

Im November war seine kleine Gedichtsammlung gedruckt. Becher war der erste, dem er sie vorlegte, und ihm dankte er Rath und Belehrung. Lord Strangfords Camoens und kleine Gedichte sollen damals sein Lieblingsstudium gewesen seyn. Becher macht ihn auf bedeutendere Geister, namentlich auf Milton und Shakspeare aufmerksam, endlich auf die noch höheren Schönheiten der Bibel, wo er ihn schon sehr bewandert findet. Ueber eins seiner Gedichte, das nach Becher, ein Colorit hatte, das auch nicht die Lebhaftigkeit des Jünglings entschuldigen konnte, ging die ganze Ausgabe für Freunde zu Grunde. Nach einer Ausführung und Gegenausführung darüber in Versen wurde der ganze Vorrath verbrannt, mit Ausnahme von 2 bis 3 Exemplaren, wovon eins schon nach Edinburg gegangen war. Die Sammlung hatte nur wenige Bogen in Quart. Schnell reifte die zweite, castrirte Ausgabe zum Druck. Anfang Januar sandte er schon aus Southwell ein Exemplar mit folgenden Zeilen an einen Freund: Hiermit erhalten Sie einen berechtigten Band, worin alle meine Juvenilia sich befinden. Das unglückliche Gedicht auf meine arme Marie hat einigen Tadel bei bejahrten Damen erregt. Ich habe es nicht in diese Sammlung aufgenommen, da man mich einen schamlosen Sünder, kurz einen jungen Moore nannte. Mein Leben vom sechzehnten bis neunzehnten Jahr und mein unordentliches Treiben in London ist darin, und gibt meinen Gedanken eine gewisse wollüstige Färbung, aber die Anlässe vertragen kaum ein anderes Colorit. — Dann spricht er im Briefe von seinem Abschied von Cambridge und von dem Verlust seiner beiden liebsten Freunde.

Noch bevor er Cambridge verliefs, erschienen „die Stunden der Mufse," mit Vertauschung der erotischen gegen andre Gedichte, 20 an der Zahl, doch sollen die ausgelassenen nicht schlimmer oder geringer gewesen seyn. In Southwell, in London hatte er sich öfters verliebt, davon die Andeutungen hier sich finden. — Er stand schon damals spät auf, ging spät zu Bett, noch dichtend bis in die Nacht, am Morgen aber wanderte er gleich zu Becher. Er liebte von da an zeitlebens geregelte Tagsbeschäftigungen, wobei auch Musik inbegriffen war, anfänglich nur die einfache der Balladen, dann Leibesbewegungen: ein Ballspiel (cricket), Schwimmen, Tauchen, Boxen, Schiefsen, Reiten. Ein kleines Schwerd legte er jeden Abend an sein Bett und stach es Morgens zum Vergnügen durch die Bettvorhänge. — Gegen die Welt war er unhöflich; eine schöne poetische Entschuldigung darüber an Becher, wo er die Bilder des Aetna und Phönix gebraucht, wird von M. mitgetheilt. Seine Mutter glaubte an das secondsight und erzählte Wunderdinge davon; ihn neckte ein Ahnungsgrauen durchs ganze Leben. Unter den Beispielen seines Aberglaubens erzählt man von einem Achatstein, einem Amulet gegen die Liebe, das er (wo ich recht bin) seiner Mutter entwandte. Er meinte, das sey grade, was er brauche, gestand den Diebstahl und gab den Stein nicht zurück. Schon damals war seine Seele der Wohlthätigkeit offen. In einem Buchladen schenkte er einst einer Frau, welche eine Bibel verlangte und sie nicht bezahlen konnte, das tröstliche Buch.

Immer war ihm bei seiner Eitelkeit, dem schönen Geschlecht gefallen zu wollen, der Fufs ein heftiger Jammer. Ach sagte er einst zu Becher „wenn diefs (Kopf) mich auch über die andern Menschen erhebt, so setzt mich diefs (Fufs) weit, weit unter dieselben zurück." Einem Schulkameraden, der ihn nicht mehr erkannte, weil er so dick geworden war, sagte er: „arg genug; ich dachte, die Natur hätte mir ein Zeichen gemacht, das man nicht übersehen könne." Auch die Aufsenwelt mufste ihn zuweilen empfindlich auf dieses Gebrechen zurückführen. Ein Laternenjunge in London zeigte ihm und einem Freunde von selbst den rechten Weg: „natürlich" rief Byron „er kennt mich." Eine Bettlerin, der er eine milde Gabe reichte, fuhr zurück und lachte laut auf über sein Hinken; B's Arm zitterte im Arm des Freundes, obwohl er nichts sprach. Am ärgsten war es ihm einst, Richter über's Tanzen sein zu müssen, als er von der Direction des Drurylane-Theaters war und man eine Tänzerin vor ihm verklagte; „Ich und Tanzen!" war sein lakonischer Ausruf gegen einen eintretenden Collegen, — doch spornte ihn dieses Uebel früh zu doppelter Thatkraft. Seltsam und prophetisch klingt eine ritterliche Träumerei aus der Knabenzeit. Er wollte dereinst nicht minder als Held oder

Digitized by Google

Anführer glänzen und sich Truppen werben, welche schwarz gekleidet wären, auf Rappen ritten und Byrons Schwarze genannt würden — und sie müßten Wunder der Tapferkeit thun.

Eine eigenhändige Verzeichnung der bis zum Herbst 1807 von ihm gelesenen Schriften in allerlei Sprachen, welche nun von M. eingerückt wird, dient nicht dazu, eine besondre Meinung von des jungen Mannes Bildung zu gewinnen. Bei der Rubrik Geschichte heißt es unter Deutschland: Ich habe lange Geschichten vom Hause Schwaben, Wenzeslaus und dann von Rudolph v. Habsb. und seinen dicklippigen österreichischen Abkömmlingen gelesen." Dann kommt Biographie, Gesetze, Philosophie (wenig Bedeutendes), Geographie, Poesie (keine Deutsche, unter dem Französischen im Original ist der Cid sein Favorit!) Beredsamkeit, Gottesgelahrtheit, Vermischtes. Unter vorletzter Rubrik findet man die Worte: ..... „alle sehr langweilig. Ich hasse Religionsbücher, doch ehre und liebe ich meinen Gott, ohne an die gotteslästerlichen Begriffe der Sektirer und an ihre dummen und verdammlichen Ketzereien, Mysterien und 39 Artikel zu glauben."

M. kommt bei Gelegenheit der unvollkommnen Studien auf Byrons Diction zu sprechen: „Während seine Freunde über Büchern todter Sprachen brüteten, genoß er die frischen labenden Quellen seiner Muttersprache. Daher die reiche, vielseitige Entfaltung einer Diction, die seine Werke, von einem Alter von 22 Jahren unter das Vortrefflichste gesetzt hat, was die englische Sprache an Kraft und Zartheit aufzuweisen hat! — Nun folgen Notizen, Auszüge und vollständige Mittheilungen von Gedichten aus seiner ersten Zeit, meist nach den Stunden der Muse geschrieben; auf eine junge Eiche, die er in Newstead pflanzte, um mit ihm zu wachsen; auf das Auslöschen eines verbundenen Namenszuges (seines und eines Freundes); auf den Spruch *l'Amitié est l'Amour sans ailes*, welches den Refrain liefert: *Friendship is love without his wings;* auf seinen Sohn (Moore hat zwar über diese frühe Vaterfreude (1807) keine weiteren Notizen, meint aber, er pflege in seinen Gedichten nicht zu fingiren); „Gebet der Natur" — Kämpfe seiner natürlichen Frömmigkeit mit Unglauben, das Gedicht ist vom 29. December 1806. In einem ähnlichen Gedicht, wo ihm eine Todesahnung vorschwebt, sagt er allen Lieblingsscenen lebewohl, auch Annesley ist nicht vergessen. Er spricht von Anbetung Gottes außerhalb der Confessionen, aber mit tiefer Zerknirschung, ja Verzweiflung über seine Sündhaftigkeit, die ihn zu dem Trost in Versen trieb. Man kann es nicht ohne Rührung lesen, wo er fleht:

Father of light, to thee I call,
My soul is dark within
Thou, who canst mark the sparrow fall
Avert the death of sin:
Thou, who canst guide the wandring star
Who calmst the elemental war,
Whose mantle is yon boundless sky,
My thoughts my word, my crimes forgive,
And since I soon must cease to live,
Instruct me, how to die!

Dann war er wieder kindisch ausgelassen, wovon Briefe Zeugniß geben; vielleicht oft schon jene Lustigkeit der Verzweiflung, die ihn selbst unheimlich machen konnte. — In Southwell brachte er im Ganzen die vergnügtesten Jahre seines Lebens zu, und doch schimpft er fast in allen Briefen auf den Ort; endlich aber empfiehlt er Southwell doch wieder dem alten Dallas als ein sehr angenehmes Städtchen.

Lord Byrons erste Recension war für die *Literary Recreations* und handelte von Wordsworth's späteren Gedichten; trefflich wußte er sich in den Recensenten-ton zu finden; aber er versuchte das trockne Geschäft nur noch ein- oder zweimal wieder. Ueber den Eindruck, den die Recensionen seiner Stunden der Muse auf ihn machten, schreibt er launig verächtlich: „der eine sagt, ich solle das Dichten bleiben lassen, der andre bittet mich, die Welt bald mit neuen ähnlichen Producten zu beschenken; wer wollte da nicht ein Barde seyn?

Eine gränzenlose Unstetigkeit erfaßt jetzt unsern ewig hin und her gerissenen, in sich zerfallenen Helden. Reisen will er schon jetzt, weiß aber nicht wohin; anfänglich möchte er mit dem Capitain Battesworth, dessen 24 Wunden Nelson beneidete, nach dem mittelländischen Meere oder nach Westindien fahren. — Unterdessen reift die Satyre „Englische Barden und schottische Recensenten," die er schon vor der heftigen Kritik des Edinburg Review, kürzer, in andrer Form unter der Feder hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nro. 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1830.

Letters and Journals of Lord Byron: with notices of his life, by Thomas Moore.

(Schluſs.)

Uebrigens war er von diesem Angriff avertirt, und ließ seine Mutter, deren Temperament er kannte, vorläufig darüber trösten. Seine Satyre, sagt Moore, enthält wenig Andeutungen von der künftigen strahlenden Kraft und Gefühlstiefe; diese und die früheren Versuche waren Nachahmungen; sowie er auf sich selbst kam, wurde er groſs, bis er sich endlich in seinem Beppo allseitig entwickelte.

Chaworths besuchte er noch einmal; er war jetzt Jüngling, ein schöner Jüngling, nicht zerstört durch die Leidenschaften, sondern vielmehr interessanter, groſs und schlank. Er behielt bei dem Besuch seine natürliche Fassung, bis die kleine Tochter der Geliebten gebracht wurde. Auf diesen Umstand verfaſste er das Gedicht: „Wohl, du bist glücklich." An sie waren noch die beiden Gedichte: „*When man expelled*" etc. und „*Tis done*", Abschied von England. Ein seltsamer Contrast, mit der obigen Andeutung übereinstimmend, findet sich in den munteren, jovialen Briefen und Versen kein Scheiden, trotz seinem zerrissenen Inneren, und zeigt, nach Moore, die Mannigfaltigkeit seines Wesens (nur diese?). Folgendes aber ist Moore's Urtheil, worin er sich freilich ausnehmen mag, wie ein Anakreon mit einem Pfarrerskragen: „Unter den Ursachen — wenn nicht lieber unter den Resultaten dieses Hangs zur Melancholie, die am Ende vielleicht seinem Temperament angehoren war, dürfen jene skeptischen Religionsansichten nicht vergessen werden, die schon die Gedanken des Knaben umdüsterten und sich jetzt noch dunkler über seinem Gemüth sammelten. In der Regel finden wir die Jugend zu heiſs mit den Vergnügungen beschäftigt, die dieses Leben gibt oder verspricht, als daſs sie sich viel mit Fragen und Untersuchungen über die Geheimnisse jenes Lebens beschäftigen sollte. Aber bei ihm war es unglücklicherweise umgekehrt; zu gleicher Zeit die schlimmsten Erfahrungen des Wollüstlings und Denkers gemacht zu haben, und an den Gränzen der Freuden dieser Welt angekommen zu seyn, ohne etwas anderes zu sehen, als „Wolken und Finsterniſs", war der Fluch, den eine Natur, vorgereift in allen Leidenschaften und Kräften, auf Lord Byron wälzte. So drückt sich ein Dichter wie Moore aus über das, was unser Jean Paul „die salomonische Schwindsucht" zu nennen pflegte. Daſs er den tiefen Feuergeist, nach solchen Andeutungen, nicht verstanden, wie die Engländer sogleich urtheilten, können wir begreiflich finden. Ein solches Prometheusleben zu schildern, ist nicht Jedermanns Sache; die Nüchternsten sahen in ihm mehr den Narren (wie Leigh Hunt es that) und die ästhetisch Gebildeten oft nur einen verwegenen Schwärmer, der ungefähr *à la* Schiller von Schicksalstücken fabelt und mit seinem Unglück renommirt.

In Griechenland erwachte B's. Genius. Eine seiner Hauptgenüsse war (nach einem Tagebuch), wenn er an einem einsamen Ort badete, sich auf einen hohen Felsen am Meere zu setzen und stundenlang den Himmel und die Gewässer anzusehen — ein noch unbestimmtes Träumen, welches sich später in so glänzende Schöpfungen verwandelte. — Nach dem Osten hatte er von jeher mit trunknen Blicken geschaut *). Noch vor dem 10ten Jahre las er Rycant's Geschichte der Türken mit Begierde und unauslöschlichem Eindruck, und von dieser Zeit an trachtete er stets nach

*) Eins seiner späteren reiferen Reiseprojecte scheint nach Abessinien gewesen zu seyn, wie aus einer Note bei M. hervorgeht, wo von Notizen über das jüdische Königreich daselbst die Rede ist.

Digitized by Google

Lectüre vom Morgenlande (s. bei Gamba, das Geständnifs B.'s gegen Maurocordato). Er las *Knolles*, *Cantemir*, *De Tott*, *Lady Montague*, *Hawkins*, Mignot's Geschichte der Türken, die 1001 Nacht, alle möglichen Reisen und Geschichten vom Orient — alles vor dem 10ten Jahre, eins der ersten aber war die 1001 Nacht.

Mager sind die Notizen über das reifere Jünglings- und das Mannesalter. Hier empfiehlt M. die Memoiren des Dallas mit Recht, als diejenigen, welche B.'s damalige Ansichten über zwei Dinge aufklärten, welche auf den Charakter frühen Einflufs übten — Moral und Religion. Dallas weifs auch, obgleich sie ihn den Selbstgenügsamen (Leigh Hunt sogar einen dummen Menschen *half-witted*) nennen, am besten, wo es dem jungen Freund fehlte.

Von den Productionen, die in die Zeit seiner Rückkehr fallen, ist der Satyre auf den Walzer als einer Merkwürdigkeit noch aus dem Grunde zu gedenken, weil Byron die Autorschaft davon sehr ernsthaft desavouirt, nachdem er den üblen Eindruck im Publicum wahrgenommen. Er gebrauchte also ernstlich diesen Kunstgriff, und wir müssen auf spätere Erklärungen von ihm selbst über seine *Sayings* und *Doings* um so vorsichtiger seyn. — Dieses kann sogleich auf die dem *Giaur* zum Grunde liegende Begebenheit angewandt werden, die er dem Capitain Medwin als sein eignes Liebesabenteuer erzählt haben soll, während er sich in einer Urkunde bei Moore hinter den mitwissenden Marquis Sligo zu verstecken scheint. Dieser mufste nämlich, da man im Publikum von eignen Abenteuern B.'s munkelte, einen ostensiblen Brief schreiben, wornach Byron nur Retter der Unglücklichen war. Von seinem Corsar hatten sich auch allerhand Gerüchte und Novellen verbreitet. Es wird auf diese Art schwierig, hinter die historischen Motive mancher seiner Dichtungen zu kommen. — Der *Giaur* erlebte in etwa sechs Wochen vier Auflagen, und wurde rasch von 400 zu 1400 Versen vermehrt.

Im Sept. 1813 erhielt er von Ali-Pascha einen lateinischen Brief, welcher anfängt: *Excellentissime, nec non carissime*, und worin er ihn um eine Flinte bittet. — Ref. bemerkt hier gelegentlich, dafs die Vermuthungen über B.'s frühe Absichten mit Griechenland, bei dem Besuch des Pascha's in Janina, und dessen Verfolgung gegen Byron, wohl zu den damaligen Mährchen des Tages zu rechnen sind, welches aufser Leigh Hunt's Andeutung das Stillschweigen von Moore und Hobhouse glaublich macht. — Im September 1813 war es auch, wo B. den Vers über seine Schwermuth in einer fröhlichen Gesellschaft an Moore richtete. —

Das eigentliche Tagebuch oder die sogenannten Memoiren B.'s, worauf das Publicum verzichten mufste, begann erst am 14. November 1813. Bei dieser Rubrik ist denn das Bekenntnifs Moore's, welches der Verleger nicht in dem Vorwort brauchen konnte, sachte eingeschaltet: „da diese Memoiren hauptsächlich Personen betreffen, die noch am Leben, und Begebenheiten, die noch sehr neu sind, ist es eine Unmöglichkeit, sie dem Publicum hinzugeben, ohne einen Theil des Inhaltes wegzulassen, und grade den Theil unglücklicherweise, der wegen seiner Beziehungen zu den geheimen Triebfedern und Gefühlen des Selbstbiographen, am meisten die Neugierde des Lesers reizen und befriedigen würde." — Was hiervon nun Moore mittheilt, citirt er angeblich aus dem Gedächtnifs, z. B. 1814 bekannte B. darin: ein Weib würde ihn retten können (*a wife would be the salvation of me*); B. und Mifs Milbanke standen, nach dem ersten Korb, den er von ihr erhielt, in Correspondenz mit einander: „Beide ohne Liebe." — Im Herbst 1816 wurde ihm „von Jemanden" sein verwaistes Leben und die eben so beschaffenen Vermögensumstände vorgestellt; er entschlofs sich zu Mifs Milbanke, schrieb ihr, und da der Brief, obgleich sie als Gelehrte nicht passend gefunden wurde, dennoch in der Fassung gefiel, sandte B. ihn ab, und entschied so selbst sein Geschick. An dem Tage, wo er das Jawort erhielt, sandte ihm der Gärtner von Newstead jenen verlornen Trauring der Mutter, den er vor ihrem Fenster aufgegraben hatte, und B. entschied sogleich, das müsse sein Trauring werden. — Seine Empfindungen am Hochzeittage stehen im „Traum" geschrieben.

Annesley drängte sich mit allen Erinnerungen ein. Schon am Morgen schritt er traurig vor seinen Kleidern auf und ab, ging traurig durchs Feld, (nach Leigh Hunt las er kurz vor der Trauung in Sandy's Ovid, eine wunderliche Lectüre des Trostes!) sah die Familie erst bei der Trauung, war höchst verwirrt, und als es fortgehen sollte, fragte er: „Sind Sie fertig, Mifs Milbanke?" welches sogleich für ein schlimmes Omen erklärt wurde; so ging's von Seaham nach Halnaby, ei-

Digitized by Google

nem andern Landsitz Sir Ralphs Milbanke. — Mit edler Offenheit ist ein Brief in Moore's Sammlung geschrieben, der dem Herzen B.'s alle Ehre macht; er sagt darin, wenn Schuld auf irgend einer Seite existire, so sey es auf der seinigen, denn seine Gattin sey ein durchaus liebenswürdiges, edles, gütiges Wesen. Byron war, wie Moore angedeutet, ungeheuer heftig und unglücklich launig in der Ehe. Man erfand aber auch allerlei Geschichtchen — wie dafs er sich mit der Heirath für die vorige Kälte nur rächen wollen — dafs er sie mit Pistolenschüssen im Bett erschreckt und ihr mancherlei ähnlichen Schabernack angethan habe. Indessen wurden doch am Ende 16 Fälle von den Aerzten vorgelegt, die auf momentane Geistesabwesenheit schliefsen liefsen. — Als er einmal sehr aufgeräumt war, sagte er zu seiner Gemahlin: „und doch, Bell, hat man mich melancholisch genannt; du siehst, wie mit Unrecht." — Nein, Byron, war ihre Antwort, du bist im Herzen der melancholischste Mensch und oft dann am meisten, wenn du am heitersten scheinst (Tagebuch). — Moore führt dann in einer wahren Tirade aus, dafs das Genie sich überhaupt nicht zur Häuslichkeit eigne. Byron bemerkte, als er sich in der letzten Zeit in Griechenland die dummen Gerüchte von seiner Trennung erzählen liefs: auf die wahren Ursachen kommen die Leute nicht, weil sie zu einfach sind." — Weder dem Genie, noch diesem Herzen durfte Moore Sinn für Häuslichkeit absprechen, es mufste ein Weib und eine Umgebung seyn, die den oft kindischen Riesen, der zeitlebens in Gängelbanden lief, zu lenken verstand, weder eine Lady Milbanke, noch eine Gräfin Guiccioli; aber es gehörte eben zu seinem Loose, dafs er keine solche finden sollte. Wenn er nicht so irrte, erfüllte er nicht diese dichterische und politische Laufbahn (*Si non erraseet, fecerat ille minus*, wie Moore selbst bemerkt). Eines der besten Urtheile über Byron ist das ruhige des genialen Walter Scott, das man in dieser Sammlung liest: „Ich bin zu glauben geneigt, dafs er weder über Religion noch über Politik sehr bestimmte Begriffe hatte. So war überhaupt Byron's Vorstellungsart beschaffen; schon Leigh Hunt bemerkt Byron's Ausspruch, dafs Gründe das letzte sey, was ihn überzeuge! Wir können uns nicht enthalten, noch ein wunderliches Urtheil B.'s über Blücher hier einzuschalten; er sagt von dem Preufsischen Helden: „Ich sah nie einen minder ehrwürdigen Alten als Blücher. Mit den Manieren und dem Ton eines Rekruten-Instruktors (*drilling-sergeant*) prätendirte er die Ehre eines Helden, — als ob ein Stein darum verehrt werden müfste, weil ein Mann über ihn stolperte!" — Mit der zweiten Abreise aus England schliefst Moore diese erste Lieferung.

Nach den obigen sorgfältigen Auszügen des Neuen aus Moore's Memoiren oder Materialiensammlung, sehen wir, dafs dieses Neuen im Grunde wenig ist, und da von dort an Byron von seinem Freunde durch Länder und Meere getrennt war, im Folgenden noch weniger seyn kann, d. h. bei dem Aufhören von Selbstbiographie im strengsten Sinn sind es mehr und mehr die vertrauten Briefe, die sich als Documente eines berühmten Dichters so zu sagen dem Druck entgegenblähen. Eine solche Verdächtigung des Werthes seiner Memoiren, besonders der zweiten Lieferung sucht Moore im Vorwort mit folgender gewandten Ausführung zu entkräften: — „wir verdanken doch seiner traurigen Abwesenheit von England während der glänzendsten Periode seiner Kraftentwicklung, alle die interessanten Briefe, die den gröfseren Theil dieses Werkes ausmachen, und die man in Kraft, Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit allem an die Seite setzen, wo nicht vorziehen darf, was bis jetzt diesen Zweig unsrer Literatur verschönt hat. Wenn von Petrarca gesagt wurde, dafs seine Correspondenz und Verse zusammen den wachsenden Antheil einer Erzählung gewähren, worin der Poet und der Mensch immer ein und dasselbe sind, wird man diefs in weit gröfserem Maafse auf Lord Byron anwendbar finden, dessen literarischer und persönlicher Charakter so eng verwoben sind, dafs es eine gleiche Ungerechtigkeit gegen ihn und die Welt seyn würde, seine Werke ohne den belehrenden Commentar zu lassen, den das Leben und die Correspondenz gewähren."

Letzterer und den ferneren Andeutungen aus Ersterem sehen wir denn mit Verlangen entgegen, versprechen aber dem Publicum noch weniger Ausbeute als bisher, weil Byron im Auslande schon am meisten beschrieben ist, und eben immer der Alte erscheint, ein regelloses Gestirn, ein Komet von räthselhaftem Kern und unberechenbarer Bahn.

Ph. A. G. v. Meyer.

Digitized by Google

LXXV.

Schlesische Gedichte von Karl von Holtei. Berlin bei Haude und Spener 1830. VI. und 162 S. 8.

Der Dichter, der in einem bestimmten Volksdialekte producirt, befindet sich auf einem sehr günstigen Terrain: denn an die Eigenthümlichkeit der Mundart schliefst sich sogleich auch die des Volks und seines ganzen Lebenskreises bis in die kleinsten Einzelnheiten, und so wie er die erstere anwendet, wird sich die klare Anschauung der Letzteren unwillkürlich und nothwendig ihm aufdrängen und in seine Gestaltungen übergehen. Der Vortheil ist grofs, denn wie die Wissenschaft das Allgemeine, so sucht die Poesie das Besondere. Der genialischen Benutzung dieses Vortheils verdankt der treffliche Hebel den grofsen Erfolg seiner Dichtungen, durch welche Herr von Holtei nach seiner eigenen Aeufserung zu den vorliegenden Gedichten angeregt worden ist. Letztere kann man aber darum, weil Hebel zuerst auf diesem Felde der Poesie auftrat, nicht Nachahmungen nennen: sie sind des Dichters eigenthümliche Schöpfungen. In der Welt des Gefühls hat jeder seine eigene Heimath. Das Land, in dem wir unsere Jugend verlebt, das Haus, der Menschenkreis, in dem wir erwacht sind zu Lust und Schmerz, liegt unserem Herzen am nächsten. So hört und redet denn auch unser Gefühl am liebsten die Sprache, die uns zuerst erklang; Ton und Ausdruck unserer Provinz, unserer nächsten Umgebungen behalten einen unaussprechlichen Reiz. Ja nicht blos jede Landschaft und Stadt, sondern jedes Haus und jeder Familienkreis hat seine ganz besondere Weise für die Mittheilung der inneren Lebensregungen, und wie dem Dichter die heimathlichen Anschauungen den ersten poetischen Stoff zuführen, so bildet diese Mittheilungsweise die erste Grundform seiner künftigen Darstellung. Wenn er dann späterhin, um in gröfserer Ausdehnung zu wirken, freilich gezwungen ist, sich der allgemein angenommenen Sprachweise zu bedienen, so wird er, wenn auch unbewufst, immer aus jener seiner besonderen Ursprache übersetzen. Lyrische Gedichte, denen eine solche Wurzel fehlt, sind wie gemachte Blumen, ohne Duft und Schmelz. Herr von Holtei hat in früheren aus der Tiefe des Herzens erklungenen Liedern schon bewiesen, dafs Gefühl und Sprache der Poesie aus dem Jugendkeim in ihm erwachsen sind, und dafs er in der Gemeinde der Dichter nicht zu den Heimathlosen gehört. In der Sammlung, die er uns hier darbietet, tritt er dieser Quelle seines Dichterlebens wieder näher; er versetzt sich in sein geliebtes Vaterland, und läfst die Bilder und Töne, die seine Jugend erfüllten, in seinem Herzen aufwachen. Ein durch seltene Naturschönheit ausgezeichnetes Land, belebt von einem gemüthlichen treuherzigen Menschenschlage, stellt sich dar; die Bewohner offenbaren uns ihre Gebräuche und Sitten, ihre Gewohnheiten, Beschäftigungen und Feste in ihrer eigenen naiven Ausdrucks- und Sprachform. Schärfe der Auffassung und treue Nachbildung, wie sie nur dem liebenden und geliebten Landeskinde möglich sind, geben diesen Lebensbildern den Reiz der Wahrheit, und ein reiner gebildeter Dichtersinn, gleich entfernt von roher Trivialität und gezierter Empfindsamkeit, verleihen ihnen zugleich den höheren poetischen Werth, den sie, selbst entkleidet von dem Gewande der heimathlichen Mundart nicht verlieren würden. Hierdurch hat der Dichter den doppelten Vorzug, den gebildeten Freund der Poesie zu erfreuen, und sein Vaterland poetisch heraufzubilden. Denn dafs seine Dichtungen in Schlesien auch beim Volke Eingang finden und als Lieblingslieder erklingen werden, ist um so weniger zu bezweifeln, als der Dichter ihnen leicht fafsliche und angenehme Melodien mitgegeben hat, die zu unmittelbarer Anwendung einladen, wie denn auch viele von diesen Liedern, die früher einzeln im Druck erschienen, jetzt schon beliebt sind, und häufig gesungen werden. Eine launige derbe Lebensfreudigkeit, ein gewisser behaglicher Leichtsinn und doch auch wieder ein ungekünsteltes inniges Gefühl, treuherzige Theilnahme und ächte Liebe athmen in diesen Dichtungen. Kleine Romanzen und Idyllen, aus dem Quell des ländlichen und städtischen Lebens geschöpft, verkörpern sich zu einer frischen kräftigen Gegenwart, und versetzen uns täuschend mitten in die Provinz und unter Menschen, deren Umgang und Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit so wohlthuend ist. Das Idiom ist für den Norddeutschen leicht verständlich und wir haben des beigefügten für den Sprachforscher schätzbaren Wörterverzeichnisses nur wenig und meist nur da bedurft, wo es auf die Erklärung lokaler Gewohnheiten und Beziehungen ankam. Eine Zueignung an Goethe eröffnet die Sammlung, und da derselbe die ihm schon früher mitgetheilten Proben mit Beifall aufgenommen und in „Kunst und Alterthum" empfohlen hat, so werden Freunde der Poesie einer weiteren Einladung zum Genusse nicht bedürfen.

Wilhelm Neumann.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1830. — Nro. 6.

Personal-Chronik.

Der bisherige Regierungs- und Schul-Rath *Wagner* zu Gumbinnen ist in das Königl. Konsistorium und Provinzial-Schul-Kollegium als Konsistorial- und Schulrath in Stelle des abgegangenen Konsistorial-Raths *Kohlrausch* versetzt.

Der bisherige Professor *Vogel* am Gymnasium in Neisse ist zum katholischen Schulrath bei dem Königl. Provinzial-Schul-Kollegium in Breslau ernannt.

Der Professor Dr. *Elvenich* in der philosophischen Fakultät der Universität in Breslau ist zum Direktor des katholischen Gymnasiums daselbst ernannt.

Der aufserordentliche Professor Dr. *von Bohlen* ist zum ordentlichen Professor und zwar für das Fach der orientalischen Sprache in der philosophischen Fakultät der Universität in Königsberg ernannt.

R. v. L. graphische Darstellungen zur griechischen Geschichte.

Wenn gleich der Ursprung, die primitiven Wohnsitze und die frühesten Verzweigungen der Völker sich über die Gränzen der pragmatischen Geschichte hinaus, im Dunkel der Sage und Erdichtung zu verbergen pflegen, so kann man doch nicht in Abrede stellen, dafs die Verbreitung des menschlichen Geschlechtes auf der Oberfläche unsres Planeten, als ein wesentlicher Bestandtheil des historischen Stoffes betrachtet werden mufs. Der Versuch, die uns in dieser Beziehung aufbehaltenen Ueberlieferungen, wie lückenhaft oder unerweislich sie immerhin zum grofsen Theile erscheinen mögen, in eine möglichst klare Uebersicht zusammenzufassen, ist demnach eine Aufgabe welche von dem Geschichtsforscher nicht unbedingt von der Hand gewiesen werden darf. Von den uns näher bekannt gewordenen Völkern des Alterthums bietet keines eine solche Mannichfaltigkeit der Verzweigung, Verschmelzung und weitverbreiteten Ansiedlung dar, als die in so vielen andern Beziehungen ausgezeichneten Griechen. Es fehlt in der deutschen Litteratur an einem Werke, welches diesen Gegenstand mit der ihm entsprechenden Gründlichkeit und Ausführlichkeit abgehandelt hätte. Auch die *histoire critique de l'établissement des colonies grecques* welche Raoul-Rochette in Folge einer im Jahr 1813 durch die Pariser Akademie der Wissenschaften gestellten Preisfrage ausgearbeitet hat, läfst, obschon ihr der Preis zuerkannt wurde, allerdings noch manches zu wünschen übrig, welches näher zu beleuchten hier nicht der Ort seyn würde. Dennoch verdient sie näher und allgemeiner bekannt zu seyn, als es bisjetzt der Fall gewesen ist, wie man sich leicht überzeugen wird, wenn man der so eben bei Schropp erschienenen *graphischen Darstellung der griechischen Colonisationen von Inachus bis auf Alexander den Grofsen* (von R. v. L.) einige Aufmerksamkeit schenken will. Der wesentliche Inhalt der 4 Bände des Raoul-Rochettischen Werks, findet sich hier in 6, ein zusammenhängendes Ganze bildenden, Folioblättern zu einem, trotz des reichhaltigen Details leicht anschaulichen Bilde vereinigt, das nach folgenden Prinzipien, entworfen und geordnet erscheint.

Während durch horizontale Linien ein Fachwerk gebildet ist, welches den ganzen in Rede stehenden Zeitraum (von 2000 bis 300 Jahre vor Christi Geburt) in 17 Jahrhunderte zerlegt, schlängeln sich durch dasselbe ungefähr 40 farbige Streifen von unten nach oben hinauf, deren jeder einem besondern griechischen Volksstamme oder von griechischen Colonien bevölkerten Landstriche entspricht. Je nachdem man also die einzelnen Elemente der Darstellung von der Linken zur Rechten, oder von unten nach oben mit dem Auge durchläuft, findet man nach Ort und Zeit systematisch aneinandergereihet, entweder alle griechischen Ansiedlungen und Stammverzweigungen oder Verschmelzungen, welche im Laufe eines Jahrhundert stattgefunden haben, oder aber was sich in dieser Beziehung in jedem einzelnen Lande, von der frühesten Zeit an bis zur macedonischen Unterjochung, zugetragen hat.

Nächstdem aber kam es noch darauf an, mittelst analoger oder contrastirender Farben, die Modalitäten der Stammes-Verwandschaft oder Verschiedenheit einmal in ein möglichst unzweideutiges Bild zusammenzufassen, zum andern aber auch dies auf eine solche Weise zu thun, dafs die von Raoul-Rochette in dieser Beziehung entwickelten Ansichten in ihrer Eigenthümkeit ungetrübt dargestellt und festgehalten würden. In der spätern Zeit, wo die Bruderstämme sich in neue zum Theil feindseelig gegenüberstehende Geschlechter spalten, und solchergestalt das Gemeinsame der Abkunft allmälig durch fremdartige politische Elemente

Digitized by Google

verwischt oder überwachsen wird, verlangten auch diese Relationen eine sorgfältige Berücksichtigung, und es mufste insonderheit die Beziehung der Colonien zu ihrer Metropole durch das Farbenbild herausgehoben, und endlich durch die hinzugefügten Legenden eine spezielle Auskunft über Personen, Orts- und Zeitbestimmungen gegeben werden. Dieser Tendenz entsprechend deutet die durch ihre Masse sich überwiegend geltend machende innere oder Grundfarbe eines jeden Völker-Streifens auf dessen Geschlechtsverhältnifs hin, während die den Streifen begränzenden farbigen Ränder bestimmt sind, die Differenz der einzelnen Staaten und Metropolen ersichtlich zu machen. So ist z. B. in der frühern Zeit die gelbe Grundfarbe das allgemeine Kennzeichen der pelasgischen Völkerfamilie; durch die braune, orange, grüne oder rothe Einfassung des gelben Streifens aber werden Epirotische, Carisch-Lelegische, Tyrrhenische, Dardanische Pelasger von einander gesondert. Auf gleiche Weise werden in der spätern Periode die Jonier in Kleinasien von Athen und Euböa, oder die peloponnesischen Dorer in Argolis, Korinth, Messene und Laconien von ihren Stammverwandten in Doris Tetrapolis und Hexapolis unterschieden, und das Tyrrhenische Geschlecht des Pelops in seiner Wanderung von Maonien nach Pisatis und Argolis kenntlich gemacht u. s. w. Die bunten Farben sind vorzugsweise zum Symbol der griechischen Stämme gewählt: gelb für Pelasger, rosenfarb für Jonier, blau Aeolier und Achäer, violet für Dorer, grün für Tyrrhener, orange für Oenotrer Sikeler und Aboriginer. Die antibunten Farben (grau und braun) dagegen werden als unterscheidendes Merkmal den ungriechischen oder barbarischen Völkern (Aegyptern, Illyriern, Iberiern, Thraciern u. s. w.) vorbehalten.

Der Zeit- und Kostenaufwand, den die sorgfältige Anfertigung eines so mannichfaltigen und reichhaltigen Farbenbildes in jedem einzelnen Exemplare unerläfslich macht, und die diesem Aufwand entsprechende Ausstattung an Papier und Druck u. s. w. bedingen natürlich den Betrag des Verkaufspreises auf eine solche Weise, dafs für den unbemittelten Gelehrten und Privatmann die Anschaffung dieses Werkes Opfer erfodert, die nicht einem Jeden zu bringen gestattet seyn dürften, der diese Darstellung zu seiner Belehrung oder Unterhaltung vielleicht gern besitzen würde. Sollte es nicht für diesen Theil des Publikums, und insonderheit für das Bedürfnifs höherer Lehranstalten eine angemessene Auskunft gewähren, wenn die Verlagshandlung sich bereitwillig finden liefse, auf geringerm Papier abgezogene, uncolorirt oder nur mit der unentbehrlichsten Illumination versehene Exemplare zu einem ermäfsigten Preise zu verkaufen. Die eigne Anfertigung der Illumination, wozu durch eine kurze gedruckte Erläuterung vielleicht eine leichtverständliche Anweisung ertheilt werden könnte, würde manchem Besitzer obenein eine belehrende und erwünschte Unterhaltung gewähren, um so mehr als durch Zurathziehung der auf öffentlichen Bibliotheken u. s. w. vorhandnen vollständig illuminirten Exemplare in jedem zweifelhaften Fall die einzelnen sich ergebenden Schwierigkeiten sich leicht würden beseitigen lassen.

Auswärtiges.

Nachrichten über einige Italiänische und Spanische Bibliotheken.

Ueber die Fortsetzung der gelehrten Reise des Hrn. Dr. Fr. Dietz (des Herausgebers der Schrift des Hippokrates περὶ ἱερᾶς νόσου) sind uns einige Nachrichten zugegangen. Man darf sich von derselben eine interessante Ausbeute versprechen, da dem Reisenden durch Glück und Empfehlung die bisher streng verschlossenen Schätze nahmentlich der Spanischen Bibliotheken mehr als jedem andern Fremden zugänglich waren. In *Genua* fertigte Hr. Dr. Dietz von der auf der Bibliothek der *P. P. Urbani Missionarj* befindlichen, beträchtlichen Anzahl alter griechischer Handschriften Beschreibungen an, wie er auch von sämmtlichen Handschriften der dortigen Universitätsbibliothek, die wenig Griechisches, aber einiges Arabische und Lateinische medizinischen Inhaltes besitzen soll, gleiche Nachrichten sammelte. In *Marseille* beschäftigte ihn der handschriftliche 6 Foliobände enthaltende Nachlafs des Mr. Claude François Calvet, praktischen und gelehrten Arztes in Avignon. In *Montpellier* ist der Pallast des Bischofs, in dem sonst die von Montfaucon ausgezeichnete Bibliothek aufbewahrt wurde, jetzt das Gebäude der *école de médicine*, fast alles Griechische aus derselben ist nach Paris gekommen, und Hr. Dietz mufste sich mit Notizen über das noch vorhandene begnügen, worunter das Bedeutendste eine sehr alte Lateinische Uebersetzung der *Synopsis* des *Oribasius* ist, deren Original Herr Dietz herausgeben will. *Barcelona* hat bei den jüngsten traurigen Ereignissen in Spanien durch die Wuth der konstitutionellen Parthei gegen die Inhaber der literarischen Schätze, die Mönchsorden, die meisten Handschriften, welche die dortigen Bibliotheken früher besafsen, verloren. Hr. Dr. Dietz hat jedoch in des jetzigen Bischofs Sichard Bibliothek der katalonischen Autoren, und in der des berühmten medizinisch-chirurgischen Collegiums mit Nutzen gearbeitet, und über den heutigen Zustand dieser Schule und ihrer literarischen Erzeugnisse zu besondern Abhandlungen über die spanischen medizinisch-chirurgischen Kollegien von Barcelona, Madrid und Cadiz, über die medizinischen Facultäten auf den Universitäten, über die neueste medizinische Literatur in Spanien u. s. w. Materialien gesammelt. — *Valencia's* Bibliotheken sind durch die französischen Bomben im Befreiungskriege verbrannt; von der allein geretteten, wichtigsten der Hieronymiten von *San Miguel de los Reyes* vor der Stadt, die zweimal nach Palma auf Mallorca geflüchtet worden, ist Hr. Dr. Dietz zuerst im Stande Nachrichten zu geben, da sie vor ihm allen Fremden

Digitized by Google

bisher immer unzugänglich gewesen war. — Im *Eskorial* hat Hr. Dr. Dietz mit demselben Glück dritthalb Monate mit einer Freiheit gearbeitet, wie sie seit Gründung der Bibliothek lange keinem Fremden, ja keinem Spanier zu Theil geworden ist. Mehr als 3000 griechische, lateinische, arabische, spanische, portugiesische und hebräische Handschriften sind hier einzeln durch seine Hände gegangen, und die Ausbeute dieser Arbeiten wird eine besondere Abhandlung über die Bibliothek des Eskorial mit Fragmenten zu ihrer Geschichte seyn, welche Hr. Dr. Dietz der Welt mitzutheilen gedenkt. Das Wichtigste, das er für griechische Medicin unter den mehr als 50 Handschriften, die hieher gehören, fand, ist die vollständige Paraphrase des Eutecnius zu den beiden Gedichten Nicanders ohne die Lücken des Wiener und Florentiner Codex; das um 30 Hexameter längere anonyme Gedicht *de herbis* hinter der zweiten Aldina des Dioscorides zum ersten Male abgedruckt; das Anecdoton von Galen *de anatome musculorum*, sehr alt und ohne Lücken, deren der *Codex Ambrosianus* viele hat; der vollständige Commentar des Stephanus von Athen zu den Aphorismen. Von dem hier vermutheten Hippokratischen Buche *de hebdomadibus* fand Hr. Dr. Dietz keine Spur und hofft zu beweisen, dafs dasselbe auch nie hier gewesen ist. — In *Madrid* hat Hr. Dr. Dietz ebenfalls das seltene Glück gehabt, den ganzen vier Folianten starken Katalog über Arab. Griech. Latein. Spanische u. s. w. Handschriften, der in der Regel niemanden gezeigt wird, durchzusehen. Aus dem Werke des Jbn Baithar aus Malaga über die *materia medica* hat er das Wichtigste mit Auslassung aller Stücke aus Galen und Dioscorides lateinisch mit Beibehaltung der arabischen Nahmen für die abgehandelten Medicamente zu excerpiren angefangen, und war mit dieser Arbeit Anfang Juli d. J. bis zum 5ten Buchstaben *Gim* gekommen.

Literarische Anzeigen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen, historische und literarische, der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg. Herausgegeben vom Prof. Dr. F. W. Schubert. 1ste Sammlung. gr. 8. (1 Thlr. 7½ Sgr.) 1 Thlr. 6 Gr.

Barthold, Dr. F. W., der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. In sechs Büchern dargestellt. 1r Theil. gr. 8. (2 Thlr. 25 Sgr.) 2 Thlr. 20 Gr.
(Dieses Werk schliefst sich unmittelbar an „Raumers Geschichte der Hohenstaufen.")

Bessel, Prof. F. W., Tabulae Regiomontanae reductionum observationum astronomicarum ab anno 1750 usque ad annum 1850. 8 maj. (6 Thlr. 20 Sgr.) 6 Thlr. 16 Gr.

Ebert, J. F., *ΣΙΚΕΛΙΩΝ* sive Commentariorum de Siciliae veteris Geographia, Historia, Mythologia, Lingua, Antiquitatibus Sylloge. Accedunt praeter Inscriptionum aliquot enarrationem, Scriptorum ut ratione Siculorum, ita horum, qui de rebus Siculis egerunt, vitae cum reliquiis Operum illustratis. Vol. I. p. 1. 8 maj. (25 Sgr.) 20 Gr.

Nösselt, Fr., Handbuch der Geographie für Töchterschulen und die Gebildeten des weiblichen Geschlechts. 3ter und letzter Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Richter, O. L. W., Handbuch des Strafverfahrens in den Königlichen Preufsischen Staaten, mit Ausnahme der Provinzen, wo noch französisches Recht gilt. Eine Zusammenstellung aller, für das gesammte Strafverfahren bestehenden gesetzlichen Vorschriften, mit Zuziehung der besten Hülfsmittel der rechtswissenschaftlichen und gerichtlich-medicinischen Literatur. 1r Band: das fiscalische Strafverfahren enthaltend. gr. 8. 2 Thlr.

Sachs, Prof. L. W. und Dr. F. Ph. Dulk, Handwörterbuch der praktischen Arzneimittellehre. 1r Bd. gr. 8. (4 Thlr. 15 Sgr.) 4 Thlr. 12 Gr.

Voigt, Joh., Geschichte Preufsens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Herrschaft des deutschen Ordens. 4ter Band. Mit 2 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.

Königsberg, Juli 1830.

Gebr. Bornträger.

In drei bis vier Monaten erscheint:

CORNELIUS TACITUS

TEXTUM AD LIBROS FLORENTINOS

NUNC PRIMUM ACCURATIUS EXCUSSOS

EMENDAVIT

IMMANUEL BEKKERUS

ACCEDIT ANNOTATIO LIPSII, GRONOVII, ERNESTII, FR. AUG. WOLFII, OBERLINI.

CUM INDICIBUS.

2 Volumina. 8 maj.

110 — 120 Bogen.

Die Grundlage dieser neuen Ausgabe des Tacitus ist die Ernesti'sche Ausgabe, welche nunmehr zum vierten Mal in unserm Verlag erscheint. Die Besorgung der dritten Auflage hatte Friedr. Aug. Wolf übernommen, der bis in die Mitte des zweiten Buchs der Annalen zahlreiche Bemerkungen beifügte, dann aber die weitere Arbeit an Jer. Jac. Oberlin überliefs. Auch dessen Ausgabe ist seit zwei Jahren vergriffen, und längst wäre eine neue Auflage derselben erschienen, wenn wir uns nicht vorher eine, oft gewünschte, genaue Collation des ältesten, in Florenz befindlichen Codex des Tacitus verschaffen zu müssen geglaubt hätten. Nun diese, von Herrn del Furia besorgt, in unsern Besitz gelangt ist, hat Herr Prof. IMMANUEL BEKKER die Besorgung einer neuen Ausgabe gütigst übernommen.

Auf diese Ausgabe, *in der also der Text des Tacitus zum ersten Mal in wesentlich verbesserter Gestalt erscheint*, machen wir das gelehrte Publikum im voraus aufmerksam.

Sie wird sich, neben der Correctheit, auch äufserlich durch einen geschmackvollen Druck mit ganz neuen Typen so wie durch feines, weifses Papier auszeichnen.

Trotz der auf diese Art mannigfach vermehrten Kosten lassen wir dennoch die aufserordentlich billigen frühern Preise fortbestehen, die für:

Die Ausgabe auf französischem Druckpapier 5 Rthlr.
— — auf Schreib-Velin-Papier (7 Rthlr. 15 Sgr.) 7 Rthlr. 12 Gr.
— — auf feinstem Schweizer-Velin-Papier 10 Rthlr.

betragen.

Der Druck ist schon so weit vorgerückt, dafs wir die Vol-

Digitized by Google

lendung des Ganzen binnen der oben angegebenen Zeit versprechen können.

Leipzig, im August 1830.

Weidmannsche Buchhandlung.

Ankündigung

eines höchst interessanten Werkes über die neueste französische Revolution.

In der Unterzeichneten erscheint in ganz kurzer Zeit:

Umständlicher Bericht

eines

Augenzeugen

über den letzten

Auftritt der französischen Revolution

Ende Julius 1830;

erstattet von

J. H. Schnitzler,

Verfasser des „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie."

Stuttgart und Tübingen den 5. August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung sind zur Oster-Messe d. J. folgende Artikel erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Annalen, neue allgemeine politische, herausgegeben von Rotteck, neueste Folge, 1ster bis 4ter Bd. gr. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen, politischen und sittlichen Lebens der Völker aufserhalb Deutschland. 3ter Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Bröndsted, D. P. O., Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler griechischen Styls. 2tes Buch klein Folio. Velinpapier gebunden 28 fl. Schreibpapier brosch. 18 fl. 36 kr.

— — „Ueber den Aufsatz im Hermes: Villoison und Bröndsted." Eine Beilage zu den Keïschen Untersuchungen. gr. 8. broschirt. 1 fl. 48 kr.

Chi-king, (Buch der Lieder) aus dem Chinesischen in lateinischer Uebersetzung. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Correspondenzblatt, des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins 1830. 12 Hefte. gr. 8. brosch. 3 fl.

Elsholz, v, Schauspiele. 1ster Band. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea, während des Mittelalters. 1ster Band Geschichte des Untergangs der Hellenen im Peloponnes. gr. 8. 4 fl.

Fischer, J. B., Synopsis Mamalium cum add. et index. gr. 8. 5 fl. 48 kr.

Fragmens relatifs à la réligion de Zoroastre, extraits des manuscrits persans de la bibliothèque du Roi. gr. 8. brosch. 1 fl. 24 kr.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden. 3ter Band 1stes Heft. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Gagern, v., Mein Antheil an der Politik. 3ter Band. gr. 8. 1 fl. 45 kr.

Goethe, v, sämmtliche Werke, Taschenausgabe, 7te Liefrg. oder 31ster bis 35ster Band, Velinpapier 5 fl. 24 kr. Druckpapier 3 fl. 36 kr.

Goethe, sämmtliche Werke gr. 8. 4te u. 5te Lfrg. oder 16ter bis 25ster Band.

Pränumeration für alle 40 Bde. { Velinpapier 79 fl. 48 kr. / Schweizerpapier 63 fl. / Druckpapier 50 fl. 24 kr.

Graff, E. S., Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. III. Bd. 3tes Heft. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Haindl, Construction der Verzahnungen, mit besonderer Rücksicht auf die beste Form der Zähne, mit 9 Platten. gr. 4. 1 fl. 36 kr.

Herder, J. G. v., sämmtliche Werke, Taschen-Ausgabe 8te u. 9te Lieferung oder 43ster — 54ster Band. Velinp. 9 fl. 36 kr. Druckp. 6 fl. 24 kr.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgegeben von C. C. André. 1830. gr. 4. 16 fl.

Hördt, v., merkwürdige Verletzung eines Pferdes durch den Blitz mit einer lithographirten Abbildung. 48 kr.

Hoffmann, Fr., geognostischer Atlas vom nordwestlichen Deutschland. 18 fl.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin. 1830. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtemb., für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie, herausgegeben v. J. D. G. Memminger. 1828. 1stes Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

Immermann, K., Gedichte. Neue Folge. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

— — — — Miscellen 1ster Bd. gr. 8. 2 fl.

Journal, polytechn., eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- u. Landwirthschaft. Herausgeg. von Dingler. Jahrg. 1830. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Justiz, Kameral- und Polizey-Fama, allgemeine. Jahrg. 1830. gr. 4. 9 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludw. Schorn. Jahrg. 1830. gr. 8. 6 fl.

Literaturblatt. Redigirt von D. W. Menzel. Jahrg. 1830. gr. 4. 6 fl.

Malchus, von, Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung. 2 Theile. gr. 8. 7 fl. 30 kr.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. Mit Charten und Kupfern. 7tes Heft Oberamt Blaubeuren. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Menzel, W., Narcissus, ein dramat. Mährchen. 8. 2 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände, 1830. gr. 4. 20 fl.

Schmeller, J. A., die altsächs. Evangelien-Harmonie in genauem Abdruck der Münchner Handschrift mit den Lesearten und Ergänzungen der Cottonischen zu London. gr. 4. Velinpapier 4 fl. Schreibpapier 3 fl. 24 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, 15ter — 18ter Bd. gr. 8. brosch. 16 fl.

Thiersch, E., die Forstkäfer oder vollständige Naturgeschichte der vorzüglichsten, den Gebirgsforsten schädlichsten Insekten, hauptsächlich der Borkenkäfer mit Angabe der Mittel zu ihrer Vertilgung. gr. 4. 1 fl. 36 kr.

Thiersch, Fr., über den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18ten Januar 1829. gr. 8. 36 kr.

— — über den angeblichen Jesuitismus und Obscurantismus des baierischen Schulplans vom 8ten Febr. 1829. gr. 8. 1 fl.

Troxler, Logik, 3ter und letzter Band. gr. 8. 2 fl.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes Johann Benjamin Erhard gr. 8. 3 fl.

Wolff, Prof., Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften. 8. 4 fl. 48 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1830. gr. 4. 16 fl.

Stuttgart und Tübingen, im August 1830.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google